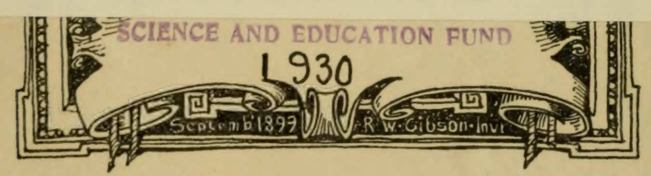
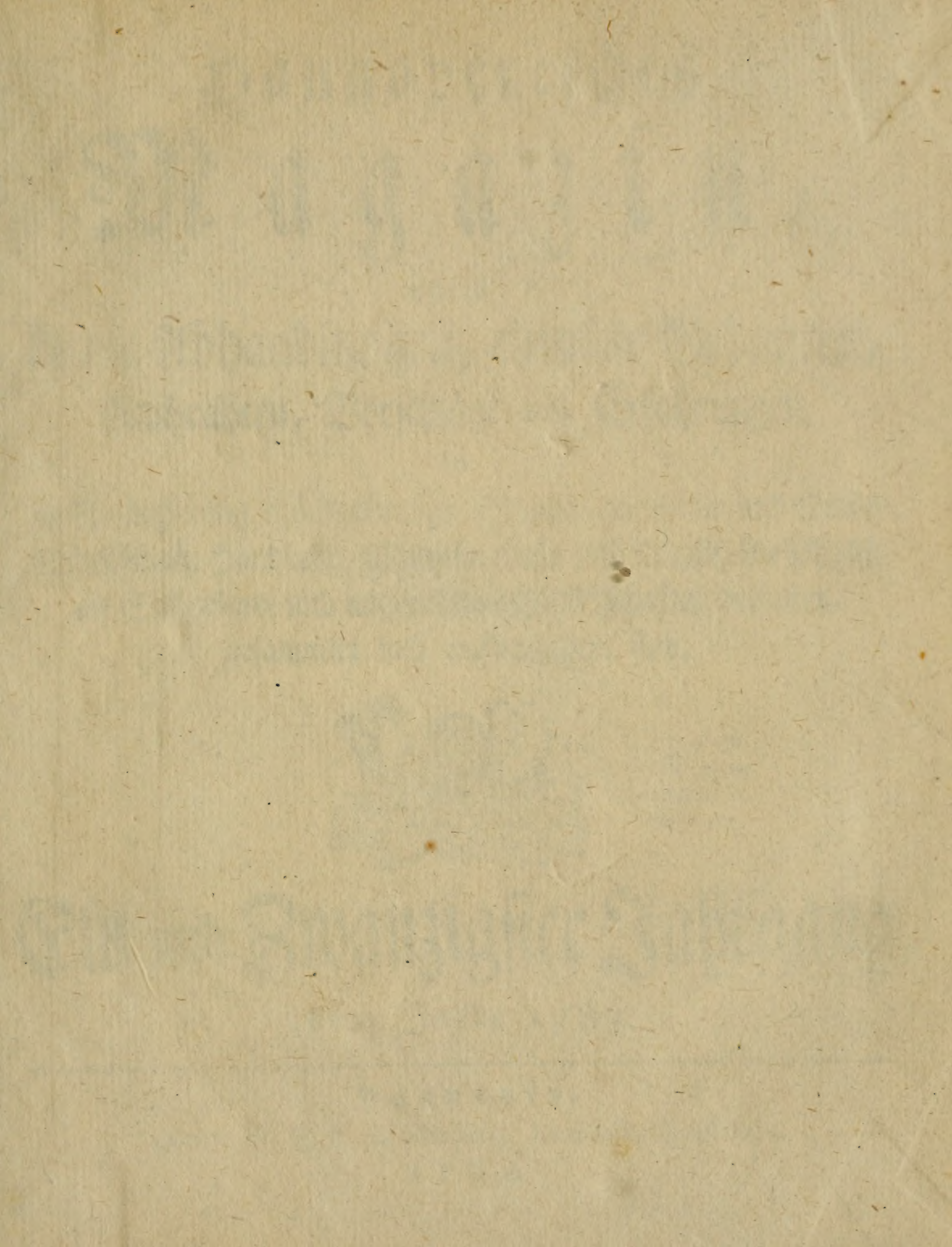
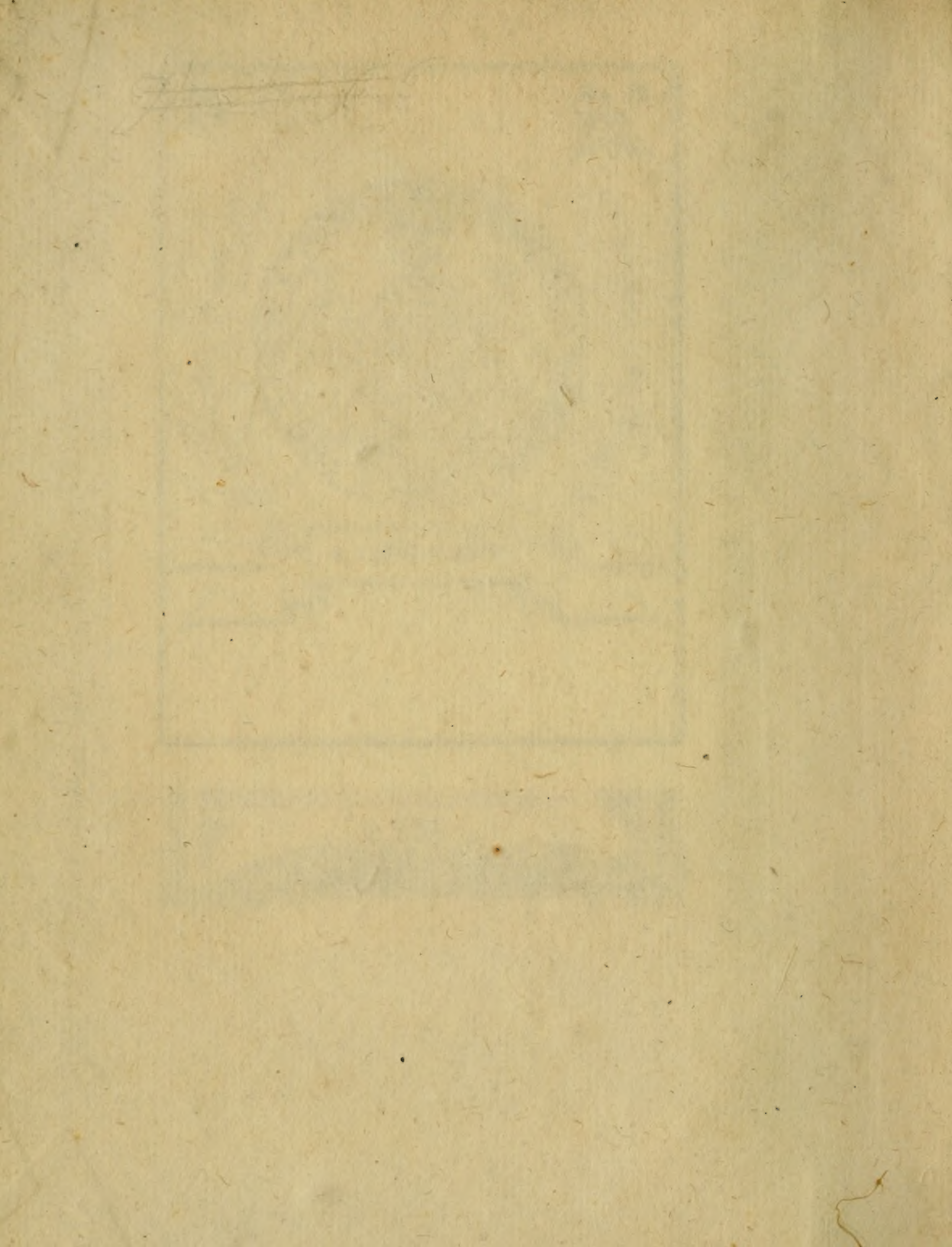



SCIENCE AND EDUCATION FUND
1930
Septemb 1899
R. W. Gibson Invt





Hannoverisches Magazin,

worin

kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen,

so

die Verbesserung des Nahrungs-Standes, die Land- und Stadt-Wirthschaft, Handlung, Manufacturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen, gesammlet und aufbewahret sind.



Ein und Zwanzigster Jahrgang,

vom Jahre 1783.

Hannover,

gedruckt bei H. E. C. Schlüter, Landschaftl. Buchdrucker.

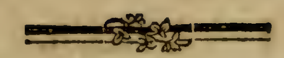
1784.

Erstes Register,

Rubriken, vom Jahre 1783.



Zwei-



Zweites Register,

nach alphabetischer Ordnung.

Vom Jahre 1783.

A.

Anekdoten.

Anfragen und Aufgaben.

I. Beantwortete.

II. Unbeantwortete.

C.

D.

Loder,

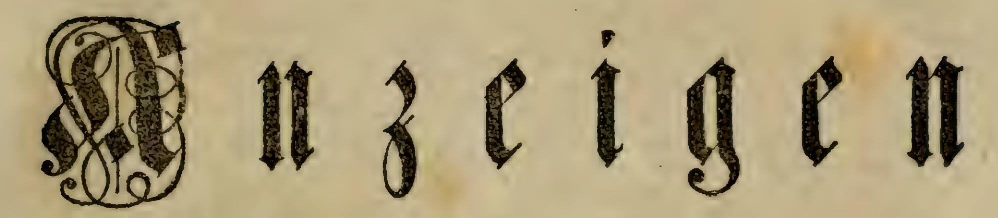
M.

N.

O.

Ofen-

Hannoverische



von allerhand Sachen, deren Bekantmachung dem gemeinen Wesen nöthig und nützlich.

Vom Jahre 1783.

Hannover, 1784.



T.

U.

V.





Hannoverisches Magazin.

1tes Stück.

Freitag, den 3ten Januar 1783.

Empfindsame Reise auf den Brocken von L. C. Schmahling, Inspector zu Osterwieck.

Meine Empfindungen bei der Reise auf den Brocken im August des Jahres 1782 sind nicht bloß gewesen, daß ich auf dem Wege geschwitzt, und auf dem Berge gefroren habe: denn das begegnet wohl einem jeden: aber ich will sagen, welche Erweiterung meiner Kenntnisse, welche Freude an den Werken Gottes, welche Ehrerbietigkeit und Bewunderung ihres großen Urhebers, welche Zufriedenheit mit mir selbst und dem Menschengeschlecht, dem die Erde bestimt ist, ich empfunden habe. Ich habe königliche und fürstliche Palläste und Gärten gesehen, aber es ist nichts gegen den Brocken: denn jene sind etwas menschliches, aber dieser etwas göttliches, welches jenes an Größe, Pracht und Nutzen gar sehr übertrift. Es ist Riesengröße, erhabene Wildheit, schauderhafte Pracht, ein Blick auf die Welt ins Große, der uns einen Vorschmack giebt, was wir bei ihrer Ueberschauung empfinden werden.

Aber wer gewohnt ist, die Natur nur so ohne Empfindung anzugaffen, wer nichts als Berge, Thäler, Steine und Bäume siehet, aber nichts dabei denkt und fühlt, wer also zwar Augen hat, aber keinen Geist und kein Herz, die Ursachen, die Absichten, den Nutzen, die Schönheit und Pracht aller dieser Gegenstände einzusehen und zu empfinden, der bezahlt die Reise mit saurem Schweiß und müden Beinen viel zu theuer, und entbehret des besten Theils des Vergnügens, das sie machen kan. Die Sinne werden gesättigt; aber der Geist geht ins unendliche, und erschöpft nie die Schönheit und Pracht der Natur mit Betrachtungen und Empfindungen. Ich will also versuchen, ob ich einige empfindsame und denkende Liebhaber der Natur zu dieser zwar mühsamen aber doch angenehmen Reise auf den Brocken überreden kan, um die Freuden des Lebens zu vermehren, und auf diesen hohen Schauplatz aufmerksame Zuschauer hinzuführen, die den Schöpfer in seinen Werken ehren. Wir haben zwar schon eine Menge Beschreibungen

gen

gen des Brocken, ich hoffe aber, daß sie die meinige nicht überflüßig machen werden, weil ich ihn aus einem andern Gesichtspunkte angesehen habe.

Die Veranlassung zu dieser Reise gab mir des Herrn Ober-Consistorialrath Silberschlags Erklärung der mosaischen Erderschaffung nach physikalischen und mathematischen Grundsätzen, welche zu Berlin im Jahr 1780 in zwei Theilen in Quart herausgekommen ist: ein Buch, welches zu den merkwürdigsten Produkten der gelehrten Welt in diesem Jahrhundert gehöret, und dem Theologen eben so wichtig, als dem Naturkündiger seyn muß. In demselben handelt der dritte Abschnitt des ersten Theils von dem Brocken, und ich habe denselben mit derjenigen Aufmerksamkeit gelesen, welche Schriften erfodern, die dem Verstande so viel Nahrung geben, und bei deren Lesung man sich so sehr gebessert fühlet. Es war natürlich, daß bei mir ein Verlangen entstand, dasjenige zu sehen und selbst zu erfahren, was ich hier so schön beschrieben gelesen hatte, absonderlich da der Brocken da vor mir, in einer Entfernung von nur zwei Meilen lag. Und wer mit Nutzen und Vergnügen auf den Brocken reisen will, dem will ich rathen, dieses Buch vorher zu lesen, und dasselbe als einen Wegweiser und Gefährten zu gebrauchen. Es ist mit dem Naturreich wie mit den bürgerlichen Reichen: man muß eine Reisekarte haben. Wenn man sich ohne Anweisung auf den Weg macht, so weiß man nicht, was man sehen und suchen soll, und übersiehet bisweilen das vornehmste.

Der Herr Ober-Consistorialrath Silberschlag hat eine neue Theorie der Entstehung der Berge und des festen Landes der Erde bei der Schöpfung, und wenn es die Eigenschaft einer guten Hypothese, ist, daß sich die Erscheinungen einer Sache daraus leicht und richtig erklären lassen, so ist die seinige eine der vollkommensten. Wir müssen sie voraus setzen, wenn wir die Ursach der Sachen, die wir auf dem Brocken gesehen haben, richtig angeben wollen. Er nimt an, daß am ersten Tage der Schöpfung das Chaos, oder die unordentlich vermischte Materie der Weltkörper erschaffen worden, und zwar ein jedes an seinem Orte: das Chaos der Sonne, der Erde, und eines jeden Sterns und Planeten, da wo jedes in dem großen Weltraum, welchen man den Himmel nennet, stehen solte. Zugleich wurden den Körpern die Bewegungskräfte eingedruckt, und die Schwere trieb alle Theile, die zu einem jeden Weltkörper gehörten, nach seinem Mittelpunkt zu. Das Licht wandte sich los, die Feuertheile wurden entzündet, und sammelten sich sonderlich in den leuchtenden Weltkörpern, von da sie sich durch den ganzen Weltraum ergossen. Am andern Tage wurde auf der Erde, mit deren Schöpfungsgeschichte sich Moses fürnemlich beschäftigt, der Dunstkreis gebildet. Die schwerern Theile der Erde senkten sich näher gegen den Mittelpunkt, und fingen

gen an fest und hart zu werden: über denselben stand das leichtere Wasser, welches die Erdkugel rund umher umfloß, und aus demselben senkte sich der Schlieck, oder die feinere tragbare Erde, als ein Bodensatz auf die Rinde der Erde nieder, damit sie umgeben war. Ueber diesem Wasser stand wiederum die leichtere Luft, und in dieselbe stiegen nach den Gesetzen der Solution die Dünste von dem Wasser in die Höhe, und bildeten sich in Nebel und Wolken. Daraus entstanden die Wasser über und unter der Feste, wie sie Moses nennet, das ist, das Wasser, welches die Erde ganz umfloß, und die Wolken, welche über dem ausgespannten Luftraum schwebten. Zu gleicher Zeit wurde die innere Einrichtung der Erdkugel gemacht. Die Grundmasse derselben wurde zusammen gebacken, welche aus Granit bestehet: sie wurde mit metallichten und andern zum Mineralreich gehörigen Theilen geschwängert: es wurden große Feuergewölbe mit brennbaren Materien angefüllet, und gleichsam als die Minen angelegt. Die Rinde der Erde bestand aus Gestein von allerlei Art, Granit, Schiefer, Kalkstein, u. d gl. welches damals eben anfing zu erhärten und versteinert zu werden. Endlich am dritten Schöpfungstage wurde das feste Land und die Berge der Erde folgender Gestalt gebildet: es entzündete sich das in den Eingeweiden der Erde befindliche Feuer, von dessen Gegenwart die noch vorhandene Vulkane ein augenscheinlicher Beweiß sind, die sich sogar auf dem Grunde des Meers befinden: die Minen sprangen unter entsetzlichem Krachen, und hoben aus der Mitte der Erde das feste Land und die Berge in die Höhe: diese durchbohrten und zerrissen die Rinde der Erde, und zerstückten sie in große Steinschollen: das Feuer schlug hier und da durch, damit es endlich seine Elasticität verlieren und zu würken aufhören mögte: dadurch verursachte es Craters oder Erdfälle, die sich hier und da auf der Erde in großer Menge finden, und einem Trichter ähnlich sind, der inwendig und am Rande mit großen Steinstücken ausgefuttert ist: in einiger Entfernung findet man Kiesel, oder kleineres Gestein, und weiter umher den Sand, darin die Rinde der Erde zerstäubt ist, und der von unterschiedener Art ist, je nachdem der Stein daraus er entstanden, Granit oder Schiefer, oder von anderer Beschaffenheit gewesen. Das Wasser, welches die Erdkugel umfloß, wich dem emporsteigenden Lande und Bergen aus, schlemmte den Schlieck und andere Erdarten zwischen den Bergen in Thälern und Ebenen zusammen, riß an dem einen Orte ab, und setzte an dem andern an, und bildete also Erdhügel und Tiefen, und ergoß sich endlich ins Meer. Da, wo das feste Land und die Berge aus der Mitte der Erde heraus gehoben sind, entstanden ungeheure Höhlen und Gewölbe, davon die Baumanns Höhle vielleicht nur ein Kellerloch ist. In dieselben stürzte sich das Wasser, so wie andere mit Luft an=

angefüllet würden. Wenn diesen unterirrdischen Wasserbehältnissen Feuerschlüfte nahe sind, so werden sie theils erhitzt, wie die warmen Bäder, theils erwärmet. Sie dünsten aus, die Dünste bewegen sich nach den kältern Gegenden, und ziehen sich in die inwendigen Risse der Felsen und Berge, verdicken sich da, fließen in Tropfen zusammen, und nähren die Quellen aus denen Bäche und Flüsse entstehen. Weil an diesem dritten Schöpfungstage auch zugleich das Pflanzenreich erschaffen worden, so scheinet der Zeitlauf eines Tages für so viel Geschäfte zu kurz zu seyn. Diese Schwierigkeit aufzulösen, muß man annehmen, daß ein Tag die Zeit sey, in welcher die Erde sich um sich selbst einmal herumdrehet. Weil nun die Erde einem Schwungrade zu vergleichen ist, so waren die ersten Schwingungen derselben langsamer, folglich die Tage länger als sie jetzt sind, nachdem die Erde ihre gewisse Zeit des Umlaufs von vier und zwanzig Stunden angetreten hat.

Daß diese Theorie möglich ist, erhellet daraus, weil die Geschichte beweiset, daß auf diese Art Inseln und Berge würklich entstanden, und aus dem Ocean herauf gestiegen sind. Eine der Azorischen Inseln, welche 5 Meilen lang, ist im Jahr 1631 aus der See hervor kommen, nachdem dieselbe eine hohe Feuersäule, und mit derselben Sandsteine und Wasser bis an die Wolken in die Höhe geschleudert hatte, aus einem Grunde, der 120 Faden tief war.

So ist im Jahr 1720 eine der Flämischen Inseln entstanden, welche eine Meile im Umfange hatte. So ist die Insel Santarin im Archipelagus an die sechs Meilen vergrößert worden. So ist Hiera und Thia entstanden, deren Plinius Erwehnung thut. Pierro Giacomo di Toledo, giebt einen merkwürdigen Bericht von dem Ursprung des Monte Nuovo bei Puzzuolo, der in Wilhelm Hamiltons Beobachtungen über den Vesuv und andere Vulkane anzutreffen ist.

Diese Theorie komt dergestalt genau mit der wörtlichen Beschreibung der heiligen Schrift von dem Ursprunge der Welt überein, daß sie einem jeden besonders annehmlich seyn wird, dem daran gelegen ist, die Wahrheit des Wortes Gottes bestätigt zu sehen. Gott sprach (1 Mos. 1, v. 9.) **Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an besondere Orte,** das also vorher über die Erde ausgebreitet gewesen seyn muß, **daß man das trockene sehe, und es geschah also.** David beschreibt im 104. Psalm die Tagewerke der Schöpfung, und sagt Vers 6. **Mit der Tiefe hattest du sie** die Erdkugel **bedeckt, als mit einem Kleide.** Und was war diese Tiefe? **Wasser standen über den** künftigen **Bergen** Vers 7. **Von deinem Schatten,** von deinem Machtwort, **sie dahin, von der Stimme des Donners,** den der Ausbruch des unterirrdischen Feuers erregte, **eilten sie davon** zu den Abgründen des Meers hin. Vers 8. **Da stiegen empor**

vor die Berge, die Thäler sanken herab, an den Ort, den du ihnen bereitet hattest. Eine Gränze hast du gesetzt, welche die Meere nicht überschreiten werden. Es geschahe hier nichts von ungefähr, sondern die Gränzen der Erde wurden von Gott nach einem gewissen Plan vertheilet. Wie es bei der Schöpfung der Welt zugegangen sey, mußte Gott selbst den Menschen offenbaren, weil Niemand dabei gewesen war. Es ist wahrscheinlich, daß man vor Mosis und Davids Zeiten schon geschriebene Nachrichten davon, auch wohl in Liedern gehabt, die aber keine eigentliche Gedichte, sondern Erzählungen der Wahrheit in Liedern waren, und deren sich Moses und David bedienet haben, weil sie von dem göttlichen Ursprung ihres Inhalts versichert waren. Konte aber wohl ein aufmerksamer Zuschauer die Sachen anders beschreiben als sie thaten, wenn sie auch keine gelehrte Naturkündiger waren?

Diese Begriffe hatte ich in meiner Seele, sie waren mir groß und neu, und ich war begierig.

Ich trat also meine Reise auf den Brocken an, die Bestätigung davon einzuholen, in Gesellschaft eines Predigers und Schullehrers von meiner Nachbarschaft, welche Kenner und Liebhaber der Naturlehre waren, und eines lehrbegierigen jungen Menschen, der seinen Verstand bereichern wolte. Wir reisten über Ilsenburg, wo man allezeit bereitwillige Wegweiser findet, für die die Gesellschaft das Bothenlohn zusammen legt. Ein geselliger und gesprächiger Gefährte ist das halbe Fuhrwerk auf diesem beschwerlichen Wege, die Zeit zu verkürzen, sonderlich wenn er Augen und ein Herz hat, die Schönheiten der Natur zu empfinden, und Empfindungen davon anzunehmen und mitzutheilen. Unser Fuhrwerk mußten wir bald hinter Ilsenburg zurück lassen, weil es zwischen den Steinen hängen blieb, und wir traten unsern Weg zu Fuße an.

Die erste Merkwürdigkeit, die wir erblickten, war der Ilsenstein, ein prächtiger Felsen, 230 Fuß hoch, zur Linken, nach unten im Thal, unter welchem die Ilse dahin fließt. Er scheinet, in dem er aus der Erde heraus gehoben worden, von einem andern Felsen losgerissen zu seyn, weil die eine Seite desselben sehr ausgebrochen ist, die auch etwas überhängt. Das Geschiebe oder die Lage der Steine, stehet unter einem Winkel auf der Erdfläche, weil die Kraft, die ihn empor gehoben, nicht hinlänglich gewesen ist, ihn ganz gerade aufzurichten. Und solche hangende Klippen findet man hier mehr, zur rechten Seite an den Bergen, von denen bisweilen sich Stücken ab und losreißen, und in das Thal hinabrollen. Pyramiden, an denen einige tausend Steinhauer vielleicht Jahrhunderte lang zu thun haben würden. Aber der Schöpfer setzet sie dahin durch ein Wort, und seine Maschinen heben diese ungeheuren Massen als die Luft ein Sonnenstäubchen.

Wir verbargen uns nun in den

Wäldern, wandelten eine Zeitlang durch ein langes Thal, zwischen hohen Alleen von Tannen, von der Natur angelegt, und gelangten endlich an einen Scheideweg, wo zur linken der Fußsteig, zur rechten aber ein Fuhrweg an der Ilse hinlief, welchen letzten man bequem reiten, auch wohl mit einem Fuhrwerk, welches aber hohe Räder haben muß, bis auf den Brocken fahren kan. Wir wählten den Fußsteig, weil er zwar steil aber kürzer ist, klimten hohe Berge hinan, die uns den Schweiß reichlich austrieben. Aber, wie heilsam ist derselbe, schädliche Säfte aus dem Körper heraus zu jagen, und stockende zu zertheilen! Wir verkürzten uns den Weg mit Gesprächen: unser Wegweiser, ein braver Soldat, erzählte uns seine Kriegesgeschichte: es begegneten uns Leute, die vom Brokken kamen, wo sie Heidelbeeren gesucht hatten, welche sangen und fröhlich waren, und uns aufmunterten. Andere trugen schwere Bündel Holz, und gingen beschwerlicher den Berg hinab, als wie hinan, und wir priesen unser Schicksal, daß wir nicht ihres gleichen waren, und theilten ihnen mit, sich eine kalte Schale zu machen. Wir sahen eine Zeitlang nichts merkwürdiges als große Felsenstücken hier und da liegen, die den Berg herab gerollt zu seyn schienen, und durch keines Menschen Macht zu bewegen waren. An der Mitte des Weges, der an die vier Stunden mit starken Schritten dauert, machten wir einen Stillstand, tranken einander zu aus unserer Weinbouteille, und bissen an, an unsere Zehrung, uns zu erquicken, und setzten unseren Stab weiter fort. Wir fühlten, daß wir müde wurden: aber wir wurden bald wieder gestärket, als wir an eine Stelle kamen, wo wir hinter uns zurück über die Berge einen Blick in das Land thun konten. Welche Pracht! welche Schönheit! fiel uns da in die Augen? Es war Lebensbalsam für uns, und wir eilten nun unsern Weg zu vollenden, und auf den vor uns liegenden Schauplatz zu gelangen.

Der Brocken erschien nun uns zur rechten Hand, war aber durch ein tiefes Thal von uns abgesondert, und wir grüßten ihn von ferne mit Frohlocken. Er erhob sein Haupt über die niedrigern Berge in einer parabolischen Figur, war ganz mit großen Steinstücken übersäet, zwischen welchen doch Tannen standen, die ihn bekleideten. Wir erblickten im Grunde ein Jagdhaus des Herrn Dom-Dechands von Spiegel, der den Vers gemacht hat:

> Von Spiegelslust bis Heinrichshöh,
> Wer diese Berge steigt,
> Dem thun die Knie und Waden weh,
> Der ächzet, schwitzt und keucht.

Wir befanden uns auf einem ebenen Fuhrwege, der mit großen Steinplatten gepflastert zu seyn schien, die von der Seite abgeschossen waren. Zur linken Seite erblickten wir nun die sogenannten Zeterklippen, einen Berg, auf dessen Höhe eine Reihe Thürme von nackenden Felsen hervorragten, der Abhang desselben aber bis an den Weg,

war

war mit lauter großen Stücken Stein bedeckt, in verwirrter Lage. Es sah aus, wie die Ruinen einer zerstörten Stadt, nur wenig Mooß und Torfblumen wuchsen zwischen den Steinen, man spürte aber allenthalben das Wasser, welches sich in einem kleinen Bach an dem Wege hin ergoß. Er scheinet nicht von dem Brocken bei seinem Durchbruch auf die Seite geschoben, sondern mit demselben zugleich aus der Erde gehoben zu seyn, weil sonst das zwischen beiden liegende tiefe Thal erst mit Steinen hätte angefüllet werden müssen, die aber hier an seiner Abdachung liegen, und die Trümmern der Erdrinde sind, die er bei seinem Durchbruch zerrissen hat, und die an ihm, weil die Abdachung etwas flach ist, liegen blieben sind. Es ist alles Granit, wie der Brocken selbst, und das an und auf ihm liegende Gestein, von welcher Art die größten Berge der Erde sind.

Wir mußten einen weiten Umweg um den Brocken machen, weil man das zur rechten, zwischen uns und ihm liegende Thal, wegen der tiefen Abgründe, ohne Lebensgefahr nicht durchdringen kan, und gelangten endlich an die Heinrichshöhe, welche gleichsam die linke Schulter des Brocken ist. Hier gehet nun der Fuhrweg linker Hand ab, um den Berg herum, auf welchem man, bis zur Herberge auf dem Brocken, reiten und fahren kan. Wir aber gingen rechter Hand den Fußsteig gerade die Heinrichshöhe hinan, welcher noch ziemlich steil ist. Der Boden ist bruchigt und moorigt, hier und da mit großen Stücken Stein unterschieden. Die schlimmsten Oerter des Weges sind mit Holz belegt, und man muß sich hüten, nicht fehl zu treten, weil man sonst tief in den Morast hinein sinkt. Es ist wunderbar, daß je höher man hinan komt, desto mehr Wasser findet man, obgleich in der Nähe keine höhere Berge sind von denen es abfließen könte. Es ist solches nicht anders, als aus der vorhin angeführten Theorie des Herrn Ober-Consistorialrath Silberschlags zu erklären, daß nemlich das Wasser, welches sich in den unterirrdischen Gewölben befindet, die der Brocken bei seinem Durchbruch gemacht, ausdünste, und die Höhen desselben befeuchte. Wir fanden hier Pferde und Füllen auf der Weide gehen, die davon trinken, und das Wild löschet damit seinen Durst.

Und nun kamen wir ins Quartier, welches ein Gasthaus auf der Heinrichshöhe ist, das der Herr Graf von Wernigerode zur Bequemlichkeit der Reisenden bauen lassen, und wo auch die Arbeiter an den Torfwerken bei der Nacht bleiben; denen, und andern, die an dem Brocken arbeiten, hier wöchentlich einmal von dem Prediger in Schierke Gottesdienst gehalten wird. Es liegt hinter einer hohen Schicht ungeheurer Steinplatten und Stücken von Felsen, die es für den Winden sichern, und hat dicke Mauern, die inwendig mit Brettern ausgetäfelt sind. Darneben ist noch ein anderes Gebäude von der Art, welches der Herr Graf für sich bauen lassen, aber auch

den

den Reisenden, wenn ihre Anzahl groß ist, eröfnet wird. Die Häuser werden nur im Sommer bewohnt, und im Winter verlassen. Man hat hier alle Bequemlichkeit, Lebensmittel, Bier, Wein und Kaffe, auch Stallung für einige Pferde, sonst aber kein Vieh, als Hühner und Ziegen in Menge, die sich selbst weiden.

Wie froh waren wir dieses rechte Ziel unserer Reise erreicht zu haben, ob wir gleich noch nicht auf dem Brocken waren. Wir hatten aber einen Theil unsers Vergnügens versäumet, weil wir in der Dämmerung nach Sonnenuntergange anlangten, und sahen also nur einen Schattenriß der Erde, den der kommende Tag ausmalen solte. Indessen erquickten wir uns in einer warmen Stube, ich kleidete mich um, weil ich durchaus naß vom Schweiß war, und wer darzu geneigt ist, muß ein Hemd und Mütze bei sich haben, welches der Wegweiser trägt. Niemals hat mir das Abendbrod besser geschmeckt als hier. Die Nacht war kalt: ein frischer Nordwestwind heiterte den Himmel auf: der Mond und die Sterne erschienen in unglaublicher Pracht, und wir sahen diese großen Provinzen des unermeßlichen Gebiets Gottes mit Entzückung. Weil wir aber mehr hierher gekommen waren, die Erde als den Himmel zu betrachten, und uns nach der Erhitzung des Tages der kalten Nachtluft nicht aussetzen mogten, so schlossen wir uns in die Stube ein, und machten uns da einen angenehmen Zeitvertreib. Mein Gefährte, der Herr Pastor Hauer von Stapelnburg, hatte eine elektrische Maschine auf den Brocken voran geschickt, die er auf demselben zurück ließ, und den Wirth belehrte, damit umzugehen, um seinen Gästen damit ein Vergnügen zu machen. Wir setzten sie in den Stand, und experimentirten damit mit fürtreflichem Fortgange, sonderlich aber gelang uns der elektrische goldene Regen prächtig. Wir setzten die ganze Versammlung von Köhlern, Holzhauern, und andern Leuten, die so was noch nicht gesehen hatten, in Erstaunen durch diese natürliche Zauberei, sie schrien laut und sprangen mit Lachen auseinander, wenn sie einen Schlag bekämen. Ein kleiner Hund machte uns dabei zu lachen. Einer aus der Reihe die elektrisirt wurde, nahm ihn auf den Arm: als nun der Schlag geschah, sprang er plötzlich herunter, fing grausam an zu bellen, und wolte einem jeden an die Beine, weil er nicht wußte, wer ihm den Possen gerissen hatte, und konte sich nicht zufrieden geben.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

2tes Stück.

Montag, den 6ten Januar 1783.

Empfindsame Reise auf den Brocken, von L. C. Schmahling, Inspector zu Osterwieck.

(Fortsetzung.)

Die Nacht ging also auf eine angenehme Art hin: wir schliefen nur kurze Zeit auf einem ganz bequemen Streu mit etwas Betten, und erwarteten den Morgen mit Sehnsucht. Mit der frühesten Dämmerung desselben waren wir auf, tranken den Kaffe, und erwarteten der Sonnenaufgang, welcher hier das prächtigste Schauspiel ist, welches man aus dem Fenster des Gasthauses beobachten kan. Wir warfen aber unsere Roquelaure um uns, und gingen heraus unter freien Himmel, wo der Morgen allmählig den Vorhang der Nacht aufzog, und das Licht über die Finsterniß anfing zu siegen. Wir thaten einen entzückten Blick auf den großen Schauplatz, der da vor uns lag, wo sich die Gestalten der Dinge allmählig zu entwickeln, und sichtbar zu werden begannen. Die Luft war rein, der Himmel heiter bei noch fortwährendem Winde, ein sehr erfreulicher Umstand für uns. Das falbe Grau in Osten verwandelte sich allmählig ins gelbe und in ein blasses roth, und siehe da, plötzlich sprang die Sonne über den Horizont herauf, mit ihrem äußersten Rande, ohne viel Morgenroth, weil die Luft mit wenig Dünsten erfüllet war. In kurzem stand da vor uns die ganze Scheibe derselben, hoch roth an Farbe, auf blauem Hintergrunde, doch nicht so groß, als man sie auf plattem Lande, mit der Morgenröthe umgeben, sieht. Ich rief ihr zu:

> Sey mir gegrüßt, zu meines Gottes Ehre,
> Als seiner Schöpfung Königin!
> Steig auf, und geuß aus deinem Feuermeere,
> Erstaunen vor dir hin.

Wenn irgend ein Götzendienst der Heiden eine Entschuldigung hat, so ists gewiß die Anbetung der Sonne.

Bei dem Aufgange derselben erschienen hier und da vor uns auf der Erde in Osten helle Flecken, die als ein Gold glänzten, und ein goldner Streifen nahe am Horizont. Wir verwunderten uns freueten uns darüber, und fragten un-

sern Wirth was das wäre? Der uns sagte, daß die glänzenden Flecken die Teiche im Fürstenthum Halberstadt und Herzogthum Magdeburg, der goldene Streifen aber die Elbe sey, die wir also deutlich erblickten. Der Anblick verschwand wieder, als die Sonne etwas höher stieg, und an dessen statt wurden nun Städte und Dörfer in grosser Menge sichtbar, die wir unterscheiden konten. Ich erspare meine Empfindungen dabei zu beschreiben, bis auf die Höhe des Brocken selbst, wo wir den ganzen Anblick der Gegend vor uns hatten. Wir frühstückten nun, und traten den Weg dahin an, und gingen auf einer Ebene der Heinrichshöhe zur Rechten, nach Abend hin, welche moorigt war, und wo der Torf gegraben wird. Wir betrachteten die tiefen Gruben desselben mit Verwunderung. Sie sind inwendig ganz schwarz, und der Torf wird darin Stuffen und Terassenweise abgestochen, welche aus einem Geflechte von Wurzeln und vegetabilischen Theilen, mit einer sulphurischen und tartarischen Erde vermischt, bestehet. In den Gruben, mehr als Klafter tief, sahen wir Tannenstämme, die noch unvermodert aufgegraben waren, und verwunderten uns, wie diese so tief in die Erde gekommen waren. Wir konten solches nicht anders begreifen, als daß in den ersten Jahrtausenden der Welt Niemand eben groß auf den Brocken gekommen sey, daß also alles, was da gewachsen, auch liegen blieben, und allmählig verwest sey, und also diese kleinen Tannen begraben und verschüttet worden. Der ausgegrabene Torf wird erst auf der Erde, und hernach in den hohen Gebäuden, die man in weiter Entfernung auf dem Brokken siehet, getrocknet, und denn in große cilinderförmige Oefen geworfen und angezündet. Wenn er durchgeglühet ist, werden die Oefen oben und unten verschlossen, und die Kohlen also ausgedampft, die hernach mit Holzkohlen vermischt, in den Eisenhütten verbraucht werden.

Wir gingen über die morastigen Gegenden auf Brettern nun nach der letzten Anhöhe des Brocken zu, die wir binnen einer kleinen halben Stunde erstiegen. Hier befanden wir uns auf einer Ebene, etwa eine halbe Stunde im Umfange, und eilten nach der Mitte derselben, wo ein Stein aufgerichtet ist, der die höchste Spitze des Brocken bezeichnet. Und nun öfneten wir unsere Augen und unser Herz uns umzusehen, deswegen wir hergekommen waren. Gott! welch ein Anblick? – Wir standen hier in der Mitte eines Segments, oder Abschnitts der Erde, welches nach des Herrn Ober-Consistorialraths Silberschlag Ausrechnung 32½ deutsche Meilen im Durschnitt hat, und in der Fläche 829 Quadratmeilen enthält. Man übersiehet hier den ganzen Harz, das Herzogthum Magdeburg, das Fürstenthum Halberstadt, die Anhältischen Fürstenthümer, die Grafschaft Mannsfeld, die Grafschaften Stollberg und Wernigerode, das Eichsfeld, das Herzogthum Braunschweig, einen guten Theil vom Hannoverischen und von Thü-

Thüringen, als auf einer Landkarte vorgezeichnet. In einer Entfernung von drei Meilen, kan man alles mit den blossen Augen deutlich unterscheiden, in weiterm Abstande aber muß man einen Tubum gebrauchen. Claustal und Zellerfeld lag ganz nahe vor uns. Auf der einen Seite kan man den Petersberg bei Halle, und gegen über den Winterkasten hinter Cassel: auf der andern Magdeburg, und gegen über die Gebürge im Thüringischen bis zum Friedenstein bei Gotha sehen. Auf der Morgen- und Mitternachtsseite liegt das ebene Land vor den Augen ausgebreitet. Auf der Abend- und Mittagsseite aber ist die Gegend gebürgigt, und die darzwischen liegenden Länder blicken nur hier und da hervor. Man siehet auf diesem höchsten Gebürge den umliegenden Bergen auf den Kopf und in die schauderhaften Tiefen der Thäler hinab.

Hier fiel mir ein Vers ein, den ein Prediger in das Brockenbuch geschrieben hat:

> Gott! deinen Himmel sah ich nie so nah,
> Nie deine Welt so groß, als ich sie sah,
> Auf Deutschlands Nebo.
> Auch über mir seh ich gelobtes Land: es zu erwerben,
> Mögt ich an dieser Stätte freudig sterben.

Welche Größe und Mannigfaltigkeit natürlicher Dinge fielen uns hier in die Augen? Eine kleine Wolke flog bisweilen nahe über unserm Haupte weg, daß wir sie hätten haschen mögen. Wir standen hier auf Gebürgen, die in ihrem Schooß die Erze, das Gold und Silber im Oberharz und das nützliche re Eisen hier in der Nähe enthielten: deren Oberfläche mit der schönen Tanne und anderm Gehölze, zugleich auch mit einer Menge von Kräutern bepflanzt waren, die aus ihren Eingeweiden so viel Bäche und Flüsse hervorströmen ließen. Da lagen vor uns Wälder, Aecker und Wiesen ausgebreitet, mit Strömen durchwässert, und mit Korn, Gras und Kräutern bereichert. Da erhoben sich über die Erde Städte, Dörfer, Schlösser, Tempel der Gottheit und Wohnungen der Menschen. Alles nöthig und nützlich, den Endzweck der Erde zu erreichen, welche ein bequemer Aufenthalt für Menschen und Vieh seyn solte, und dabei alles schön und prächtig. Wie viel Menschen leben in diesen Städten und Dörfern, und sind glücklich, wenn sie es verstehen, und finden hier alles, was sie zur Nothdurft, zur Bequemlichkeit, und zum Vergnügen des Lebens gebrauchen? Wie viel zahmes Vieh weidet auf diesen Aengern, Aeckern und Wiesen, und wohnet in den Ställen. Wie viel wilde Thiere halten sich auf in diesen Wäldern, wie viel Vögel, Insekten und Gewürme hier in der Luft und im Staube? wie viel Fische in diesen Strömen? Und alle hat ein Gott erschaffen: Diese alle erhält, regieret und erfreuet ein Gott: dies ist ein kleines Revier seiner grossen Haushaltung auf Erden, darin er so viel Menschen und Vieh ernähret. Man lobet einen Feldherrn der eine Armee von hundert tausend Mann dergestalt zu versorgen weiß, daß we-

der Menschen noch Vieh bei derselben darben. Wie viel mehr soll man einen Gott bewundern, der so viel Millionen Menschen auf Erden, das ganze Thierreich, ja nicht allein diese, sondern auch alle Engel des Himmels, und alle lebendige Creaturen in allen Gebieten der Schöpfung, versorget, und in ihrer Art glücklich macht? Welche Macht, welche Weisheit und Güte muß der besitzen? Ich sehe nicht nur mit den Augen diesen Himmel und seine Sonne und Wolken über mir, und diese Erde mit ihren Bergen, Thälern, Ebenen, Wäldern, Flüssen, Aeckern, Wiesen, Holz, Kräutern und Früchten um mich her, sondern ich sehe auch mit meinem Verstande den Urheber, die Absichten, den Nuzzen, die Freude, die sie machen; o ich sehe so manche gute Mahlzeit, so manche Wohnung, so manche Bequemlichkeit die daraus bereitet wird: ich sehe die gesättigten Begierden und Bedürfnisse, die Geschicklichkeit und das Vergnügen aller Bewohner dieser großen Gegend, und nachdem ich das alles gesehen habe, mache ich den Beschluß wie David (Psalm 104, v. 24.) nachdem er die Werke Gottes betrachtet hatte: indem ich meine Hände gen Himmel ausstrecke und ausrufe: **Ich freue mich des Herrn! Herr wie sind deine Werke so groß und viel? Du hast sie alle weißlich geordnet; und die Erde ist voll deiner Güter.** Ich sehe in der ganzen Schöpfung nichts als Segen und Seligkeit. Ich schließe mich an diese große Reihe der Geschöpfe, und werde eins mit ihnen. Ich eigene auch mir diese allgemeine Fürsorge zu, die sie alle erhält und regieret, und glaube, daß sie auch für mich sorge, und das allgemeine höchste Gut aller Creaturen, wird auch mein, indem ich also denke. Ich verbinde mich mit ihnen allen zur Verherrlichung meines Schöpfers, zum Dienst meiner Mitgeschöpfe, die sie mich durch ihr Exempel lehren, und zur Vermehrung seiner Freude auch mein Glück. Und so sammle ich mir hier einen Schatz von Erkenntniß, von Tugend und von Freude, daran ich noch lange zu zehren haben werde.

Wir gingen nun weiter und besahen den Hexenaltar und die Teufelscanzel, zwei große Steinhaufen, aus großen Platten, und zum Theil aufgerichteten langen Stücken ohne Ordnung zusammen gelegt, die kaum eines Menschen Kraft zu bewegen im Stande ist, und die gewiß nicht mit Fleiß dahin gewälzt, oder vom Wasser dahin geschlemmt sind. Man kan ihren Ursprung nicht anders begreifen, als daß sie der Brocken bei seinem Durchbruch von der Rinde der Ecke mit sich aufgehoben, und daß sie auf demselben liegen blieben sind mit andern Steinen, die auf und um denselben herliegen. Wir suchten den Platz, wo die Hexen hätten tanzen können, aber wir fanden keinen, wo sie nicht über die Steine hätten stolpern müssen. Es kan aber seyn, daß die heidnischen Priester der Bructerer, welche ehedem die-

diese Gegend bewohnten, als das Heidenthum unter Carl dem Großen verfolget worden, sich auf diesen Berg zurück gezogen, da bei der Nacht ihre Opfer gehalten, und ihren Opfertanz, mit Bränden von dem Altar in der Hand verrichtet, welches in der Walpurgisnacht geschehen seyn kan, und dies ist vielleicht der Ursprung der Fabel von dem Hexentanz auf dem Brocken. Es ist da ein ziemlich geräumiger Platz mit Steintrümmern in der Runde umgeben, welches Sitze der Zuschauer gewesen seyn können.

Mitten auf dem Brocken ist das sogenannte Brockenhäuschen, von einer starken Mauer, in dessen Mitte ein Herd ist, Feuer anzumachen, und an den Wänden umher Bänke. Dies war sonst der Aufenthalt der Wanderer, welche bei der Nacht auf dem Brocken blieben, ehe die bequemere Herberge für sie auf der Heinrichshöhe angelegt worden ist. Jetzo aber wird es nur als eine Seltenheit betrachtet.

Wir fingen nun an die parabolische Höhe des Brocken zu umkraysen, und kamen zuerst zu dem Brunnen, gegen Norden, welcher 18 Fuß niedriger liegt, als die Oberfläche des höchsten Gipfels. Das Becken desselben ist überwölbet, und ist $1\frac{1}{2}$ Elle lang, 1 Elle breit und $1\frac{1}{4}$ Elle tief. Das Wasser desselben ist sehr kalt und rein, weil das Becken aus Granit bestehet. Er fließet Winter und Sommer, und schüttet etwa in einer Minute einen Cubikfuß Wasser aus. Seinen Zufluß kan er von keinem andern Berge haben, sondern er muß von den unterirrdischen Wassern ausdünsten.

Von da gelangten wir westwärts zu einem ungeheuren Crater an der Seite des Brocken, welcher schauderhaft anzusehen war. Er war von großem Umfange und sehr tief, als ein Trichter gestaltet, inwendig mit lauter großen Stücken Granit ausgefüttert. Meine Gefährten stiegen hinunter, und haben an den Seiten große Gewölbe unter den Klippen gefunden. Weil der Weg gefährlich war, und man von einem Stück Felsen auf das andere springen mußte, auch bei dem Ausgleiten leicht ein Bein hätte in den Zwischenräumen zerbrechen können, so blieb ich oben am Rande, unter einer großen Steinplatte sitzen, die über mich herragte, und wo ich einen bequemen Sitz auf einem bemoosten Stück von einem Stein fand. Hier saß ich nun, und sahe da vor mir die Denkmale der fürchterlich prächtigen Naturbegebenheit die sich am dritten Schöpfungstage zugetragen hatte. Hier in diesem Abgrunde war das Feuer des Allmächtigen, welches Berge und festes Land aus der Erde, über das Wasser empor gehoben, durchgebrochen: Hier war eine unermeßliche Feuerseule aufgestiegen, die diese Steine in die Luft geschleudert, wie der Rachen eines Vulkans thut, und sie in dieser Unordnung in diesen Abgrund zurückfallen lassen, den sie verschlossen, nachdem sie aufgehöret hatte.

hatte. Ich stellte mir das ganze Schauspiel so vor, wie es Herr Silberschlag beschreibt: „Da stand die „Wasserkugel des werdenden Planeten, umhüllet mit Luft und Wolken, „innerlich erschüttert von dem verworrenen Kampfe miteinander ringender Elemente, und sich auf einander schichtender Materie und wirbelte sich zum drittenmal um ihre „Axe. Plötzlich erscholl die Losung „des allmächtigen Schöpfers: Das „Wasser sammle sich in Meere, und „das Land gehe hervor und erscheine! Augenblicklich entzündete dieses „Wort die den ersten Funken im Mittelpunkte der Erde erwartende Feuermaterie, der Abgrund donnerte, die „Tiefe wurde durchstralt mit Blitzen, „das Land quoll herauf, das Meer „flohe, Dampf und Feuerstralen stiegen wie aus so viel tausend Vulkanen bis über die Wolken hinauf, und „schleuderten Steine und Sand rings „um sich herum. Unter tausendfachen „Krachen stieg der erhöhete Grundboden hinauf; Blitz auf Blitz, Schlag „auf Schlag, Donner auf Donner „tobten fort, und die ganze Erde „stand umringt mit Feuerseulen. Allgemeines Erdbeben spielte mit der „Oberfläche, wie der Sturm mit den „Wellen des Oceans. Das Auge der „Vorsehung schauete indessen mit unverwandtem Blicke in diesen Tumult „der Elemente, des mit sich ringenden „Chaos hinein, und zeichnete ungestört mit dem Finger der Allmacht, „die Gränzen der Welttheile, die Bahnen der Ströme, die Stellen der „Inseln, und die Lage des Oceans. „Dort verschafte sie der wüthenden „Flamme den Ausbruch, damit sie „nicht höher treiben könte, als sie treiben solte, dort lenkte sie die unterirrdischen Feuerbahnen, und maß das „Gefälle der Ströme, und wog die „Lasten der Berge, damit der Planet „nicht sein Gleichgewicht verlöre, hier „schwollen die Flächen auf, und senkten sich bis zur abgesteckten Tiefe nieder. Endlich stiegen die Berge, die „Gebürge und Bergketten, mit bebenden Schritten, wie Schreckbilder, „aus dem Abgrunde herauf: und die „Wasser flohen und verbargen sich im „Abgrunde. Da jauchzeten die Morgensterne: Heerschaaren der Seraphinen des Himmels besungen das „Lob des Allerhöchsten. Der noch hin „und wieder matt nachdonnernde Abgrund beruhigte sich, die Erde wankte, und bebete langsamer. Die Feuersäulenflammen verschwanden, das „Brausen des in den Abgrund sich „stürzenden Wassers beruhigte sich, „die Luft klärte sich, und enthielt die „neu geschaffene Luft, Welttheile und „Meere.„ Das alles überdachte ich, und betete Gott an; und meine Gefährten stiegen indessen aus dem Abgrunde herauf und kamen wieder zu mir.

Nun setzten wir unsern Weg westwärts weiter fort, wo die rechte Schulter des Brocken, welche man auch den kleinen Brocken nennet, sich da vor uns hin erstreckte, nebst den Gebürgen

bürgen des Oberharzes, auf welchen Clausthal und Zellerfeld deutlich hervor ragten. Auf der Mittagsseite sahen wir den kahlen Königsberg, und die Dorfhäuser auf demselben. An dieser Seite des Brocken ist noch ein großer Crater, dem wir uns aber nicht genähert haben. Wir erblickten hier lange Bergketten, die sich bis ins Hessenland hinein erstreckten. Die Grafschaft Hohenstein blickte zwischen den Bergen durch, und wir sahen über das mittägige Gebürge derselben hinüber, weit in Thüringen hinein. Dieser Anblick war mir besonders angenehm, weil das mein Vaterland ist. Ich bezeichnete den Weg dahin genau über die Höhen bei Elbingerode, Benkenstein, bis den hohen Geistberg hinunter. Als wir uns wieder gegen Morgen wandten, sahen wir die Gegenden von Stollberg, das Mansfeldische, bis tief in Sachsen und den Saalkreis hin, worauf wir wieder zu dem Wege nach der Heinrichshöhe zu kamen, den wir herauf gestiegen waren.

Die Höhe des Brocken ist mit niedrigem Moos bewachsen, von allerlei Art, unter welchem das Rennthiermoos sonderlich betrachtet zu werden verdienet, welches in Lappland wächst, und hier die Natur der kältern Gegend angenommen hat. Man findet es auch auf den Alpen, und es wird als ein gutes Lungenkraut von den Apothekern gesammelt. Das Schlangenmoos sind lange Faden mit Moos überzogen. Man findet hier viele Kräuter die nur in den mitternächtigen Gegenden der Erde wachsen, und die niedrige Heide schmückt zum Theil den Boden. Hier und da stehen niedrige Tannen, die auf der Mitternachtsseite größtentheils verdorrete und erfrorene Zweige haben, ob sie gleich durch das Harz, welches sie bei sich führen, vor dem Frost bewahret werden. Die Bediente des Wirths auf dem Brockenhause präsentirt den Wanderern ein Sträußchen von Brokkenkräutern, dafür sie ein Trinkgeld bekomt.

Wir hatten das Glück eines heitern Wetters, welches uns zur Umsicht der ganzen Gegend bequem war, und nichts ist trauriger, als nach einem mühsamen Wege einen dicken Nebel auf dem Brocken anzutreffen, im welchen kaum einer den andern siehet. Wenn aber der Nebel auf dem Brocken dünne wird, indem er sich in die Thäler hinab senkt, und die Sonne in denselben scheinet, so siehet ein Mensch den anderen, die beisammen sind, mit einem Regenbogen, als mit einer Grazie, umgeben, welches mir sehr prächtig beschrieben ist. Ist die Spitze des Brocken ganz helle im Sonnenschein, dicke Nebel aber liegen auf den ihn umgebenden Bergen unter ihm, und die Luft bewegt sich, so schlagen die Wolken und Nebel Wellen von erstaunlicher Höhe, wie das Meer im Sturm, und wälzen sich über einander im steigen und fallen, welches wunderbar anzusehen seyn soll. Einige Reisende haben Gewitter

versprechen, man müßte denn meinen Condensator zu Hülfe nehmen. Letzterer besteht aus einer metallenen Platte, welche auf einer Fläche von Marmor, oder trockenem, oder mit Wachstuch überzogenem Holze, ruhet, also überhaupt halb isolirt ist. In dieser Metallplatte muß sich der Eisendrath des erwehnten isolirten Beckens endigen. Sobald die Dämpfe oder das Gas aufgehört hat in Menge aufzusteigen, so muß der Drath von der Metallplatte abgesondert, und die Platte in die Höhe gehoben werden, da sich denn die Elektricität weit stärker zeigen wird. Geben Sie dabei genau acht die halb isolirende Materie, worauf die Platte ruhet, recht trocken zu erhalten, zu welchem Ende man sie wärmen kan. (Aber recht trocknes Holz ist doch mehr als halb isolirend?)

Nun werden Sie neugierig seyn, die Art der hier erzeugten Elektricität zu kennen. Sie ist jederzeit **negativ**. Also bringen die aufsteigenden Dünste die elektrische Materie in die Atmosphäre; häuft diese sich dort nach und nach an, so entsteht dadurch jene positive Elektricität, welche in der reinen Luft herrscht, und sich bis zu einer gewissen Höhe bemerken läßt, die beim Nebel stark ist, aber noch stärker, wenn der Himmel mit einer Wolkenschichte bedeckt ist. Ich sage mit einer Schichte, denn wenn mehrere einzelne Wolken über einander schwimmen, wie dies beim Gewitter statt hat, so finden sich die untern nicht selten negativ. Aus keiner andern Ursache als vermöge des bekanten Gesetzes, da der in die Atmosphäre eines elektrischen Körpers eingetauchte Körper die entgegengesetzte Elektricität annimt. Doch ich überlasse Ihnen die weitere Anwendung hievon, es ist mir genug diese Entdeckung gemacht zu haben.

Empfindsame Reise auf den Brocken von L. C. Schmahling, Inspector zu Osterwieck.

(Siehe das 2te Stück.)

(Schluß.)

Der Brocken ist ein Wetteranzeiger seiner Nachbaren, und zugleich ihr Wetterableiter, in dem es in seiner nächsten Nachbarschaft nicht einschlägt. Wenn er helle und ohne Nebel ist, so bedeutet solches einige Tage anhaltenden heitern Sonnenschein. Denn die Luft ist alsdenn schwer und sehr elastisch, und behält die in ihr beständlichen Wassertheile in sich. Wenn aber das Gleichgewicht der Luft durch einen Wind der über denselben hinstreicht gehoben, und die obere Luft um den Gipfel desselben verdünnet wird, so breitet sich die untere aus, dringt in die kältere Gegend ein, die Dünste verdicken sich in derselben, und werden Nebel und Wolken.

ken. Alsdenn setzt der Brocken den Hut auf, wie man sagt, es zeigen sich Nebel auf der Spitze desselben, er fängt an zu brauen, und es steigen ganze Dampfsäulen von demselben auf, welche Regen und ungestüme Witterung bedeuten.

Man bemerket, daß das Quecksilber im Barometer auf der gemeinen Erdfläche, dafür man den Ocean annimt, mit welchem Wien parallel liegt, 28 Zoll hoch stehe. Auf den Bergen fällt dasselbe tiefer, weil die Luft daselbst leichter und dünner ist. Man kan also aus dem Verhältniß des Barometerstandes die Höhen der Berge bestimmen, und je niedriger dasselbe auf einem Berge stehet, desto höher muß man denselben annehmen. Nun findet man auf dem Brocken das Quecksilber 25 Zoll, also 3 Zoll niedriger als auf der Erd- und Meeresfläche, daraus man geschlossen hat, daß derselbe 3336 Pariser Fuß, das ist, beinahe den siebenden Theil einer deutschen Meile über die Erdfläche erhaben, welches eine Kleinigkeit ist. Wunderbar ist es, daß auf dem Genfer See das Barometer auch 25 Zoll hoch stehet, und daß derselbe also eben so hoch als der Brocken ist. So hoch er uns aber zu seyn scheinet, so ist er doch einer der niedrigsten Berge der Erde, indem das Barometer auf dem Berge Chimborazo in Peru 14 Zoll 3 Linien, auf dem Pichingan 15″ 11‴, auf dem Observatorio des Condamine 16″ 0‴, auf dem Pico in Teneriffa 17″ 3‴, auf dem Aetna in Sicilien 19″ 4‴, auf den höchsten Alpen eben so hoch, auf den pyrenäischen Gebürgen 20″ $2\frac{1}{2}$‴, auf dem Riesengebürge 23″ 10‴ stehet, die ihn also an Höhe sehr weit übertreffen, obgleich alle noch nicht eine Meile hoch über den Ocean erhaben sind, welches eine Kleinigkeit in Ansehung der ganzen Erdkugel ist, und es beträgt der höchste Berg kaum $\frac{1}{3038}$ ihres Diameters. So groß kommen uns Kleinigkeiten vor, in Ermangelung der Kenntniß größerer Dinge.

Ehe ich den Brocken verlasse, muß ich noch ein Wort von dem Nutzen desselben sagen. Er vergrößert und verschönert, so wie alle Berge, die Oberfläche der Erde, macht eine angenehme Mannigfaltigkeit auf derselben aus, verstärket die Winde, giebt denselben eine verschiedene Richtung, und befördert das Aufsteigen der Dünste. Seine Kräuter ernähren eine Menge wildes und zahmes Vieh, sein vornehmster Baum, die Tanne, ist zum Bauen sehr bequem, und der Harz ist das Holzmagazin der benachbarten Gegenden, dafür sie den Einwohnern ihre Früchte zurück geben: die Erze, die er in seinen Eingeweiden hat, sind kostbar und nützlich, und verschaffen uns viel Nothwendigkeiten des Lebens. Sonderlich aber ist an ihm zu preisen, daß er uns eine Menge Flüsse aus den unter ihm liegenden Wassern hervorgiebt, die Bode, die Holzemme, die Ilse, die Ecker, die Ocker, und dieselben werden durch die ihn umgebenden Berge und Thäler dergestalt

vertheilet, daß alle umliegenden Gegenden ihren Theil davon bekommen. Was für ein großer Bezirk des Landes wird dadurch gewässert? wie viele Hüttenwerke und Mühlen treiben sie? wie viel Wiesen werden dadurch geträuket? Was für ein Schade würde es für diese Länder seyn, wenn man ihnen die Flüsse nehmen wolte? Wie groß ist also die Weisheit und Güte Gottes die diese Wasserkunst gerade hier an den rechten Ort gesetzt hat.

Wir kehrten nach einer dreistündigen Wanderung nun zu dem Gasthause zurück, und frühstückten zum andern mal mit recht gutem Appetit. Der Wirth legte uns die Brockenbücher vor, in welche die Namen derer-jenigen, welche den Berg besuchen, und ein Wort zum Andenken, wie in ein Stammbuch eingeschrieben werden: eine große Gesellschaft von Hohen und Niedrigen, aus allen Gegenden umher. Wir freueten uns, daß doch noch so viel wißbegierige Leute auf der Welt waren, die diesen Berg, ihre Kenntnisse zu erweitern, bestiegen hatten. Wir fanden Leute von einigen und siebenzig Jahren, die noch diesen Weg gemacht hatten. Ein Kaufmann aus Königsberg komt vor kurzem dahin, und erzählet, daß er in seinem Lande viel vom Brocken gehört habe: er habe Geschäfte in Berlin gehabt, und weil er ihm so nahe gewesen, (welches etwa 30 Meilen sind,) so habe er ihn doch nicht vorbeigehen wollen, — wie sehr gefällt mir der Mann! Die Reisenden haben sich zum Theil ein Denkmal ihres schlechten Geschmacks und Sitten in dem Brockenbuche gestiftet, die aber, wenn sie gar zu grob sind, ausgelöschet werden. Ich schrieb hinein:

> Berg! den des Höchsten Wort: es Werde!
> Am dritten Schöpfungstag erhöht,
> Sey Zeuge seiner Majestät,
> Bis an den letzten Tag der Erde.
> Beschwerlich sind zu dir die Reisen,
> Und sauer ist des Wandrers Müh,
> Allein, dem Christen und dem Weisen,
> Der sieht, und denkt, bezahlst du sie.

Der Herr Pastor Hann fügte hinzu:

> In Gesellschaft, zum Vergnügen,
> Schon zum sechsten mal bestiegen.

Und unser ehrlicher Herr Cantor:

> Brauch eben nicht Poet zu seyn,
> Schreib doch auch einen Vers hinein.

Als wir aus dem Hause traten, eröfneten wir nochmals unsere Sinne die hohen Gegenstände zu fassen, und in unsere Seele zu drücken. Wir segneten den Ort, wo wir so viel großes und neues gesehen, so viel Vergnügen gehabt, unsere Kenntnisse so sehr erweitert, und unserm Geist und Herzen Nahrung verschaft hatten, damit wir uns und unsere Freunde noch eine lange Zeit unterhalten können. So oft wir den Berg künftig von Ferne sehen, werden diese Vorstellungen und Empfindungen in unsere Seelen zurückkehren, und das genossene Vergnügen erneuern. Und nun traten wir den Rückweg mit großer Zufriedenheit an, und gingen den Fuhrweg an der Ilse herunter. Hier vergnügten uns noch

noch zu guter letzt die natürlichen Caskaden, oder Wasserfälle der Ilse, die sich in einem tiefen Thal über große Felsenstücke bei einer Stunde lang, unter fürchterlichem Brausen und Schäumen herabstürzt, und beschäftigten uns damit große Stücken Stein ins Thal hinabzuwälzen. Wer solte es diesem Fluß, der bei uns so ruhig und friedsam daher fließt, ansehen, daß er so viel Geräusch machen, und wüthen könte?

Beiträge zur Geschichte des Gummi Guajaci und Taffia.

Das der neu aufgelebte Gebrauch des Gummi Guajaci gegen die Gicht und Podagra unter die wichtigsten Epochen unsers Zeitalters gehören, leugnet wohl Niemand, ob aber dessen Gebrauch so allgemein sey, wie man es uns vorzuschwatzen sich erkühnet, ist wohl noch einer nähern Untersuchung würdig, wozu uns der große Patriot Herr Hofrath und Leibarzt Zimmermann noch mehr anfachet a). Das dessen Gebrauch schon denen ältern Aerzten bekant gewesen, haben schon andere bewiesen, obgleich die wahre Verfahrungsart mit demselben sowohl ihnen als uns noch nicht so recht bekant gewesen seyn muß. Es ist und bleibt ein wohlthätiges Mittel sowohl gegen Gicht, als gegen das nur dem Orte nach unterschiedene Podagra. Die Ursache, warum man seinen Zweck öfters verfehlet hat, liegt nicht so sehr an der Unwürksamkeit des Mittels selbst, als dessen unrechten Anwendung, da man entweder nicht genau genug auf die Aufrichtigkeit des Medicaments, oder Nebenumstände des Patienten gesehen, wie man dieses fast bei einem jeden andern Medicamente zu beobachten hat: So werden z. E. die Acria bei einem Wassersüchtigen, wo die festen Theile ihre Reizbarkeit verloren haben, nie eine förmliche Gesundheit bewürken, wenn sie nicht mit Amaro-adstringentibus versetzet sind, und so wird auch das Gummi Guajaci bei Phlegmaticis nicht würksam seyn, wenn es nicht mit Spirituosis und amaro adstringentibus gegeben wird, da eben dasselbe Mittel hingegen bei trocknen, hagern und blutreichen Subjekten die Umstände nicht verbessern sondern verschlimmern wird. Eben deswegen ist es ungereimt, wenn man uns dieses Mittel auf eine empirische Art, nemlich in Taffia aufgelöset zu verordnen anpreiset, da dieses Mixtum auf der einen Seite den Branteweinsdienern gewiß mehr eine Labung, als Verbesserung ihres Zustandes, hingegen auf der andern Seite, den Wasser- und Milchgästen, eine zu starke Reizung, und zu geschwinde Bewegung des Geblüts, kurz eine Art Fieber bewürken wird. In Substanz habe ich es einige mal, aber ohne Nutzen, verordnet, und

a) Man sehe das Hannoverische Magazin von 1778. 58tes Stück.

brauch, da ich aber fand, daß das Uebel seit drei Wochen noch nichts nachgelassen hatte, erkundigte ich mich genau nach der Ursache, und fand, daß er ein starker heimlicher Säufer war. Ich suchte ihm den Brantewein abzuschneiden, aber das Uebel nahm doch nicht ab. Endlich kam ich auf die Meinung, daß sein ganzer habitus corporis, von dem vielen Genuß des Branteweins so schlecht seyn müsse, daß der Reiz und die Flüchtigkeit des Weingeistes nicht hinreichend seyn, seine Säfte in Bewegung zu setzen. Ich löste dieserwegen das Gummi in dem öligt flüchtigen Salze des Sylvii auf, ließ ihn eine vegetabilische Diät beobachten, und süsse Molken trinken. Diese Verfahrungsart brachte eine solche erstaunende Veränderung hervor, daß er in zwölf Wochen vollkommen geheilet war.

Vierter Fall.

Ein Mensch von sechs und zwanzig Jahren, der bereits an einem schleichenden Fieber mit Auswurf eine Zeitlang laboriret hatte, welches er sich durch Ausschweifungen in Venere zugezogen, bekam noch zu seinem mitleidenswürdigen Zustande ein entsetzliches Podagra. Ich wurde bei diesem Elenden zu Rathe gezogen, und war Anfangs unentschlossen, welches Uebel ich zuerst angreifen solte, doch weil hier die gichtische Materie die nächste Ursache zu seyn schien, welche sich bisher in dem schleichenden Fieber mögte verhüllet haben, so ging auch meine Kurart dahin, ihm sogleich das Guajac Gummi in einem mittelsalzigten Geiste, wozu mir der Salmiacgeist am vorzüglichsten schien, aufgelöst, zu geben, wobei ich ihn eine vegetabilische Diät beobachten, und Molken mit Weinsteinrahm präparirt zum ordinairen Getränke trinken ließ. Wieder mein Vermuthen besserten sich die Umstände zusehends, nur blieb der schleimigte Auswurf noch einige Zeit nach, welcher durch den fortgesetzten Gebrauch der Molken und Chinarinde, endlich auch nach ließ, und jetzt befindet sich dieser Mensch vollkommen wohl.

Da diese Blätter weitschweifende Abhandlungen nicht erlauben, so habe ich auch nur die wichtigsten Fälle, so mir in meiner Praxi vorgekommen, und worin jederzeit eine andere Kurart beobachtet werden mußte, so kurz wie möglich bemerklich machen wollen.

Koppenbrügge. J. L. Willmer.

Hannoverisches Magazin.

4tes Stück.

Montag, den 13ten Januar 1783.

Ueber Klöster und Klosterleben.
Aus den Briefen einer Hannoverischen Dame.

Auf der Höhe über der Favorite bei Maynz liegt ein Karthäuserkloster, welches mein Mann besehen hat. Ich schalt ein wenig über das harte Gesetz, das mich aus einem Orte verbannte, den ich durch meine Gegenwart nicht würde entheiliget haben. Zum ersten und einzigen mal in meinem Leben wünschte ich eine Königstochter zu seyn, weil man nur solchen den Eingang in ein Karthäuserkloster erlaubt.

Sie wissen, daß ich fürs Klosterleben eine heimliche Neigung und Verehrung hege. Laut darf ich dies nicht sagen, weil man mich beschuldigen würde, ich denke nur so aus Neigung zum Sonderbaren. Aber ich bin mir besserer Beweggründe bewußt. Der hohe und reine Geist der Andacht, Demuth und Genügsamkeit, dem die Klöster gewiß ihre Entstehung zu danken haben; der Muth mit dem ihre Stifter allen lockenden Reizungen der Welt und der Geselligkeit entsagten, und ihre fromme Absicht ganz in abgezogener Stille den Geist zum höhern Leben fähig zu machen, erwecket meine Bewunderung.

Auch bin ich innigst gerühret von dem Gedanken an die Thränen und Seufzer, die so oft aus diesen stillen Wohnungen, ungesehen von der Welt, zu Gott emporgestiegen sind. Wie viele süße Neigungen und gewaltige Triebe wurden da überwunden! Noch nie trat ich in ein Kloster, ohne eine Art von heiligem Schauder zu empfinden, der vielleicht süßer war als das freudigste Staunen beim reichsten Anblick der Kunst und der Pracht. Wie vergaß ich da alle Satyren, die man sich gegen Klöster entgehen läßt, oder die mir auch wohl selbst entgangen sind; und fühlte nur, wie schön, wie groß und himmelähnlich ein Leben wäre, das dem Geiste der Stiftung getreu in Bruderliebe, Wohlthätigkeit, Stille, Frömmigkeit, täglich wachsender Besserung des Sinnes und Herzens, Reinigkeit, Ordnung, Einfalt, und ungestörter Ruhe, in einem Kloster hinflösse.

Dies ist eine Chimäre, sagen Sie?

Vielleicht; aber ach warum muß es eine seyn? Etwa deswegen, weil auch schon da zu viele Menschen zusammen kommen; und zwar Menschen, die keine reinen Religionsbegriffe haben, und denen das erste Jugendleben, in der Welt und mit andern, die Blüte der Unschuld schon geraubt hat, und zu viel stürmische Leidenschaften in ihnen schon erreget.

Daß es Pflicht sey sich einer so rauhen Einsamkeit zu weihen, glaube ich freilich nicht. Es kan vielleicht, unter manchen Umständen, sogar unrecht seyn. Auch gebe ich gerne zu, daß nach ihrer jetzigen Beschaffenheit, solcher Wohnsitze des Müssigganges zu viele sind, und daß der Plan sie einst alle aufzuheben eine sehr politisch weise Anstalt seyn würde. Aber manchem Unglücklichen würde doch auch ein Zufluchtsort entzogen; denn Sie werden mir zugeben, daß für kranke, erschöpfte, müde, von den Verhältnissen der Welt wundgedrückte, in ihren Wünschen betrogene, in ihren Hofnungen gescheiterte Herzen das Kloster eine schöne sichere Freistadt ist, um die Trümmer ihres Glücks, ihrer Gefühle und Kräfte noch aufzulesen zu sammeln und zu genießen, anstatt, daß die Welt sie gar zerschmettern würde. Mich interessiren darum alle Klöster und besonders die Karthäuser.

Weil sie nicht reden dürfen; und weil das wohl einer Dame sehr traurig scheinen muß, werden Sie denken? Doch nein; ich bedaure sie eben deshalb nicht sehr. Sie könten sich viel Verdruß und Widerwärtigkeit dadurch ersparen; und der Geist müßte an innerer Kraft und Ausdehnung dabei gewinnen, wenn ihnen nur verstattet würde, denselben durch gute Bücher zu üben und zu erweitern. Aber, in der Einschränkung, worin die armen Mönche leben, glaube ich freilich wohl, sie gerathen oft in eine völlige Gedankenlosigkeit.

Sonst ist in vielen Stücken ihre Einrichtung vortreflich. Ihre Wohnungen sind bekantlich die schönsten unter allen, und auch diese Maynzische Karthaus soll prächtig seyn. Große schöne Kreuzgänge mit Schnitzwerk und sehr guten Gemählden gezieret, helle und wohlgeschmückte Säle und eine sehr kostbare Kirche mit Säulen vom schönsten Marmor zieren diese Wohnung der Demuth. Alle Cellen sind rein, helle und bequem, aus allen ist die Aussicht schön. Jeder Karthäuser hat nicht nur eine Celle, sondern verschiedene kleine Gemächer; eine Küche in der sie ihre Kleidungen reinigen; eine Kammer mit Bibliothek und Drechselbank, und eine andere Geräthskammer. Sie wissen alle ein Handwerk und haben die Werkzeuge dazu. Auch hat jeder einen kleinen Garten, den er selbst bearbeitet. Das ganze Geräthe der Karthäuser besteht aus zwei oder höchstens drei härnen Hemden, zwei Röcken, zwei Scapulieren, drei Paar Strümpfen, vier Paar Schuhen, einer Kappe, und zwei hänfenen Gürteln. Betttücher, Federbetten und Ma-

Matratzen haben sie nicht, sondern sie liegen auf bloßem Stroh. Zu ihrer Ausstattung gehören noch zwei Nähnadeln, etwas grober Zwirn, eine Scheere, ein Kamm, ein Scheermesser, ein Wetzstein nebst Leder, eine Pfrieme, eine Ahle, ein Bleistift, Kreide, Lineal, Federn, Papier, Schreibtafel, eine vollständige Drehbank, einige geistliche Bücher, und die nöthigen Werkzeuge ihres Handwerks. Alle diese Dinge müssen immer in der größten Reinlichkeit und Ordnung erhalten werden. Jede Woche geschiehet eine Nachsuchung, und findet sich irgend ein Stück mehr oder weniger, so wird der Unordentliche bestraft, und der nach Ueberfluß gierige komt gar in den Bann.

Sie gehen täglich dreimal auf den Chor, und übrigens bleibt jeder für sich allein. Das Essen wird jedem in seine Celle geschoben. Sie beschäftigen sich mit Lesen und Beten, mit ihrem Garten, und mit allerlei Handarbeit. Sie essen und trinken sehr gut, brauchen für nichts zu sorgen, und bauen selbst die köstlichsten Weine. Etwas theurer Kauf sind indessen alle diese schönen Sachen, denn der Orden ist gewaltig strenge. Ohne besondere Erlaubniß des Priors, darf kein Pater sprechen, außer einmal in der Woche, da sie sich versammeln und von geistlichen Dingen unterhalten. Aber das geringste von dem was geredet wird zu offenbaren, ist bei schwerer Strafe verboten.

Fleisch dürfen sie durchaus nicht essen. Nicht nur wer es selbst ißt, sondern auch, wer es andere essen sieht, ohne es zu hindern und anzugeben, wird mit Gefängniß bestraft. Außerdem fasten sie einmal in der Woche bei Brodt, Wasser und Salz. Sie erhalten selten Erlaubniß auszugehen, und wer ohne dieselbe nur fünf Tage aus dem Kloster bleibt und freiwillig wiederkomt, wird ohne Gnade eingesperret, zwanzig mal gegeißelt, und muß zwanzig mal auf der Erde essen. Es ist freilich traurig und ein großer Vorwurf gegen das Klosterleben, daß man mit einer solchen Strenge Menschen zu Pflichten anhalten will, die ihnen lieb, süß und heilig seyn solten, und deren Erfüllung gleich aufhört ein Verdienst zu seyn, sobald sie erzwungen werden. Doch hat dies vielleicht nur einen härtern Anschein, als so manches Weltverhältniß, worin man den Menschen als Maschine behandelt, und oft wegen einer minder guten Absicht quälet und zwingt. Sonderbar ists, daß die Karthäuser sehr scharf bestraft werden, wenn ihnen irgend ein Schwur entfährt, als etwa, bei meiner Treu!

Die Layenbrüder haben es bei den Karthäusern übel. Sie dürfen sich in Gegenwart der Religiosen nicht setzen, noch bedecken; sie bedienen sie, und thun alle schwere Arbeit in und außer dem Kloster. Dafür werden sie, auch ohne irgend etwas verbrochen zu haben und nur bloß aus Heiligkeit, fleißig gegeißelt. Diejenigen die auf dem Felde sind, und dieser frommen

Uebung wegen, ihre Arbeit nicht versäumen dürfen, kaufen sich von der Disciplin los, indem sie eine gewisse Anzahl Gebete aufsagen.

Ich erkundigte mich bei dieser Gelegenheit auch nach **Karthäusernonnen**, und erfuhr verschiedenes davon. Es ist ganz auffallend, daß sich mein Geschlecht schwerer zum Gelübde des Stillschweigens entschließen kan als das männliche. Unter hundert und drei und siebenzig Karthausen, die es in der Christenheit giebt, sind nur fünfe von Nonnen bewohnt, und die lezte von diesen ist schon im Jahr 1344 erbaut worden; nemlich in den Zeiten, da unser Geschlecht noch so gerne ins Kloster ging als jezt auf eine Redoute.

Die Karthäuserinnen sind nicht völlig so strengen Sazungen unterworfen als die Mönche. Sie stehen jedoch, wie diese, unter der allgemeinen Aufsicht des Priors der großen Karthaus, und eines besondern Vicars, dem auch die Priorin untergeordnet ist. Sehr streng ist ihre Regel in Ansehung der Besuche. Ausgehen dürfen sie nie, und nur ihre nächsten Blutsverwandten dürfen sie im Sprachzimmer sehen, doch auch diese nicht anders als in Gegenwart der Superiorin und mit niederhängendem Schleyer. Einer Mannsperson einen Kuß geben, würde, wie billig, mit schwerer Strafe geahndet. Auch dürfen sie weder schreiben, noch Geschenke annehmen; und ihre gewöhnliche Strafe für ein solches Vergehen ist, daß sie eine Woche lang im Speisesaal auf der Erde essen müssen. Ihre Kleidung ist übereinstimmend mit der Kleidung der Mönche; sie ist auch ganz von weißem oder hellgrauem Tuche, nur tragen sie noch einen weißen Mantel oder Chorkleid, und Weihel und Wimpel wie andere Nonnen. Am Tage der Einsegnung, die nicht vor ihrem fünf und zwanzigsten Jahre geschehen darf, wird ihnen über dem Weihel eine vergoldete Krone aufgesezet, eine breite mit Gold besezte Binde über die Schulter gehangen, die vorne bis auf die Füße herunter geht; unten stehen an beiden Enden goldene Kreuze, und goldene Quasten hängen daran. Ueber dem rechten Arm, mit welchem sie eine brennende Fackel tragen, hängt eben eine solche Binde; und das Ganze, wovon ich eine Abbildung sah, hat ein feierlich schönes Ansehen. Wenn ihr Jubeltag gefeiert wird, das heißt, wenn sie funfzig Jahre im Orden gewesen sind, erscheinen sie wieder in diesem Schmucke, und werden auch darin begraben. Uebrigens leben sie wie die Mönche, außer, daß sie zusammen essen, weniger gegeißelt werden, weniger Beschäftigung, und folglich mehr Langeweile haben; und auch, welches aber wohl nur Lästerung ist, das Gebot des Stillschweigens nicht völlig so gewissenhaft befolgen.

Man glaubt gewöhnlich, für die Karthäuser sey die Erinnerung des Todes ein so strenges Gesez, daß sie sich nur mit einem **Gedenke an den Tod**, begrüßen dürfen. Bei dieser Ge-

Gelegenheit habe ich aber erfahren, daß es nicht die Karthäuser, sondern andere Mönche sind, welche unter dem Namen der **Brüder des heiligen Pauls**, oder **Väter des Todes**, einen Einsiedlerorden ausmachten, wovon noch einige in Italien seyn sollen. Diese, und nicht die Karthäuser, schlafen in Särgen, und tragen vorne auf dem Scapulier einen Todtenkopf. Gedenke des Todes ist ihr Gruß, Gedenke des Todes ist die Rubrik, womit alle ihre Sachen bezeichnet sind, und das Gebet ausgenommen der einzige Laut den ihr Mund aussprechen darf.

Nachdem ich mich so lange bei meinen lieben Karthäusern aufgehalten, werde ich ihnen nur Weniges von einigen Nonnenklöstern sagen, die ich in Maynz besuchte. Das schönste war das **Bernhardinerinnenkloster**, welches gut gebaut und reichlich versorgt ist. Ich ging unter dem Schutz einer alten frömmelnden Dame dahin, und ward mit der allergrößten Freundlichkeit aufgenommen, auch sehr gefällig in alle Säle, Cellen und Winkel des Klosters herumgeführet, wo ich dann alles gebührend lobte, und mir dadurch das Zutrauen und die Gunst dieser guten einfältigen Seelen erwarb.

Die Kirche ist schön und groß. Altar und hohe Säulen sind von schönbuntem Marmor sehr gut gearbeitet. Ich fand da einige kostbare Gemählde, deren Werth aber, wie ich bemerket habe, man in Klöstern gar nicht kennt; denn ein bunt gemahlter Heiliger mit recht verdrehten Augen, und eine mit Flitterwerk tüchtig behangene Madonna sind Meisterstücke des Geschmacks für Nonnen. In einem sehr schönen geräumigen Chor zeigten sie mir in verschiedenen Schränken eine große Menge Silberzeug, und eine ihrer Meinung nach sehr kostbare Reliquie, den Schädel eines Heiligen. Zwar konten mir die guten Nonnen nicht sagen, wie der Heilige heiße, für den sie unbekanter Weise eine so große Ehrfurcht hegten. Ein Held mag er wohl gewesen seyn, denn der Schädel ist mit Helm und Federbusch gezieret, und der Körper, den man ihm verfertiget hat, ist mit einer heroischen Kleidung von Atlas angethan, und sehr reich und kostbar mit Gold, Silber und vielen ächten Perlen gesticket. Dieser Aufwand, mit dem so manchem Elenden geholfen werden könte, scheint thöricht; aber was jede Dame an ihren eigenen Leib hängt, das hängt die Nonne an ihren Heiligen.

Die Cellen sind vollkommen hell und reinlich. Nur begreife ich nicht, wie sie es im Winter aushalten können, da die Aebtissin und die Kranken ausgenommen, keine Nonne einen Ofen in ihrer Celle haben darf. Auch bedauerte ich sie herzlich, daß sie in der strengsten Kälte, mitten in der Nacht einige Stunden auf dem Chor zubringen, und im Sommer unter einer entsetzlich heißen Kleidung verschmachten müssen; denn, wenn sie

einem Theile gelöschtem Kalch, dem Gewichte nach, vermischt werden, er eben die Dienste als der bereitete Tarras leistet, jedoch behält die vorhin angezeigte Art mit dünnem Kalch bereitet den Vorzug. Ich habe nach dieser Art Steine bereiten und mit eben diesem Mörtel vermauern lassen, welche Wände gänzlich zu einem Stein geworden sind.

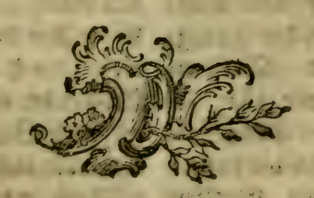
Um Steine zu machen, gießet man diesen mit dünnem Kalch angerührten Mörtel auf Bretter oder nur auf die Erde, so dicke oder dünne als man will, aus einander, des andern Tages, oder nach etlichen Stunden, ehe die Masse Risse kriegt, schneidet man in beliebiger Form und Größe die Steine ab, welche eine Zeitlang täglich, oder wenn sie halb trocken sind, begossen werden müssen, bis sie hart geworden. Sie werden weit leichter als die gebrannten Steine, und lassen sich auf diese Art viele in großer Geschwindigkeit machen. An Härte kommen sie den gebranten Steinen nicht völlig gleich, dagegen aber gehet das Gemäure in eine solche genaue Verbindung, daß wasserfeste Behältnisse damit gemacht werden können, welches von gebrannten Steinen nicht zu erwarten stehet.

Da die Pulverisirung dieses Mörtels annoch mühsam und kostbar ist, so kan vor jetzo noch nicht der Himte unter 18 mgr. verlassen werden, wer ihn aber ungemahlen in kleinen Stükken nehmen will, erhält den Himten oder 60 Pfund für 12 mgr.

Bahrenburg. Jordan.

Anfrage.

Wie ist der sogenannte Kälberkrop aus einem Obstgarten, dessen Gräsung (die man zur Grünfütterung für Hornvieh im Stalle benüzet,) fast lediglich aus diesem Kraute bestehet, auf die leichteste, gewisseste und wenig kostbare Art gänzlich zu vertilgen? Es wünschet Jemand solches durch diese Blätter bald zu erfahren.



Hannoverisches Magazin.

5tes Stück.

Freitag, den 17ten Januar 1783.

Ueber Biberich, Schlangenbad und Schwalbach.
Aus den Briefen einer Hannoverischen Dame.

Von Wisbaden fuhren wir über Biberich nach Schlangenbad. Ich hatte außerordentlich viel von der Lage dieses Orts gehört, und war sehr neugierig ihn zu sehen.

Würklich zeigt sich das Schloß und der Garten zu Biberich von weitem ganz vortreflich. Der schöne Rhein, der unter den Fenstern vorbei fließet; links die Aussicht auf Maynz, das nur eine gute Stunde davon liegt; rechts auf eine weite spiegelhelle Fläche in der sich Thürme, Häuser, Obstbäume und Weinberge mahlen; in dem Flusse selbst, die treflichsten Inseln oder Auen, wie sie es da nennen; rings umher eine paradiesische Gegend, — welch ein Anblick; und wie könte geschmackvolle Kunst eine solche Lage nützen! Das ist hier aber gerade nicht geschehen.

Der Garten liegt nicht am Rhein, welches doch so natürlich gewesen wäre, sondern hinter dem Schlosse. Es ist auch nichts merkwürdiges darin, als ein Berceau von Aprikosenbäumen, das leicht nach zu machen wäre, und sehr hübsch ist. Eine schöne Obstallee, die nach einem andern Usingischen Ort Schierstein geht, ist vortreflich genuzzet, um dem Garten eine perspektivische Aussicht zu geben, und die ist auch würklich ländlich und schön. Uebrigens ist der Garten groß, hat ein artiges englisches Bosquet, worin die höchsten Pappeln und Plantanen stehen, die ich gesehen habe, und noch mancherlei Abwechselungen, die aber zum Theil ins kleinliche fallen; und bei weitem ist es nicht was es seyn könte. Recht schade ist's, daß man aus dem Garten den Rhein nicht sieht! Zwischen dem lieben Fluß und dem Schloßhofe geht die Landstraße, und eine Kastanienallee, die mir lieber wäre, als der ganze Garten. Das Schloß ist groß und hat ein gutes, obgleich etwas veraltertes Ansehn; es sind zwei Flügel, welche durch eine lange und hohe Gallerie aneinander hängen. In der Mitte dieser Gallerie ist eine Kuppel, welche einen runden großen Saal enthält, der oben mit einer Platteforme gedeckt ist, die schön aussiehet, auf der man aber nicht gehen

kan, welches mir etwas widersinnig schien. Ueberhaupt ist eine solche Bauart pralend und kostbar, aber gar nicht nach meinem Geschmack; denn der Kupolen und Gallerien wegen fehlt es an Zimmern, und die unnütze Pracht verschlinget die Bequemlichkeit.

Von Biberich auf Schlangenbad ist der Weg ganz besonders angenehm. Er durchschneidet einen Theil vom Rheingau, dieser treflichen Gegend Deutschlands, wo kein Strauch, kein Holz zu sehen ist, als Weinstöcke, Obstbäume und Gartengewächs. Auf einer Anhöhe fand ich eine der prächtigsten Aussichten die ich kenne, auf den Mayn und den Rhein, die sich bis auf eine Stunde von ihrem Zusammenfluß ganz deutlich unterscheiden, indem der erste trüb und gelblicht, der andere aber viel heller und bläulichter scheint, und auf Maynz, Kastel, Biberich, Schierstein, und sechs bis acht andere schöne Oerter.

So fährt man durch die heiterste anmuthigste Gegend bis Neudorf; hier ändert sich alles plötzlich. Der Ort selbst, ein schlechtes altes Dorf, liegt sehr romantisch unter einem mit Holz bewachsenen Berge, und jenseits findet sich keine Spur mehr des lieblichen Rheingaus, es ist als sey man durch einen Zauber in eine ganz andere Welt versetzt. Weg sind Weinberge und Obstbäume, weg der Rhein, weg die heitern Fluren und die schönen prangenden Dörfer. Einsam, schaudericht und wild schließt sich die weite Ebene in ein enges eingeschlossenes und wohl zwei Stunden lang sich zwischen Bergen hindurchwindendes Thal, die wie hohe felsichte Ufer einander gegenüber stehen. Man glaubt das Bett eines Flusses zu sehen, der in einen schmalen Bach zusammen getrocknet sey; denn ein Bach ist da. Er krümmt sich durch schmale grüne Ufer, mit Stein und Grant besetzt, und an manchen Stellen scheint es nur, als hätte er einstens da stark geflossen und Steine mit sich geführt.

Die Landstraße geht links auf der Höhe über den Bach hin, und krümmt sich mit ihm um die Berge; so daß man weder vor noch hinter sich, weit weg sehen kan, und immer eingeschlossen ist. Etwa zweihundert Schritte von einander liegen am Bach einzelne Häuser und Mühlen. Das einzige Gewerb der Menschen in dieser Gegend ist das Korn, das ihnen viele Meilen her auf Eseln zugebracht wird, denn in dem engen Raum den sie bewohnen, sieht man nur selten einen kleinen Acker.

Endlich erblickt man Schlangenbad, wie die Mühlen im Thale; aber die neuen großen Gebäude von allen Seiten mit Heckengängen umringt, sehen recht artig aus, und es erscheint als ein schönes Landgut.

Zwei Wohnungen sind da. Die eine gehört dem Churfürsten von Maynz, der den größten Theil des angränzenden Landes besitzt, und wird das **Maynzische Haus** genannt. Es ist ziemlich groß, ansehnlich gebaut, artig eingerichtet, hat einen schönen Saal, und eine angenehmere Lage als das andere, weil es unter einem hohen mit schönem

Holz

Holz bewachsenen Berge liegt, der bis auf die Höhe, in der Mitte gerade dem Hause gegenüber aufgehauen ist.

Das andere Haus, welches das Hessische genannt wird, gehört dem Landgrafen von Cassel, und ist wie alle Hessischen Gebäude äußerst vollständig und recht bequem eingerichtet. Eigentlich sind es drei Häuser, welche durch lange bedeckte Gänge an einander hängen, so, daß man bei üblem Wetter aus einer Wohnung in die andere mit Bequemlichkeit gehen kan, welches für Kranke sehr angenehm ist. In diesem Hause wohnten wir, und es hat den großen Vorzug, daß die Bäder hier sind; statt, daß man aus dem Maynzischen Hause herüber muß, wenn man baden will.

Der Landgraf von Hessen-Cassel, dem bekanntlich die Hoheit im Rothenburgischen gehört, hat sich bei einem Vergleich die Quelle vorbehalten, und diese ist unter Schloß und Aufbewahrung eines Burggrafen (Concierge) der hier wohnt, und die Aufsicht über das ganze Wesen, sowohl als die Besorgung und Berechnung des Quartiers hat. Die besten sind auch gar treflich eingerichtet, und die geräumigsten und bequemsten die ich kenne. So ungerne ich sonst bade, war es mir hier immer angenehm. Das Wasser kan wohl keine große Kraft haben, es ist außerordentlich sanft und leicht, und hat eine gewisse Fettigkeit, welche die Haut sehr erweicht und leichte Wunden heilet. Man kan sogar ohne Seife damit auswaschen. Große Krankheiten wird es schwerlich allein zu heben vermögend seyn, aber als ein linderndes besänftigendes Mittel hat es gewiß seinen Nutzen. Indeß ist unstreitig, daß man sich beim Gebrauch davon erleichtert findet; es macht heiter, geschmeidig, leicht, und es ist vielleicht kein Wasser in der Welt, von dem ohne Schaden und Beschwerlichkeit so viel getrunken werden kan. Dazu ist die Luft, wie mir deucht, hier außerordentlich rein und heiter.

Schlangenbad ist übrigens ein gar angenehmer Aufenthalt, die sanfteste lieblichste Einsamkeit, zwischen Bergen, die freilich die Aussicht verhindern, aber doch sich genugsam öfnen, um der Gegend nichts dumpfes zu geben und nichts finsteres. Schlangenbad ist nicht wie Pyrmont der Aufenthalt lauter rauschender Freude und glänzender Geselligkeit. Es ist keine einzige Allee da, wo viele Menschen bei einander könten hergehen. Aber die schmalen Heckengänge laden, wie die ganze Gegend, die Seele ein zu einsamem und stillem Nachdenken. In jedem Lüftgen wähet philosophische Melancholie; aber es ist ruhige Melancholie, mehr Ernst als Schwermuth, mehr ein Vergessen, von allem was dem Herzen wehe thut, als schwärmerischer Genuß des Gegenwärtigen. Die Einbildungskraft schwelgt nicht, sie schlummert in lieblich träumender Ruhe. Das liebe Thal, so eng, so grün, so still und einsam, scheint mit jedem Blick die Lehre in das Herz zu prägen: daß der Mensch wenig bedarf.

Gewiß würde Ihnen der Ort gefallen; und besonders eine Stelle, wo ich immer mit Vergnügen gesessen habe, ein kleines Vorgebürge, von welchem man ins Thal herab, rechts auf die Brunnengebäude, links auf einige Mühlen sieht, die, zum Theil durch einen Wolkenbruch beschädiget und umgerissen, einen recht mahlerischen Anblick geben. Die Landstraße nach Maynz ist gegen über, rückwärts der Weg nach Schwalbach, und das ganze hat etwas Schweitzerisches.

Zum Hessischen Hause gehöret noch ein Saal, oder vielmehr eine sehr lange Gallerie, wo sich die Kurgäste (wenn welche da sind,) versammeln, um zu tanzen, und zu spielen. Es ist aber traurig, diese schöne Gallerie stets so leer zu sehen; eine einzige gräßliche Spielergestalt fand ich da in einer Ecke bei einem ausgedienten Pharaotische sitzend, worauf er recht viel Gold ausgekramt hatte. Es war am ersten Morgen meines Hierseyns; ich war alleine, und da ich kein lebendiges Geschöpf hier vermuthete, erschrack ich würklich über die abentheurliche tragicomische Figur dieses Menschen, der uns nachher durch sein wahrlich originales Wesen oft lachend machte.

Der verstorbene Landgraf von Cassel, der sehr viel auf diesen Ort gehalten hat, sorgte sehr für seine Verschönerung. Er ließ noch ein großes schönes Haus nicht weit vom alten aufbauen, welches aber inwendig noch nicht eingerichtet ist, auch wohl nie werden wird. Schwerlich kommen jemals so viel Fremde hieher, daß in der jetzigen Wohnung nicht hinlänglich Raum für sie sey, denn in diesen drei an einander hängenden Häusern kan man wohl zweihundert Menschen und drüber beherbergen.

Seit einiger Zeit hat Schlangenbad sehr an Glanz und Zulauf verloren; vermuthlich weil zu viel Bäder in dieser Gegend sind, und weil man dies für eins der unkräftigsten hält, so vortreflich es auch sonst, zumal für schwache luftscheue und kränkelnde Personen, eingerichtet ist.

Der verstorbene Landgraf von Cassel und der vorletzte Churfürst von Maynz, haben sich hier viel aufgehalten, und mancherlei Entwürfe zur Verschönerung dieses von Natur schon so reitzenden Orts zusammen gemacht; unter andern einen den sie aber schnell vernichtet haben, weil er über eine Million Gulden kosten solte.

Die Spatziergänge beim Maynzischen Hause sind weitläuftig und groß. Eine sehr schöne hohe Heckenallee geht gewiß über vierhundert Schritt lang schnur gerade, und gelinde steigend vom großen Saal bis ins Holz, wo sie sich verliert, und von beiden Seiten sind unzählig viele Heckengänge, welche wegen der Einförmigkeit nicht gefallen. Zu der Zeit als das angelegt ward, kante man noch in Deutschland den Englischen Geschmack in Spatziergängen nicht, und diese könten mit wenig Mühe und Kosten überaus artig darnach eingerichtet werden, denn die Lage ist vortreflich. Aber es wird von

Maynz

Maynzischer Seite nichts mehr daran gewandt.

Als eine Merkwürdigkeit zeigte man mir einen großen Stein, an welchem vier Landesherrn auf ihrem eigenen Grund und Boden sitzen könten. Dies sind die Landgrafen von Hessen-Cassel und Rothenburg, der Fürst von Nassau Usingen, und der Churfürst von Maynz.

Schlangenbad muß wohl seine Benennung von den vielen Schlangen haben, die man auf diesem warmen Fleck häufig findet. Ich selbst habe eine große Menge angetroffen ohne mich dafür zu fürchten; denn sie sind ganz unschädlich, und dienen zu einem besondern Erwerb der armen Kinder. Sie stecken nemlich eine zwei oder drei Ellen lange Schlange, die sie aufgezogen und zahm gemacht haben, in einen Sack, und machen für einen Kreuzer allerlei Kunststücke damit, die ganz gefährlich aussehen; treten sie mit Füssen, schlenkern sie um den Arm und dergleichen.

Das Betteln in diesen Gegenden ist ganz unausstehlich. Man kan nicht einen Schritt thun, ohne einen Haufen solcher quälenden Geschöpfe hinter sich her zu haben, und ich habe an mir selbst gemerkt, daß die Mitleids-Empfindung dadurch, daß sie so viel und gewiß oft betrüglich gereizt wird, beinahe erkaltet. Denn sehr oft bin ich über die unaufhörliche Verfolgung recht verdrießlich und gar nicht gerührt gewesen.

Eine sehr nützliche Anstalt ist, daß hier von den beiden Landesfürsten, eine kleine Besatzung gehalten wird. Von Hessischer Seite sind es freilich nur drei Invaliden mit einem Unteroffizier, die sich von Sanct Goar aus alle zehn Tage ablösen; ein würklich beschwerlicher Dienst für abgelebte ausgediente Soldaten, denn Sanct Goar ist neun Stunden von Schlangenbad, und die armen Leute stehen den dritten Theil vom Tage hier immer auf einem Fleck. Beim Maynzischen Hause ist ein ordentliches kleines Wachtgebäude, und so lange als Gäste da sind, werden alle Monat zwanzig Mann von Maynz hergeschickt, welche sehr ordentlich und reinlich gekleidet sind. Dies erhält Ordnung und Ruhe, und ich glaube, es würde sehr unsicher seyn, sich ohne diese Beschützung hier aufzuhalten, da es so viel herumschweifendes Gesindel giebt, das sich vortreflich in den Wäldern verbergen könte.

Gleich in den ersten Tagen unsers Hierseyns fuhren wir nach Schwalbach, welches nur eine gute Meile von hier ist. Wir vermutheten sehr große Gesellschaft da anzutreffen; und würklich war sie auch noch jezt nach der vorübergegangenen glänzendsten Kurzeit zahlreich. Diese dauert eigentlich in Schwalbach nur drei Wochen; aber in der Zeit soll auch das Gewimmel und Gedränge von Menschen unbeschreiblich seyn, worunter freilich nur der kleinste Theil sich auszeichnet.

Der Ort an sich, hat mir durchaus schlecht gefallen. Er liegt auch seiner gewaltigen Länge nach in einem engen

Thale; aber es ist kein liebliches grünes, durch einen Bach getheiltes Thal, sondern ein steinigter Boden. Die Berge, die es einschließen, sind nicht mit schönem Holz bewachsen, sondern ganz kahl; so daß es ganz an Schatten fehlt.

Es sind verschiedene Quellen da, von welchen einige dem Landgrafen von Rothenburg, andere den Einwohnern zugehören. Unter diesen lezten wird vorzüglich der **Weinbrunnen** am mehrsten getrunken und außerordentlich geschäzt, ob er gleich lange so stark nicht ist als der sogenannte **Krätzbrunnen**, der oben in der Stadt bei einer kleinen elenden Promenade hervorquillt. Diese unanständige Benennung machte mich aufmerksam, und sie hat würklich eine sehr comische Ursache. Der Adel, der nebst andern von dem **Weinbrunnen** trinkt, hat eine Art von heimlicher Verachtung für die, welche in den **Krätzbrunnen** mehr Vertrauen haben, spotten und wundern sich darüber, und so wieder umgekehrt; grade so, wie in Niedersachsen einer den andern seines Arztes wegen auslacht. Aber bei den Kräzgästen, die bei weitem die schwächste Parthei ausmachen, mischet sich dann noch eine kleine Art von Haß zum Hohne; weil in der deutschen Welt überhaupt Verachtung immer am meisten von oben herab würket, und Haß immer am meisten von unten herauf.

Sehr anstößig war es mir, daß die Quellen nicht bedeckt, sondern bloß eingefaßt sind. Alles Regenwasser kan also hineinlaufen, und bei schlimmen Wetter wird das Wasser gewiß nicht lauter und rein getrunken.

Der Weinbrunnen, von dem fast alles trinket, liegt in einer Tiefe, und ist nicht mit Schatten umgeben. Man muß ziemlich lange gehen und auf und niedersteigen, um aus den Alleen oder dem Hause hinzukommen, und ich begreife nicht, wie Kranke, in der starken Hitze das aushalten können. Uebrigens ist die Allee selbst gar nicht schön, aber doch schattigt und kühl. Des Morgens versammeln sich da alle Gäste des Weinbrunnens, und gehen dann in einen dicht daranstoßenden Saal, wo die Gesellschaft bis Mittag zusammen bleibt. Dieser Saal ist sehr altfränkisch, und verfallen, hat schlechte Fenster, und überhaupt ein elendes Ameublement. Des Abends wird er zum Tanzen gebraucht, und unten ist ein sogenanntes Comödienhaus, ein wahrer Keller, und in denselben des Kellers würdige Schauspieler. Des Nachmittages komt aber alles schon um drei in einem andern Saal zusammen, der sehr groß ist, aber noch unansehnlicher als der erste. Es wird da Kaffee getrunken, und bis zur Stunde des Spatzierengehns gespielt. Nirgends in Deutschland sieht man ein solches Gewimmel von adelichen und unadelichen, schönen und stinkenden Menschen, Cavalieren und Juden, Coketten und Beutelschneidern von jeder Klasse, Farbe, und Gestalt.

In

In Schwalbach sind so wenig als in Wisbaden besonders eingerichtete Brunnenhäuser; jeder Einwohner des Orts, bewirthet und speiset die Fremden die bei ihm einkehren wollen. Es wird sehr über Unreinlichkeit und Mangel an guten Betten geklagt; die Tischbewirthung hingegen haben wir sehr gut und wohlfeil gefunden.

So wenig anziehend und glänzend alle diese erwähnte Einrichtungen und Belustigungen scheinen; so ist doch Schwalbach ein außerordentlich beliebter Aufenthalt. Die reichsten und vornehmsten Leute aus der Gegend, besonders aus Maynz, Manheim und Frankfurt, gehen jährlich nach dem elenden schmutzigen Ort. Die Menge der Gesellschaft, und die große Freiheit im Umgange muß wohl nebst der Gelegenheit viel zu tanzen, zu liebeln und zu spielen, das mehrste zur Annehmlichkeit beitragen. Ich habe auch würklich außerordentlich höfliche zuvorkommende und muntere Leute da gefunden, so wie man bei uns, leider, nur selten sieht. Der Ton in dieser Gegend, besonders in Maynz, ist von dem unsrigen sehr verschieden, und das ist desto auffallender, da bekantlich in diesen capitelfesten Ländern, so viel auf die genaueste Untersuchung der Adelsbriefe gehalten wird. Bei den Brunnen und in den Bädern lebt hier alles ohne Unterschied, der ganze, halbe und viertel Adel, und die anständige Adellosigkeit *) viel freier und artiger zusammen, als in Pyrmont. Man wird es kaum glauben, daß ich vornehme Damen wahrlich in Schwalbach **Madamm** nennen hörte, ohne daß sie es übel zu nehmen schienen. In ihren städtischen Kreisen, mögen sie denn freilich fester auf Standes Unterschied und unabsehbarn Zwischenraum halten. Doch scheint Ihnen zuvorkommende Höflichkeit gegen Fremde, natürlich und angeboren.

Diesen würklich sehr großen und auffallenden Vorzug vor uns mögte ich ungern aus dem Herzen herleiten; denn ich weiß sehr wohl, wie oft sich wahre thätige Menschenliebe unter einer trockenen rauhen und steifen Aussenseite verbirgt. Es ist auch unläugbar, daß ein gewisser höherer Grad der Lebhaftigkeit des Temperaments, manchmal auch des Leichtsinns, gesellschaftliche Annehmlichkeiten hervorbringt, die von unserm Phlegma oder auch von unserer ernsthaftern und etwas traurigen Stimmung nicht zu verlangen sind. Inzwischen komme auch diese größere Fähigkeit zur Freude und zur reitzenden Geselligkeit woher sie wolle; mir war sie sehr angenehm und behaglich. Es ist einem wohl, mit Leuten, die so frei, so ungezwungen mit einem wegplaudern, als hätte man sie längst gekant; die auch unbedeutenden Dingen, bei denen sie vielleicht gerade nichts denken, einen Anstrich von Interesse geben; und durch ihre große Höflichkeit und

Mun-

*) La Roture honnête.

Munterkeit den Mangel an Kenntnissen ersetzen, der bei den Rheinischen Damen ganz besonders groß ist, und wohl seinen natürlichen Grund in ihrem ersten Religionsunterricht hat, der nothwendig eingeschränkte Begriffe hervorbringet, und also auch zu einer gewissen Seichtigkeit gewöhnet.

Vielleicht habe ich aus dem Wenigen, was ich sah, auch zu übereilt geschlossen, es sey in diesen Gegenden viel leichter als bei uns dasjenige zu finden, was man gesellschaftliches Vergnügen nennt. Aber gewiß ist es unendlich schwer Verbindungen hier zu knüpfen, die auf Freundschaft, dauernde Achtung, und warmes Gefühl für das Schöne und Gute sich gründen. Wenigstens bin ich zu entschuldigen, weil ich nichts sah, was mir ein Bild dieser Züge vorgestellt hätte; und es befremdet mich würklich nicht wenig, in einer Gegend die zum höchsten Enthusiasmus hinauf stimmen solte, in einer Gegend die geschaffen scheint, die stärksten Gefühle für Natur und Wahrheit hervorzubringen, so viel flüchtige vereitelte Seelen zu finden, die von nichts als Galanterie und Modesucht zwitschern.

Ein Uebelstand bei allen diesen lustigen und hüpfenden und so sehr zuvorkommenden Leuten ist ihr unangenehmer Sprachton, an den ich mich nie gewöhnen würde. Ich glaubte mich immer in einer Gesellschaft von Juden. Selbst die Mundart der elegantesten Rheinischen Dame ist unleidlicher für mich als das Plattdeutsch unserer nicht sehr eleganten Deisterbauern.

Doch ich komme von Schwalbach ab, und wolte Ihnen noch sagen, daß ein sehr großer Theil der Brunnengäste aus Weltgeistlichen und Mönchen besteht. Ich habe derer von allen Farben, Gestalten und Gerüchen, da gesehen; Thumherren, Prälaten, Vicarien, Karmeliter, Kapuziner, Franciscaner, Augustiner, Bernhardiner, und wie sie alle heißen. Ich habe zwar mit einer großen Anzahl von ihnen zu Mittag gespeiset, wobei ich denn freilich nicht sonderliches Vergnügen hatte, weil alle diese geistlichen Herren natürlicher Weise glauben, die Bestimmung des Menschen bei Tische sey, daß er esse.

Hannoverisches Magazin.

6tes Stück.

Montag, den 20ten Januar 1783.

Einige Bemerkungen bei einer Reise von Maynz den Rhein herunter.

Aus den Briefen einer Hannoverischen Dame.

Wir mietheten eine Jacht bis Cölln, und schiften uns des Morgens um acht Uhr ein. Das Wetter war außerordentlich günstig. Anstatt der strengen Hitze bekamen wir einen bedeckten, grauen und ganz stillen Tag, dann und wann ein wenig Regen, der uns aber nur zur sanften Kühlung gereichte. Wir glaubten noch an demselben Tage Coblenz zu erreichen; aber das Fahrzeug war schwach besetzt, der Wind vollkommen stille, wir ruderten ganz langsam, und konten also keine einzeln Schönheit des herrlichen Landes um uns her verlieren.

Die Gegend bei Maynz hat den mehrsten Glanz und die größte Pracht. Die vortrefliche Lage der Stadt und die schöne Schifbrücke, die fruchtbaren grünen oder schattigten Inseln zwischen denen man sich hindurch windet, die Menge schöner Oerter an beiden Ufern, die Schlösser, Klöster und adeliche Höfe, die Felder voll Wein und Obst, das alles in einer unabsehlichen Ferne, ist ein Anblick der sich nie aus der Seele verlieret; und diese glänzende Stelle, die einige Stunden weit sich erstrecket, hält man für eine der schönsten am Rheine. Da ich aber das wilde und furchtbar erhabene der Natur sehr liebe, war ich gar nicht unzufrieden diese Wohnungen der Pracht gegen die hiernächst folgenden einsamern und unbeschreiblich majestätischen und feierlichen Scenen zu vertauschen.

Allmählig erhöhten sich die Ufer. Die Dörfer wurden seltener und kleiner, die Aussichten enger. Endlich waren wir zwischen zwei Reihen von Bergen, um die sich der Rhein in mannigfaltigen Krümmungen oft sehr enge herdurchwindet, bald wie auf einer großen eingeschlossenen See, und bald hatten wir wieder auf einmal eine neue unerwartete Aussicht. Theils sind diese Berge mit Holz und theils mit Wein bewachsen; oder es sind rauhe steile Felsen von fürchterlichem Anblick, die über den Fluß herabhängen und Umsturz drohen. Hier und da stehen Bäume einzeln oder in mahlerischen Gruppen. Vorzüglich bewundert man, wie jedes Fleckgen Erde bis auf die Gipfel der Felsen benutzet wird, um Wein darauf zu ziehen. Zwischen

kahlen steinichten Klippen stehen Weinstöcke, und wo durchaus kein Erdreich ist, hat man ihn sogar in Körbe eingesetzet, um die schöne sonnigte Lage zu nützen. Mir schwindelte da hinauf zu blicken, und zu denken, daß menschlicher Fleiß und menschliches Bedürfniß die rauhen Klüfte erstieg. Eine entsetzlich beschwerliche und gefahrvolle Arbeit muß es seyn, die Besserung dahin zu bringen, die nicht anders als auf dem Rücken in Körben hinaufgetragen werden kan, und an manchen Stellen ist es so steil, glatt und abhängig, daß ich nicht begreife, wie die Leute nicht hinabstürzen. Ich hätte diese Reise wohl in der Weinlese thun mögen, denn es muß einen sonderbaren und reitzenden Anblick geben, wenn man unten vorbeischift, und alle die Klippen und Felsen bis in die Wolken hinauf voll fröhlich geschäftiger Menschen hängen sieht. Anjezt war die Gegend sehr still, man sah kein Leben unter den Einwohnern, und durchaus keine Spur von Handel und Wandel.

Dörfer sieht man zwar am Fuß der Berge, zwischen ihnen und dem Strom; auch schmale Striche Landes in der Länge gebauet, oder halb aus engen Thälern hervorscheinend, die aber an Schönheit abnehmen, so wie man sich von Maynz entfernet; und doch sind sie wegen ihrer meistentheils romantischen Lage eine große Zierde der Landschaft. Ueberhaupt muß eine solche Reise dem Dichter und Landschaftsmahler eine unerschöpfliche Quelle schöner Bilder darreichen. Auch habe ich recht innigst bedauert, daß ich weder eins noch das andere bin, und also nur empfinden kan was ich verewigen mögte. Ich wagte kaum Athem zu hohlen um meine Bezauberung nicht einen Augenblick zu unterbrechen. Alle meine Aufmerksamkeit war kaum hinreichend die herrlichen Gegenstände, die mannigfaltigen Abwechslungen, die kühnsten Ueberraschungen, die seltsamsten optischen Würkungen alle zu bemerken und zu fassen.

Bald fährt man, wie ich Ihnen anfänglich sagte, zwischen niedern Ufern und erblickt die reichsten Landschaften; bald zwischen rauhen Felsen die den Fluß gewaltsam einschließen. Bald bildet er eine sanfte spiegelhelle Fläche; bald hört man, wie er an die Klippen stößt, anprellt, sprudelt und wirbelt. Dort stehen zertrümmerte Schlösser, ehrwürdige Ueberbleibsel unserer tapfern Ahnen, Zeugen der alles tödtenden Vergänglichkeit. Von manchen sind kaum noch Spuren sichtbar. Einige stehen einsam, wie der abgelebte Weise, den seine Zeitgenossen verließen, und dem nur eigene innere Kraft den unvermeidlichen Umsturz verzögert. Neue glänzende Paläste an der Seite solcher Ruinen erbauet, scheinen wegen ihrer noch unverdorbenen Schönheit des Verfalles von jenen zu spotten, obgleich an sich weniger dauerhaft, weniger stark; wahres Bild der unbesonnenen Jugend; vielleicht auch des Geistes unserer Zeit, der hochmüthig und undankbar sich über die Trümmer der Vergangenheit erhebet, nur sich Verdienste zuschreibt, und leicht vergißt, daß er den mühsamen Werken der Vorzeit seine Verfeinerung schuldig ist,

ist; und daß seine Arbeit vergänglicher Glanz übertüncht.

Alle diese ernsthaften Bilder begünstigten die einsamen Ufer, die ich durchfuhr. Mir deuchte ich komme in wahre Ossianische Gegenden, wo aus Felsenhöhlen Geister hervor zu schweben schienen, wo die feierliche Stille nur das Rauschen des Wassers unterbricht, wo man glaubt man höre die Harfe des Barden. Diese schauderigte Träumerei dauerte bei mir oft ziemlich lange, und abwechselnde Gegenstände gaben ihr nur auf Augenblicke eine andere Richtung. Einzelne Häuser an Felsen gelegen, oder halb dahinter verborgen; Klöster; Thürme; Kreutze; Schreine der Heiligen; hier Menschen die in berglgte Höhlen hineinkrochen, um Schieferlagen zu bearbeiten; dort ganze Schaaren die langsam und mit feierlichen Gesang vom hohen Kreutz geführet zu ihren Tempeln wahlfahrteten; alte Städte in braune ehrwürdige Mauern eingeschlossen; drohende Festungen mit kriegerischem Ansehen; dieses alles gab meiner Seele einen hohen und ungewöhnlichen Ernst.

Aber endlich öfneten sich wieder Aussichten in weite blumichte Thäler. Die Ufer wurden niedriger, die Berge verschwanden; und alles trug das Gepräge des Wohlstandes und der Cultur.

Eine Motion, von der ich wünschte, daß sie irgend ein Patriot unterstützen mögte.

Ganz gewiß, giebt es noch manche Mißbräuche und manche Unbilligkeiten, deren Abschaffung dem Ganzen sehr nützlich wäre, und sicher würde sich derjenige, der Macht und Ansehen genug hätte, den wärmsten Dank seiner Mitmenschen zu versprechen haben, wenn er als ein Menschenfreund handelte, und an der Abschaffung solcher Dinge arbeitete. Ueber Härte und Unbilligkeit klagt noch manchmal der geringe Mann, und der gerechte Fürst oder sein weiser Minister würde solchen Klagen abhelfen, wenn er Zeuge davon wäre, und wenn jene Klagen bis in seinen Pallast gelangten. Mancher Landmann hat einen Fürsten zum Vater, aber einen Gutsherrn, der als ein harter Stiefvater mit ihm umspringet. Ich will jetzt nicht darauf denken, Ungerechtigkeiten anzuführen, die vielleicht manchem Bauer schon Thränen auspreßten, nur einer Sache will ich gedenken, die in meinen Augen die höchste Unbilligkeit ist, und die gleichwohl mancher Gerichtsherr als sein Vorrecht ansiehet, und keinesweges sich scheuet öffentlich darnach zu verfahren. Ohne weitere Vorrede komme ich zur Sache. Hin und wieder haben sich die Gutsherren das Recht angemaßet, daß sie das noch unbezahlte Ackergeräthe, Pflug, Egge und Wagen den Schmieden nicht bezahlen wollen, wenn sie einen Landmann zum Concurs bringen. Nach ihrem Urtheil und nach dem Recht, das sie oder ihre Gerichtshalter aussprechen, wird der arme Mann mit seiner Forderung abgewiesen, und

zwar geschieht es oft, auf die empfindlichste Art. Will er seine Gerechtsame vertheidigen, so erfolgen Drohungen, vielleicht in der Absicht um ihm zu schrecken, damit er nicht bei billig denkenden seine Zuflucht suchen soll. Sie sehen jenes Ackergeräth, als eine gute Beute an, wovon sie sich bezahlt machen können, achten nicht darauf, daß der arme Handwerksmann seine Bezahlung, oder doch wenigstens sein Eigenthum fordert, sondern er muß mit leerer Hand abtreten, wenn gleich der Hauswirth selbst gestehet, daß jene Dinge ihm unentbehrlich waren, und daß sie auf sein vieles Bitten ihm zu borge gelassen wurden. Er dieselben auch würde bezahlt haben, wenn nicht sein Gutsherr den Hof zum Concurs gebracht, und dieses Geräthe samt den Feldfrüchten aufgeschrieben hätte.

Ist das billig, oder ist es nicht vielmehr wahre Ungerechtigkeit, die in diesem Falle begangen wird? Solten nicht jene höchst nothwendige Geräthe als privilegirte Schulden von einem jeden Gutsherrn allemal anzusehen seyn? An einigen Orten, wo man den wahren Werth des Ackerbaues kennet, handelt man nach Billigkeit, der Schmidt wird so gut bezahlt, wie der Tischler, der etwa noch für einen Sarg zu fordern hätte, und sie würden es nennen, des Nächsten Eigenthum unter dem Schein des Rechten an sich bringen, wenn sie auf die Art, durch Vorenthaltung jenes Lohns, die Concursmasse vergrößerten. Ich halte dafür, daß jeder Gutsherr ungerecht handelt, daß er seines Nächsten Eigenthum unter dem Schein des Rechten an sich bringet, wenn er jene von seinem Colono gemachten Schulden nicht als privilegirte ansehen will, und herzlich wünschte ich, daß die gesetzgebende Macht es zur Pflicht und Schuldigkeit machen mögte, sie als solche anzusehen. Ist es doch nichts weiter als die höchste Billigkeit, was ich wünsche.

Der Gutsherr so wenig als die übrigen Creditoren, hätten Korn auf dem Felde verkaufen können, wenn nicht der Pflug und die Egge des Schmiedes dagewesen wären. Ohne Saat kan das Land noch Gras tragen, aber ohne Pflug und Egge gewiß kein Korn. Die aller unentbehrlichsten Dinge, sind jene vom Schmiede verfertigten Werkzeuge dem Landmann. Daß es seinen Guthsherrn oder harten Creditoren nicht schon längst vom höheren Gerichte zur Pflicht gemacht ist, jene Bezahlung allen andern vorgehen zu lassen, muß bloß daran liegen, daß der Schmid auf dem Lande, sich bisher noch nicht über solche Unbilligkeit beklaget hat. Gemeiniglich sind dessen Rechnungen nicht so hoch, daß er sich in einen Proceß darüber einlassen kan. Processe weiß er, kosten Geld, er hat keines darzu übrig, sondern kan seinen ganzen Verdienst mit den seinigen gemächlich verzehren, ohne daß er Advokaten darauf zu Gaste bitten darf. Er sagt, und tröstet die seinigen damit, die über seine ihm abgesprochene gerechte Schuldforderung seufzen und trauren; Gott wolle es ihnen nicht missen lassen, allein der gute Mann muß dennoch bei allem seinen Fleiß und bei aller seiner Arbeitsamkeit zu Grunde gehen und

zum Bettler werden, wenn ihm auch nur einige mal solche Urtheile von dem Guts- herrn u. Creditoren gesprochen werden.

Der Schmidt soll sich hüten, daß er nicht betrogen wird, nicht wahr? Ja diese Klugheitsregel hat er schon längst gewußt, sein Urältervater wußte sie auch schon. Aber hüte sich da ein- mal einer vor, daß mancher Gutsherr seine Zeit so geschickt abzupassen wuß- te, da eben Pflug und Egge und Wa- gen noch in gutem Stande waren, um seinen Meier vom Hofe zu jagen, von dem er vermuthete, daß es doch am Ende mit ihm schief gehen werde, und daß es doch nicht recht mit ihm fort wolle.

Soll der Schmid kein Ackergerä- the zu borge machen? wie unmöglich ist das, wer wird alsdenn am ersten zu Grunde gehen, der Schmid oder der Bauer? Nur demjenigen traue ichs zu, daß er diesen Vorschlag prac- ticabel finden kan, der die Last des Bauern und den Ackerbau nicht wei- ter kennet, als daß er wohl eher ein Kornfeld gesehen hat, und allenfalls weiß, daß die Feldfrüchte nicht auf den Bäumen wachsen, oder wie die Hagelkörner aus der Luft fallen. Der Hauswirth hat nicht zu allen Zeiten des Jahres Geld, um sein Ackergerä- the sogleich davon zu bezahlen. Wenn er sein Pachtgeld und andere Schul- den eben abgetragen hat, und nun ein neuer Pflug oder eine neue Egge ihm nöthig ist; so bleibt oft nicht so viel übrig, daß er sie für baares Geld sich anschaffen kan, gleichwohl wird sein Acker ihm nicht zu neuen Gelde ver- helfen, wenn er ihn nicht vorher ge- hörig bestellet hat. Der Bauer hat oft, nachdem sein Hof groß ist, zwei oder drei oder mehrere Pflüge nöthig. Die schweren eisernen Eggen und be- schlagenen Wagen, welche er in den Maschgegenden braucht, sind nicht eine kleine Ausgabe, wozu er allemal leicht rathen könte; sondern er muß vorher eingeerntet, abgedroschen, und sein Korn und Vieh zu Gelde gemacht ha- ben, wenn er jene Nothwendigkeiten bezahlen will. Ihm geschiehet ein we- sendlicher Dienst, wenn der Schmid bis dahin wartet, und ohne daß der Bauer bei ihm Credit hat, kan er un- möglich bestehen. Ich behaupte ge- wiß nichts weiter als die reinste Wahrheit, wenn ich sage, daß das Hand- werk der Schmiede, dem Landmann und dem Ackerbau ganz unentbehrlich ist, hat der Landmann bei ihm keinen Credit, so muß sein Hof zu Grunde gehen, oder entweder mit stumpfen Pflügen und mit abgenutzten Eggen, kan er sein Land be- stellen, und denn darf er auf keine rei- che Ernte sich Hofnung machen, oder er muß auch gar seinen Acker ungebauet liegen lassen. Der Schmid kan dem Landmann ohne seinen Schaden, jenen wesendlichen Vortheil leisten, wenn er nur erstlich mit lauter Gutsherrn oder Creditoren zu thun hat, die nach Bil- ligkeit handeln müssen. Er kan dem Bauer sein nothwendiges Feldgeräth zu einer Zeit liefern, da ers eben zur Bestellung seines Ackers nöthig hat. Denn ist er selbst ein ehrlicher Mann, so borgt ihm derjenige von dem er sein Eisen und Stahl, und seine Kohlen ein kauft so lange, bis er sich neuen Vor- rath wiederum holet. Aber seine saure Mühe, sein bei der Arbeit vergossener

Schweiß wird ihm schlecht belohnet, so lange noch irgend ein Gutsherr, das sich angemaßte Recht behält, diesen Mann, der ihm und seinem Meier so unentbehrlich ist, mit leerer Hand abzuweisen. Ich gönne dem in der Erde verwesenden Körper seinen Sarg, und dem Tischler seine Bezahlung dafür, aber das läugne ich, daß jener Sarg dem Körper so nothwendig war, wie dem Bauerhofe Pflug und Egge sind, wenn er soll bestellet werden, und wenn er nicht öde und wüste bleiben soll. Werden doch die Beerdigungskosten als privilegirte Schulden angesehen, warum nicht diese so unentbehrliche Nothwendigkeiten auch? Jene, die Beerdigungskosten, werden oft bis zum Ueberfluß hoch getrieben, gleichwohl werden sie bezahlt, warum soll denn der Schmid sein Geld nicht haben, da doch auf seiner Rechnung nichts stehet, das dem Hausmann entbehrlich war.

Gewöhnlich bleibt das Ackergeräthe, auch wenn der Colonus davon muß, beim Hofe, denn es ist ihm so nothwendig wie mir und dem Gutsherrn die Luft, die wir einathmen zur Erhaltung unsers Lebens, aber wahrlich, jede Furche, die der Gutsherr entweder selbst damit machen läßt, oder die sein neuer Meier damit ziehet, sie wird mit dem Schweiß des armen Handwerksmannes gedünget, und jeder Klumpen Erde wird mit dessen Eigenthum vermischt.

Ich habe dieses alles nicht in der Absicht geschrieben, um einen Gutsherrn auf andere Gedanken zu bringen, der jenes mir höchst unbillig scheinende Verfahren, bisher Recht und Billigkeit nannte. Wenn ich auch wünschte, daß er jenes, was ich anführte, dafür halten mögte, was es würklich ist, nemlich für Wahrheit im eigentlichsten Verstande, so wird doch mein Wunsch, daß er sein Verfahren aufgeben, und dem Schmid sein verfertigtes Ackergeräthe durch Bezahlung ersetzen mögte, wohl ein vergeblicher Wunsch bleiben; meine Absicht war bloß irgend einen wahren Patrioten aufmerksam zu machen, daß er sich desjenigen annehmen solte, dem bisher so offenbar zu nahe geschehen ist. Zur Aufnahme des Ackerbaues und der Landwirthe wünschte ich, daß er den Schmieden das Wort redete, und jenes der gesetzgebenden Macht zur Prüfung vorlegte, was ich Unbilligkeit genannt habe. Vielleicht daß dadurch eine Landesverordnung bewürket würde, die mit billiger Einschränkung des nöthigen Credits, den Schmieden ihr Eigenthum und ihr Vermögen sicherte.

H. B. A. L.

Beitrag zu den Nachrichten von den weißen und schwarzen Juden zu Codschin auf der malabarischen Küste, die in dem 14ten Theil des Magazins für die neue Historie und Geographie vom J. 1780 befindlich sind.

Bei Durchlesung dieser Nachrichten fand ich folgende Stelle, die mir merkwürdig war.

„Im Jahr der Welt 4130 (nach christ„licher Zeitrechnung 369.) landeten auf der „malabarischen Küste 70 oder 80,000 Israe„litische

„litische Seelen. Sie kamen aus dem Reiche Majorka, wohin sie aus ihrem Lande „nach der Zerstörung des zweiten Tempels „gefänglich weggeführet waren.„ Dies sagt der Verfasser eines Buchs, welches den Titel führet: Notisias dos Judeos de Cochim mandados per Mosseh Peregra de Paiva, a cuya custa se imprimeraro. Em Amsteldam. Estampado en cara de Ury Levy, em 9 de Hul. 5447. (1687.) Am Rande fügt derselbe hinzu, daß er sich nicht erinnern könne, ob nach der Juden Aussage ihre Voraltern freiwillig oder gezwungen aus Majorka nach Indien gezogen wären.

Herr Adrian Möns, Gouverneur und Director dieser Küsten, (aus dessen Briefwechsel vorzüglich obige Nachrichten durch Adrian's Gravezande, Predigern zu Mittelburg in Seland, gezogen sind,) imgleichen Herr Sike sind der Meinung, daß sie gerade aus Palästina dahin gekommen wären. Herr Ober-Consistorialrath Büsching sucht die Ursache von der Ankunft der Juden auf der malabarischen Küste in der Vertreibung der Römer, und hält die Meinung der Notisias aus dem Grunde für unwahrscheinlich, weil es nicht zu begreifen, daß 70 bis 80,000 Seelen aus den balearischen Inseln nach der malabarischen Küste haben gebracht werden können. Sie müßten denn nach Egypten oder da herum übergeschift, von da nach Arabien, und so nach u. nach weiter gereiset seyn. Dies sind aber, setzt Herr Büsching hinzu, bloße Muthmassungen. Ich glaube, meine Leser werden es nicht ungerne sehen, wenn ich hier aus der Geschichte der balearischen Inseln vom Dameto einige Data angebe, die die Sache doch nicht so ganz unwahrscheinlich machen.

Als ich während meines Aufenthalts auf Minorka dieses äußerst selten gewordene Buch, welches käuflich an mich zu bringen, mir aller angewandten Mühe ohnerachtet, nicht möglich war, sorgfältig excerpirte, und daraus die vornehmsten Facta zu meinen Bemerkungen über den Flor und Verfall des Handels auf den balearischen Inseln (im 49. u. 50. St. des Magazins von 1782.) hernahm: so fand ich in demselben einen Brief vom heil. Severus, Bischof zu Citadella auf Minorka im 5ten Jahrhundert, in welchem dieser von seinen Bemühungen die Juden auf Minorka zu bekehren umständlich Nachricht gab. Dieser Brief war damals zu meiner Absicht nicht dienlich: war auch mit sehr vielen Mährchen von den bei dieser Bekehrung geschehenen Wundern angefüllt, und in einem abgeschmackten Styl aufgesetzt. Ich erwähnte also damals desselben nicht. Nunmehro aber, deucht mich, scheint er von einiger Wichtigkeit zu seyn. Er zeigt uns so viel, daß im 5ten Jahrhundert, also gerade um die Zeit, da die Juden von Majorka weggegangen seyn sollen, (denn nach dem Privilegium des Erawi Wanmara, Kaisers von Malabar, welches er den Juden im J. 426 gab, fällt ihre Abreise in eben diese Zeit,) auf den balearischen Inseln sich würklich Juden befanden. Auf den balearischen Inseln sage ich; denn Majorka hat in alten Zeiten mit Minorka gleiche Schicksale getheilt. Was trieb nun diese Juden hieher? Ohne allen Zweifel nichts anders, als die Bedrängnisse, die sie nach der Zerstörung Jerusalems erlebten, da sie die Römer vertrieben a). Daß sie also auf solche Art auch nach Majorka gekommen sind, ist außer Streit. Hier waren aber ihre Schicksale nicht besser. Denn um diese Zeit fanden sich schon Christen auf den balearischen Inseln. Und von diesen wurden sie aus einem blinden Aberglauben verfolgt. Von beiden ist der Brief des heiligen Severus ein Beweiß b). Wie weit der Eifer in Verfolgung der armen Juden gegangen

a) Schon unter Kaiser Claudius geschahe dies. Ap. Gesch. 18, v. 2.

b) Was auch die majorkanischen Geschichtschreiber immerhin von der Ankunft des heiligen Paulus auf ihrer Insel rühmen mögen: so bleibt doch so viel gewiß, siehe Don Buenaventura Serra Glorias de Mallorca. 1755. daß vor dem Jahr 300 daselbst Christen waren, deren Bischöfe dem Erzbischof von Sardinien, und nach

chen Reitz der Natur schadet; denn ich habe immer empfunden, daß man im Genusse selbst die Schilderung gerne vergißt. Einen recht dauerhaften angenehmen Eindruck hat mir beim Eintrit ins Pavillon die doppelte Aussicht gemacht; besonders die hinten hinaus, auf den Ugleyer See, der durch die ziemlich weite Oefnung der hohen Bäume aus der steilen Tiefe hervorblickt, und wunderbar mit der hellen weiten lachenden Aussicht des vorne liegenden großen Kellersees absticht.

Nie sah ich einen lieblichern See als diesen kleinen Ugley. Die süßesten Schauer der Einsamkeit umschweben ihn; sanfte Buchten, von der Natur zu lauter reizenden Bassins gebildet, die bald mit grünen, bald mit dunkeln beschatteten Ufern umgeben sind, wo man, bei vieler Abwechslung des Schattens und Lichts, beim Gepletscher kleiner von allen Seiten hervorströmender Quellen, beim Gemurmel der Wasserfälle, und dem Gesang unzählicher Nachtigallen, die anmuthigsten Ruhplätze findet. Die Spatziergänge im Holze gehen rund um den See herum, und man kan eine Stunde damit zubringen.

Bis jetzt hat Kunst und Geschmack noch gar wenig für den Ort gethan. Er steht unter der Aufsicht eines einfältigen Menschen, den ich höchstens für eine Art Holzvogt ansah. Es ließe sich noch unbeschreiblich viel Schönes hier anbringen, und wenn nur etwas Kunst der reitzenden Natur zu Hülfe käme, so könte aus den jetzt nicht recht zusammenhängenden Theilen ein vortrefliches Ganzes entstehen. Unter andern liegt rechts über den Ugley ein hoher Berg, der gar nicht benutzet ist, und von dem man die prächtigsten Aussichten auf beide Seen, und auf die ganze schöne Gegend hat.

Hirschfeld hat die reitzenden Spatziergänge am Ugleyer See nur obenhin berühret, und die Pracht seines Colorits am Kellersee verschwendet. Einen Umstand hat er jedoch nicht angemerkt, der nach meinem Gefühle zur Verschönerung des Gemäldes vieles beiträgt, und mir besonders aufgefallen ist. Nemlich, daß das Ufer des Kellersees keine gerade Horizontallinie, sondern eine schräge Linie vor dem Pavillon bildet, so daß es sich zur rechten wie in einen spitzen Winkel verlieret.

Der Pavillon ist übrigens zu klein und zu niedrig. Eine Etage höher aufgesetzt, würde er eine weit bessere Würkung thun. Zur Wohnung ist er gar nicht eingerichtet, und ich wundere mich, daß der Herzog, dessen Herzensgüte und edle Einfalt der Sitten eines solchen Aufenthalts werth ist, sich keine völlige Sommerwohnung hier zubereitet. Schön und erfreulich ist es zu sehen, wie Er hier mitten unter seinen Unterthanen lebt, und ihrer Felder verschonet, die von allen Seiten den kleinen Lustort umgeben, und die Er zu dessen Verschönerung sehr nützen könte, wenn er klein genug dächte um sie ihnen allergnädigst wegzunehmen.

Von Eutin bis **Preetz** ist der Weg überaus anmuthig, weil man von allen

len Seiten die reizendsten Aussichten genießt. Nur Schade ist es, daß man zu oft durch Redder fahren muß, und durch die Knickbüsche behindert wird, frei umher zu sehen; doch kömt man ziemlich häufig auf Höhen und offene Stellen, wo sich die treflichsten Gegenden zeigen, und diese Ueberraschungen machen das Vergnügen lebhafter. Besonders schön ist die Lage einer Mühle, die **Gräbers Mühle** genannt wird, an einem großen mit Holz eingefaßten See. Man fährt von der Mühle ab auf einen hohen Berg, von dem die Aussicht ganz auffallend schön ist, und kömt nicht weit davon in eine hohe, waldigte Gegend, dergleichen ich in Holstein nicht erwartet hätte.

Verschiedene adeliche Güter liegen auf dieser Straße, worunter **Lehmkuhl**, welches einer verwitweten Frau **von Hahn** gehört, angemerkt zu werden verdienet. Das Haus liegt an einem kleinen See, ist schön und prächtig gebauet, und mit großen Alleen umgeben.

Preetz hat eine gute Lage, gleichfalls an einem See, und auf einer kleinen Höhe. Zwar ist es auch nur ein mäßiger Ort, aber doch hübscher und größer als Eutin. Das Kloster liegt am äußersten Ende der Stadt, und besteht eigentlich nur in einer Kirche und denen zur Kirche gehörigen Gebäuden; denn die Stiftsdamen haben ihre eigene sehr hübschen Häuser in der Nähe des Klosterhofes. Es sind sechzig Fräulein, aber nicht so viele Häuser, weil oft eine bei der andern zur Miethe wohnt.

Das Wetter, welches uns bis Preetz sehr begünstiget hatte, fing auf einmal an schlecht zu werden, und wir fuhren in einem starken Regen bis nahe vor **Kiel**, doch hielt er zum Glück noch früh genug ein, um uns die schöne Lage dieses Orts betrachten zu lassen. Man glaubt der Stadt schon ganz nahe zu seyn, und muß doch noch weit herum fahren, um hinein zu kommen, da sie an dem gegenseitigen Ufer des Haafs liegt. Von der diesseitigen Höhe herab, giebt Kiel mit seinem ansehnlichen Schlosse, und dann der tief in die Ostsee auf eine Meile sich erstreckende Haaf, nebst den Dörfern die an seinem Ufer liegen, einen schönen heitern Anblick.

Am Abend unserer Ankunft leitete uns ein Ohngefähr nach dem Schlosse, wo sich mir eine Aussicht öfnete, die mich in Erstaunen und Freude versetzte. Der Schloßhof ist ein Viereck mit einem eisernen Gitterwerk geschlossen, aus dem ein schöner großer Garten sichtbar wird, der als ein Amphitheater in Terassen hinunter geht. Dieser Garten ist zwar nicht im neuen Geschmack angelegt, er hat aber doch schöne Partien, als zwei lange dunkle Alleen von hohen Ulmen, die ein natürliches Berceau bilden. Noch jenseits der Gartenthür ist im freien Felde eine solche Allee fortgesetzet, welches von oben herab fürs Auge eine gute Würkung thut. Das Schönste dabei ist aber, daß an der rechten Seite der Garten längst dem Haaf geht; nur eine Lindenallee ist dazwischen. Der

Blick verliert sich in der weiten Ferne des Wassers. Vor sich sieht man Feld und Waldung, und links einen Theil der Stadt und viele Gärten. Aus dem Garten geht eine kleine Thür nach der oben erwähnten Lindenallée, welche an der ganzen Wasserseite der Stadt und des Schloßgartens eine schöne Promenade am Wasser giebt. Die Ufer des Haafs sind zwar nicht durchaus blühend und angebauet. Hie und da ist ein kahler Sandberg, der das Auge zurückstößt; doch giebt es auch sehr reitzende Stellen, anmuthige Dörfer, einzelne Häuser, und kleine Gruppen von Bäumen, auch kommen und gehen Schiffe und Böte, wodurch die Landschaft belebt wird. Nicht viele Spuren eines großen Handels sind jedoch hier zu sehen. Auch im Hafen ist nur wenig Gewerbe; einige neu gebauete hübsche Schiffe lagen da, die bald vom Stapel laufen solten, auch einige artige Jachten.

Die Stadt hat durchaus nichts Schönes; enge Straßen, schlechtes Pflaster, hohe maßive, aber sehr schmale Häuser, so sehr in einander gebauet, daß man bequem auf den Dächern rund herum spatziren könte. Nur das Haus des Herrn geheimen Raths von Saldern trägt ein Gepräge von Schönheit und Geschmack, der aus der hiesigen Bauart sonst völlig verbannt ist.

Von Kiel hatten wir uns vorgenommen, nach Dänisch Neuhof, einem Gute des Kammerherrn Revenfeld, zu gehen, weil man uns sehr viel von der außerordentlich schönen Lage desselben sagte. Aber ein Gewitter brachte uns einen sehr heftigen Regen; verdrießlich über den traurigen Anschein dieser Lustreise, saß ich tief eingehüllt, im fest zugemachten Wagen, war übler Laune, sah und hörte nicht, und ahndete nicht im geringsten, daß ich gerade diesen Widerwärtigkeiten eine Bekantschaft zu verdanken haben würde, die mir lieber werden solte als alle Schönheiten der Oerter und Gegenden. Wir hatten uns nicht um die Wege bekümmert; unsere Leute, die das Wetter vermuthlich auch brummisch machte, verfehlten sie, und so kamen wir, durch ein geringes Versehen nach einem Ort, den wir für Dänisch Neuhof ansahen. Er war es nicht, wie wir beim Hineinfahren durch den letzten Schlagbaum erst erfuhren. Wir wolten dichte vor dem Hofe umwenden; da das aber im schmalen Redder nicht möglich war, mußten wir gerade auf den Hof fahren, um da wenden zu können. Als wir, unruhig und verlegen, mit einander berathschlagten, was da zu thun sey, trat aus einem Seitengebäude ein junger Mann, mit einer ungemein offenen einnehmenden Gesichtsbildung und einem Ordensbande hervor; redete uns auf französisch gar höflich an; wolte uns einen Wegweiser verschaffen; und bat uns endlich, bei ihm abzusteigen. Nach einigen gegenseitigen Complimenten erfuhren wir, daß es der Graf Holck sey; und so trugen wir kein Bedenken, das gastfreundliche Anerbieten anzunehmen.

Er wußte selbst nicht recht, wer wir waren, konte also seiner Gemalin nur eilig sagen: es seyen Fremde da. Es war kaum zehn Uhr Morgens, sie waren alle noch nicht angekleidet; doch kam die Gräfin augenblicklich, und unerachtet ihrer natürlichen Blödigkeit, hatte doch ihre Befremdung nichts von dem verdrießlichen abschreckenden Wesen, das die mehrsten Damen bei einer solchen Gelegenheit gewiß kaum würden überwinden können. Auch die Kinder liefen in Nachtröckchen, frei und freundlich um uns herum. Alles war ungekünstelt und heiter, und verrieth nicht den mindesten Zwang. Der Graf unterhielt uns mit einnehmender Munterkeit aufs angenehmste, und noch nie wußte ich so geschwind bekant und à mon aise gesezt worden zu seyn. Ich hatte freilich schon oft von diesen vortreflichen Personen reden hören, und war zu ihrem Vortheil eingenommen: doch auch ohne dem hätte der Eindruck von allem, was ich jezt sah und hörte, mächtig auf mich gewürket.

Es schien mir ein recht Englisches Wesen in diesem Hause zu seyn. Wir wurden gleich in ein großes, helles, sehr schön verziertes Zimmer eingeführt, das durch die ganze Tiefe des Hauses geht, und auf beiden Seiten Fenster hat. Die einen sehen auf den großen und hintern Hof, an dessen Ende ein kleiner Blumengarten, und ein sehr artiges Haus steht, welches in der Gestalt eines türkischen vorne aufgeschlagenen Zeltes, gebauet ist, und zwar so täuschend, daß man es würklich nur für ein Ruhekabinetchen ansieht und nicht gewahr wird, daß hinten hinaus noch fünf bis sechs schöne Zimmer daran stoßen. Die hintersten Fenster des großen Zimmers, in dem wir waren, geben eine sehr reizende Aussicht auf den Garten, der eigentlich nur ein ins Holz sich verlierendes Blumengesträuch ist; dann auf Feld und Wiesen, und im Hintergrunde gerade auf ein Dorf, dessen Kirchthurmspitze, dem Auge zum Ruhepunkt dahin gesezet zu seyn scheint. Ueberhaupt sind in Eckhof (so heißt dieser Ort,) sehr viel Spuren des feinen Geschmacks und des edlen sanften Gefühls seiner Besitzer; sie bedurften keiner verschwendrischen Pracht, um ihren Wohnsitz reitzend und angenehm zu machen. Die Gegend hat zwar keine frappante Schönheiten; aber sie ist ländlich, heiter, anmüthig und süß; und die Ostsee, die man aus der Hausthüre und allen Fenstern sieht, hebt und schmückt sie sehr. Sie ist eine Viertelstunde vom Hause entfernt; wäre sie näher, so hätte freilich das Ganze mehr Majestätisches.

Die ganze Gegend um das Haus herum, ist im Bezirk einer halben Stunde zu Spatziergängen eingerichtet, und hat eine recht angenehme Verbindung, viele Abwechslung und eine hinlängliche Ausdehnung um ziemlich lange gehen zu können, ohne dieselben Gegenstände wieder zu finden. Eine Thür aus der Wohnstube führt in den Garten; dieser ist, wie ich schon gesagt habe, ein sehr simples, aber gar heiteres Blumengesträuche, und ver-

wo dieser berüchtigte Seeräuber würklich gewohnt haben soll. Es ist ein artiges kleines Eiland, ganz mit Holz bewachsen, in der Mitte eine kleine Anhöhe, wie eine wilde Laube ausgehauen: **Klopstock** hat den Grafen bewogen einen großen Stein mit vieler Mühe dahin bringen zu lassen, und hat ihn zu einem Denkmal ihrer Zusammenkünfte an diesem Ort aufgestellet, und mit dem Namen der freundschaftlichen Gesellschaft bezeichnet; unten steht folgendes Motto: **Freundschaft ist Schatten gegen Sonnenstralen und Schirm gegen Regengüsse.**

Etwas weiter komt man auf die äußerste Seite der Insel, welche in die See hinein geht. Da sind Bänke um einen Tisch gesetzt, von denen man durch gebogene Aeste der Bäume, wie durch eine Pforte, eine unbegränzte Wasseraussicht genießt. Eine gar liebliche kühle Stelle! In allen diesen Anlagen ist leicht zu merken, daß geschmackvolle Kunst und eine etwas poetisirende Einbildungskraft der Natur bescheiden zu Hülfe kam, doch ist nirgends eine Spur von Zwang, Ueberladung und Ziererei. Man sieht deutlich, daß nicht getändelt ward um Bewunderung zu erwecken, oder Schöngeisterei zu zeigen, sondern daß alles aus der reinen Fülle empfindender Herzen floß. Mögten doch auch nur stets solche Herzen, und keine andere, diese süße Wohnung der Ruhe, der Tugend, Eintracht und Liebe sehen und beurtheilen! — Für den großen Haufen ist hier würklich Alles zu gut oder zu schlecht!

Die Fortsetzung folgt künftig.

Druckfehler. Im 5ten Stück des Magazins. S. 69. Z. 29. anstatt die besten, lies die Bäder. S. 71. Z. 31. anstatt lachend, lies lachen. S. 75. Z. 26. anstatt **spotten und wundern**, lies **spottet und wundert**.

Hannoverisches Magazin.

8tes Stück.

Montag, den 27ten Januar 1783.

Fortgesetzte Beschreibung einiger Gegenden in Holstein.

Aus den Briefen einer Hannoverischen Dame.

Nun komme ich auf das, was man wohl eigentlich die größte Schönheit von Eckhof nennen kan, und welches ich nur darum zuletzt beschreibe, weil es das letzte war, was ich sah. Etwa eine kleine Viertelstunde vom Hofe liegt ein Lusthaus, welches für die Gräfin gebauet, und nach Ihr Julianenruhe genannt ist. Ein bezaubernder Aufenthalt, um holde ruhige Stunden, im Genuß der schönen ländlichen Natur, da zu verleben, so wie Kramer sie schildert, in der vortreflichen Ode, die er an diesem Orte gedichtet hat a). Eine kleine Pforte führt vom Redder ab, durch ein Stückchen Wiesen, einem schönen Büchenhölzchen zu, worin schlängelnde Wege laufen. Wenn man sich hinaus gewunden hat, erblickt man eine freie, offene, etwas abhängige Stelle, auf deren Höhe ein artiger Pavillon steht, worin nur ein mit Kupferstichen und Blumenkränzen niedlich gezierter Salon, und eine kleine Küche befindlich ist. Vor dem Pavillon ist ein Bosquet von allen Arten von Rosen, und blütetragenden Stauden, als Jesmin, Geisblatt, und dergleichen, welches ein liebliches Gemische von Farben und Gerüchen giebt. In der Mitte ist ein freier Platz mit englischem Grase, um die Aussicht nicht zu versperren, welche auf ein tiefer liegendes Feld und einige Häuser geht, und endlich in die Ostsee sich verliert, die etwa vierhundert Schritte davon, wie ein ausgespanntes dunkelblaues Tuch liegt.

Die vorbeifahrenden Schiffe lassen sich ganz deutlich erkennen. Sehr schön ists, daß der Pavillon gerade in der Mitte zwischen zwei kleinen Wäldern steht; denn zur rechten Hand ist ein reitzendes Eichenhölzchen, und auch hinter dem Hause ein Bosquet von allerlei gemischten Holzarten. Läßt sich wohl eine anmuthigere Lage als diese denken? Auch ist das Gefühl, welches mich hier durchdrang, unaussprechlich;

a) Sie steht im Deutschen Museum 1778, im 3ten Stück auf der 246. Seite.

sprechlich; Ich fand so eine süße Harmonie der Natur mit den hier lebenden Menschenseelen; alles so glänzend, und doch so mild; so schatticht, und doch so heiter; so geschmückt, und doch so ungekünstelt und frei. Wegreißen mußte ich mich von ihnen; denn ich hätte wohl mögen hier Hütten bauen, hier leben und hier sterben.

Ob wir gleich den vorigen Abend sehr spät zu Hause gekommen waren; so mußten wir dennoch bei guter Zeit wieder aufbrechen, weil wir bei dem Herrn geheimen Rath von **Saldern** nach **Heeschenberg** auf den Mittag eingeladen waren, und dieser Ort zwei gute Meilen von Kiel liegt.

Ich erwartete hier Pracht und Schönheit, und fand sie in reichem Maaß. **Hirschfeld** hat diesen Ort so vortreflich beschrieben b), daß seiner Schilderung nichts zuzusetzen bleibt; nur will ich den Eindruck bemerken, den jede vorzügliche Stelle, und das Ganze auf mich gemacht hat. Die Einrichtung ist fürstlich. Man sieht, daß die Natur, und wenn gleich nicht das Wesen selbst, doch auch wenigstens der Anschein der Freude dem Reichen zu Gebote steht, wenn er, wie **Saldern**, Geschmack und Kenntniß des Schönen hat. Aber, daß eben dieser Reichthum oft dazu verleitet, schöne Nachläßigkeiten der Natur für Mängel anzusehen, und sie zur Unzeit verschönern zu wollen, war mir auffallend, als ich sah, daß die schönen, ebenen mit Grant belegten Holzwege leider mit einer Hecke eingefaßt sind, über welche man nicht wegsehen kan, und die also den Anblick des innern Holzes verhindert, und eine ermüdende Regelmäßigkeit hervorbringt. Ich konte nicht umhin, meine Befremdung darüber zu bezeugen; und bekam zur Antwort: daß es geschehen sey, um die Schäfte der Bäume zu verbergen. Ich schwieg, desto weniger mit der Entschuldigung zufrieden, da ich sah, daß das Holz auf dem Heeschenberge vortreflich, und die Schäfte so gerade, glatt und schön, als möglich sind.

Die kleinen Wohnungen für Fremde, welche einzeln in dem Walde herumstehen, sind unstreitig alle mit vielem Geschmack gebauet und eingerichtet. Nur scheint mir, daß sie nicht alle auf der vortheilhaftesten Stelle stehen; als z. B. die **Rotonde** müßte doch wohl einen offenen, freien, erhabenen Platz haben, und dieser Pavillon, welcher gerade der geschmückteste und schönste ist, stehet beinahe verborgen, und ist von weitem nicht auffallend und sichtbar genug. Ein anderer **Belle Vüe** genannt, würde den Namen besser verdienen, wenn er nicht etwas abseiten, sondern gerade vor der Allee stünde, die sich auf eine würklich schöne Aussicht öfnet, welche man aus dem Hause selbst nicht genießen kan. Aber es solte bald scheinen, als wolte ich an dem schönen Orte nur Fehler aufsuchen; und

b) Theorie der Gartenkunst, im 2. Th. auf der 137. Seite.

und doch ist für mich Kritik eine Pest alles Vergnügens.

Ausnehmend gefiel mir gleich der erste Blick aus dem großen Pavillon, der die Uberschrift TRANQUILLITATI hat, den der Herr von Saldern bewohnt, und wo sich die Gesellschaft versammelt. Er steht auf einem großen freien Platz, von dem Terassen bis zum Fuß des Berges herab gehen; die Aussicht ist ausgebreitet und sehr anmuthig; man findet bei Hirschfeld ihre Beschreibung. Ich genoß das Vergnügen dieser Aussicht während des ganzen Mittagessens, weil ich gerade in der Mitte des Tisches saß, und sie vor Augen hatte.

Die Wasserwerke, die auf dem Heeschenberge angebracht werden könten, müßten wohl wegen Mangel an Wasser die Hand der Kunst etwas verrathen. Der Anschein des Kleinlichen und Gezwungenen ist jedoch dabei sorgfältig vermieden. Das Wasserbehältniß hat man vortreflich genutzt, um eine freie, frische Stelle zu bereiten, die mit Bänken, schattigten Bäumen, und herrlich schönem englischen Gras umgeben ist. Man merkt nicht, daß selbst dies stehende Wasser den schönen Wasserfall bildet, der durch künstliche Anbringung vieler Röhren sich verstärkt, ein großes Geräusch und eine überaus frappante und angenehme Würkung hervor bringt. Die Grotte, die gerade vor diesem Wasserfalle steht, ist ein prächtiges Werk, wo man mit Vergnügen verweilet, weil da Ruhe, Kühlung, und das betäubende Geräusch des Wassers ein sanftes Staunen über die Sinne verbreiten. Das abfließende Wasser bringt an vielen Stellen mehrere kleine Wasserfälle hervor, und ihr melodisches Gemurmel komt stärker oder schwächer, näher oder entfernter, dem Ohr von allen Seiten entgegen.

Neben der Grotte sieht man ein Inselchen, wo zwischen vielen Blumen eine kleine Urne steht. Sie ist das Begräbniß, – eines geliebten Hündchens; und wäre wohl einer bessern Bestimmung werth. Nicht weit von dem Wasserfall und der Grotte ist ein Pavillon mit vier bis fünf Stuben, wo eine ganze Familie bequem wohnen kan. Er heißt: Bonbon.

Ueberhaupt sind auf dem Heeschenberge acht Gebäude. Zuerst unten bei der Auffahrt ein Wirthshaus, wo alle fremde Domestiquen und Pferde, auf des geheimen Raths Kosten bewirthet werden. Nicht weit davon ein kleines Wohngebäude. Oben der große Pavillon, mit der Aufschrift: Tranquillitati, der gewöhnlich das Kloster genannt wird, weil ein artiger Glockenthurm darauf steht. Die übrigen sind: Rotonde, Belle vûe, Solitûde, Bonbon und Pavillon bleu. Hinter dem Kloster sind Zelte und Schlafstellen der Domestiquen, und in einer Ecke, wo der Wald am dicksten ist, stehen Küchen und Officen, die man gar nicht gewahr wird. Der Platz, worauf alles dieses steht, ist gar nicht groß, und leicht in einer halben Stunde umzugehen; doch ist alles so

gut vertheilt, daß sich keine Ueberhäufung merken läßt.

Herr von Saldern schien unsern Wunsch, den neuen Hof, welchen er zu Schirensee aufbauen läßt, zu besehen, gern zu begünstigen, und ließ uns nach dem neuen Hause hinfahren, welches gerade unter dem Heeschenberge liegt.

Hier öfnete sich mir eine Quelle von Vergnügen und Bewunderung über den schönen, edlen Geschmack, die Kostbarkeit, Bequemlichkeit und Dauerhaftigkeit, mit denen das prächtige Gebäude aufgeführt ist. Selten sieht man diese Erforderniße zu einem wahrhaft schönen Werk in so reichem Maaße vereiniget. Das Haus wäre keines einzigen Fürsten unwürdig; oder, was vielleicht noch mehr gesagt ist, es wäre werth, daß in mehrern Jahrhunderten immer ein großer Mann, was Standes er auch sey, im Schose einer glücklichen Familie, im Kreise würdiger Freunde, frohe, gesellige, der Menschheit nützliche Tage hier lebe.

Die Gestalt des Hauses, von dem ein Riß bei Hirschfeld steht, gefällt mir, wegen der im italienischen Geschmack vorstehenden Flügel, nicht ganz. Sonst ist es gewiß nach der reinsten Architektur gebauet. Nichts ist übertrieben; nichts vernachläßigt; nichts bloß zum Prunk und zur Zierde angebracht, sondern alles so dauerhaft als glänzend, so nützlich als schön. Man sieht selten eine solche Art zu bauen, und kan vieles hier lernen. Ueber der Hausthür steht die Inschrift; NON MIHI SED POSTERIS.

Das Dach ist ganz mit Eisen gedeckt, welches roth angestrichen, einen schönen Glanz und Ansehen giebt. Ich wunderte mich über diese Erfindung, und meinte, daß ein solches Dach das Haus sehr beschweren müßte; man versicherte mich aber, daß es um ein Drittheil leichter als Ziegel sey, und in Ansehung der Dauerhaftigkeit und Sicherheit bei Feuersgefahr, ist der Nutzen wohl unbezweifelt. Eine unzähliche Menge Zimmer sind im Hause, ein jedes nach seiner Bestimmung edel, bequem, und prächtig eingerichtet. Man sieht, daß fürtrefliche Künstler unter einem hellen, großen, und kunstverständigen Kopfe gearbeitet haben, denn alles ist mit äußerster Vollständigkeit, Vorsicht, und Genauigkeit gemacht. Die Rahmen und Thüren sind alle vom besten Holz, so passend, dicht und doppelt verwahrt, daß es die treflichste Winterwohnung geben muß.

Die erste Etage ist die prächtigste. Oben sind nach italienischer Art etwas kleinere Fenster und niedrigere Stuben, doch auch sehr zierlich und schön. In Ansehung der Aussicht sind sie den untern beinahe vorzuziehen; denn man kan sehr weit sehen, und die anmuthigste Gegend lächelt von allen Seiten dem Auge entgegen. Es sind lauter kleine Hügel, von den sanftesten Beugungen, mit schönen kleinen Hölzchen bekränzt, welche eins über das andere hervorragen, und zwischen hindurch sieht man Felder, Wiesen und Dörfer in reitzender Mannigfaltigkeit.

Ich werde mich in keine Beschreibung

bung des Ameublements einlassen. Man kan leicht denken, daß es aufs vollkommenste reich und geschmackvoll ist; und ich würde schwerlich den Ausdruck von Schönheit ohne Ziererei, von Pracht ohne Prunk, der es von andern Werken dieser Art auszeichnet, in meine Beschreibung übertragen können. Unter andern Kostbarkeiten bemerkte ich vorzüglich einen Ofen von Speckstein, der sehr artig aussieht, und, da der Stein durch die Hitze ganz erweicht wird, auch sehr gut heitzen soll; aber über sechshundert Thaler schwer Geld gekostet hat. Dieser Stein ist eben der nemliche der zur Vertreibung der Flecken im Seidenzeuge dient, er wird in Norwegen gefunden, und in Copenhagen ist eine Fabrick solcher Oefen. Noch ein anderer Ofen zog meine Aufmerksamkeit an sich. Er ist aus Rußland, und von ganz ungeheurer Größe, so, daß er wohl viere von unsern größesten übertrift. Man versicherte mich, daß er, vermöge vieler durch die Wände des Zimmers geleiteter Röhren mit wenigem Holze sich heitzen ließe, und drei Tage von einem Feuer warm bliebe.

Ein fürtreflich schöner Saal, der durch beide Etagen geht, nimt den vierten Theil des Hauses ein, und ist im edelsten Geschmack verzieret. Die Wände sind bloß mit Stuckaturarbeit bekleidet, welche Säulen, nach halb Jonischer Ordnung, vorstellen, zwischen denen sich leichte Blumenkränze winden; Alles ganz weiß und bloß die Capitäler vergüldet. Der ganze Saal enthält keinen fremden Zierrath, als einen schönen Kronleuchter von Krystall und vergoldete Wandleuchter. So einfach und edel, glaube ich, sahen die Säle aus, wo vornehme Griechen den **Homer** bei ihren Mahlzeiten sich vorlesen ließen. Er war eben fertig geworden, und solte nächstens durch einen Ball eingeweihet werden, zu dem uns Herr **von Saldern** höflich einlud.

So wie unten alle Wände in Damast, Peking, und Vergoldungen glänzen, so ist in der öbern Etage alles simpler und häuslicher. Betten und Tapeten sind von Zitz, auch viele Stuben auf Kalk gemahlt, welches ich noch nie so schön als hier gesehen habe. Es sind die lebhaftesten Farben, die man sich denken kan, und ein Glanz, desgleichen papierne Tapeten nie haben. Ein Zimmer hat mir vorzüglich gefallen; ich hielt es im Hereintreten für Paneelwerk von Rosenholz, denn es sieht vollkommen aus, wie die Meublen, die von dergleichen indischem Holze, nach mosaischer Art, weiß und roth eingelegt sind. Die Täuschung währte ziemlich lange, und verschwand nur nach genauem Betasten und Besehen.

Diese Art zu meubliren gefiel mir ungemein. Ich erkundigte mich genau nach der Verfertigung; und erfuhr, daß das Hauptsächlichste nur darin bestehe, den Kalk nicht trocken werden zu lassen, sondern so bald die Mauer fertig und recht eben gemacht sey, müsse sie sogleich mit Mohnöl bestrichen, und demnächst die Farben aufgetragen werden, alsdann komt es nur darauf an,

 sie

sie mit Geschmack zu wählen und anzuordnen.

Daß Officen, Scheunen, Ställe, alles was zum Hof gehört, in Schönheit und Vollkommenheit mit dem Hauptgebäude überein stimmet, läßt sich, ohne mein Anführen, vermuthen.

So prächtig und geschmackvoll, als Alles übrige, ist auch die Bewirthung. Auf dem Heeschenberge, wo der geheime Rath **von Saldern** den ganzen Sommer im oben erwähnten Pavillon zubringt, sieht Er fast täglich Fremde, und sorgt dafür, daß sie alles im reichsten Ueberflusse finden. Sogar sind kleine Bibliotheken in allen Pavillons. Alle Meublen sehr reichlich und alles nöthige Geschirre von Silber. Gespeiset wird an einer runden Tafel mit rundem Aufsatz, und die Speisen sind so schmackhaft, als gewählt und kostbar; schönes Obst, die treflichsten Weine, Alles, was zu dieser für viele Menschen so wichtigen und schätzbaren uhd beinahe einzigen Quelle von Glückseligkeit gehört.

Ein Hauptzweck unsrer Reise war den **neuen Kanal** zu besehen; dieses große und unsterbliche Werk, wodurch die Ost- und Nordsee verbunden, und der Handel um ein beträchtliches erleichtert werden soll, und von dem man sagt, daß schon **Cromwell** einen Entwurf dazu gemacht habe.

Wir gingen also bei guter Zeit nach **Königsförde**, wo wir den Grafen **Holck** antrafen, der, aus Gefälligkeit für uns sich daselbst eingefunden hatte, und uns mit allem, was uns intereßiren konte, bekant machte. Der General **Wegener**, dem die Aufsicht über die ganze Arbeit aufgetragen ist, und der ein außerordentlich geschickter Mann seyn soll, lag eben krank, und wir konten ihn nicht sehen. Dafür machten wir die Bekantschaft seines Sohnes, der Lieutenant beim Ingenieurcorps, und ein junger Mensch von schöner Gestalt, viel Vernunft, Kenntniß und Bescheidenheit ist.

Zuerst sahen wir die Arbeit an der Schleuße, und dieser Anblick, der einzige in seiner Art, ergötzte mich ungemein. Eine unbeschreibliche Menge Holz, Steine und andere Materialien, waren zum Theil schon tief in die Erde gesenkt; denn es werden in einer Schleuße stets zwei Lagen von Rammen, oder dicken langen Pfählen und darüber liegenden starken Bohlen über einander gelegt. Zum Theil war dies alles noch unter den arbeitsamen Händen von achthundert Menschen. Das fröhliche Geräusch dieser Leute; der Gesang, womit sie nach einem Tackt alle ihre Arme bewegen; die in großer Menge um diese Schleuße gebaueten Buden, wo gehandelt, geschlachtet, gekocht, getrunken, gelacht, und gezankt ward; dabei der Gedanke, wie viel Armen diese Arbeit Nahrung giebt, und wie sie den Umlauf des Geldes befördert; machten dieses Schauspiel sehr interessant für mich, ob ich gleich keine Kunstverständige bin, und von der eigentlichen Schönheit des Werks nur dunkle Begriffe mir machen konte. Wir verließen diesen Platz um

um nach demjenigen zu fahren, wo eben gegraben ward.

Hier konten wir die Arbeit recht in ihrer Stufenfolge beobachten; vom ersten Aufgraben des Landes an, bis zur völligen Tiefe, die erreichet werden mußte; Es waren etwa Tausend und Sechshundert Menschen dabei beschäftiget. Ich versäumte, die Verhältnißzahlen, die mir angegeben wurden, gleich aufzuschreiben, und nun könte mich mein Gedächtniß wohl um etwas trügen; doch deucht mir, daß der Kanal eine Tiefe von achtzig und eine Breite von hundert und zwanzig Fuß hat. Das Graben wird pottweise bezahlt; ein Pott ist nemlich ein Quadrat von sechszehn Fuß, und kostet vier bis sieben Reichsthaler, nachdem es festere oder lockere Erde ist. Was unserer Meinung nach, an der Arbeit ausgesezt werden könte, ist, daß die Verstäufungen, oder Dämme des Kanals, nicht fest und dauerhaft genug gemacht sind. Es ist nur eine schräge Erhöhung von Sand und Erde, welches bei starkem Regen leicht abgespület und herabgeschossen werden kan, besonders durch das beständige Gehen der Pferde und Menschen, welche die Schiffe ziehen müssen; dazu ist zwar, an jeder Seite, ein schöner, breiter Weg gemacht, doch hat er nicht die gehörige Festigkeit, um eine verderbliche Drönung zu verhindern; und an einigen Stellen des schon fertigen Kanals, fanden wir auch würklich Risse in den Dämmen.

Nachdem wir bei dem Pächter des adelichen Gutes **Königsförde** eine ländliche Mahlzeit eingenommen hatten, fuhren wir wieder zurück. Wir nahmen nun einen ganz andern Weg, als den wir gekommen waren, nemlich nach **Rappendorf**, wo wir unsern Wagen voraus schickten, und schiften uns jezt in ein kleines Fahrzeug ein.

So kamen wir den Kanal hinunter bis **Knoop**, und fuhren daselbst durch die Schleuße, welche wir auf diese Art ganz genau betrachten konten. Wir wurden nur von zwei stark gehenden Menschen gezogen. Die Fahrt gieng jedoch sehr schnell. Wir brachten auf diesem Wege, der eine halbe Meile gerechnet wird, nicht über eine starke Viertelstunde zu. Vor der Schleuße muß man einige Minuten warten, bis das Wasser so hoch ist, daß man hinein kan. Mit unglaublicher Geschwindigkeit fällt es alsobald zehn Fuß herab, und so komt man durch die zweite Thür wieder heraus. Auf dem Hinein- und Herausfahren gehen ewa zwölf Minuten hin; und es sind gar wenige Hände dabei nöthig, da die Schwere des Wassers selbst beim Steigen oder Fallen, die Thüren öfnet und schließt.

Ganz außerordentlich schön sind alle diese Schleußen. Es ist an Arbeit und Materialien durchaus nichts gespart um sie so fürtreflich, als möglich einzurichten; und ich glaube, daß sie zum Muster in dieser Art dienen können. Bei **Holtenau** ist die erste, die wir auf dem Wege nach **Eckhof** schon besehen hatten; die zweite ward, **Schimmelmann** zu gefallen, nach **Knoop** ge-

gelegt, als er dieses Gut vom Graf **Baudissin** kaufte; und nachdem er zum Kanalbau mehr Holz geschlagen, als der Einkaufspreis betragen hatte, gab er es seiner Tochter, der jungen Gräfin **Baudissin** zum Heirathsgut wieder. Es wird nicht allein ausnehmend dadurch verschönert, da die Schleußenbrücke gerade gegen dem Hofe steht, und der Kanal vor dem Hause zu einem weiten, runden Bassin gebildet ist; sondern es hat auch einen wesentlichen Nutzen, da es in Zukunft eine große Durchfuhr und vieles Gewerbe herbeiziehen wird. Außer dieser seltnen vortheilhaften Lage habe ich keine vorzügliche Schönheit an **Knoop** bemerket; doch kan das Holz, womit es noch überflüßig versehen ist, zu artigen Verschönerungen angewandt werden.

Die dritte Schleuße ist zu **Rappendorf**; die vierte, an der wir arbeiten sahen, zu **Königsförde**; die fünfte und lezte zu **Rendsburg**.

Die Arbeit, so weit als sie bis jezt gediehen ist, nemlich zwei Drittel vom Ganzen, kostet schon, wie man mich versichert über dreizehn Million Thaler, und wird, bei ihrer Vollendung, auf zwanzig Millionen betragen. Einige scheinen zu zweifeln, ob das Werk jemals zu Stande kommen wird; und überhaupt wird manches vom geringen Nutzen, von übel angewandten Kosten, und dergleichen geschnackt. Das alles halte ich für Abderitisches Geschwäz, das keinen Glauben verdienet. Ein solches Werk unvollendet zu lassen, oder es anzufangen, ohne vom Nutzen überzeugt zu seyn, scheint mir gar zu widersinnig, und der Name des unsterblichen **Bernstorfs**, welcher der Urheber dieser Unternehmung war, scheint für den guten Erfolg einzustehen.

Gewiß wird der Handel sehr angezogen werden, da fürs erste kein Zolloder Tonnengeld genommen werden wird. Wenn sodann noch wahr ist, was uns von guter Hand versichert ward, daß Rußland mit Dännemark einen **Lübeck** *ausschließenden* Handlungstraktat geschlossen; so werden diese ungläubigen Herren Reichsstädter schon zu ihrem Schaden überzeugt werden, daß sie unrecht hatten, dieses schöne, wichtige und wahrhaftig erhabene Werk über die Achsel anzusehen.

Von **Knoop** fuhren wir, auf freundliches Bitten des Grafen, nochmals nach **Eckhof**, — und wurden mit der ungekünstelten Freundlichkeit, und mit dem vertraulichen Tone empfangen, der eine keimende Freundschaft schnell aufschießen und blühen läßt. Alles, was ich auch dieses mal hier sah, verstärkte den ersten unaussprechlich liebenswürdigen Eindruck, und prägte ihn unauslöschlich in meine Seele.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

9tes Stück.

Freitag, den 31ten Januar 1783.

Schluß der Beschreibung einiger Gegenden in Holstein.

Aus den Briefen einer Hannoverischen Dame.

Mit den Gräflichen Kindern werden auch einige Andere aus dem Dorfe erzogen. Ein sehr geschickter und sehr artiger Hofmeister unterrichtet mit dem jungen Grafen einen kleinen Bauerjungen von gleichem Alter und guten Anlage; und die Gräfin erzieht ein zwölfjähriges Mädchen, welches schon auf die Kleinsten Achtung geben kan. Diese Kinder laufen ohne Unterscheid durch einander. Nie habe ich einen bessern Mittelweg treffen gesehen zwischen steifem Zwange und wilder Ungezogenheit.

Eines Entwurfs muß ich hier erwähnen, an dessen Ausführung noch gearbeitet wird. Auf einem Hügel des hiesigen Feldes, von dem man gerade in die Mündung des Haafs sieht, bilden drei hohe Eichen einen dreieckten Platz. Hier soll eine gleichfalls dreieckte Pyramide aufgeführet werden, in die ein schön in Holz geschnitztes Monument gestellet wird, welches ich schon fertig gesehen habe. Oben ist ein grosses Medaillon mit des seligen Grafen von Bernstorf wohl getrofnem Bildnisse, unten eine Inschrift, die sich auf den hohen Geist, und das edle Herz dieses großen und seltenen Mannes bezieht, insbesondere aber auf die Erwerbung von Holstein deutet, und auf den Nutzen den sie durch Vermehrung des Handels für Dännemark hat. Diese schön ausgedruckten Gedanken gerade an einer Stelle gesetzt, die für die Schiffahrt und den Handel so wichtig und so interessant ist, werden eine fürtrefliche Würkung thun, und ehren so wohl den Gegenstand dieses Denkmals, als den edlen Mann, der es dem Andenken seines erhabenen Mitbürgers setzt.

Noch hatten wir den Wunsch nicht aufgegeben, Dänisch Neuhof zu sehen, und da es nur eine kleine Meile von Eckhof liegt, fuhren wir, in Gesellschaft unserer gefälligen Wirthe dahin. Der Weg geht ziemlich nahe an die Ostsee, hat aber keine merkwürdige Schönheiten, die ihn von dem übrigen Theil dieser Holsteinschen Gegenden unterscheiden könten, die freilich schön, aber doch einförmig sind. Indeß ver-

dient der Ort selbst gesehn zu werden, und er hat würklich manche Stelle, die man selten so schön und glänzend antreffen wird.

Im Ganzen sieht man eine geschmackvolle und große Anlage, die aber jezt hie und da vernachläßiget wird. Der eigenthümlichen Schönheit geht jedoch dadurch so wenig etwas ab, als sie durch Kunst hervor gebracht werden konte: und dies ist der Anblick der Ostsee, welche hart an dem Garten fließt, und eine unermeßliche Aussicht gewährt. Um, wo möglich, das Ganze in allen seinen Theilen getreu abzubilden, will ich in Gedanken den Weg wiederholen, den wir nahmen.

Vor dem Hofe sahen wir einen ziemlich großen schönen bewachsenen Thiergarten, wo viel zahmes Wild sich aufhält, gingen ihn aber nicht durch, um unsere Kräfte zu verspanen. An der andern Seite des Wohnhauses stiegen wir vor dem Eingange eines Lustwäldchens ab. Anmuthige schmale Gänge führten uns durch ein schönes, aber ziemlich vernachläßigtes Holz; und bei einer kleinen Beugung sahen wir auf einmal vor uns die offenbare See.

Dieser Anblick, aus dem Dunkel des Waldes hervor, hat etwas still Erhabenes von ungemeiner Würkung. Der kleine Abschoß der steil ins Meer herunter geht, ist mit einem niedrigen Geländer eingefaßt, und man ruht gern auf einladenden Bänken die dabei stehen. Die große weite Aussicht auf der ausgedehnten glänzenden Fläche verliert sich ins Unendliche. Zuweilen aber haftet die Aufmerksamkeit auf den vorbei segelnden Schiffen, oder auf dem Geplätscher der Wellen die das Ufer bespülen; und die schauerliche Finsterniß des Waldes, den man hinter sich hat, erhöht die majestätische Scene.

Solcher Stellen sind einige; alle gut gewählt, und vortheilhaft benuzt. Man verläßt sie ungern, und vertieft sich in kleinen schlängelnden Wegen, die zu einer ganz kleinen aber artigen Grotte führen, aus der man gerade auf einen hübschen Wasserfall sieht. Von da ab geht ein andrer Weg auf ein Kabinet zu, welches die fernere Aussicht versperret. Beim plözlichen Erofnen dieses Kabinets wird man durch einen angenehmen unerwarteten Anblick aus dem Fenster überrascht. Der nemliche Wasserfall, den man aus der kleinen Grotte sah, zeigt sich wieder auf der rechten Seite des Lusthäuschens. Noch ein schönerer Wasserfall quillt in der Mitte recht aus der dicksten Finsterniß des Waldes hervor; denn dahinter ist alles mit dichtem Gebüsch und großen Bäumen verschlossen, welche malerisch herüber hängen, und im abfließenden Wasser sich spiegeln. Zur linken Hand sammelt sich dieses Wasser in einen Teich, worin auch wieder kleine Quellen sprudeln; und so ergözen sich von allen Seiten Auge und Ohr an ihrem Anblick und Getöse. Nur Schade, daß dieses schöne sanft melancholische Pläzchen die Hand der Kunst ein wenig zu sehr verräth, und durch den fatalen Gedanken verdorben wird, daß man nicht stunden-

lang

lang diese anmuthigen Wasserfälle genießen könte, ohne sie auf einige Tage zu erschöpfen. Das Lusthäuschen ist auch nicht geschmackvoll und seiner Bestimmung gemäß verzieret.

Von da komt man noch auf einige artige Anlagen, wo jedoch hier und da etwas Zwang und Kleinlichkeit hervorblickt. Endlich ist man wieder am Ufer des Meeres, von dem eine lange schnurgrade Allee wohl zweihundert Schritte nach einem Pavillon hinauf geht, und das eben beschriebene Lustwäldchen mit einem großen nach holländischer Art angelegten Garten verbindet. Der Pavillon ist sehr gut und künstlich zu einer Absicht dahin gesezet, die erst in der Folge deutlich wird. Der obere Saal, zu dem hohe Treppen hinauf gehen, ruhet auf vier Säulen, zwischen denen ein hübscher offener Salon sich befindet. Von der Gallerie, die ganz oben über das Gebäude geht, hat man eine fürtrefliche Aussicht; vor sich die lange Allee, die bis zum Meere herab führt, und den grenzenlosen Anblick derselben, so weit das Auge nur tragen kan; links das Lustwäldchen; rechts eine dunkle Allee, die schön perspektivisch in das Feld geht; rund um sich her den Garten mit Parterren und Alleen; gleich hinter dem Pavillon ein schönes helles Wasserstück von sehr ansehnlicher Grösse; über das alles hinaus den Thiergarten, das Wohnhaus, die Hofgebäude, und ein munteres, angebautes Feld, wo sich der Blick in einer weiten Ebene verliert. Ein großer glänzender Anblick, dem nichts fehlt, was Schönheit, Anmuth, Pracht und Mannigfaltigkeit heißen kan.

Zwei fürtrefliche Bogengänge gehen an beiden Seiten des erwähnten Wasserstücks herum, und treffen in einer Grotte zusammen, deren Schönheit alles vorhergehende weit übertrift. Aus den dunklen Bogengängen trit man in die noch dunklere Grotte, und so wie man sich alsdann herum drehet, mögte man wähnen, ins Land der Feen und Genien hingezaubert zu seyn. Ein unerwarteter Glanz strahlt dem Auge entgegen, und es gehören würklich einige Augenblicke dazu, sich vom ersten Erstaunen zu erholen, und die Ursachen dieser sonderbaren Würkung untersuchen zu können.

Hier sieht man nun die Absicht und Vereinigung des Ganzen zu diesem überraschenden Anblick. Das an beiden Seiten mit einem dunkeln grünen Bogen eingefaßte Wasserstück schließt sich mit optischem Betrug an den Pavillon, von dem nur der obere Theil hervorragt; und durch die Säulen des untern Salons erblickt man die Ostsee, ohne von der übrigen Verbindung etwas sehen zu können. Doch ich fühle, daß meine Beschreibung nichts sagt, und keinen Begrif giebt von der eigenthümlichen Schönheit dieses Anblicks. Es ist auch unmöglich den sonderbaren sanften Glanz der doppelten Wasserscene, die Spiele des Lichts und Schattens, die Würkung dieser künstlich berechneten Optik, und den Eindruck, den das alles, aus einer finstern

Grotte gesehen, in der Seele macht, in Worten darzustellen. Diese Grotte ist sehr groß, fürtreflich kühl, artig mit Muschelwerk verziert, und kleine Fontainen springen darin.

Mir deucht diese Stelle allein verdiene eine Reise nach Dänisch Neuhof, und sie wirke auf die Einbildungskraft lebhaft, tief, und dauerhaft. Noch am Abend desselben Tages mußten wir unsere liebenswürdigen Wirthe verlassen, um nach Kiel zurück zu gehen.

Wir wolten an diesem Tage von Kiel wegreisen, wurden aber durch einen Zufall aufgehalten, und ich brachte ihn zu mit Betrachtung des Schlosses und der darin befindlichen Universitätsbibliothek. Diese ist nun keinesweges mit der Göttingischen zu vergleichen. Doch fand ich einige seltene und schöne Werke darin, besonders in den Fächern der Naturgeschichte und der Geschichte Nordischer Völker. Nur scheint mir eben nicht die beste Ordnung darin zu herrschen.

Wir trafen zu Mittage in Aschberg ein, und stiegen in einem ländlichen Wirthshause ab. Ich brante vor Begierde diesen gepriesenen Ort zu sehen, und ein sicherer Beweis seiner Schönheit ist es, daß sie meine hochgespannte Erwartung übertraf. Hätte Hirschfeld ihn nicht beschrieben, so würde ichs wagen, ein Gemälde davon zu entwerfen. Aber was könte ich sagen, das dieser große Maler nicht schon weit besser ausgedrückt hätte? Denn, so viel es möglich ist, mit den todten Buchstaben, den lebendigsten Reiz der Natur zu treffen, hat er wirklich die reizenden Gegenden des Plöner Sees in seiner Schilderung dargestellet; und doch, welch ein Unterschied zwischen Lesen und Sehen! Wie vieles geht verloren, wie vieles kan die feinste Sprache nicht ausdrücken, die angestrengteste Einbildungskraft ohne Hülfe des Auges nicht fassen!

Daß Aschberg ein wahrhaft fürstliches Ansehen habe, ist nach meiner Empfindung Nichts gesagt. Mehr als die hohen prächtigen Hecken gefiel mir eine Stelle im Garten, wo ich einen sonderbaren, aber schönen Gedanken fand. Es sind nemlich zwei kleine Haine von überaus schönen, gerade und hoch gewachsenen Eichen, die an beiden Seiten eines Pavillons stehen, aus dem man eine ganz fürtrefliche Aussicht hat. Diese Haine sind mit Hekken eingefaßt, so, wie sonst Gemüse und Obstquartiere zu seyn pflegen; da sie aber in sehr regelmäßigen Alleen gepflanzet sind, verläßt man gerne die breiten und offenen Heckengänge, und suchet hier Schatten und Einsamkeit.

Man kan auf diesem Wege in das Lustwäldchen kommen, aber an der andern Seite des Gartens geht noch ein Weg hinauf, den ich anmuthiger fand. Da wo sich der Kunstgarten ins Hölzchen verliert, ist eine gar schöne Stelle, aus der man in vier lange Alleen sieht; welche destomehr interessiren, da sie keinen Stern bilden, nicht regelmäßig auf einander passen, sondern in ungekünsteltem Reize, gleichsam von der

Na=

Natur selbst angelegt zu seyn scheinen. Die eine ist ein sehr dichter Bogengang, von dessen Ende ein lichtheller Strahl durchschimmert; die zweite eine breite Heckenallee, an deren Ende ein Pavillon steht. Links gehet ein versteckter kleiner Weg von dieser Allee ab nach einer Fischer-Hütte, die am Ufer des Sees anmuthig und einsam liegt. Ein dritter Gang geht ins Holz hinauf, und ist der schönste, weil er ein natürliches sehr dichtes Berceau ausmacht, und in eine unabsehliche Finsterniß sich verliert. Endlich folgt ein vierter Gang den edlen Krümmungen des Sees, und gehet an dessen Ufer in einer weiten Entfernung fort.

Hier findet man Plätzchen, die an Reiz, Anmuth und süßschauerlicher Einsamkeit kaum ihres gleichen haben, die aber so vernachläßigt sind, daß sie der Wanderer selbst aufsuchen muß, da nicht einmal eine Ruhebank sie anzeigt und nützt. Man muß einen Begrif haben von der Schönheit des Sees und der ganzen Lage, um sich die Lieblichkeit dieses Spatzierweges vorstellen zu können.

Mehr stilles und majestätisches haben die Gänge, welche den waldigten Berg hinauf führen. Ein schöners Holz wüßte ich nie gesehen zu haben. Jeder Baum zeigt die Güte des Bodens, und prangt in höchster Vollkommenheit. Sehr richtig hat Hirschfeld den Charakter dieses Lustwäldchens getroffen, wenn er sagt, daß es gleichsam jungfräulich in sich selbst verhüllt blieb; keine überflüßige Oefnung, durchaus nichts gekünsteltes, keine Stellen habe, wo man Aussichten oder fremde Schönheiten gesucht zu haben schien.

So leise und einsam geht man den ziemlich hohen Berg hinauf, als schwebte man sanft empor, und wird durch die nur selten befriedigte Erwartung schöner Prospekte gehoben und angespornt. Aber dann auch die Blicke, die so ganz von ungefähr heraus geworfen werden, welchen Reichthum von Schönheit ernten sie ein? Ich dächte, die Einbildungskraft könte hier nicht verarmen, weil ihr kein Schwelgen erlaubt wird. Der Stifter dieser Anlage scheint auch würklich den weisen Gedanken gehabt zu haben, haushälterisch mit ihren Freuden umzugehen.

Die bekante Stelle auf der Höhe des Berges, wo Hirschfeld einen Sonnentempel hin wünscht, scheint freilich zu etwas Großem bestimt. Aber auch in ihrer jetzigen Wildheit gefällt sie mir ungemein, und ist durchaus das schönste in der Art, was ich jemals sah. Die vierfache Aussicht von der einen Seite auf den Garten, auf die scheinbar schwimmende große Allee vor dem Hause, auf dem glänzendsten Theil des Sees und das Plöner Schloß, das in seiner kühnen majestätischen Lage dem Gemälde einen ganz seltenen Ausdruck giebt; eine zweite Aussicht auf einen eingeschränktern ungeschmücktern Theil des Sees; eine dritte Aussicht in eine fürtrefliche belebte mit Knickbüschen durchschnittene

Landgegend, wo eine hoch liegende Windmühle zum Augenmerk dienet; endlich viertens eine dichte Vertiefung im Walde; diese vierfache Aussicht, locket den nie gesättigten Blick bald zurück, bald vorwärts, und gewährt einen großen geisterhebenden Genuß.

Deutschland hat Gegenden, die majestätischer und feierlicher sind. Aber ich kenne keine, wo die Natur mit mehr Feinheit und Anmuth, mit einem zärtern und heiterern Colorit gearbeitet hätte. Solte ich hier leben; so würde ich nur einen wärmern Himmel wünschen, und dann vollkommen mit meinem Loose zufrieden seyn.

Noch hat Aschberg in meinen Augen einen Vorzug, der es sehr interessant macht. Es war die erste Anlage dieser Art, und folglich der Keim, oder wenn man will, die Inokulation, des Englischen Geschmacks in Holstein. Auch unterscheidet es sich durch seinen kraftvollen einfachen Charakter der Originalität vor den geschmücktern Nachahmungen, die darauf gefolgt sind.

Vom Berge herab sah ich das rothe Dach von Nehinten freundlich herschimmern. Mein Blick weilte mit Vergnügen auf diesem lieblichen Orte, den ich vor einigen Jahren gesehen habe. Es schmerzte mich aber auch, daß der Plan, den ich gemacht hatte, einige Tage da zuzubringen, durch die Abwesenheit des liebenswürdigen Besitzers vereitelt ward. So gerne hätte ich den Plöner See noch etwas genossen und ausstudirt! Man sagt, er habe eine große Aehnlichkeit mit dem Genfersee, und ich glaube es, wenn ich die Beschreibung von beiden vergleiche.

Nur mögen die Ufer des Genfersees wohl unendlich bewohnter seyn. Es charakterisirt ein wenig die Deutsche Gleichgültigkeit und Kälte der Einbildungskraft, daß sich nicht viel mehr Menschen in dieser herrlichen Gegend anbauen, da doch Landhäuser zum Genuß der schönen Jahrszeit nicht anmuthiger liegen können. Es verdient bei Aschberg noch angemerkt zu werden, daß der vorige Besitzer seine Unterthanen von der Leibeigenschaft befreiet, und das Gut in Parzellen getheilt hat, die auf Erbenzins stehen.

Ganz Auge und Aufmerksamkeit war ich, als wir nach Plön fuhren. Man findet hier einen Reichthum von Aussichten und perspektivischen Schönheiten, der für den Landschaftsmaler unerschöpflich wäre. Die oft tief ins Land gehenden Beugungen des Sees bringen ganz sonderbar frappante Würkungen hervor, zumal wenn man nahe vor Plön kömt, welches auch auf einem in der See gehenden Erdstriche liegt. Das große, massive, älternde Schloß, das man stets im Gesichte hat, doch so, daß die geringste Veränderung des Standpunkts, aus dem man es sieht, auch seine Lage verändert; die theils flachen, theils bergichten, theils grünen, theils beschatteten Ufer; die mannigfaltigen Schattirungen des Grüns; die Heerden, Häuser und Hütten rund umher; der See, den man eben wegen seiner vielen Krümmungen

mungen auf eine zauberische Art vervielfältigt glaubt; das alles macht ein unaussprechlich reitzendes Gemälde. Gerne hätte ich noch vom Plöner Schlosse herab meinen unersättlichen Blick geweidet; doch es war für dieses mal nicht möglich, und wir fuhren gerade durch.

Nach so lebhaften Eindrücken war es wohl natürlich, daß nun auf der Zurückreise nichts mehr stark auf mich würken und mir große Freude machen konte. Auch hier empfand ich, wie vortheilhaft und nöthig es ist, bei der Betrachtung des Schönen recht stuffenweise zu steigen, wenn Anblick und Genuß des Höhern nicht das Gefühl für das Kleinere verwischen und verschlingen soll.

Nicht so anmuthig ist aber auch würklich der Weg von Plön nach Lübeck, welcher über Ahrensböck geht, wie jener, den wir hin über Eutin genommen hatten. Aber, wenn ers auch wäre, so hätte er mir doch gewiß denselben Eindruck nicht gemacht. Vor meinen Augen schwebten jezt höhere Reitze, Eckhof, Dänisch Neuhof, Aschberg, und diese Bilder meiner Phantasie, schöner, als die ich würklich um mich sah, zogen meinen Blick von frostigen Gegenständen ab, oder ließen ihn doch nur kalt und gleichgültig darauf verweilen.

Nun will ich noch mit einigen allgemeinen Bemerkungen über diese Reise, meine langen Briefe schließen.

Die Einwohner von Holstein, (ich verstehe darunter den Landmann und Bürger,) scheinen ein ziemliches Mittel zwischen Armuth und Wohlstand zu halten, denn ungeachtet der Vortreflichkeit des Landes ist dieser doch durch die traurige Leibeigenschaft gedämpft. Sie sind, so viel ich ihrer wenigstens gesehen habe, und freilich läßt sich daraus nicht mit Gewißheit auf die ganze Nation schließen, fleissig, dienstfertig und freundlich. Noch nie reisete ich in einem Lande, wo ich die Leute so bereitwillig gefunden hätte, Fremde zu bedienen, zurecht zu weisen, zu unterhalten, und das ohne merkliche Begierde nach Belohnung und Gewinnst.

Der Adel erhält sich in diesen Theile von Deutschland noch recht sehr in seinem ursprünglichen Glanze und in seiner turnierfähigen Reinheit. Ob sich zu diesen Vorzügen auch Ahnenstolz und Steifigkeit gesellen; oder ob diese von jenen gepriesenen Vorzügen unsers Standes in einigen Gegenden Deutschlands vielleicht gar unzertrennlich seyn, das wage ich nicht zu bestimmen. Doch habe ich Ursache zu vermuthen, daß, wenn sich von solchen für die Gesellschaft höchst beschwerlichen Uebeln etwas in Holstein äußert, so geschehe dieses wohl bei ihren glänzenden Versammlungen im Umschlage; wo Nationalgeist und Gefühl ihres Wohlseyns, aus gegenseitigem Wetteifer und Furcht durch Philosophie und fremde Sitten sich auszuzeichnen, jenen Stolz und jene Steifigkeit vielleicht befördern. Auf Landsitzen hingegen, wo der Anblick der schö-

schönen ungekünstelten Natur, auch den Adel, zu einem freiern Genuß des Lebens und zu einem geselligern Umgang einladet, steigen solche Dünste seltener in den Kopf; denn würklich sind mir einige Familien in Holstein bekant, die den Grazien und Musen opfern, das gesunde Denken neuerer Zeiten nicht verachten, und auch Halb- und Vierteladeliche, und adellose Fremde sehr angenehm und artig bewirthen.

Nach dem Begrif, den ich mir von England mache, muß Holstein sehr viel Aehnlichkeit damit haben, da die Felder dort wie hier in Schläge vertheilet sind; auch weil die Natur in beiden so ein liebliches Mittel zwischen rauher Erhabenheit und flacher Einförmigkeit hält. Aber unläugbare Vorzüge hat England durch sein Klima, durch seinen innern Reichthum, und über alles hinaus durch die Freiheit seiner Einwohner, vor dem nördlichkalten und durch unnatürliche Leibeigenschaft noch gefesselten Holstein.

Erlauben Sie mir noch, die Oerter, die ich gesehen und hier beschrieben habe, folgendermaaßen zu classificiren.

Dänisch Neuhof hat den Vorzug der majestätischen Lage und der blendenden Schönheit einzelner Stellen; Aschberg, des glänzensten Reitzes der Natur, und der eigenthümlichsten Schönheit des Holzes und Bodens; Schirensee, der geschmackvollsten Anwendung des Reichthums und der Kunst; Sielbeck, der rührenden seeleindringenden Lieblichkeit; und Eckhof den, der wohl der größte und schätzbarste bleibt, den Vorzug der liebenswürdigsten Gastfreiheit und aller Freuden, wodurch Geist, Herz und Sitten den Genuß ländlicher Schönheit erhöhen.

Anfrage.

Im J. 1774 ist in diesen Blättern eine sehr nützliche Abhandlung vom Hanfbau und Verarbeitung desselben bekant gemacht worden. Man hat sich nach dieser Anweisung gerichtet und grobes Hanfengarn bekomen 2 bis 3 Stück aus einem Pfunde. Nun wünschte man den Hanf zu verfeinern, und hat nach Krünitz Enciclopedie verschiedene Versuche mit ziemlich gutem Erfolg angestellet. Da der Hanfbau indeß im hiesigen Lande schon an verschiedenen Orten mit Nutzen betrieben wird, so würde es für manchen Anfänger in diesem Geschäfte sehr willkommen seyn, in diesen Blättern auch von der Verfeinerung des Hanfes eine auf Erfahrung gegründete Verfahrungsart zu finden.

Hannoverisches Magazin.

10tes Stück.

Montag, den 3ten Februar 1783.

Geschichte des Andreas des Hebriden.

(Aus dem Englischen übersetzt. a)

Herr St. John berichtet, daß seine Geschäfte ihn einmal genöthigt hätten nach Philadelphia zu reisen, wie eben ein Schif mit schottischen Emigranten ankam, von denen er folgendes erzählt:

Herr C. und ich gingen an den Strand, ihre Ausschiffung zu sehen. Es war ein Anblick der mannigfaltige Gedanken in mir erzeugte. „Hier sind, „sagte ich zu meinem Freunde, Leute, „die durch Armuth und andere widri„ge Schicksale in ein fremdes Land „getrieben worden, in welchem sie kei„nen Menschen kennen. Der Name „eines Fremden, statt Ansprüche auf „Beistand, Unterstützung und Gefäl„ligkeit zu rechtfertigen, veranlaßt im „Gegentheil von diesen äußerst ver„schiedene Nebenbegriffe. Die Leute „sind niedergeschlagen, und werden „innerlich durch mancherlei Sorgen, „Furcht und Hofnung gequält. Wenn „sie gut sind, bitte ich den Himmel „um die Erfüllung ihrer Wünsche. „Wer sie irgendwo nach fünf oder sechs „Jahren wieder so versammelt sähe, „dem könten sie einen weit angeneh„mern Anblick gewähren, der mit dem „gegenwärtigen stark contrastiren wür„de. Durch ihre Ehrlichkeit, die „Stärke ihrer Arme, und die sanfte „Regierungsform wird sich ihr Zu„stand sehr verbessern. Sie werden „gut genährt und gekleidet, das männ„liche zutrauliche Ansehen erhalten, „welches Eigenthum gewährt, und „nützliche Bürger werden. Einige „aus ihren künftigen Nachkommen „können auch wohl in unserer ameri„kanischen Geschichte wichtig seyn.„

Der größte Theil dieser Leute sah blaß und abgezehrt aus, theils von der Länge der Seereise, theils von den schlechten Lebensmitteln mit denen sie genährt waren. Die Zahl der Kinder schien eben so groß als die Zahl der Erwachsenen; alle hatten für ihre

a) Aus demselben Buche aus welchem die Nachricht von den Schlangen, im 82ten Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre genommen ist. Anm. des Uebers.

Ueberfahrt bezahlt. Der Schiffer erzählte uns, sie wären ruhige friedliche gutartige Leute, die nie in Städten gewohnt hätten. Es war eine schätzbare Ladung; sie schienen, wenige ausgenommen, in der vollsten Kraft ihres Lebens zu seyn.

Verschiedene Bürger, nahmen durch zufällige Neigung oder Leutseligkeit angetrieben, mehrere in ihre Häuser; von der Stadt selbst, wurde ihrer gewöhnlichen Leutseligkeit und Weisheit gemäß, befohlen, ihnen Wohnungen in den Baracken anzuweisen, und sie reichlich mit Lebensmitteln zu versorgen. Mein Freund nahm auch einen auf, und führte ihn mit seiner Frau und einem ungefähr vierzehnjährigen Sohn mit sich nach Haus.

Der größte Theil dieser Leute, hatte sich das Jahr vorher durch einen Bevollmächtigten um Land beworben; die übrigen hingen bloß vom Zufall ab; der, welcher uns folgte gehörte zu den letztern.

Der gute Mann! er lächelte, wie er die Einladung erhielt, nahm sie sehr freudig an, und ersuchte seine Frau und Sohn, in einer Sprache, die ich nicht verstand, sie gleichfalls anzunehmen. Mit ununterbrochener Aufmerksamkeit staunte er alles an, was er sah, jede Sache schien ihm gleich neu, Häuser, Einwohner, Schwarze und Wagen. Wir gingen langsam ihm Zeit zu lassen, sich an dieser ihm so erfreulichen Mannigfaltigkeit zu weiden.

Guter Gott! sagte er, ist das Philadelphia, die an Brod und Lebensmitteln so gesegnete Stadt, von der wir so vieles gehört haben? Man hat mir erzählt, sie wäre im Geburtsjahr meines Vaters angelegt. Wie viel schöner ist sie doch als Glasgow und Greenock die zehn mal älter sind! Es ist so, sagte mein Freund, und wenn du einen Monat hier gewesen bist, wirst du bald sehen, daß sie die Hauptstadt eines schönen Landes ist, von welchem du dermaleinst ein Bürger seyn wirst. Greenock liegt unter keinem so guten Himmelsstrich, und hat keinen so guten Boden.

Wir gingen langsam weiter, als uns ein großer sechsspänniger Frachtwagen, der eben vom Lande kam, begegnete. Bei diesem sonderbaren Anblick stand er auf einmal still, und frug uns mit großer Schüchternheit, wozu die großen beweglichen Häuser gebraucht würden, und wo die großen Pferde herkämen. „Habt ihr keine „so großen Pferde bei euch?„ frug ich ihn. O nein! Diese Ungeheuer würden alles Gras auffressen das auf unserm Eilande wachsen kan.

Endlich langten wir in dem Hause meines Freundes an, der mit der Wärme einer edlen Gastfreiheit, alle drei zu einer guten Mahlzeit niedersetzen hieß, und ihnen so viel Cyder zu trinken gab, wie sie nur wolten. Gott segne das gute Land! und die guten Leute die darin wohnen, sagte er: das ist die beste Mahlzeit, die ich in langer Zeit gehalten habe, — ich danke herzlich.

Aus welchem Theile von Schottland

land kömst du? Freund Andres, frug Herr C.

Einige von uns kommen mitten aus dem Lande, und einige vom Eiland Barra, antwortete er, — ich bin von Barra.

Ich sah nach der Karte, und schloß aus der hohen Breite unter welcher Barra liegt, daß dies Eiland in einem unfreundlichen Himmelsstrich liegen müsse.

„Was für Land habt ihr da?„ frug ich ihn.

Schlecht genug, antwortete er, wir haben keine solche Bäume wie ich hier sehe, keinen Weitzen, keine Kühe, und keine Aepfel.

„So, sagte ich, muß es den Armen in eurem Lande sehr sauer werden fortzukommen.„

Wir haben keine Arme, antwortete er, wir sind alle gleich; unsern Junker (Laird) ausgenommen. Allen kan der aber nicht helfen.

„Wie heißt euer Junker?„

Herr Neiel, sagte Andres. Seines gleichen wird auf keinem andern Eilande gefunden. Seine Vorfahren haben schon dreißig Generationen da gelebt, wie man erzählt; nun könnt ihr, meine Herren, leicht denken, was das für ein Geschlecht seyn muß. Aber es ist kalt da; das Land ist dünne, und es waren unsrer zu viel. Das ist die Ursach, warum einige von uns gekommen sind, ihr Glück hier zu suchen.

„Wohl Andres! aber was denkt „ihr hier anzufangen euer Glück zu „machen?„

Ich weiß nicht mein Herr! ich bin ein unwissender Mensch, und ein Fremder dazu, — ich muß mich auf den Rath guter Christenleute verlassen, die mich nicht betrügen werden, des bin ich sicher. Ich habe ein Zeugniß von unserm Prediger auf Barra mitgebracht. Kan ich davon was Gutes hoffen?

„O ja! Allein, euer Fortkommen „wird allein von eurer eignen guten „Aufführung abhängen. Wenn ihr, „wie das Zeugniß besagt, ein nüchterner Mann seyd, dabei arbeitsam „und ehrlich, so hat es gar keinen „Zweifel, daß ihr gut fortkommen „werdet. Habt ihr auch etwas Geld „mit gebracht Andres?„

Ja Herr! eilf und eine halbe Guinee.

„Wahrlich, das ist eine beträchtli„che Summe für einen Mann von „Barra. Wie komt ihr zu so vielem „Gelde?„

Wie? — vor sieben Jahren erhielt ich durch ein Vermächtniß meines Oheims, der mich sehr lieb hatte, sieben Pfund. Meine Frau brachte mir zwei Pfund, wie der Junker sie mir zum Weibe gab, und seitdem habe ich immer gespart. Ich habe verkauft alles was ich hatte, und habe auch einige Zeit in Glasgow gearbeitet.

„Ich freue mich zu hören, daß ihr „so sparsam und vernünftig seyd. „Seyd allezeit so! Ihr müßt euch „hier bei guten Leuten einmiethen. „Was könnt ihr arbeiten?„

Ich kan dröschen, und ein bischen mit dem Spaden umgehn.

„Könnt ihr auch pflügen?„

Ja Herr! mit dem kleinen Handpfluge, den ich mit gebracht habe.

„Mit dem komt ihr hier nicht durch, „Andres! Ihr seyd ein geschickter „Mann, wenn ihr willig seyd, werdet ihr bald lernen. Hört! ich will „euch sagen, was ich thun will. Ich „will euch nach meinem Hause senden, „da solt ihr vierzehn Tage oder drei „Wochen bleiben, und euch mit der „Axt üben, das ist das Werkzeug, „was den Amerikanern am mehrsten „fehlt, besonders den hintersten Anbauern. Kan eure Frau spinnen?„

Ja Herr, das kan sie.

„Wohl! Denn solt ihr, so bald „ihr mit der Axt fertig werden könt, „bei Herr P. R. einem meiner vertrautesten Freunde wohnen, der soll „euch die ersten sechs Monat vier „Thaler monatlich geben, so lange ihr „bei ihm bleibt. Eure Frau will ich „in einem andern Hause unterbringen, wo sie wöchentlich einen halben „Thaler mit Spinnen verdient. Und „euer Sohn soll monatlich einen Thaler mit Vieh warten verdienen. Ausserdem solt ihr gute Kost essen, und „in guten Betten schlafen. Seyd ihr „mit allem dem zufrieden? Andres!,

Er verstand kaum was ich sagte. Ehrliche Thränen der Dankbarkeit liefen ihm aus den Augen, und seine Worte erstarben ihm zwischen den Lippen. — Verstummend sagte er sehr viel, außerdem daß etwas sehr rührendes darin lag, einen volle sechs Fuß langen Mann, so Thränen vergießen zu sehen! Sie verminderten auf keine Weise die gute Meinung, die ich schon vorher von ihm gefaßt hatte.

Endlich sagte er, meine Anerbietungen wären weit über sein Verdienst. Er wolte zuerst für die Kost arbeiten.

„Nein, nein, antwortete ich, wenn „ihr sorgsam und nüchtern seyd, und „dabei thut, was ihr könnt, solt ihr „haben, was ich euch gesagt habe, „nachdem ihr eine kurze Lehrzeit in „meinem Hause zugebracht habt.„

Gott lohne alle eure Güte! sagte Andres. So lange ich lebe, will ichs euch danken, und für euch arbeiten, was ich vermag.

Wenig Tage nachher, schickte ich alle drei nach * * mit einigen zurückkehrenden Wagen; damit sie Gelegenheit hätten die Möglichkeit der Dinge, die sie zuerst so angestaunt hatten, zu sehen, und sich davon zu überzeugen.

Die fernern Beschreibungen, die er uns von den Hebriden überhaupt, dem Eilande, auf dem er geboren war, insbesondere, von den Gewohnheiten, Gebräuchen, und der Lebensart ihrer Einwohner machte, unterhielten mich sehr. Dieser Beschreibung zufolge, scheinen die Einwohner den Gesetzen der Natur, die ihnen ihren Unterhalt nur kärglich reicht, völlig gemäß zu leben. Ihre Gesundheit ist weder durch Ueberfluß noch Weichlichkeit, die ihnen beide ihr Grund versagt, verdorben. Wenn ihre

ihre Nahrungsmittel nicht gar zu schlecht sind, so müssen sie durch beständige Mäßigkeit und Bewegung gesund bleiben, und so sind sie für ihre Armuth reichlich schadlos gehalten. Hätten sie nur hinreichende Nahrungsmittel in ihrem Eilande gefunden, sie hätten es nicht verlassen; denn es war weder Druck der Regierung, noch eines Patriarchen, der sie veranlaßte auszuwandern b). Ich wünschte sehr, daß wir eine ganze Kolonie dieser ehrlichen Leute in unserer Provinz hätten. Ihre Moral und Religion scheinen so einfältig zu seyn wie ihre Sitten. Diese Gesellschaft auf einen ergiebigen Boden versetzt, würde ein sehr unterhaltendes Schauspiel geben. Aber vielleicht veränderte der bessere Boden alles; denn unsere Meinungen, Laster und Tugenden sind alle local, und wir werden durch jeden uns umgebenden Umstand gebildet.

Andres kam eine Woche früher in meinem Hause an, als ich; und ich fand, daß meine Frau ihm meiner Anweisung zufolge, zur ersten Probe, eine Axt in die Hände gegeben hatte. Einige Zeit war er sehr plump; aber er war so gelehrig, so willig, und dankbar, seine Frau auch, daß ich voraus sah es würd ihm gelingen.

Meinem Versprechen gemäß, brachte ich jeden bei einer andern Familie in Dienste, wo sie sehr gut gefielen, so daß alle Parteien vergnügt waren.

Andres arbeitete tüchtig, lebte gut, wurde fett, und kam alle Sonntage mich zu besuchen, auf einem guten Pferde angeritten, welches Herr P. R. ihm lieh. Der arme Mann! es währte lange bis er auf einem Sattel sitzen, und die Zügel ordentlich halten konte. Ich glaube, er hatte nie vorher so ein Thier geritten; doch scheuete ich mich ihn zu fragen, weil ich fürchtete unangenehme Gedanken bei ihm dadurch zu erregen.

Er war zwölf Monat bei Herr P. R.

b) Zum Beweise daß es das letzte sicher nicht war, mag folgende Anekdote dienen, die neuerlich für ganz wahr erzählt ist. Ein Geistlicher, zu dessen Gemeine eins der kleinen Eilande an der schottischen Küste gehört, kam, weil wenig Leute da wohnten, und sein Gehalt von da aus nur schlecht war, monatlich nur einmal Gottesdienst zu halten, und verwaltete bei der Gelegenheit alles, was in der Zwischenzeit sich ereignet hatte. Die Gemeine, die ein Recht zu haben glaubte, daß der Prediger verbunden wäre, wöchentlich zu kommen, trug dem Vorsteher auf, dem Prediger zu sagen, er mögte wöchentlich kommen. Der Vorsteher richtete seinen Auftrag aus, erhielt aber vom Geistlichen die Antwort: "Er mögte „der Gemeine vortragen, daß sie ihm jährlich zehn Pfund mehr gäbe, so wolte „er wöchentlich kommen.„ Der Vorsteher wurde bei der nächsten Gelegenheit vom Prediger um den Entschluß der Gemeine befragt: „Herr, sagte er, die Ge„meine hat mir aufgetragen euch zu antworten: daß ihr, wenn ihr von eurem „jetzigen Gehalt zehn Pfund jährlich ablassen wolt, ganz zu Hause bleiben könnt.„ Anm. des Uebers.

R. gewesen, hatte seinen und seiner Familie Lohn erhalten, welches vier und achtzig Thaler betrug, kam auf einen **Wochentag** zu mir, und sagte: Er sey ein Mann von mittlerm Alter und hätte gern ein bischen Land für sich als ein Eigenthum, um dadurch eine Heimath und eine Zuflucht im Alter zu haben, daß er, wenn diese Zeit heran käme, das Land seinem Sohn geben wolte, der ihn ernähren würde; sie könten denn alle bei einander leben. Er bäte um meinen Rath und Beistand.

Mir schien sein Verlangen sehr natürlich und lobenswerth, ich versprach ihm darauf zu denken, allein er mußte noch einen Monat bei Herr P. R. bleiben, welcher noch dreitausend Latten zu spalten hatte. Er willigte gleich ein. Es war auch noch nicht weit genug im Frühjahr, daß Andres, wenn er auch gewolt hätte, hätte Land urbar machen können. Es ist allezeit nothwendig, daß das Laub völlig heraus ist, weil dasselbe sehr viel dazu beiträgt, daß die Reisbündel mehr brennbaren Stof haben, und besser brennen.

Wenige Tage nachher ereignete es sich, daß Herr P. R. mit seiner ganzen Familie zu einer Versammlung c) ging, und Andres allein zu Haus ließ, das Haus zu verwahren. Unterdessen, daß er an der Thür saß und sehr aufmerksam in der Bibel las, erschienen plötzlich neun, eben aus den Gebürgen angelangte Indier, und luden ihre Packen Pelzwerk auf dem Hofe vor dem Hause ab. Man denke sich, wenn man kan, die Größe der Bestürzung des Andres bei diesem außerordentlichen Anblick. Wegen des sonderbaren Aussehens dieser Leute, hielt er sie für eine Bande Spitzbuben, die gekommen wären, das Haus seines Herrn zu berauben. Er zog sich also geschwinde zurück, wie es einem guten Wächter gebührt, und machte die Thür hinter sich zu. Weil aber an den mehresten unserer Häuser keine Schlösser sind, sah er sich in die Nothwendigkeit versetzt, sein Messer über die Klinke zu stecken, und nun flog er die Treppe hinauf, sein breites Schwerdt zu suchen, das er von Schottland mit gebracht hätte.

Die Indier die Herr P. R. besondere Freunde waren, erriethen seine Besorgnisse und Furcht, sprengten die Thür auf, nahmen geschwinde Besitz vom Hause, holten sich Brod und Fleisch, dessen sie bedurften, selbst, und sitzten sich um das Feuer.

In dem Augenblick kam Andres, mit seinen breitem Schwerdt in der Hand, herein; die Indier sahen ihn starr an, und beobachteten seine Bewegungen

c) Wenn ein Ort, oder eine Gegend, etwas gemeinschaftlich überlegen will, so werden ähnliche Versammlungen ausgeschrieben, bei denen sich jeder, dem daran gelegen ist zuzuhören, was vorgetragen und beschlossen wird, einfindet. Das ist in England und beinahe allen englischen Besitzungen die frei sind, Gebrauch.
Anm. des Uebers.

gen genau. Nach einer kurzen Ueberlegung fand Andres, daß seine Waffen gegen neun Tomahawks unnütz seyn würden; allein, das verringerte seinen Aerger nicht, im Gegentheil wurde er noch aufgebrachter, wie er die ruhige Unverschämtheit sahe, mit welcher sie den Vorrath der Familie verzehrten.

Unfähig zum Widerstande, schalt er mit ihnen in seiner breiten schottischen Muttersprache, befahl ihnen aufzuhören und abzuziehn; welches ihm die Indier, wie er nachmals erzählte, gleichfalls in ihrer eben so breiten Muttersprache erwiederten. Es muß eine äußerst unverständliche Unterredung zwischen diesen neun Indiern und dem ehrlichen Hebriden gewesen seyn, indem sich jene gar nicht darum bekümmerten, was ihnen dieser sagen konte.

Endlich versuchte ers an einen der Indier Hand anzulegen, um ihn zum Hause hinaus zu werfen. Hier überwand seine Treue seine Klugheit. Der Indier stellte sich als wolte er ihn skalpiren, und die übrigen erhoben das Kriegsgeschrei. Dies schröckliche Getöse machte den armen Andres so bange, daß er seiner Herzhaftigkeit und seines breiten Schwerdts uneingedenk, heraus lief, sie Herrn vom Hause ließ und sich davon machte d). Einen der Indier habe ich nachher erzählen hören, er habe in seinem ganzen Leben nicht so gelacht als bei der Gelegenheit.

Andres erholte sich in einer kleinen Entfernung von seinem Entsezen, das ihn bei diesem höllischen Geheul übermannt hatte, wußte aber kein anderes Mittel, als eilig nach dem Versammlungshause zu laufen, das ungefähr eine kleine Stunde Wegs, (zwei englische Meilen,) entfernt seyn mogte. In der Wuth seiner Ehrlichkeit, doch noch beständig mit Spuren von Furcht, im Blick und im ganzen Gesicht rief er Herr P. R. heraus, und sagte ihm mit großer Heftigkeit: „Neun Ungeheuer wären in sein Haus gekommen, „einige blau, einige roth, einige schwarz, „sie hätten kleine Aexte in den Händen, „aus denen sie rauchten, hätten auch „keine Hosen an, wie die Hochländer; „sie fräßen allen Vorrath auf, und „Gott mögte wissen, was sie noch „ferner thun würden.„

Beruhigt euch, sagte Herr P. R., bei diesen Leuten ist mein Haus so sicher, als wäre ich selbst zu Hause; in Betref des Vorraths sind sie herzlich willkommen; mein ehrlicher Andres, das sind Leute ohne viel Umstände, sie langen selbst zu, wenn sie bei Freunden sind. Ich mache es in ihrer Wigwhams eben so,

d) Das Kriegsgeschrei der Indier, soll nach dem Zeugniß aller, die es gehört haben, in freiem Felde ein im höchsten Grad entsetzliches Getöse seyn. Man denke sich den armen Andres ganz im Affekt, völlig unvorbereitet auf dies Geschrei, wegen der so sehr überlegenen Zahl ein wenig betreten, ganz allein, und denn das Geschrei in einem vielleicht nicht sehr geräumigen Zimmer, oder Küche, — und hebe den Stein. Anm. des Uebers.

so, wenn ich in ihr Dorf komme. Ihr thut am besten, wenn ihr mit hereln könt das Ende der Rede zu hören. Wenn die Versammlung aus ist, fahren wir mit einander nach Hause.

Bei ihrer Zuhausekunft erzählte Herr P. R., der die indische Sprache sehr fertig spricht, den Indiern die ganze Sache. Die Indier erneuerten ihr Gelächter, gaben Andres die Hände, den sie auch aus ihren Pfeifen rauchen ließen, und so wurde Friede gemacht, und vom Kabinet nach indischem Gebrauch genehmigt.

Bald nach diesem Abentheuer kam die Zeit heran, in welcher ich Andres versprochen hatte ihn ansäßig zu machen. Ich ging desfalls zu Herr A. B. in **, welcher, wie ich wußte, ein Stück Land hatte, das bei ** Anbau lag. Ich erzählte ihm weitläuftig die Progressen die Andres in der Landwirthschaft gemacht hätte, auch von seiner Ehrlichkeit, Mäßigkeit und Dankbarkeit, und bat ihn, demselben ein hundert Morgen zu verkaufen.

„Dem kan ich nicht willfahren, erwiederte Herr A. B. Aber ich will „mehr thun. Ich unterstütze eben so „gern ehrliche Europäer wie Sie, und „freue mich sie glücklich zu sehen. Sie „sagen ja auch, daß er nur einen Sohn „hat. Ich will ihm ein hundert Mor„gen für eine beliebige Anzahl Jahre „überlassen, und es so einrichten, daß „es ihrem Schotten vortheilhafter ist, „als wenn er es zu Lehn besäße. Auf „diese Weise kan er, so wenig Geld er „auch hat, sich Pflug, ein Spann „Pferde, und etwas Hornvieh anschaf„fen. Er hat nicht nöthig sich mit „Schuldenlast und Zinsen zu beladen, „und was er bauet ist sein Eigenthum. „Hätte er zwei oder drei Söhne, so „könte es ihm vortheilhafter seyn, das „Land als Lehn zu besitzen.„

Ich bin Ihrer Meinung, und bringe Ihnen Andres in einigen Tagen her.

„Wohl ehrlicher Andres, sagte Herr „A. B., in Rücksicht eures guten Na„mens, will ich euch hundert Morgen „gutes ackerbares Land überlassen, das „an einer guten neuen Heerstraße liegt. „Es ist schon eine Brücke über die Kruk„ke gebauet, die durch das Land geht, „und ein Mohr dabei von etwa zwan„zig Morgen. Dies sind meine Bedin„gungen: Verkaufen kan ich nicht, al„lein ich will euch so viel verpachten, „als Herr J. euer Freund gefordert hat. „Die ersten sieben Jahr bezahlt ihr „nichts, was ihr auch säet und erntet, „pflanzt und einsammelt, alles ist euer. „Weder König noch Regierung, noch „Kirche, wird einige Ansprüche an euerm „künftigen Eigenthum haben. In den „folgenden Jahren bezahlt ihr mir jähr„lich zwölf und einen halben Thaler. „Das ist alles, was ihr bezahlen solt. „In den ersten drei Jahren müßt ihr „aber funfzig Apfelbäume pflanzen, und „in der ersten Pachtzeit sieben Morgen „Mohr urbar machen. Was ihr mehr „urbar macht ist zu eurem eigenen Nu„zen, ich will euch dafür nach dem ge„wöhnlichen Landpreis bezahlen. Die „Zeit der Pachtung soll dreißig Jahr „seyn. Wie gefällt euch das Andres?„

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

11tes Stück.

Freitag, den 7ten Februar 1783.

Geschichte des Andreas des Hebriden.

(Schluß.)

O Herr, das ist sehr gut, aber ich fürchte, der König, oder seine Minister, oder der Gouverneur, oder irgend ein anderer grosser Mann wird kommen, mir das Land wegzunehmen; oder auch euer Sohn kan mit der Zeit zu mir sagen: das ist meines Vaters Land Andres! das mußt du herausgeben.

„Nein! Nein! sagte Herr A. B., „das hat keine Gefahr. Der König „und seine Minister sind viel zu ge„recht die Arbeit eines armen Anbau„ers anzugreifen. Große Leute haben „wir hier gar nicht, als solche, die „unsern Gesetzen unterworfen sind. „Allein, alle eure Furcht zu beruhi„gen, will ich euch eine Pacht geben, „bei der ihr gar nichts zu fürchten „habt. Wenn euch das Land nicht „gefallen solte, so soll ein Gericht von „Geschwornen, aus euren eignen Nach„barn alle eure Verbesserungen schäz„zen, und ihr solt ihrem Ausspruch „gemäße Vergeltung erhalten. Ihr „solt Freiheit haben die Pacht zu ver„kaufen, und auf Sterbefall solt ihr „Macht haben, darüber zu verordnen „wie über euer Eigenthum.„

Heftige doch unartikulirte Ausdrükke der Freude waren auf seinem Gesicht, mit Erstaunen und Verwirrung vermischt.

Habt ihr mich verstanden Andres? frug Herr A. B.

Nein Herr, sagte Andres, ich weiß nicht, was ihr meint, mit Pacht, Verbesserung, Gericht von Geschwornen, und den andern Sachen, wovon ihr sagt.

„Das ist ehrlich, wir wollen euch „das nach und nach erklären.„

Aufrichtig zu gestehen, waren ihm dies harte Worte; er hatte sie in seinem Leben nicht gehört; denn seiner eignen Erzählung zu Folge, waren die Begriffe, welche sie bezeichnen, auf dem Eilande Barre völlig unnütz. Kein Wunder also, daß er in Verlegenheit gerieth; denn wie konte ein Mensch, der seit er geboren war, nie einen Willen gehabt hatte, wie konte es dem einfallen, daß er noch nach seinem Tode solte wollen können? Wie

konte ein Mann, der nie etwas besessen hatte, begreifen, daß er über den Besitz eines Landes noch im Grabe solte verordnen können? Meiner Meinung nach, glaube ich, das Erstaunen des Andres war keine Folge einer ausserordentlichen Unwissenheit; er solte eine ganz neue Rolle spielen, und es erforderte etwas Zeit, bis er mit sich selbst einig werden konte, wie er sich dabei nehmen solte. Doch wurde er bald helle, und mit allen den Mysterien bekant, welche geborne Amerikaner nur zu wohl kennen.

Nun ist also unser Andres mit allen bürgerlichen Vortheilen bekleidet, ein stimmfähiger Bürger, (freeholder possessed of a vote,) er hat eine Wohnung, und ist Bürger der Provinz Pensilvanien. Seine ersten Hofnungen und Entwürfe, die er auf dem Eiland Barre sich gemacht hatte, haben die Zeit erreicht, in welcher sie zur Würklichkeit gedeihen sollen. Einige seiner freiwilligen Aeußerungen hierüber können wir vorbei gehen, weil ihre Erzählung unnütz seyn würde.

Diese kurze Geschichte ist bald erzählt, und wenig Worte reichen hin, die baldige Veränderung seiner Lage zu beschreiben; aber in seinem Gemüth ging diese Veränderung nur allmählig vor. Er brauchte über eine Woche Zeit ehe er sich überzeugen konte, daß er fähig wäre Ländereien zu besitzen; daß es möglich wäre Land zu erhalten ohne Geld auszugeben. Doch bereitete er sich nach und nach dazu. Ich lieh ihm eine Tonne eingepöckeltes Schweinefleisch, zweihundert Pfund Mehl, und ließ ihn anschaffen, was er ferner bedurfte.

Er zog aus, miethete eine Stube in dem Hause eines Einwohners nahe bei seinem Lande. Seine erste Arbeit war, einige Morgen Mohr urbar zu machen, damit er im folgenden Jahre Heu für seine beiden Pferde und Kühe ernten könte. Vom ersten Tage an, da er seine Arbeit began, war er unermüdet. Seine Ehrlichkeit erwarb ihm Freunde, und sein Fleiß die Achtung aller seiner Nachbarn. Einer derselben bot ihm zwei Morgen urbares Land an, Korn, Kürbisse, Melonen und Kartoffeln, noch denselben Sommer zu bauen. Es ist erstaunend zu sehen, wie geschwind Leute lernen, wenn sie für sich selbst arbeiten.

Zwei Monat nachher sah ich, daß Andres einen Pflug mit zwei Pferden führte, und beinahe gerade Furchen pflügte. So war aus dem Kleigräber des Eilandes Barre, ein Mann geworden, der den Boden von Amerika urbar machte! „Wohl gethan, „sagte ich, „Andres, wohl gethan! „Gott fördert und leitet alle eure Ar„beit; ich sehe Wohlstand in allen „euren Furchen, und allenthalben auf „eurem Lande. Erntet dies Jahr euer „Korn mit Sorgfalt und Fleiß, und „ihr werdet ein Meister in der Kunst „seyn.„

Weil er das Jahr weder zu mähen noch zu schneiden hatte, sagte ich ihm, es wäre nun die Zeit sein Haus zu bauen; ich wolte zu dem Ende die Nach-

Nachbarschaft zu einem Fest einladen, auf die Weise konte er ein geräumiges Haus, in einem Tage aufgerichtet, und ein gut Stück Land gereinigt haben.

Herr P. R. sein alter Freund, kam an dem bestimten Tage mit allen seinen Leuten, und brachte Lebensmittel die Fülle. Ich that ein gleiches. Gegen vierzig Leute waren auf dem Plaze. Gesänge und fröliche Geschichten gingen von Haufen zu Haufen, in denen die Leute bei ihren verschiedenen Arbeiten sich angestellt hatten. Stämme fielen nach allen Seiten, der Busch wurde aller Orten abgehauen und gleich im Haufen gelegt. Andere waren damit beschäftigt die gefällten Stämme mit den Pferden nach der Stelle zu schleifen, die Andres zu seiner neuen Wohnung bestimt hatte. Wir aßen alle im Holze. Den Nachmittag wurde sie mit den gewöhnlichen Einrichtungen errichtet. So war das Haus aufgerichtet, auch von mehr als zwei Morgen Land der Busch abgehauen, rein gemacht, und der Busch gehäuft.

Während dieser Arbeit, war Andres durchaus unfähig mit Hand anzulegen. Es war ihm der feierlichste Festtag, den er je gesehen hatte; für ihn würde es Sabbathschande gewesen seyn, ihn durch Handarbeit zu entheiligen, der arme Mann feierte ihn durch Danksagung, Freude, und ehrliche Libationen. Er ging mit der Flasche in der Hand von einem zum andern, nöthigte Jedermann zum Trinken, und trank selbst zum Muster der andern. Er brachte den ganzen Tag mit Lächeln und Lachen zu, und sprach nur einsilbige Wörter. Seine Frau und sein Sohn waren wie er, weil sie aber der Sprache nicht mächtig waren, so nährte sich ihr Vergnügen bloß durch die Einbildungskraft.

Der mächtige Lord, der reiche Kaufmann, kan nicht die Hälfte der Freude und Glückseligkeit, bei der Vollendung des prächtigsten Pallasts fühlen, die der ehrliche Hebride an diesem Tage empfand und genoß, obgleich sein neues Haus, nur ein in der Mitte des Waldes von vier und zwanzig dicken Stämmen errichtetes Viereck war, die an den Enden verbunden waren.

Wie das Werk geendigt war, ließ die Gesellschaft das Holz von einem dreimaligen Hurrah! und den aufrichtigsten Wünschen für das Wohl des ehrlichen Hebriden erschallen. Er selbst konte kein Wort sagen, sondern schüttelte nur mit dankbaren Thränen allen die Hände.

So rückte Andres vom ersten Tage an, an welchem er landete, dieser ihm so wichtigen Begebenheit immer näher. An diesem merkwürdigen Tage beschien die Sonne zum erstenmale das Land, auf welchem er seinen Weizen und seine übrigen Früchte bauen solte. Der Mohr, den er urbar gemacht hatte, lag vor seiner Thür; der Stof zu seinem künftigen Brode, Milch und Fleisch lag auf beiden Seiten noch zerstreuet.

Bald nachher nahm er einen Zimmermann an, der ein Dach auf das

Haus machte, und den Boden legte. In einer Woche war das Haus ausgemauert und der Schornstein war fertig. Er zog ein, kaufte zwei Kühe, die überflüßige Weide im Holz hatten, auch seine Schweine genossen diesen Vortheil.

Noch in dem Jahre säete er und sein Sohn drei Himten Weitzen, von welchem sie ein und neunzig und einen halben einernteten. Ich hatte ihm angepriesen, von allen seinen Ernten genaue Rechnung zu halten. Seine erste Ernte von anderm Korn würde eben so gut ausgefallen seyn, wenn die Eichhörnchen nicht gewesen wären. Dies waren Feinde, die er mit dem breiten Schwerdte nicht zerstreuen konte. Im vierten Jahr nahm ich ein Inventarium auf von dem, was er besaß.

Bald nachher wurden mehrere Höfe an dieser Straße angebauet, und Andres, statt daß seine Wohnung im Anfang die nächste an der Wildniß war, wohnte in wenig Jahren in der Mitte einer zahlreichen Nachbarschaft. Er hilft andern so edelmüthig, als andere ihm geholfen haben, und ich habe oft mit mehrerern seiner Nachbaren an seinem Tische gegessen.

Im zweiten Jahre wurde er zum Aufseher über die Heerstraße bestellt, war mit in zwei Gerichten von Geschwornen, über geringe Sachen, und that alles, was seine Bürgerpflichten von ihm forderten.

Der Geschichtschreiber eines großen Fürsten oder Heerführers, bringt seinen siegreichen Held am Ende eines glücklichen Feldzuges nicht mit der Hälfte des herzlichen Vergnügens zur Ruhe, mit welchem ich Andres zu seiner gegenwärtigen Lage gebracht habe. Er ist unabhängig und zufrieden. Sieg und kriegrische Ehre, sind nicht allezeit mit diesem Segen beglückt!

S. — r.

Beschreibung einiger ausländischen merkwürdigen Bäume, deren hin und wieder in den Reisebeschreibungen Erwähnung geschiehet.

Erster Brief.

Hochwohlgeborner Herr!

Ew. Hochwohlgebornen haben in Ihrem letzten Briefe den Wunsch geäußert, von verschiedenen Bäumen, deren in den Reisebeschreibungen gedacht wird, eine nähere Nachricht zu erhalten, und mich ersucht, Ihnen solche durch das Hannoverische Magazin mitzutheilen, weil dadurch zugleich das Verlangen mehrerer gestillet werden würde. Gerne wolte ich Sie auf Schriften verweisen, in welchen Sie eine Beschreibung davon antreffen könten. Aber was würden Sie dadurch gewinnen, da Sie die Bücher nicht besitzen, und auch in der dasigen Gegend nicht auftreiben können? Ich mache also hiemit den Anfang, die verlangten Beschreibungen Ihnen mitzutheilen, und, auf Ihr ausdrückliches Verlangen,

gen, in diesem Briefe von dem **Brodfrucht-** und **Cacaobaum** zu handeln. Mögte die Nachricht davon ihrem Wunsche entsprechen!

Der **Brodfrucht** findet man vielfältig in den ostindischen Reisebeschreibungen, in den Beschreibungen von Java, Sumatra, Bantam, in Cooks Reisen und Nachrichten vom O-Taheiti und andern Schriften Erwähnung gethan, als einer Frucht, die den Bewohnern solcher Länder eben also zur Nahrung und Speise dienet, wie uns das vom Mehl zubereitete Brod. Ich kan nicht läugnen, daß, so oft ich von derselben etwas gelesen habe, bei mir der Wunsch entstanden sey, den Baum durch immer weitere Herpflanzung zulezt auch in unsere Gegenden zu bringen. Und wenn er auch nicht die Vollkommenheit erlangen würde, die er in seinem Vaterlande hat, so glaube ich doch, daß er mit der Zeit sich an unser Klima gewöhnen und bekommen werde. Indessen verehre ich dabei die Weisheit des Höchsten, daß er diesen Baum nicht für unsere Gegenden erschaffen hat. Denn da viele unserer deutschen Landesleute nur bloß aus Noth des lieben Brodes willen zur Arbeit greifen, so würden sie sich alsdenn der Faulheit ganz überlassen, wenn jener Baum hier zu Lande, wie Eichen, Büchen und andere Bäume in Wäldern angetroffen würde, und man des Brodes ohne viele Mühe habhaft werden könte.

Der Baum, darauf die Brodfrucht wächst, erreicht eine Höhe von funfzig und mehrern Füßen. Er ist in Ostindien zu Hause. Man findet ihn auf den moluckischen und philippinischen Inseln. Die Einwohner auf O-Taheiti, Java, Sumatra und in andern Gegenden, bedienen sich der Frucht an statt des Brodes, das wir aus Weitzen- Rokken- und anderm Mehl verfertigen lassen. Der **Stamm** ist unterhalb seiner Rinde mit sehr vielem klebrichten Milchsafte versehen, der bei der geringsten Veränderung der Rinde häufig hervorfließet. Diesen Saft läßt man nicht umkommen, sondern man vermischt solchen mit Sagomehl und braunem Zukker, und macht davon eine Art Theer, Leim, oder Kleister, dessen man sich beim Schifsbau bedienet, um die Fugen und Rizen an den Schiffen damit auszustreichen und zu bekleistern.

Die **Blätter** des Baumes sind groß, wie die Blätter an den Kürbissen. Sie sind einen Fuß lang und von länglichter Gestalt, mit tiefen Aushöhlungen versehen, wie das Laub der Eichen. Ihre Farbe ist dunkelgrün, und, wie alles Laub, auf der Oberfläche dunkeler, und auf der untern Seite heller. Man bedienet sich derselben an statt des Papiers, um diese oder jene Sachen darin einzuwickeln.

Die **Frucht** des Baumes macht den hauptsächlichsten Theil desselben aus. Sie hat die Größe und Gestalt einer großen Nezmelone, und ist an die drei bis vier Pfund schwer. Sie ist länglicht rund, und mit einer nezförmigen dünnen Schale bedeckt. Sie hat sehr viel weißes, aber dabei wässerigtes Fleisch, welches sehr meblig und von kei-

keinem sonderlichen Geschmack ist. Einige brechen die Frucht von dem Baume, wenn sie reif ist; andere aber schon eher. Wenn es aber geschiehet, so erfordert doch diese Frucht allemal eine besondere Zubereitung ehe sie genossen werden kan.

Die Indianer schneiden dieselbe, je nachdem sie groß oder lang ist, in drei bis vier Theile, und bringen solche in eine Art von Backöfen, die sie in der Erde anlegen. Sie legen nemlich eine Lage heiß gemachter Steine in eine tiefe Grube, und die Früchte oben darauf. Alsdenn werden Bretter darüber gelegt, auf welche wiederum heiße Steine und eine Lage Früchte kommen, dann wider Bretter und so fort, bis der Ofen voll ist. Zulezt bedecken sie ihn mit Erde, und in einer Zeit von zwo bis drei Stunden sind die Früchte gahr. Nach dieser Behandlung giebt sie nicht allein eine gute wohl schmeckende, sondern zugleich auch eine gesunde und nahrhafte Speise, und diejenigen, welche die Gegenden bereiset sind, wo man diese Frucht findet, freueten sich sehr, wenn sie solche erhalten konten. Sie hat einen lieblich süßen mehligten Geschmack, und kan die Stelle unsers Brodes gar füglich ersezen. So lange die Frucht noch frisch zu haben ist, wird sie nicht leicht auf eine andere Art genossen, sondern alle drei oder vier Tage in mäßigen Quantitäten gebacken. Damit man aber doch auch in der Zeit, wenn die Bäume keine Früchte tragen, oder auf Reisen hinlänglich damit versehen seyn möge; so bereitet man solche zum voraus auf eine andere Art, und zwar folgender Gestalt. So bald die Frucht auf vorbeschriebene Weise gebacken und erkaltet ist, stößet man solche vermittelst einer steinernen Stampfe zu einem Brei, und nachdem solcher in einer besonders dazu gemachten Grube gegohren hat, backt man kleine Brode davon, die sich alsdann einige Monate lang gut aufbewahren lassen.

Das Holz dieses Baumes wird gebraucht um allerlei Geräthe daraus zu verfertigen; so wie man sich der Rinde desselben bedienet, um feine Matten und andere Sachen daraus zu machen.

Beim **Forster** heißt dieser Baum Artocarpus communis. Und weil man auf demselben männliche und weibliche Blumen zugleich findet, die einzeln an den Knoten der Blätter sitzen, so gehöret er nach dem Linneischen System zu den Monœciis Monandriis, zur ein und zwanzigsten Klasse und deren ersten Ordnung.

Einige Reisebeschreiber melden, daß es zwo Gattungen derselben gebe, und nennen die eine Art *Rima*, die andere *Ducdu*. Jene Art ist die größeste, und mit einer rauhen stachelichten Schale von Borke wie die Datteln versehen. Diese aber hat eine länglichte Frucht und ist nicht stärker, als etwa eine große Birne. Man findet sie in einer großen Menge auf der Insel **Tinian**, einer von den sogenannten **Diebes-** oder **Marieninseln**. Siehe Cooks Voyage round the World in Harris's Collection, Vol. 1. und Ansons Voyage round the World, p. 417. 418. Ihr Ge-

Geschmack soll viele Aehnlichkeit haben mit den Artischockenstühlen. Wenn sie aber völlig reif geworden, so bekömt sie einen ganz süßen Geschmack und einen angenehmen Geruch fast wie eine Pfirsche. Alsdenn soll sie aber nicht recht gesund seyn, sondern einen Durchlauf verursachen.

Welche Zierde würde es für unsere Plantagen seyn, wenn man diesen merkwürdigen Baum mit der Zeit auch darin anträfe?

Ich komme zu dem andern nicht weniger merkwürdigen Baum, davon Ew. Hochwohlgebornen eine Nachricht zu haben wünschen, und der sich wahrscheinlich an unser Klima eher gewöhnen wird, als der vorige. Dies ist der **Cacaobaum.**

Der **Ritter von Linné** nennet ihn Theobroma Cacao, und unterscheidet ihn von einem andern, der in Jamaika wild wächst, dem er den Namen Cacao Guazuma giebt. Jener, der wahre Cacaobaum, ist seiner schönen Früchte wegen, unter uns schon lange bekant gewesen. Sein Vaterland ist Südamerika, wo man in vielen Provinzen ganze Wälder davon antrift. Ehe die Europäer nach Südamerika kamen, war die Frucht des Baums daselbst zu Chocolade längst bekant. Bald darauf ward er auch in Europa bekant, und wird nun auch in Nordamerika angezogen. Der Baum erreicht eine Höhe von funfzehn Fuß. Der Stamm hält etwa einen Fuß im Umfange. Das Holz ist leicht und weiß. Er ist mit einer rauhen braunen Rinde bedeckt, und geht etwa fünf Fuß in gerader Linie in die Höhe, da er sich alsdenn in dicken Aesten ausbreitet. Seine Blätter sind etwa einer Spanne lang und halb so breit, sonst aber haben sie eine große Aehnlichkeit mit unserm Kirschenlaube. Die Früchte sind wie eine Melone gestaltet, einen halben Fuß lang, drei bis vier Zoll dick und oben zugespitzt. Auf der Frucht findet man zehn hervorragende Ecken und viele Warzen. Zuerst ist die Frucht grün; nach und nach wird sie gelb, und zulezt hellroth. Sie hat eine gedoppelte Rinde unter dieser äußern. Die eine ist gelb und dick, die andere aber ist weiß und zart. Innerhalb derselben liegen fünf Reihen von Kernen, welches unsere Cacaobohnen sind. In jeder Reihe finden sich 6, 7 bis 8 Bohnen, die durch ein fäseriges Fleisch zusammen hängen. Die Größe der Bohne ist wie die größte Mandel, nur daß sie nicht platt, sondern dick und nicht völlig so breit ist. Sie ist mit einer harten glänzenden dunkelbraunen Schale umgeben, und hat einen violetten Kern, der sich leicht zermalmen läßt. Die Frucht ist besonders saftig und von einem angenehmen säuerlichen Geschmack, der sehr erfrischend ist. Der Kern aber ist bitter und hat viel öligtes in sich. Man gebraucht die Bohnen zu Chocolade, von dem Fleische der Früchte aber macht man ein angenehmes wohl schmeckendes Getränk. Der Schale bedienet man sich zu verschiedenen Gefäßen, und von den Blättern des Baums flechten die Indianer theils Körbe, theils aber bedienen sie sich derselben auch um ihre Häuser damit zu decken.

Man ziehet diese Bäume in den Plantagen, entweder aus den Kernen, oder durch Ableger. Auf welche Art es aber geschehen mag, so tragen sie doch schon in dem zweiten Jahre Früchte. Was die Ernte von den Bäumen anlanget, so ist dieselbe sowohl in Ansehung der Zeit, als des Ertrages derselben oftmals sehr verschieden. An einigen Orten erntet man im Jahre nur zweimal, an andern hergegen hat man alle Monate reife Früchte davon. Und was den Ertrag der Ernte anlanget, so sammelt man an einigen Orten nur ein, zwei bis drei Pfund von einem Baume, dahergegen andere an andern Orten dreißig bis vierzig Pfund davon bekommen. Dieser Unterscheid rühret theils von der Güte des Bodens, theils von der heißen Luft her, denn je besser der Boden, und je wärmer die Gegenden sind, wo der Baum wächst, desto reichlicher ist die Ausbeute von demselben.

Das Abnehmen der Früchte geschiehet durch Sklaven, die sie vermittelst kleiner Stangen vom Baume brechen und in einem Haufen zusammen legen. Hier läßt man sie fünf Tage liegen, alsdenn aber werden die Bohnen herausgenommen, die auf Blätter von indianischen Blumenrohr in Haufen zusammen geworfen, und mit solchen Blättern wieder bedeckt werden. Also läßt man sie wieder fünf Tage liegen und in eine gelinde Fermentation gehen. So bald sie darin eine rothe Farbe bekommen haben, werden sie aus einander und an die Sonne gelegt, und auf Schilfmatten getrocknet. Alsdenn aber sind sie zum Gebrauch und zum Versenden tüchtig. In Mexico und Peru werden die Bohnen statt der Scheidemünze, als Geld angesehen. Und überhaupt kennen die Indianer den Nutzen, welchen dieser Baum ihrem Vaterlande verschaffet, so wohl, daß sie ihn deswegen den Gottesbaum zu nennen pflegen. Unter den Cacaobohnen werden die von **Caraquas** für die besten gehalten, und der Handel, den die Spanier damit treiben, ist so beträchtlich, daß es einige giebet, die alle Jahre über zwanzig tausend Thaler aus einem einzigen Garten, der mit Cacaobäumen bepflanzt ist, ziehen. Außer dem Gebrauch der Bohnen zur Chocolade, verfertiget man auch eine Butter und Seife davon. Jene soll einen überaus angenehmen Geschmack haben, diese aber wegen ihrer Reinigkeit vor anderer Seife einen Vorzug verdienen.

Von dieser Cacaobohne aber muß man eine gewisse Cacaopflaume, die im mittägigen Amerika wächst, und vom Linné Chrysobalanus genannt wird, wohl unterscheiden. Diese Frucht wächst auf einer Staude, die nur eine Höhe von etwa acht Fuß erreichet. Man trift sie gemeiniglich an den Seeküsten und in niedrigen nassen Gegenden an. Die Früchte haben die Größe einer guten Pflaume, daher sie auch den Namen mag bekommen haben, und der Geschmack derselben ist ekelhaft süß.

Dies ist die kurze Beschreibung von den beiden Bäumen, die Ew. Hochwohlgebornen besonders und eigentlich verlanget haben. Solten sie Dero Beifall finden, so werde ich von Zeit zu Zeit fortfahren, Ihnen auch von andern Bäumen das merkwürdigste bekant zu machen, rc.

P. Ratje.

Hannoverisches Magazin.

12tes Stück.

Montag, den 10ten Februar 1783.

Meine Reise nach der Grafschaft Bentheim, und von da nach Holland, nebst der Retour nach Herrenhausen.

Hominis mens discendo alitur & cogitando, semper aliquid aut anquirit, aut agit, videndique & audiendi delectatione ducitur.

Cic.

❀ ❀ ❀

Nachdem ich, meiner Schuldigkeit gemäß, nun drei Jahre nach einander die Churfürstlich-Braunschweig-Lüneburgischen Provinzen botanisch durchgereiset, ihre vegetabilische Einwohner, so viel mir möglich gewesen, aufgesucht, und ihre Schätze und Seltenheiten eingesammelt habe, so entstund in mir das Verlangen, die noch übrigen wenigen Herbsttage zu einer Reise nach der jetzt unter Hannoverischer Regierung stehenden Grafschaft Bentheim anzuwenden, in der Hofnung, daselbst, als einer von den Curfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen Landen ziemlich entfernten Gegend, noch einige Rekruten zu meiner Flora anzuwerben. Die schon etwas späte Jahrszeit erlaubte mir nicht, mich darüber lange zu bedenken. Ich entschloß mich also sogleich, den ersten folgenden Morgen meine botanische Reisetasche anzuhängen, und meinen Wanderstab in die Hand zu nehmen. — Und so, wie ich sagte, geschahe auch!

Die Welt, und dich, Herr! in der Welt zu sehen,
Ist mein Beruf: kan ich dem widerstehen?
Eh schleudre mich dein Blitz in Abgrund hin,
Eh ich, o Herr! dir ungehorsam bin. —

Vermuthlich sind meine botanischen Freunde abermals neugierig, und kommen, so wie bei meinen Retouren gewöhnlich geschiehet, bald mit ihren Briefen und Fragen an. Diesen zu gefallen, habe ich mich entschlossen, diesmal einen Auszug aus meinem Reisejournal zu machen, und um der Arbeit des verdrießlichen Abschreibens sodann überhoben zu seyn, solchen dem Druck zu übergeben. — Wer also diese Bogen etwan des Lesens würdiget, beliebe sich zu erinnern, für wen, und in welcher Absicht sie geschrieben sind,

und daß der Verfasser nicht eine Reisebeschreibung für Gelehrte, oder ein Buch für Lesegesellschaften, sondern bloß eine Nachricht für seine Freunde schrieb. —

1782. September 10.

Des Morgens früh reiste ich von *Herrenhausen* ab, und sang mit jenem Naturforscher:

> Hier bin ich, Herr! den du schon längst gerufen,
> Nicht auf den Hang erhabner Ehrenstufen,
> Nicht zu dem Glanz, deß sich der Geizhals freut,
> Nicht in das Feld, wo Wollust Rosen streut.
> Mein Ehrgeiz ist, dich frömmer zu verehren,
> Als der, der dir für Geld und Ehre dient.
> Mein Reichthum, den nicht Furcht, noch Räuber, stöhren,
> Ist, was kein Thor zu haben sich erkühnt:
> Und mich vergnügt, der Spötter soll es wissen,
> Dich, o Natur! der Allmacht Tochter, küssen.

Nach diesem empfahl ich dem Himmel meine Wege, und schloß mit folgenden Strophen:

> In Feld und Wald, auf Bergen und in Gründen,
> Laß mich, — nicht Gold, — nein, Gott und Weisheit finden.

Mein Weg führte mich zuerst nach *Limmer*, in dessen Nähe der vor einigen Jahren von mir entdeckte Schwefelbrunn ist, welchen neulich die hiesige Königl. Regierung aus landesväterlicher Fürsorge für das Beste ihrer kranken Unterthanen einzufassen, und zum bequemen Gebrauch einzurichten befohlen, und dadurch abermals ein Zeichen von ihrer sich über alles erstreckenden Aufmerksamkeit und Menschenliebe gegeben hat. — Wie viele werden in Zukunft allhier wieder neues Leben und Kräfte erhalten, und mit gerührter Seele dem Höchsten ein Lob- und Dankopfer bringen, und ihn für das Wohl und die Gesundheit ihrer gnädigen Obrigkeit bitten? Seliger Hain! wo anstatt der nunmehrigen öden Einsamkeit, sich künftig unsere kranken Mitbrüder versammeln, und allda ihre verlorne Gesundheit wieder erhalten, und mit uns sich über Gottes Güte freuen, — dem Höchsten Lob- und Danklieder singen, — und die Allmacht und Weisheit unsers Schöpfers rühmen werden!

Der nächstfolgende Ort war *Ahlum*, ein Dorf, in dessen Hecken die Bryonia alba Linn. herumkletterte, eine Pflanze, welche mit der Bryonia dioica Jacqu. viele Aehnlichkeit hat, dem ungeachtet aber eine ganz verschiedene Art ist 1).

Das

1) *Diff.* Bryonia foliis palmatis, utrimque calloso-scabris; floribus monoicis.
Syn. Vitis nigra. Cord. annot. p. 76.
Bryonia nigra. Dod. pempt. p. 395. Rupp. jen. ed. I. p. 47.
Bryonia nigra, seu Vitis nigra Dioscoridis. Bauh. phyt. p. 589.
Bryonia alba; baccis nigris. Bauh. pin. p. 297.

Vitis

Das bei Seelze am Wege stehende Obentrautische Grabmal, welches wie eine ägyptische Pyramide aussiehet, und aus gehauenen Sandsteinen aufgebauet ist, war ganz mit Lichenen bewachsen, worunter mir besonders der Lichen muralis Schreb. und ater Hudſ. angenehm waren. Der Lichen calcareus wuchs auch hier, wiewohl etwas selten. Ist also Linnees Regel, daß dieser Lichen nur auf Kalkstein sitzen soll, nicht allgemein. Die Mauerraute (Aſplenium Ruta muraria) hatte die Fugen eingenohmen, und half dieses Epitaphium antique und ehrwürdig machen.

Die Dörfer **Seelze**, **Lohne**, **Gümmer** und **Luthe** hatten um diese Jahrszeit nichts besonders mehr für mich, als etwan Chenopodium urbicum, murale und hybridum.

Bei **Blumenau** waren noch Papaver dubium und Chryſanthemum ſegetum, nebst einigen andern Unkräutern, welche den Sand lieben.

In dem Fahrwege bei **Wunstorf** wuchs Feſtuca Myurus, und nahe bei der Stadt sahe ich einen schönen Acker mit Maiz (Zea Mays). Ich verwundere mich, daß dieses Gewächs hier nicht mehr gebauet wird, da doch dessen Frucht, besonders wenn sie mit eben so viel Weizen vermischt wird, das schönste und wohlschmeckendeste Brod von der Welt giebt, und die nach dem Verblühen ungefähr eine Spanne über der Frucht abgeschnittene Stengel das beste Futter für die Kühe sind. Von dem Nutzen dieser Stengel zum Zucker- oder wenigstens zum Syrupmachen, will ich nicht einmal etwas erwähnen, und daß dieses Getreide beim Mästen der Schweine und des Geflügels alles andere weit zurück lasse, ist ohnehin bekant, wenigstens wissen unsere Schweitzerischen Landwirthinnen diesen Vortheil sehr gut zu benutzen.

Von **Wunstorf** kam ich in die Grafschaft **Schauenburg**, und passirte das Dorf **Altenhagen**, den Flecken **Hagenburg**, und die **Landwehr**, bei welcher ich denn wieder auf Hanoverischen Grund und Boden kam.

Zur Rechten liegt das fischreiche **Steinhuder Meer**, in welchem auf einer künstlichen Insel die Festung **Wilhelmsstein** erbauet ist, die beide von dem Geschmack ihres Anlegers, des Menschenfreundes Graf Wilhelms des I. zeugen, und sein Angedenken verewigen helfen.

Bei dem Dorfe **Winzlar** fand ich nichts besonders mehr, denn da ich diese Reise schon zweimal im Sommer gemacht, so habe ich für diese dritte hier nicht viel zurückgelassen.

 Den

Vitis ſive Bryonia nigris baccis. Bauh. hiſt. v. 2. p. 146.
Bryonia alba. Linn. ſpec. ed. 1. p. 1012. Blackw. herb. n. 533. Scopol. carn. ed. 2. n. 1200. Mattuſchk. ſil. n. 706.
D. A. Bauh. hiſt. l. c.
Mattuſchk. ſil. l. c.
Fig. Blackw. herb. t. 533.

Den Schützenkrug paßirte ich vorbei. Zur Linken ließ ich den sogenannten **Rehburger Gesundbrunnen**, den schönen **Rehburger Berg**, und das Kloster **Lockum**, und zur Rechten das Städtchen **Rehburg** liegen, von deren vegetabilischen Merkwürdigkeiten einst meine Flora Hannoverana Nachricht geben wird.

In dieser Gegend wird eine ziemliche Menge Hopfen gebauet, der aber dieses Jahr nicht gut gerathen ist.

Zwischen dem **Schützenkrug** und **Leese** fand ich die Pezizam punctatam, die sonst im Hannoverischen etwas rar ist. In dem Sande wuchs Chondrilla juncea, Carex arenaria, und Jasione montana; an den Hecken Malva Alcea, und in den Gräben Sison inundatum.

In **Leese** war ich über Nacht.

September 11.

Bei **Stolzenau** passirte ich über die Weser, an deren Ufer Scirpus maritimus, Inula Britanica, Salix triandra, fragilis und viminalis wuchsen.

Bei **Nüßleringen** und **Frestorf** war nichts, was ich nicht schon auf meinen vorigen Reisen hier gesehen habe.

Gegen den **Dammkrug** zu fand ich in einer Sandgrube viel Juncus Tenageia 2), capitatus Weigel. 3), und articulatus γ. Hudſ. 4), wie auch Gen-

2) *Syn.* Juncus foliatus, minor; floribus per ramum ſparſis. Vaill. pariſ. p. 109.
Juncus annuus; floribus per ramulos ſparſis. Vaill. pariſ. ind. & expl.
Juncus paluſtris, exiguus, erectus, annuus; capſulis ſeminum rotundis. Mich. gen. p. 40.
Tenageia. Ehrh. phyt. n. 63.
Juncus Tenageia. Linn. ſuppl. p. 208.
Fig. Vaill. pariſ. t. 20. f. 1.
Exſ. Ehrh. phyt. n. 63.

3) *Syn.* Juncus foliatus minimus. Bauh. hiſt. v. 2. p. 523. Chabr. ſtirp. p. 197. Rupp. jen. ed. 1. p. 133. Vaill. pariſ. p. 109. Mich. gen. p. 40. Rupp. jen. ed. 3. p. 146.
Juncus paluſtris, humilior, erectus; floribus pluribus ſimul junctis. Mich. gen. p. 39.
Juncus paluſtris, humilior, ſupinus; floribus pluribus ſimul junctis. Mich. piſ. Mich. gen. p. 40.?
Juncus capitatus. Weig. obſ. p. 28.
Juncus ericetorum. Pollich. hiſt. n. 350.
D. A. Bauh. hiſt. l. c. Chabr. ſtirp. l. c.
Weigel. obſ. l. c.
Pollich. hiſt. l. c.
Fig. Bauh. hiſt. v. 2. p. 523. f. 1. Chabr. ſtirp. p. 197. f. 5.
Weigel. obſ. t. 2. f. 5.

4) *Syn.* Gramen junceum minimum, holoſteo matthioli congener. Park. theatr. — Moriſ. hiſt. v. 3. p. 227.
Graminis juncei varietas minor. Ger. em. 4.

Gra-

Gentiana filiformis und Lycopodium inundatum.

Jenseits des Dammkruges war ein kleines Torfmoor, darinnen Schoe-

nus

Gramen junceum, capfulis triangulis, minimum. Raj. hift. p. 1307. Raj. fyn. ed. 2. p. 275. Morif. hift. v. 3. f. 8. t. 9. f. 3. Raj. fyn. ed. 3. p. 434.
Gramen bufonium; glomeratis utriculis. Barr. ic. 94.
Juncus parvus, repens; capfulis triangularibus. Vaill. parif. p. 110.
Juncus minimus, terreftris, annuus; foliis teretibus, non articulofis, imis capillaceis, fuperioribus vero craffioribus; floribus umbellatis. Mich. pif.
Juncus parvus, bulbifer; foliis teretibus, non articulofis; capitulis florum albicantibus. Mich. gen. p. 39.
Juncus minimus, bulbifer; foliis teretibus, non articulofis; capitulis florum umbellatis, nigricantibus. Mich. gen. p. 39.
Juncus caule brachiato; foliis fetaceis; floribus fafciculatis, ad ramos feffilibus. Hall. hift. n. 1320.
Juncus articulatus γ. Hudf. angl. ed. 2. p. 150.
Juncus articulatus: δ. Gort. fept. n. 312.

D. A. Raj. hift. p. 1307.
Morif. hift. v. 3 p. 227.
Hall. hift. n. 1320.

Fig. Park. theatr.
Ger. em. 4.
Barr. ic 94.
Morif. hift. v. 3. f. 8. t. 9. f. 3.

† † †

Syn. Gramen junceum aquaticum, paniculis cum foliis capillaceis fimul ortis, proliferum. Pluk. phyt. p. 179. Morif. hift. v. 3. p. 227.
Gramen junceum capfulis triangulis; cauliculis tenuibus; foliis ad nodos et panicularum divaricationes prælongis. Raj. hift. p. 1307.
Gramen junceum minimum; paniculis foliaceis. Morif. hift. v. 3. f. 8. t. 9. f. 4.
Juncoides calycibus paleaceis, glomeratis; folio varians. Scheuchz. hift. p. 330.
Juncus parvus, repens; capfulis triangularibus. Vaill. parif. p. 110.
Juncus minimus, bulbifer; foliis teretibus, non articulofis; capitulis florum umbellatis, nigricantibus, foliatis. Mich. gen. p. 39.
Juncus caule brachiato; foliis fetaceis; floribus fafciculatis, ad ramos feffilibus: 2. Hall. hift. n. 1320.
Juncus fupinus. Mönch. haff. n. 296.
Juncus articulatus γ. ϵ. Gort. fept. n. 312.

D. A. Raj. hift. p. 1307.
Morif. hift. v. 3. p. 227.
Scheuchz. hift. p. 330.
Mönch. haff. n. 296.

Fig. Pluk. phyt. t. 32. f. 3.
Morif. hift. v. 3. f. 8. t. 9. f. 4.
Scheuchz. hift. t. 7. f. 10.
Mönch. haff. t. 5.

nus fuſcus und albus zu Hauſe waren. In einem Graben ſchwammen Potamogeton gramineum u. Aliſma natans.

Beim **Kreutzkrug** wuchſen Gnaphalium luteo-album, Linum Radiola, Illecebrum verticillatum und Hypericum humifuſum.

Neben den Gräben zwiſchen hier und **groß Vörden** fand ich eine Pflanze, welche ich zuvor noch nicht geſehen habe, und die mir beim erſten Anblick ganz beſonders vorkam, bei genauerer Unterſuchung aber fand ſich, daß ſie bloß eine Subſpecies vom Gnaphalio uliginoſo L. war. Sie unterſcheidet ſich von der ordinairen, daß ſie ohne allen Ueberzug (Pubes) iſt, und ihre Blätter deswegen ganz grün ſind. Ich will ſie zum Unterſchied Gnaphalium uliginoſum nudum, die andere oder gemeine aber Gnaphalium uliginoſum tomentoſum nennen. Wer will kan meinetwegen eine neue Art daraus machen.

Die im Sommer in dieſen Gräben beobachteten ſchönen Waſſergewächſe, als: Scirpus fluitans, Siſon inundatum, Ranunculus aquatilis, hederaceus, und mehrere, hatten bereits alle verblühet, und ſich alſo wieder untergeſenkt. Die Littorella lacuſtris, welche hier in großer Menge wächſt, hatte ihre Schönheit auch ſchon verloren, und war ganz unkentlich geworden.

Bei **groß Vörden** war Cyperus flaveſcens, und Hypnum aduncum mit ſchönen Pyxidien, die ſonſt ſelten ſind.

Um **Bonhorſt** ſtand Iſnardia paluſtris, Myriophyllum ſpicatum, und Littorella lacuſtris.

Bei **Lavesloh** waren eben dieſe Pflanzen, und in den daſigen Hecken Hieracium ſabaudum und Teucrium Scorodonia.

In **Diepenau** nahm ich Nachtquartier.

September 12.

In den Sümpfen um dieſes Städchen wuchs viel Acorus Calamus und Scutellaria galericulata, und auf der dabei liegenden Heide Scirpus Bæothryon 5) und Gentiana filiformis.

Bei

5) *Syn.* Scirpus minimus; ſpica breviore, ſquamoſa, ſpadicea. Scheuchz. hiſt. p. 364.
Scirpus minimus; capitulo ſquamoſo, breviore, & craſſiore, fuſco. Scheuchz. hiſt. p. 366?
Scirpus ſpica bivalvi, ſpadicea, obeſiori. Hall enum. p. 249.
Scirpus caule terete; ſpica nuda, pauciflora; glumis calyninis longiore. Hall. hiſt. n. 1335.
Scirpus quinqueflorus. Crantz. inſt.
Scirpus pauciflorus. Lightf. ſcot. p. 1078. Hudſ. angl. ed. 2. p. 648.
Bæothryon. Ehrh. phyt. n. 31.
Scirpus Bæothryon. Linn. ſuppl. p. 103.
D. A. Scheuchz. hiſt. l. c.
Hall. enum. l. c.
Hall. hiſt. l. c.
Lightf. ſcot. l. c.

Fig.

Bei dem Galgen kam ich in das Fürstenthum **Minden**, und darinnen zuerst nach **Stelle**, von da aber nach **Rahde**, welche Stadt mir jedoch etwas zur Rechten liegen blieb. Vor diesem letztern Ort war viel Isnardia palustris.

Von **Rahde** gieng der Weg auf **Twiehausen** und **Levern**, wo eine Menge von Gnaphalio luteo-albo wuchs.

Fast den ganzen Tag sahe ich eine herrliche Bergkette vor mir liegen, die mit Holz bewachsen war. Ich wünschte, daß solche zu dem Gebiete meiner Flora gehörte, denn allem Anschein nach müssen sich an diesen Orten viele schöne Pflanzen finden. Diejenigen Fürsten, zu deren Gebiet diese Berge gehören, würden der deutschen Flora einen großen Dienst thun, wenn sie durch Jemand, der Lust und Geschicklichkeit zu einer botanischen Reise hat, dieselben wolten untersuchen lassen. Gesetzt, ein solches Herbilegium kostet auch einige hundert Thaler, was thut denn dieses! Sie sind ja für den Staat nicht verloren, und gehen nicht, wie viele tausend andere, zum Lande hinaus, ohne jemals wieder zu kommen, sondern sie bleiben in dem Gebiete wo sie aufgenommen worden, und kommen in wenig Jahren wieder an ihren alten Sammelplatz. Mich dünkt, es ist eine Schande für Niedersachsen und seine Nachbaren, daß noch so viele schöne Gegenden darinnen sind, wo bis dahin noch kein Botaniste hingekommen ist, und deren vegetabilische Einwohner uns so gut als gänzlich unbekant sind. Solte es nicht besser seyn, wenn das Geld, welches unsere junge Herren nun in Paris und andern dergleichen Orten verzehren, und wofür man gewöhnlich nichts wieder bekömt als ungesunde, verdorbene und für den Staat auf Zeit Lebens unnütze Mitglieder, in Zukunft zur Untersuchung der Schätze ihres Vaterlandes angewandt würde, und solte dieses nicht tausendmal mehr Nutzen davon haben, wenn sein Adel und seine Gelehrten nach Art eines Scheuchzers, Hallers, Linnees, Horlemanns, Kalms, Fabricius, Leske und dergl. reisten, als es aus jenen Galanterie- und Modereisen hat? Ich denke es wenigstens!

> O fortunatos nimium, sua si bona norint,
> Agricolas. *Virgil.*

Aus dem Fürstenthum **Minden** kam ich in das Hochstift **Osnabrück**, und zwar erstlich nach **Bomte**, wo ich eine kleine Erfrischung zu mir nahm. Ein kurz nach mir ins Wirthshaus gekommener Officier hatte die Gütigkeit, mir einen Fußsteig anzuweisen, und mich zu begleiten. Als wir bald von einander Abschied nehmen

Fig. Scheuchz. hist. t. 7. f. 19.
Scheuchz. hist. t. 7. f. 21.?
Oed. dan. t. 167.
Exs. Ehrh. phyt. n. 31.

men wolten, zeigte er mir noch die um uns herum liegenden schönen adelichen Güter, worunter sich denn auch **Langelage** befand, daß dermalen dem Herrn **von Mönster**, einem Schwiegersohn des sel. Landdrosten v. Münchhausen, des Verfassers des Hausvaters, gehört. Da ich schon viel von dem daselbst befindlichen schönen Garten gehört, und über dieses Herr **von Mönster** ehemals die Gnade hatte, mir zu erlauben, bei etwan vorfallender Vorbeireise solchen zu besehen, so kan man leicht gedenken, daß ich selbigen nicht werde vorbei gegangen seyn, zumalen da es mir sehr wenig aus dem Wege war. Ich sagte also meinem unbekanten Freunde, der mich beinahe ganz hin begleitete, Adjeu, und gieng gerade nach **Langelage** zu. Herr **von Mönster** war dermalen nicht hier, sondern auf einem andern Gut im Münsterlande, ich hatte aber das Glück, einen braven Gärtner anzutreffen, oder vielmehr zwei, Vater und Sohn, die sich beide alle ersinnliche Mühe gaben, meinem Begehren zu entsprechen, und mir alles Merkwürdige zu zeigen. Ich muß bekennen, daß ich lange keine so vergnügte Stunde gehabt, als diejenige war, welche ich in diesem Garten zugebracht habe. Aber wie konte es auch anders seyn? Ein Garten, der nach dem besten Geschmack angelegt ist, und mit den schönsten und seltensten Bäumen und Sträuchern pranget, solte der wohl einen Liebhaber von Pflanzen und Gärtnerei ungerührt und unvergnügt von sich lassen? Schade! daß die Zeit so geschwind hinging, und die uns überfallende Nacht unseren Betrachtungen ein Ende machte. Meine Freunde wolten zwar, daß ich bei ihnen übernachten, und des Morgens dieses göttliche Vergnügen noch einmal genießen solte. Da meine Reisen es aber nicht erlauben, daß ich mich an einem Orte lange aufhalte, über dieses ich beim Antritt derselben es mir zum Gesetze gemacht, Niemand zu incommodiren, so bedankte ich mich für ihr gütiges Anerbieten, und nahm von dem Vater Abschied. Der Sohn hatte die Gütigkeit, mich noch durch eine lange Allee zu begleiten, worinnen wir uns denn beim gestirnten Himmel noch einmal recht freundschaftlich unterredeten, am Ende derselben aber einander gute Nacht sagten. Ich hatte nun noch einen kleinen Berg zu besteigen, auf dessen Höhe ich noch einmal auf diesen göttlichen Sitz, (von dem man mit Recht mit unserm Haller sagen kan:

> Entfernt vom eitlen Tand der mühsamen Geschäfte,
> Wohnt hier der Seelenruh, und flieht der Städte Rauch.)

herunter sahe, und demselben alles Gute anwünschte, sodann aber meinen Marsch beschleunigte, und, nachdem es wohl ein Paar Stunden schon Nacht gewesen seyn mag, in **Oster-Cappeln** glücklich ankam, wo ich denn ein recht gutes Nachtquartier antraf.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

13tes Stück.

Freitag, den 14ten Februar 1783.

Meine Reise nach der Grafschaft Bentheim, und von da nach Holland, nebst der Retour nach Herrenhausen.

(Fortsetzung.)

September 13.

Nach verzehrtem Frühstück und bezahlter Zeche von 5 mgr., wofür ich hier Abendessen, Bier, ein gutes Bette und Kaffee hatte, Sachen die ich an andern Orten gewöhnlich mit 12 bis 15 mgr., auch wohl, gerader Rechnung halber, mit einem halben Thaler bezahlen mußte 6), nahm ich meinen Weg auf Osnabrück, der denn ziemlich gut war, und dem Lande Ehre macht.

In der Gegend des Ruhhofes wuchs viel Ulex europæus, dessen Eltern vermuthlich ehemals aus Frankreich oder England verschrieben worden, und allhier, so wie an verschiedenen Orten im Hannoverischen, als Hecken gedienet, nun aber zur Dankbarkeit ihren Herrn mit ihren Kindern

N die

6) Ich kan nicht umhin, bei dieser Gelegenheit mich eines Wunsches zu entledigen, welcher die Verbesserung der Gastwirthsanstalten auf dem Lande betrift. — Wer viel reiset, und zwar, wie die mehrsten Leute, nicht auf der Post, sondern zu Fuße gehet, auch nicht immer auf der großen Heerstraße bleiben kan, sondern zum öftern kleinere Wege betreten muß, der wird so gut wie ich empfunden haben, in welcher Verlegenheit man zuweilen wegen der Nachtquartiere und Nahrungsmittel ist, und wie schwer es öfters hält, ein Bund Stroh, oder ein wenig Essen und Trinken, und solte es auch nur ein Butterbrod, oder ein Glas Bier seyn, zu bekommen, und wenn man solches endlich mit großer Noth und nach vielem Bitten auch erhält, es doch gemeiniglich doppelt, drei- und vierfach bezahlen muß. Ich kan nicht begreifen, warum man überhaupt nicht mehrere Aufsicht auf dergleichen Sachen hält, da solche doch von der äußersten Nothwendigkeit sind, und den größten Einfluß auf das Wohl des Staates haben. Nichts gereicht einem Lande mehr zur Ehre, als wenn Reisende die guten Gastwirthsanstalten desselben rühmen. Noch immer erinnere ich mich mit Vergnügen an Schweden, wo man in den Gastwirthshäusern ein Buch findet, darein der Reisende beim Weggehen das Verhalten des Wirths, so wie dieser

das

die Weide verderbet haben. So gehet es, wenn man seine Landsleute verachtet! Hätten die Besitzer ihrer Güter diese fein mit Weißdorn, Hülsen 7) und dergleichen umgeben lassen, und dem Geschrei der damaligen Projectmacher kein Gehör gegeben, so zierten ihre Ländereien nun schöne Hekken

das Verhalten der Reisenden einschreibt, und dieses Tagebuch sodann zu gewissen Zeiten von der Obrigkeit durchgesehen und darauf das weitere verfügt wird. Ich weiß, daß Gastwirthe, wegen grober und unhöflicher Begegnung gegen ihre Gäste, wohl den Staupbesen bekamen. Wie sehr würde ich mich freuen, wenn ich Jemand, der Geschicklichkeit hiezu hat, anreizen könte, einen Vorschlag zu besserer Einrichtung der Gastwirthsanstalten auf dem Lande zu geben, und solchen gehörigen Ortes vorzutragen. Wie viele tausend Reisende würden ihm deswegen danken!

7) Wer sich von dem Nutzen dieses Strauches zu Hecken noch nicht überzeugen kan, für den weiß ich kein besser Mittel, als daß er nach England gehe, und ein Augenzeuge davon werde, oder wenn er dieses nicht will, solchen Leuten glaube, die da gewesen sind. Ich las noch neulich in Kalms Resa till Norra America von der Fürtreflichkeit der Hülsenhecken, daraus ich den Ungläubigen zu gefallen hier eine Stelle abschreiben will. „Agrifolium Raj. syn. 466. är et trä, som i myckenhet finnes i skogarna uti Aengland, och med sina beständigt gröna blad gör dem täcka åfwen midt i Wintern. Trädet deraf brukas til leksaker för barn: likaledes til knifskaft, emedan det är hordt. Kuskarnas piskeskaft bestå merendels häraf, ty det är tillika böjeligt. Förnämsta nyttan, som de göra sig af detta trä, är til häckar, som äro bode täta och wakra, samt wara nästan ewigt. Mr. Warner berättade sig känna en, hwars fader för 60 eller flere or sedan lotit plantera alla häckar omkring sina ägor endast af detta trä, hwilka häckar ännu denna tiden äro so täta, at en hund ej kan komma derigenom. En häck af Agrifolium har framför andra priset derutinnan, at han behåller sina gröna och wackra blad bode Winter och Sommar, och solcdes är et godt skjul för För och annan Boskap wid blost och elakt Wäder. Af barken göras fogellim. Po skoglösa orter nyttias ock detta til bränsle." Kalms Resa V. I. p. 164.

Ray, ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, rühmt schon die Hülse als eine gute Heckenpflanze, und zeigt die Vorzüge an, welche sie vor andern Bäumen und Sträuchern hat. Er sagt: „Arbor hæc (Agrifolium) operibus topiariis, in Septentrionalibus præsertim regionibus præ aliis commoda & opportuna est; cum sit frigoris patientissima, & perenni nitentium foliorum virore aspectui grata, nec tonsuram respuat; eoque etiam hortulanis acceptior, quod nec radicum reptatu, nec importuna ramorum luxurie molesta sit, nec tamen minus densa & multiplicata fronde quam quævis alia arbor frutexve tonsilis, quantumvis hoc nomine eam improbet I. Bauhinus. Vidimus in viridario D. Joann. Evelyn (in Cantio non longe a Londino) tonsilem Agrifolii sepem, densissimam, pulcherrimam, 300 prope pedes longam." Raj. hist. p. 1622. Ist es also nicht lächerlich, wenn im Jahre 1782 ein Gartenautor sich noch darüber aufhält, wenn man von Hülsenhecken schreibt? — Doch

Dieß weiß der Pöbel nicht, er wird es nimmer lernen,
Die Schale hält ihn auf, er kömt nicht zu den Kernen.

ken und gute Weiden, dagegen erstere bereits ausgegangen, die letztern aber verdorben sind. —

So bald ich in **Osnabrück** ankam, besuchte ich meinen Freund **Bels**, einen hofnungsvollen jungen Chemisten, der uns vor einiger Zeit in den Westphälischen Beiträgen bereits eine Probe seiner Geschicklichkeit gegeben hat. Der Himmel lasse ihn nur älter werden als Freund **Hagemann**, dessen Absterben ich noch nicht vergessen kan, und vermuthlich niemals vergessen werde. —

O! daß der Himmel mir das Glück im Tode gönnte,
Daß meine Asche sich mit seiner mischen könte. —

Den Nachmittag verwandte ich zu einer botanischen Excursion auf den nahe an der Stadt liegenden **Gertrudenberg**, der vielen wegen seiner unterirdischen Hölen und dem darauf erbauten Nonnenkloster bekant seyn wird. Die daselbst gefundenen Pflanzen waren: Bryonia dioica Jacqu., die ich vorher noch nicht wildwachsend gesehen 8), Hedera Helix, Prunus avium, Cerasus, insititia, sylvestris, Ligustrum vulgare, Syringa vulgaris, Scabiosa Columbaria, Lathyrus sylvestris, Antirrhinum Elatine, Staphylea pinnata, und andere mehr, die hier alle wild wuchsen, davon einige zwar nicht als ursprüngliche deutsche Bürger angesehen werden können, sich aber dennoch hier von selbst vermehren und fortpflanzen, so daß, wenn dieses Land einmal seine Flora liefert, (die es dermalen noch schuldig ist,) solche ohne alles Bedenken sich darinnen einen Platz anmaßen können. Die untergehende Sonne erinnerte mich nach der Stadt zurück zu kehren, wo ich denn

N 2 noch

8) *Diff.* Bryonia foliis palmatis, utrimque calloso-scabris; floribus dioicis.
Syn. Bryonia. Trag. hist. p. 820.
Vitis alba. Ruell. stirp. p. 660. Fuchs. hist. p. 94. Cam. epit. p. 987.
Stickwurtz. Cam. Kräut. p. 443.
Bryonia alba, baccis rubris, seu Vitis alba Dioscoridis. Bauh. phyt. p. 589.
Bryonia aspera, sive alba; baccis rubris. Bauh. pin. p. 297. Dill. giss. p. 89.
Vitis alba, sive Bryonia. Bauh. hist. v. 2. p. 243.
Bryonia alba. Blakw. herb. n. 37. Mill. dict. ed. 8. Leers. flor. n. 744. Pollich. hist. n. 915. Huds. angl. ed. 2. p. 437.
Bryonia foliis quinquangulis, scabris: α. Hall. enum. p. 506.
Bryonia foliis palmatis, utrimque calloso-scabris. Hall. hist. n. 574.
Bryonia dioica. Jacqu. austr. v. 2. p. 59. Reich. flor. n. 706.
D. A. Bauh. hist. l. c.
Hall. enum. l. c.
Hall. hist. l. c.
Jacqu. austr. l. c.
Leers. flor. l. c.
Pollich. hist. l. c.
Fig. Blakw. herb. t. 37.
Jacqu. austr. v. 2. t. 199.

noch eine Herbation auf dem Walle machte, die zwar nicht viel zu bedeuten hatte, hierauf aber mich nach meinem Logis verfügte.

September 14.

Zwischen Osnabrück und Lotten war viel Spartium scoparium, und Isnardia palustris.

Bei Lotten, welches zur Grafschaft Teklenburg gehört, hatten die Leute eine besondere Art die Stoppeln und das Unkraut bald in einen guten Dünger zu verwandeln. Da mir solche neu war, so habe ich sie kürzlich angemerkt. So bald das Getreide vom Felde ist, werden die Stoppeln mit einer Spate ungefähr ein bis zwei Zoll tief in der Erde abgeschürft, und daraus große Haufen gemacht, welche vier bis sechs Wochen auf einander liegen bleiben. Nach dieser Zeit wird zu jedem dieser Stoppelhaufen Mist gefahren und damit gut vermischt, das Gemische aber wieder in Haufen gebracht. Nachdem diese abermals einige Wochen gelegen haben, so werden solche auf dem Acker gleich ausgestreut, und so bald als möglich untergepflüget.

Von Lotten kam ich auf den Schafberg, wo viele Steinkohlen gegraben werden. Der König von Preussen, als Oeconomus summus, betreibt die Werke selbst. Ueber den Steinkohlen liegt eine Lage Sandstein, die über hundert Fuß dick ist, und den Arbeitern viel zu schaffen macht. Die Kohlenflöze sind gewöhnlich zwei, dritteha lb, auch zuweilen wohl drei Fuß dick. Zu allen Schachten gehet ein gemeinschaftlicher Stollen.

Bei Ibbenbühren, einer kleinen Stadt, die zur Grafschaft Lingen gehört, ist ein schöner Sandsteinbruch. Nicht weit von diesem Orte werden auch Steinkohlen gegraben.

Am Wege von hier nach Hörsel wuchs Alisma natans, Ranunculoides, Lycopodium inundatum, Schœnus fuscus, u. m.

In Hörsel, einer zum Hochstift Münster gehörigen Bauerschaft, mußte ich übernachten.

September 15.

Nicht weit von dieser Bauerschaft, am Wege nach Rheine, stand eine Kapelle, worauf die Leute der umliegenden Gegend bei meinem Vorbeigehen so gewaltig zuliefen, daß ich mich in Acht nehmen mußte, um nicht von ihnen über den Haufen geworfen zu werden. Selten nahm Jemand so viel Zeit mir zu danken, wenn ich ihm einen guten Morgen wünschte. Das war mir ein Gottesdienst 9)!

Besser als dieses Geläufe gefiel mir das gesunde und frische Aussehen dieser Leute, besonders der Frauenspersonen, welches vermuthlich den Grund in ihrer Lebensart hat. Würden die Einwohner andrer Gegenden sich des gesunden und wohlschmeckenden Bro-
des

9) Fragt Jemand warum ich diese Kapelle vorbei gegangen, so antworte ich mit Freund Cicero: Nos Naturam sequamur, & ab omni quod abhorret ab ipsa, oculorum auriumque comprobatione fugiamus.

des der Westphälinger bedienen, und nicht das beste des Getreides ihren Schweinen geben, würden sie, so wie diese Leute, anstatt der verkünstelten Speisen, mehr natürliche genießen, anstatt des ewigen Kaffe- und Brantweinsaufens, gleich diesen ein gutes Bier trinken, und fürnehmlich, sich von Jugend auf weniger an den Müssiggang, sondern schön an die Arbeit gewöhnen, so würde man vermuthlich unter ihnen auch weniger ungesunde und in ihren Jugendjahren schon abgelebte, sondern so gut wie hier, starke, gesunde, und bis in ihr Alter blühende Leute finden. — Von diesen Westphälischen Landleuten kan man sagen, was Haller von unsern Schweitzerischen Hirten:

Ihr thätig Leben stärkt der Leiber reife Kräfte,
Der träge Müssiggang schwellt niemals ihren Bauch.
Die Arbeit weckt sie auf, und stillet ihr Gemüthe,
Die Lust macht sie gering, und die Gesundheit leicht,
In ihren Adern fließt ein unverfälscht Geblüte,
Darin kein erblich Gift von siechen Vätern schleicht,
Das Kummer nicht vergällt, kein fremder Wein befeuret,
Kein geiles Eiter fault, kein welscher Koch versäuret.

* * *

Wohl dir vergnügtes Volk! dir hat ein hold Geschicke,
Der Laster reichen Quell, den Ueberfluß versagt;
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuth selbst zum Glücke,
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze nagt.
Als Rom die Siege noch bei seinen Schlachten zählte,
War Brei der Helden Speis, und Holz der Götter Haus;
Als aber ihm das Maaß von seinem Reichthum fehlte,
Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus.
Du aber, hüte dich was Größers zu begehren,
So lang die Einfalt daurt, wird auch dein Wohlstand währen.

so wie hingegen auf jenen bleichen Müssiggänger folgende Strophen aus dem unvergleichlichen Hagedorn passen:

— Er muß bereits sein hochansehnlich Leben
Dem Koch nicht anvertraun, nur Aerzten untergeben.
Es überfällt ihn schon mit wüthender Gewalt,
Der reuerfüllte Schmerz, der Scheinlust Hinterhalt.
Der Hunger fliehet ihn, wie er die Arbeit scheuet,
Die Reitzung bester Art, die jenen Stand erfreuet,
Der weidlich sich bewegt, sät, ackert, erntet, drischt,
Gräbt, pflanzet, wässert, walzt, schwimmt, rudert, flößt und fischt.
O Glück der Niedrigen, der Schnitter und der Hirten,
Die sich in Flur und Wald, in Trift und Thal bewirthen,
Wo Einfalt und Natur, die ihre Sitten lenkt,
Auch jeder rauhen Kost Geschmack und Segen schenkt!

Zwischen Hörsel und Rheine war ein Torfmoor, worauf ich Kitteltorf zu sehen bekam, der mir vorher noch unbekant war. Schade! daß es heute just Sonntag war, und hier also Nie-

mand arbeitete, welches ich sonst sehr gerne gesehen hätte. Von Pflanzen waren Schœnus fuscus, Lycopodium inundatum, u. m. dergl. hier.

Bei **Rheine**, einer kleinen Stadt, die an der **Embs** liegt, und ebenfalls zum Münsterlande gehört, wuchs Campanula Speculum.

Hier sahe ich verschiedene Aecker mit Färberröthe (Rubia tinctorum L.) angebauet, welche im Quincunx gepflanzt war, ungefähr so, wie man Kartoffeln oder weißen Kohl bauet. Sie muß zwei Jahre stehen ehe sie kan ausgegraben werden, und soll sich gut verinteressiren. Vermuthlich könte dieses Gewächs so gut wie hier auch im Hannoverischen wachsen. Ich verwundere mich deswegen, daß das Geld für solche Artikel aus dem Lande geschickt wird, besonders wenn sie, wie dieser, häufig gebraucht werden.

Fast auf allen Aeckern, worauf dieses Jahr Rocken gestanden, waren Rüben angesäet, eben so wie solches in der Schweitz gebräuchlich ist. Es ist besonders, daß dieses hier zu Lande nicht durchgehends eingeführt wird, vornehmlich an solchen Orten, wo das Heu etwas rar ist. Solten die hiesigen Bauern noch nicht wissen, daß in der Schweitz die mehrsten Ochsen mit dergleichen Rüben fett gemacht werden, und daß diese, nebst den Kartoffeln, des Winters über allda die Hauptnahrung des gemeinen Mannes ausmachen? Ich denke doch, daß es wirthschaftlicher ist, wenn der Bauer die Hälfte seines Heues ersparen kan, als wenn er sein Vieh einige Tage länger auf die Stoppeln treibt, wovon es oft so hungerig wieder nach Hause komt, als es beim Austreiben war. Und zwei Ernten in einem Jahr, sind ja doch besser als eine! Gesetzt, der Bauer hat auch etwas Arbeit damit, so ist diese doch so wenig, daß solche gegen die Vortheile wie nichts zu rechnen ist. Die Stoppeln muß er ja doch ohnehin einmal unterpflügen, es geschehe dieses nun etwas früher oder später, und das Säen ist eine Arbeit von einer Stunde. Das Jäten und Ausziehen thun in der Schweitz die Leute, die sich hier im Herbst in Schatten setzen, und zum Zeitvertreib ein wenig spinnen, oder auf der Straße herum laufen, ich meine seine Frau und Kinder! Und das Einfahren fällt in eine Zeit, wo der Bauer ohnehin nicht viel mehr zu thun hat. Den Saamen ziehet er selbst, so gut als der beste Saamenhändler, und hat also nicht nöthig einen Pfennig dafür auszugeben. —

Zwischen **Rheine** und **Ohne** waren Pilularia globulifera, Pinguicula vulgaris, Schœnus fuscus, Gentiana Pnevmonanthe, und zu meiner Verwunderung, Samolus valerandi, den ich sonst bloß in der Nachbarschaft der See oder bei Salzquellen gefunden habe. Doch meine Verwunderung dauerte nicht lange, denn ich sahe bald darauf zur Rechten von Rheine ein Gradierhaus.

Ohne, ein Dorf, das zur Grafschaft **Bentheim** gehört, liegt an der **Vechte**, die aber hier noch klein ist.

Die

Die Einwohner sollen sich viel mit der Handlung abgeben. Daß heute, ungeachtet es Sonntag war, hier Nachmarkt gehalten wurde, wird wohl Niemand interessiren.

Am Wege zwischen hier und Bentheim fand sich in den Gräben Alisma natans, Ranunculoides, Littorella lacustris, Scirpus fluitans, Sparganium natans, Sison inundatum, Lythrum Salicaria; und auf den nassen Plätzen: Parnassia palustris, Menyanthes trifoliata und Myrica Gale.

Da ich heute nicht weiter als nach Bentheim wolte, die Sonne aber noch ziemlich hoch war, so ging ich auf den vor mir liegenden Bentheimer Berg, wo bekantlich viel Sandstein gebrochen wird, mit dem die Leute nach Holland, und andere Orte, einen starken Handel treiben, und der also unter die Nahrungsartikel des Landes gehört. Da dieses alles aber schon genugsam bekant ist, so will ich mich nicht dabei aufhalten, sondern bloß die Pflanzen anzeigen, welche ich hier gefunden habe.

Auf dem Rücken, und an den Seiten des Berges die als Schafweide genutzt werden, wuchs: Erica vulgaris, Tetralix, Lycopodium clavatum, inundatum, Asplenium Spicant, Polypodium Thelypteris, cristatum, Juniperus communis, Empetrum nigrum, Schœnus albus, Spartium scoparium, Teucrium Scorodonia, Bryum Hypnoides: lanuginosum, Nardus stricta, Lichen rangiferinus, subulatus, Genista anglica, Sedum acre.

Auf den Steinen war: Lichen corallinus, Sepincola Nostr. 10), caperatus, pertusus, pustulatus, polyphyllus. Auf

10) *Diff.* Lichen foliaceus, adscendens, laciniatus, subcrenulatus, glaber, superne castaneus, inferne lacunosus, radicans; scutellis subterminalibus, planis, adnatis, castaneis: margine obsoleto, rugoso crenulato.

Ich solte zwar billig Bedenken tragen, hier wieder mit einer Differentia specifica zu erscheinen, die nicht nach Linneeischem Maas geschnitten ist, besonders da erst neulich der Adjutor in edendo Systemate vegetabilium in einer academischen Schedula darüber sein Mißvergnügen bezeuget hat. Da ich aber nichts ohne Gründe thue, und also auch immer meine Ursachen habe, wenn ich von den Gesetzen meines Lehrers abgehe, wenn solche auch schon nicht allemal ein jeder sogleich einsehen kan, so ist es wohl nicht werth um eines sauren Gesichtes, oder neidischen Blickes willen, sich zu fürchten und auf seinem Wege wieder umzukehren. Wer wie andere Affen, alles was Linnee schrieb, und oft bei mehrerer Einsicht selbst übertreten hat, als Gottes Wort ansehen und blindlings nachbeten will, der thue es, ich habe nichts dawieder, sondern wünsche ihm Glück dazu. Mache ich Nomina generica, so frage ich nicht ob solche aus zwölf oder dreizehen Buchstaben bestehen. Gebe ich eine Differentiam specificam, so mache ich sie so, daß man die Pflanze daraus erkennen und solche dadurch von allen übrigen mir bekanten unterscheiden kan, und komt es mir auf ein Paar Worte mehr oder weniger nicht an. Verfertige ich ein Systema Plantarum artificiale, so mache ich so viel Klassen, als meine Eintheilung erfordert, und wenn es nicht just vier und zwanzig bleiben, so nehme ich deswegen doch keine Ordines naturales

Auf den Stämmen des Wachholders: Jungermannia tamariscifolia.

In den Aeckern, welche auf diesem Berge sind, fand sich: Anthemis arvensis, Chrysanthemum segetum, Stachys annua, Raphanus Raphanistrum, Panicum sanguinale, glaucum, Crus galli, Spergula arvensis, Sagina procumbens, Riccia glauca, Hypericum humifusum, Rumex Acetosella, Scirpus setaceus, Mentha arvensis.

Auf den Rändern der Aecker: Sedum Telephium, Jasione montana, Genista tinctoria, Hieracium umbellatum, Scabiosa arvensis, Succisa.

An den Mauern um diese Aecker wuchs: Polypodium vulgare, Phegopteris, Lichen pustulatus.

Dichte vor **Bentheim** an der Straße fand sich: Ilex Aquifolium, Rubus fruticosus, Gnaphalium luteoalbum.

An dem Schlosse zu **Bentheim** wuchs: Asplenium Ruta muraria, Parietaria officinalis, Ribes alpinum, und Hedera Helix.

Der Abend kam heran, und befahl mir mein Nachtquartier zu suchen, welches ich denn auch, und zwar sehr gut, gleich unter dem Schlosse gefunden habe.

Schon in Hannover hatte ich Lust, um meine Kenntniß zu erweitern, von **Bentheim** aus eine kleine Tour in das **Holländische** zu machen. Ich besprach mich auch deswegen mit einigen meiner Vertrautesten allda, davon denn der eine mir solches an, der andere aber wieder abrieth, so wie es denn gewöhnlich geschiehet. Ich war also noch ungewiß, was ich thun wolte. Zum Glück traf ich hier in meinem Quartier einen braven Mann an, dessen Voreltern von Zürich gebürtig waren, und der also mein halber Landsmann war. Dieser freundschaftliche Mann unterhielt sich mit mir, und wir sprachen endlich auch von Holland. Ich sagte ihm, daß ich wohl Lust hätte, eine Tour in dieses Land zu machen, und daß ich wünschte, hier gewisse Nachricht zu bekommen, ob bei diesen Kriegszeiten allda wohl Gefahr für Reisende wäre, oder ob man deswegen ungehindert passiren könne. Welches letztere er mir denn sogleich mit ja beantwortete, und alle mir in Hannover von Seelenverkäufern, u. s. w. vorgeschnackte Gefährlichkeiten verlachte. Bei so bewandten Sachen resolvirte ich mich sogleich, des Morgens früh meine Reise dahin anzutreten. Ich bat meinen Freund zugleich noch um einige Nachrichten, die beste Tour, das dortige Geld, Quartiere, u. s. w. betreffend, welche er mir denn auch mit dem größten Vergnügen ertheilte, wofür ich demselben noch heute verbunden bin.

Die Fortsetzung folgt künftig.

les zu Hülfe um die Zahl voll zu bekommen. Schreibe ich einst Fundamenta Botanica, so theile ich sie nicht in 12 Monate und 365 Tage, sondern wie es mich gut dünkt, und mir am natürlichsten und ungezwungensten vorkomt. Kurz ich denke auch hier wie oben bei der Meßkapelle: Nos Naturam sequamur &c. und wie Baco: Non fingendum aut excogitandum, sed inveniendum quid Natura faciat aut ferat. —

Hannoverisches Magazin.

14tes Stück.

Montag, den 17ten Februar 1783.

Meine Reise nach der Grafschaft Bentheim, und von da nach Holland, nebst der Retour nach Herrenhausen.

(Fortsetzung.)

September 16.

Morgens früh schrieb ich noch einen Brief nach Hannover, und berichtete denjenigen, welche am mehrsten um meine Zurückkunft besorgt waren, daß gestern in Bentheim die Holländischen Reisegefahren zu Wind geworden seyn, und daß ich diesen Morgen meine Reise dahin antreten, in einigen Wochen aber wieder in Hannover seyn würde. Ich erinnerte sie zugleich an mein Reisesymbolum: Si Deus nobiscum, quis contra nos? und an Gellerts

> Befürchte nichts für dessen Leben,
> Der kühne Thaten unternimt.
> Wen die Natur zu der Gefahr bestimt,
> Dem hat sie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Ueber dieses versprach ich ihnen, von Holland aus noch einmal zu schreiben, bat mir indessen ihr gütiges Andenken aus, und schloß meinen Brief mit der bekanten Stelle des Mylius:

> Liebt mich, wie die, die ihr umarmend küßt!
> Entfernt werd ich nicht euren Umgang meiden:
> Was rührt wohl mehr als was im Herzen ist?
> Wenn mich das Glück wird wieder zu euch bringen,
> Laßt uns vereint der Allmacht Lob besingen.

Ich genoß hierauf mein Frühstück, bezahlte meinem braven Wirth, sagte ihm Adjeu, trug meinen Brief nach der Post, fragte den Postmeister um den Weg nach Utrecht, — und trat, troz allen Seelenverkäufern und allem Krieg, meine Reise dahin an.

Der erste Ort, den ich heute passirte, hieß Gildehaus, und ist ein noch zur Grafschaft Bentheim gehöriges Kirchdorf, das wegen seines schönen Steinbruches bekant ist. Hier wuchs viel Ilex Aquifolium.

Von hier kam ich auf Poppen, das bereits zur Provinz Overyssel gehört, und war also nun schon auf holländischem Grund.

Zwischen Poppen und Hengelo war Erica vulgaris, Tetralix, Schoe-

nus albus, fuscus, Illecebrum verticillatum, Corrigiola littoralis, Aira præcox, Linum Radiola, Littorella lacustris, Lycopodium inundatum, Genista anglica, pilosa, Rubus fruticosus, Alisma natans, Ornithopus perpusillus, Holcus lanatus, Juncus Tenageia, Salix aurita, Pinguicula vulgaris, Gentiana Pnevmonanthe und filiformis.

Bei Hengelo fand sich: Riccia crystallina, Salix triandra, Helix, Selinum palustre, Rumex Nemolapathum 11); Pinguicula vulgaris, Arenaria trinervia, Parnassia palustris, Polygonum dumetorum, und Ophrys spiralis, die denn eben blühete und mich mit ihrem angenehmen Geruch erfreuete.

Bei Delden, einer kleinen Stadt, wuchs: Juncus Tenageia, Isnardia palustris, Alisma natans.

Zwischen

11) *Syn.* Lapathum acutum, minimum. Lob. icon. p. 284. Bauh. hist. v. 2. p. 985. Hall. enum. p. 171.
Cleyne Patich med spitsche bladeren. Lob. beschr. v. I. p. 349.
Klein Grindwurtz. Tab. Kræut. ed. 1687. p. 824.
Lapathum mininum. Tab. icon. p. 437. Bauh. pin. p. 115. Moris. hist. v. 2. p. 579. Rupp. jen. ed. I. p. 52. Dill. app. p. 23. Mapp. alsat. p. 163.
Rumex floribus hermaphroditis, ad alas foliorum conglomeratis; foliis lanceolatis, integerrimis. Boehm. lips. n. 576.
Lapathum foliis acutis, verticillatum. Hall. goett. p. 17. Zinn. goett. p. 40.
Lapathum petiolis latescentibus; foliis longe lanceolatis; floribus verticillatis, verrucosis. Hall. hist. n. 1590.
Rumex conglomeratus. Murray. prodr. p. 52. Leers. flor. n. 275. Reich. flor. n. 977.
Rumex glomeratus. Schreb. spicil. consp.
Lapathum Hydrolapathum. Scop. carn. ed. 2. n. 442.
Rumex palustris. Weigel. suppl. n. 866.
Rumex crispus β. Pollich. hist. n. 356.
Rumex paludosus. Huds. angl. ed. 2. p. 154.?
Rumex dubius. Retz. prodr. p. 64.
Rumex Hydrolapathum. Kerst. Wigg. prim. p. 29.
Rumex Nemolapathum. Linn. suppl. p. 212.
Rumex acutus β. Gort. sept. n. 323.

D. A. Bauh. hist. l. c.
Hall. enum. l. c.
Hall. hist. l. c.
Leers. flor. l. c.
Pollich. hist. l. c.

Fig. Lob. icon. v. I. p. 284. Lob. beschr. v. I. p. 349.
Tab. icon. p. 437. Tab. kræut. ed. 1687. p. 824.
Bauh. hist. v. 2. p. 985. f. 2.

Zwischen Delden und Goor schwam in den Wassergräben Scirpus fluitans.

In Goor, welches ebenfalls eine kleine Stadt ist, war ich über Nacht.

September 17.

Hätte mir die vergangene Nacht geträumet, daß Zütphen der Wohnort zweier großer Naturforscher, nemlich des Herrn Archiater de Gorter 12), und des Herrn Prediger Martinets sey 13), so würde ich nun, ohne mich lange zu besinnen, meinen Weg dahin genommen, und diesen gelehrten Männern meine Aufwartung gemacht haben, vornemlich, da es mir beinahe nichts um gewesen wäre. Allein, solches war mir diesen Morgen noch unbekant, und zu meinem Verdruß hörte ich es erst in Leiden und Harderwyk. Ich nahm also von hier aus den gewöhnlichen Weg über Deventer. Botanisten, die nach mir diese Reise machen, werden demnach auf Zütphen gehen, und Deventer zur Rechten liegen lassen, wenn sie nicht etwan beide Orte zugleich besehen wollen, da sie denn zuerst nach Deventer, und von da nach Zütphen gehen können.

Zwischen Goor und Markelo fand ich viel Spartium scoparium.

Von Markelo kam ich an einen kleinen Fluß, der die Schipbeek heißt, dem ich eine geraume Zeit folgte, bis mich endlich eine darüber gelegte Brücke wieder in den Fahrweg brachte. In diesem Flusse war Potamogeton compressum, und an dessen Ufer Prunus Padus.

Bei Elmerink, einem schönen Landgute, stand Polytrichum urnigerum und Serapias latifolia.

Zwischen hier und Deventer wuchs viel

12) Dieser David de Gorter ist ein Sohn des berühmten Johannis de Gorter, und war ehedem Professor der Medicin und Botanik zu Harderwyk, von da er im Jahre 1754 als Kaiserlicher Leibarzt nach Rußland ging, seit 1764 aber nun wieder in seinem Vaterlande wohnt. Wir haben ihm verschiedene schöne Schriften zu verdanken, davon ich die mir bekant gewordenen hier anzeigen will.
Flora Gelro-Zutphanica. Harderov. 1745. 8vo.
Elementa botanica Linnæi accomodata Harderov. 1749. 8vo
Appendix ad Floram Gelro-Zutphanicam. Harderov. 1757. 8vo.
Flora Ingrica Petropol. 1761. 8vo.
Flora Belgica, cum duobus Supplementis. Ultraj. 1767. 68. 71. 8vo.
Flora Septem Provinciarum Belgii foederati indigena. Harlem. 1781. 8vo.

13) Von diesem geschickten Theologen haben wir ein Paar artige Werke zur Naturgeschichte erhalten, welche von seiner Einsicht und Fleiß zeugen, und ihm Ehre machen, nemlich:
Catechismus der Natuur. Amsterd. 1778-82. 8vo. 4 Deelen.
Kleine Catechismus der Natuur voor Kindere. Amst. 1779. 8vo.
Davon das erste bereits ins Deutsche übersetzt ist, und vielen Beifall gefunden hat.

viel Euphorbia Caiogala Nostr. 14), und Eryngium campestre, und dichte vor dem letztern Ort Chenopodium glaucum.

Nun kam ich nach **Deventer**, welches eine artige Stadt ist, die an der Yssel liegt, worüber dichte vor dem Thor eine Brücke gebauet ist.

An den hiesigen Stadtmauern war viel Antirrhinum Cymbalaria, Parietaria officinalis, und Brassica Erucastrum.

Ich paßirte über die Yssel Brücke, und fand in einiger Entfernung von der Stadt am Wege wieder viel Eryngium campestre, und weiter hin die gewöhnlichen Heidepflanzen.

In **Appeldoorn** nahm ich Nachtquartier.

Sep:

14) *Diff.* Euphorbia radice perenni; caule herbaceo; foliis alternis, lineari-lanceolatis, acutis, mucronatis, trinerviis; umbella multifida; involucri foliolis lato-lanceolatis; umbellulis dichotomis; involucellis diphyllis: foliolis lato-cordiformibus; petalis integris; fructu glabro.

Descr. Radix perennis.
Caules herbacei, erecti, cubitales.
Rami florigeri, dichotomi.
Folia alterna, subimbricata, lineari-lancolata, acuta, mucronata, sessilia, integerrima, trinervia, glabra, glauco-viridia.
Umbella universalis multifida.
Involucrum universale polyphyllum, reflexum.
Foliola lato-lanceolata, mucronatula.
Umbellæ partiales dichotomæ.
Involucra partialia diphylla.
Foliola lato-cordiformia, mucronatula.
Petala integra, fulva.
Fructus glaber: stylis eminentibus.

Syn. Wolffsmilch mit schmalen mandelblættern. Tab. kræut. ed. 1687. p. 988.
Tithymalus amygdaloides angustifolius. Tab. icon. p. 591.
Tithymalus marino similis. Bauh. phyt. p. 574.
Tithymalus linariæ folio. Bauh. bas. p. 84.
Tithymalo maritimo affinis, linariæ folio. Bauh. pin. p. 291.
Tithymalus foliis glaucis, linearibus, spinula terminatis; radiis umbellæ plurimis, reflexis; petalis obtusis. Hall. enum. p. 192.
Tithymalus foliis linearibus, spinula terminatis; radiis umbellæ plurimis, reflexis. Hall. gœtt. p. 35.
Paralio Tithymalo cognata. Gesn. op. v. I. p. 122.
Tithymalus foliis linearibus, aristatis, imbricatis; stipulis umbellaribus ovato-lanceolatis, floralibus cordatis. Hall. hist. n. 1055.
Euphorbia Paralias. Scop. carn. ed. 2. n. 581. ?
Euphorbia Esula. Pollich. hist. n. 460. ?

D. A. Hall. enum. l. c.
Hall. gœtt. l. c.
Hall. hist. l. c.

Fig. Tab. icon. p. 591. Tab. kræut. ed. 1687. p. 988.
Gesn. op. v. I. t. lign. 17. f. 152.

September 18.

Etwas zur Rechten nahe bei **Appeldoorn**, liegt das Lustschloß **Loo**, welches dem Prinz Stadthalter gehört, und wo er sich in Friedenszeiten des Sommers gewöhnlich aufzuhalten pflegt, nun aber schon ein Paar Jahre nicht hier gewesen ist. Da es mir nicht weit aus dem Wege war, so ging ich dahin, um solches zu besehen. Es befinden sich hier schöne Gärten, und angenehme Lustwälder, nebst vielen Linden- und Eichenalleen, die alle recht, so wie sie seyn sollen, nemlich ohne die geringste Verkünstlung und Zwang, natürlich und sich frei gelassen sind. An den Bäumen dieser Alleen wuchs Lichen cinereo-fuscus Web. orbicularis Neck. und hispidus Schreb., die hier vermuthlich nicht so wie an andern Orten als schädliche Schmarotzerpflanzen, sondern als Schönheiten und Gutthaten der Natur angesehen werden, wenigstens sahe ich Niemand der mit Herabkratzung derselben sich die Zeit verderbte. Neben den Alleen waren große Heiden, worauf beinahe nichts als Erica vulgaris wuchs. In den Büschen war hin und wieder Vaccinium Myrtillus und Vitis idæa.

Nach dem ich hier dasjenige gesehen hatte, welches für mich am merkwürdigsten war, so schlug ich mich wieder links. Eine lange Allee von Eichen führte mich in ein schönes Gehölze, das ein Lust- und Nutzwald zugleich war, und also das Angenehme und Nützliche vereinigte. In diesem fanden sich schöne Cryptogamisten, davon ich hier einige bemerken will. Vielleicht wird dadurch ein etwa hier vorbeireisender Pflanzenfreund angereizt, sich in dieser schönen Gegend einst etwas länger aufzuhalten, und solche besser zu untersuchen. Die von mir angezeichneten sind: Jungermannia complanata, dilatata, tamariscifolia, Hypnum delicatulum, proliferum, purum, Bryum glaucum, Mnium Polytrichoides: rotundifructum und longifructum, Lichen tartareus, olivaceus, caperatus, Lycoperdon truncatum, Hypnum triquetrum, loreum, viviparum Neck. curtipendulum, Lichen carpineus, fagineus, Agaricus quercinus.

Wenn man diesen schönen Wald durchgegangen hat, so komt man in den Flugsand, und so dann wieder in die Heide, die aber beide nichts seltenes für mich hatten, so daß ich hier nichts antraf, als was ich nun zwei Jahre fast täglich in den Fürstenthümern **Lüneburg** und **Verden**, und in den Herzogthümern **Bremen** und **Lauenburg** gesehen habe.

Nach **Vorthuisen** zu fand ich meinen Lichenem Papillariam, eine Pflanze, die ich bei unsern heutigen Botanisten ganz vermisse, ungeachtet solche in Schweden und Deutschland allgemein ist 15).

Zwischen **Vorthuisen** und **Ufelot**

15) *Diff.* Lichen fruticulosus, fistulosus, aphyllus; albidus, ramis paucissimis, obtusis, brevissimis; tuberculis terminalibus, carneis.

Syn.

wuchs Serapias longifolia, Inula dysenterica, und besonders sehr viel Asplenium Spicant.

Von Ufelot kam ich nach Amersfoort, einer Stadt die im Stifte Utrecht liegt. Hier wird viel Taback (Nicotiana Tabacum) gebauet, der von einer ungemeinen Größe war, so daß ich mich nicht erinnere solchen irgendwo so schön gesehen zu haben. Die Leute waren eben mit dem Abblatten, Einführen und Aufhängen desselben beschäftiget, und es war eine Lust diesem fleißigen und ordentlichen Volke zuzusehen.

Das ganze Haus greift an, und schämt sich leer zu stehen,
Kein Sklavenhandwerk ist so schwer, als müßiggehen.

Die Aecker waren der Länge nach in lauter schmale Beete abgetheilet, welche wohl einen Fuß und mehr hoch seyn mogten. Der Taback war in zwei Reihen darauf gepflanzt. Die Blätter wurden in dem Trockhause aufrecht hingesezt, und sodann des folgenden Tages aufgehängt. Wenn solche den gehörigen Grad der Trokkenheit haben, werden sie, nebst den kleinen Stöcken woran sie hängen, auf Haufen gelegt, und noch eine gewisse Zeit in diesem Zustande gelassen, sodann aber von den Stöcken herunter genommen, eingepackt und nach Frankreich gesandt, wo sie zu Schnupftaback verarbeitet werden.

Jenseit der Stadt war eine ziemliche Anhöhe, auf welcher eine prächtige Aussicht war.

Am Wege nach Utrecht wuchs Spartium scoparium, und Genista pilosa, und an den Bäumen war wieder Lichen orbicularis Neck., hispidus Schreb. und Acetabulum Neck.

Zur Linken war noch eine große Heide, so wie ich denn nun einige Tage nicht viel anderes als solche Wüsteneien paßirt bin. Mir komts besonders vor, daß in einem Lande, wo das Holz so rar und theuer ist, man sich nicht mehr auf die Anzucht eines so nothwendigen und unentbehrlichen Artikels leget, und diese unfruchtbaren Heiden nicht in nützliche Wälder zu verwandeln suchet. Man bedenke einmal, wenn die Hälfte, oder auch nur der vierte Theil dieser Heidegegenden mit Eichen oder Fuhren, und wo es naß ist, mit Weiden und Ellern bepflanzet würde, die alle hier recht gut fortkommen könten, man denke, sage ich, welch ein Profit würde dieses für Holland seyn. Viele werden mir zwar vorwerfen, daß diese Pläze fast aus bloßem Sande bestehen, und solche Anpflanzungen nicht einmal die Unkosten ersezen, und noch viel weniger einen Profit geben würden. Ich versichere aber das Gegentheil, und sage, so gut es in dem Fürstenthum Lüneburg, wo eben dasselbe Erdreich wie hier

Syn. Coralloides minimum, fragile, madreporæ instar nascens. Dill. hist. p. 107.
D. A. Dill hist. l. c.
Fig. Dill. hist. t. 16. f. 28.

hier ist, angehet, so gut würde es auch in Holland angehen. Wenn nur einmal

Die Neigung, die uns lehrt an aller Wohlfahrt baun,
Nicht bloß auf unsre Zeit und auf uns selber schaun,
Mit eigenem Verlust der Nachwelt Glück erwerben,
Und für das Vaterland aus eigner Willkühr sterben.

Wenn diese Neigung nur einmal wieder etwas allgemeiner unter uns würde, und nicht jeder, wie leider! heut zu Tage meistens geschiehet, bloß für sich selbst sorgte! —

Die Nacht überfiel mich; ich mußte also in einem Dorfe, so dichte vor **Utrecht** liegt, und der **Belt** heißt, übernachten.

September 19.

Des Morgens früh kam ich in **Utrecht** an. Ich nahm mein Logis in den drei durstigen Herzen, wo ich gut bewirthet wurde, und es deswegen hier anführe, damit, wenn ein anderer Botanophilus einmal diesen Weg paßiret, er nicht nöthig habe, sich lange nach einem guten Quartier zu erkundigen. Alles übrige, was ich in **Utrecht** gesehen, und nicht zur Botanik gehört, will ich, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, übergehen. Wer hievon Nachricht verlangt, wird solche, und zwar besser als ich sie geben könte, bei Büsching und den Reisebeschreibern finden.

Meine erste Beschäftigung allhier war eine Herbation auf dem Walle, denn zum Leute besuchen war es noch ein wenig zu früh. An der äußern Seite desselben, welches eine hohe Mauer ist, deren Fuß gemeiniglich im Wasser stehet, waren eben die Pflanzen, die ich in **Deventer** an der Stadtmauer gefunden habe, nur mit dem Unterschied, daß solche hier häufiger und größer waren.

Nach Endigung meines Morgenspaziergangs, ging ich nach den Universitätsgebäuden, und besahe die Anschläge der hiesigen Herrn Professoren. Beim Weggehen hätte mich der heutige starke und allgemeine Sturm ein Paar mal bald auf die Straße hingeschmissen. Einen solchen gewaltigen und fürchterlichen Sturm, wie dieser war, habe ich noch nicht erlebt.

Die vielen herunterfallenden Ziegel und Schornsteine, nebst denen auf öffentlichen Plätzen vom Wind umgeschmissenen Linden und Ulmen, nöthigten mich die Straßen zu verlassen. Ich begab mich also nach dem botanischen Garten (Kruidtuin), welcher hinter dem anatomischen Theater, oder der hier sogenannten Schneidekammer, liegt. Er ist eben nicht sehr groß, aber regulair, und enthält eine Menge der schönsten und raresten Pflanzen, die man an vielen andern Orten vergeblich suchen kan. So war z. B. hier ein Campherbaum, (Laurus Camphora), der weit über Armsdick war, und außer dem Münchhausischen in Schwöbber der größte ist, den ich noch gesehen habe. Ferner eine Ginkgo biloba, die im Freien stand, und wohl einige Klafter hoch war. Ein Mespilus

lus Phænopyrum, ein Aralia spinosa, und viele andre dergleichen Bäume, von nicht gemeiner Größe. Pyrus Botryapium und Arbutifolia fanden sich auch hier, und zwar mit ihren rechten Namen, welches für mich etwas neues war, denn seit dem ich von dem Upsalischen Garten abgereist bin, habe ich diese noch nicht anders als falsch getauft angetroffen. Aber genug von einzelnen Pflanzen, denn wolte ich alles Schöne und Seltene dieses Gartens anzeigen, so würde dieses allein ein Buch werden. Wer mehreres von diesem fürtreflichen Garten zu wissen verlangt, den verweise ich auf des ehemaligen hiesigen Professors **E. J. von Wachendorf** Horti Ultrajectini indicem. Ultraj. 1747. 8., worin zwar nicht alles zu finden, was dermalen in diesem Garten stehet, denn seit der Ausgabe jenes Verzeichnisses sind viele Pflanzen hinzu gekommen. Der Garten ist noch nach diesem Wachendorfischen System bepflanzt, soll aber mit ehestem nach Linnees rangirt werden. Die Bäume sind bereits aus der Ordnung heraus genommen, und stehen nun zur Rechten alleine, wo sie für sich ein eigenes Regiment ausmachen. Der dermalige Professor der Botanik allhier heißt Nahuys, und ist einer von unsern ersten und besten Botanisten. Ich hoffe, daß wir einst schöne Sachen von ihm zu sehen bekommen werden, wenigstens wünsche ich es sehr, denn von einem solchen Manne kan man nichts schlechtes erwarten. Der Hortulanus ist ein höflicher, geschickter, fleissiger und dabei lehrbegieriger Mann, und hat also alle Eigenschaften die man von einem botanischen Gärtner fordern kan.

Nach genossenem Mittagsbrodt machte ich eine kleine Tour nach den vor der Stadt gelegenen schönen Alleen, die Maliebaan genant, welche fürtrefliche Spatziergänge es denn auch mit Recht verdienen, daß ein jeder hier durchreisender Fremder solche besuchet, wenigstens gereuet mich die Stunde nicht, die ich zu deren Besehung angewandt habe.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Errata. Im 3ten Stück des Magazins Seite 43. Zeile 22. statt fruchtlose, lies anfeuchtende. S. 45. unten, Anmerkung b. statt §. 32. lies 132. S. 47. Z. 1. statt schlecht, lies *rigide*, und auf eben dieser Seite Zeile 14. statt seyn, lies seye.

Hannoverisches Magazin.

15tes Stück.

Freitag, den 21ten Februar 1783.

Meine Reise nach der Grafschaft Bentheim, und von da nach Holland, nebst der Retour nach Herrenhausen.

(Fortsetzung.)

Von den Alleen bei Utrecht ging ich nach Herrn Brakel, einem Handelsgärtner auf der Tulpenburg, die gleich vor der Kermis-Waterpoortje liegt. Ich wurde von ihm sehr höflich empfangen, und er gab sich alle mögliche Mühe mir seine Pflanzen zu zeigen. Ueber dieses bekam ich viel Schönes von ihm zum Einlegen, so daß mein Herbarium der Gütigkeit dieses Mannes einen artigen Zuwächs zu verdanken hat. Herr Brakel ist unermüdet, seinem Garten die fehlenden Pflanzen zu verschaffen, und dieser prangt deswegen auch mit den seltensten Sachen. Als ich da war, so blühete bei ihm eben eine Agave americana. Sie war gegen 22 Fuß hoch, und hatte viele tausend Blumen. In dem Gewächshause stand ein besonderer Baum, den ich vorher noch nicht gesehen habe. Er hieß solchen Rhus liniæfolium, und sagte, daß er aus Saamen, welchen Herr Professor Thunberg vom Vorgebürge der guten Hofnung gesandt habe, gezogen sey. Dem äußerlichen Ansehen nach gehört er zu einer ganz andern Gattung. Neben diesem sogenannten Rhus, waren noch ein Paar andere unbekante Bäumchen, die Herr Brakel aus japanischem Saamen gezogen hat, und ebenfalls noch unbekant sind. Vermuthlich werden wir von diesen, und andern dergleichen Pflanzen, bald in Freund Thunbergs Flora japonica und capensi Erläuterung und Aufklärung bekommen. — In Töpfen hatte Herr Brakel eine Menge der schönsten Pflanzen, und fürnemlich viele Aloæ, Amaryllides, Cacaliæ, Cacti, Cisti, Cotyledones, Crassulæ, Euphorbiæ, Fici, Gerania, Hermanniæ, Hibisci, Lauri, Mesembryanthema, Mimosæ, Passifloræ, Rhamni, Rhoa, Royenæ, Salviæ, Smilaces, Solana, Teucria, Yuccæ, u. d. gl., so daß man so leicht bei keinem Handelsgärtner eine so große Anzahl von solchen Gewächsen finden wird. Im Freien (sub dio) stand mein Rhus

Cacodendron, welches viele Klafter hoch, und beinahe einen halben Fuß dick war. In der Entfernung sahe es wie eine Iuglans nigra aus, und hatte auch einen solchen Stamm. Ich habe es vorher noch nicht so groß gesehen 16). Nicht weit von diesem war eine besondere Art von Pruno, die Herr **Brakel** Prunum americanam nante, und aus amerikanischen Saamen gezogen seyn soll. Herr **Brakel** sagte mir, daß solche flores racemosos habe, und ist dieses, so mögte sie wohl eine neue Species seyn. Eine Birke mit sehr großen Blättern, welche gleichfalls aus amerikanischen Saamen aufgegangen ist, sahe mir auch ganz besonders aus. Pyrus sempervirens (Malus sempervirens virginiana Brack.) und Pyrus alaternifolia (Pyrus americana, Alaterni folio, exeleganter variegato, argenteo Brack.) waren ebenfalls hier, und scheinen Gründe zu haben, die Arten von Linnees Pyro zu vermehren, oder doch wenigstens bei den schon angenommenen als Subspecies angeführt zu werden. Doch ich werde zu weitläuftig. Wer den ganzen Vorrath von Brakels Pflanzen kennen will, den ersuche ich dessen Verzeichnisse zu lesen.

Die Nacht trieb mich nach meinem Quartier, wo ich denn vor dem Essen noch meine Pflanzen einlegte, und mich über die heute gemachten Beuten freuete.

September 20.

Des Morgens früh um sieben Uhr ging ich auf die Treckschuyt und fuhr nach **Leiden**. Ich kan von dieser Fahrt eben nichts besonders sagen, als daß ich darauf einige schöne Oerter zu sehen bekam, davon ich bloß das Städtchen **Woerden**, und die Dörfer **Boodegraven**, **Zwammerdam** und **Alphen** nennen will. Da der Ruf dieser Schuyt vermiethet war, so mußte ich mit meinen Reisegefährten, davon die eine Hälfte aus Kaufleuten, Pastoren, Wirthen, Soldaten, Bauern, u. s. w., die andere aber aus Mesdames, Frauen, Mesdemoiselles, Jungfern, Mädchen, und dergleichen bestand, mit dem Raum vorlieb nehmen. Unsere ganze Gesellschaft waren, zwei Franzosen und mich ausgenommen, lauter Holländer, davon denn die Mannspersonen, wie leicht zu erachten, sich mit Tabacksrauchen und Orlogssachen beschäftigten, die Frauenzimmer aber mit ihren Feuerkiken die Füsse wärmten, und mit den gewöhnlichen Schnatterdiscursen sich die Zeit vertrieben. Die Franzosen ließen sich unterdessen ein Gläschen Wein schmecken, und ich vergnügte mich während unserer Reise mit lesen.

Nachmittags um vier Uhr kamen wir in **Leiden** an. Ich freuete mich, daß ich endlich von der mich den ganzen Tag vexirten holländischen Tabacksrauch- und Kohlendamfsatmosphäre erlöset wurde, und der seit heute Morgen gedauerte Orlogs- und Schnatterdiscurs

16) *Diff.* Rhus foliis pinnatis, multijugis, glabris: foliolis ovato-lanceolatis, acuminatis, brevissime petiolatis, basi dentatis, ceterum integerrimis.

discurs nun sein Ende erreicht hatte. Die ganze Reise, welche neun holländische Stunden gerechnet wird, kostete etwas über einen holländischen Gulden, welches, in Betrachtung der commoden Fahrt, eine Kleinigkeit ist. Ich werde aber dem ungeachtet mich nicht wieder auf diese Treckschuyten setzen, es müßte denn des Nachts geschehen, oder schlechtes Wetter seyn, oder ich müßte etwa einmal in Zukunft den Geschmack für Pflanzen und Gärten verlieren, wofür ich aber noch nicht Ursache habe bange zu seyn.

So bald ich in meinem Logis, das gleich bei der Utrechter Schuyt war, mich ein wenig erquickt hatte, ging ich nach dem **Marendyk**, und besahe allda den Garten der Witwe **Valkenburg** und Sohn, der ehedem dem Herrn **van Hazen**, **Valkenburg** und **Compagnie** gehörte, und nicht nur in Holland, sondern auch außerhalb, als einer der besten bekant ist. Herr **van Hazen**, ein zwar schon etwas alter, aber dennoch robuster, braver und geschickter Mann, der ungeachtet seiner Jahre noch täglich zwei mal nach diesem Garten komt und sich an dessen Schönheiten vergnüget, war eben zugegen, und bewillkommte mich auf das freundlichste. — Ich fragte zuerst nach amerikanischen Bäumen und Sträuchern. Herr **Valkenburg**, der nun diese Sachen besorgt, und ein Mann von dem besten Herzen ist, hatte deswegen die Gütigkeit mich nach einem andern Garten zu führen, der ebenfalls ihm und seiner Mutter gehört, und bloß mit ausländischen Bäumen und Stauden, die im Freien wachsen können, bepflanzt ist. Man kan leicht gedenken, daß ich hier eine große Anzahl von Pflanzen werde angetroffen haben, denn ein Garten, der schon vor vielen Jahren so berühmt gewesen, und seitdem alljährlich noch neue Vermehrungen erhielt, wie kan dieser wohl anders als pflanzenreich seyn? Ich hoffe nicht, daß Jemand hier ein Verzeichniß von allem dem was ich in diesem Garten gesehen habe, von mir erwarten werde, zumal da die Besitzer mit ehestem ihre Reichthümer und Seltenheiten wieder in einem neuen Catalogo anzeigen werden. Ich will also bloß einige Pflanzen, die ich vorher noch nicht gesehen habe, bemerken, wozu denn folgende gehören: Betula Alnus laciniata, einer der schönsten Bäume die ich noch gesehen habe, Evonymus longifolius, Fothergilla alnifolia, Ulmus pumila, ein allerliebster Strauch, Zanthoxylum trifoliatum, Corylus Colurna, Laurus Sassafras, verschiedene Andromedæ, Ericæ, Rosæ, Salices, u. a. m. Herr **Valkenburg** hatte die Gütigkeit, von allem, was ich nicht schon in meinem Herbario hatte, mir etwas abzuschneiden, wodurch denn meine Sammlung heute wieder einen ziemlichen Zuwachs erhielt, wofür ich diesem gefälligen Manne unendlich verbunden bin.

September 21.

Des Morgens ging ich nach dem hiesigen botanischen Garten. Da der Gärtner nicht zu Hause war, so wurde ich von seiner Frau herumgeführt, wel-

che durch das öftere Vorzeigen ihres Mannes eine ziemliche Anzahl von Pflanzen kennen gelernt, so daß sie im Nothfall wohl einen Apotheker, oder einen Candidaten der Medicin examiniren könte.

Von hier begab ich mich wieder nach Herrn Valkenburg, und bat ihn, mir heute den Garten beim Hause zu zeigen, welcher meistens Pflanzen der wärmern Gegenden enthält. Ich traf den Herrn van Hazen auch schon wieder hier an, und beide diese Herren hatten die Gütigkeit mit mir herumzugehen, und mich ihren Pflanzenvorrath sehen zu lassen. Ich fand hier abermals eine unglaubliche Anzahl von Gewächsen, und darunter eine Menge der raresten Sachen, von welchen wir vermuthlich ebenfalls bald ein Verzeichniß zu sehen bekommen werden, wenigstens wünsche ich es sehr, und viele Liebhaber werden es mit mir wünschen. Ich erhielt hier auch wieder verschiedene Pflanzen für meine Kräutersammlung, dafür ich diesen Herren, so wie für ihre freundschaftliche Aufnahme, hiermit nochmals meinen schuldigsten Dank sage, und ihre mir erzeigte Gefälligkeiten niemals vergessen werde.

Nach dem Mittagsessen ging ich wieder nach dem botanischen Garten, und traf nun Herrn Meerburg, den Gärtner, selbst an, der mich denn nicht allein sehr höflich empfing, sondern über dieses mir noch alle mögliche Gefälligkeiten erzeigte. Er ist einer unserer besten Gärtner, und zugleich ein sehr guter Botaniste, welcher nicht allein seine unter sich habende Gartenpflanzen aufs genaueste kennt, und solche zu examiniren und zu beschreiben weiß, sondern überdem noch sehr große Verdienste bei der holländischen Flora hat. Herr de Gorter hat ihm viele Pflanzen zu verdanken, und seinen Namen deswegen in der Flora septem provinciarum zum öftern angeführt. Er giebt auch ein botanisches Werk heraus, das Abbildungen von raren Pflanzen, besonders des leidenschen Gartens, enthält. Es sind davon bereits fünf Decaden heraus, deren jede 3 holländische Gulden kostet. Die sechste Decade wird vermuthlich den Schluß machen, weil Herr Meerburg befürchtet, daß das Buch den Liebhabern sonst zu theuer werden mögte. Alle Pflanzen sind von ihm selbst gezeichnet, in Kupfer gestochen, und illuminirt. Auf jeder Platte ist außer der Pflanze noch ein rarer Schmetterling abgebildet. Der Text enthält die Namen der vorgestellten Pflanzen und Insekten, ihre specifiquen Charaktere, Geburtsörter, und zuweilen noch einige artige Bemerkungen. Die ganze Einrichtung des Buches ist ungefähr so wie die von der Flora danica. Der Titel davon ist: Afbeeldingen van zeldzaame Gewassen, door Nicolaas Meerburgh, Hortulanus van den Kruidtuin van's Lands Universiteyt te Leyden. Te Leyden, by Johannes le Mair, 1775. fol. Herr Meerburg ist über dieses auch der Verfasser zu einer andern Schrift, die zwar nur aus einigen Bogen bestehet,

aber dennoch vielen Beifall findet, und erst dieses Jahr unter folgendem Titel heraus kam: Naamlyst der Boom en Heestergewassen, dienstig tot het aanleggen van Lustboschies of zogenaamde Hermitagien, door N. Meerburgh &c. Te Leyden, by J. Meerburgh, 1782. 8. Dieser geschickte Mann hat auch ein schönes Herbarium, eine gute Papilionsamlung, und viele andere Schönheiten der Natur, nebst einer ganz artigen Bibliothek.

Aber genug von dem Gärtner. Nun etwas von dem Garten. — Er ist groß, dabei aber ziemlich regulair, und mit einer hohen Mauer umgeben. Die Pflanzen stehen nach *van Royens* System, die Bäume jedoch ausgenommen, welche sich am Ende des Gartens allein befinden. Einige von diesen leztern sind schon ziemlich bei Jahren, und haben daher eine ansehnliche Grösse, so daß man solche selten größer finden wird, wenigstens habe ich die Diospyrum Lotum, Cratægum Crus galli, Ariam helveticam et suecicam, u. m. d. gl. niemals so schön, und einige selbst in ihrem Vaterlande, nicht so gut gesehen. Auch dieses gilt von denen, welche in wärmern Ländern zu Hause gehören, z. B. von Palmen, deren Stämme wohl ein Paar Klafter hoch sind, der Royena lucida, Bacchari halimifolia, Sideroxylo Melanophleo, Myrica cordifolia, Sophora biflora, und hundert andern. Der Garten enthält eine erstaunliche Anzahl von Pflanzen, so daß ihn hierin wenige übertreffen werden. Schade! daß wir kein vollständiges Verzeichniß davon haben, denn sowohl in H. Boerhaavii Indice altero plantarum quæ in Horto academico Lugduno-Batavo aluntur. Lugduni Batav. 1720. 4. und 1727. 4. als in A. v. Royen Floræ Leidensis prodromo, exhibente plantas, quæ in Horto academico Lugdunobatavo aluntur. Leidæ 1740. 8. sucht man eine große Menge vergebens. Doch vielleicht beschenkt uns Herr Professor *van Royen* bald mit einer neuen und vermehrten Ausgabe dieses Prodromi, der sich doch ganz vergriffen hat, und in Leiden selbst, so rar als Gold ist, oder schreibt wohl die schuldig gebliebene Floram Leidensem seines Antecessors selbst, wenigstens wünsche ich, und viele mit mir, solches herzlich. Zum Angedenken dieses Gartens, erhielt ich durch die Gütigkeit des Herrn Meerburgs verschiedene schöne und seltene Pflanzen, wofür ich demselben nochmals den verbindlichsten Dank abstatte, und mein Herbarium mich und meine Freunde Zeitlebens an diesen gefälligen, freundschaftlichen und uneigennützigen Mann erinnern soll.

Des Abends machte ich noch dem Herrn Professor **Hahn** meine Aufwartung, welcher ein geborner Deutscher ist, ein Mann, der seinem Vaterlande Ehre macht. Er war vorher Professor in Utrecht, nun aber bekleidet er die Stelle eines öffentlichen Lehrers der Medicin und Chemie in Leiden. Man giebt ihm hier das Lob, daß er gegen Jedermann sehr höflich und dienstfertig sey, und besonders de-

 nen

nen ihn besuchenden Fremden viele Gefälligkeiten erzeige, welches Lob er denn auch mit Recht verdienet.

September 22.

Da es heute Sonntag war, und ich an diesen Tagen nicht gern in Städten bin, so nahm ich mir vor, eine Herbation nach den Dünen und an die Nordsee zu machen, denn ich denke wie Cicero: Nec pietas adversus Deum, nec quanta huic gratia debeatur, sine explicatione Naturæ intelligi potest; Homo enim ortus est ad contemplandum Deum, et Naturæ contemplatio est ad Dei admirationem proxima et apertissima via, und sage wie jener Kirchenvater: Is Deum honorat, qui ejus opera agnoscit, et qualia ab ipso condita sunt, admiratur et celebrat. —

Auf dem Wege fiel wenig merkwürdiges vor, bis ich endlich in ein großes Gehölze kam, welches der Haagse Bosch heißt. Ich sahe allda den sogenannten Oraniensaal, oder das Haus im Busch, welches ein schönes Lustschloß ist, das dem Herrn Erbstatthalter gehört, wobei sich ein angenehmer Garten und fürtrefliche Spaziergänge befinden.

Von hier kam ich nach dem Haag, einem Ort, der wegen seiner schönen Straßen, herrlichen Palläste, fürtreflichen Spaziergänge, u. d. gl. berühmt ist, von welchem allem man in den Erd- und Reisebeschreibungen ausführliche Nachrichten finden wird. Im Vorbeigehen sahe ich auf dem Paradeplatze den Prinzen Statthalter, nebst einer Menge schweizerischer Officiere, besonders aber viele Züricher und Berner.

Ich hielt mich im Haag nicht lange auf, sondern ging sogleich nach den Dünen zu. Gleich außen vor der Stadt kam ich in eine herrliche Allee, welche mit Backsteinen gepflastert ist, und aus vier Reihen Ulmen bestehet. In der Mitte ist ein breiter Weg zum Fahren und Reiten, und auf jeder Seiten ein schmahler für die Fußgänger. Sie gehet vom Haag, und zwar in gerader Linie, bis ganz nach Scheveliningen hin. Die Bäume sind hoch und ungekünstelt, welches denn in meinen Augen auch ihre größte Zierde ist. —

Als ich ungefähr die Hälfte dieser Allee gegangen war, nahm ich meinen Weg links in die Dünen. Ich fand, ungeachtet der späten Jahrszeit, hier noch verschiedene recht artige Pflanzen, worunter sich denn auch Phleum arenarium und Schœnus nigricans befanden, die ich beide vorher noch nicht anders als in Herbarien gesehen habe, und mir also deswegen besonders angenehm waren. Da solche etwas rar sind, so habe ich davon eine ziemliche Anzahl von Exemplarien für meine Freunde eingelegt, welche ich denn bei solchen Gelegenheiten niemals zu vergessen pflege, ungeachtet ich zu meinem Verdrusse zum öftern sehen muß, daß reisende Botanisten, die doch die schönste Gelegenheit von der Welt gehabt Pflanzen einzulegen, von entfernten Orten wieder kommen, ohne einmal daran gedacht zu haben, etwa ein Exemplar für einen guten Freund mitzubringen,

gen, ja öfters sich nicht einmal so viel Mühe gegeben, eines für sich selbst einzulegen, sondern ihr Herbarium lieber aus den Doubletten ihrer Freunde zusammen schnurren. Merkts Euch, lieben Brüder!

Außer den eben benannten Gräsern fand sich in diesen Sandbergen noch viel Salix fusca, Hippophaë Rhamnoides, Ligustrum vulgare, Rosa spinosissima, Arundo arenaria, und hin und wieder auch Gentiana cruciata und Amarella.

Nach der See zu wuchs Eryngium maritimum, Salsola Kali und Bunias Cakile.

Als ich meine Lust in diesen Dünen gebüßt hatte, ging ich an die See, wo ich aber, von dem letzten Sturm, fast alle Pflanzen mit Sande bedeckt fand. Das einzige was ich noch sahe, waren ein Paar Fuci, nemlich der Fucus vesiculosus, nodosus, filiquosus, loreus und Filum.

In Hofnung noch etwas zu finden, verfolgte ich den Seestrand bis ganz nach Schevelingen hin. Ich konte aber nichts besonders als einige Krebse, Conchylien und Thierpflanzen bemerken.

Bei dem Dorfe **Schevelingen** wuchs Saponaria officinalis, Brassica Erucastrum und Scandix Anthriscus.

Als ich hier botanisirte, liefen mir die Jungen nach, und verwunderten sich über mich, welches sonst in der Nachbarschaft von einer Universität etwas seltenes ist. Endlich ging ein alter Mann vorbei, der vermuthlich in seinen jüngern Jahren (vielleicht 1735 bis 1738) hier wohl schon solche curieuse Leute mag gesehen haben, welcher den Jungen zurufte, daß ich Kräuter suche, und sie mich solten gehen lassen. Dieses gehört zur Holländischen, und besonders Leidenschen Geschichte der Botanik! —

Von **Schevelingen** ging ich durch die schöne Allee wieder nach dem **Haag**, wo mir denn eine große Menge Menschen begegnete, die nach diesem Dorfe hin spatzierten. Viele davon fuhren auf offenen Wägen, worauf öfters 10 bis 12 Personen saßen. Bei dem Thor traf ich viele ledige Kutschen, Chaisen, Carriolen, u. d. gl. an, welche hier auf Verdienst warteten, beinahe eben so wie in Stockholm des Winters die Schlitten auf den Marktplätzen.

Im **Haag** fragte ich nach dem Hrn. Professor **Schwenke**, hörte aber in dessen Hause, daß er nach seinem Garten gegangen sey, welches mir nicht unangenehm war, indem ich diesen doch ohnehin gerne besehen wolte. Da dieser Garten höchstens eine Viertelstunde von der Stadt entfernt ist, so verfügte ich mich sogleich dahin, und traf zu meinem Vergnügen den Herrn Professor auch allda an. Er ist schon etwas alt, dabei aber noch frisch und munter, und gegen Fremde ungemein höflich 17). Sein Garten ist zwar nicht

17) Diesem geschickten Manne haben wir einige schöne Schriften zu verdanken, deren Titel ich hier anzeigen will. Offi-

nicht groß, enthält aber eine Menge der rarsten Pflanzen, und fürnemlich Bäume und Sträucher. Die Magnolia glauca, acuminata und tripetala standen hier, so wie in allen holländischen Gärten, im Freien, und waren größer als ich sie noch jemals gesehen habe. Die letzte hievon hatte schöne Früchte, welches in Europa etwas seltenes ist. Im vorigen Jahr brachte sie ebenfalls reifen Saamen, und der Gärtner zeigte mir über hundert junge Pflanzen, welche er daraus gezogen hatte. Laurus Sassafras, Ginkgo biloba, u. s. w. fanden sich auch hier, und zwar von einer ansehnlichen Größe. Viscum album: mas und femina, die man sonst selten in botanischen Gärten beisammen siehet, waren auf zwei Weißdornstämme gepflanzt, wozu man den Saamen aus Mastricht verschrieben hat. Allhier waren auch schöne Hecken aus Querco Subere und Ilice Aquifolio variegato. Im Gewächshause stand ein schöner Baum von Myrto Pimenta, der mit seinen großen Blättern und herrlichen Geruch mich ganz entzückte. Es ist eine der seltensten Pflanzen, die ich in langer Zeit gesehen habe. Der Herr Professor liest in diesem Garten den hiesigen Apothekern ein Collegium, welches ich wohl selbst einmal hören mögte. Glücklich wer an einem solchen Orte wohnt, in dem so fürtrefliche Einrichtungen sind!

Des Abends ging ich in die Stadt, und setzte mich auf die Treckschuyt, da ich denn gegen 10 Uhr wieder in Leiden war.

September 23.

Des Morgens um 7 Uhr spazierte ich nach dem botanischen Garten, und hörte bei dem Herrn Professor **van Royen** eine Vorlesung. Er erklärte eben die Inflorescenz der Pflanzen, welches mir sehr angenehm war, indem dieser Theil der Botanik in unsern Lehrbüchern, und selbst vom seligen von Linnee, immer sehr schlecht abgehandelt wird. Unser Lehrer machte seine Sache fürtreflich, und ich wünschte, daß er seine Terminologie einst abdrucken ließ, zumal da vieles darinnen vorkomt, welches ihm eigen gehört. Wir waren in allem nicht mehr als 6 Zuhörer, welches für eine so berühmte Universität eben nicht allzuviel ist, indessen es war auch schon etwas kühl des Morgens, und man weiß wohl, viele unserer heutigen Botanisten sind bange vor Verkältungen! Ueber dieses, so schämen sich viele Studenten die Erklärung der Kunstwörter anzuhören, und denken, wenn sie nur Latein können, so brauchen sie weiter nichts. Aber daher kommen denn auch die herrlichen Descriptiones Plantarum!

Die Fortsetzung folgt künftig.

Officinalium Plantarum Catalogus, quæ in Horto medico, qui Hagæ comitum est, aluntur. Hagæ comit. 1752. 8.
Verhandeling over de Cicuta aquatica Gesneri. Haag. 1756 8.
Beschryving der Gewassen, welke meest in Gebruyk zyn. Haag. 1766. 8.

Hannoverisches Magazin.

16tes Stück.

Montag, den 24ten Februar 1783.

Meine Reise nach der Grafschaft Bentheim, und von da nach Holland, nebst der Retour nach Herrenhausen.

(Fortsetzung.)

Nach geendigter Vorlesung machte ich dem Herrn Professor meine Aufwartung, welcher mir denn mit aller möglichen Höflichkeit begegnete, und seine Dienste anbot. — Ich hoffe, daß wir von diesem geschickten Botanisten einst herrliche Bemerkungen zu sehen bekommen werden, denn da er nicht, wie viele andere Professoren, den ganzen Tag mit Vorlesungen verderben muß, sondern nur eine einzige Stunde liest, über dieses, auch sein Brod nicht mit Bücherschreiben, Zeitungsschmieren, u. d. gl. zu verdienen gezwungen ist, sondern seine ganze Zeit zu Beobachtungen verwenden kan, so ist ganz natürlich, daß er, in einem so fürtreflichen Garten, und in so langer Zeit, da er demselben vorgestanden ist, eine Menge derselben muß gesammelt haben. Schade, daß ich nicht näher bei ihm wohne! Gewiß, ich wolte alle meine Kräfte und alle meine Beredsamkeit anwenden, um ihn zu vermögen, der Welt seine Bemerkungen mitzutheilen. —

Von hier ging ich vor das Kuhthor (Kœpoort), und besah allda einen Garten, dessen Besitzer sich Jacobus Schuurmans Stekhooven nennt, und ein Handelsgärtner ist. Ich traf hier, außer einer ungeheuren Menge von Blumengewächsen, abermals eine schöne Samlung von ausländischen Bäumen und Stauden an, darunter besonders verschiedene seltene Arten vom Acere, Cratægo, Mespilo, Pino, Pyro, Querco, Rosa, u. d. gl. waren. Auch sahe ich in Holland die mehrsten und besten Bäume von Pyro sempervirente, Ulmo pumila, Ilice Cassine: latifolia und angustifolia in diesem Garten. Ich erkundigte mich bei dem Besitzer nach den Preisen von einigen, und fand, daß solche ziemlich billig waren. Außer den Blumen, und ausländischen Bäumen und Stauden, findet man hier auch fast alle Sorten von Obstbäumen. Mehreres kan man in den Pflanzenverzeichnissen dieses Gartens sehen, über deren Inhalt und

sich in großer Menge an diesen Orten aufhalten. Da solche in Holland viel gegessen werden, und überdem ihre Felle von großem Nutzen sind, so kan man diese Thiere mit Recht als einen hiesigen Nahrungsartikel betrachten.

Aus diesen Dünen kam ich wieder an die Nordsee, deren Strand ich denn bis nach **Zantvoort** folgte. Von Pflanzen sahe ich nichts besonders mehr auf diesem Wege. Das meiste, welches mir hier vorkam, waren die schon bemerkten Fuci, einige Zoophyten und Schnecken.

Ungefähr eine Viertelstunde von **Zantvoort**, lag eine Menge Hanf im Wasser, nebst einem damit beladen gewesenen schwedischen Schiffe, welches am 19ten dieses Monats durch den gewaltigen Sturm zerschmettert, und hier ans Land getrieben wurde. Zum Glücke, konten sich doch die daraufgewesenen Leute noch retten, alles das ihrige aber, sowohl Schif als Ladung, haben sie verloren. Welch ein Unglück für solche Leute, besonders wenn sie, so wie diese, noch so weit von ihrem Vaterlande und den Ihrigen entfernt sind.

Um **Zantvoort** herum fand sich viel Euphorbia Paralias, eine Pflanze, die ich vorher noch nicht gesehen habe, und mir also äußerst willkommen war. Sie gehört unter die kritischen, wie derjenige, welcher unsere Botanisten deswegen nachschlagen will, bald finden wird. Schade, daß ich in **Zantvoort** kein Nachtquartier bekommen konte, sondern noch nach **Haarlem** gehen, und, da mir die Nacht schon auf dem Halse war, so sehr eilen mußte, daß ich bloß zwei Exemplare davon einlegen konte 19).

Zwischen **Zantvoort** und **Haarlem**

19) *Descr.* Radix perennis.
Caules herbacei, erecti.
Folia alterna, imbricata, lineari-lanceolata, sessilia, obtusiuscula, integerrima, subinvoluta, enervia, avenia, glabra, rigidula, flavescente-viridia.
Umbella universalis quinquefida.
Involucrum universale pentaphyllum, erectum.
Foliola ovata, acuta.
Umbellæ partiales bifidæ.
Involucra partialia diphylla.
Foliola lato-deltoidea, aut lato-cordiformia.
Petala lunulata, obsolete bicornia, sinu interdum denticulata, unde subpalmata.
Fructus profunde sulcatus, rugosus: stylis brevissimis, vix supereminentibus.
Semina ovata, cinerea, magnitudine seminis Lithospermi officinalis.
Hilum laterale, nigrum.
Syn. Tithymalus Paralius. Dod. purg p. 144. Lob. icon. v. I. p. 354. Bauh. hist. v. 3: 2. p. 674. Matth. comment. ed. 1674. p. 864.
Zee Wolfs-Melck. Lob beschr. v. I. p. 430.
Tithymalus Paralius ex locis maritimis. Dod. pempt. p. 366.
Tithymalus Paralius ex hortis. Dod. pempt. p. 366.

Tithy-

lem wuchs Convallaria Polygonatum und Schœnus nigricans.

Des Nachts kam ich nach **Haarlem.**

September 26.

Ging ich zuerst nach den Blumisten **Dirk Voorhelm** und **M. Groenewoud**, und von da zu **Voorhelm** und **Schneevogt**, bei denen man denn fast alle mögliche Sorten von Blumen, besonders aber Hyacinthen, Tulipanen, Ranunkeln und Anemonen antrift. Viele davon kan man dermalen hier für ganz guten Preis haben, indessen sind doch noch verschiedene Stücke, welche 60, 80, 100, ja einige wohl gar 150 holländische Gulden kosten, welches meines Bedünkens noch immer Gelds genug ist für ein Monstrum vegetabile, und dieses sind doch alle gefüllte Blumen, und weiter nichts, und solten sich unsere Blumisten und Gärtner auch zu Tode ärgern, wenn man es sagt 20).

Bei den leztern, oder **Voorhelm**

und

Tithymalus Paralios. Cam. epit. p. 962.
5. Wolfsmilch. Cam. Kræut. p. 524.
Meer Wolfsmilch. Tab. Kræut. ed. 1687. p. 989.
Tithymalus paralius Matthioli. Tab. ic. p. 593.
Tithymalus maritimus. Bauh. pin. p. 291. Moris. hist. v. 3. p. 337.
Tithymalus foliis glaucis, linearibus, spinula terminatis; radiis umbellæ plurimis, reflexis; petalis obtusis: β. Hall. enum. p. 192.
Euphorbia Paralias. Linn. spec. ed. I. p. 458. Jacqu. hort. v. 2. p. 88. Huds. angl. ed. 2. p. 209. Gort. sepr. n. 411.
Tithymalus foliis linearibus, aristatis, imbricatis; stipulis umbellaribus ovato-lanceolatis, floralibus cordatis: α. Hall. hist. n. 1055.

D. A. Jacqu. hort. v. 2. p. 88.

Fig. Dod. purg. p. 144. Lob. icon. v. I. p. 354. Lob. beschr. v. I. p. 430. Dod. pempt. p. 366. f. 2.
Dod. pempt. p. 366. f. I.
Cam. epit. p. 962. Cam. Kræut. p. 524.
Tab. icon. p. 593. Matth. comment. ed. 1674. p. 864. Tab. Kræut. ed. 1687. p. 989.
Bauh. hist. v. 3:2. p. 675.
Moris. hist. v. 3. s. 10. t. I. f. 24.
Jacqu. hort. v. 2. t. 188.

20) Omnes flores luxuriantes merito inter monstra collocamus, cum transmutantur partes essentiales, diversamque induunt figuram et naturam, quod haud parum admirantur ignari, quibus flores pleni et multiplicati in deliciis sunt.

Linné amœn. v. I. p. 108.

Die mehrsten Gärtner machen vorzüglich Wesen aus allen gefüllten Blumen, vornemlich bei Hyacinthen, Nelken, Aurikeln, Ranunkeln und Anemonen. Im Grunde sind die gefüllten oder doppelten Blumen als eine Krankheit, Unfruchtbarkeit, oder als Misgeburten anzusehen.

Münchhaus. Hausv. b. 2. s. 678.

Wer

und Schneevogt, sahe ich auch einen schönen Vorrath von fremden Bäumen und Staudengewächsen. Ich will hier einige derselben bemerken, und zugleich den Preis davon anzeigen. — Andromeda axillaris, 3 Gulden, Andromeda mariana, 3 Gl., Arbutus Andrachne major, 15 Gl., Azalea nudiflora major, 12 Gl., Betula laciniata, 6 Gl., Cassine capensis, 5 Gl., Chironia fruticosa, 5 Gl., Daphne indica, 25 Gl., Ginkgo biloba, 10 bis 15 Gl., Hibiscus mutabilis, 6 Gl., Kalmia latifolia, 25 Gl., Kalmia angustifolia, 12 Gl., Kalmia glauca, 25 Gl., Magnolia acuminata, 25 Gl., Magnolia glauca, 15 Gl., Magnolia grandiflora, 8, 10 bis 25 Gl., Magnolia tripetala, 25 Gl., Mimosa farnesiana, 6 Gl., Musa paradisiaca, 12 Gl., Phyllanthus maderaspatana, 8 Gl., Phyllanthus grandifolia, 15 Gl., Rhododendrum maximum, 25 Gl., Rhododendrum ponticum, 30 Gl., Rhodora canadensis, 12 Gl., Thea bohea, 30 Gl., Thea viridis, 20 Gl., Alstrœmeria Ligtu, 4 Gl., Alstrœmeria Pelegrina, 6 Gl., Gaultheria procumbens, 5 Gl., Gloriosa superba, 4 Gl. Doch ich will aufhören, denn aus den angeführten kan man schon sehen, daß sich in Haarlem schöne Pflanzen finden, zugleich aber auch, daß der Holländer Geld kennt!

Von hier gieng ich nach dem Horto medico, der meist mitten in der Stadt liegt, und dem hiesigen Collegio der Aerzte gehört. Er ist nur klein, aber mit Pflanzen recht vollgestopft, so daß ich glaube, daß kein Garten von dieser Größe, diesen an Reichthum übertreffen wird. Der Gärtner ist ein Engländer, Namens William Kent, welcher ein sehr guter Botaniste seyn soll. Er war diesmal verreist, und wurde erst in einigen Tagen wieder zu Hause erwartet, so daß ich ihn also nicht sprechen konte, welches mir sehr unangenehm war. Zum Glück traf ich hier doch einen braven Gesellen an. Es war der Sohn meines seligen Freundes Käsemachers, der ehedem die Stelle eines botanischen Gärtners in Koppenhagen bekleidete, vor einigen Jahren aber an der Schwindsucht verstorben ist, und ein Mann war, der seinem Metier Ehre machte, und der zugleich das beste Herz von der Welt hatte. Es war mir besonders angenehm, diesen jungen Menschen allhier anzutreffen, und ich freuete mich recht herzlich, als ich von ihm hörte, daß er von seinem König eine jährliche Unterstützung genieße, und bei seiner Zurückkunft nach Koppenhagen, allda die Stelle seines seligen Vaters bekommen solle. Wie glücklich kan sich einst unser Freund Vahl schätzen, wenn er einen so geschickten und redlichen Gehülfen hat! Ich empfehle denselben

Wer die entgegengesetzte Meinung, nebst andern Irrthümern und Dummheiten, vertheidigt sehen will, der lese Feuereusens Intermetzo. Hannover 1782. 8. — Ich empfehle diese Schrift bestens, und wünsche ihr recht viele vernünftige Leser, denn beides hat sie im höchsten Grade nöthig!

selben bei allen meinen Freunden, die er etwa auf seinen Reisen besuchen wird, bestens, denn er verdienet es.

Herr **Kent** hat auch einen Garten, der ihm eigenthümlich zugehört, und worin er sich vornemlich auf Bäume und Sträucher legt. Diejenigen, die hier durchreisen, werden nicht unterlassen, solchen zu besehen.

Des Nachmittags gieng ich nach **Hartekamp**, oder demjenigen Garten, worin ehedem der selige von **Linnee** sich einige Jahre aufgehalten hat, und der deswegen beinahe schon jedem Schüler der Botanik, wenigstens dem Namen nach, bekant ist. Er liegt ungefähr eine Stunde von **Haarlem**, und zwar am Wege nach **Leiden**, und gehört nun dem Herrn Bürgermeister **Cliffort** in Amsterdam, welches ein Sohn des großen Beförderers der Botanik und des Glückes unseres seligen **Linnees** ist. Der Garten ist zwar kein botanischer Garten mehr, aber doch noch ein schöner Lustgarten, und es würde mich gereuen, wenn ich ihn nicht gesehen hätte, denn seine Lage und Einrichtung sind fürtreflich, und ich rathe deswegen einem jeden unserer Gartenfreunde, wenn er nach Holland komt, **Hartekamp** nicht unbesehen zu lassen. Ich bin versichert, daß Niemand die Stunden bedauert, welche er hier zugebracht hat, und jeder, der auf mein Anrathen dahin gegangen, mir dafür danken wird. Hätte ich die Feder eines **Hirschfelds**, eines **Lueders**, oder eines **Duroi**, so würde ich davon hier eine kurze Beschreibung mittheilen, da ich aber zu dergleichen Arbeiten zu schwach bin, so muß ich dieses einem andern überlassen. Ich will also von diesem Garten nichts mehr sagen, als daß sich hier noch eine schöne Samlung von ausländischen Bäumen und Sträuchern befindet, davon einige im Lande stehen, und kleine artige Busquete formiren, andere aber in Kasten und Töpfe gepflanzt sind. Unter den erstern sahe ich eine schöne Halesiam tetrapteram, die wenigstens ein Paar Klafter hoch war, und voller Früchte hing. Ferner ein Liquidamber Styraciflua, und eine Prunum lusitanicam, die beide eine ansehnliche Größe hatten. Sodann eine Betulam nanam, die an der Erde über ein Zoll dick war, und vermuthlich noch ein Andenken von dem seligen **Linnee** ist. Endlich eine große Thujam occidentalem, deren Stamm meist Mannsdicke, und die größte ist, die ich noch gesehen habe. Unter denen, welche in Töpfen standen, gefielen mir besonders ein Paar schöne Bäumchen von Cliffortia ilicifolia. Ich erinnerte mich hiebei einer Stelle in Linnees Critica botanica, welche ich hieher setzen, und damit meine Erzählung von **Hartekamp** beschließen will.

„Nisi Opulenti et Ditissimi Viri, Reges, et Magnates arti opem adferant, sumtibusque necessariis sublevent, pauci existerent Digni Botanico nomine. Debemus itaque nos gratum testari animum, et intra forum nostrum in recenti perennique memoria istos retinere Viros, qui salutem reipublicæ nostræ pro-

promoverunt; Hi licet ne verbum, ne observationem ipsi communicaverint, tamen per alios aptos ista nobis attulere observata, quæ Magnatum liberalitate destituti, apti præstarent nunquam.

Immortalis itaque memoriæ Imperatores et Reges erint, qui Hortos publicos condidere, Professiones Botanicas instruxere, in exteras terras Botanicos Botanices causa emisere, inter quos omnes præ reliquis eminet Ludovicus XIV. Magnus, nobis certe Maximus.

Promotores sancti nobis habendi, qui privatis opibus arti opem tulerunt: uti, Princ. *Borbonius*; Magnates *Maurocenus*, *Sherardus*, *Beaumontius*, *Cliffortius*, *Pereskius*, *Bosius*. Non ipsis nimium dedisse videamur, si plantæ nomen offeramus: tamen plus honoris, immortalem scilicet memoriam, nostra innocenti arte reportant, quam si statuas vel templa exstruerent, arces, aut urbes conderent.„

Von diesem Garten ging ich wieder nach Haarlem zu, und fand zur Rechten, nicht weit von der Straße, Rosam rubiginosam 21).

Die Fortsetzung folgt künftig.

21) *Syn.* Rosa sylvestris odorata. Lob. beschr. v. 2. p. 244.
Rosa sylvestris; foliis odoratis. Dod. pempt. p. 187. Bauh. pin. p. 483.
Rosa Eglenteria. Tab. icon. p 1087. Tab. Kræut. ed. 1687. p. 1495.
Rosa sylvestris odora, seu Eglenteria flore simplici. Park. par. p. 418.
Rosa sylvestris, odora. Ger. em. 1269. Raj. hist. p. 1471.
Eglanteria. Boot. ic. 50.
Rosa foliis odoratis, Eglantina dicta. Bauh. hist. v. 2. p. 41.
Rosa foliis subtus rubiginosis et odoratis. Hall. enum. p. 350.
Rosa Eglanteria. Herm. ros. p. 17. Gouan hort. p. 245. Mill. dict. ed. 8. Münchh. hausv. v. 5. p. 275. Murray prodr. p. 58. Duroi baumz. v. 2. p. 336 Duroi obs. p. 15. Leers. flor. n. 379. Huds. angl. ed. 2. p. 218. Gort. sept. n. 428.
Rosa spinis aduncis; foliis subtus rubiginosis. Hall. hist. n. 1103.
Rosa rubiginosa. Linn. mant. p. 564. Jacqu. austr. v. 1. p. 31. Mönch. hass. n. 419. Poll. hist. n. 482.

D. A. Bauh. hist, v. 2. p. 41.
Hall. enum. p. 350.
Hall. hist. n. 1103.
Linn. mant. p. 564.
Duroi baumz. v. 2. p. 336.
Jacqu. austr. v. 1. p. 31.
Leers. flor. n. 379.
Mönch. hass. n. 419.
Pollich. hist. n. 482.

Fig. Tab. icon. p. 1087. Tab. Kræut. ed. 1687. p. 1495.
Boot. ic. 50.
Jacqu. austr. t. 50.

Hannoverisches Magazin.

17tes Stück.

Freitag, den 28ten Februar 1783.

Meine Reise nach der Grafschaft Bentheim, und von da nach Holland, nebst der Retour nach Herrenhausen.

(Fortsetzung.)

Als ich einige hundert Schritte weiter gekommen war, hielt ich mich links, und ging nach den Dünen hinaus. Ich fand daselbst viel Lichen subulatus, aculeatus Schreb., articulatus, prunastri, die alle in dem Flugsande wuchsen, welches einem, der die leztern sonst nur auf Bäumen gesehen hat, ganz sonderbar vorkomt.

Des Abends kam ich wieder nach Haarlem, und besahe noch einige Merkwürdigkeiten, die aber alle so waren, daß ich keine davon aufgezeichnet habe. An verschiedenen Orten, und selbst im Horto medico, wo doch besser ein Linnee paßte, fand ich das Bildniß von Lorenz Johann Koster, den man in Holland für den Erfinder der Buchdruckerkunst ausgiebt, da doch diese Ehre unstreitig einem Deutschen gehöret, und dieser Haarlemer nichts weiter als ein Buchdrucker gewesen ist.

In dieser Stadt ist eine berühmte Gesellschaft der Wissenschaften, die Holland Ehre macht. Auch findet sich eine ökonomische Gesellschaft allhier, die jährlich viele Preise austheilt, und dadurch eine Menge Gutes stiftet. Da beide in Deutschland bekant sind, so ist es unnöthig, daß ich mehreres davon sage.

September 27.

Von Haarlem ging ich nach Amsterdam. Bei Halbweg kam ich an das Haarlemer Meer, wo ich aber nichts besonderes fand, sondern lauter Pflanzen die man bei uns in Hannover fast in allen Teichen sehen kan.

Gegen Mittag kam ich in Amsterdam an. Ich nahm mein Quartier bei Herrn Lacroix in der Nes, wo ich sehr gut, und für wenig Geld bewirthet wurde, welches sich Leute von meinem Handwerk merken können, damit sie nachher nicht Ursache zum Klagen haben.

Vor dem Essen besahe ich noch das Stadthaus, nebst der Börse, davon man

man bei Büsching und den Reisebeschreibern mehreres lesen kan.

Des Nachmittags besuchte ich den Herrn Professor Burmannus, welcher an der Keyzersgraft wohnt. Er ist ungemein höflich und dienstfertig, und der liebenswürdigste Mann den man sich vorstellen kan. Ueber dieses ist er einer der größten Botanisten unsers Zeitalters. Schade! daß seine große Praxis ihm beinahe keine Zeit zu seiner Lieblingswissenschaft übrig läßt 22).

September 28.

Des Morgens hatte ich einen Besuch von Herrn Professor Burmannus, und wurde von ihm nach dem Horto botanico eingeladen, woraus man die Höflichkeit dieses Mannes sehen kan.

Gegen Mittag ging ich nach dem botanischen Garten, oder dem Horto medico, welches leztere eigentlich der Name ist, unter welchem die Leute in Holland dergleichen Gärten kennen. Er ist auf der Plantage, und man hat nichts weiter nöthig, als nach diesem Plaze zu fragen, so kan jeder Amsterdammer einen dahin weisen. Seine Größe ist sehr ansehnlich, und er übertrift hierin sowohl den Utrechter als Leidner. Man findet darin eine große Menge von Pflanzen, so daß in diesem Stucke es so leicht kein Garten in Europa diesem gleich thun wird. Vörnemlich prangt er mit einer erstaunlichen Anzahl von asiatischen und afrikanischen Bäumen, Stauden und Zwiebelgewächsen, davon die erstern zuweilen schon von einer so gewaltigen Größe sind, daß sie deswegen kaum Raum in den Häusern haben. Der Herr Professor Burmannus liest zwei Collegia darin, und man hat deswegen in Amsterdam so gute Gelegenheit Botanik zu lernen, als immer auf einer der besten Universitäten. Nur bedaure ich bei diesem Garten, daß wir keinen ordentlichen Catalogus davon haben, und daß beinahe alles, was wir davon wissen, noch im vorigen Jahrhundert gedruckt ist. Welch eine Gefälligkeit würde Herr Burmannus den Botanisten erzeigen, wenn er uns mit einem solchen Verzeichniß beschenken wolte! Gesezt, es enthielte auch nichts als die Linneeischen Trivialnamen, so würde es doch einem jeden überaus angenehm und willkommen seyn. Solten wir nicht von diesem menschenfreundlichen Manne einst so etwas zu hoffen haben? Gerne wolte ich den Himmel für

22) Nicolaus Laurentius Burmannus ist der Sohn des verdienstvollen, und durch die Herausgabe seiner herrlichen Werke sich unsterblich gemachten Johannis Burmanns. Er folgte seinem Vater in der Profession, und bekleidet diese Stelle nun bereits 14 Jahre mit dem größten Ruhm. Seine mir bekant gewordenen Schriften sind:
Diss. de Geraniis. Leidæ 1759. 4.
Flora indica. Amstel. 1768 4.
denen hoffentlich bald mehrere folgen werden.

für die Gesundheit seiner Mitbürger bitten, um ihm dadurch etwas Zeit zu dieser Arbeit zu verschaffen! —

In diesem Garten traf ich einen überaus hohen Drachenbaum (Dracæna Draco) an, der alle andern die ich noch gesehen, ja selbst den ehemaligen Herrenhäuser, übertrift. Die hiesigen Kaffebäume, so wie überhaupt alle die ich in Holland zu sehen bekam, müssen hingegen unsern wieder den Vorzug lassen, indem sie kaum die halbe Höhe der Herrenhäuser haben. Den hiesigen botanischen Gärtner, Herrn Sturm, hatte ich nicht die Ehre zu sprechen, und kan also nichts von ihm sagen, als was ich von andern gehört habe, nemlich, daß er unter die Gärtner gehöre, die sich nicht von jedem sehen und sprechen lassen. —

Nachmittags besuchte ich noch einmal die hiesige Börse, und traf allda unvermuthet den Herrn Hildebrand, einen schwedischen Edelmann an, mit dem ich ehedem in Upsal das Vergnügen gehabt die Linneeischen Herbationes Upsalienses zu repetiren, und bei meinem Aufenthalt auf seinen am Belt gelegenen Gütern, Nynäs und Julnäs, viele Gefälligkeiten und Guttha-ten genossen habe, die ich niemals vergessen werde. Er reist nun in Begleitung seiner zwei Hofmeister nach Frankreich und weiter, wozu ich denn diesen braven Leuten von Herzen alles Glück wünsche.

Nach dem Essen wolte ich dem Herrn Doctor Houttouyn meine Aufwartung machen, welcher aber nicht zu Hause war, und zu meinem Verdrusse nicht eher als des Abends spät wieder zurück kam. Er wohnt an der Rosengraft 23).

Den Abend gebrauchte ich noch zum Besehen einiger Merkwürdigkeiten.

September 29.

Schrieb ich meinem Versprechen zu Folge noch einmal an meine Hannoverischen Freunde, und meldete ihnen, daß ich heute von Amsterdam abreisete, und mich bereits wieder auf dem Rückwege befände, auch daß ich, ungeachtet der mir vorgeschnackten Gefährlichkeiten, noch immer gesund, frei und ledig sey, und hier noch nicht einmal einen Officier gesehen, welcher mich fragte, ob ich Lust nach Ost- oder Westindien habe, und noch viel weniger Sergeanten und Corporalen, welche, wie an einigen Orten in Deutschland, die Leute von

R 2

23) Dieser Herr Houttuyn ist der Verfasser des allgemein bekanten großen Werkes, das seit 1761 unter dem Titel: Natuurlyke Historie of uitvoerige Beschryving der Dieren, Planten en Mineralien, volgens het Zamenstel van den Heer Linnæus, zu Amsterdam in Octav heraus kam, und davon der erste Theil, oder das Thierreich vor einigen Jahren mit dem achtzehnten Stück geschlossen worden, von dem zweiten Theile, oder den Pflanzen aber nun 13 Stücke fertig sind, davon das lezte erst dieses Jahr gedruckt ist, und die Gräser enthält. Wir haben davon auch eine deutsche Uebersetzung, die viele als eine Arbeit des seligen von Linnee ansehen, so wie man es denn aus dem deutschen Titel auch beinahe schließen solte. Aber was macht der Deutsche nicht fürs Geld!

von den Straßen oder aus den Häusern nehmen, sondern daß ein solches Betragen bei einem freien Volke, wie die Holländer sind, im höchsten Grade verabscheuet werde, welches sie sich merken können. —

Nach diesem sagte ich meinem braven Wirthe Adjeu, und reiste von **Amsterdam** ab. Ich kam zuerst nach **Muiden**, einem artigen Städtchen, auf welchem Wege ich Cerastium aquaticum antraf.

Von **Muiden** kam ich auf **Naarden**, welches eine Stadt ist, auf deren Wällen Sedum reflexum wuchs.

Außen vor der Stadt am Wege, traf ich eine schöne Baumplantage an, die dem hiesigen Bürgermeister **Guyking** gehört, und die sowohl in Absicht auf ihre Größe, als die darin befindlichen Bäume, alles andere was ich von dieser Art gesehen, nicht nur übertrift, sondern weit hinter sich zurück läßt.

Auf den Aeckern zwischen **Naarden** und **Laren**, wuchs viel Panicum viride, auf der Heide aber Genista pilosa.

Bei **Laren** fand ich in den Gräben Isnardiam palustrem.

In **Eemnes buiten Dyks** nahm ich Nachtquartier.

September 30.

Zwischen hier und **Bunschoten**, wuchs in dem an den Gräben stehenden Ried viel Althæa officinalis und Cochlearia officinalis.

Von **Bunschoten** ging ich nach **Spakenburg**, wo ich an die Südersee kam. Ich hofte an dem Ufer dieser See verschiedene Fucos anzutreffen, habe aber zu meiner Verwunderung nicht einen gesehen.

Zwischen **Spakenburg** und **Steenekamer** ging ich auf dem Damme, und fand darauf Chrysanthemum inodorum, Lepidium ruderale, Hordeum murinum: macrostachyum und microstachyum.

Die Graniten, welche an einigen Stellen die äußere Seite dieses Dammes ausmachen, waren mit Lichenen bewachsen. Die merkwürdigsten davon waren: Lichen centrifugus, corallinus, Parellus, atrovirens, muralis Schreb. und ater Hudſ.

An der See wuchs Aira aquatica multiflora, eine Planta critica, von der ich gelegentlich mehreres sagen werde.

Zwischen **Steenekamer** und **Ermel** war Polygonum dumetorum, Lichen carpineus, Sium angustifolium, Helvella pineti.

Bei **Ermel** fand ich viel Spartium scoparium.

Zwischen hier und **Harderwyk** passirte ich eine Heide, wo ich Schœnum album und fuscum, und Thymum Serpyllum γ. Linn. oder glabrum sahe.

Bei **Harderwyk** wuchs in den Hecken viel Fumaria claviculata.

Ich kam durch eine schöne Allee in die Stadt, und nahm mein Quartier im Wapen von Amsterdam, wo ich gut bewirthet wurde.

October 1.

Des Morgens besuchte ich den botanischen Garten. Der Gärtner nebst seinem Vater, dem Hortulano emerito, zeig-

zeigten mir solchen, und gaben sich viele Mühe meinetwegen, so wie denn die Gärtner in Holland überhaupt gegen die sie besuchenden Fremden sehr höflich und dienstfertig sind, und sich nicht allein freuen, wenn man zu ihnen komt, und ihre Pflanzen besiehet, sondern noch über dieses einem alle mögliche Gefälligkeiten erzeigen, welches ich diesen braven Leuten hier zum Ruhme nachsagen muß, und ihnen zugleich nochmals für die vielen mir erwiesenen Guthaten den verbindlichsten Dank abstatte. Der Garten ist nicht groß, aber sehr regulair, und nach Linnees System bepflanzt, die Bäume stehen jedoch an den Seiten alleine. Die Anzahl der hier befindlichen Pflanzen beläuft sich ungefähr auf zweitausend, woraus man den Fleiß des dermaligen Professors der Botanik, des Herrn van Geuns sehen kan, der bei Uebernehmung des Gartens nicht mehr als sechshundert darin antraf. Der Gärtner ist ein Schüler des seligen Meese in Franecker, und kennet seine Pflanzen so gut als immer ein Botaniste.

Nachmittags hörte ich in diesem Garten bei dem Herrn Professor van Geuns eine botanische Vorlesung. Er erklärte darin den Saamen und seine Theile, und machte seine Sache fürtreflich, so daß ich ihm das Zeugniß geben muß, daß ich wenige Professoren gehört habe, welche sich so viele Mühe mit ihren Schülern geben, und so deutlich und verständlich lesen wie er. Ungeachtet die Anzahl der hier Studirenden nicht viel über achtzig seyn wird, so hatte Herr van Geuns doch über zwanzig Zuhörer.

Nach geendigter Lektion führte mich der Herr Professor noch in dem Garten herum, und zeigte mir seine Pflanzen. Er war überaus höflich und freundschaftlich gegen mich, und offerirte mir alles was meinem Herbario fehlte, ja er offerirte es nicht allein, sondern er gab es mir auch, wie man solches in meiner Sammlung sehen kan, die an sehr vielen Orten von der Generosität dieses Mannes zeuget, wofür ich demselben sehr verbunden bin, und ihm hier nochmals herzlich danke.

Gegen Abend machte ich noch eine kleine Excursion nach der Heide. Herr van Geuns, der zweite Sohn des Herrn Professors, ein fleißiger und in der Botanik nicht ungeschickter Jüngling, und der Gärtner begleiteten mich. Wir fanden, ungeachtet der späten Jahrszeit noch eine Menge Pflanzen, davon meine Begleiter alle, welche sie nicht kanten, einlegten, und sich deren Namen und Standort bemerkten. Ich muß bekennen, daß ich lange keine so begierigen Botanisten gesehen habe, und ich freue mich noch heute, wenn ich an diese Excursion gedenke. Von den gefundenen Pflanzen, will ich hier bloß diejenigen anzeigen, welche Herr de Gorter in seiner Flora septem provinciarum ausgelassen hat, die andern aber übergehen. Unter diese Rekruten gehören folgende: Rumex Nemolapathum, Sium angustifolium, Polygonum dumetorum, Riccia glauca, Gentiana filiformis, Galium saxatile, Aira præcox

cox, Salix repens, Schœnus fuscus, albus, Jungermannia nemorea, Lichen paschalis und carpineus, welchen ich noch die Stellariam gramineam fontanam (Stellaria aquatica Gort.) beifügen will, davon Herr de Gorter keinen Geburtsort anzugeben wußte, die aber um Harderwyk gar nicht selten ist, sondern bei allen Brunnquellen wächst. —

Die Nacht trieb uns nach Hause. Meine Freunde baten mich Morgen noch hier zu bleiben, und noch eine Herbation nach einer andern Seite mit ihnen zu machen. Ich versprach es ihnen, und wir gingen ein jeder nach seinem Quartier.

October 2.

Ungeachtet es heute regnete, so fanden sich doch meine gestrigen Begleitungsbotanisten um die abgeredete Stunde in meinem Logis ein, und hatten noch einen andern Pflanzenfreund mit sich. Wir marschirten also vier Mann hoch nach der Südersee zu, die ganz dichte an Harderwyk stoßt, wo wir aber nichts als gemeine Pflanzen fanden, davon ich keine als Chrysanthemum inodorum bemerken will. Sodann krochen wir auf den ruinirten Wällen und Stadtmauern herum, auf denen Lichen crispus und einige Moose waren. Hierauf kamen wir in den Weg nach Elburg, dem wir eine geraume Zeit folgten, bald aber zur Rechten und Linken einen kleinen Seitensprung machten, so wie es denn gehet wenn man botanisirt. Es regnete ohne aufhören, und wir gingen zuweilen durch das Wasser bis an die Waden, dem ungeachtet waren meine in Strümpfen botanisirenden Holländer lustig und munter, und achteten dergleichen Kleinigkeiten nicht mehr als wenn sie eine Mücke stach. Wenn ich ihnen ein Moos oder ein Lichen zeigte, den sie vorher noch nicht gesehen hatten, so freueten sie sich mehr als mancher, wenn er das beste Loos in der Lotterie gewinnt. Wie angenehm ist es für einen Botanisten mit solchen Leuten umzugehen! — Wir fanden wieder eine ziemliche Anzahl von Pflanzen, davon ich aber nur Anthocerotem punctatum, Bryoniam dioicam, Panicum viride, Lichenem saxatilem, Caricem paniculatam, Polygonum dumetorum und Rumicem Nemolapathum nennen will. Endlich machten wir links um, und marschirten wieder an die See herunter. Wir sahen hier viel Eryngium maritimum, Senecio viscosus, Elymus arenarius und Triticum repens, die alle in dem von der See ausgeworfenen Sande wuchsen. Unser Versprechen nöthigte uns wieder zurück zu kehren, da wir denn immer dem Seeufer nachgingen, und um ein Uhr ganz naß und durchgeregnet in Harderwyk wieder ankamen.

Den Nachmittag brachten wir auf dem botanischen Garten zu, und examinirten allda einige zweifelhafte Pflanzen. Ich legte auch noch verschiedenes für mein Herbarium ein, woran der Herr Professor van Geuns mich nochmals gütigst erinnert hatte, der Gärtner aber bei jeder raren Pflanze die

Er=

Erinnerung seines Herrn bestens repetirte.

Wie schwingt die Liebe sich durch edlen Muth empor!
Wie kömt ein edler Freund des Freundes Flehn zuvor!
Zufrieden, kan er nur mit seinem Beistand eilen;
Kaum tröstbar, muß er noch mit seinem Dienst verweilen.

Die Nacht machte unsern Beschäftigungen ein Ende. Ich dankte meinen redlichen und uneigennützigen Freunden für ihre mir erzeigte Liebe und Gutthaten, und empfahl mich ihrem gütigen Angedenken.

October 3.

Des Morgens frühe reisete ich von Harderwyk ab, und nahm meinen Weg auf Zwolle zu.

Zwischen Harderwyk und Doornspyk ging ich immer an der Südersee, an deren Ufer sich folgende Pflanzen fanden: Papaver dubium, Triticum repens, Eryngium campestre, maritimum, Trifolium procumbens, Scirpus mucronatus, Juncus inflexus, Ranunculus Philonotis Nost. 24), Hypnum nitens Schreb., squarrosum, viviparum Neck., lutescens Huds., cupressiforme, purum, Bryum Hypnoides α. β. Linn. oder lanuginosum und virescens, Lichen islandicus β. Linn. oder angustifolius, rangiferinus: alpestris und sylvaticus, uncialis und subulatus. An den Bäumen, welche ich auf diesem Wege antraf, wuchs Lichen fraxineus, calicaris, ciliaris, parietinus, olivaceus, hispidus Schreb., orbicularis Neck. und Bryum striatum δ. Linn.

Bei Elburg, einem Städtchen, fand ich den Lichenem nigrescentem 25).

Bei Aubruch war Calla palustris.

Zwischen Aubruch und Swineberg

24) *Diff.* Ranunculus radice fasciculata; herba pilosa; caule erecto, ramoso; foliis ternatis: foliolis trilobis: lobis cremato-incisis, apicibus puncto albo terminatis; pedunculis sulcatis; calyce reflexo; fructu globoso; seminibus compressis, acuminatis.
Syn. Ranunculus palustris, rotundifolius, lanuginosus. Bauh. phyt. p. 324.
Ranunculus palustris, apii folio, lanuginosus. Bauh. pin. p. 180.
Ranunculus rectus; foliis pallidioribus, hirsutis. Bauh. hist. v. 3:2. p. 417. Dill. giss. p. 68. Mapp. als. p. 260.
Ranunculus Sardous. Crantz. austr. v. 2. p. 84. Mattuschk. sil. n. 416.
Ranunculus caule reptante, radicato; foliis semitrilobatis, circumserratis: lobis petiolatis: 3. Hall. hist. n. 1173.
Ranunculus bulbosus β. Huds. angl. ed. 2. p. 241.
D. A. Bauh. hist. l. c.
Crantz. austr. l. c.
Muttuschk. sil. l. c.
Fig. Bauh. hist. v. 3:2. p. 417. f. 3.

25) *Syn.* Lichenoides saxatile, membranaceum, gelatinosum, tenue, nigricans. Raj. syn. ed. 3. p. 72.
Lichen saxatilis, nigricans; Lactucæ folio. Buxb. cent. v. 1. p. 41.
Lichen pulmonarius, membranaceus, gelatinosus, pullus, in segmenta latiora

berg wuchs Lichen nigrescens, cinereo-fuscus Web., Trifolium filiforme, Myrica Gale, und Salix incubacea.

In Swineberg, einem einzeln Wirthshause, war ich über Nacht.

Die Fortsetzung folgt künftig.

tiora divisus; receptaculis florum exiguis, obscure rubris, numerosissimis. Mich. gen. p. 87. Hall. enum. p. 80. Mees. fris. n. 492. Gort. sept. n. 1082.

Lichenoides gelatinosum, membranaceum, tenue, nigricans. Dill. hist. p. 138.

Lichen foliaceus, gelatinosus, membranaceus, lobatus; scutellis concavis, cristatis, rubris. Scop. carn. ed. 1. p. 113.

Lichen nigrescens. Huds. angl. ed. 1. p. 450. Leers. flor. n. 945. Reich. flor. n. 837. Huds. angl. ed. 2. p. 537. Linn. suppl. p. 451.

Lichen gelatinosus, membranaceus, exasperatus, convolutus, atroviridis; scutellis rubris. Hall. hist. n. 2037.

Lichen cristatus. Scop. carn. ed. 2. n. 1410.

Lichen Lactuca. Web. spicil. p. 252.

D. A. Dill. hist. p. 138.
Hall. enum. p. 80.
Hall. hist. n. 2037.
Web. spicil. p. 254.

Fig. Buxb. cent. v. 1. t. 61. f. 3.
Dill. hist. t. 19. f. 20.

Oekonomischer Vorschlag.

Herr von Philippi, Königl. Preussischer Rath, ruft den Landwirthen zu: „**Pflanzet Wallnußbäume aller Orte, wo ihr ein leeres Plätzchen findet; ihr wisset, was für fürtrefliche Arbeiten daraus verfertigt werden.**„ Vielleicht würde aber der Ertrag von dem aus Wallnüssen gepreßten Oele noch weit mehr Vortheil gewähren. Es ist sehr wohlschmeckend, und kan füglich auch sogar das Gardseeröl ersetzen, wenn man bei dem Pressen mit Sorgfalt zu Werke geht. Es hat Jemand einige Tage nach einander Salat, mit solchem Oele angemacht, gegessen, und er versichert, daß es jenem gar nichts nachgegeben habe, ob es gleich schon 2 Jahr alt gewesen.

Die Nüsse geben allemal feines Oel, wenn sie an einem schattigten, trocknen und luftigen Orte aufbewahrt werden. Beim Ausmachen werden die, welche schadhaft sind, abgesondert, und nur die guten kalt gepreßt; denn ohne diese Vorsicht geben auch die Oliven nur schlechtes Oel. Die Nüsse haben noch den Vortheil, daß man mit ihnen wegen des Pressens nicht zu eilen hat; allein mit den Oliven muß dies bald nach ihrer Einsammlung geschehen.

Freilich ist der Preis des Nußöls etwas hoch. Allein, wenn man in einem ganzen Lande den Rath des Herrn von Philippi mit Ernst befolgen wolte, so würde man nach einigen Jahren auch so viel Vorrath von dieser Frucht erhalten, als nicht nur zu einer reichlichen Ausbeute von Oel, sondern auch zu anderm Gebrauche des Landvolks hinlänglich ist.

Hannoverisches Magazin.

18tes Stück.

Montag, den 3ten März 1783.

Meine Reise nach der Grafschaft Bentheim, und von da nach Holland, nebst der Retour nach Herrenhausen.

(Fortsetzung.)

October 4.

An dem Deiche bei der Yssel fand ich Mentham rotundifoliam, Euphorbiam Esulam 26), und Eryngium campestre.

An der Yssel bei der Fähre stand Cratægus monogyna Jacqu.

Hier wurde ich über die Yssel gefahren, welche einige Meilen weiter hin sich in die Südersee ergießt.

S Nach

26) *Descr.* Radix perennis.
Caules herbacei, erecti.
Rami inferiores steriles.
superiores florigeri: umbellis dichotomis.
Folia alterna, patentia, lineari-lanceolata, sessilia, obtusiuscula, mucrone brevissima, integerrima, costata, venosa, glabra.
Umbella universalis multifida.
Involucrum universale polyphyllum, reflexum.
Foliola ovato-lanceolata, mucronatula.
Umbellæ partiales bifidæ.
Involucra partialia diphylla.
Foliola cordiformia, mucronatula, colorata.
Petala lunulata, obsolete bicornia, fulva.
Fructus glaber.

Syn. Tithymalus Pinea. Lob icon. v. 1. p 357.
Cleyne Esula. Lob beschr. v. 1. p. 432.
Ezula minor. Dod. pempt p 370.
Tithymalus foliis pini, forte Dioscoridis Pityusa. Bauh. pin. p. 292 Moris. hist. v 3. p. 337.
Tithymalo cyparissiæ similis; Pityusa multis. Bauh. hist. v. 3: 2. p. 665.
Esula Riv. tetr. 227.
Esula minor. Blakw. herb. t. 163 f. 1. 2.
Euphorbia inermis; foliis lanceolato linearibus; involucri universalis foliis quinis, ovato-acutis, partialis semiorbiculatis. Linn. upf. p. 141.

Tithy-

Nach Zwolle zu wuchs Polygonum dumetorum und Rumex obtusifolius.

Bei Zwolle selbst, welches eine artige Stadt ist, fanden sich Rumex aquaticus, Polygonum dumetorum, Lichen Acetabulum Neck., hispidus Schreb., Cerastium aquaticum, und Dianthus deltoides.

Zwischen Zwolle und de kleyne Hår wuchs Gentiana filiformis, Schoenus albus, Lichen paschalis und Byssoides.

In de kleyne Hår, welches ein einzelnes Wirthshaus ist, war ich über Nacht.

October 5.

Zwischen meinem Nachtquartier und Heemze fand ich Mnium palustre, Juncum squarrosum, und Salicem repentem.

Zur Rechten vor Heemze, nach der Vechte zu, waren einige Sandhügel, worauf Jungermannia lanceolata, bidentata, bicuspidata, ciliaris 27), die man

Tithymalus foliis linearibus, obtusis; petalis emarginatis. Hall. gœtt. p. 35.
Euphorbia Esula. Linn. spec. ed. 1. p. 461. Scop. carn. ed. 2. n. 580. Mattuschk. sil. n. 341. Mönch. hass. n. 397.
Euphorbia umbella multifida: dichotoma; involucellis cordatis; foliis lanceolatis. Scop. carn. ed. 1. p. 435.
Euphorbia umbella multifida: bifida; involucellis triangulari cordatis; foliis superioribus latioribus. Ger. prov. 540.
Tithymalus foliis linearibus; petalis emarginatis. Hall. hist. n. 1046.

D. A. Hall. gœtt. p. 35.
Hall. hist. n. 1046.
Scop. carn. ed. 2. n. 580.
Mattuschk. sil. n. 341.
Mönch. hass. n. 397.

Fig. Lob. icon. v. 1. p. 357. Lob. beschr. v. 1. p. 432. Dod. pempt. p. 370.
Moris. hist. v. 3. s. 10. t. 1. f. 27.
Riv. tetr. 227.
Blakw. herb. t. 163. f. 1. 2.

27) *Diff.* Jungermannia surculis pinnatis, repentibus, impubibus; foliis bifidis, punctatis, ciliatis; stipulis nullis; amphigastriis bifidis, ciliatis; perisphæriis punctatis, nudis.

Syn. Jungermannia caule ramoso; surculis compressis; foliis imbricatis serie duplici, ovato-acutis, ciliatis. Linn. lapp. n. 426.
Lichenastrum scorpioides, pulchrum, villosum. Dill. hist. p. 481.
Jungermannia surculosa, repens; foliolis duplicato-imbricatis, inferne auriculatis, ciliatis. Linn. suec. ed. 1. n. 918.
Jungermannia ciliaris. Linn. spec. ed. 1. p. 1134. Linn. suec. ed. 2. n. 1044. Linn. spec. ed. 2. p. 1601. Leers. flor. n. 907. Pollich. hist. n. 1073.
Jungermannia pulcherrima. Web. spic. p. 150. Linn. Swartz. meth. p. 35.

D. A. Dill. hist. p. 481.
Linn. suec. ed. 1. n. 918. Linn. suec. ed. 2. n. 1044.
Leers. flor. n. 907.

Pol-

man gewöhnlich mit meiner Tomentella 28) verwechselt, undulata, quinquedentata, Bryum Hypnoides lanuginosum, u. d. gl. wuchsen.

Bei Heemze fanden sich Potamogeton gramineum, Scirpus fluitans, Polypodium Filix mas, Filix femina, cristatum, Bryum undulatum, heteromallum, pomiforme, Mnium androgynum, Hypnum cupressiforme, compressum Neck., Jungermannia furcata, Convallaria multiflora, Fumaria claviculata, Panicum viride.

Dichte vor Hardenberg, einem kleinen Städtchen, paßirte ich über die Vechte, welche ich gestern und heute zur Rechten hatte, nun aber zur Linken ließ.

Nicht weit von Vennebrücke war ein Torfmoor, darauf Stellaria graminea: palustris und fontana, Potamogeton gramineum, Montia fontana, Schœnus albus, fuscus, Scirpus cespitosus und squarrosus standen.

Zu Vennebrücke kam ich wieder in die Grafschaft Bentheim, wo ich denn dem Höchsten für die, während meines Aufenthalts in Holland, mir geschenkte Gesundheit, und gnädige Bewahrung vor allem Unglück und Schaden nochmals von Herzen Dank sagte, meinen braven Holländern aber für ihre mir erzeigte Liebe und Freundschaft den Segen des Himmels und alles Gute anwünschte.

Zwischen Vennebrücke und Ittenbeck, waren lauter Heideberge, welche mit ihren gewöhnlichen Einwohnern, der Erica vulgari und Tetralice bedeckt waren, unter denen hin und

Pollich. hist. n. 1073.
Weber. spicil. p. 151.
Fig. Dill. hist. t. 69. f. 3.

28) *Diff.* Jungermannia surculis pinnatis, repentibus, supra tomentosis; foliis integris, tomentosissimis; stipulis nullis; amphigastriis integris, tomentosis; perisphæriis cylindraceis, hirsutis.

Syn. Muscus palustris, absinthii folio, insipidus. Tourn. inst. p. 556.
Lichenastrum filicinum, crispum. Raj. syn. ed. 3. p. 111.
Muscus palustris, absinthii folio. Vaill. bot. p. 140.
Lichenastrum filicinum, pulchrum, villosum Dill. hist. p. 503.
Jungermannia palustris, absinthii folio. Hall. enum. p. 123.
Jungermannia caule pinnato; foliis crispis, capillariter multifidis. Hall. hist. n. 1881.
Jungermannia ciliaris. Weiss. crypt. p. 129. Neck. meth p. 143. Web. spicil. p. 150. Hudf. angl. ed. 2. p. 515.

D. A. Dill. hist. l. c.
Hall. enum. l. c.
Hall. hist. l. c.
Weiss. crypt l. c.
Web. spicil. l. c.

Fig. Vaill. bot. t. 26. f. 14.
Dill. hist. t. 73. f. 35.

wieder einige Moose und Algen standen, davon ich aber keine als die Jungermanniam ciliarem, den Lichenem Papillariam Nost. und Bæomycem anführen will.

Bei Ittenbeck fand ich im Sande einen seltenen Schwamm, den ich zuvor noch nicht anders als in Kupfer gestochen gesehen habe. Es war dieses der Phallus caninus Huds.

In Ulsen, einem schönen Kirchdorfe, machte ich Halt, und fand ein gutes Nachtquartier.

Fern von der Städte Schwulst, von Mode, Rang und Titel,
Scherzt hier der Landmann frei und prangt im reinen Kittel;
Die alte deutsche Hand reicht er uns freundlich hin,
Und bringt uns, was er hat, vergnügt und ohn Gewinn.
Sein keusch und braunes Weib giebt uns nicht saure Blicke,
Die man in Städten findt. Sie eilt zum Heerd zurücke.
Indessen unterhält uns ihr beredter Mann,
Der bei der Kurzweil oft scharfsinnig denken kan.
Er streuet Salz und Witz mit unter in Gesprächen;
Und auch sein Wortspiel wird nicht ihren Nachdruck schwächen.
Feld! was ist deinem Glück, was deiner Ruhe gleich?
Wer Geiz und Pracht nicht kennt, der ist wahrhaftig reich.

October 6.

Zwischen Ulsen und Lemmick war Corrigiola littoralis, Illecebrum verticillatum, und mein Gnaphalium uliginosum: nudum.

Zwischen Lemmick und Nienhus wuchs Anthoceros punctatus, Blasia pusilla, Riccia fluitans und Gentiana filiformis.

Als ich nach Nienhus kam, war ich bereits durchgeregnet, und mußte, des noch immer anhaltenden Regens wegen, in ein Wirthshaus gehen, und weil das Wetter nicht wieder gut wurde bis des andern Morgens, auch so lange hier bleiben.

Um diesen Tag nicht ganz müßig zuzubringen, machte ich aus meinem Journal ein Verzeichniß von den auf dieser Reise zur Holländischen Flora von mir angeworbenen Rekruten, oder denjenigen Pflanzen, welche ich in Holland gefunden habe, und noch nicht in D. de Gorter Flora septem Provinciarum Belgii fœderati indigena. Harlem. 1781. 8. stehen. Da dieses Verzeichniß nur klein ist, so will ich solches hier beifügen, damit meine Freunde es sich abschreiben, und diesem schönen Buche anhängen können.

Spicilegium Floræ septem Provinciarum Belgii fœderati.

Schœnus	fuscus.
	albus.
Panicum	viride.
Aira	præcox.
Galium	saxatile.
Gentiana	Amarella.
	filiformis.
Sium	angustifolium.
Convallaria	multiflora.
Juncus	Tenageia.
Alisma	natans.
Polygonum	dumetorum.
Dianthus	deltoides.

Stel-

Stellaria	graminea.	paluſtris.
Ceraſtium	aquaticum.	
Euphorbia	Cajogala N.	
Papaver	dubium.	
Ranunculus	Philonotis N.	
Thymus	Serpyllum	glabrum.
Trifolium	procumbens.	
	filiforme.	
Chryſanthem.	inodorum.	
Ophrys	ſpiralis.	
Salix	triandra.	
	aurita.	
	incubacea.	
	repens.	
Polytrichum	urnigerum.	
Mnium	paluſtre.	
	Polytrichoid.	rotundifr.
		longifruct.
Bryum	ſtriatum	ulophyll.
	Hypnoides	vireſcens.
Hypnum	delicatulum.	
	curtipendulum.	
	compreſſum Neck.	
	luteſcens Hudſ.	
	nitens Schreb.	
	viviparum Neck.	
Jungermannia	lanceolata.	
	bidentata.	
	bicuſpidata.	
	quinquedentata.	
	undulata.	
	nemorea.	
Riccia	cryſtallina.	
	glauca.	
Anthoceros	punctatus.	
Lichen	atrovirens.	
	Byſſoides.	
	carpineus.	
	corallinus.	
Lichen	cinereo-fuſcus Web.	
	tartareus.	
	Parellus.	
	centrifugus.	
	Acetabulum Neck.	
	orbicularis Neck.	
	criſpus.	
	hiſpidus Schreb.	
	Papillaria N.	
	aculeatus Schreb.	
	paſchalis.	
Fucus	loreus.	
Helvella	pineti.	
Lycoperdon	truncatum.	

Die Wachsthumsſtellen habe ich, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, hier weggelaſſen, wer will, kan ſich ſolche leicht dabei ſetzen. Wenn ich noch einmal das Glück habe, dieſes ſchöne, pflanzenreiche, und menſchenfreundvolle Land durchzureiſen, wie ich denn hoffe, daß es bald geſchehen ſoll, ſo werde ich ſolches nicht wieder, wie ich nun mußte, erſt im September und October, wo die holländiſche Flora ſich bereits ſchlafen gelegt, oder doch wenigſtens ihre Kleider ſchon ausgezogen hatte, ſondern früher thun, und dann wird vermuthlich meine Ernte auch ſchon reicher ſeyn, und mein Rekrutenverzeichniß länger als diesmal werden. —

Ach daß ich dich ſchon jetzt beſuchen könte,
Beliebter Wald, und angenehmes Feld!
Ach daß das Glück die ſtille Luſt mir gönte,
Die ſich bei euch in öder Ruh erhält:
Doch endlich kömt, und kömt vielleicht geſchwinde,

Auf Sturm die Sonn und nach den
Sorgen Ruh.
Ihr aber grünt indessen holde Gründe!
Bis ich zu euch die letzte Reise thu.

October 7.

Endlich hatte der Himmel seinen Wassersegen wieder etwas zurück gezogen, und es schien, als wenn ich heute einmal meine Kleider trocknen solte, die doch nun eine geraume Zeit her fast täglich gewaschen wurden. Ich sagte also Adjeu, und reiste von **Nienhus** ab.

Aussen vor der Stadt, am Wege nach **Frenswegen** zu, wuchs Gnaphalium luteo-album, und in den Aekkern Riccia glauca.

Beim Kloster **Frenswegen** war Lichen caperatus, Arenaria trinervia, Stachys annua, Panicum Crus galli, und Spartium scoparium. In den Hecken standen Rhamnus catharticus, Frangula, Prunus spinosa, Rosa canina, Evonymus europæus, Rubus fruticosus, u. d. gl., welche alle voller Früchte hingen, und solche dem patriotischen Apotheker anboten.

Zwischen **Frenswegen** und **Northorn** fand sich in den Hecken Polypodium vulgare und Osmunda regalis.

Bei **Northorn** wuchs Teucrium Scorodonia, Chærophyllum temulum, Spergula arvensis und Humulus Lupulus. Da diese leztere Pflanze hier wild wächst, so ist zu vermuthen, daß dieses der rechte Ort zu ihrem Anbau wäre.

Zwischen **Northorn** und **Brandlecht** war Juniperus communis, Senecio sylvaticus, und Polygonum dumetorum.

Bei **Brandlecht** wird viel Spark (Spergula pentandra) gebaut. So gleich nach der Ernte werden die Rokkenstoppeln untergepflügt, und der Acker mit Spark besäet. Wenn die Bestellzeit für den Rocken herannahet, wird dieses Gras abgemähet, der Acker umgepflügt und wieder von neuem mit Rocken besäet. Ist dieser Rocken eingeerntet, so wird der Acker nochmals mit Spark bestellt. Hat also der Bauer hier in zwei Jahren viermal Ernte. Im dritten Jahr liegt der Acker brach. Dieses Gras wird grün verfüttert, und bekommen es gemeiniglich die Kühe, welche davon eine Menge Milch geben. Bei der Fütterung muß man sich jedoch in acht nehmen, daß das Vieh nicht allzuviel von diesem Spark bekomt, indem es sonst davon, wie vom Klee aufschwillt. Ich verwundere mich, daß die Anpflanzung dieses nüzlichen Futtergrases nicht durchgehends eingeführt wird. —

Bei **Hesterup** sahe ich ein kleines Eichwäldchen, in welchem hin und wieder Hülsen (Ilex Aquifolium) standen, davon einige wohl einen halben Fuß dick waren, und einen geraden, glatten, anderthalb Klafter hohen Stamm hatten, so gut als immer die dabei stehenden gepflanzten Eichen. Vermuthlich könte dieses Gewächse wohl als Tischler- und Wagnerholz benuzt werden. Eine Allee aus dergleichen Hülsenbäumen müßte auch nicht übel aussehen.

sehen. — Schade! daß diese Pflanze nicht in Amerika zu Hause gehört!

Auf der Heide bei diesem Orte wuchs Pinguicula vulgaris.

Zur Rechten von der Straße ab, lag auf der Heide ein Hügel, der aus einem weißen Sandstein besteht, und der Nisterberg heißt. Es fanden sich darauf eine Menge Lichenes, vornemlich aber Lichen pustulatus, polyphyllus, velleus, corallinus, fragilis, muralis Schreb., ater Hudſ., chalybeiformis, olivaceus, pertusus, Hæmatomma Nostr. 29), Parellus und centrifugus, wie auch Bryum apocarpum incanum, und Hypnoides.

Bei Schüttrup waren die Bäume mit dem Lichene olivaceo und Acetabulo Neck. bekleidet.

In diesem Städtchen blieb ich über Nacht.

October 8.

Auf den Aeckern um Schüttrup wuchs Panicum glaucum und Stachys annua.

Hier sahe ich eine besondere Art das Feld zu bearbeiten. Hinter dem Pflug standen in gewisser Entfernung von einander eine Anzahl Leute, welche mit Spaten die durch das Pflügen entstandeneu Furchen nochmals aufgruben. Wird also das Land hier doppelt, und noch einmal so tief als an andern Orten, umgearbeitet: die Oberfläche mit dem Pflug, und die darunter liegende Schichte mit dem Spaten. Eine ganz besondere Erfindung!

Zwischen Schüttrup und Ohne war Ilex Aquifolium, Parnassia palustris, Gentiana Pnevmonanthe, und andere gemeine Pflanzen.

In Ohne kam ich wieder auf meinen alten Weg. Zwischen diesem Orte und Rheine fand ich, außer den schon auf meiner Herreise gesehenen Pflanzen, noch Gentianam filiformem, Schœnum album, Cyperum flavescentem, Lichenem Acetabulum Neck., Verbenam officinalem, und mein Equisetum Heleocharin 30), welche viele mit meinem

29) *Diff.* Lichen crustaceus, farinaceus, pallescente-albidus; scutellis sanguineis, junioribus concavis, adultioribus convexis: margine granulato, crassiusculo, crustæ coloris.

Syn. Lichen crustaceus, verrucosus, cinereus; scutellis ruberrimis (hertzbergensis). Hall. in Rupp. jen. p. 379.

Lichen crustaceus, cinereus; scutellis immersis, rubris. Scop. carn. ed I. p. 85.

Lichen ochroleucus. Neck. hist. p. 52.

30) *Diff.* Equisetum caulibus æqualibus, subramosis, teretibus, striatis, fistulosis, viridibus; ramis subsimplicibus, quinquesulcatis, sterilibus; dentibus vaginarum plurimis, subulatis, acutissimis: vaginularum quinis, dorso minime sulcatis.

Syn. Equisetum nudum, lævius, nostras. Raj. syn. ed. 3. p. 131.

Equisetum fluviatile. Linn. lapp. n. 393. Linn. spec. ed. I. p. 1062. Scop. carn. ed 2. n. 1255. Leers. flor. n. 782. Pollich. hist. n. 951. Dœrr. verz. p. 103.

Equisetum sulcis in caule plurimis; verticillis densissimis. Hall. enum. p. 143.

Equi-

nem Equiseto Telmateia 31) für eines halten, ungeachtet diese zwei Pflanzen wie Tag und Nacht von einander verschieden sind.

Bei Rheine wuchs in den Hecken Rosa cinnamomea plena (Rosa fœcundissima Münchh.), so wie sie auch um die Städte in Niedersachsen zu thun pflegt.

Von Rheine nahm ich diesesmal meinen Weg auf Bevergeren, einem Münsterschen Weichbild, wo ich übernachtete.

Der Schluß folgt künftig.

Equisetum caule non sulcato, latissimo; verticillis densissimis. Linn. suec. ed. 1. n. 836.
Equisetum caule nudo, lævi. Linn. suec. ed. 1. n. 837.
Equisetum limosum Linn. spec. ed. 1. p. 1062. Leers. flor. n. 783. Dœrr. verz. p. 103.
Equisetum caule lævi, subnudo. Scop. carn. ed. 1. p. 172. n. 1. a
Equisetum caule sulcato; ramis multifloris; foliis indivisis: β. Hall. hist. n. 1677.

D. A. Hall. enum. p. 144.
Leers. flor. n. 782. 783.
Pollich. hist. n. 951.
Dœrr. verz. p. 103.

Fig. Raj. syn. ed. 3. t. 5. f. 2.

31) *Diff.* Equisetum caulibus inæqualibus, teretibus, lævibus, glabris: fructificante simplicissimo, albo-rubello, marcescente: sterili ramoso, fistuloso-poroso, albo; ramis subquadragenis, octosulcatis: sulcis alternis majoribus; dentibus vaginarum subulato-setaceis, scariosis: vaginularum quaternis, dorso sulcatis.

Syn. Equisetum primum. Matth. comment. ed. 1674. p. 725.
Premier Chevaline. Matth. comment. ed. 1680. p. 386.
Hippuris, Caucon Plinii Anguillaræ. Lob. icon. v. 1. p. 793.
Peertsteert. Lob. beschr. v. 1. p. 968.
Hippuris major, sive Equisetum majus. Dod. pempt. p. 73.
Schafftheu 2. Tabern. Kræut. ed 1687. p. 568.
Hippuris Dioscoridis, Cauda equina. Tab. icon. p. 251.
Equisetum palustre; longioribus setis Bauh. pin. p. 15.
Equisetum caule non sulcato, latissimo; verticillis densissimis. Hall. enum. p. 144.
Equisetum caule florigero nudo: sterili verticillato, radiorum quadraginta Hall hist. n. 1675.

D. A Hall. enum. p. 144.
Hall. hist. n. 1675.

Fig. Matth. comment. ed. 1680. p. 386. f. 1.
Lob. icon v. 1. p. 793. Lob. beschr. v. 1. p. 968. Dod. pempt. p 73.
Tab. icon. p. 251. Matth. comment. ed 1674. p. 725. Tab. Kræut. ed. 1687. p. 568.

Hannoverisches Magazin.

19tes Stück.

Freitag, den 7ten März 1783.

Meine Reise nach der Grafschaft Bentheim, und von da nach Holland, nebst der Retour nach Herrenhausen.

(Schluß.)

October 9.

Von Bevergeren kam ich auf Riesenbeck, und von da über einen Berg, worauf viele Sandsteine gebrochen werden. Auf diesen Steinen waren verschiedene Lichenes, die ich aber alle schon auf dem Bentheimer- und Nisterberge gefunden habe.

Gegen Ibbenbühren wuchsen Lycopodium inundatum, Schœnus albus, fuscus, Genista anglica, Juniperus communis, Erica vulgaris, Tetralix, Myrica Gale, Sisymbrium Nasturtium, Pilularia globulifera, und eine rare Pflanze, welche ich vorher noch niemals gesehen habe, und die, wenn ich nicht irre, auch noch kein Botanist in Deutschland gefunden hat, nemlich das Hypericum elodes 32). Wenn einmal der große Friedrich seinen

T Gle-

32) *Descr.* Radix fibrosa, repens, perennis.
Caulis erectiusculus, teres, subvillosus: inferne ad genicula radices emittens.
Folia opposita, ovata, sessilia, integerrima, quinquenervia, punctata, subvillosa.
Panicula dichotoma, pauciflora.
Calyx pentaphyllus.
Foliola elliptica, quinquenervia, serrato-glandulosa.
Petala quinque, linearia, lutea.
Stamina novem ad duodecim, in tres phalanges connata.
Germem ovatum.
Styli tres, filiformes, persistentes.
Stigmata simplicia.
Capsula ovata, trilocularis, trivalvis.
Semina plurima, elliptica.
Syn. Ascyrum supinum helodes. Clus. hist. app. alt.
Ascyrum supinum, villosum, palustre. Bauh. pin. p. 280.

Ca-

Gleditsch nach denen ihm gehörenden Westphälischen Staaten schickte, und solche von ihm durchsuchen ließe, wie manches schöne und seltene Pflänzchen würde er da noch entdecken? Doch König Friedrich ist selbst Naturforscher, und braucht also keiner Erinnerung. —

Bei Ibbenbühren sahe ich anstatt des Pflügens den Acker mit dem Spaten umgraben. Es ging ziemlich geschwinde, und ich glaube, daß dieses Umgraben, bei gewissen Umständen, dem Umpflügen vorzuziehen ist.

Zu Ibbenbühren kam ich wieder in meinen alten Weg, dem ich nun, ohne wieder davon abzugehen, bis nach Hause folgte.

In dem Sandsteinbruche jenseits dieser Stadt, fand ich den Lichenem Papillarem N. und Mnium Polytrichoides: rotundifructum und longifructum.

Zwischen Lotten und Osnabrück wuchsen Potamogeton gramineum und Bryum subulatum, das nun sein Operculum abgestoßen hatte, und mit seinem gewundenen silberweißen Peristomio prangte.

Des Abends kam ich nach Osnabrück, und da ich wünschte Uebermorgens zu Hause zu seyn, so setzte ich mich auf den heute allhier abgehenden Postwagen.

October 10.

Nachdem wir die ganze Nacht hindurch wie die Hunde gefroren hatten, kamen wir endlich gegen Anbruch des Tages nach Bomte, wo wir nach einigen Stunden wieder frische (alia scil.) Pferde erhielten, und sodann weiters spedirt wurden.

Es war heute eine durchdringende Kälte, und hatte die Nacht über beinahe fingersdickes Eis gefroren, das den ganzen Tag ohne wegzuschmelzen, sitzen blieb. Wir stiegen deswegen zum öftern vom Wagen herunter, und gingen zu Fuße. Das schlimmste war nur, daß wir beinahe noch einmal so weit fortrückten als unser Karren, und also immer wieder so lange warten mußten, bis dieser nachkam. Ich wurde endlich des Dings müde, und dachte, wenn ich nichts als Frieren, Warten und Aergerniß für mein Geld haben soll, so will ich es lieber in der Tasche behalten, und wieder zu Fuße gehen. Ich sagte also in Diepenau meinen Reisegefährten Adjeu, und wünschte ihnen baldige Nachkunft.

In dem Wege nach dem Kreuzkruge zu, fand ich noch eine Menge Illecebrum verticillatum, das nebst seinem gewöhnlichen Gefährten, der Corrigiola littorali, troz der heutigen Kälte, sich wohl befand, und blühete.

Auf

Caryophyllus holosteus, palustris; foliis subrotundis, incanis; floribus aureis. Menz. pugill. t. 7.

Hypericum elodes. Linn. spec. ed. 2. p. 1106. Neck. gallob. 391. Huds. angl. ed. 2. p. 334.

D. A. Clus. hist. app. 2.

Fig. Menz. pugill. t. 7.

Auf dem Torfmoore beim **Damm-krug** sahe ich Callam palustrem und Menyanthem trifoliatam.

Zwischen dem **Dammkrug** und **Frestorf** war Schoenus fuscus und Triglochin palustre.

Gegen Nacht kam ich nach **Nüß-leringen**, wo ich Quartier nahm. Als ich schon einige Stunden auf meinem Strohlager geschlafen hatte, kam endlich auch unser Postwagen angefahren. Ich freuete mich, daß ich von diesem traurigen Fuhrwerk erlöset war, und, anstatt auf dem offenen Karren zu sitzen, nun auf meinem Stroh liegen, und allda ruhen und schlafen konte. —

October 11.

Bei **Stolzenau** paßirte ich wieder über die Weser.

Bei **Leese** standen Juncus conglomeratus, effusus und inflexus, drei Pflanzen, deren Synonymie vom Caspar Bauhin an bis auf den heutigen Tag durch einander geworfen wurde. Sed meliora speramus!

Zwischen **Leese** und dem **Schüz-zenkrug** fand ich Hypnum scorpioides, Bidentem minimam, und Ricciam fluitantem, die aber ihre auf der untern Seite sitzenden Fructificationen noch nicht angesetzt hatte.

Bei der **Landwehr** war Lichen caperatus, orbicularis Neck., hispidus Schreb. und prunastri, welcher leztere schöne Scutellen hatte, die man sonst selten zu sehen bekomt.

In der Aue, einem kleinen Fluß, fand ich unter **Wunstorf** sehr viel Potamogeton natans.

Bei **Luthe** hingen noch die schwarzen Beeren der Bryoniæ albæ an den Zäunen.

Unter **Seelze** kam ich wieder zu dem Obentrautischen Grabmal, und gedachte mich noch einmal an den schönen Lichenen zu freuen, zu meiner Verwunderung aber fand ich, daß diese alle herunter gekrazt waren, und das Grabmal mit Kalk getüncht worden. Welch ein Einfall, die schönen Pflänzchen herunter zu kratzen, die bis dahin dieses Epitaphium so herrlich zierten! Und welch ein Unsinn gehauene Steine mit Kalk zu überschmieren!

Bei **Ahlum** bekam ich noch einen Reisegefährten, der mir denn auch, weil es bereits schon finster geworden, nicht unangenehm war. Es war ein alter Mann, der heute nach einigen benachbarten Dörfern gewesen, und allda für seine Kinder Brod gebettelt hatte. Er schien sehr übel mit den Hannoverischen Armenanstalten zufrieden zu seyn, fürnemlich aber war ihm das Werkhaus zuwieder, und er glaubte, daß die Stifter solcher Anstalten große Verantwortung auf sich ladeten. Ich suchte ihm seine Vorurtheile zu benehmen, und zu beweisen, daß dergleichen Einrichtungen nicht aus Neid oder Haß, sondern aus wahrer Menschenliebe entspringen, und das allgemeine Beste zu ihrer Absicht hätten. Allein umsonst; er blieb bei seiner Meinung. — Solte es nicht einen großen Nutzen haben, wenn die Prediger und Schullehrer sich dieser Sache annähmen, und nicht

nur allein, wie leider meistens geschiehet, den Leuten die Mildthätigkeit und das Allmosen geben, empfohlen, sondern zugleich auch die große Sünde des Müssiggangs und gewöhnlichen Bettelns vortrügen, und das Gute jener Armenanstalten ihren Zuhörern zu beweisen suchten? Ich finde zum östern, daß selbst solche Leute die Verstand zu haben glauben, einen Unterricht hierin bedürften. —

Endlich kam ich denn in **Herrenhausen** wieder an, und freuete mich, daß ich meine Reise glücklich zurückgelegt hatte. Ich dankte dem gütigen Himmel für seinen mir abermals erzeigten liebreichen Beistand und gnädige Beschützung, welches ich heute, da ich dieses schreibe, nochmals aus dem Grunde meines Herzens wiederhohle, und damit diesem Auszug aus meinem Reisejournal beschließe.

O Herr, wie groß sind deine Werke!
Gott! wie viel Wunder sieht mein Geist!
Hier ordnet deiner Weisheit Stärke,
Die, grüblend, mich mir selbst entreißt.
Ich zähl und gehe, und mag gehen,
Stets werd ich neue Wunder sehen.
O! wer mißt diesen Abgrund wohl!
Land, Thal und Höhen, Flüß und Meere,
Vom kleinsten Raum zur höchsten Sphäre,
Ist alles deiner Güte voll.

* * *

O selig! wer nicht stets in Häusern eingesperrt,
Das schüchterne Gemüth auf Folterbänke zerrt;
Nicht thöricht Tag in Nacht, und Nacht in Tag verwandelt;
So redlich mit sich selbst, als wie mit andern handelt;
Das Glück der Freundschaft schmeckt, dem Rangstreit sich entzieht,
Besuch, Gewohnheit, Tand und Gastereien flieht;
Die Glieder nie entnervt, nicht über Kopfweh jammert,
Nicht bis um Mittagszeit vom vesten Schlaf beklammert,
Verstand und Glück verschnarcht, und, eh er nüchtern ist,
Den halb verjähnten Rausch durch einen neuen büßt.
Ja, dreimal selig ist, der nicht, wie eingemauert,
Die Zeit nie als zu lang, nie als zu kurz bedauert.
Sein Leben so genießt, wie er es brauchen soll;
Sein wohl nicht andern dankt; kein blenderisches Wohl,
Nicht Schattenkunst ergreift. Die Quell der höchsten Güte
Erweitert, stärkt, entzückt sein himmelvoll Gemüthe.

Herrenhausen, 1782. 11. 23.

F. Ehrhart.

Von der Nutzbarkeit des Taxus oder Ibenbaums. *)

Wenn seit einigen Jahren Anmerkungen über eine Sache gemacht sind, so ist es über den Taxus oder Ibenbaum geschehen, welchen einige zu Pyramiden, und andere zu Hecken in den Gärten haben. Der eine hat bemerkt, daß das Vieh, wenn es von dessen Laube gefressen habe, davon tödtlich krank geworden, und der andere, daß solches gar davon krepirt sey. Der Himmel weiß es mehr, was für viele schädliche Eigenschaften man demselben zugeschrieben, und davon bekant gemacht hat, um ihn gänzlich aus den Gärten zu verbannen.

Ich bin hiedurch auch wider denselben eingenommen worden, und ihn allemal mit zurückgehaltenem Athen in geschwinden Schritten vorüber gegangen, um nichts von seinen schädlichen Ausdünstungen einzuhauchen.

Nachdem ich aber Gelegenheit gehabt habe, ihn näher kennen zu lernen, und gerade das Gegentheil von ihm zu erfahren, hat derselbe meinen Beifall wiederum erhalten. Ich will zwar nicht anrathen, ihn in den Gärten beizubehalten, weil er die Wohnung vieler Insekten ist, welches auch ein jedes anderes Holz für selbige seyn würde, wenn es frühzeitig unter der Scheere gehalten, und zu Pyramiden und Hecken angezogen würde, wie unter andern die Tanne, rc. sondern ich will ihm nur das Wort dahin reden, daß dessen Laub dem Vieh gar nicht schädlich sey, vielmehr demselben gute Nahrung gebe, und daher in den Gegenden, wo dieser Baum einheimisch ist, und wild in den Forsten wächset, zur Winterszeit dem milchenden Vieh zum Futter diene.

Als ich im Jahre 1768 im Monat Februar über Billieshausen durch den Hessischen Forst im Amte Bovenden nach Clausbergen paßirete, und meinen Weg über den Hoheberg und die Rathsburg nahm, traf ich daselbst zwei Einwohner aus Oberbillieshausen an, welche auf den Taxus oder Ibenbäumen saßen, und mit Gartenmessern das Laub sorgfältig davon nahmen. Wie ich ihre Arbeit eine Weile angesehen hatte, fragte ich selbige, zu welchem Behuf sie das Laub zu gebrauchen gedächten, und erhielt von ihnen zur Antwort: für das Vieh zur Futterung, weil es eben so viel Milch darnach gäbe, als wenn solches mit Kornschroot gefuttert würde, wobei sie noch hinzusetzten, daß ihnen solches nur zwei Tage in der Woche zu holen, wäre erlaubet worden, und sie für jedes Stück altes Vieh, für welches sie das Laub zur Winterszeit hohlten, 16 Weißpfennige bezahlen müßten, und dasselbe nur bloß von den alten Stämmen hohlen dürften, weil die jungen durch die Abnahme

*) Man sehe das 8te, 53te und 55te Stück des Magazins vom Jahr 1781. (Wer hat wohl recht?)

des Laubes im Wachsthum gehindert würden.

Da ich nun von diesem Baum noch eine üble Meinung hatte, so bewogen mich diese Reden, die beiden Leute ferner zu fragen, ob das Vieh das Laub gleich im Anfange gerne fräße? Sie erwiederten: zuerst nicht gerne, weil dasselbe es nicht kennete, und solches an sich etwas herbe wäre; so bald man demselben aber im Anfange einige mal etwas davon unter das Futter mengete, so würde es doch dessen bald gewohnt, und fräße es hernach sehr gerne.

Hierauf setzte ich meinen Weg weiter fort, und stellete bei jedem Taxusbaum den ich antraf, die Untersuchung an, ob derselbe auch der ächte oder sogenannte Ibenbaum, oder etwa nur eine Abart davon sey? Ich fand aber in Ansehung des Laubes, welches sich doch, wie wir an den Fuhren, Tannen, und allen übrigen Holzarten wahrnehmen, eins von dem andern in etwas unterscheidet, so viel Arten auch zu einem Geschlechte gehören, nicht die geringste Abweichung von demjenigen, welchen wir als Pyramiden zur Zierde in unsern Gärten haben.

Wie ich auch nicht den geringsten Unterschied an der Borke und dem Holze bemerkte, außer daß das Holz, weil es im Schlagholze in vollen Oertern aufgewachsen, frei von Aesten war, und die Forstbediente mich nachher versicherten, daß an den Beeren auch nichts verschiedenes zu bemerken wäre, welche man aber selten reif zu sehen bekäme, weil die Vögel solche nicht so weit kommen ließen, sondern sie vor der Zeit abfräßen, und daß dieser Baum weit und breit zu Pyramiden versandt würde, so wurde ich völlig überzeuget, daß so wenig das Laub, als die Beere dieses Baums bösartig sey, und fand mich also bewogen, solchen so wohl um seines Holzes willen zu allerhand feiner Arbeit, als des Laubes wegen zur Winterfütterung für das Vieh, aus dem Saamen in unsern Gärten in den Forsten anzuziehen.

Vor drei Jahren wurde mir ein junges Reh gebracht, wovon die Mutter umgekommen war. Damit dasselbe nicht auch umkommen solte, setzte ich es in meinen Garten, und gab ihm Preis, was darin war. In den ersten acht Tagen nährte sich dasselbe von den jungen Erbsen. Nach der Zeit aber als die geschornen Pyramiden von Taxus wieder ausgetrieben hatten, äsete es sich von dessen jungen Loden, bis das Laub anfing hart zu werden. Wären nun in diesem Laube schädliche Theile enthalten, so würde diese zarte Creatur gewiß davon krepiret seyn.

Noch im Monat Januar v. J., wie ich Gelegenheit hatte von einem guten Freund einen etwa siebenzigjährigen Taxusstamm zu erhalten, welcher in drei Jahren nicht geschoren war, machte ich mit dessen Laube folgende Versuche. Ich fütterte nemlich damit drei Tage nach einander eine mil-

milchende Ziege. Da diese Holzfräßige Creatur dasselbe gleich sehr begierig wegfraß, und es nicht darauf ankam, ob sie krepirete, so gab ich ihr so viel von dem Laube als sie nur fressen wolte. Sie befand sich sehr gut darnach, und hätte dieses Futter gerne täglich vorlieb genommen, wenn ich ihr es hätte geben wollen.

Hierauf hielt ich das Laub zwei Pferden vor. Das eine fraß dasselbe gleich weg ohne erst darauf zu riechen, wie die Pferde zu thun pflegen, wenn ihnen ein unbekantes Futter vorgehalten wird. Das andere aber ließ dasselbe eine kleine Weile in der Krippe liegen, und beschnob solches, fraß es doch endlich auch rein auf. Wie sie nun beide gerne davon fraßen, so ließ ich ihnen bis in die fünfte Woche, täglich des Morgens und Abends eine starke Portion geben, und fand nichts weniger, als daß ihnen solches wäre schädlich gewesen, sondern nahm vielmehr wahr, daß sie ungemein munter darnach wurden.

Nun machte ich auch den Versuch damit, bis in die dritte Woche, bei zwei Schafen, nemlich bei einem Hammel und einem Maschschafe, welches in etwa acht Tagen lammen wolte. Ich gab jedem täglich drei geschärbte Hände voll mit Haber vermenget, weil sie solches sonst nicht fressen wolten. Der Hammel blieb munter und nahm zu. Das Schaf aber lammete glücklich und blieb mit beiden Lämmern gesund, ob ich gleich bei demselben mit dieser Fütterung noch 10 Tage fortfuhr.

Der Herr Professor Gleditsch in Berlin, hat den Taxusbaum in der systematischen Einleitung in die neue Forstwissenschaft genau beschrieben, und saget Seite 1051. des zweiten Bandes, daß diese Pflanze nicht bösartig oder giftig sey, und daß diese Blätter schon lange in Schlesien wider den Biß der tollen Hunde gebraucht worden.

Ich bin völlig überzeugt, daß der Taxusbaum nichts giftiges bei sich führet, und wage es ohne alle Besorgniß mein Vieh mit dessen Laube zu füttern, wovon man glaubt, daß es solches getödtet habe, wenn mir davon zu erhalten, nur die Gelegenheit gegeben wird.

Wenn ich erwäge, daß außer der Ziege, die das Laub der Taxusbäume mit vieler Begierde gleich frißt, dem übrigen Vieh solches zu freßen erst auf die Art gelehret werden muß, daß man es zuvor mit dem gewöhnlichen Futter vermengt, und daß es in desselben Natur gelegt sey, die giftigen Pflanzen zu vermeiden, so läßt mich dieses nichts anders vermuthen, als daß dasjenige Vieh, wovon man glaubet, daß es davon krepiret sey, und in dessen Magen man dieses Laub wahrgenommen haben will, bereits krank gewesen, und wie es verrecken wollen, solches nur in der Angst gefressen habe.

Der Taxus oder die Ibe ist wahrscheinlich aus den Preußischen, Hessischen und andern Ländern in unsere Gärten gekommen, und einer Art.

Da

Da dessen Laub dem zahmen Vieh und dem Wilde nichts weniger als schädlich ist, sondern demselben vielmehr zur Winterfütterung dienet, so habe ich allen Saamen, den ich nur habhaft werden können, in den Forsten ausgesäet.

Denen, die ein gleiches thun wollen, will ich zur Nachricht sagen, daß, wenn solcher nicht von den Mäusen in der Erde verschleppet und gefressen werden, und gleich im ersten Jahre aufgehen soll, sie die Kerne aus den Beeren, wenn diese etwa acht Tage an der Luft getrocknet worden sind, in frischen Sand legen, und das Geschirr mit selbigen in den Keller setzen müssen, worauf solche, nachdem der Keller warm ist, in den Monaten März oder April zu keimen anfangen, und alsdenn in gutes Erdreich zu pflanzen oder zu säen sind.

Da die Wurzeln von diesem Baume nicht in die Tiefe gehen, sondern in der Oberfläche des Bodens fortlaufen, so will derselbe in den ersten drei, vier Jahren, wie mehr anderes Holz, durchaus im Schatten aufwachsen. Ich will daher anrathen, den Saamen an solche Oerter zu säen, wo die Sonne des Tages nur höchstens zwei bis drei Stunden hin scheinet, und den Boden nicht austrocknet, weil sonst die jungen Stämme gleich im ersten Sommer in den Monaten Julius und August wieder zurück gehen.

Weil dieser Baum sehr langsam aufwächset, so ist das Holz das feinste und schönste unter allem unserm Holze, zumal, wenn es erst etwas alt und flammig geworden ist. Es ist zu Schränken, Schreibtischen und allerhand feiner Arbeit gut zu gebrauchen. Ich habe zu diesem Behuf noch neulich aus einer Pyramide $7\frac{1}{2}$ Fuß lange, und 9 und 10 Zoll breite Bretter schneiden lassen, und will nicht rathen, diesen Baum zu vertilgen, sondern ihn zur Fütterung des Viehes im Winter, und zur feinen Arbeit für die Tischler und Drechsler anzuziehen, empfehlen.

Bremervörde. M. F. Ahlers.

Mittel die Raupen zu vertreiben. *)

Ein Oekonom in Sagan hat ein Mittel erfunden, die Raupen und andere Insekten, welche die Früchte und Bäume verderben, leicht und ohne Gefahr zu vertreiben. Sobald er einen Zweig erblickt, der mehr als die andern mit diesem Ungeziefer bedeckt ist, nimt er ein gleichgültiges Instrument, das spitzig ist, mit welchem er ein kleines Loch in diesen Zweig macht, und zwar so nahe, wie möglich, am Stamm. Hierein läßt er einige Tropfen Quecksilber fallen, und macht es wieder zu. Einige Tage darnach findet sich kein Insekt mehr auf diesem Baum, noch weniger aber auf dem operirten Zweige. Das Quecksilber, das auf diese Art angebracht wird, vertreibet auch den Mehlthau. — Ein Versuch, der sehr leicht zu machen ist, und keine großen Kosten erfordert!

*) Aus dem Erfurter Intelligenzblatt.

Hannoverisches Magazin.

20tes Stück.

Montag, den 10ten März 1783.

Auszüge einiger Briefe des Herrn Langstedts, Feldpredigers bei dem funfzehnten Churfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen nach Ostindien gegangenen Infanterie-Regiment. Nebst einem Extract aus dessen Tagebuche a).

Erster Brief.

An Herrn B**. in Hannover.

Am Bord des Schifs Benjamin and Ann auf Sheernes Rhede, den 27ten Nov. 1781.

Liebster Freund.

Ich eile, Ihnen von unserer am 26ten dieses Monats auf der Rhede von Sheernes, sechs deutsche Meilen von London, erfolgten glücklichen Ankunft Bericht zu erstatten. Am 27ten October wurden wir durch eilf Fährschiffe auf unsere Transportschiffe gebracht. Widrigen Windes halber stachen wir erst den 7ten November in See. In der Nacht vom 8ten auf den 9ten hatten wir nicht

U ge-

a) Außer dem Tagebuche des Herrn Pastor Langstedts, welches mir Herr R. ein Busenfreund von bemeldetem Herrn Pastor, im Original gütigst mitgetheilt hat, ist noch eins unter dem Titel: Tagebuch eines Officiers des funfzehnten Churfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen Infanterie Regiments, geschrieben auf der Reise nach Ostindien, eingelaufen. Um den Lesern des Magazins, nicht eine und eben dieselbe Sache doppelt vorzulegen, habe ich alles das, was in diesem zweiten Tagebuche von den Nachrichten des Herrn Pastor Langstedts abweichet, oder mehr darin enthalten ist, um die im ersten Tagebuche enthaltenen Bemerkungen desto vollständiger liefern zu können, da jedes derselben auf einem andern Schiffe gehalten worden, in Noten gebracht.

Die drei vorangeschickten Auszüge aus den Briefen des Herrn Pastor Langstedts und eines Officiers, sind alle authentisch, und mir im Original von meinen Freunden Herrn B-n, Herrn R-r und Herrn J-rd mitgetheilt. Alles, was die Leser interessiren konte, ist in den Auszügen enthalten. Bloß Freundschaftsversicherungen, und was allein den anging, an den sie geschrieben wur-

geringen Sturm, so, daß der Schifscapitain Rathlef das Signal gab, nach Coxhaven wieder zurück zu gehen. Wir kehrten auch würklich 10 deutsche Meilen nach Coxhaven zurück.

Vom 9ten auf den 10ten war die See gleichfalls sehr unruhig, und in der Nacht vom 11ten auf den 12ten wurde der Wind so stark, daß einige Segel zerrissen, und wir funfzig englische Meilen verschlagen wurden. Am 9ten sahen wir unsere zwei andern Schiffe, die Grand Duchesse und Polly, wie auch die Fregatte belle Poule nicht mehr, welche vermuthlich das zweite Signal in der Nacht vom 9ten auf den 10ten, (da sich der Wind etwas umgesezt,) die Route fortzusezzen, nicht wahrgenommen hatten. Leztere kam erst den 17ten auf der Rhede von Yarmouth wieder zu uns. Die Duchesse ist nach der heute von London erhaltenen Nachricht zu Shils an der schottländischen Küste angekommen, die Polly aber nach Coxhaven zurück gegangen.

Das Schif Kingston hat bei diesem Sturme seinen Steuermann durch einen schrecklichen Fall verloren. Auf der belle Poule wurde ein Matrose durch die Braamstange erschlagen.

Den 15ten, Morgens um 4 Uhr, erblickten wir die Küsten von Yorkshire, und den darauf folgenden Tag gingen wir auf der Rhede von Yarmouth vor Anker, wo ich den traurigen Anblick hatte, daß ich daselbst ein starkes zweimastiges Schif auf einer Sandbank stranden sah. Hier blieben wir widrigen Windes halber bis den 22ten Nov. liegen, an welchem Tage wir die Anker lichteten, und nach Sheernes zu segelten. Weil aber die See unruhig wurde, so mußten wir Abends um 5 Uhr 10 englische Meilen davon vor Anker gehen, und weil der Wind stärker wurde, den Nothanker noch auswerfen: ja es brach sogar in dieser Nacht der eine Angel vom Hauptanker ab. Contrairer Wind nöthigte uns allda bis den 24ten zu verweilen. Um 12 Uhr Mittags gingen wir von da aus unter Segel, und Abends um 8 Uhr warfen wir auf der Themse anderthalb englische Meile von Sheernes die Anker. Der 26te war endlich der längst gewünschte Tag der uns Vormittags um 9 Uhr auf die Rhede des oft erwähnten Hafens brachte. Wir trafen daselbst den englischen Admiral Noddan mit verschiedenen Kriegesschiffen

wurden, sind weggeblieben. Gern hätte ich aus einigen Briefen vom Herrn Auditeur S - - - e und Herrn Pastor Langstedt an einige ihrer hiesigen Freunde noch manches Interessante im Auszuge geliefert; allein, aller angewandten Mühe ungeachtet, habe ich diese Briefe nicht wieder erhalten können. Herr Pastor Langstedt hat es übrigens Herrn R. und B. fest versprochen, ihnen den zweiten Theil seines Tagebuchs von Rio de Janeiro bis nach Ostindien gleichfalls zuzusenden, und zu seiner Zeit soll selbiger den Lesern auch vorgelegt werden.

Hannover. G. F. Wehrs.

schiffen an. Am 16ten wären wir des Morgens um 8 Uhr auf der Rhede Yarmouth beinahe auf eine Sandbank gekommen, wenn wir nicht durch eine geschickte Wendung des Schifs unter göttlicher Hülfe von dieser Gefahr wären befreiet worden. Das Transportschif Kingston hatte am 24ten auf nur gedachter Rhede, wie auch den 27ten auf der Themse dieses Schicksal, wurde aber durch die von der belle Poule zu Hülfe eilenden Matrosen, und das andere mal durch ein Kriegsschif gerettet.

Am 20ten wurden wir von unserer Fregatte zum Essen geladen, und von dem Herrn Capitain Fair Fax, einem ganz fürtreflichen Mann, herrlich bewirthet.

An der Seekrankheit habe ich drei Tage heftig darnieder gelegen, doch befinde ich mich nach der Genesung hievon Gottlob ganz wohl. Unser Schif, daß auf 402 Tonnen gebauet ist, 6 Kanonen und 6 Drehbassen führt, hat Gottlob noch keinen Todten gehabt, obgleich verschiedene an der Dissenterie hart darnieder gelegen haben. Die Nacht vom 7ten auf den 8ten vergeß ich nie, da hatten wir sämtlich, drei Officiere ausgenommen, die Seekrankheit am stärksten, und unsere Equipage flog durch die heftige Bewegung des Schifs in der Cajüte hin und her. Unsere Leute bekommen täglich abwechselnd Erbsen und Schweinefleisch, Budding und Rindfleisch, Habermehl und Erbsen, Butter und Käse, und alle Tage die Person drei Viertel Pfund Schifsbrod. Das Bier schmeckt nach Käse, daher ich keines verlange. Sieben Personen, worunter auch ich bin, schlafen in Bettstellen, die übrigen auf der Erde.

Des Schifslebens bin ich sehr bald gewohnt worden. Selbst im Sturm schlief ich ohne allen Kummer.

Noth am Essen und Trinken litt ich auch nicht, ob mir gleich die Schifskost nicht schmecken wolte, denn ich hatte mich in Stade gut verproviantirt.

Auf den ostindischen Schiffen werde ich mein Apartement und auch bessere Kost erhalten. Zu Portsmouth werden wir auf die ostindischen Schiffe embarquirt werden, wenn dieses aber geschehen wird, ist noch ungewiß. Der Commodore Bickarton wird uns mit sechs Kriegsschiffen dahin begleiten.

Morgen reisen wir, der erhaltenen Ordre zu Folge, nach Portsmouth.

Auf der belle Poule, die 38 Kanonen führt, und eine ganz fürtrefliche Cajüte hat, sahe ich eine Ziege, die auf dem Schiffe jung geworden, und mit dem Capitain Cook die Reise um die Welt gemacht hat. Sie frißt alles, und nimt's jedem aus der Hand.

Unser Schif ist bei dem verwüstenden Sturm vor Barbados gewesen. Wir haben eine amerikanische Ziege und Bock darauf, auch amerikanische Käfer, die platter und weißer als Maikäfer sind.

Zweiter Brief.

An Herrn R ** r in Hannover.

Rio de Janeiro, im Mai 1782.

Liebster Freund.

Schon längst war ich Ihrer während meines Aufenthalts in Hannover genossenen ausnehmenden Freundschaft ein besonderes Schreiben schuldig.

Aber ich wolte Ihnen mit allem Fleiß aus England von unserer langwierigen und mit mancherlei widrigen Begegnissen bezeichneten vierzehn wöchentlichen Reise, keine wiederholte Nachricht ertheilen, da ich mir mit der angenehmen Hofnung schmeichelte, daß Ihnen das mehrste von unserer Reisegeschichte nach England, aus dem von Sheernes Rhede aus an Herrn B ** b) erlassenen Schreiben mögte bekant geworden seyn.

In der süßen Erwartung, vielleicht bald von einer beglücktern und angenehmern Reise interessantere Nachrichten ertheilen zu können, theile ich Ihnen folgendes mit:

Am 30ten April sind wir nicht nur die so sehr gefürchtete Aequinoctiallinie ohne große Ungemächlichkeit passirt, sondern befinden uns auch dem größten Theil nach Gottlob ganz wohl, und gedenken ehestens in einem Hafen in Südamerika oder zu Madagascar einzulaufen. Einen Auszug aus meinem Journal von Portsmouth aus werden Sie von dem Herrn A *** bekommen, den ich darum ersucht habe. Da ich dieses schreibe, befinde ich mich ganz wohl und vergnügt. Der Himmel gebe, daß Sie diesen Brief in gleichem Wohlstande und Frölichkeit lesen mögen. Ey! werden Sie sagen: auf festem Lande befindet man sich doch besser, und heitrer im Gemüth. In gewissem Verstande räume ich es Ihnen gern ein, versichere aber auch dabei, daß wir in unsrer gegenwärtigen Lage (wenn der Himmel besonders Gesundheit schenkt,) die Ihnen mein Tagebuch und sonstige beigelegte Nachrichten näher aufklären werden, gewiß nicht zu klagen Ursach haben. Wir leben ohne alle Nahrungssorgen, segeln bis hieher größtentheils mit günstigem Winde, und vergessen die Gefahren immer mehr, die man auf dem Meere zu fürchten hat. Man wird des Seelebens von Tag zu Tag mehr gewohnt. Ich wenigstens wolte nunmehro die ganze Welt umsegeln.

Meine Amtsgeschäfte sind zeither nicht so häufig als von Stade nach Portsmouth gewesen. Ich habe 1 Kind getauft und 103 Personen bis jezt das heilige Abendmahl reichen müssen. Wenn es die Witterung und andere Umstände erlaubten, hielt ich auf dem Verdeck Gottesdienst, sonst

aber

b) Siehe den ersten Brief.

aber in der Cajüte, auch während der Passionszeit in der Woche einmal. Ich mußte mich von 20ten bis 24ten März Amts halber am Bord des Schifs Anna Amalia aufhalten, und zog mir durch die viele besonders im Raum des Morgens bei den Kranken eingeschluckte faule Luft eine Magenkrankheit zu, die aber unter göttlicher Hülfe, mittelst der von unserm geschickten Regimentschirurgus **Schwarz** verordneten Medicamente bald gehoben wurde. Ob ich gleich keine Antwort auf mein Schreiben an die B. Familie, welche ohne Zweifel verloren gegangen ist, erhalten, so lebe ich doch der angenehmen Hofnung, daß es ihr richtig eingehändigt worden, weil von dem Herrn * * *, dem ich diesen Brief eingeschlossen übersandt, als wir uns noch in den **Dünen** bis **Deal** befanden, Nachricht eingegangen. Vermuthlich hat der junge Herr B : : : seinen Vorsatz mit nach Ostindien gehen zu wollen, aufgegeben.

Bis hieher war dieser Brief fertig, ehe wir noch gewiß wußten, in welchem Hafen wir vor Anker gehen würden. Am 29ten April liefen wir in den südamerikanischen Hafen **Rio de Janeiro** wohlbehalten ein. Der Commodor fuhr mit unserm Herrn Obersten und übrigen Commandeurs von den Regimentern nach dem Vice-Roi, um die Erlaubniß, die Kranken ans Land bringen zu dürfen, zu erbitten, welche ihnen auch eingeräumt wurde, daher man am 2ten Mai selbige auf ein nicht weit entferntes Eiland, Namens **Inschades**, worauf einige bisher unbewohnte Gebäude standen, brachte. Von den Schiffen werden ihnen täglich die erforderlichen Nahrungsmittel zugesendet.

Am 3ten dieses fuhr ich mit dem Herrn Hauptmann **Offeney** ans Land, machte dem portugisischen General **Böhme**, einem Deutschen, der sonst in Bremen als Commandant gestanden, die Cour, und wurde überaus gütig aufgenommen, besah die würklich paradisischen Environs dieser Stadt, deren betrügerische Einwohner größtentheils Negers sind, wohnte der Investitur einer Nonne bei, wobei ich die herrlichste Musik hörte, wurde mit einigen Fratribus, die mir überaus höflich begegneten, bekant, und ging Abends ganz vergnügt über Gottes schöne Welt auch auf der andern Halbkugel, an mein Bord zurück.

Ich schließe diesen Brief, welcher über Lissabon und London gehet, unter herzlicher Anwünschung des dauerhaftesten Wohlergehens, und bin rc.

Nachschrift.

Wir genießen hier den Mai in seiner vollkommsten Schönheit: unzählige Nachtigalen ergözen das Ohr des am Strande Spazierengehenden: das Auge sieht sich an den herrlichen Zitronen- und Orangenwäldern nimmer satt. Für ½ englischen Schilling kan man 100 Stück der schönsten Orangen kaufen.

Die Stadt ist beinahe so groß, als Hannover, und besteht aus zwei Theilen,

len, deren einer Sebastian, der andere aber Janeiro genannt wird.

Unsere Kranke können bei Tage auf der Insel, unter den schönsten Orangen- und Zitronenbäumen liegen, und ihre balsamischen Düfte einathmen; sie bessern sich daher von Tage zu Tage, und wir haben ungefähr noch 6 gefährliche Kranke. Zu Anfange des künftigen Monats, werden wir wahrscheinlich, so Gott will, unsere Reise weiter fortsetzen.

Das Wasser ist hier bei weitem nicht so schlecht, als es Capitain Cook beschrieben hat, sondern sehr gut zu genießen, auch der Gesundheit nicht nachtheilig. Der Himmel aber ist selten heiter, die Atmosphäre ist größtentheils mit wäßrichten Dünsten angefüllet.

* * * * * * * * *

Dritter Brief. c)

An Herrn J***d in Hannover.

Geschrieben am Bord des Schifs Nottingham, im Hafen Rio de Janeiro, den $\frac{4}{22}$ten Mai 1782.

Bester Freund.

Ein von hier nach Lissabon gehendes portugiesisches Schif, nimt diesen Brief mit. Da es zu eilig absegelt, kan ich Ihnen den Verfolg meines Tagebuches jezt noch nicht mit schicken, sondern Ihnen nur folgendes melden.

Wie wir die Linie passirt waren, steuerten wir immer nach Südwest, bis wir endlich am 25ten April die erstaunlich hohen und schroffen Felsen der Küste Brasilien erblickten. Unsere Freude hierüber war unbeschreiblich groß. Wir wurden hier sehr gut aufgenommen. Man schickte uns gleich für alle unsere Schiffe Lootsen, die uns in den Hafen brachten, und die auf unserer Flotte befindlichen Kranken wurden am 2ten Mai auf die gerade gegen der Stadt über liegende und von selbiger nur eine Viertelstunde entfernte kleine Insel Jenschades geschaft, wo sie unter Obdach kamen, und die gehörige Verpflegung erhielten.

Der Eingang des Hafen wird durch das große Fort St. Crux, und durch das diesem gegen über liegende kleine Fort St. Lucie gedeckt.

Von jedem unserer Schiffe dürfen allemal nur fünf Officiere auf einmal ans Land gehen, und fünfe bekommen alsdenn allemal einen Officier zur Ordonanz mit, der sie allenthalben, wo sie hingehen dürfen, herumführt.

An unsern Schiffen wimmelt es täglich von Böten, die uns allerlei Victualien zum Kauf anbieten.

Für etwa 6 Mariengroschen nach un-

c) Dieser Brief ist nicht vom Herrn Pastor Langstedt, sondern ein Auszug aus einem Schreiben eines Hannoverischen Officiers vom funfzehnten Regiment, welches mir vom Herrn J. gütigst mitgetheilt worden.

unserm Gelde, kan man hier 150 Stück sogenannte Apfelsinen oder süße Orangen kaufen. Eben so viel Stück Zitronen erhält man für den nemlichen Preis.

Cocosnüsse sind hier gar nicht rar. Zwölf Stück kosten etwa 2 Mariengroschen, und nach Proportion sind alle übrigen Früchte, die das Land hervor bringt, nicht theurer.

Die hiesige Gegend ist recht romantisch und malerisch, nur werden die süßen Empfindungen, die man bei dem Anblick derselben genießt, zu oft durch den Anblick des menschlichen Elendes, ich meine durch die erstaunliche Menge der hiesigen nackten armen Negersklaven, unterbrochen.

Unser Einzug in den Hafen wurde durch das Abfeuern der Kanonen auf allen unsern Schiffen und durch die Gegenbegrüßung des Forts recht feierlich.

In der Nähe der Stadt siehet man schöne Landgüter, herrliche Gärten und Wälder von Zitronen- und Orangenbäumen, und Brasilienholz. Blumen, verschiedener Art, bedekken überall die Erde, und duften die lieblichsten Gerüche aus. Ueberhaupt liefert die Abwechselung von Bergen, Blumenreichen Thälern, Wäldern und Gebäuden den schönsten Contrast.

Die Stadt selbst ist regulair gebauet. Sie ist etwa zwei englische Meilen lang, und eine halbe englische Meile breit, und liegt an der südlichen Seite, längst der Küste.

Die Straßen sind gut gepflastert, und haben an den Seiten Fußbänke für die Fußgänger.

Alle Häuser sind massiv gebauet, und zwei Etagen hoch, haben aber keine Glas- sondern hölzerne Gitterfenster, und werden dadurch sehr verunstaltet.

Der Pallast des Vice-Roi, die Canzlei, die Münze, das Gefängniß, die Baracken, worin ein Theil der Garnison liegt, imgleichen die hiesigen reichen Klöster und Kirchen, sind prächtige Gebäude, die gesehen zu werden verdienen. Es sind hier sieben Ordensklöster, wovon drei Nonnenklöster sind. Das Kloster der Benedictiner ist das größte und beste von allen.

Die Portugiesen sind hier durchgängig höflich und zuvorkommend.

Die Zahl der Schwarzen verhält sich gegen die Weißen wie 11 zu 1.

Weiße Frauenzimmer, die hier, was ihre Tugend anbetrift, von der vornehmsten bis zur niedrigsten, in nicht gar zu gutem Rufe stehen, sieht man hier bei Tage gar nicht. Kaum aber fängt der Abend an zu grauen, so wimmelt es auch davon in allen Straßen. Sie suchen auf alle ihnen nur mögliche Art und Weise vorzüglich die Fremden in ihr Netz zu locken, und schenken denen, die ihnen begegnen, zum Zeichen ihrer Gunst Bouquets. Aber wehe dem unerfahrnen Fremden, der sie nicht fliehet. Krankheit und siecher Körper sind gewöhnlich die unausbleiblichen Folgen seiner begangenen Thorheit. Man pflegt

pflegt auch jeden Fremden hier gleich zu warnen, sich nicht mit diesen Geschöpfen abzugeben.

Die Stadt hat ein sehr gutes Opernhaus, in welchem von einer europäischen Operistengesellschaft wöchentlich dreimal Oper gegeben wird. Die Gesellschaft spielt ziemlich gut.

Das Militair stehet hier in grossem Ansehen. Es bestehet aus 14 Regimentern, und wird von dem General Böhm commandirt.

Der General Böhm ist ein Deutscher, und war ehemals Commandant in Bremen. Er ging mit dem Grafen von Bückeburg nach Portugall, und wurde von da aus vor einigen Jahren mit verschiedenen Regimentern hierher gesandt. Sein hiesiges Landgut, worauf er wohnt, ist nicht weit von der Stadt belegen. Wir wurden alle recht freundschaftlich von ihm aufgenommen.

Die hiesigen Soldaten sind alle gut montirt und exercirt. Ihr Exercice aber ist jedoch noch auf den alten Fuß, so wie es vor Zeiten bei uns war.

In acht Tagen haben wir Hofnung von hier zu reisen rc.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Anecdote, vom Despotismus in Rußland. *)

Baron Dimsdale fand bei Einführung der Pockeninokulation in Rußland das seltsame Vorurtheil, daß der Kranke, von welchem die Blattermaterie, zum Gebrauch bei andern genommen werde, ohne Rettung sterben müsse. Er hörte von einem Kinde, daß die Blattern hätte, und ging hin, Materie davon zu holen. Als er in das Zimmer trat, waren alle Umstehende wie bedonnert, und die Mutter warf sich ihm zu Füßen, und bat ihn, doch ihres Kindes Leben zu schonen. Der Baron wurde gerührt, und hieß seinen Dolmetscher versuchen, ob der Frau das Vorurtheil ausgesprochen werden könte, und im Fall er seine Absicht nicht erreichen solte, sie zu versichern, daß er sie nicht zwingen wolle. Unterdessen der Dolmetscher mit der Familie sprach, bemerkte er, daß der Vater des Kindes, einige Zeit mit der Mutter redete, und dieser sagte ihm denn, daß sie endlich in sein Verlangen willige. Er hörte nemlich, daß der Baron auf ausdrücklichen Befehl der Kaiserin gekommen, und sagte deswegen zu seiner Frau: „Eben so wenig als du, meine Liebe, würde ich irgend einem Menschen in der Welt zu Gefallen unser Kind verlieren wollen; aber du hörst ja wohl, der Herr komt auf Befehl der Kaiserin: und wenn Ihre Majestät verlangte, unserm Kinde solten die Hände oder Füße abgehauen werden, welches doch viel schlimmer als der Tod seyn würde, so müßten wir uns unterwerfen. Laß uns also unsern schuldigen Gehorsam zeigen, und uns den Befehlen Ihrer Majestät nicht widersetzen.„ Merkwürdig ist die Art, wie die Kaiserin dieses verderbliche Vorurtheil auszurotten suchte. Als sie selbst die eingeimpften Pocken hatte, ließ sie mehrere mit ihrer eigenen Blattermaterie inokuliren.

Ad. Moller.

*) Bar. T. Dimsdale's Tracts on Inoculation &c. Lond. 1781. 8. Monthly Review March 1782. pag. 170.

Hannoverisches Magazin.

21tes Stück.

Freitag, den 14ten März 1783.

Auszüge einiger Briefe des Herrn Langstedts, Feldpredigers bei dem funfzehnten Churfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen nach Ostindien gegangenen Infanterie-Regiment. Nebst einem Extract aus dessen Tagebuche.

(Fortsetzung.)

Liste der ostindischen Flotte, die am 6ten Febr. 1782 von Portsmouth ab unter Segel ging.

Reisen	Schiffe.	Tonnen	Capitains.	Bestimmung.
4	Alfred —	758	Jam. Brown	Coast and China.
4	Calcutta —	761	Will. Thomson	
2	Ganges —	758	J. H. Dempster	
4	Ceres —	723	Th. Price	India.
1	Dutton —	755	Jam. West	
1	Royal Bishop	700	Will. Mears	Bombay and Bencooln.
4	Morse —	864	Jos. Elliot	Coast and China.
4	Royal Henry —	804	Ralph. Dundas	
2	Earl Talbot —	758	Robb. Taylor	
4	Nordfolk —	723	Sam. Bonham	India.
1	Major —	755	Dav. Arthur	
5	Hawke —	723	Franc. Scott.	
5	Worcester —	723	Joh. Cock	
1	Kent —	755	Peter Stoakes	
1	Warr Hastings —	755	Th. Lavking	
1	Nottingham —	740	George Curtis	
1	Ann Amalia Nassau	600	Popham	

Man of War.			Guns.
Gibraltar	—	—	84
Cumberland	—	—	74
Defence	—	—	74
Africa	—	—	64
Inflexible	—	—	64
Juno Fregate	—	—	32
Griffin Cutter	—	—	12

Außer den angeführten Kriegsschiffen noch sieben, deren Namen ich bis jezt noch nicht habe erfahren können.

Die von Plymouth aus zu uns gestoßenen zwei Storschiffe und eine Brig, gingen mit einem 42 Kanonenschiffe nach Afrika. An welchem Tage aber dieses geschehen, ist noch unbekant. Jezt besteht also unsere Flotte aus 25 Segeln.

In der ganzen Flotte befinden sich überhaupt 10,000 Menschen. Auf dem Commodorschiffe Gibraltar 700. Auf jedem 74 Kanonenschiffe 600, auf jedem 64 Kanonenschiffe 500, auf jeder Fregatte 250, auf dem Kutter 70.

Die Anzahl der Menschen auf jedem ostindischen Schiffe ist mir bis jezt noch unbekant.

Kurze Beschreibung unsers Schiffes.

Unser Schif, jezt Nottingham genannt, vorher, da es noch den Holländern gehörte, Wilhelmina Catharina, auf 32 Kanonen gebohrt, jezt aber nur 22 Zwölfpfünder und 6 Sechspfünder führend, hatte am Tage der Abreise von Portsmouth 320 Köpfe am Bord, 191 von unsern Leuten, 29 englische Rekruten, 12 irrländische Cadetten und 88 Seeleute.

Seine Länge ist 130 Fuß, die Breite aber 36 $9\frac{1}{2}$ Fuß a).

Im Wasser geht es 21 Fuß tief, außer Wasser 14 Fuß.

Der Mittelmast ist 80 Fuß hoch, der Vormast 70 Fuß, und der Missenmast 50 Fuß.

Zu den 42 Segeln, die wir aufsezzen können, sind 3000 Ellen Segeltuch verbraucht. Es kostet den Besizzern als eine Priese 14200 Pfund Sterling, ist auf ein Jahr überhaupt verproviantirt, und auf ein halbes Jahr mit Wasser versehen.

Die Provisionen kommen, nebst der gesamten Ausrüstung des Schifs auf 26000 Pfund Sterling zu stehen.

Wir nahmen auf unsere Reise außer dem eingesalzenen Fleische mit: 3 ganze Ochsen, 45 Stück Schweine, 35 Stück Schafe, 5 Dutzend Gänse, 10 Dutzend Enten, 6 Dutzend Puter, 18 Dutzend Hühner.

Dieses Schif ist den Holländern gleich zu Anfange des jezigen Krieges unweit Portsmouth genommen worden.

Es wird jezt von dem Capitain George Curtis, einem ganz furtreflichen Mann, der 26 Jahr alt ist, und die dritte Reise nach Ostindien macht, commandirt. Es ist sehr stark ge-

a) So steht im Original.

gebauet, und segelt ziemlich gut. Auch ist eine Schmiede darauf befindlich.

Unsere Leute erhalten folgendes täglich an Essen und Trinken.

Die ganze Mannschaft ist zu fünf Mann in Menagen getheilt, und bekommen:

Montags. Habermehl, Brei davon zu machen, Sandzucker, und ½ Pf. Käse, ½ Quartier Wasser mit Rum oder Brantewein vermischt, oder Grog.

Dienstags. Fünf Mann 8 Pfund Rindfleisch, jeder Mann ½ Pfund Weizenmehl zum Budding, und überhaupt 5 Mann ½ Pfund Fett.

Mittwochs. Sechs Pfund Schweinefleisch für fünf Mann, und Erbsen zur Suppe.

Donnerstags. Zwei Stockfische für fünf Mann, ½ Quartier Oel, ½ Quartier Essig, Erbsen zur Suppe, und ½ Qartier Grog.

Freitags. Wie am Dienstage, und Grog.

Sonnabends. Wie am Mittewochen.

Sonntags. Wie am Donnerstage, und Grog.

Brod bekomt jeder Mann wöchentlich fünf Pfund. So lange Bier vorräthig ist, kein bestimmtes Maaß, wenn aber solches ausgetrunken, erhält jeder Mann täglich 2 Quartier Wasser, und an dem Tage, wo sie Grog erhalten, nur 1½ Quartier.

Wir haben täglich Mittags 12 Schüsseln, und Abends 6. Noch nie habe ich so viel Puter und Pasteten, als auf diesem guten Schiffe verzehren helfen. Bei Tische trinken wir Bier oder Rum mit Wasser vermischt. Nach Tische Madera und rothen Portwein. Abends nach Tische Ponsch oder Neger, ein Trank der aus rothem Wein Zitronensaft, Wasser und Zucker bereitet wird.

Um acht Uhr des Morgens wird gefrühstückt, da wir Kaffe oder Thee, und ein jeder dabei ein kleines Brödchen erhalten, welches die Engländer Roll nennen, und alle Tage frisch gebacken wird, 2 Uhr ist Diner, 8 Uhr Abends Souper.

Unsere Kranke werden überaus gut behandelt. Sie empfangen Suppe von Haber und Reismehl mit Sandzucker, Graupen, Reis, auch zuweilen frisches Hammelfleisch. Zum Getränke erhalten sie Thee, Kaffe, Bier und zuweilen rothen Portwein, nachdem es die Krankheiten erlauben. Ueberhaupt bezeigt sich unser fürtrefliche Schifscapitain sehr mitleidig und wohlthätig gegen sie, läßt besonders zum Besten der mit Scorbut behafteten, da kein Bier mehr vorhanden ist, von neuem ein dieser Krankheit abhelfendes Bier brauen. Ich kan nicht umhin, zugleich die überaus große Wohlthätigkeit unsers Herrn Obersten gegen sie zu rühmen, welcher sie seit geraumer Zeit mit Wein, Kaffe und andern Erquickungen labet.

Die Reinigkeit auf unserm Schiffe anlangend, so kan ich mit Bestand der Wahrheit versichern, daß sie sehr weit

geht. Das Quaderdeck ist immer so rein, als das schönste Zimmer. Der Raum, in welchem unsere Leute sich aufhalten, wird täglich gereiniget und ausgewaschen, und der Guns-Room, nebst den übrigen Theilen des Schifs wöchentlich zweimal mit Wasser von Grund aus gesäubert, auch sehr oft mit Theer, Pulver und Kampfer geräuchert, und die Hängematten unserer Leute täglich aufs Deck gebracht und gelüftet. Wir schlafen größtentheils in Cots, die viel geräumiger und besser als Hängematten sind, und einem Bette sehr nahe kommen, ja nach meiner Empfindung den Betten vorzuziehen sind, wenn sie auch gleich als Hangematten aufgehangen werden. Mit diesen wird alle Tage eben diese Procedur gemacht. Wir schlafen bei offenen Fenstern, Thüren und Gallerien, so daß der Wind auf allen Seiten durchstreichen kan, und doch schadet uns diese Zugluft nicht, sondern bekömt uns sehr wohl.

Verzeichniß der Seeleute auf der *Nottingham.*

Der Capitain. 5 Mates. 1 Schifsdoctor oder Butſer. 1 Midſhipman Cockswain, der den Capitain allemal begleitet, wenn er im Boote ausfährt. 4 andere Midſhipmans. 1 Gunner. 1 Carpenter. 1 Boatswain. 1 Cooper. 1 Ships Stewart. 1 Capt. Stewart. 1 Ships Cook. 1 Capt. Cook. Gunners Mate. Carpenters Mate. Sailmaker. Armorer. Boatswains. Mate. Butcher. Baker. 5 Quatermaſters. 40 Seamans and Servants.

* *   * *   * *
*   *   *

Damit Sie sich doch einen Begrif von unserm Diner machen können, welches wir am 20ten März hatten, so lege ich Ihnen dieses Blatt bei, worauf ich die Schüsseln so verzeichnet habe, wie sie auf dem Tische standen.

Diner

Diner am 20sten März 1782.

Schweine-Carbonade. — Dicker Reiß. — Budding mit Rosinen. — Handtorten von Stick- und Johannis-beeren. — Kartoffeln. — Compot von Stickbeeren. — Fricassé von Geflügel.

Suppe von Bouillonkuchen mit Nudeln. — Puterbraten. — Gekochter geräucherter Schinken. — Pastete von Hammelfleisch. — Pöckel-Schweinefleisch. — Puterbraten. — Suppe von Bouillonkuchen mit Nudeln.

Fricassé von Geflügel. — Compot von Stickbeeren. — Kartoffeln. — Handtorten von Stick- und Johannis-beeren. — Erbsen-Budding. — Dicker Reiß. — Grillirt Hammelfleisch mit Kappern.

Dessert.

Oliven.

Apfelsinen. — Eingemachter Papaver. — Rosinen. — Käse. — Mandeln. — Butter. — Mandeln. — Käse. — Rosinen. — Eingemachte Pomeranzen. — Apfelsinen.

Oliven.

Auszug aus meinem Tagebuche von Portsmouth aus den 6ten Februar 1782. b).

Den 6ten Febr. Nachmittags um 4 Uhr gingen wir mit Nordostwinde 35 Segel stark, unter dem Commando des Commodore Bickarton, auf dem, den Spaniern genommenen Schiffe Gibraltar, von 80 Kanonen, laut der Seite 321. befindlichen Liste, von Portsmouth ab. Abends waren wir in dem großen Ocean, und unser Pilote, der uns bis dahin geführt, ging ab.

Den

b) Das Tagebuch eines Officiers, welches zu Hameln angefangen, bis zum 3ten Febr. auf dem Schiffe Banjamin and Ann, sodann aber auf dem Schiffe Ann Amalia Nassau fortgeführt worden, gehet vom Mai 1781, wo die beiden nach Ostindien gegangenen Infanterie-Regimenter geworben wurden, an. Folgendes daraus bis zum 6ten Febr. 1782 gehört hier her:

Jedes der beiden Regimenter solte aus 1035 Mann bestehen.

Das funfzehnte Regiment war schon den 14ten Sept. 1781 complet, und konte dem ostindischen Commissair, Capitain P. bei Hameln, dem Versammlungsorte, zur Musterung vorgeführt werden. Der Herr Oberstlieutenant R. wurde zum Obersten über beide Regimenter ernannt, und der Herr Major von W. dem sechszehnten Regiment als Oberstlieutenant vorgesetzt. Die übrigen Officiere waren Freiwillige aus der Hannoverischen Infanterie und Cavallerie.

Den 6ten Oct. 1781 setzte sich das funfzehnte Regiment, in fünf verschiedenen Divisionen von Hameln nach Stade in Marsch, wurde allda den 27ten Oct. desselben Jahrs auf der Elbe auf vier englischen Transportschiffen eingeschift, und durch die Fregatte belle Poule convoiiret, welche an der Mündung der Elbe bei Coxhaven auf sie wartete. Widrige Winde hielten diese Schiffe bis den 7ten Nov. 1781 in der Elbe auf, und auch dann blieb ihnen Neptun nicht lange günstig. Sie wurden bald durch Stürme aus einander verschlagen. Die Polly, eins der Transportschiffe, nahm ihre Zuflucht wieder nach der Elbe zurück, und die übrigen Schiffe kamen, eins nach dem andern, ganz nördlich an die Küste der Grafschaft Yorkshire.

Am 15ten Nov. 1781 erblickte das Schif Banjamin and Ann, das nur das Transportschif the Kington bei sich hatte, zuerst die englische Küste bei Withby, einer alten Abtei in eben genannter Grafschaft. Diese Schiffe wandten nach Süden, und waren den folgenden Tag auf der Rhede vor Yarmouth, wo auch den 18ten die belle Poule zu ihnen stieß. Des Obersten R. Schif, the grand Dutchess of Russia, kam erst nachher in den Dünen wieder zu ihnen, die Polly aber blieb mit des Hauptmann von H. B. und Sch. Compagnie bis in den Frühling 1782, und bis zur Abfahrt des sechszehnten Regiments zu Stade, weil sie in der Elbe eingefroren war, und die zu ihrer Bedeckung nachgeschickte Fregatte Ariadne, das Unglück gehabt hatte, auf der Elbe zu scheitern.

Die zu Yarmouth angelangten Schiffe aber segelten von da am 22ten Nov. 1781 ab, und ankerten am 24ten desselben Monats in der Mündung der Themse, legten sich aber den andern Tag näher an die Citadelle Sheerneß auf dem Flusse Medway, und von hier gingen einige von ihren Officieren nach London.

Am 3ten Dec. 1781 verließen sie diesen Ort, und segelten unter Bedeckung eines

Den 7ten Febr. 12 Uhr Mittags, sahen wir Helene auf der Insel Wigth.

Den 8. — Wurden unsere Kanonen scharf geladen, und die erforderlichen Mannschaften dazu ausgesezt, um uns gegen feindliche Anfälle zu wehren. Nachmittags um 3 Uhr, geselleten sich 3 nach Afrika bestimte Schiffe aus Plymouth, das wir von ferne erblickten, zu uns.

Den 9. — Am Morgen waren wir bei Landsend. Nachmittags um 3. bei der Insel Scilly, auf der wir eine kleine Stadt, und einige Leuchtthürme bemerkten.

Den 10. — Die spanische See, in der wir uns nun befanden, war so unruhig, als wir es kaum in der Nordsee empfunden hatten, daher die fünf Fenster in unserer Cajüte, bis auf eins, aus Besorgniß, daß sie von den Wellen zerschlagen werden mögten, ausgehoben, und an deren statt Schellern eingesezt wurden. Wir segelten in einer Stunde 7 englische Meilen.

Den 11. — Waren wir mit der irrländischen Küste in einerlei Breite, und hatten einen, von den Engländern sogenannten frischen Wind. (fresh Gale.) Unser Speisetisch zerbrach durch die heftige Bewegung des Schifs. Ein Ostindienfahrer wurde seines Maintoppmasts verlustig.

Den 12ten Febr. Wir aßen, wegen starker Bewegung des Schifs, liegend, wie die Morgenländer. Abends waren wir 400 englische Meilen von Portsmouth.

Den 13. — Wir steuerten in Südwest, da wir zeither unsern Lauf nach Westen genommen hatten c),

Den 14. — Empfing ein jeglicher Officier, und ihm an Range ähnlicher, von diesem Tage an, 1 Quartier Wasser zum Gebrauch außer den Mahlzeiten. Abends, waren wir 700 Meilen von Portsmouth.

Den 15. — Ein ostindisches Schif verlor abermals in der vergangenen sehr unruhigen Nacht, seinen Maintoppmast.

Den 16. — Hatten wir Kalm (ruhige See,) und aßen wieder sitzend am Tische.

Den 17. — Avancirten wir, weil der Wind contrair war, fast gar nicht.

Den 18. — In der abgewichenen Nacht entdeckte der Commodore ein Schif, das er für ein feindliches hielt, da-

eines Cutters von 14 Kanonen nach den Dünen (Downs), mußten aber widrigen Windes wegen auf dieser an sich kurzen Reise bis den 13ten zubringen.

Am 30ten Jan. 1782 gingen sie zum lezten mal unter Segel, und legten sich endlich den 2ten Febr. zu Spithead, der Rhede vor Portsmouth glücklich vor Anker. Weil aber die ostindische Flotte hier bereits segelfertig lag, so wurden sie schon den andern Tag auf die ostindischen Transportschiffe umgeschiffet, und fuhren am 6ten Febr. mit der englischen ostindischen Flotte von Portsmouth ab.

c) An diesem Tage regnete und schneiete es abwechselnd, und die See wurde wieder recht unruhig.

daher er eine Fregatte abschickte, um es zu verfolgen; diese aber konte, der trüben Witterung halber nicht weit genug kommen, und das Schif ließ sich auch nicht weiter sehen d). Auch starb ein am 9ten d. M. allhier gebornes Soldaten Kind.

Den 19ten Febr. Hatte es auf dem Verdeck Eis gefroren. Wir waren mit Portugal in einerlei Breite. Passirten die **grünen Inseln** e).

Den 20. — Waren wir einem portugiesischen **Westereiland** nahe.

Den 21. — Feines Wetter, ziemlich guter Wind.

Den 22. — Fresh Gale, so, daß wir, um durch den starken Wind nicht zu nahe an die **Azorischen Inseln** getrieben zu werden, Nachmittags um 2 Uhr eine ziemliche Strecke zurückkehren mußten.

Den 23. — So warm, als in Deutschland im Mai.

Den 24. — Wir waren im 38. Grade 59 Min. Norderbreite. Die Witterung war wie gestern.

Den 25ten Febr. So warm, als wir es auf unserer Reise noch nicht erlebt hatten. Der Ofen wurde aus unserm Speisezimmer weggebracht, und die Fenster in unserer Cajüte wieder eingesetzt f).

Den 26. — Das Meer war überaus ruhig. Nachmittags machte der General **Bourgoyne**, der auf dem Schiffe Royal Henry, mit einem Dragoner-Regiment in unserer Gesellschaft, nach **Ostindien** geht, unserm Herrn Obersten **Reinhold** die Cour. Ich lernte einen Mann kennen, der zwar klein von Statur, aber voller Feuer, Leben und Menschlichkeit war. Der Compagnie-Chirurgus **Tortů** starb an der Dissenterie.

Den 27. — Waren wir **Afrika** gegen über. Gegen 6 Uhr Abends sahen wir **St. Marie**, eine zu den Azoren gehörige Insel g). Die **Canarischen Inseln** lagen uns links. Alle Schiffe zogen sogleich ihre Wimpel auf, und der Commodore salutirte mit einem Kanonenschusse h).

Die Fortsetzung folgt künftig.

d) Es stürmte wieder, und regnete heftig.

e) Es wehete ein strenger Nordwind, und die Wellen schlugen so ungewöhnlich hoch, daß sich oft die nächsten Schiffe ganz aus dem Gesichte verloren.

f) Die Flotte war nun oft so nahe zusammen, und das Meer so ruhig, daß kleine Bote von einem Schiffe zum andern fuhren.

g) Die Flotte erblickte nach dem zweiten Tagebuche Nachmittags gleich nach 4 Uhr diese Insel auf 5 Leagues rechts, (drei englische Meilen machen eine League oder Seemeile, die bei allen europäischen Seemächten gleiche Länge hat, und 20 solcher Leagues werden auf einen Grad des Aequators gerechnet.). Das entdeckte Land zeigte sich in der Entfernung der Flotte wie der alte Deister, wenn man ihn zuerst in der Lüneburger Heide von ferne wahr nimt. Das hohe Ufer dieser Insel schien wie ein blauer Nebel, der aber den folgenden Morgen schon wieder verschwunden war.

h) Die Kriegsschiffe hatten alle die rothe Flagge aufgesteckt.

Hannoverisches Magazin.

22tes Stück.

Montag, den 17ten März 1783.

Auszug aus dem Tagebuche des Herrn Langstedte, Feldpredigers bei dem funfzehnten Churfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen nach Ostindien gegangenen Infanterie-Regiment.

(Fortsetzung.)

Den 28ten Febr. Mußten wir, weil sehr wenig Wind war, Seitensegel machen a).

Den 1ten März Abends, besserte sich der Wind, und wir segelten gerade in Süden b).

Den 2. — Waren wir mit Madera in einerlei Breite.

Den 3. — Gingen fünf von den Kriegsschiffen, die uns bisher convoiiret hatten, zurück, ob nach Westindien zum Admiral Rodney, oder nach England, konte nicht gewiß bestimt werden c).

Den 4. — Vormittags hatten wir starken Regen. Weil der Wind gut war, segelten wir in einer Stunde 6 Meilen.

Den 5ten März. Wir steuerten nach Südwest, erreichten den 27ten Grad nordlicher Breite, und kamen in die sogenannten Monsons oder Traitewinde. Es war so warm, als in Deutschland im Mai.

Den 6. — In der vergangenen Nacht passirten wir den Tropicum cancri, hatten Afrika erreicht, und empfanden schon ziemlich starke Wärme. Wurden einen herrlichen Regenbogen und fliegende Fische, zum ersten mal gewahr d).

a) Die Flotte befand sich im 23ten Grade westlicher Länge, und im 36ten Grade nördlicher Breite.

b) An diesem Tage kam dem Schiffe, Anna Amalia Nassau, die Nottingham zum ersten mal so nahe, daß sich beide Schiffe durch den halben Mond und mit Hutschwenken und einem Hurrai begrüßten.

c) Nach dem zweiten Tagebuche verließen die Kriegsschiffe schon am 2ten März die Flotte.

d) Es war sehr anmuthig und kühl, und in 8 Tagen hatte die Flotte 13 Grad südlich und 40 Grad westlich gewonnen, mithin sehr gut gesegelt. Mit solchem Winde legte sie täglich 40 Leagues zurück.

Den 7ten März. Die Witterung war etwas kühl. Nachmittags regnete es.

Den 8. — Angenehmes kühles Wetter. Das andere Transportschif Anna Amalia kam uns an diesem Tage sehr nahe.

Den 9. — Die Sonne ging 6 Minuten später, als nach dem Göttingischen Kalender, unter. Wir waren im 17ten Grade 30 Minuten der Breite, der Insel St. Anton ungefähr gegen über e).

Den 10. — Ueberaus heiteres und warmes Wetter, aber beinahe Windstille. Unser Schif wurde von außen mit Wasser besprützt, auch Segel und Tauwerk ausgebessert.

Den 11ten März. Mehr Wind. Abends fresh Gale.

Den 12. — Waren wir in einerlei Breite mit St. Jago. Segelten ganz fürtreflich. Wurden eine Art Schnecken oder Meerblasen gewahr, welche die Engländer spottweise Portugiesen, Man of War nennen. Sie haben auf dem Rücken eine Art Segel, die sie bald einziehen, bald ausspannen. Sie sind von fürtreflicher Farbe; der oberste Rand ist blaßgelb, die Adern blaßbraun, und der Fuß blau.

Den 14. — Die Breite war 14 Grade. Drei schwarzgraue ziemlich große Vögel, die die Engländer Boobys nennen, flogen bei unserm Schiffe vorbei f).

Den

Bei den schönen Nächten hatte die Flotte Gelegenheit, das Glänzen der See, besonders nahe bei den Schiffen, zu beobachten. Die von der Flotte in dieser Gegend zuerst gesehenen fliegenden Fische, gleichen im Fluge einer Schwalbe. Sie haben hellweiße Bäuche und dunkle Rücken, und fliegen, gleich wie die Schwalben, ganz nahe über der Oberfläche des Wassers zuweilen ein Paar hundert Schritt, und oft in Haufen von mehr den hundert hin.

e) An diesem Tage schon entstand eine Windstille, so, daß die Schiffe in einer Stunde kaum eine englische Landmeile zurück legten.

Nun vermehrte sich auch die Wärme, die mit unsern heitern Sommertagen in Deutschland verglichen werden konte.

Das Schif Anna Amalia Nassau, entdeckte das erste mal einen Hayfisch, und bemühete sich vergeblich, ihn durch ein Stück Hammelfleisch zu fangen.

Auch kam an demselben Tage, gegen Abend, eine schwarze Taube geflogen, und schien auf diesem Schiffe einen Zufluchtsort zu suchen, wurde aber durch vieles Hin- und Herjagen wieder verscheucht, und entfernte sich. Verschiedene Kriegsschiffe übten sich im kleinen Gewehrfeuer.

f) An diesem Tage, gegen Mittag fing das Schif Anna Amalia Nassau einen großen Hayfisch. Es hatte ihn bereits schon über dem Wasser, als der Angel ausriß und den Gefangenen wieder in Freiheit setzte. Dieser Raubfisch hat stets eine Menge kleiner buntschäckigter Fische (Pilot Fishes) zur Begleitung, die sich immer ganz dichte um denselben versammeln. Einige davon schwimmen auch wohl etwas voraus. Auch bemerkte eben gedachtes Schif jetzt häufig einen gewissen röthlichen Schleim auf der See, den die Engländer Portuguise man of war nennen. Anfangs hielten ihn einige auf dem Schiffe für

eine

Den 15ten März. Das Wetter war so kühl, daß man tuchene Kleider gar wohl ertragen konte. Abends war es um unser Schif wie mit Sternen besäet. Das Meerwasser leuchtete ganz fürtreflich.

Den 16. — Die Witterung war überaus kühl. Heute wurde der erste fliegende Fisch auf dem Verdecke gefangen. Er hatte die Gestalt eines Herings mit dickem Kopfe, war wohl zwei Spannen lang, und jeder Flügel so lang, als der Leib. Heute wurde zum ersten mal eine Art von Markise über das Verdeck gezogen, um die Sonnenstralen abzuhalten.

Den 17. — Sehr warm, und guter Wind. Heute wurde zum ersten mal Gottesdienst auf dem Verdeck gehalten, da es bisher in unserer Cajüte geschehen war. Nachmittags schickten wir mit dem ostindischen Paketbote, das nach **St. Helene** abging, Briefe nach **Deutschland**.

Den 18. — Fuhr unser Herr Oberster mit dem Schifscapitain, Regimentschirurgus und Adjutanten nach der Anna Amalia. Heute wurde ein Bonito, von ziemlicher Größe, gefangen, und Abends etwas davon gespeiset. Er schmeckte wie Lachs, und hatte etwas trockenes Fleisch.

Den 19ten März. Die vergangene Nacht war überaus warm. Wir waren 5 Grad 25 Min. von der Linie.

Den 20. — Gab unser Schifscapitain dem Capitain **Popham** von der Anna Amalia, (dem Major **Varenius**, einem ostindischen Major, Capitain S. und Lieutenant B.) der ihn am 18ten zum Essen gehabt hatte, ein herrliches Mittagsmahl, nach beigefügtem Küchenzettel. (S. Seite 329.) Abends fuhr ich mit diesen Herren an ihr Bord, um verschiedenen Personen das heilige Abendmahl zu reichen.

Den 21. — Ich hatte an diesem Tage 78 Communicanten. Die Matrosen fingen allda einen Shark, canis carcharias, Seehund, oder Hayfisch genannt g), der ungefähr 60 Pfund wog. Verschiedene Pilotenfische wa-

 ren

eine Art Seeschaum, bis sie hernach erfuhren, daß es der Auswurf gewisser grosser Fische sey. Er war fast immer ganz gleich gestaltet, und eine bunte Blase ragte daran, wie ein Hahnenkamm über dem Wasser hervor, hinten nach aber sahe man ein Paar lange Faden nachschwimmen.

Die Embarquirten schoren ihre Köpfe, ob es gleich noch eben nicht zu warm war, um sich besser, der Gesundheit wegen, im Seewasser über und über baden zu können.

g) Nach dem Tagebuche des Hannoverischen Officiers, war dieser Fisch 9 Fuß lang, und 80 bis 100 Pfund schwer. Er hat einen hellbraunen Rücken, der mit einer harten und rauhen Haut bedeckt ist. Sein Bauch ist weich anzufühlen, und weiß. Das Maul sitzt unterwärts und ist voll spitzer Hundszähne. Im Schwanze hat er besonders viel Stärke. Man fängt ihn am besten mit einem an einem Angel befestigten Stück Speck. Die Matrosen essen sein Fleisch gerne.

Es war diesen Tag außerordentlich heiß und die Schiffe waren auf 4 Grad dem Aequator nahe.

ren seine Begleiter, die ihm den Raub zeigen, weil er blöde Augen hat, und nicht gut verfolgen kan; aus Dankbarkeit schützt er sie wieder gegen den Delphin: will er etwas erhaschen; so muß er sich umkehren, weil ihm das Maul unterwärts steht. An diesem hingen auch Sauger, (Remoræ,) die Fingerslang sind. Die Pilotenfische sind einer Hand lang, blau und weiß gestreift. Gegen Abend hielt ich allda Betstunde.

Den 22ten März. War es so heiß, als es noch nicht gewesen war. Auch regnete es zuweilen heftig.

Den 23. — In der vergangenen Nacht blitzte und regnete es stark.

Den 24. — In der abgewichenen Nacht wetterleuchtete es wieder nicht wenig; auch ließen sich verschiedene Purpos und Boniten um das Schif sehen. Vormittags hatten wir Fresh Gale, so daß die mehrsten Segel eingezogen werden mußten, und zu meinem größten Mißvergnügen, kein Gottesdienst gehalten werden konte. Unser Schif Nottingham mußte sich von dem Kriegsschiffe Cumberland von 74 Kanonen, boogsiren lassen, weil es ihm, wenigen Windes halber, nicht so gleich ausweichen konte. Nach dem Abendessen fuhr ich an mein Bord zurück. Als ich da ankam, erfuhr ich, daß die Matrosen, seit meiner Abwesenheit, 5 Shark's von 160 bis 200 Pfunden, wie auch einen Delphin mit einigen Saugern gefangen hatten. Abends sahen wir einen gar angenehmen Hof um den Mond, dessen Schweife die Farbe und Gestalt des Regenbogens hatten.

Den 25ten März. In der abgewichenen Nacht wurden wir Bliz und Donner, aber nur von ferne, gewahr. Die Witterung war etwas kühl, und wenig Wind; Nachmittags wurde er sehr gut.

Den 26. — Des Morgens regnete es. Gegen Mittag besserte sich das Wetter und wurde ganz kühl. Die Sonne war uns vertical, so daß die Breite, unter der wir uns befanden, nicht bestimmt werden konte. Unsere Kranken mußten, großer Wärme halben, diese Nacht auf dem Verdecke schlafen h).

Den 27. — Des Morgens Regen und kühle Witterung, so wie auch Nachmittags Regenschauer.

Den 28. — Viel Regen und überaus kühles Wetter. Unsere Leute fingen

h) An diesem Tage wurden auf dem Schif Anna Amalia Nassau die Schafe geschoren, wie auch ein alter Schifspudel, der schon einmal die Reise nach Ostindien mit gemacht hatte. Dieser treue Pudel ist so gut abgerichtet, daß er einst einen Matrosen rettete, der über Bord gefallen war, er hielt ihn so lange fest, bis man ihm zu Hülfe kommen konte. Ein ähnliches Kunststück wolte er neulich bei einem gefangenen Hayfisch probiren, und sprang zu ihm ins schäumende Meer. Dies hätte ihm aber bald das Leben gekostet, und er wurde noch mit genauer Noth gerettet, wozu jedoch seine eigene Geschicklichkeit das mehrste beitrug.

gen zum Theil das Regenwasser zum Waschen auf. Wir befanden uns 46 Meilen von der *Linie*. Es ließen sich verschiedene Purpos oder Meerschweine um das Schif sehen, auch flog eine Art von Meerschwalben, die die Engländer Mother care chicken nennen, über das Verdeck.

Den 29ten März. Starker Regen, heftiger Wind, den die des vorigen Tages erblickten Purpos schienen angezeigt zu haben. Nachmittags hörte es zwar auf zu regnen, wir kamen aber beinahe nicht aus der Stelle. Abends wurde ein Shark von ziemlicher Größe gefangen, der einen Buddingbeutel und 2 Sternfische von 9 Stralen, deren jeder ein besonderer Fisch zu seyn schien, im Bauche hatte. Der Kopf war beinahe als ein Vogelkopf gestaltet. Der Sternfisch selbst war schon einigermaßen in Verwesung übergegangen. Die Matrosen pflegen den Schwanz von den Shark's zu verzehren, wenn sie grau und nicht dunkelgrün sind.

Den 30. — Ziemlich kühles Wetter. Des Morgens passirten wir die so berühmte *Aequinoctiallinie* zum ersten male, ohne daß wir es wußten; denn als Mittags um 12 Uhr, vermittelst des Quadranten, die gewöhnlichen Beobachtungen angestellet wurden, erfuhren wir erst, daß wir uns schon 9 bis 12 Meilen jenseits der *Linie* befanden. Ich bemerkte überhaupt, daß man die Sonnenhitze unter diesem Himmelsstriche etwas übertrieben geschildert hatte. Die die *Linie* zum ersten mal passirten, mußten sich mit Grog, (eine Vermischung von Rum und Wasser,) oder Gelde, lösen. Die dieses aber nicht thun wolten, wurden von den Matrosen in das Wasser getaucht i). Gegen Abend besserte sich der Wind. Der Himmel war beim Untergange der Sonne so herrlich gestaltet, als ich noch nie bemerkt hatte. Vor dem Abendessen wurde ich magenkrank; doch unter göttlicher Hülfe, mittelst des Gebrauchs erforderlicher Medicamente sehr bald wieder hergestellet.

Den 31ten März. In abgewichener Nacht war das Meer sehr Calm oder ruhig, daher uns der Current auf die andere Seite der *Linie* zurück trieb. Das Wetter war schön, aber auch sehr heiß. Ich predigte auf dem Verdeck mit nicht geringer Rührung meines

 Her-

i) Selbst Madame J. auf dem Schif Anna Amalia Nassau, blieb mit dieser Wassertaufe nicht ganz verschont. Ein alter Matrose hatte sich auf diesem Schiffe bei dieser Ceremonie mit schwarzen Schafpelzen als Neptun verkleidet, und wurde auf dem Verdeck auf einem Schlitten fortgezogen.

Man irret sich sehr, wenn man bei uns glaubt, daß die wenigsten europäischen Gewächse oder Getränke die Linie passiren könten, ohne zu verderben. Vieles liegt an der Einpackung. Stader Franzwein, eingemachte saure Gurken, getrocknetes Obst, u. s. w. war auf dem Schif Anna Amalia Nassau unverdorben geblieben.

Herzens. Wir sahen eine Meerschwalbe, und bemerkten schon eine ganz ansehnliche Zunahme von Fliegen. Abends regnete es heftig.

Den 1ten April. In der abgewichenen Nacht war das Meer so ruhig, daß wir nicht sonderlich vorwärts kamen. Die Engländer schickten so gut, als die Deutschen, ihre Landsleute im April. Wir mußten laviren, weil der Wind schlecht war. Um 12 Uhr erhielten wir einen die Luft nicht wenig verdunkelnden Regen.

Den 2. — Besserer Wind. Nachmittags ziemlich kühl. Wir passirten nun zum dritten mal die Linie. Die Meersfarbe war Indigoblau, und bei hellem Sonnenscheine bemerkte man auf dem Wasser gleichsam krystallene Sterne, die das Auge überaus ergötzten.

Den 3. — Befanden wir uns 40 englische Meilen jenseits der Linie, im 42ten Grade südlicher Breite.

Den 4. — Heute waren wir 1 Grad 18 Minuten jenseits der Linie. Nachmittags Calm. Abends kamen wir in die eigentlichen Traitewinde.

Den 5. — Wir segelten nun herrlich, und waren Mittags 1 Grad 54 Minuten jenseits der Linie. Es ließen sich wieder einige Booby's sehen. Abends wurde ein kleiner Bonito gefangen und gespeiset.

Den 6. — Morgens fresh Gale und heftiger Regen. Es ließen sich auf 20 ziemlich große Vögel sehen, die die Engländer Man of Ware Bird's nannten; sie sind schwarz, haben lange Flügel, auf der Brust einen weißen Fleck. Man behauptete, daß sie von der uns nahen Insel Ascension kämen. Beim Mittagsessen hatten wir eine Art Speise, die die Engländer Devil nennen; sie besteht aus Beinen von Geflügel, die sehr stark gepfeffert sind.

Den 7ten April. Nach dem Frühstück sahen wir eine ganze Rotte fliegender Fische, die, wie Häflinge bei uns im Herbst, auf dem Wasser herum flogen. Wir waren $5\frac{1}{2}$ Grad jenseits der Linie. Abends regnete es.

Den 9. — Schönes kühles Wetter und guter Wind. Die Breite war 7 Grad 5 Minuten. Nachmittags war es trübe und regnicht.

Den 10. — In der abgewichenen Nacht segelten wir so geschwind, als jenseits der Linie noch nicht geschehen war, und steuerten in Südwest.

Den 11. — Herrlicher Wind und angenehmes Wetter. Die Breite war 10 Grad 2 Minuten.

Den 12. — Wir segelten in 1 Stunde $7\frac{1}{2}$ englische Meilen, welches auf dieser Reise noch nicht geschehen war. Die Breite war 11 Grad 58 Minuten. Nachmittags Regen.

Den 13. — Wir segelten noch eben so geschwind, als gestern, so, daß wir in 24 Stunden 138 englische Meilen zurück gelegt hatten. Die Breite war 13 Grad 30 Minuten.

Den 14. — Weniger Wind, als gestern, beinahe Calm, daher Seitensegel gemacht werden mußten; und doch avancirten wir nur in 1 Stunde $1\frac{1}{2}$ Meilen. Ein Ostindienfahrer mußte sich

sich von einem Kriegsschiffe boogsiren lassen. Weil die Witterung sehr angenehm war, konte ich auf dem Verdecke Gottesdienst halten. Unsere Leute bekamen, als wir beim Mittagsessen waren, mit den Matrosen Händel, die ihnen ihre Färbebecken über Bord geworfen. Die leztern warfen so gar mit Kanonenkugeln nach ihnen, und verwundeten einen Mann unserer Leute sehr gefährlich. Ein Boatswain und Matrose empfingen dabei leichte Blessuren k).

Den 15ten April. In der vergangenen Nacht wurde der Wind zwar etwas stärker, doch ließ er Morgens auch wieder nach; denn die sogenannten Traitewinde blasen nicht beständig, sondern sind zuweilen in 1 auch 2 Tagen ohne Würkung; daher wir von dem Kriegsschiffe Africa gezogen werden mußten. Unser verdienstvoller Herr Obeister R. ertheilte neue Verhaltungsbefehle für unsere Leute, um künftigen Mißhelligkeiten zwischen ihnen und den Matrosen vorzubeugen.

Den 16. — Besserte sich der Wind, so, daß wir 4 bis 5 Meilen in 1 Stunde segelten. Die Breite war 16 Grad 24 Minuten. Nachmittags passirte die Fregatte Juno von 32 Kanonen sehr nahe bei uns vorbei, und überlieferte unserm Schifskapitain die Ordre, sich dem Commodore, wo unsere gewöhnliche Station in der Flotte ist, so bald als möglich, zu nähern.

Den 17ten April. Umwölkter Himmel, der sich zum Regen neigte. Vormittags hatten wir Squal mit heftigem Regen, der die Luft beinahe ganz verdunkelte, so, daß es diesen Tag nicht recht helle ward, auch keine Observationen angestellt werden konten. Ich machte beim Kranken-Rapport die Anmerkung, daß die europäischen Krankheiten, wie einige Reisebeschreiber versichern wollen, jenseits der Linie nicht aufhören. Gegen Abend erlebten wir das erste Donnerwetter l) auf der See, das uns aber nicht ganz nahe kam, mit starkem Regen und Blitzen vergesellschaftet. Ein überaus majestätischer Auftrit in der Natur. Nachdem es vorbei war, wurde es ausnehmend

k) Die Schiffe befanden sich an diesem Tage im 15. Grad süder Breite, und sahen nun schon nach Land aus, besonders nach der portugisischen Insel St. Martin Vaz. Es wurden auch in dieser Hinsicht die Bote schön bunt angemalt, um in dem nächsten Hafen recht prangen zu können.

Das Schif Anna Amalia Nassau fing einen Delphin mit der Harpune, der auch den nemlichen Abend verzehrt wurde. Er schmeckt wie eine Elbsandarte und ist goldgelb mit schönen himmelblauen kleinen runden Flecken, die im Wasser die mannigfaltigsten Farben spielen. Dieser mogte etwa 6 Pfund schwer seyn.

Jezt blieben fast täglich einige der Transportschiffe so weit zurück, daß Kriegsschiffe beordert werden mußten, solche nach zu boogsiren. Die Kriegsschiffe segeln allemal weit schneller und leichter, als die Kauffahrer, weil sie forne schärfer gebauet sind. Man kan auch an den wenigen Segeln gar leicht die Kriegsschiffe in einer Flotte erkennen.

l) Im 34. Gr. wester Länge, und 17 Gr. 36 Min. süder Breite.

mend kühl, und der Wind sehr stark. Unser Schifscapitain zeigte uns, als etwas Sonderbares, in der sogenannten Milchstraße ein schwärzliches und zwei weiße Wölkchen. Der Wind änderte sich heute wohl vier mal.

Den 18ten April. Verwichene Nacht regnete es sehr nachdrücklich, und wehete ein starker Südwestwind, wie die Seeleute behaupteten, vom Lande, dem wir ziemlich nahe zu seyn schienen. Der bisherige Traitewind war auch immer südöstlich. Wir segelten so geschwind, daß wir am Morgen stopfen mußten. Nun wurde der Wind wieder schlecht, besserte sich aber gegen Mittag. Die Breite war 18 Grad 30 Minuten. Wir nahmen einen andern Lauf nach Südost bei Ost. Abends wurden wir um den Mond von neuem, außer dem gewöhnlichen Ringe, noch einen andern blaßfarbigten, der nicht vollkommen alle Regenbogenfarben hatte, gewahr, der aber sehr bald verschwand.

Den 19. — Am Morgen war die Flotte, weil der Wind etwas entgegen war, sehr zerstreuet; daher der Commodore ein Signal gab, sich näher zusammen zu halten. Die Breite war 16 Grad 3 Minuten.

Den 20. — In der leztern Nacht gab der Commodore mit zwei Kanonenschüssen und zwei Laternen das Signal westlich zu steuern, um vermuthlich in einen Hafen von Südamerika einzulaufen. Alle Schiffe zogen sogleich, zum Beweise, daß sie das Zeichen wahrgenommen hätten, an ihren Flaggenstangen Laternen auf, welches einem kleinen Vauxhall nicht unähnlich gesehen haben soll. Der Wind war sehr schwach. Abends sahen wir verschiedene Delphine um das Schif, die aber so schlau waren, daß sich keiner fangen ließ m).

Den 21ten April. In verflossener Nacht regnete es, auch Vor- und Nachmittags. Unangenehmer Witterung halber konte auf dem Quaterdeck kein Gottesdienst gehalten werden. Gegen Abend wurde der Wind stärker.

Den 22. — In der vergangenen Nacht segelten wir nicht sonderlich, weil einige Stunden Calm war. Die Witterung dieses Tages war trübe und etwas kühl. Die Breite war 20 Grad 4 Minuten. Der Wind war Vormittags schwach, Nachmittags etwas stärker und Abends vollkommen gut. Es regnete ungefähr eine Stunde. Die Abenddämmerung dauert jenseits der Linie nicht so lange, als in Deutschland.

Der Schluß folgt künftig.

m) An diesem Tage fing man auf dem Schif Anna Amalia Nassau einen Hayfisch, die sich jezt nur noch selten blicken ließen. In den vier nächsten Graden von beiden Seiten des Aequators kamen selbige am häufigsten zum Vorschein. Der Capitain Popham hat einst einen solchen Shark von 13 Fuß Länge und 7 Fuß im Umkreis, gefangen.

n) Die Flotte befand sich an diesem Tage im 21° 14′ süd. Br. und 39° w. Länge.

Hannoverisches Magazin.

23tes Stück.

Freitag, den 21ten März 1783.

Auszug aus dem Tagebuche des Herrn Langstedts, Feldpredigers bei dem funfzehnten Churfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen nach Ostindien gegangenen Infanterie-Regiment.

(Schluß.)

Den 23ten April. In letzterer Nacht segelten wir 80 Meilen nach Südwest mit Südost bei Ostwinde. Er war den ganzen Tag durch erwünscht. Verschiedene Albicors und Purpos ließen sich um unser Schif sehen. Abends sahen wir 6 Schiffe, die zufälliger Weise in einer so geraden Linie mit einander segelten, als ob sie in Schlachtordnung gestellt wären, welches nicht übel aussah.

Den 24. — Feines kühles Wetter. Ziemlich guter Wind. Die Breite war 21 Grad 43 Minuten. Mittags hatten wir fresh Gale und etwas Regen. Wir sahen abermals einige Man of ware Bird's. Nachmittags ging der Commodore mit 3 Linienschiffen und dem Cutter ungefähr 4 englische Meilen zurück, vermuthlich, um sich nach Land umzusehen.

Den 25. — In vergangener Nacht segelten wir in 1 Stunde 7 Meilen 3 Faden. Nach 6 Uhr Morgens entdeckte die Fregatte Juno in Nordwest zu West Land, nemlich die Küste von Brasilien, und zwar das Cap Frio a). Sie feuerte sogleich eine Kanone ab, und zog die englische Flagge auf, welches alle Kriegsschiffe und Indiamans oder Ostindienfahrer, die das Signal sehen konten, beantworteten. Um 7 Uhr feuerte die Fregatte die zweite Kanone ab. Nach 9 Uhr wurde das Signal wiederholt, und die übrigen Schiffe ließen ihre Flaggen wehen. Die Meersfarbe war nicht mehr Indigoblau, sondern grünlich, wie in der Nordsee. Die Luft roch frischer und überaus angenehm, etwas aromatisch. Unser Schifscapitain fing in seiner Cajüte einen schönen Nachtvogel, der sich vermuthlich von der Küste herüber begeben hatte. Gottlob! daß wir einem

a) Es liegt unter dem 23° süder Breite und dem 42° west Länge.

nem Hafen nahe sind. Auf diese Art bekommen wir, wenn Gott uns gesund nach Ostindien führt, alle vier Welttheile zu sehen. Die Breite war 22 Grad 50 Minuten. Der Wind wurde gegen Mittag zwar stark, aber contrair, so, daß wir um 1 Uhr zurück gehen und laviren mußten. Wir bemerkten, daß das brasilische Meer so unruhig, als die Nord- und Spanische See nimmermehr ist. Unser Schifscapitain versicherte wenigstens, daß er das Meer nie so lange Zeit so hoch gesehen habe. Wir bekamen Squal mit heftigem Regen, so, daß es beinahe wieder Nacht wurde. Kühler Witterung halben mußten wir wieder tuchene Kleider hervorsuchen. Der Mond war zu eben der Zeit und auf eben die Art, als in Deutschland, sichtbar. Der Unterschied der Uhr aber beträgt 3 Stunden.

Den 26ten April. Eine sehr unruhige Nacht, so, daß der Wind ein Vortoppsegel zerriß. Wir mußten noch immer laviren. Es ließ sich eine portugisische Brigge sehen; der Commodore schickte sogleich den Cutter dahin, um sie zu examiniren. Nachmittags besserte sich der Wind, war aber sehr schwach. Wir steuerten nach dem Lande zu. Die Breite war 23 Grad 10 Minuten. Die Witterung trübe. Es ließen sich schwarzgraue ziemlich große Vögel, und ein kleinerer, so groß, als eine Schwalbe, einem Goldammer ähnlich, um das Schif sehen. Ohne Zweifel kamen sie von der Küste.

Den 27. — Ruhigere Nacht; denn die See ging nicht mehr so hoch, und der Wind war günstiger. Wir segelten auch in 1 Stunde wieder 2½ Meilen. Am Morgen sahen wir das Land zum zweiten mal, und waren ungefähr 30 Meilen davon. (Heute sind wir, von Stade aus gerechnet, schon ein halbes Jahr auf der See.) Acht Schiffe waren mit dem Cutter voraus gegangen, wir holten sie aber wieder ein. Wir wurden sehr hohe spitze Berge gewahr, besonders einen, der, wenn er einen Gesellschafter gehabt hätte, die beiden Gleichen an der Gränze des Eichsfeldes hätte vorstellen können. Die Breite war 23 Grad 14 Minuten. Das Wetter war angenehm und kühl. Es ließen sich verschiedene wilde Gänse unweit des Schifs sehen.

Den 28ten April. Am Morgen hatten wir Calm. Das Wetter war heiter und ziemlich warm. Wir segelten längst der brasilischen Küste hin. Nie habe ich so hohe, an einander hangende, durch Höhe und Tiefe abwechselnde und das Auge mehr ergötzende romantische Gebürge wahrgenommen. Sie schienen gleichsam die Wolken zu tragen, und waren mit den Bergen, die ich in Deutschland gesehen habe, nicht zu vergleichen. Vom Fuße dieser ehrwürdigen Berge stieg aus dem Meere ein dicker Nebel Himmel an, der uns ihre Schönheiten einigermassen verhüllte. Nahe an der Küste erblickten wir ein großes Boot mit zwei Segeln, und am Fuße der Gebürge zwei kleine Fischerhäuser. Besonders sie-

fielen uns zwei spitzige Berge, welche die Engländer den Zuckerhuth und Schornstein nannten, in die Augen. Um 1 Uhr Mittags gab der Commodore ein Signal, uns dem Hafen St. Sebastian, in der Provinz Rio de Janeiro, der noch 21 Meilen entfernt war, zu nähern. Es ließen sich um das Schif einige Man of ware Bird's und Seemöven sehen. Nachmittags besserte sich der Wind. Die Breite war 23 Grad wegen des zur Rechten liegenden Landes ungewiß. Um 5 Uhr Abends erblickten wir durch das Seerohr zwei Forts, und sahen von denselben die portugisische Flagge wehen. Der Commodore feuerte zwei Kanonen ab, und alle Schiffe zogen die englische Flagge auf. Um 6 Uhr Abends gingen wir 6 Meilen von dem Hafen, 17 Faden Wasser tief, in der Bay vor Anker. Die Sonne ging fürtreflich unter, und der Mond schien gleichsam aus dem Meere empor zu steigen, und warf den Schein eines brennenden Schifs von sich. Der Unterschied der Landluft, die nun wehete, von der Seeluft, war ganz merklich, denn das Quaterdeck wurde ganz feucht. Unsere Leute durften daher diese Nacht auch nicht darauf schlafen. Der aus dem Meere steigende Nebel schien an der Küste gleichsam eine hohe Mauer zu bilden. Um 10 Uhr feuerte die Fregatte Juno 3 Kanonen ab, weil eine portugisische Fregatte einlief.

Den 29ten April. Am Morgen sahen wir zur linken Hand, hart an der See, ein kleines Kloster, das einer Einsiedelei sehr ähnlich war, wohin diejenigen auf Zeitlebens verwiesen werden sollen, die in andern Klöstern ein fleischliches Leben geführt haben. Die zwei Forts an dem Eingange des Hafen, wie auch die Stadt selbst, konte man nun besser wahrnehmen. Der Hafen ist durch hohe Gebürge von der Natur eingeschlossen, und vielleicht einer der sichersten in der Welt. Die portugisischen Flaggen auf den Forts und auf einem hohen Felsen fielen uns nun besser in die Augen. Um 2 Uhr salutirte die portugisische Fregatte mit 15 Kanonenschüssen, welche der Commodore und ein Kriegsschif mit 14 beantworteten. Es passirte auch ein schmales portugisisches Fischerboot vorbei, welches drei Schwarze und ein Weißer regierten; der Weiße lenkte das Steuer stehend. Wir winkten ihnen, zu uns zu kommen, welches sie aber nicht thun wolten, weil es ihnen nicht erlaubt wäre an Bord zu gehen, bevor die fremden Schiffe in den Hafen eingelaufen wären. Um 10 Uhr kam der portugisische Pilote an, der uns in den Hafen bringen solte. Er drückte durch seine Gesichtszüge den portugisischen Charakter ganz frappant aus. Unser Schifscapitain und der Herr Oberster fuhren nach dem Commodore. Das Meer war sehr ruhig, und das Wetter überaus angenehm und warm. Gegen 3 Uhr begrüßte der Commodore die Forts und den Hafen mit 7, 15, 21 und 7 Kanonenschüssen;

 schüssen;

schüssen; sie wurden mit 3, 15 und 21 beantwortet. Die beiden am Eingange des Hafen gegen über liegenden Forts heißen St. Crux und St. Jean. Unter dem erstern ist oben an der Spitze des Berges eine starke Batterie angelegt, von welcher eine rothe Flagge wehete. Hinter dem Fort war eine Kapelle mit einem schwarzen Kreuze zu sehen. Es hat 6 Schießscharten, worauf wir 36 Kanonen zählten. Die portugisische Flagge war weiß mit einem rothen Kreuze. Das andere Fort stehet mitten in der See auf einem Felsen, hat zwei Schießscharten mit 16 Kanonen, und kan, in Verbindung mit dem erstern, den Eingang, der nicht allzubreit ist, vollkommen bestreichen. Ausser diesen sind verschiedene Batterien an den Seitengebürgen angelegt. Zwei der Stadt zunächst liegende Forts heißen St. Jago und St. Sebastian. Ehe wir dahin kamen, erblickten wir an der Küste viele Fischerhäuser und Kähne, und überaus hohe Gebürge von mannigfaltiger Bildung, mit den schönsten grünen Sträuchen bewachsen, die die angenehmsten Gerüche ausdufteten. Wir sahen einen Seehund von bräunlicher Farbe, so groß, als ein Kalb. Auch sahen wir Wasserschnepfen und eine große Menge weißer Seemöven von Taubengröße mit röthlichen Schwingen. Ehe wir es uns versahen, wurde Calm, und wir mußten uns mit andern durch Böte eine Strecke in den Hafen hinein boogsiren lassen. Hier gingen wir gegen 6 Uhr, im Angesichte der Stadt, wo jezt der Vice-König, der von Portugall dahin geschickt wird, residirt, 12 Faden tief, vor Anker. Ob es gleich, nach Aussage unsers portugisischen Piloten, jezt Herbst hier war; so fand ich es doch so warm, als bei uns in den schönsten Maitagen. Ungemein viele Böte, mit Markisen überzogen, worunter vornehme Portugisen saßen, kamen aus Neugier, um die englische Flotte in Augenschein zu nehmen. Sie wurden von nackenden Negers regiert, die weiter nichts, als Schamschürzen hatten, und, ganz anders, als die englischen Matrosen, stehend ruderten. Diesen armen Sklaven floß der Schweiß über den ganzen Leib. Ein trauriger Anblick für den Menschenfreund!

Den 30ten April. Herrliches warmes Wetter. Wir athmeten die herrlichsten Gerüche von den zu beiden Seiten liegenden ehrwürdigen mit Zitronenbäumen bedeckten Bergen ein. Es fuhren verschiedene Negers in Böten, die auf Trompeten bliesen, um die Flotte herum. Ein armirtes brasilisches Schif ging, mit Zucker beladen, nach Portugall, und empfahl sich dem Fort durch 15 Kanonenschüsse. Der Commodore ging heute mit dem General Bourgoyne und unserm Herrn Obersten R. zum Vice-König, um ihn zu complimentiren. Alle Seeleute jedes Schifs stunden auf den Segelstangen in Reihen, und riefen dem erstern ein freudiges

Hur-

Hurrah! zu, unsere Leute begleiteten es mit Janitschaarenmusik. Die Einwohner dieser Stadt brachten in kleinen Böten, die sie Kanots nennen, Orangen, Zitronen, Yams, Zuckerrohr, langen Pfeffer, Ananas, Kokosnüsse, Melonen, Fische und Kaffe, um einen sehr wohlfeilen Preis zum Verkauf.

* * * * * * * *

Etwas von der Linie her.

So wie, nach einer bekanten Erfahrung, Reisende überhaupt unbekante Sachen oft in ein richtiges Licht setzen, aber auch eben so oft ihre Zuhörer oder Leser mit vergrößerten oder gar ungegründeten Erzählungen unterhalten, um so wohl ihrer eigenen, als anderer Neigung zum Wunderbaren ein Genüge zu thun, als sich bei andern ein gewisses Ansehen zu geben: eben so ist es denjenigen Schilderungen ergangen, welche so wohl verschiedene Reisende selbst, die die *Aequinoctiallinie* passirt sind, als auch solche, die aus untreuen Reisebeschreibungen geschöpft, von der Witterung und den unangenehmen Schicksalen, welche Seefahrern unter diesem Himmelsstriche begegnet sind, gemacht haben. Ich schreibe jetzt aus eigener Erfahrung, ohne Vorurtheil, in der angenehmen Erwartung, vielleicht durch diese flüchtig hingeworfenen Zeilen diejenigen Vorurtheile einigermaßen zu verdrängen, welche zeither ein großer Theil der Reisebeschreiber, und eine nicht geringe Anzahl entfernter Zuschauer von den Begegnissen der Reisenden unter dem *Aequator*, gehegt haben.

Der 30te März war es, als wir des Morgens, der Redensart nach, die berühmte *Aequinoctiallinie* schnitten, ohne zu wissen, daß wir uns unter der von den Sternkundigen durch die beiden Halbkugeln gezogenen großen *Linie* befanden. Die Mittags um 12 Uhr, mittelst des Quadranten, angestellte Observation entdeckte es uns erst, als wir schon 9 bis 12 englische Meilen jenseits der *Linie* waren, 4500 Meilen von *Portsmouth*, in gerader Linie aber nur 3060. Die Sonne ging, wie schon hinlänglich bekant, um 6 Uhr des Morgens auf, und um 6 Uhr des Abends mit unbeschreiblicher Pracht unter. Ich konte mit verschiedenen andern, weil die Witterung in der That kühl war, ein tuchenes Farbenkleid ohne Unbequemlichkeit tragen. Ich bemerkte überhaupt, nach einer sorgfältigen Untersuchung, wozu mir weiter nichts, als ein gutes Thermometer zur Beobachtung der Grade der Wärme fehlte, daß man die Sonnenhitze in diesem Klima, welche, nach der Vorstellung mancher, rasend machend seyn solte, etwas übertrieben geschildert hatte. Butter, Talg-

Talglichte, Haarpomade, Schuhwachs und Siegellack waren keinesweges geschmolzen, noch auch ganz weich, wie man mir sonst wohl prophezeihete, sondern noch immer brauchbar, wie zuvor, ungefähr so weich, wie bei uns im heißesten Sommer. Bier, Franzwein, rother Port- und Maderawein, welche Getränke sich, nach Aussage verschiedener, nicht halten solten, waren noch immer genießbar und schmackhaft. Funfzehn Grade jenseits der **Linie**, habe ich dergleichen ganz wohlschmeckend zu mir genommen, und nehme sie, den Port- und Maderawein anlangend, noch bis jezt. Mettwurst, besonders Salzfleisch, welches ganz verderben solte, war gar wohl zu essen, wenn ich es nur, weil noch Ueberfluß an Geflügel und frischem Fleische da war, hätte genießen wollen. In dem Wasser waren auch noch keine Würmer gewachsen, man hätte sie denn mit dem Muschenbroeckschen Vergrößerungsglase entdecken müssen. Zwar war das Wasser nicht von dem angenehmsten, doch von solchem Geruch und Geschmack, den ein nicht ganz verzärtelter Gout, gekocht, an der Zugluft in einem flachen Gefäße, wohl umgerührt, mit etwas Rum oder rothen Wein vermischt, gar leicht ertragen konte. Auch war es nicht so selten, daß es, bei entstandenem Regen, aus den Segeltüchern, zum Gebrauch für Menschen, hätte ausgerungen werden müssen, sondern noch im Ueberfluß vorhanden, weil Ostindienfahrer jederzeit auf ein halbes Jahr Wasser einnehmen. Ich konte endlich, wie zuvor, auf einer Matraze, einem Federbette, zwei mit Federn gestopften Küssen, unter einer mit Baumwolle durchgenäheten Dekke, ohne ängstlich machende Wärme, schlafen.

Meine Bemerkungen werden hoffentlich um so zuverläßiger und beifallswürdiger gefunden werden, da wir die **Linie** eigentlich zu dreien malen passirt sind: denn wir wurden in der darauf folgenden Nacht durch den Currenten, bei schwachem Winde, auf die andere Seite der **Linie** zurück getrieben, und machten daher am 2ten April zum dritten mal diese Reise. Von den bei Seeleuten unter dem **Aequator** eingeführten Gewohnheiten darf ich wohl nichts weitläuftig erwähnen; sie sind aus Reisebeschreibungen zu bekant. Doch sey es mir von dem geneigten Leser erlaubt, die auf unserm Schiffe beobachteten anzuführen, da sie sich besonders von den bisher erzählten etwas auszuzeichnen scheinen.

Ein Matrose, der den **Neptun** vorstellte, hielt in seiner Hand den ihm in der Mythologie zugeeigneten Dreizack, und wurde von den ihm eigenen Pferden, auf einem zu dieser Absicht bereiteten Wagen, gezogen. Diese uns bisher so holde Gottheit erkundigte sich, mit Janitschaarenmusik begleitet, nach unserm Befinden, und empfahl sich, nach einem kurzen Aufenthalte, unserer Gewogenheit und Geld-

Geldbörsen. Hierauf wurden die, welche sich nicht mit klingender Münze von der gewöhnlichen Eintauchung loszukaufen gesonnen waren, auf einen über einen großen mit Wasser angefüllten Tubben gelegten Queerbalken gesetzt, mit Theer, statt Seife, beschmiert, und ihnen mit einem alten verrosteten Messer der Bart abgenommen. Ehe sie es sich versahen, wurde der Balke weggezogen, sie lagen im Wasser und wurden, wenn sie aufsprungen und davon eilten, noch dazu mit einem Eimer voll Wasser regalirt. Noch muß ich hinzufügen, wie ich unter dieser Breite nicht bemerkt habe, daß einer, bei dem es nicht schon vorher zuweilen gespuckt, des Gebrauchs seiner Sinne durch die brennende Sonnenhitze wäre beraubt worden. Die Leute auf unserm Schiffe blieben, wie sonst, bei gleich starken Seelenkräften. Das Predigen kam mir wenigstens unter der Linie eben nicht schwerer an, als in einem gemäßigtern Klima. Ueberhaupt kan ich nun aus eigner Erfahrung versichern, daß man auch unter dieser heißen Zone so gut essen und trinken, wohl seyn und leben kan, als auf dem festen Lande.

So verhält es sich in der That mit der Hitze und Lebensart der Reisenden unter dem Aequator: welches ich in der Kürze, vielleicht zur Berichtigung einiger schiefen Vorstellungen von dieser Weltgegend, in dem beliebten Hannoverischen Magazine habe bekant machen wollen, damit sich nicht mancher, der durch eine höhere Bestimmung iesen Weg des Meers zu reisen genöthigt wird, ungegründete Besorgnisse, und für seinen Verstand unnöthigen Kummer machen möge.

Langstedt.

Die Kalekuten oder sogenannten Truthüner und Enten, ohne viele Kosten und Mühe mit Futter unterhalten und auch sogar fett machen zu können.

Mit Vergnügen habe ich in dem 92ten Stück des Hannoverischen Magazins vom vorigen Jahre, den so patriotischen als nützlichen Unterricht, die Kälber ohne Milch aufbringen zu können, gelesen. Ich halte nicht weniger dafür, daß die Art und Weise, die Kalekuten und Enten, ohne viele Kosten und Mühe zu unterhalten und fett zu machen, in diesen Blättern einen Platz verdienen mögte. Manchem werden sie wegen des vielen Korns, welches sie verzehren ohne Noth kostbar. Ich gebe dieser Art Geflügel nie etwas anders als die Kafe oder Spreu von allen Arten Getreide, und dasjenige, worunter sich besonders viel Unkrautsaamen befindet, ist für beide das nützlichste und zuträglichste. Diese

Kafe

Kafe wird gesichtet, das Ausgesichtete wird ihnen in Trögen oder Candiskasten frei hingesetzt, woraus denn beide Arten sich zu ein Paar malen des Tages recht satt fressen, und sich gut dabei mit einander vertragen; so daß sie zum Schlachten für die Küche nicht fetter seyn können. Und damit sie das Futter nicht auskratzen, so pfleget man wohl Leisten über die Tröge und Kandiskasten queer über zu schlagen, welche ungefähr drei Daumen breit, und nur so weit von einander seyn dürfen, daß sie ihre Köpfe willig hinein stecken können. Auch können in den Kasten drei auf einander gelegte Ziegelsteine geleget werden; wodurch das Kratzen verhindert, und Raum genug von allen Seiten bleiben wird, um das Futter hinein zu schütten. Je freier diese Art Thiere dabei herum wandeln können, je lustiger fressen sie, und je lustiger sie fressen, je fetter werden sie auch bei dieser einfachen Fütterung, die ihnen im Winter trocken gegeben werden kan; wobei ihnen aber sodann, wenn sie auf dem Hofe, oder in der Nähe nicht einen Wasserdeich finden, das nöthige Wasser zum Saufen täglich frisch hingesetzt werden muß. Ist Schnee vorhanden, so ist das Wasser hinsetzen ganz und gar nicht nöthig; sondern sie stillen den Durst von dem gefallenen Schnee. Im Sommer aber kan ihnen dieses Futter mit Sicherheit naß gemacht und angefeuchtet werden; weil man alsdenn das Zusammenfrieren desselben nicht zu befürchten hat.

Auf diese Weise habe ich nicht allein eine beträchtliche Anzahl der sogenannten Truthühner und Enten, ohne viele Kosten; sondern sie auch recht feiste aufgefüttert. Und mir soll es angenehm seyn, wenn diese gemeinnützige Anzeige bei einem oder dem andern Beifall und Nachahmung finden wird.

Borstell bei Achim. J. Köhne.

Anzeige und Bitte.

Die Kinderblattern finden sich auf dem Lande ein, und manches Kind verlieret sein Leben, welches gerettet seyn würde, wenn man es gehörig behandelt hätte. Oft fehlt es daselbst an einem Arzt, der hiezu Anweisung geben kan, und oft an dem Vermögen, den Arzt und die Arzneien zu bezahlen. Ein treuer Landprediger, dem auch die zeitliche Wohlfarth seiner Zuhörer am Herzen liegt, wünschet und bittet, daß ein mitleidiger Arzt in diesen Blättern eine kurze Anweisung in einer auch Ungelehrten verständlichen Sprache, den Laien in der Medicin baldmöglichst bekannt machen möge, worin das Verhalten eines Blatternpatienten vor, bei und nach der Krankheit, ferner die gefährlichsten Zufälle, die Mittel sie abzuwenden, und die wohlfeilesten Arzeneien sich zu helfen, angezeiget, annebst die Fehler bemerkt sind, die der Landmann in diesen Fällen zu vermeiden hat.

Hannoverisches Magazin.

24tes Stück.

Montag, den 24ten März 1783.

Erzählung der wunderbaren Errettung des Capitain Inglefield und seines Schaluppen-Volks, mit welchem Er Sr. Königl. Großbritannischen Majestät Schif, Centaur, kurz vor seinem Untergange verlassen; von ihm selbst aufgesetzt a).

Nachmittags den 23ten Sept. fing das Wetter wieder an zu drohen, es wehete bei Beuen b) hart, eines der Fahrzeuge, die Jelle, welche auf der Seite lag c), lief voll Wasser und sank. Gegen Abend schien

Aa das

a) Ueber das traurige Schicksal, welches mehrere Kriegsschiffe Sr. Majestät des Königs von Großbritannien, in den Stürmen des Septembers des vorigen Jahres betroffen hat, ist so manches gesprochen, gemuthmaßt, und man hat so mannigfaltigen Antheil daran genommen, daß ich geglaubt habe, eine Uebersetzung der einzigen authentischen Nachrichten die von einem derselben bekant geworden, würde in Deutschland nicht ganz unwillkommen seyn; zumal, da sie auch als ein Denkmal aufbehalten zu werden verdient, zu welcher Höhe menschliches Elend, und kühner Muth steigen können, und mit wie wenigem es möglich ist, menschliches Leben selbst unter schwerer Arbeit und den äußersten Anstrengungen zu erhalten. Die Uebersetzung ist nach London Chronicle Vol. 53. No 4081. S. 87. gemacht. Kunstwörter der Sprache der Seeleute sind in den Noten erklärt. Alles was von Meilen angegeben ist, ist um Weitläuftigkeit der Erklärung zu vermeiden, auf deutsche Meilen gebracht. In der Urschrift sind die Entfernungen nach Leagues, und die Geschwindigkeiten des Fahrzeuges nach Miles angegeben. Jene sind $\frac{1}{5}$ einer deutschen Meile, oder 3 Minuten eines größten Kreises der Erde; diese $\frac{1}{4}$ einer deutschen Meile oder 1 Minute eines solchen Kreises. Nach einer Parlamentsacte machen eigentlich $59\frac{1}{2}$ der letztern einen Grad eines solchen Kreises, allein der Bequemlichkeit der Rechnung wegen nimt man allezeit 60 auf einen Grad.

b) Squall, Beu. Ein heftiger Wind, der mit einem Stoße kömt, und nicht sehr lange in gleicher Heftigkeit anhält. Windschauer könte man sagen.

c) Da es nicht gewöhnlich ist, daß bei solchem schweren Wetter Fahrzeuge ausgesetzt werden, weil man allemal das Schicksal befürchten muß, welches der Jelle wiederfuhr, so war auch, nach diesem Umstande zu urtheilen, die Noth vorher schon groß.

das Schif nur noch eben im Wasser zu hängen. Es war nicht mehr sicher, daß es sich von einer Minute zur andern auf dem Wasser erhalten würde, und die Liebe zum Leben, welche meines Erachtens sich bei Annäherung des Todes nie später zeigte, fing nun an, allen Betrachtungen ein Ende zu machen. Es war würklich einem jeden unmöglich, sich mit der Hofnung zu täuschen, auf einem solchen Floß, in einer solchen See geborgen d) zu werden; zu geschweigen, daß das Schif beim würklichen Versinken, wahrscheinlich auf eine gewisse Entfernung, in einem Strudel alles mit sich hinunter reißen würde.

Es war beinahe fünf Uhr, wie ich aus meiner Cajüte kommend mehrere Leute ängstlich auf der Seite über Bord sehen sah, und wie ich selbst meine Augen dahin richtete, wurde ich gewahr, daß einige Leute sich der zweiten Schaluppe e) bemächtigt hatten, und daß noch mehrere sich Mühe gaben, hinein zu kommen. Es war nicht mehr als ein Augenblick Bedenkzeit übrig, um zu überlegen, ob ich bleiben und mit dem Schifsvolk, dem ich auf keine Weise weiter nütze seyn konte, umkommen, oder die Gelegenheit, die der einzige Weg zur Rettung schien, wahrnehmen, und die Leute verlassen solte, mit denen ich bei so mancher Gelegenheit so zufrieden gewesen bin, daß ich glaubte, ich hätte mein Leben für ihre Erhaltung hingeben können. Es war wahrlich ein mühseliger Kampf, der meiner Meinung nach unbeschreiblich ist, und von welchem niemand einen angemessenen Begrif haben kan, der nicht in einer ähnlichen Lage würklich gewesen ist f).

Die Liebe zum Leben siegte. Ich rief Herr *Raing*, den Schiffer, den einzigen Officier der auf dem Verdeck war, bat ihn mir zu folgen, stieg an dem hintersten Ende der Rust an den Püttings g) in das Fahrzeug, und machte es nicht ohne große Schwierigkeiten

d) Errettet.

e) Pinnace, ist auf Kriegsschiffen gewöhnlich, und die zweite Schaluppe, die zum Dienst der Officiere bestimt ist. Sie pfleget nie mehr als sechs Ruder zu führen, wohl aber weniger.

f) In Herr Hofrath **Wielands** Geschichte des **Philosophen** Danisch mende im 28ten **Kapitel** (im Deutschen Merkur von 1775. Monat August S. 120 bis 128. vom Anfang bis zum Ende,) habe ich einen der besten Commentaren über alle ähnliche Fälle gelesen. Das ist beiläufig weder Compliment für Herr **Wieland**, noch Beeinträchtigung irgend eines Kasuisten, in denen ich nichts weniger als belesen bin; ich führe diese Stelle nur an, weil vielleicht Capitain **Inglefields** Raisonnement manchen Stof zur Unterhaltung darbieten kan. In solchen, wie in allen Fällen, halte ich es nicht ganz unnütz, ehe man ein Urtheil fället, die widersprechende Partie, wenigstens doch auch zu Worte kommen zu lassen. Uebrigens vermag meine **Wenigkeit** keinesweges Capitain Inglefield zu tadeln.

g) Die eisernen Kettenglieder, durch welche die unteren Jufferblöcke, auf welchen die Wände steif geholt werden, in den Rüsten, und gegen die Seiten des Schiffes fest sind.

keiten frei vom Schiffe. Doppelt so viel Leute als das Fahrzeug hätte tragen können, gaben sich Mühe mit hinein zu kommen, und viele sprangen ins Wasser. Herr **Baglis**, ein junger Mensch von funfzehn Jahren, von guten Leuten, sprang von den Püttings, nachdem das Fahrzeug schon abgesetzt hatte, und wurde mit herein genommen. Das Fahrzeug kam nun hinter das Schif, wurde der See ausgesetzt, und wir gaben uns Mühe es herum zu bringen, um es gegen die Brechung der Wellen anzuhalten, und dem Schiffe auf der Windseite vorbei zu kommen; allein, bei dem Versuche lief es beinahe ganz voll, die See ging zu hohl, und die einzige Wahrscheinlichkeit das Leben zu erhalten, war, vor dem Winde hin zu halten.

Nun fing ich erst an zu bemerken, wie wenig, wenn anders um irgend etwas, besser unsere Lage wäre, als derer, die im Schiffe geblieben waren. Höchstens schien sie mir eine Verlängerung eines elenden Daseyns zu seyn. Unserer waren zwölf, in einem lecken Fahrzeuge, einem Bord unter Wasser, beinahe in der Mitte des westlichen Oceans, ohne Compas, ohne Quadranten, ohne Segel, ohne Ueberrock oder Mantel, alle sehr dünne gekleidet, bei einem heftigen Winde und in hohler See! Es war 5 Uhr Abends, und in einer halben Stunde verloren wir das Schif aus dem Gesicht. Ehe es finster wurde, fanden wir eine Bettdecke im Fahrzeuge, welche wir ohne Verzug unter einer unserer Fußleisten h), als ein Segel befestigten. Wir lenseten i) die ganze Nacht, in der Erwartung von jeder Welle verschlungen zu werden; es war verschiedentlich mit vieler Mühe, daß wir das Fahrzeug ledig ohsen k) konten, ehe die nächste Welle es wieder füllte. Wir saßen alle, halb ertrunken, die ausgenommen, welche das Fahrzeug ausohseten. Ohne würklich umgekommen zu seyn, bin ich sicher, haben wir Leute mehr ausgestanden. Den folgenden Morgen wurde das Wetter gemächlicher, der Wind war auch südlicher gelaufen, wie wir an der Sonne merkten. Da wir die Nacht überlebt hatten, fingen wir an uns zu erholen, und auf fernere Erhaltung zu denken.

Wie wir das Schif verließen, war der Wind Nordwest oder Nordnordwest. **Fayal** lag Ostsüdost, zwischen 188 und 195 Meilen von uns. Hätte die-

h) Stretches. Die Leisten die in Ruderfahrzeugen inwendig auf dem Boden fest sind, gegen welche die Rudernden sich mit den Füssen stämmen. Der Mast gab wahrscheinlich ein Ruder, oder Riem.

i) Lensen, to scudd, mit einem Segel vor dem Winde fahren, bei schwerem Wetter.

k) Ohsen, ausohsen, to baile a boat, (wird sonst gewöhnlich bale geschrieben,) heißt mit Hülfe einer Schaufel mit einem kurzen Stiel oder Handhabe ein Fahrzeug von Wasser befreien. Eine solche Schaufel oder Schöpfer heißt ein Ohsvaß, kidd, scoop. Es wird in der Folge noch vorkommen.

dieser Wind 5 bis 6 Tage angehalten, so war es wahrscheinlich, daß wir, wenn wir vor der See liefen, eins der westlichen Eilande hätten erreichen können. Die Veränderung des Windes tödtete diese Hofnung, denn wenn er heftig durch gekommen wäre, so war kein ander Mittel unser Leben zu erhalten, als vor der See zu laufen, wodurch wir wieder nordlich gekommen wären, wo wir bald nachher würden umgekommen seyn.

Bei Nachsuchung was wir zu unserm Unterhalt hätten, fand ich einen Beutel mit Brod, einen kleinen Schinken, ein einziges Stück Schweinefleisch, zwei Quartbouteillen Wasser, und etwas weniges französische Confitüren. Der südliche Wind hielt 8 bis 9 Tage an, wehete aber zum guten Glücke nie hart, so daß wir immer die Seite des Fahrzeuges gegen die See halten konten; allein, wir waren beinahe die ganze Zeit elendiglich durchnäßt und kalt. Wir hielten eine Art von Schifsrechnung, weil wir aber verschiedentlich in 24 Stunden weder Sonne noch Sterne sahen, so hatte, keine sonderliche Meinung von unserer Schiffahrt. Wir schlossen um diese Zeit, daß wir, die erste Nacht ausgenommen, in welcher wir südöstlich gelaufen waren, ungefähr ostnordöstlichen Curs gehalten hätten, und hoften daher das Eiland Corvo zu entdecken. Unsere Erwartung schlug fehl, und wir fürchteten, der südliche Wind hätte uns zu weit nordlich gebracht. Wir beteten um einen nordlichen Wind.

Unser Zustand fing an sehr elend zu werden, durch beides, Hunger und Kälte, denn am fünften Tage entdeckten wir, daß beinahe alle unser Vorrath von Brod, vom Salzwasser verdorben war, und daß es nöthig wäre, uns auf bestimte Portionen zu setzen. Ein Zwieback in zwölf Bissen gebrochen zum Frühstück, und eben so viel zu Mittage [l]). Der abgeschlagene Hals einer Bouteille, mit dem Pfropf darin, diente zum Glase, und war mit Wasser angefüllt, die Portion eines jeden für 24 Stunden. Dies geschah ohne Partheilichkeit und Unterschied; dem unerachtet hätten wir doch umkommen müssen, hätten wir nicht sechs Quart Regenwasser aufgefangen; und diesen Segen würden wir nicht haben genießen können, hätten wir nicht zum guten Glücke ein Paar Bettlaken im Fahrzeuge gefunden, die durch Zufall hinein gelegt waren; diese breiteten wir aus, wenn es regnete, und wrungen sie, wenn sie durch und durch naß waren, in das Ohsvaß, mit welchem wir unser Fahrzeug ausohseten. Bei diesen schmalen Portionen, die in unserm hülflosen Zustande mehr Reizung als Unterhaltung waren, fingen wir an sehr schwach zu werden, und bei unsern beständig nassen Kleidern, waren wir

l) Jedesmal mogte es nach Gewicht zwischen ein und anderthalb Loth für den Mann betragen, sicher nicht zwei Loth.

wir an vielen Theilen des Leibes ganz wund gerieben.

Den dreizehnten Tag wurde es still, und bald nachher entstand eine schwache Kühlung aus Nordnordwest, die bis zu einem frischen Winde zunahm, so daß wir vor der See und vor unserer Decke, ungefähr in einer Stunde fünf Viertel bis anderthalb Meilen liefen, bis wir glaubten, wir wären südlich von *Fayal*, und westlich gegen fünf und vierzig Meilen davon entfernt; wir hätten müssen quer durch die See liegen, um es anzuthun, da aber der Wind heftig war, so durften wir den Versuch nicht wagen. Nun wünschten wir, der Wind mögte westlich laufen.

Es war der funfzehnte Tag, daß wir im Fahrzeuge waren, wir hatten nun noch für einen Tag Brod und eine Bouteille Wasser übrig, die uns von einem zweiten Regen nachgeblieben war. Unsere Leiden waren nun so groß, als menschliche Kraft sie tragen konte; wir behielten aber immer die Ueberzeugung, daß guter Muth mehr helfe als körperliche Kraft, denn an diesem Tage, kam **Thomas Matthevs**, Quartiermeister, der stärkste Mann im Fahrzeuge, durch Hunger und Kälte, um. Den vorhergehenden Tag beklagte er sich über Mangel an Kraft im Schlunde, seinen Bissen hinunter zu schlucken, wie er sich ausdrückte; In der Nacht trank er Seewasser, wurde wahnsinnig, und starb ohne zu muchsen. Weil es nun beinahe Gewißheit geworden war, daß wir alle in ein oder zwei Tagen desselben Todes sterben würden, so war es uns gewissermaßen tröstlich, zu sehen, daß Hungertod nicht so schröcklich sey, als unsere Einbildungskraft ihn vorgestellt hatte. Andere hatten sich über ähnliche Zufälle im Schlunde beklagt, einige hatten ihren eigenen Harn, und alle, mich allein ausgenommen, hatten Seewasser getrunken.

Da bislang Verzweiflung und Unwille noch immer mit gutem Erfolge war bekämpft worden, und die Leute, wenn der Abend da war, ermuntert worden waren, statt des Abendbrods ein Lied zu singen, oder etwas zu erzählen, so fand ich es doch diesen Abend unmöglich eins oder das andere aus ihnen heraus zu bringen.

Mit Anbruch der Nacht fiel eine Windstille ein, ungefähr um Mitternacht eine schwache Kühlung aus Westen, wie wir aus der Dienung oder der Bewegung der Wellen schlossen, weil aber kein Stern zu sehen war, so fürchteten wir uns zu Schaden zu segeln, und erwarteten mit Ungedult den Aufgang der Sonne. So bald der Tag grauete, fanden wir den Wind genau so, wie wir ihn gewünscht hatten, Westsüdwest, wir sezten unser Segel gleich bei, und liefen vor der See ungefähr alle Stunde eine deutsche Meile. Wir hatten eben unser leztes Brod und das noch übrige Wasser, als unser leztes Frühstück verzehrt, als der Quartiermeister **John Gregory** mit vieler Sicherheit behaupte-

te, er sähe Land in Südosten. Wir hatten so oft Nebelbänke gesehen, die den Anschein von Land gehabt hatten, daß ich mir selbst nicht getrauete es zu glauben, ich warnete daher die Leute, die ausschweifend frölich waren, damit sie eine fehlgeschlagene Erwartung nicht zu sehr fühlen mögten; bis zulezt einer von ihnen in einem außerordentlich übermäßig frölichen Ausbruch von Freude, schwor und erklärte: Er hätte in seinem Leben kein Land gesehen, wenn das, was er sähe, keines wäre.

Wir richteten unmittelbar darauf unsern Cours nach dem Lande, ob ich meines Theils gleich wenig Glauben daran hatte. Der Wind wurde frischer, so, daß das Fahrzeug in einer Stunde fünf Viertel bis anderthalb Meilen durchs Wasser lief, und in zwei Stunden sahen wir alle im Fahrzeuge das Land ganz deutlich, doch noch weit entfernt, so, daß wir es vor zehn Uhr in der Nacht nicht erreichten; ich kan mich nicht entbrechen, mit Dankbarkeit die Gnade zu bemerken, welche die Vorsehung uns bei dieser Gelegenheit erzeigte.

Die Luft rund herum am Horizont war so dick, daß wir nur auf drei bis vier Meilen sehen konten, die Gegend ausgenommen, in welcher wir das Land entdeckten. Nach unserer Rechnung lag Fayal Ost gegen Norden von uns, welchen Cours wir hielten, und wir würden in wenig Stunden, wenn die Luft nicht aufgeblickt, (das heißt, an dieser einzigen Stelle klar geworden wäre,) unsere Entfernung vom Lande vergrößert haben, zu östlich gelaufen seyn, und zum Unglück alle Eilande verfehlt haben. Das Eiland Pico, welches uns die Entdeckung begünstigt haben würde, war ganz in Wolken eingehüllt, auch verlief noch einige Zeit, ehe wir völlig erfreuet wurden, indem wir an zwei Stunden einen großen Theil des Eilandes vorbeifahren mußten, an welchem uns das steile und felsigte Ufer zu landen, versagte. Wir ertrugen diesen Umstand mit vieler Ungedult, weil wir uns geschmeichelt hatten, an dem ersten Theile des Landes, welchen wir erreichen würden, frisches Wasser zu finden; durch diese fehlgeschlagene Hofnung, waren einige vor Durst so unruhig geworden, daß ihre Unruhe nahe an Wahnsinn gränzte, so daß wir einige mal in Versuchung waren, an Stellen anzulegen, wo das Fahrzeug von der Brandung hätte müssen in Stücken zerschlagen werden. Endlich entdeckten wir einen Fischerkahn, der uns um Mitternacht auf die Rhede von Fayal brachte; wo uns aber das Herkommen des Hafens nicht erlaubte, eher an Land kommen zu dürfen, bis nach erhaltener Gesundheitsvisite. Doch kam es mir nicht sehr darauf an, die Nacht noch im Fahrzeuge zu bleiben, da unser Loots uns einige Erfrischung an Brod, Wein und Wasser brachte. Des Morgens darauf besuchte uns Herr Graham der englische Consul, dessen menschenfreundliche Aufmerksamkeit,

samkeit, große Entschädigung für die portugisischen Weitläuftigkeiten war. Würklich bin ich nie im Stande, die Verbindlichkeit gebührend auszudrücken, die ich seiner Güte und Menschenfreundlichkeit, beides gegen mich und meine Leute schuldig bin; dann ich glaube, es war einige Tage sein einziges Geschäft, die besten Mittel zu besorgen, unsere Gesundheit und Stärke wieder herzustellen. Meiner Meinung nach, glaube ich sicher, daß nie erbarmenswürdigere Gegenstände gewesen sind. Einige der stärksten Leute des Centaur, mußten durch die Straßen von Fayal unterstützt werden. Herr Rainy der Schiffer und ich, wir befanden uns, meiner Meinung nach, besser als die Uebrigen, allein, ich konte ohne Hülfe nicht gehen, und würde mehrere Tage hindurch, bei der ausgesuchtesten Kost und Wohnung, eher schlechter als besser.

Fayal, den 13ten October 1782.

J. N. Inglefield.

* * *

Namen der geborgenen Officiere und Seeleute.

Capitain Inglefield. Herr Thomas Ramsay, Schiffer. Herr Robert Bayles, Cadet. Herr James Clark, Unter-Wundarzt. Timothy Sullivan, der Unterofficier, welcher in des Capitains Schaluppe steuert (Coxswain,). John Gregory, Quartiermeister. Charles M'Carty, Charles Flinn, Gallochar, Theodore Hutchins, und Thomas Stercuson, Matrosen. Der Quartiermeister Thomas Matthews, starb den Tag vorher ehe wir Land sahen.

Namen der Officiere die am Bord blieben, und wahrscheinlich verunglückt sind.

John Jordan, erster Lieutenant, Trebwan, zweiter, George Lindsay, dritter, Scott, vierter, Breton, fünfter Lieutenant, John Bell, Hauptmann der Seesoldaten. Thomas Hunter, Zahlmeister. Williamson, Wundarzt. Thomas Wood, Botsmann. Charlos Penlarik, Constabel. Allan Woodrif, Zimmermann. Die Herren Dobson, Warden, Hay, Everhart, Minschaw, Sampson, Lindsay, Chalmers, Thomas und Young, Steuerleute und Cadets.

Vom

Vom Aufschwellen des Rindviehes.

In dem 53ten Stück des Hannoverischen Magazins vom J. 1775. befindet sich ein vom Herrn Pastor Pratje angegebenes Mittel, das Aufschwellen des Rindviehes durch den Stich zu kuriren. Es ist dieses Mittel bei denen Wiedertäufern in den rheinischen Gegenden sehr gemein. Man hat aber doch schon viele Beispiele gefunden, daß dergleichen Stich mißlich ausgefallen, und deswegen hat man auf andere unschädlichere Mittel gesonnen, deren Bekantmachung dem Publikum nicht mißfallen wird.

Ein bekanter Gastwirth in Churpfalz, hat in seinem Stall bei zwanzig Stück Kuhviehes. Sein Futter ist nichts als deutscher Klee, der mit Ips gedünget wird, es traf sich einstmals zu, daß, als der Knecht Morgens frühe in den Stall kam, die Kühe miteinander aufgeschwollen, und zum Verplatzen reif waren. Der Gastwirth nahm in der Geschwindigkeit einen Hafen saurer Milch mit samt dem Rahm, (Sahne,) that eine ziemliche Parthie Schnupftaback hinein, rührte es durcheinander, und ließ es durch den Knecht, dem aufgeschwollenen Viehe einschütten, es dauerte kaum so lang, als bis der Knecht mit dem Einschütten bei der letzten Kuh fertig war, so war alles Aufschwellen vorbei, und das Vieh hatte seinen ordentlichen Stuhlgang wieder. Dieses Mittel ist nachher mehrmalen mit gutem Erfolg probiret worden, und hat man auf ein Stück Vieh etwa einen Rastatter Schoppen, oder sächsische Kanne Milch mit der Sahne und dazu einen Eßlöffel voll Schnupftaback, genommen.

Das Aufschwellen oder Auflaufen des Hornviehes ist gemein bei dem Kleefutter, zumal wenn der Klee geipset ist. Viele sind daher auf den Gedanken gerathen, den Klee nicht allein dem Rindvieh zu geben, sondern solchen mit Raygras oder englischem Habergras zu vermischen. Dieses wird in dem Durlachischen mit vielem Nutzen gebauet, und ist als ein sehr gesundes Futter zu betrachten, es hält sich in einem mittelmäßigen Lande viele Jahre, zumal, wenn man hin und wieder etwas zu Saamen stehen läßt, daß das Feld sich von selbst wieder besaamen kan.

Ein anderer Oekonom unweit Hanau, sucht das Aufschwellen des Viehes, zumal wenn es in Herbstzeiten mit Rübenkraut und dergleichen gefuttert wird, dadurch zu verhüten, daß er das kurze Futter in der Krippe mit reiner wohl durchgesiehener Asche bestreuet, und hat er versichert, daß seine Probe gut ausgefallen sey.

Hannoverisches Magazin.

25tes Stück.

Freitag, den 28ten März 1783.

Ankündigung eines unsere Harzgebürge betreffenden Kupferwerks. Von einem Freund der Künste *).

Patriot seyn, und Patriot scheinen, sind zwei so verschiedene Sachen, als wie rechts und links, oder hinten und vorne, und es läßt sich auf hundert Seiten betrachtet, hunderterlei davon sagen, und tausendfach darüber satyrisiren.

Was nicht ausländisch ist, ist nicht Mode, und was nicht Mode ist, ist Quark. — So geht es mit der Damenmütze, mit Blumen, mit Pferden, und was mich hier eigentlich angeht, mit den Werken einheimischer Kunst und Wissenschaft.

Was ist eine Tulpenzwiebel, die nicht aus Holland verschrieben wird? Was ein gutes herrliches Pferd, auf deutschem Boden geboren, ohne gestutzten Schwanz? und was eine Damenmütze, die nicht von einer französischen Coquette erdacht ist, oder wenigstens von ihr einen Namen erhalten hat? — Der Borstorferapfel will manchem nicht schmecken, weil er nicht Reinette heißt; und man wurzelt die deutsche majestätische Eiche aus, um eine krüppliche Ceder vom Libanon auf ihre Stelle zu pflanzen.

Allein dieses sind Thorheiten, die (wenn ich nicht als Finanzmann davon spreche,) wenig auf sich haben. Laßt immer den Mann hin galoppiren auf seinem deutschen englisirten Pferde, wenn er sich nur den Hals nicht bricht; und die Dame mag immerhin eine Etourdie oder Dormeuse tragen, wenn sie nur nicht selbst eine Etourdie oder Dormeuse ist. Wer kein Freund von dichtem Schatten und fetten Schinken ist, mag immer Eichen auswurzeln, und mit Cederchen vom Libanon sein Spielwerk treiben.

Anders ist es mit Wissenschaft und Kunst. Hier, müssen wir Vaterländer, Patrioten seyn. Nicht, um die Verdienste des Ausländers zu verachten, dieses wäre Unbilligkeit. — Aber auch nicht den deutschen Gelehrten, den deutschen Künstler, zum Schuhknecht herunter würdigen, — dann

*) Auf Begehren wird diese Ankündigung hier abgedruckt.

dieses wäre Barbarei? — Wolt ihr Männer — Patrioten — deutsche Patrioten seyn, so unterstützet ihn den deutschen Mann von Genie.

Herr Pascha **Johann Friederich Weitsch** in Braunschweig, einer der größten jetzt lebenden, vielleicht, der größte Landschaftmaler unserer Zeit, welchen Trieb zur Kunst und Natur allein bildete, und aus einem gemeinen Soldaten, zu einem gefühlvollen Künstler schafte, hat auf seinen vielfältigen, der schönen, und schrecklichen Natur zu Gefallen unternommenen Reisen nach den malerischen Gegenden unsers Harzes, sehr viele Zeichnungen aufgenommen, die er nun gewillet ist, den Freunden der Kunst und der Natur, durch den Kupferstich vervielfältiget um den modesten Preis, eines deutschen Künstlers, mitzutheilen, um den Preis, worüber ein Pariser seine Lunge aus dem Munde parliren, ein Italiäner sich die Finger abbeißen, und der Engländer sich mit voller Liberty aufhängen würde. Denn kurz, der Preis dieser auf Regalbogen abgedruckten Kupferplatte, ist nicht mehr, als 1 Rthlr. 8 ggr., den Louis d'or zu 5 Rthlr.

Das erste Stück was uns Herr **Weitsch** zum Schaugerichte vorlegt, ist, wie ich auf Ehre versichern kan, gar nicht die schönste, vielweniger die interessanteste Zeichnung von seinen vielen von dem Harzgebürge gesammelten. Es ist der sogenannte, durch mancherlei Fabeln beschrieene Roßtrapp, und wenn Herr **Weitsch** ein minder ächter Biedermann wäre, als er (wie Gott und die Welt weiß,) ist, so hätte er aus seiner Sammlung den Herren Kunst- und Naturfreunden etwas ganz anders aufgetischet, als den an sich sonst romantischen Roßtrapp.

Ich selbst habe den Roßtrapp nicht in Natur gesehen, kan also nicht eigentlich sagen, ob die Zeichnung richtig oder unrichtig sey. — Aber meinen Kopf setze ich zum Pfande, daß sie richtig, weil ich öfter ein Augenzeuge war, als Herr Weitsch Gegenden mit der größten Genauigkeit aufnahm.

Was die Ausführung der Zeichnung, nemlich den Kupferstich selbst betrift, so ist solche vom Herrn **Weise** in Cassel, einem jungen Künstler, der Deutschland Ehre macht, eines Färbers Sohn, der ehemals selbst Färbergeselle war, der aber durch seine Talente, wider den Willen seines jetzt sich freuenden alten Vaters, ein Discipel des unsterblichen Zinks ward, und einer seiner besten ist.

Um allem Verdacht der Großsprecherei und Partheilichkeit auszuweichen, will ich nicht verhelen, daß in gegenwärtigem vor mir liegenden Roßtrapp, mir der Stich im Ganzen etwas zu hart scheinet, indessen weiß ich mich auch zu bescheiden, daß, da dieser Stich eine große Masse von Klippen vorstellet, Entfernung und Luftperspectiv nicht leicht angebracht werden konten. Da ich Herr **Weisens** Kunst und Geschicklichkeit aus andern Stücken kenne, so bin ich auch überzeugt,

zeugt, daß ich nur einen von den rauhesten, vielleicht gar nur einen Probedruck, besitze. Uebrigens hat Herr Weitsch diesen Abdruck mit einer kurzen Beschreibung von den fabelhaften Erzählungen, über die Entstehung des Namens, Roßtrapp, begleitet. Angenehm wäre es mir, und vielleicht manchem andern, wenn etwas von der Naturgeschichte, von den verschiedenen Steinarten, Pflanzen, u. s. w. von diesem Gebürge gesagt wäre.

Solte dieser mein Wunsch auch der Wunsch des Publici seyn, so kan ich im Namen des Herrn Weitsch versichern, daß diese von einem guten Naturforscher, wo nicht gleich, doch bei einen jedem Dutzend Kupferplatten unentgeldlich im kurzen folgen sollen.

Einem jeden Knochenhauer würde man es verdenken, wenn er mehr einschlachtete, als er abzusetzen wahrscheinliche Hofnung hat, und im Nothfall hat selbiger eine Rauchkammer. Da man aber Kupferstiche nicht sehr gut soll räuchern können, so kan man es Herr Weitsch auch nicht verdenken, daß er sich durch Gegenwärtiges bei dem kunstliebenden Publico erkundige, ob er seine angefangene Arbeit fortsetzen, oder aber mit der ersten Probe aufhören solle?

Nach genauer Berechnung und mit nur sehr geringem Profit werden 400 Kauflustige erfordert, und ohne diese Anzahl von ehrlich denkenden Subscribenten, kan und wird das Werk, daß unsern Gegenden Ehre bringen würde, nicht fortgesetzt werden, und die Zeit, bis zu welcher man Sicherheit hierüber haben müßte, ist bis Johannis 1783 festgesetzt.

Nun jetzo ganz ausgeprediget, laßt uns fragen ihr Freunde der Kunst, der schönen Natur und des deutschen Patriotismus: Wollen wir die Fortsetzung dieser hierländischen Sammlung haben, oder nicht? um einen Preis der kaum die Reisen und die Abdrücke bezahlt, zerrissene Schuh und Beinkleider, wie in Deutschland üblich, gratis.

Aber schämen will ich mich auch gratis für Euch alle Ihr Hannoveraner, Braunschweiger, Deutsche, wie Ihr alle heißen möget, Ihr Künstler und Ihr Freunde der schön fürchterlichen Natur, wenn ich allein oben an auf dem Subscriptionsbogen stehen solte, mit dem man als unnütz dereinst eine Pfeife Nordheimer Batavientaback anzünden würde.

In Braunschweig kan man sowohl bei Herrn Weitsch selbst, oder bei dem Herrn Kunsthändler Bremer, in Hannover aber bei dem S. T. Herrn Postschreiber Münster den ersten Kupferabdruck in Augenschein nehmen, und nach Belieben thun, was man will.

* * *

Ankündigung einer Folge von Kupfertafeln der vornehmsten Gegenden des Harzgebürges.

Um dem Wunsch mancher Liebhaber die in ihrer Art so herrlichen Aussichten des Harzwaldes durch die Kunst vervielfältigt zu sehen, ein Gnüge zu leisten, habe ich schon seit mehrern Jahren verschiedene dortige Gegenden gezeichnet und aufgenommen; auch habe ich jetzt in dem Herrn Hofkupferstecher **Weise** in Cassel einen zu dieser Arbeit völlig geschickten Künstler angetroffen, der schon die erste Kupfertafel mit dem glücklichsten Erfolge vollendet hat. Er ist darin meiner Zeichnung aufs richtigste und genaueste gefolgt, und der Anblick dieser Probe wird hoffentlich bei allen Kunstliebhabern eben so, wie bei mir, den Wunsch der Fortsetzung erregen. Die Erfüllung dieses Wunsches hängt bloß davon ab, daß eine hinlängliche Anzahl von Kennern und Liebhabern der Natur und Kunst diese Unternehmung befördere. „Um den Werth derselben „beurtheilen zu können, lege ich ihnen „dies erste Blatt zur Probe vor, dem „die übrigen folgen werden, im Fall „sich zwischen jetzt und Ostern eine „Anzahl von drei bis vierhundert „Subscribenten anfinden solte.„ Die folgenden Blätter werden nicht minder merkwürdige und romantische Gegenden, Klippen, Felsen, Höhlen und Wildnisse darstellen, die zum Theil den Schweitzergegenden, das Eisgebürge ausgenommen, nichts an Schönheit und großem Eindrucke nachgeben, und ihnen im Ganzen vielleicht noch vorzuziehen sind.

Einigen Vorstellungen solcher Gegenden, die durch abergläubische Fabeleien ihren Namen erhielten, wird die Legende besonders beigelegt werden, wie schon bei der ersten Platte, die den **Roßtrapp** abbildet, geschehen ist. Die durch das große Format veranlaßte Kosten, machen es mir unmöglich, den Preis jedes Abdrucks niedriger als auf 1 Rthlr. 8 ggr., den Louis d'or zu 5 Rthlr. gerechnet, anzusetzen. Die Unterzeichnung geschiehet, hier bei mir selbst, und in Leipzig bei Herrn Rost, auch in den dortigen Messen bei Herrn Bremer von hier. Braunschweig, den 26ten September 1782.

Pascha Johann Friederich **Weitsch**.

Oekonomische Abhandlung von der Art, die Felder mit Torfasche zu düngen.

Der Ackerbau, diese unentbehrliche und edle Wissenschaft, ist bei weitem noch nicht zu der Vollkommenheit gediehen, zu welcher sie gebracht werden könte. Man hält denjenigen für einen guten Wirthschafter oder

oder Haushälter, der einen guten oder wenigstens mittelmäßigen Erdboden mit einigem Nutzen anzubauen weiß, und viele Ländereien sind entweder gar nicht, oder doch nur schlecht angebauet, die gewiß einige daran gewandte Mühe belohnen würden.

Der Neid, auch die Unwissenheit dererjenigen, welche sich gemeiniglich mit dem Ackerbau beschäftigen, und der bei dergleichen Leuten eingewurzelte thörigte Haß für alle Neuigkeiten, sind vermuthlich hieran Schuld, daß wir diese fast nicht entbehrliche Wissenschaft, nicht höher, und noch lange nicht so weit gebracht haben, als sie in den Zeiten der vernünftigen und glücklichen Römer gewesen. Man kan aber mit Zuverläßigkeit der Hofnung seyn, daß wir es hierin weiter bringen werden, seit dem wir dem Beispiele der Engländer gefolgt sind, Versuche angestellt, und solche auf alle mögliche Art und Weise zu erforschen, angefangen haben. Auch die in diesen Anzeigen hin und wieder eingerückten, dem Haushalt sehr vortheilhaften Stücke, zeigen es zur Gnüge, daß es auch in hiesigen Gegenden nicht an Leuten fehle, welche zu diesem Geschäft hinreichende Geschicklichkeit besitzen, dem Publico oder gemeinen Wesen, hierunter die nützlichsten Dienste zu leisten.

Da es hauptsächlich bei dem Landhaushalt auf die Erfahrung, und nicht auf ein ökonomisches Buch durchzulesen ankömt, so verrichtet ein jeder eine nützliche Arbeit, der dem gemeinen Wesen solche, wenn sie entweder noch ganz neu, oder wenigstens nur an einigen Oertern bekant ist, nach seiner Einsicht mittheilet. Einige Haushälter, die ihren Witz aus den Büchern gesogen haben, pflegen auch wohl etwas neues hervorzubringen, bedenken aber dabei nicht, daß ihnen zum öftern ihre künstlichen Gedanken als eine Satyre ausgelegt werden, und viele werden mit mir einerlei Meinung seyn, daß es schlechterdings keinen Haushälter ausmacht, ob er schon hin und wieder gehört, wie, oder auf welche Art der Ackerbau am bequemsten bestellet werden könne. Gesetzt auch, man hätte sich zum Landhaushalt qualificirt, wäre an einem Orte einige Jahre gewesen, und würde sodann an einen andern Ort translociret, so würde sich zeigen, daß man nicht im Stande sey, binnen einem Jahre dem Haushalt gehörig vorzustehen, und überdem noch bei den meisten Angelegenheiten sich der Bauersleute, Acker- oder Scheurenvögte Rath bedienen müsse. Wenn gleich jene, ihrer Wissenschaft nach das beste vorgeben, so ist man doch nicht völlig überzeugt, ob ihre Angabe gegründet, und nicht auf eine weit bessere und vortheilhaftere Art könne verrichtet werden. Mithin wird kein Haushälter geboren, sondern er muß zuförderst aus eigener Erfahrung den Haushalt führen, und selbigem auf eine vortheilhafte und bequeme Art vorstehen können.

In dieser Absicht will ich gegenwärtig die Art bekant machen, wie schlechte

Felder mit Torfasche fruchtbarer gemacht werden können. Auf solche Art zu düngen, ist nur an einigen Orten gebräuchlich.

Auf dem Moore befindet sich gemeiniglich oben in verschiedener Tiefe eine Art loser Boden, welcher in keine gehörige Stücke gestochen, mithin nach unserer Art den Torf zu bereiten, zur Feurung nicht gar wohl gebraucht werden kan.

Solcher Torf, welchen man in Westphalen Gruhm oder Mull nennet, muß zur Sommerszeit, wenn die Moore genugsam abgetrocknet sind, mit langzackigten hölzernen Eggen so lange verarbeitet werden, bis sich wenig große Stücken darunter befinden, und dieser durchgearbeitete Torf, wird ohne weitere Verarbeitung auf die Felder gefahren.

Bei den Feldern, die das Jahr brach gelegen, kan dieses füglich geschehen, so bald es die Witterung zuläßt, bei denen aber, so das Jahr Früchte getragen, muß man solches Anfangs, auch in der Mitte des Septembers, da die Moore noch dürre sind, und zu dieser Zeit noch trockene Witterung einfällt, ohne Anstand ins Werk richten. Der Torf wird auf die Felder etwa eine Handhoch gefahren, und an allen Stellen damit bedeckt.

Nächstdem wird selbiger an einigen Orten mit Schwefel und Zunder angesteckt, und wenn davon ein Theil in Brand gerathen, werden die brennenden Stücke hin und wieder auf dem Felde herum geworfen, da als denn bei einem mäßigen Winde der sämmtliche Torf in Zeit von 24 Stunden in Asche versetzet wird.

So bald nun das Erdreich so weit sich abgekühlet hat, daß die Pferde ohne Schaden darauf gehen können, wird das Land wie Hürdeläger umgepflüget. In lockerm oder leichten Boden, wird solches sofort zur Saat zubereitet, in denen Feldern aber, die ein festes Erdreich haben, nur ganz flach umgepflüget, sodann wieder aufgegget, und nachher zur Saatzeit gehörig zugerichtet.

Solche auf diese Art gedüngete Felder, werden gewöhnlich drei Jahre nach einander mit Rocken, und das vierte Jahr mit Sommerfrüchten bestellet; gemeiniglich geräth der Rocken oder sämtliche Winterfrüchte das zweite Jahr nach dem Brennen am besten; überhaupt aber wird ein gebrannter Acker weit mehr, als ein mit Mist gedüngter aufbringen, und hat man dabei nicht viel Mißwachs zu befürchten, indem die in der losen, und durch das ganze Land ausgebreiteten Asche vorhandenen Salze, sich auch bei dürrer Witterung leicht auflösen, und den Gewächsen mittheilen, auch das Stroh eine außerordentliche Stärke davon bekomt, die dem heftigsten Regen und Windsturm, in Betracht des Legens, widersteht.

Unter den Bauersleuten gehet zwar die Meinung im Schwange, daß man die Felder nicht mehrmalen auf diese Art düngen dürfe; und man nennet daher solches Land todt brennen.

nen. Es ist auch das Sprüchwort entstanden, daß das Brennen reiche Väter, aber arme Söhne mache; indessen habe ich noch niemand gefunden, welcher solche Meinung mit der Erfahrung bestätigen zu können, sich getrauet hätte. Gesetzt auch, sie habe ihre Richtigkeit, so wird man hinlänglichen Nutzen haben, auf diese Weise nur den sechsten Theil seiner Felder zu düngen, und werden viele Jahre vorbei gehen, ehe man solche wieder brennen zu lassen braucht.

Zu geschweigen, daß man an vielen Orten, Felder dazu nehmen kan, die so weit von den Höfen entfernet sind, daß die Fuhren des Düngers viel zu kostbar, weswegen denn selbige ganz ungeackert bleiben.

Den hierbei ersparten Mist kan man zu besserer Düngung der übrigen Felder mit großem Nutzen gebrauchen, und durch das mehr erhaltene Stroh die Viehzucht verstärken.

Ueberdieß wird es erfahrnen Hauswirthen bekant seyn, daß die Veränderung des Düngers eben so, wie die Veränderung des Saatkorns höchst nützlich sey.

Endlich muß ich noch bemerken, daß diese Art zu düngen, ein gutes Mittel zu Verminderung des Unkrautes ist, wovon der Saame durch andern Mist so häufig ins Land gebracht wird; mithin wird ein jeder gar leicht einsehen, von wie großem Nutzen solche an denjenigen Orten seyn müsse, wo sich besonders die Wucherblumen finden, wenn nur die Gelegenheit hierzu vorhanden ist.

Ich kan mir leicht vorstellen, daß diese Abhandlung vielen alten Haushältern nicht gefallen wird; indessen ist mein Wunsch, daß sich verständige Hauswirthe finden mögen, welche sichs angelegen seyn lassen wollen, eine so wenig kostbare Probe anzustellen.

Brüggen. J. F. Werner.

Von Befruchtung des Säesaamen durch den Urin des Rindviehes.

In dem Hannoverischen Magazin vom Jahre 1775. St. 80. wird eines Pulvers, genannt Geschenk der göttlichen Vorsehung, gedacht. Dieses erinnert mich an ein ähnliches Pulver, so der Factor Geibel zu Frankfurt am Mayn vor zwanzig Jahren unter dem Namen Fruchtvermehrende Masse verkauft hat, mit welchem ein sonst rohes Land ohne einen andern Dünger gebauet worden, und hat man mit einem Pfund dergleichen Masse auf einen ganzen Morgen Landes 160 rheinländische Quadratruthen groß, genug gehabt. Man verfuhr mit der Masse folgendergestalt: Die zu einem Morgen Landes erforderliche Saat schüttete man in ein räumliches Gefäß

fäß, und überschüttete solches mit frischem Wasser, so, daß das Wasser eine Hand hoch über den Saamen ging. Hierauf wurde die Masse hinein gethan, und fleißig gerühret, wenigstens in anderthalb Tagen sechs mal, nachdem zapfte man das Wasser sauber ab, und schüttete es auf einen Grasboden. Den Saamen aber schüttete man auf Tücher an einen schattigten Ort z. E. in eine Tenne, und ließ ihn da so lange liegen, bis er dermaßen abtrocknete, daß die Körner nicht an einander klebten, und also ungehindert gesäet werden konten.

Das Feld war indessen zur Saat, aber ohne weitern Dünger zurecht gemacht, und hat man gefunden, daß die Gerste, statt daß sie sonsten ordentlich nur vier Rippen gehabt, sechs Rippen bekommen, und von einem Srj. Aussaat zwölf Srj. reiner Gerste abgegeben hat. Der Grasboden, worauf das abgezapfte Wasser geschüttet worden, hat sich auch reichlich verinteresirt, und gegen andere Plätze ungemein schönes Gras gegeben.

Da mir bekant worden, daß verschiedene vernünftige Bauern ihren Säehaber in Mistpfuhl vor der Saat eingeweichet, und allemal in dieser Gegend den schönsten Haber erhalten, so ließ ich auch diese Probe mit meinem Augusthaber machen, und fand solches zuträglich. Ein gewisser Landmann machte die Probe auch mit dem Buchweitzen oder Heidekorn. Das Feld, so er dazu bestimt hatte, theilte er in zwei Theile. Die eine Hälfte bedüngte er mit Topfaschenabgang, oder ausgelauchter Asche, die andere Hälfte des Ackers aber ließ er ohne weitern Dünger zur Saat vorbereiten, auf die bedüngte Hälfte säete er trockenen Buchweitzen, und auf das unbedüngte Feld, den in Mistpfuhl eingeweichten Saamen. Bei der Zeitigung sahe man den Unterschied gar deutlich, das Stroh vom bedüngten Felde war ein merkliches kleiner als das andere, und das letztere hatte ungleich mehr in der Ernte abgegeben als das erstere.

Da diese Zubereitung des Säesaamen ohne weitere Kosten geschehen wird, indem doch ein jeder in seinem Viehstall einen Behälter machen kan, um den Urin seines Viehes aufzufangen, und zu diesem Gebrauch aufzubewahren; so dürfte es dem Publico nicht unangenehm seyn, wenn es durch Bekantmachung dieser Gedanken, an eine Goldgrube erinnert wird, an welche mancher noch nie gedacht hat.

Hannoverisches Magazin.

26tes Stück.

Montag, den 31ten März 1783.

Regeln, zu Abkürzung der gedoppelten Zins- und Rabatrechnung.

Die Erfindung der Regeln, die ich jetzt vollständig beschreiben will, habe ich vorläufig in dem 38ten Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre angekündiget, in der Absicht zu erfahren, ob solche bereits bekant sey? In dem 46ten St. des Magazins ist darüber commentiret, mein Räthsel aber nicht getroffen. Dieses ließ mich die Neuheit der Sache schon einigermaßen vermuthen; und ich wurde davon noch mehr überzeuget, da ich in den Abhandlungen von den Zinseszins- und gedoppelten Rabatrechnungen des Herrn Professors Michelsen zu Berlin, in dessen Anleitung zur juristischen politischen und ökonomischen Rechenkunst, Halle 1782, nichts davon antraf; auch von einigen Freunden aufgefordert ward, die Regeln bekant zu machen. Sey es aber auch, daß ich nicht der erste Erfinder derselben bin; so hat man ja die Leibnitzischen Regeln vom gedoppelten Interusurio, welche in den Actis Eruditorum 1683 bekant gemacht sind, ihm, als dem ersten Erfinder, zugeschrieben, und bisher nach seinem Namen genannt, obgleich über hundert Jahre vor ihm, Peter Apian nicht anders gerechnet haben würde, wenn er die Probe oder den Rückweg auf die in seinem Rechenbuche beigebrachten Exempel der Zinseszins Rechnung gemacht hätte. Zudem ist es mir nicht um die Ehre der Erfindung zu thun, sondern um den Nutzen, den die Bekantmachung dieser Regeln schaffen wird, und welcher in dem obgedachten 38ten Stück dieses Magazins nicht übertrieben ist. Nun zur Sache.

Es soll eine Anweisung gegeben werden, wie eine Reihe Brüche, sie sey so groß wie sie wolle, welche in geometrischer Proportion stehen, auf eine ungemein kurze und leichte Art addiret werden können, um die Auflösung der Aufgaben der gedoppelten Zins- und Rabatrechnung abzukürzen. In Ansehung dieses Zwecks, ist gegenwärtige Anweisung bloß auf solche Brüche gerichtet, deren Zähler sowohl, als die Nenner, aus Potenzen oder Dignitäten bestehen; es mögen nun ächte Brü-

che, deren Zähler kleiner sind, wie die Nenner; oder unächte Brüche, deren Zähler größer sind, wie die Nenner, seyn.

Ich werde, um den vor Augen habenden Nutzen desto gewisser zu erreichen, mich dabei einer solchen Sprache, die einem jeden Arithmetiker verständlich ist, bedienen, und darf zwar von dem größten Theile voraussetzen, daß derselbe den Vortheil der folgenden Anweisung schon voraus sehen werde: Indessen will ich solchen sogleich an einer Aufgabe, deren Auflösung weiter unten vorkommen soll, zeigen. Sie findet sich, wiewohl unter einer andern Einkleidung, im 54ten Stück der Hannoverischen Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1753. S. 797, u. f. und ist diese: Es hat Jemand 22 Jahre lang, jährlich 10 Rthlr. genossen, die er am Ende des 22ten Jahres mit Zinseszinsen zu 5 pro Cent herausgeben soll; wie viel wird zu bezahlen seyn? Nach der bisherigen gewöhnlichen Rechnungsmethode ist von jeder dieser 22 Fragzahlen zu 10 Rthlr. besonders auszurechnen, wie groß solche in der Zeit, da sie in des Percipienten Händen gewesen, durch die Zinseszinsen geworden sey? die gefundenen 22 Resultate sind so dann zu addiren, und ihre Summe giebt die ganze Schuld des Participienten an. Man findet die Anzeiger, welche die Vergrößerung oder Verminderung, überhaupt also die Veränderung eines gegebenen Capitals, in Rücksicht auf die Zeit der Nutzung, und des Procentfußes, bestimmen, in Tabellen. Nach solchen vergrößert sich ein Capital, das auf Zinseszinsen zu 5 pro Cent aussteht, in einem Jahre nach dem Verhältnisse wie 100 zu 105. oder 20 zu 21. oder nach dem Anzeiger $\frac{21}{20}$, in zwei Jahren nach dem Verhältnisse wie 400 zu 441. oder nach dem Anzeiger $\frac{441}{400}$, und so weiter. Von diesen Anzeigern werden also zu Auflösung der vorhabenden Aufgabe 21. (weil die 10 Rthlr. des 22ten Jahres keine Zinsen getragen,) die in der angefangenen geometrischen Proportion fortgehen, erfordert. Mit jedem solcher Anzeiger ist die jährliche Summe von 10 Rthlr. zu multipliciren; die sämmtlichen Resultate sind sodann, nebst den 10 Rthlrn. des 22ten Jahres, welche keine Zinsen getragen haben, zu addiren; und damit stellet sich allererst das gesuchte Facit dar.

Statt dieser überaus weitläuftigen Operation, brauche ich nur das erste und letzte Glied der geometrischen Progression zu wissen, aus diesen finde ich nach einer ungemein kurzen Methode, die ganze Summe der Progression, und multiplicire mit selbiger die aufgegebene einjährige Fragzahl; so habe ich auf einmal das Facit.

Ich brauche hiebei wohl nicht zu bemerken, daß es einerlei sey, eine Zahl mit den Theilen einer andern Zahl nach einander zu multipliciren, und die gefundenen Producte zu addiren, oder jene Zahl mit allen Theilen der andern Zahl zusammen genommen, zu multipliciren.

Die allgemeinen Regeln, nach welchen

chen eine Reihe Brüche, die aus Potenzen besteht, zu addiren, sind nun folgende.

Erste Regel: wenn es ächte Brüche, oder die Zähler kleiner, wie die Nenner, sind:

Man subtrahire in dem ersten und letzten Gliede der vorgegebenen Reihe Brüche, den Zähler von dem Nenner; multiplicire den Rest des Nenners des ersten Gliedes, mit dem Nenner des letzten Gliedes; imgleichen den Rest des Nenners des letzten Gliedes, mit dem Zähler des ersten Gliedes; dividire diese Zahl durch jene; so ist die Summe der ganzen Reihe Brüche gefunden.

Zwote Regel: wenn es unächte Brüche, oder die Zähler größer, wie die Nenner, sind:

Man subtrahire in dem ersten und letzten Gliede der vorgegebenen Reihe Brüche, den Nenner von dem Zähler; multiplicire den Rest des Zählers des ersten Gliedes mit dem Nenner des letzten Gliedes; imgleichen den Rest des Zählers des letzten Gliedes mit dem Zähler des ersten Gliedes; dividire diese Zahl durch jene; so ist die Summe der ganzen Reihe Brüche gefunden.

Die Richtigkeit dieser Regeln zeigen folgende Beispiele:

1) Es seyn zu addiren:
$\frac{2}{3}$ $\frac{4}{9}$ $\frac{8}{27}$

```
   3        27
 ÷ 2      ÷  8
 ---      ----
   1        19
  27         2
 ---      ----
  27   Facit: 38/27
```

2) Es seyn zu addiren:
$\frac{3}{5}$ $\frac{9}{25}$ $\frac{27}{125}$

```
    5        125
 ÷  3      ÷  27
 ----      ---------
    2        98. 49.
  125          3
 ----      ---------
  125   Facit: 147/125
```

3) Es seyn zu addiren:
$\frac{4}{7}$ $\frac{16}{49}$ $\frac{64}{343}$ $\frac{256}{2401}$

```
     7        2402
  ÷  4      ÷  256
  ----      -----------
     3      2145. 715.
  2401           4
  ----      -----------
  2401   Facit: 2860/2401
```

4) Es seyn zu addiren:
$\frac{7}{4}$ $\frac{49}{16}$ $\frac{243}{64}$ $\frac{2401}{256}$

```
    7        2401
 ÷  4      ÷  256
 ----      -----------
    3      2145. 715.
  256           7
 ----      -----------
  256   Facit: 5005/256
```

5) Es seyn zu addiren:
$\frac{20}{21}$ $\frac{400}{441}$ $\frac{8000}{9261}$ $\frac{160000}{194481}$

```
      21        194481
  ÷   20      ÷ 160000
  ------      --------
       1         34481
  194481            20
  ------      --------
  194481   Facit: 689620/194481
```

Nunmehro wird die Anwendung obiger Regeln auf die gedoppelte Zins-

 und

und Rabatrechnung leicht seyn, wobei ich mich vorjeßt nur auf folgende vier Arten von Aufgaben beschränke.

Erste Art der Aufgaben: wenn eine in Terminen fällige Schuld in einer Summe vorausbezahlet werden soll.

Aufgabe: Es sind 4 Jahre lang, jährlich 10 Rthlr. zu bezahlen; was ist davon der gegenwärtige oder baare Werth, nach Abzug 5 pro Cent Zinsen?

Nach der gewöhnlichen Rechnungsart solten die 10 Rthlr. des ersten Jahrs mit dem Anzeiger $\frac{20}{21}$, die 10 Rthlr. des zweiten Jahrs mit dem Anzeiger $\frac{400}{441}$, die 10 Rthlr. des dritten Jahrs mit dem Anzeiger $\frac{8000}{9261}$, und die 10 Rthlr. des vierten Jahrs mit dem Anzeiger $\frac{160000}{194481}$ multipliciret, sodann aber alle Facits addiret werden.

Statt dessen addiret man, nach obiger ersten Regel, alle Anzeiger, und multiplicirt die Summe mit 10 Rthlrn. so hat man das Facit auf einmal gefunden.

21 194481
÷ 20 ÷ 160000
1 34481
194481 20
194481 — 689620 — 10 Rthl.

Facit: $35\frac{89365}{194481}$ Rthlr.

Zwote Art der Aufgaben: wenn eine in Terminen fällige Schuld, in einer Summe in dem letzten Termine bezahlet werden soll.

Aufgabe: Es sind 4 Jahre lang, jährlich 10 Rthlr. zu bezahlen; wie viel betragen selbige am Ende des letzten Jahres mit Zinsen zu 5 pro Cent?

Nach der gewöhnlichen Rechnungsart, wären die 10 Rthlr. des dritten, zweiten und ersten Jahres, respective durch die Anzeiger $\frac{20}{21}$ $\frac{400}{441}$ $\frac{8000}{9261}$ zu dividiren, oder mit den Anzeigern $\frac{21}{20}$ $\frac{441}{400}$ $\frac{9261}{8000}$ zu multipliciren, und die Facits, nebst den 10 Rthlrn. des vierten Jahres, als welche keine Zinsen getragen haben, zu addiren.

Man erhält aber das Facit sogleich in einer Summe, wenn man nach obiger zwoten Regel, die Anzeiger $\frac{21}{20}$ $\frac{441}{400}$ $\frac{9261}{8000}$ addiret, wegen der 10 Rthlr. des vierten Jahres annoch ein Ganzes, welches so viel Theile hat, als der Generalnenner, dazu rechnet, und mit der gefundenen Summe die 10 Rthlr. multipliciret.

Diese Summe findet man nun auch nach obiger zwoten Regel, mit einer, wegen des letzten Umstandes, anzubringenden geringen Veränderung, (woraus sich eine dritte besondere Regel für dergleichen Fälle abstrahiren läßt,) aus den Anzeigern $\frac{21}{20}$ $\frac{441}{400}$ $\frac{9261}{8000}$ $\frac{194481}{160000}$ auf folgende Weise:

21 194481
÷ 20 ÷ 160000
1 34481
160000 20
160000 — 689620 — 10 Rthl.

Facit: $43\frac{81}{800}$ Rthlr.

Zu dieser Art von Aufgaben gehöret auch diejenige, deren oben Erwähnung geschehen ist. Wie viel nemlich der-

derjenige, welcher 22 Jahre lang, jährlich 10 Rthlr. genossen, am Ende des 22ten Jahres heraus zu geben habe, wenn er das Empfangene mit Zinseszinsen zu 5 pro Cent erstatten soll?

Bei der davon folgenden Ausrechnung, setze ich den Anzeiger in der 22ten Dignität, der nach der genauesten Schärfe eigentlich aus 30 Zahlen bestehen, das Facit aber um keinen ganzen Pfenning vergrößern würde, zu Abkürzung der Rechnung

$= \frac{122694}{41943}$

21	122694
÷ 20	÷ 41943
1	80751
41943	20

41943 — 1615020 — 10 Rthlr.

Facit: $385\frac{2145}{41943}$ Rthlr.

Wenn man hiemit die oben beschriebene gewöhnliche Rechnungsmethode, die einige Bogen erfordert, vergleichet; so wird der Unterscheid zum Erstaunen auffallen.

Dritte Art der Aufgaben: wenn eine baar auf einmal zu bezahlende Schuld, in einigen Terminen abgetragen werden soll.

Aufgabe: 40 Rthlr. welche baar zu bezahlen sind, sollen mit 5 pro Cent Zinsen in vier jährigen Terminen abgetragen werden; wie viel ist jedesmal zu bezahlen?

Hier ist die Summe der Anzeiger $\frac{20}{21}$ $\frac{400}{441}$ $\frac{8000}{9261}$ $\frac{160000}{194481}$ welche nach obiger ersten Regel gefunden wird, in die Zahl der 40 Rthlr. zu dividiren. Die Summe der Anzeiger beträgt, wie oben bei der ersten Art der Aufgaben zu sehen ist, $\frac{689620}{194481}$ also dividiret man damit, oder, welches einerlei ist, rechnet man nach der Regel de tri folgendermaaßen:

689620 — 194481 — 40 Rthlr.

Facit: $11\frac{9671}{34481}$ Rthlr.

Vierte Art der Aufgaben: wenn eine nach einer gewissen Zeit auf einmal zu bezahlende Schuld, in einigen Terminen anticipiret werden soll.

Aufgabe: 40 Rthlr. welche nach 4 Jahren zu bezahlen sind, sollen nach Abzug 5 pro Cent Zinsen, in vier jährigen Terminen anticipiret werden; wie viel ist jedesmal zu bezahlen?

Bei der Auflösung dieser Aufgabe beziehe ich mich auf dasjenige, was vorhin bei der zwoten Art der Aufgaben detailliret worden; indem hiebei keine weitere Veränderung erforderlich, als daß die alldort gefundene Summe der Anzeiger zu $\frac{689620}{160000}$ in die Zahl der 40 Rthlr. zu dividiren ist, also:

689620 — 160000 — 40 Rthlr.

Facit: $9\frac{9671}{34481}$ Rthlr.

Ich hätte nun noch ein weites Feld vor mir, die Anwendung obiger Regeln auf andere, sowohl im gemeinen Leben gewöhnliche, als auch außerordentliche, große und wichtige Fälle, imgleichen auf solche Aufgaben, wo von viertel- und halbjährigen, zwei- drei- und mehrjährigen Terminen die Rede ist, oder auch nicht nach Geldsummen, sondern nach der Zeit gefragt

fragt wird, zu zeigen: ich will aber den Liebhabern der Arithmetik, als Leuten, die zum Nachdenken gewöhnt sind, und dazu Lust haben, das Vergnügen, dieses selbst zu finden, nicht rauben; und begnüge mich um so mehr damit, obige Regeln bekant gemacht zu haben, als der Herr Registrator Dies allhier an einer vollständigen Abhandlung der gedoppelten Zins- und Rabatrechnung, in welcher die Aufgaben, welche ich hier noch beibringen könte, vorkommen werden, mit grossem Fleiße arbeitet, und dabei ein höchst mühsames Werk übernommen hat, nemlich Tabellen der Anzeiger von 2 bis 10. und allen dazwischen befindlichen viertel- halben- und ganzen pro Centen, jede Tabelle bis auf das Centuplum hinaus, und jeden Anzeiger, der Approximation halber, auf dreizehen Zahlen auszurechnen, und mit dieser Arbeit schon bis zu der Tabelle der Anzeiger von 5¼ pro Cent gekommen ist.

Hannover. P. L. Grote.

Noch ein Etwas zu dem Etwas für ungelehrte Deutsche, von einem ungelehrten deutschen Mädchen.

Bei Durchblätterung des 93ten St. des Hannoverischen Magazins vom vorigen Jahr, finde ich, daß sich die Herrn Gelehrten so viele Mühe geben, uns ungelehrten Laien eine sichere Anweisung zu verschaffen, nach der wir die häufigen Fehler gegen unsere Muttersprache, besonders in Ansehung des **Sie, Ihnen, Mir, Mich, Dem** und **Den** zu vermeiden lernen können.

Der Herr Verfasser dieses Aufsazzes, giebt zu dem Ende sieben Regeln. Auch ich habe mir zu dem nemlichen Entzweck eine Regel ausgedacht, — oder abstrahirt, wie sich die Gelehrten ausdrücken sollen, die ich bei mir und einem sechsjährigen Kinde probat gefunden habe: Zwar nur eine, aber doch von der Beschaffenheit, daß ich mich getraue, alle Fälle, die unter den sieben Regeln des Herrn Verfassers begriffen sind, nach ihr zu entscheiden. (Die Ausnahmen in dem Anhange zu den sieben Regeln nehme auch ich aus.) Und da die Herren uns so beschuldigen, alles besser wissen zu wollen, warum solte ich mich denn scheuen, meine Regel öffentlich bekant zu machen.

Meine lieben Landsmänninnen werden, auch nur bei leichter Aufmerksamkeit, daß wir die meisten der gerügten Fehler bei Wörtern, die das Zeichen unsers Geschlechts, die Silbe die, vor sich haben, sehr selten, und ich wolte beinahe behaupten, gar nicht machen. Wir sagen wohl: „Lassen „Sie uns in dem Hof gehen!„ Aber nie: „Lassen Sie uns in der Comödie gehen!„ Wohl: „Ich stand an

„den Hause.„ Nie aber, „ich stand „an die Commode.„ Wir sprechen endlich wohl: „Gieb mich das Mes„ser.„ Aber nie: „Gieb die Köchin das Messer.„

Auf diese Bemerkung habe ich meine Regel gebauet. Sie lautet so:

In allen Fällen, wo man in einer Redensart vor ein Wort weiblichen Geschlechts die Silbe Die sezet, muß bei ähnlichen Fällen Den, Mich, Sie gesezt werden; wo aber die Silbe Der vor einem solchen Worte gebraucht wird, da muß in ähnlichen Fällen Dem, Mir, Ihnen stehen.

Nun zur Anwendung. Man will z. E. wissen, ob es heißen müsse: Ich bin in dem Garten, „oder in den „Garten,„ so seze man in Gedanken für den Garten ein Wort unsers Geschlechts, z. E. die Stube. „Da wir „nun gewiß nicht sagen: „ Ich bin in die Stube, sondern: „Ich bin in der „Stube,„ so muß es auch nach der Regel heißen: „Ich bin in dem Garten.„

Ferner sagen wir:

1) Ich will die Frau sprechen.

2) Laß die Närrin schwazen, was sie will.

3) Laß der Gärtnerin sagen, daß ich sie erwarte.

4) Nim die Dose mit.

5) Für die Uhr sind mir 20 Rthlr. geboten.

6) Lege das Buch in, (auf, unter, hinter,) die Commode.

7) Das Buch liegt zwischen der Commode und der Wand.

8) Nach der Kirche will ich ausgehen.

9) Ich gehe nach der Schenke.

10) Ohne die Haushälterin würde er zum Bettler.

11) Ich gehe durch die Stube.

12) Ich hasse die Frau.

13) Wider die Meinung der Klugen.

14) Ich bin der Köchin gut.

15) Es wird der Herrschaft angenehm seyn.

16) Neben der Kirche über.

17) Gegen der Canzlei über.

18) Ich freue mich die Frau noch wohl zu sehen.

19) Komm zu der Frau.

20) Die Schuld liegt an der Magd.

Daher heißt es nun auch nach meiner Regel:

Nach Beispiel

1) Ich will Dich sprechen, (nicht Dir.)

2) Laß Sie schwazen, (nicht Ihnen.)

3) Laß Ihnen sagen, daß ich sie erwarte.

4) Nim mich mit.

5) Für den Stockknopf sind mir 20 Rthlr. geboten.

6) Lege das Buch in (auf, unter, hinter) den Schrank.

7) Das Buch liegt zwischen dem Ofen und Stuhle.

8) Nach dem Essen will ich ausgehen.

9) Ich gehe nach dem Rathhause.

10)

10) Ohne Dich würde ich zum Bettler.

11) Ich gehe durch den Hof.

12) Ich hasse Sie.

13) Wider den Rath der Klugen.

14) Ich bin Dir gut.

15) Es wird mir angenehm seyn.

16) Neben dem Hause über.

17) Gegen mir über.

18) Ich freue mich, Sie noch wohl zu sehn.

19) Komm zu mir.

20 Die Schuld liegt an Dir.

Unendlich viele andere Fälle lassen sich auf die nemliche Art beurtheilen, überflüßig aber wäre es, hier noch mehrere anzuführen. Vielleicht habe ich deren so schon zu viele namhaft gemacht. Aus einem Mißtrauen gegen die Urtheilskraft meiner lieben Mitbürgerinnen ist dies inzwischen, auf weibliche Ehre nicht geschehen. Ich wolte nur bloß ihnen dadurch die Mühe ersparen, alle angegebene Fälle des Herrn Verfassers des angeführten Aufsatzes nachzusehen, um meine Regel darnach zu prüfen. In dieser Rücksicht glaube ich daher von ihnen Nachsicht zu verdienen. Eben das bin ich von dem so billige Gesinnungen äußernden Herrn Verfasser des **Etwas** selbst versichert. Wäre ich es nur eben so sehr davon, daß meine Regel selbst seinen Beifall fände! Doch, kan ich diesen gleich nicht in allen Stücken von ihm hoffen, so werde ich mich gleichwohl herzlich freuen, wenn ich dadurch wie eine blinde Taube, die eine Erbse findet, auch etwas zum Nutzen und Frommen meiner Mitschwestern, neben so vielen Gelehrten solte beigetragen haben. Alle bessere Belehrungen von diesem Herren werde ich übrigens mit Dank erkennen und im Stillen benutzen, nie aber mich ins Disputiren einlassen, und Widerlegungen versuchen. Mir gefällt der Grundsatz des Herrn Verfassers obigen Aufsatzes; und fühlte ich, so gewiß 2 mal 2 viere sind, daß ich Recht hätte, so würde ich doch schweigen; wäre es auch nur um den Vorwurf abzuwenden, daß, keinen Widerspruch vertragen können, ein Erbschade aller Töchter Evens sey.

H. . . . . C. .

Anfrage.

Da man verschiedne Erfahrungen haben will, daß Enten, die von Hünern ausgebrütet worden, zwar auf die untergelegten Enteneyer sich setzen, aber keine Junge bringen, so, daß die Eyer gewöhnlich faul werden; so wünschet man von erfahrnen Haus- und Landwirthen benachrichtiget zu seyn, ob diese Erfahrung überhaupt und allezeit zutreffe, oder ob sich auch wohl das Gegentheil finde? Ob man im erstern Fall keine Mittel dagegen ausgefunden habe? deren Bekantmachung man sehnlichst wünschet. Ob ferner dieses Nichtausbrüten auch statt finde, wenn junge Enten von Puters ausgebrütet werden? Ob die Ursach der Unfruchtbarkeit an den Eyern, oder in der Natur der Enten liege, die von Jugend auf nicht gleich zum Baden im Wasser gewöhnt worden? Endlich wünscht man zu wissen, ob man auch ähnliche Erfahrungen von Hünern habe, die von Enten- oder Puterglucken ausgebrütet worden?

H. H.

Hannoverisches Magazin.

27tes Stück.

Freitag, den 4ten April 1783.

Von dem Gebrauch bei der Bestellung des Ackerlandes, die durch den Pflug gezogene Furche mit einem Spaden nochmals aufzugraben.

Herr Ehrhart bemerket in seiner angenehm unterhaltend beschriebenen botanischen Reise nach der Grafschaft Bentheim rc. (S. das 18te Stück des Magazins d. J. S. 286.) unter andern, daß er auf seiner Retour am 8ten Oct. v. J. bei Schüttrup in besagter Grafschaft, diese besondere Art das Feld zu bearbeiten, wahrgenommen habe. Es hat auch schon Herr Büsching in seiner neuen Erdbeschreibung, bei der Grafschaft Diepholz dieselbe Anmerkung gemacht, und dabei bloß zur Ursache angeführet, daß durch solche Arbeit der Mangel des Düngers ersetzet werde.

Da diese berühmten Männer den Haushalts-Verständigen gelegentlich gleichsam nur einen Wink geben, über solche an wenigen Orten gebräuchliche Bestellungsart und deren Vortheile weiter nachzudenken; so dürfte es vermuthlich vielen Lesern dieser beliebten Blätter nicht unangenehm seyn, wenn ich von obiger aufs neue wieder in Erinnerung gebrachten besondern Behandlung des Ackers Anlaß nehme, eine nähere Erläuterung darüber zu ertheilen, und zwar wie dieselbe seit einigen 50 Jahren in dem hiesigen Kirchspiel Riede, Königl. Amts Sieke, mit gutem Nutzen getrieben wird.

Die Arbeit des allhie so benannten Kuhlgraben oder Auswerfen hinterm Pfluge, bestehet eigentlich darin, daß eine gehörige Anzahl Leute auf den Acker in gleicher Entfernung hingestellet wird, welche, so oft von dem Pfluge eine Furche gezogen wird, diese einen Spaden tief weiter ausgraben, und mit der neuen Erde die Pflugwende bedecken. Durch solche Arbeit fällt die Pflugwende oder Oberfläche des Landes in die vertiefte Furche hinunter, und wird also alles Unkraut und dessen Saamen damit auf einmal vertilget.

In der hiesigen Gemeinde hat das Kuhlgraben seit vorbemeldeter Zeit aus der Ursache zur Hand genommen werden müssen, weil das Jahr aus Jahr ein ununterbrochen mit Fruchttragen gequälte und ausgemergelte Geestacker-

land zulezt nur Quekengras, Unkraut und Stroh ohne Körner getragen, wie solches die noch jezt lebenden alten Hauswirthe einmüthig gestehen.

Die kleinern Höfe haben zur Verbesserung und Reinigung des verwilderten Ackers, ihre Zuflucht zuerst zum Spaden und tiefen Umgraben des Landes genommen, dahingegen die Meierleute bei der Weitläuftigkeit ihrer Arbeit, aus Noth gezwungen, auf den glücklichen Einfall gerathen sind, zu demselben Endzweck nicht nur Menschen, sondern auch ihr Zugvieh zugleich anzustellen.

Ein solcher Gebrauch wird dem einseitigen Umgraben des Landes ohne Bedüngung, in Betracht der von der Pflugschaar gleichförmiger umbrochenen und versenkten Oberfläche, vorgezogen, und ist bisher mit vielfältigem Nutzen beibehalten worden, wie ich davon aus eigener zwölfjährigen Erfahrung in einem auf der Nieder Feldmark intereßirten weitläuftigen Haushalts, ein desto sicheres Zeugniß ablegen kan.

Es wird aber allhier zu jeziger Zeit fast durchgehends allein im Frühling, behuf der Leinsaat, der Geestacker auf mehr gedachte Art zubereitet, und dergleichen Aussaat und Arbeit ums vierte bis fünfte Jahr wiederholet. Auf einem solchergestalt ohne allen Dünger bestellten Acker wächst, wenn keine besondere Zufälle sich ereignen, ein tief gewurzelter, feiner, dichter und langer Flachs, desgleichen man auf einem andern noch so gut gepflegeten, aber bloß gepflügten Stück Landes selten finden wird, wenn auch sonst die Umstände von beiden Seiten völlig gleich sind.

Dieser sichern und vortheilhaften Flachsernte wegen, finden sich alljährlich viele auswärtige Einwohner ein, das hiesige Geestland in Heuer zu nehmen, wobei der Landinhaber das Pflügen, die Miethsleute aber das Auswerfen verrichten, wodurch natürlicher Weise die Preise desselben mehr und mehr erhöhet werden.

In dem folgenden Herbst nach der Flachsernte, muß jedoch das gekuhlte Land bei der Winterfruchtbestellung vorzüglich gut wieder gedüngt werden, worauf eine fast niemal fehlschlagende unvergleichliche Rockenernte erfolget.

Ob nun aber gleich diese periodische Erneurung des Ackergrundes hieselbst vorzüglich unmittelbar auf die einträglichere Leinsaat angewandt wird, so vermuthe ich doch, daß allen Sommerfrüchten sothane Bestellungsart nicht zuwider sey, wenigstens ist solches von den tiefwurzelnden Feldbohnen aller Art bekant genug, als welche dies Orts in tief gegrabenes und gedüngetes oder auch gekuhltes Land gepflanzet werden, und darin so wohl gedeihen, daß sie auch im lezt verwichenen Jahre, ungeachtet der den Schotenfrüchten widrigen Witterung den gewöhnlichen Ertrag, hingegen die Bohnen in der Masch bloße Stengel lieferten.

Wenn indessen in Viehsterbenszeiten oder sonstiger Ermanglung des Mistes, das Land auch wohl zur Winterbestellung, wie dieses der Fall bei dem ob-

obgedachten Städtchen Schüttrup zu seyn scheinet, auf obbesagte Weise gepflüget und zugleich aufgegraben wird, so muß die Aussaat, auch wider die hergebrachte Gewohnheit der Gegend, ganz frühe und längstens vor Ausgang des Septembers geschehen, und der vertiefte Acker zur Verdichtung stark geegget werden, damit der Saame gehörig einwurzeln und vor den heftigen Winden bei trockenem Frost, in dem lockern Sandlande bestehen könne.

Falls die Winterwitterung durch das sogenannte Auswintern dieser Saat nur nicht schadet, so hat man davon einen guten Erntesegen von schierem derben Stroh mit körnigen Aehren gewiß zu erwarten, nur darf die vorige Bemerkung von der zu verstärkenden Begailung des gekuhlten Landes, nach dem Verhältniß des befundenen stärkern Ertrages und dadurch geschwächten Kräfte desselben, auch hier nicht außer Acht gelassen werden.

In den zu dieser Landkultur schicklichen Gegenden, wo die der Beförderung des Ackerbaues so schädlichen gemeinen Stoppelweiden nicht Statt finden, würde auch der Rap- und Wintersaamen auf solche Art bestellet, reichlich austragen, und eine sofort auf dessen Reife, ungefähr Anfangs Junius, nochmals vorzunehmende Aussaat von Leinsaamen oder Gerste mit der erforderlichen Düngung, könte selbst das offene Feldland durch eine doppelte Ernte zu der höchst möglichen Benutzung bringen.

Man hat hiesigen Orts auch einen Versuch mit dem im Amte Hoya gebräuchlichen großen Rojolpfluge in gleicher Absicht gemacht, aber dem Lande damit mehr geschadet als genutzet, weil die von diesem schwer zu lenkenden Pfluge nicht durchgängig völlig umgelegte Oberfläche des Landes mit seinem Unkraut und Queken wieder lebendig, und der rojolte Acker von letzterm nun noch tiefer wie vorher durchwühlet wurde, daß man ihn nur in mehrern Jahren mit vieler Mühe wieder reinigen konte.

Es ist hiebei leicht einzusehen, daß die oft bemeldete, den Localumständen eigentlich angemessene Ackerbestellung sich nicht für jeden Grund und Boden schickt, wie denn insonderheit der Leim- und Steingrund ein solches Verfahren nicht verstatten würde.

Das Rieder Geestfeld hat einen mit grauer feinen Erde vermischten Sandgrund, etwa zwei Fuß mehr und weniger Tiefe, worunter eine Schicht reinen und klaren Sandes von vier und mehr Fuß Tiefe hinläuft; dazu ist dasselbe seiner niedrigen Lage nach, wenn die Weser ihre ursprünglichen Rechte durch Sprengung der Deiche ausübt, größtentheils der Ueberschwemmung unterworfen, und also nicht unter das unfruchtbarste zu rechnen. Diesem komt eine ausgedehnte Viehzucht bei den geräumigen und edlen Gemeinheitsweiden und davon abhangenden Düngungsmitteln hinzu, in deren Ermangelung und Einschränkung andere minder fruchtbare Sandgegenden hiesiger Nachbarschaft einen gleichmäßigen

 Ver-

Versuch mit ihrem Lande zu machen, Bedenken tragen.

Der verschiedene erhebliche Nutzen für die Landbesitzer des hiesigen Kirchspiels, in Ansehung des Kuhlgraben, besteht demnach kürzlich wiederholend in folgenden:

1) Daß selbiges nicht bloß eine Ersparung des Düngers zur Absicht habe, als welcher in der Folge gutentheils wieder nachgeholet werden muß, sondern daß diese Bemühung hauptsächlich belohnet werde

2) Durch die Reinigung des vom Unkraut, als Queken, Wucher- und Kornblumen ꝛc. überzogenen Saatlandes, ferner

3) Durch die Hervorbringung einer neuen Schicht oder Lage bisher geruheter und gestärkter Erde, worin die Leinsaat vorzüglich gedeihet, um so mehr, da zufälliger Weise der vertiefte Ackergrund die Frühlingsfruchtbarkeit lange, bei einfallender Dürre in sich verschließt, und dagegen bei vielem Regen die überflüßige Näße verschlinget, und

4) Von einer ganz ergiebigen Rokkenernte auf das nachfolgende Jahr. Uebrigens hat

5) Die solchergestalt verbesserte Kultur des Geestackers durch die Concurrenz der Miethsleute einen beträchtlich erhöheten Preis der Heuer, mithin auch der Kaufgelder von solchen Grundstükken, zur Folge gehabt.

Diejenigen Ackersleute, welche aus der Erfahrung wissen, was für einen nützlichen Einfluß die Abwechslung der Fruchtgattung, die Veränderung der Düngung und Beimischung guter Erdarten, das Brennen des Moorgruts und andere Verneuerungen nach eines jeden Orts Gelegenheit, auf den Ertrag des Landes haben, und wie viel länger der Kornacker durch solche Variation bei guten Kräften zu erhalten stehe, werden dennoch nicht in Abrede seyn, daß eine gewisse Ruhezeit dem fruchttragenden Lande zur Erholung und Vermeidung dessen endlicher Entnervung unentbehrlich ist; mithin müssen dieselben mit mir einerlei Gedanken hegen, daß der Landeigenthümer es für einen großen Vorzug anzusehen habe, wenn er bei nicht überflüßigen Saatländereien, aber hinreichenden Düngungsmitteln, seinen von beständigem Fruchttragen entkräfteten Acker, ohne eine Ernte zu vermissen, mit so geringen Kosten zu einem neuen und fruchtbaren Boden umschaffen kan.

Und da ungezweifelt mehrere dem beschriebenen hiesigen Geestackergrunde in den Hauptpunkten ähnliche Gegenden vorhanden sind, darunter fürnemlich die an kleinen Flüssen und Bächen belegene niedrigere und Bruchörter zu rechnen, die nach ihrer Situation den Anbau der Sommerfrüchte hauptsächlich betreiben und solcherwegen von mehrerm Unkraute beschweret werden, deren Bewohner die nemliche Bestellungsart, wo nicht zu den vorbenannten mehreren Vortheilen, doch zur Erlangung des einen oder andern derselben, auf ihre dazu fähige Grundstücke anwenden könten; so wird ein jeder Freund

Freund der Landwirthschaft seinen Wunsch mit mir dahin vereinigen, daß die Eigenthümer solcher Distrikte und Gemeinden, denen der wahre Nutzen des Kuhlgraben bisher unbekant geblieben, dem Beispiel der Riedischen Commune und anderer folgen mögen, und allenfalls vorerst im Kleinen wiederholende Versuche dazu anstellen, aber durch den ersten und andern etwa am wenigsten nutzbar scheinenden Erfolg sich nicht abschrecken lassen, vielmehr mit dem angefangenen Werk ums vierte Jahr so lange fortfahren, bis die umwechselnden fruchttragenden Erdschichten in die erforderliche Saile gebracht, folglich die bei dieser wiederholten Bemühung gehegte Absicht in möglichster Vollkommenheit erreicht ist.

Unter allen möglichen Versuchen zur Vermehrung und Verbesserung des Ertrages von Grundstücken, scheinet der Vorgeschlagene wegen der geringen Zubusse für seinen Unternehmer, einer der allerleichtesten, und in dem Fall eines glücklichen Erfolgs in Ansehung seiner auf alle Zeiten fortdaurenden reichen Ausbeute, einer der allerdankbarsten zu seyn.

Nachricht von einem verbesserten gemeinnützigen Spinnrade.

Bei dem dermaligen ausgebreiteten Garnhandel, wodurch unglaubliche Summen in Umlauf gebracht werden, muß ein jedes, auf die Vergrößerung dieses wohlthätigen Nahrungszweiges und Beförderung des dadurch gereitzten landmännischen Fleißes, abzielendes Hülfsmittel, dem wahren Patrioten willkommen seyn, und ich befürchte daher den Vorwurf nicht, daß folgende kurze Beschreibung dieses so nützlichen als einförmigen Rades, welches, so viel ich weiß, in andern Gegenden noch ganz unbekant, wenigstens außer Gebrauch ist, nebst einem unvorgreiflichen Vorschlag, wie dasselbe den verschiedenen Hindernissen ungeachtet, am geschwindesten weiter zu verbreiten seyn mögte, zu einer ungelegenen Zeit dem geehrten Publicum mitgetheilet werde.

Bevor ich aber von dem Spinnrade selbst weitere Nachricht gebe, halte ich es für die größte Billigkeit, den würdigen Namen des ersten Erfinders und nachmaligen Beförderers desselben, allhier nicht zu verschweigen. Dieser ist unstreitig der im Jahr 1767 zu Riede, Königl. Amts Sieke, verstorbene wohl verdiente Herr Pastor Tresurt, welcher vor beinahe 30 Jahren, seinen zum Theil noch lebenden Töchtern eine Freude zu machen, und sie in dem bezeigten Fleiß zu ermuntern, mit einem dortigen Meister, Namens Christoph Lefers, zuerst in Ueberlegung nahm, auf welche bestmögliche Art das alte einfache Spinnrad auf zwei Rollen zum Gespinnst von zwei Faden, einzurichten seyn mögte, indem seine Kinder aus eigenem Antrieb sich mehrmalen geübt hatten, auf zwei vor sich hin-

hingesetzten Spinnrädern mit jeder Hand einen besondern Faden zu spinnen, und auf eine mühsame Art zugleich beide Räder in Bewegung zu erhalten.

Der erste Versuch zur Einrichtung des von den zweifachen Rollen benannten doppelten Spinnrades, mag nun freilich, wie leicht zu erachten, nicht so vollkommen gerathen seyn, wie es in der Folge verfertiget und noch vor kurzem verbessert worden.

Das nunmehr im Kirchspiel Riede fast allein gebräuchliche verbesserte oder doppelte Spinnrad, ist dem gewöhnlichen einfachen an Form und Größe völlig gleich, nur unter folgenden Ausnahmen. Der Rand des eigentlichen Rades ist etwas breiter und hat zwei Gänge oder Rillen für die zweifachen Schnüre. Zwischen den Gängen befindet sich zur Absonderung derselben, in der Mitte ein dem äußern Rand des Rades an Höhe und Breite gleich kommender Reifen.

Nach dem ersten Modell, liefen die beiden Rollen auf einem, mit kleinern Nebenstiepeln versehenen Gestell, das Höft oder der Busch genannt, übereinander, und beiderseitige Schnüre wurden durch eine gemeinschaftliche Schraube angezogen. Zur Abhelfung einer ungleichen Spannung der Schnüre, war an der untersten Rolle im Hinterstiepel des Höfts noch eine kleine Wirbelschraube überher angebracht.

Gegenwärtiger Zeit ist das Spinnrad durch eine neuere Einrichtung zu mehreren Bestand und leichteren Gang gebracht. Statt des vorigen einzelnen für zwei Rollen erhöheten und deswegen in der Arbeit leicht schwankenden Höfts, ist solches nun mit zwei von gleicher Größe, jedes zu einer Rolle, versehen. Das oberste zur Linken stehet an der gewöhnlichen Stelle und ist durch seinen Stand über das unterste so weit erhaben, daß seine Schnur die Triele der letztern füglich umlaufen kan. Diese zwei Gestelle oder Höfte befinden sich so nahe beisammen, als der Schraubengang und Spielraum von gegenseitiger Flucht es erlaubt, daher ist auch bei dieser Veränderung die sogenannte Bank nur um 1 bis 2 Zoll gegen die vorige verlängert. Beide Rollen und deren Schnur haben also nun besondere Hauptschrauben, welche den Verband des Beinzapfen einschließend, neben einander parallel laufen, und zwar wird die unterste Rolle von der vorseitigen Schraube regieret.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß jedes der benannten beiden Höfte mit seinem Gange des Rades eine gerade Richtung haben, und mithin eine nach diesem Unterscheid abgemessene etwas geschobene Stellung haben müsse.

Bei dem Heede- und Wollespinnen, ruhet eine der Rollen, und die Besitzer des doppelten Rades können daher, wie in diesen, also auch in ähnlichen Fällen das alte einfache gänzlich entbehren.

Es würde mir sehr leicht fallen, bei dieser Gelegenheit eine für den Gebrauch des beschriebenen verbesserten Spinnrades sehr vortheilhafte Berechnung aufzustellen, wenn nicht der

Be-

Beweis davon einem jeden ohnedem von selbst einleuchtete, da man mathematisch gewiß und überzeugt seyn kan, daß von zwo Spinnerinnen von gleicher Fertigkeit, eine mit dem verbesserten Rade, wenigstens die Hälfte mehr, als die andern auf dem gewöhnlichen zu verdienen im Stande seyn müsse.

Nur dieses kan ich nicht unberührt lassen, daß bei allen den Vortheilen des zum vermehrenden Fleiß eingerichteten Spinnrades, welche besonders der niedrigen Klasse von Einwohnern und der überhäuften Anzahl von Häuslingen im Kirchspiel Riede, die solches Mittel gehörig anwenden, gewähret werden, dennoch die Verbreitung des nützlichsten Werkzeugs seit dessen Erfindung, einen so geringen Fortgang gehabt, und bis diese Stunde noch hat, daß selbst in den benachbarten flachsreichen Maschdistrikten dieses und der angrenzenden Aemter nur gar wenige solcher Räder angetroffen werden.

Was nun auch für Einwendungen gegen diese Erfindung immer gemacht werden mögen, z. E. daß der Gebrauch des neuen Rades mehrern Flachs, als das alte erfordere, und die Arbeit auf jenem nicht so fein und tüchtig, als auf diesem gemacht werden könne; so ist doch so viel gewiß, daß bei aufmerksamen, und wo möglich von Jugend an auf dem neuen Rade geübten Personen diese Mängel nicht zu besorgen, sondern diese es in allen Stücken mit den Spinnern auf dem einfachen Rade aufnehmen werden.

Nur die allgemeine Vorliebe des Landmanns zu dem alten System seiner Vorfahren und einmal determinirten Tagewerk, und dessen Abneigung gegen alle dawider laufende Neuerungen, ob gleich der von ihm begünstigte größere Luxus eine vermehrte Industrie unumgänglich nothwendig macht; imgleichen der Umstand, daß ältere Leute und Hausfrauen einer ungewohnten Arbeit sich ungern unterziehen, die Dienstboten aber aus andern Gründen sich dagegen sträuben; die Gewohnheit der Handwerksleute, bei ihrer alten und einmal erlernten Form unabweichlich zu beharren, und fürnemlich die Versäumniß der Aeltern, die selbst das doppelte Spinnrad nach seinem wesentlichen Nutzen nicht kennen, ihre Kinder zu solcher vortheilhaften Spinnerei anzuhalten, sind wahrscheinlich die vornehmsten Ursachen, daß der Gebrauch des neuen Spinnrades bisher nicht mehrern Fortgang gehabt hat, ungeachtet dem Vernehmen nach dasselbe schon ehemals von weil. Hrn. Amtsvogt Nilz dem Publicum empfohlen seyn soll *).

Da

*) Vor 23 Jahren ist in den Hannoverischen Beiträgen zum Nutzen und Vergnügen vom Jahr 1760. Stück 101. ein Spinnrad beschrieben, auf dem mit beiden Händen gesponnen werden kan. Man gab sich damals viel Mühe, dessen Gebrauch einzuführen, ließ auch zu dem Ende einige Dutzend in Hannover verfertigen, die man an fleißige Spinnerinnen verschenkte. Aber nur wenige haben davon beständigen Gebrauch gemacht; ob gleich diese eingestehen, daß nicht nur

das

Da die Gewohnheit der Jugend einen so mächtigen Einfluß auf die besondern Fähigkeiten des Menschen hat, und alle moralische und politische Verbesserungen auf die Erziehung der Kinder sich begründen; so solte man nicht ohne Grund vermuthen, daß eine gemeinnüzzige Verbreitung und Bekantmachung des verbesserten oder doppelten Spinnrades am geschwindesten zu bewürken wäre, wenn Kinder in öffentlichen Arbeits- und Waisenhäusern, oder sonstigen gemeinen Anstalten vor andern mit demselben bekant gemacht würden, zumal dieselben aus Neuigkeit am ersten zu sothaner Arbeit sich bequemen, und überdem durch eine geringe Ergözlichkeit leicht dazu noch mehr zu ermuntern sind.

Man sieht oftmals mit Vergnügen, daß Kinder hiesiger Aeltern, schon in zarten Jahren aus freiem Triebe anfangen, mit dem neuen Spinnrade zu tändeln, dasselbe in Bewegung zu setzen, und der Mechanismus des Körpers lehrt sie ohne andere Anweisung, ihre Hände zu Anziehung beider Faden zugleich auszustrecken, und solchen Handgrif allemal gleichförmig zu wiederholen. Andern, die auf dem einfachen Rade schon lange geübt und fertig sind, wird der Gebrauch beider Hände an dem doppelten, zuerst schon schwerer.

Auch die angesehenen Aemter und Gilden der Drechsler in großen, und Meister dieser Profession in den kleinern Städten und auf dem Lande, könten sich um das gemeine Beste dadurch verdient machen, daß sie die Verfertigung der doppelten Spinnräder sich angelegen seyn ließen, und davon nach Maasgabe der Liebhaber, immer einen Vorrath zum Verkauf bereit hielten, dessen Absatz besonders in den Gegenden, wo das Flachsspinnen das Hauptgeschäfte der Einwohner ist, mit der Zeit gewiß ansehnlich werden müßte.

Nach dem auf vorbemeldte Weise an mehrern Orten nach und nach in Gang gebrachten Gebrauch des verbesserten Spinnrades und davon verspürten Nutzbarkeit, würden alsdann patriotische Gesellschaften diesen Gegenstand des landmännischen Fleißes und Hauptgewerbes, ihrer Aufmerksamkeit gewiß nicht unwürdig, und vielleicht nicht für zu unwichtig halten, denselben nöthigenfalls durch Prämien weiter zu unterstützen, und besonders dadurch diejenigen Personen aufzumuntern, welche von ihrer vorzüglichen Geschicklichkeit, Fertigkeit und Fleiß in der Arbeit auf dem neuen Rade, die auszeichendsten Proben zu geben im Stande seyn würden; und eine öffentliche Anzeige solcher bewährt gefundener Proben, würde als das sicherste Mittel anzusehen seyn, den bereits erwähnten und vielleicht mehrern vorgefaßten Meinungen wider diese gemeinnützige Erfindung, aufs kräftigste zu begegnen.

Es sind gegenwärtig drei geschickte Meister zu Riede und Felde wohnhaft, welche die doppelten Spinnräder mit besonderm Fleiß und Genauigkeit für einen billigen Preis verfertigen. Im Fall also ein oder anderer Liebhaber eine Bestellung zur Probe bei ihnen zu machen sich entschließen solte, so erbietet sich Unterschriebener, auf davon erhaltene Anzeige, zu deren sichern Beförderung.

Heiligenbruch. D. Tonne.

das darauf gesponnene Garn untadelich sey, sondern auch beinahe das doppelte an Garn auf diesen Rädern gesponnen werden könne, was in eben so vieler Zeit auf einem einfachen gewöhnlichen Rade gesponnen wird. Dem Verfasser dieser Anmerkung, der sich damals diese Verbesserung des Nahrungsstandes sehr angelegen seyn ließ, und viele Kosten darauf verwendete, gereichet es zu besonderm Vergnügen zu sehen, daß solche im Kirchspiel Riede Wurzel fassen können, und hoffet, daß vielleicht dieses Beispiel an andern Orten Nachfolger finde. A. d. H.

Hannoverisches Magazin.

28tes Stück.

Montag, den 7ten April 1783.

Fortsetzung der Beschreibung einiger ausländischen merkwürdigen Bäume, die in den Reisebeschreibungen vorkommen.

(Siehe das 11te Stück.)

Zweiter Brief.

In meinem vorigen Briefe hätte ich Ew. : : : zugleich noch sagen sollen, daß es, außer dem daselbst gedachten Brodfruchtbaum, noch ein Paar andere Bäume gebe, die man zu gleichem Endzweck, entweder an statt des Brodes, oder zur Verfertigung desselben gebrauchet und nutzet. Ich will solches hier also zuerst nachholen. Jener, von dem man das Fleisch der Frucht als Brod genießt, wächst in Brasilien, und heißt Aninga-Iba: der andere, von dem man sich des Saftes der Frucht zum Brod machen bedienet, hat Indien zum Vaterlande, und wird Ambalam genannt. Von beiden will ich noch eine kurze Beschreibung hinzufügen.

Der Aninga-Iba, den man in Brasilien findet, ist ein Baum, der im Wasser wächst. Das Holz desselben ist leicht und fest, aber dabei sehr brüchig. Seine Blätter haben viele Aehnlichkeit mit den Seeblumenblättern. Die Neger machen aus diesem leichten und dichten Holze ihre Fahrzeuge, also, daß sie drei Blätter an einander fügen. Mit diesen befahren sie nicht allein die inländischen Flüsse und Ströme, sondern sie wagen sich auch, besonders wenn große Schiffe auf der Rhede liegen, damit ziemlich weit in die See. Geschiehet es auch, daß eine Welle ihren Nachen umwirft, so verstehen sie sich so gut aufs Schwimmen, daß sie dabei unbesorgt bleiben. — Wenn der Baum blühet, so ist er überall mit großen blaßgelben Blumen besetzt, die aber, gleich unserer Convolvulus, nur aus einem Blatt bestehen. Die Frucht des Baumes ist groß: von Größe und Gestalt wie ein Straußeney. Die äußere Farbe derselben ist grün; inwendig aber hat sie ein ganz weißes und dabei sehr mehligtes Fleisch. Die Neger bedienen sich desselben, aber mit vieler Behutsamkeit, und selten anders, als bei einer etwanigen Hungersnoth. Denn da die Frucht sehr kalt und blähend

ist, so könten leicht übele Folgen entstehen, wenn man sie übermäßig gebrauchen wolte. — Der Baum hat eine bollenartige Wurzel. Auch diese wissen die Neger zu gebrauchen, und pressen ein reines und gutes Oel daraus, welches sie in ihrer Haushaltung gut zu nutzen wissen.

Der indianische **Ambalam**, von dem man nur den Saft zur Verfertigung des Brodes gebraucht, wächst bald zu einem sehr großen Baum in die Höhe, und wird stark. Merkwürdig ist es, daß dieser Baum im Jahre zwei mal blühet, und auch zwei mal reife Früchte bringet. Die Frucht ist länglicht rund, wie die große länglichte Apricose, ob wohl ungleich größer, und dabei sehr hart. Wenn sie ihre Reife erlanget hat, so ist sie von einer gelben Farbe. Sie wächst traubenweise, und giebt dem Baume ein fürtrefliches Ansehen, wenn sie von seinen Aesten häufig herab hänget. In der Mitte der Frucht findet sich ein harter Stein, und in demselben der Kern. — Das Fleisch, damit der Stein umgeben ist, soll einen lieblichen säuerlichen Geschmack haben. Die dasigen Landeseinwohner pressen aus demselben den Saft heraus, vermischen solchen mit Reis, und verfertigen ein Brod daraus, daß sie **Apen** nennen, und von sehr gutem Geschmack seyn soll.

Ich schreite jetzt zur Beschreibung eines andern Baums, davon man hin und wieder Nachrichten antrift, nemlich zum **Cocosbaum**. Es gehöret dieser Baum zum Palmengeschlecht, und man hat zwo Arten desselben. Die eine nennet der Ritter **von Linnee** Cocos Guineensis, die **Guineische Cocospalme**. Und diese wächst in Südamerika wild. Sie hat nur einen dünnen dabei stachelichten Stamm, der kaum anderthalb Zoll im Durchschnitt hält, aber doch eine sehr saftige Frucht hat. — Der andern Art aber giebt er den Namen: Cocos nucifera, die **Nuß Cocospalme**. Diese ist von einem ungleich grössern Nutzen, und ihre Nüsse werden auch unter uns häufig gebraucht. — Sie erreicht bei einer mäßigen Dicke des Stammes von etwa anderthalb Fuß im Durchschnitt eine Höhe von 70 bis 80 Fuß. Der Baum ist zwar einer der gemeinsten Bäume in den warmen Gegenden von Asien und Afrika; aber er liefert den Indianern und andern Reisenden allerlei Nahrung und Bequemlichkeit. Man trift ihn auch hin und wieder in Amerika an. — Der Baum hat ein weiches und dabei schwammigtes Holz. Die Borke oder Rinde desselben ist uneben und knotig. Der Stamm schießet gerade in die Höhe, ohne sich in Nebenäste zu zertheilen, und nur allein aus dem Gipfel desselben schießen die Blätter hervor, welche gefiedert, an zehn Fuß lang und anderthalb Fuß breit sind. Sie sind sehr hart, haben eine schwerdförmige Gestalt, und sind rückwärts übergebogen. — Die Indianer decken mit denselben ihre Hütten und Wohnungen. Man findet sie sehr dauerhaft. Auch machen sie eine Art Sonnenschirme davon, wie auch Mäntel und

und andere Geräthschaften. Die Spizzen der Blätter gebrauchen sie an statt des Papiers, um darauf zu schreiben. Aus den zarten Fasern derselben verfertigen sie recht schöne Matten und die größern Ribben derselben gebrauchen sie zu Besemen.

Ganz oben, recht in der Mitte der Krone des Baumes, entsteht eine große dicke Knospe, von Gestalt eines grossen spitzen Cabuskohl, aus welcher der Blumenbusch hervorwächst, der dem Blumenkohl nicht unähnlich ist, daraus gemeiniglich zehn bis funfzehn Nüsse hervorkommen. — Die Herzknospe dient aber nicht allein dazu, daß sie die Nüsse hervorbringet, sondern sie wird auch von manchen gegessen, wenn sie noch weich und noch nicht aufgebrochen ist. Sie soll einen recht angenehmen Geschmack haben, und etwas süß seyn. Man genießet sie entweder als einen Salat, oder man kocht sie, und hat alsdenn ein delikates wohl schmeckendes Gemüse.

Eine jede Nuß faßt drei bis vier Pfund recht süssen Safts in sich, mit welchem man auf eine recht angenehme Art sich den Durst löschen kan. Oefnet man die grüne Nuß mit einem Messer, so springt der Saft recht hoch heraus. Wenn dieser Saft abgezapft ist, so findet man noch einen andern genießbaren weißen und dicken Saft, der der Sahne oder dem Milchrahm sehr ähnlich ist. Dieser hält sich inwendig an der Schaale auf, und wird von den Indianern *Cochana* genennet. Läßt man die Nuß reif werden, so wird der wässerige Saft immer dicker. Alsdenn aber bekömt er einen widerlichen Geschmack, und zulezt vertrocknet er ganz. Nun hat die Nuß eine Größe von etwa fünf bis sechs Zoll im Durchschnitt erhalten, und ist reif. Die äußere Schaale derselben ist hanfartig, hat viele Fasern und eine braune Farbe. Man nennet sie *Cayro*. — Den faserigen Bast spinnen die Indianer wie Hanf, und verfertigen Seile davon. — Die zwote Schaale ist gleichfalls braun, so hart wie ein Stein und ganz besonders glatt. — Man bedienet sich derselben zu mancherlei Geräthschaften, und verfertiget Stockknöpfe, Zunderbüchsen, Trinkgefäße und dergleichen mehr daraus. — Die dritte Schaale ist weiß und weich.

In derselben findet sich der Kern, welcher die Größe eines kleinen Apfels hat, und dabei so feste ist, wie eine Mandel, auch viel Oel bei sich führet, welches man so wohl zum Brennen, als zu anderm Behuf gebrauchen kan. Ehe der Kern seine völlige Reife erlanget hat, ist er noch mit etwas Wasser umgeben, und alsdenn weicher und saftiger. — Das Wasser in diesen unreifen Nüssen dienet nicht nur zu einem fürtreflichen durststillenden Getränke, sondern man kan es auch mit gutem Effekt bei der Wassersucht gebrauchen, weil es sehr den Urin treibet. — Das Mark der grünen Nüsse ist eine angenehme Speise. Es macht das Wasser, darin man es wirft, milchartig weiß,

und wird zu allerlei Brühen gebraucht, darin man Fleisch oder Reis kocht.

Rund um der dicken Herzknospe herum zeigen sich bald noch mehrere kleine Knospen. Allein, diese gelangen selten zu ihrer Vollkommenheit, weil man sich ihrer bedienet, um den Saft aus denselben heraus zu zapfen. — Man umbindet zu dem Ende solche an ihrer Spitze mit einem starken Bindfaden, schneidet alsdenn das äußerste Ende, einige Finger breit über dem Bande, quer über weg, und hängt ein Gefäß darunter. Alsobald fängt der Saft, den man Tauac, Toddy und Suri nennet, an hervor zu quellen, und nach und nach in das Gefäß herab zu tröpfeln. Am Morgen so wohl, als des Abends wird das Gefäß ausgeleeret, und solches dauert eine geraume Zeit fort. Anfangs ist dieser Saft ganz süß; er gehet aber in den dasigen warmen Ländern in wenigen Stunden in eine gelinde Gährung, und wird dadurch spirituös. Nach 24 Stunden ist er schon sauer, und wenn man ihn lange gähren läßt, so bekomt man einen sehr scharfen Essig davon. Ganz frisch ist er ein liebliches Getränke, und man kan einen Zucker daraus sieden. So bald er aber geistig geworden, so wird der bekante Arak daraus destilliret, der das Hauptingrediens beim Punsch ausmacht.

Ein anderer ansehnlicher Palmbaum komt in den Reisebeschreibungen vor unter dem Namen Pinang, oder indianische Nuß, auch führet er den Namen Areka, und daher nennet ihn der Ritter von Linnee Areca Catechu. Der Baum wird bei weitem nicht so hoch wie der vorige. Selten wird man einen finden, der über vierzig Fuß hoch wäre. Der Stamm ist gerade und mit einer glatten grauen Rinde bedeckt, auf der man die Spuren der Blätter in Gestalt erhabener Reife bemerket. Die an der Spitze befindlichen Zweige oder Blätter sind gefiedert, und umfassen mit ihren Stielen den Stamm. Sie bestehen aus kleinen, wechselsweise gegen einander über stehenden abgestumpften Blättern.

Aus den Winkeln der Blätter kommen die Blumen hervor, die von zweierlei Gattung sind, nemlich männliche und weibliche, welche leztern die Stempel enthalten und die darauf folgenden Früchte.

Die Indianer wissen diesen Baum auf eine sehr vortheilhafte Art und Weise zu nutzen. — Aus dem Holze desselben verfertigen sie allerhand mechanische Werkzeuge. Aus den Scheiden der Blumensträuße, die den Kelch derselben ausmachen, flechten sie Säcke und Schläuche, um ihre Victualien darin aufbewahren zu können. Den Saft der Zweige vermengen sie mit einem gewissen Oel, welches Schiropelim genannt wird, und damit tödten sie die Würmer des menschlichen Leibes.

Den meisten Nutzen haben indessen die Indianer von den Früchten des Pinang. Und wenn gleich dieselben an sich selbst nicht eßbar sind, so werden

den sie doch auf allerlei Art und Weise, theils zum Luxus, theils zur Arznei zubereitet. Der Geschmack derselben ist unangenehm und zusammenziehend. Aber dennoch können die Indianer so wenig ohne Pinang leben, als die Europäer ohne Kaffe.

Der Indianer bereitet solche Nüsse mit Kalch und verschiedenen Gewürzen zu, und alsdenn sind sie das beste Empfehlungsmittel für ihn. Wer einen Besuch abstatten, oder einen Gast bewirthen, oder die Gunst und einen Kuß des Frauenzimmers erlangen will, der muß zuvor seinem Munde und seinen Zähnen die gehörige Anmuth durch Pinang käuen geben. Der Saft des Pinang aber färbet die Zähne, den Mund und Speichel blutroth. Wie nun dieses eben nicht der angenehmste Anblick für einen Europäer ist, so soll auch das Käuen des Pinang bei manchem, der der Sache nicht gewohnt ist, die gerade entgegen gesezte Würkung thun, und dadurch viel eher Ekel und Abscheu, als Gunst zuwege gebracht worden seyn.

Weil es indessen durch Erfahrung bestätiget ist, daß die bereiteten Pinangnüsse gewürzhafte und zusammenziehende Bestandtheile besitzen; so lassen sich daraus auch die von den Indianern so sehr angepriesene Kräfte und Tugenden derselben herleiten. Diese aber sezen sie darin, daß sie das Zahnfleisch und die Zähne befestigen und gut erhalten; die Verdauung befördern und zum Beischlaf reizen. — Auch die europäischen Aerzte kennen ihre Kraft, den Durchfall und die Blutflüsse zu stillen.

Die *japanische Erde* und das *Catagambra* oder *Gitta Gambir*, welche in unsern Apotheken zu finden sind, werden sehr wahrscheinlich von diesem Baume bereitet.

Doch ich will sie mit Muthmaßungen nicht unterhalten, sondern vielmehr zur Beschreibung einer andern Palmart fortschreiten, welche beim **Linne** Phönix dactylifera genannt wird, und die wir unter dem Namen des **Dattelbaums** kennen. Man ziehet den Baum auch wohl bei uns in Treibhäusern, und erhält davon reife Datteln. Allein, das geschiehet mehr zum Vergnügen, als des Nuzzens halber. Eigentlich ist er in den Morgenländern, in Syrien, Arabien, Persien, Palästina, in Ost- und Westindien zu Hause. Er reicht den Einwohnern einen beträchtlichen Theil ihrer Nahrung. Aus dieser Ursache wird er in den Morgenländern auch sehr stark angebauet. Man ziehet ihn aber, theils aus den Ausschößlingen an der Wurzel, theils aus den Kernen. Von den Ausschößlingen hat man schon im vierten Jahre Früchte zu ernten; von denen aber, die aus dem Kern erzogen werden, bekömt man sie etwas später. Gewöhnlich pflanzt man die Bäume so, daß ein männlicher und weiblicher nahe beisammen zu stehen kommen; denn die weiblichen Bäume tragen keine Früchte, wenn sie nicht von den männlichen befruchtet werden. Indessen finden sich

 die

die weiblichen Blumen nicht eben auf besondern Bäumen allein, sondern sie werden auch wohl mit den männlichen in einem Büschel angetroffen. Wo dieses nicht ist, und die beiden Geschlechter stünden zu weit von einander, da wird die Befruchtung von den Besitzern der Bäume selbst vorgenommen. Sie suchen alsdenn die männlichen Bäume auf, öfnen die noch geschlossene Scheide und nehmen den Blumenbüschel heraus, darauf stechen sie solchen in die geöfnete Scheide der weiblichen Blume und binden ihn fest, dadurch fällt dann der Blumenstaub auf die weiblichen Blüten und befruchtet sie. — Die Zeit der Blüte fällt in den März, und im August sind die Datteln völlig reif. — Die weiblichen Blumen bringen die süßen und nahrhaften Früchte in großer Menge hervor. Ein mittelmäßig alter Baum trägt gemeiniglich acht bis zehn lange Blumensträußer, welche nachmals über und über gleichsam mit Früchten besäet sind. Anfänglich sind solche nicht größer, als Pfefferkörner, und ihre Farbe ist glänzend weiß. So bald sie aber reif geworden, so sind sie nicht allein einer starken und dicken Pflaume gleich, sondern haben nun auch ihre Farbe verändert, sind braun geworden und haben einen steinharten Kern. Sie wachsen Traubenweise, und man zählet ihrer wohl zuweilen zwei tausend an einer Traube. —

Der Stamm des Baumes ist rund, gerade, und von einer beträchtlichen Dicke und Höhe. Auswendig ist er statt der Rinde mit den verdorreten Ueberbleibseln der Blätter schuppenweise bedeckt, die dunkelbraun von Farbe sind. Das Holz desselben ist leicht, schwammigt, und bestehet eigentlich aus lauter Fasern, die leichte von einander getrennet werden können. Wenn der Baum ein ziemliches Alter erreichet hat, so findet sich kein Mark in demselben mehr, sondern an statt dessen eine harte Nerve, die mitten durch denselben hinläuft. In jungen Bäumen hergegen ist diese Nerve weich und markig. Der Gipfel des Dattelbaumes bestehet nicht aus Aesten und Blättern, sondern bloß aus gefiederten Blättern, die sechs bis acht Fuß lang sind. Gegen der Spitze der Blätter entstehen an der Ribbe derselben immer mehrere Blätter, so daß sie allda mit wechselsweise stehenden länglicht spitzigen immer grünen Blättern ganz besetzt ist. — Etwa vierzig bis zum höchsten achtzig solcher Flügel bilden den Wald des Baumes. In den Winkeln zwischen denselben entspringen die großen Blumenbüschel, die anfänglich in einer Scheide eingeschlossen sind, die sich nachmals der Länge nach öfnet, und den traubenförmigen großen Blumenstrauß hervorbringet.

Die Früchte haben eine cylindrische Form, und sind ungefähr einen Zoll dick. In Ansehung der Figur, kommen sie unsern Eicheln sehr nahe. Von außen sind sie mit einem dünnen zarten Häutgen umgeben, das gemeiniglich

niglich ins röthliche fällt. — Das Fleisch der Frucht hat einen angenehmen weinreichen Geschmack. — Inwendig findet sich ein harter cylinderförmiger Kern, der der Länge nach gespalten ist, um welchen ein weißes seidenartiges häutiges Wesen herum liegt.

Man hat dreierlei Arten Früchte von einem und demselben Baume, die aber nur in Ansehung der Reife von einander unterschieden sind; nemlich solche, die erst anfangen zu reifen; ferner die halb reif sind, und denn die völlig reifen. Aber diese verschiedenen Arten Früchte werden zu gleicher Zeit von den Bäumen genommen. Wenn sich aber denn noch andere finden, die grasgrün sind, so läßt man solche sitzen. Da das Pflücken dieser Früchte zu mühsam fallen würde, so bedienet man sich einer leichtern Methode. Man schüttelt sie nemlich von den Bäumen herunter, und fängt die herabfallenden vermittelst eines Netzes auf. Dies Sammeln geschiehet im Herbste zu verschiedenen malen. — So bald die Indianer die Früchte abgenommen haben, so legen sie solche auf Palmblätter an die Sonne, um sie zu trocknen. Anfänglich werden sie ganz weich, nachmals aber verdikken sie sich wieder. Man läßt sie hier so lange liegen, bis sie der Fäulniß nicht mehr unterworfen sind, und sich die Feuchtigkeit verzehret hat.

Wenn sie getrocknet sind, so preßt man entweder einen Honig heraus, der etwas ganz delikates seyn soll, oder man verwahret sie in ledernen Schläuchen, oder in Säcken, die von wilden Palmblättern verfertiget werden. Der Honig wird entweder frisch, oder zu Brühen an verschiedenen Speisen gebraucht. Die Art der Zubereitung desselben ist verschieden. Man legt nemlich die frischen Datteln in eine Art von Körben und setzt solche auf einen abhängigen Tisch. Durch die Wärme erweichen sie, und lassen den Honig fließen, den man alsdenn in einem darunter gesetzten Gefäß auffängt. Man zieht die Körbe von Zeit zu Zeit zusammen, oder man legt auch große Steine darauf. Dadurch wird alsdenn immer mehr Saft heraus gepreßt, und man wiederholet solches so lange, als noch Saft darin ist.

Uebrigens gebrauchen die Indianer diesen Baum auf eben so vielfältige Art, als den vorhin beschriebenen Cocosbaum. Des Stammes bedienen sie sich zur Erbauung ihrer Hütten. — Mit den Blättern decken sie die Dächer derselben, auch machen sie Sonnenschirme und andere Geräthschaften daraus. — Die Blumenscheiden sind, wenn sie ausgetrocknet worden, ihre Trinkgeschirre. — Die zähen Fasern des Holzes spinnen sie zu Fäden, und machen Seile daraus. Ja! so gar verfertigen sie auch eine Art Leinewand davon. — Vorzüglich brauchbar sind die jungen Sprößlinge der Blumenbüschel, sie haben viel Mark, und wenn man sie als Gemüse mit Fleisch kocht, so sollen sie delikat zu essen

essen seyn. — Man verfertiget auch aus den Früchten ein liebliches weinartiges Getränk, wie auch einen starken Brantewein.

Auch in unsern Apotheken kennet man diese Frucht, welche getrocknet aus den Morgenländern zu uns hergeführet wird. Sie hat wegen ihres zuckerartigen Saftes gelinde, auflösende, erweichende und die Schärfe von aller Art einhüllende Kräfte, ist mit einer ganz gelinden zusammenziehenden Kraft verbunden, und kan daher in Krankheiten, deren Heilung dergleichen Mittel erfordert, als zum Exempel in Brustkrankheiten, zu Brusttränken mit Nutzen gebraucht werden.

Man pflegt sie auch als eine gute nahrhafte Speise mit Wein zu dämpfen, oder auch als Confekt zum Nachtisch aufzusetzen.

Eine andere Palmart ist der **Bibby**. Es findet sich davon eine kurze Beschreibung in der *allgemeinen Historie der Reisen*. B. 16. S. 109. die ich ihnen zuletzt noch mittheilen will. Dieser Palmbaum wächst in Amerika wild. Er erreicht eine Höhe von siebenzig Schuhen, und die Stärke oder Dicke desselben ist wie ein Schenkel. Die Rinde ist mit Stacheln besetzt. Am Gipfel kommen viele Aeste und weißliche Früchte von der Größe der Nüsse zum Vorschein. Die Indianer stoßen, kochen und pressen sie aus, und bereiten auf solche Weise ein Oel und einen Saft daraus. Das oben schwimmende klare Oel vermischen sie mit allerlei Farben und bemalen sich den Leib damit.

Außer diesem Nutzen bedienen sie sich auch des aus dem jungen Baume gezapften Saftes zum Tranke, den sie vermittelst eines gebohrten Loches in den Stamm, und eines statt eines Trichters in dasselbe eingesteckten zusammen gerolleten Blattes erhalten. Wenn dieser Saft ein Paar Tage gestanden, soll er ziemlich wohl schmekkend, aber etwas herbe, und an Farbe einer Molken gleich seyn.

Indem ich dieses schreibe, und im Begrif bin, mein Dintenfaß anzufüllen, erinnere ich mich eines Baumes, der auf der Insel Madagascar angetroffen wird, und den Namen **Arandranto** führet. Die Bewohner solcher Insel kochen das Holz dieses Baumes in Wasser, und gebrauchen nachmals das Abgekochte statt der Dinte. Sie soll zwar nicht so schwarz seyn, wie die unsrige; gleichwohl soll sie durch den Zusatz von etwas Vitriol nicht allein eben die Schwärze, sondern auch einen stärkern Glanz erhalten.

Ich will hier abbrechen, und die Fortsetzung ähnlicher Beschreibungen nächstens nachfolgen lassen. Ich vermuthe, daß es Ew. : : : nicht entgegen seyn wird, auch von merkwürdigen kleinern Stauden und Gesträuchen etwas zu lesen. Zu dem Ende werde ich künftig mit der Beschreibung grosser Bäume und kleiner Stauden abwechseln.

P. R.

Hannoverisches Magazin.

29tes Stück.

Freitag, den 11ten April 1783.

Nachricht von einer glücklichen Kur eines von einem wüthenden Hunde gebissenen und bereits in Wuth und Wasserscheue gerathenen Menschen.

Nachfolgender Vorfall verdienet allgemein bekant gemacht zu werden, da vielleicht in hiesigen Landen, die Heilung der Wuth und Wasserscheue von dem Biß eines tollen Hundes, welche Tissot in seinem fürtreflichen Buch über die Gesundheit des Landvolks im ersten Buch, im zwölften Capitel, zur Anzeige gebracht, noch nicht allenthalben, insonderheit die gute und sichere Würkung davon, zur Wissenschaft gekommen, und meines Wissens noch wenig Erfahrung davon vorhanden ist.

Gewiß, die Gefahr von tollen Hunden gebissen zu werden, ist, insonderheit auf dem Lande etwas schreckliches, und der von der giftigen amerikanischen Schlange dem Kupferkopf, gebissen zu werden, fast gleich, wo nicht noch größer, indem man dieser ausweichen kan, jene aber den Menschen oft sehr schnell, wie im gegenwärtigen Fall geschehen, verfolgen und angreifen.

Es hat zwar eine hohe Königl. Landesregierung dieserwegen weise Vorschriften und Verordnungen gegeben, um diese Gefahr wo nicht zu heben, doch merklich zu vermindern, allein, viele dieser Vorschriften werden nicht aller Orten gehörig befolget, oder die angeordneten Mittel sind nicht hinreichend, oder es treten andere Ursachen ein, die deren Befolgung hindern, und welche hier anzuführen zu weitläuftig seyn würde.

Auch an den Gränzen, wo die Nachbaren nicht gleiche Veranstaltungen wider dieses Uebel haben, gewähren solche keine Sicherheit, weil ein toller Hund in seiner Wuth weit herum schweift, und aus einem Lande in das andere läuft, ehe man sich seiner bemächtigen kan.

Es hat zwar bisher nicht an verschiedenen Mitteln wider die von dem Biß eines wüthenden Hundes entstandene Wuth gefehlet; so ist z. E. eine gewisse Quantität gefeiltes Kupfer oder Messing, und türkisches Bohnenmehl, für ein sicheres Mittel gehalten, und

der Hausvater empfielet im 3ten St. Nr. 11. das Kraut Anagallis flore purpureo.

Das Essen der rohen Leber des tollen Hundes, der den Schaden gethan, wird von Keysler in seinen Reisen, in der ersten Abtheilung, im achten Briefe, als ein untrügliches Mittel angeführt, welches bei einer hohen Prinzessin am Bayerschen Hofe, völlig würksam gewesen, u. d. gl.

Allein, so viel die Erfahrung ergeben, haben diese Mittel oft verlassen werden müssen, und sind unkräftig befunden, oder nur alsdann würksam gewesen, wenn die Wuth noch nicht eingetreten, und sie gleich nach dem Biß gebraucht worden, ehe das Gift ins Blut getreten, und eine Gährung darin verursacht hat.

Nach gegenwärtiger Nachricht aber kan man das Tissotsche Heilungsmittel, und Kurart für bewährt und allgemein halten.

Es war am 21ten März 1780, daß ein Häusling aus Einbeckhausen hiesigen Amts, Namens Johann Lange, etwa 30 Jahr alt, welcher gegenwärtig als Soldat in Hannover dienet, des Morgens auf dem Felde, von einem ihn mit größter Geschwindigkeit verfolgenden Hunde, in die Wade gebissen wurde. Entweder weil er den Hund nicht für toll hielt, oder weil er sonst sorglos war, suchte er keine andere Hülfe, als daß er sich von einem Quacksalber ein klebendes Pflaster auf die Wunde legen ließ, sich an seine Arbeit begab, und den ganzen Tag darauf drosch.

Allein am folgenden Tage, etwa 24 Stunden nachher, wurde er schon von der Wuth und Wasserscheue befallen.

Man suchte darauf bei dem benachbarten Doctor und Physikus Hrn. Koch zu Münder, Hülfe, welcher sich auch zu dem Patienten verfügte, und dessen Heilung, worüber aber bei 30 Stunden verliefen, übernahm, und solche glücklich zu Stande brachte.

Ich will seine dem Amte davon übergebene Heilungsgeschichte, welches Thatsachen sind, so mir zu völliger Kenntniß gekommen, und worauf man sich sicher verlassen kan, hieher setzen.

„Es waren schon 30 Stunden verlaufen, da ich zu dem Patienten kam, ich fand ihn schon würklich rasend, und die Wasserscheue war völlig da.„

„Diese außerordentliche geschwinde Würkung des Gifts, rührte wahrscheinlich daher, daß dieser Mensch am Tage des Bisses, sein Blut durch starke Arbeit und Dreschen in schnellen Umlauf gebracht und unterhalten, auch konte das aufgelegte Pflaster, welches das Auslaufen der Wunde verhinderte, das seinige dazu beigetragen haben, (vielleicht auch, weil die Wuth des Hundes den höchsten Grad erreichet gehabt.)„

„In den Zwischenzeiten des Paroxismus, war er bei einer großen Niedergeschlagenheit, Bangigkeit und verwirretem Gesicht, doch vernünftig.

Er

Er klagte über Schmerzen des Halses, des Unterleibes, über kurzen Athem, und unaussprechliche Angst.„

„Er sagte, daß er von einem bösen Anfall angegriffen würde, den eine gewisse Empfindung in der Wunde vorher verkündigte.„

„Ich suchte ihn zum Trinken zu bewegen, allein, er lehnte es von sich ab, und versicherte, daß er nicht schlucken könte.„

„Ich sezte ein Glas Wasser vor ihm hin, er nahm sich aber sehr in acht darauf zu sehen, und wenn es von ungefähr geschah, überfiel ihn jedesmal ein Schauder, und seine Augen wurden starr.„

„Ich ersuchte ihn einmal zu trinken, um, wie ich ihm sagte, zu sehen, ob er würklich nicht schlucken könte. Aus Gefälligkeit wolte er es wagen; allein, da ich ihm das Glas an die Lippen brachte, biß er mir solches in der Hand entzwei, und bekam einen starken Paroxismus.„

„Sein Gesicht verzog sich, wurde aufgetrieben, er gähnte, dehnte seine Glieder entsezlich aus einander, warf eine Menge Speichel weit um sich herum, und machte eine fürchterliche einem Gebrülle ähnliche Stimme.„

„Aber nie hatte dasselbe nur eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Bellen eines Hundes, welches die Alten, und einige Neuere glauben.„

„Ein einziges mal habe ich eine Neigung zum Beißen bei ihm wahrgenommen, da er sich in seiner Unruhe auf den Leib warf, und in das Kopfbrett seines Bettgestelles biß. Nun hatte ich die Fülle und offenbare Tollheit, mit der Wasserscheue begleitet, gesehen.„

„Es fehlte mir an Erfahrung in dieser Sache, ich beschloß daher die Heilung des Patienten nach Tissots goldenem Buch, Avis au peuples, genau einzurichten.„

„Meine erste Sorge war, die Wunde auszuschneiden. Dieses mußte sehr tief geschehen, weil beide Reihen Zähne des wüthenden Hundes, sehr tief eingeschnitten hatten, und nun ließ ich die Wunde mit gesalzenem lauen Wasser wiederholend auswaschen, und das ganze Bein mit Baumöl schmieren. Täglich einmal wurde ein Quentchen, von einer Salbe aus einer Unze Quecksilber, einem halben Quentchen venetianischen Terpentin, und zwoen Unzen Schweineschmalz, auf dem Rand der Wunde, auf 2 Zoll im Umkreise, eingerieben. Die Wunde selbst, wurde zwei mal des Tages mit Basilikumsalbe verbunden.„

„So lange die Heftigkeit des Paroxismus es forderte, mußte der Kranke alle drei Stunde ein Pulver aus 16 Gran Bisam, 24 Gran natürlichem Zinnober, und eben so viel Kunstzinnober nehmen.„

„Jeden Abend und Morgen, mußte er einen Bissen, aus einem Quentchen virginischer Schlangenwurz, Kampfer und Asa fœtida, von jedem 10 Gran, und Fliedersaft, so viel als nöthig, nehmen. So wie sich der Speichelfluß mehrte, ward der Paroxismus immer seltener und schwächer,

chen, ich brach daher, mit den innerlichen Mitteln nach und nach ab, und setzte die Salbe, zu Beförderung des Speichelflusses, mit dem größten Nachdruck fort, denn hierin lag die ganze Hülfe des Kranken."

"Ich unterhielt also die Salivation desselben, bis zu seiner völligen Gesundheit, welche nach Verfließung von drei Wochen erfolgte, gab ihm zum Beschluß ein Paar Abführungen ein, und darauf China."

Lauenau.

"Es ist unbegreiflich, wie das zuverläßige Mittel, die Salivation, in dieser Krankheit so lange hat unentdeckt bleiben können, mein Kranker warf schon im Anfang des Uebels, ohne Quecksilber, den Speichel stromweise um sich herum."

Wir preisen völlig die Fürsehung, daß nunmehr zum Heil und Beruhigung vieler Menschen, ein solches Mittel bekant geworden, welches man für bewährt und sicher halten kan.

Bansen.

Eine Stimme zu der im 6ten St. des Hannoverischen Magazins von diesem Jahr befindlichen Motion, zum Besten der Landschmiede.

Will der Landschmidt gutsherrlichen Unrechtfertigkeiten sich unterwerfen, ohne dagegen Rath zu suchen; so sind alle Landesverordnungen darüber unnütz. Will er sich durch den Weg Rechtens helfen; so darf er nur die kleine Cautel gebrauchen, daß er sich das Eigenthum an dem verkauften Arbeitsstück vorbehält, bis er bezahlt ist. Ist seine Zuthat nur ein Theil des Geräths, so erwerbe er sich das Eigenthum desjenigen, der den größten Antheil daran hat. Oder mehrere beitragende nehmen es gemeinschaftlich, nach dem Gesellschaftshandel. Das Geständniß des Schuldners, oder zween auf allen Fall zugezogene Zeugen, machen den Beweis. So ist dem Handwerker schon aus den Rechten, wie sie sind, geholfen. Auch ist die Rechtsregel bekant, daß Niemand mit des andern Schaden sich bereichern dürfe.

Allerdings würde es dem Handwerker aufhelfen, wenn ein Gesetz in gewissen Fällen ihm das Eigenthum, als jederzeit stillschweigend vorbehalten, sicherte, oder da, wo die Zuthat nicht ohne Schaden abzusondern steht, für seine Wahl ein stillschweigendes, aber vorzügliches Pfandrecht verordnete, dergleichen wir würklich für diejenigen, welche Geld zu Anschaffungen oder Ausbesserungen hergeschossen, schon haben. Allein, für die Handwerker, für welche dergleichen thunlich wäre, könte es auch dann nicht ohne alle Umständlichkeit von Beweisführung rc. bei Concursen abgehen. Und Vollkommenheiten ohne

Mängel, sind für diese beste Welt, im Einzelnen, nicht gedenkbar.

Wolte man das Ackergeräthe zum Hofe ziehen, um dem Hofherrn die unbezahlten Handwerker-Forderungen auf jenes, mit aufzulegen; so kan es wiederum von harten nachtheiligen Folgen für die Verminderung des Allodii werden. Würde der Gutsherr gezwungen, das Ackergeräthe käuflich, ganz, mit den darauf haftenden Schulden, zu übernehmen; so wäre das eine Bürde für die Gutsherrschaft, auf welche wenigstens noch nicht gerechnet ist. Würde festgesetzt: **Wenn** der Gutsherr das Ackergeräthe zu **seiner Befriedigung** annimt; so muß er jene Schulden bezahlen; — so würde das nur auf Fälle gelten, wo gar keine andere Gläubiger vorhanden sind, und kein meistbietender Verkauf eintrit. Und es wäre dann der Gutsherr, der an seiner Forderung einbüßete.

Zehn Billigkeiten kommen unter sich und in ihrem Verhältnisse zu der individuellen Lage eines einzelnen Falles, in Collision. Nun hebe man unter den zehnen Eine heraus, und mache sie **allgemein** gelten, ohne daß die übrigen leiden! Es hat seinen großen Nutzen, dem Handwerker zu helfen, und Menschlichkeit und Religion rufen laut für den leidenden Geringeren. Allein, **wie** ist ihm und der Mehrheit am besten und heilsamsten zu helfen? Es hat äußerst großen Nachtheil, bei Concursen dem Capitalisten nicht zu helfen, mit dessen Gelde hundert Handwerker bezahlt sind, oder dem Gutsherrn, der aus seinem Haushalte eben so viel bezahlet, oder noch wohl erst zu bezahlen hat. Der Nachtheil für den größern und wichtigern im Staate fällt auf die geringern zurück. Und ist denn der Geringere und der Handwerker auch so ganz ohne alle Hülfe? Wie, wenn ihn die Noth lehret, Gewinn und Verlust, Handel in sein Handwerk zu mischen, welches der Bürger und der Bauer, und der Reisende nicht entbehren kan? — Verlegenheiten finden sich allenthalben. Wo aber Verlegenheiten entstehen und Aufmerksamkeit erregen, da finden sich auch Hülfen, wenn sie nur gesucht und genutzt, und nicht muthlos vernachläßiget werden. Und hier thut Klugheit und guter Rath mehr, als Gesetze.

Zelle.

H. E. Krebs.

Von dem sinkenden Fond in England.

Was der sinkende Fond in England sey, läßt sich erst recht einsehen, wenn man das engl'sche Finanzwesen überhaupt, und die nach und nach darin vorgefallenen Veränderungen kennt. Die kurze Nachricht davon, die hier der Beschreibung dieses Fonds voraus geschickt wird, ist deswegen

wegen als ein erforderliches, nicht entbehrliches Stück von demselben anzusehen. Einnahme und Ausgabe, die wesentlichen Gegenstände der Staatswirthschaft, waren in frühen Zeiten, im Staate fast auf gleichem Fuße wie in einem gemeinen Haushalte, eingerichtet. Der Fürst bestritt fast allein aus seinen Domainen die öffentlichen Ausgaben, bis die anfangs geringen Abgaben der Unterthanen mit der Zeit beträchtlicher wurden. Um außerordentlichen Aufwand, wie in Kriegszeiten, aushalten zu können, sahe er sich, wie eine Privatperson genöthigt, seine Ländereien zu verpfänden. So lange diese Lage dauerte, konten keine langwierige und kostbare Kriege geführt werden, und die Macht eines Fürsten stieg und fiel mit seiner Sparsamkeit und Verschwendung. Als aber Steuern und Auflagen eine wichtige Quelle öffentlicher Einkünfte wurden: so konte es nicht ausbleiben, daß man sie nicht im Kriege erhöhete, oder statt dessen Schulden darauf machte: das heißt, mit andern Worten, sie auf einige Jahre im voraus aufnahm. Das war ein zweites Mittel, sich in dringenden Fällen Geld zu verschaffen. In England nahm dieses eigentlich nach der Revolution seinen Anfang, aber auf eine verschiedene Art als nachher. Man gab den Gläubigern Anweisung auf neue Taxen, um sich davon für Capital und Zinsen bezahlt zu machen. Die Schwierigkeit, welche die Gläubiger dabei fanden, schreckte andere ab, dem Staate Vorschüsse zu thun. Nun kam man auf die sogenannten kurzen Fonds, ein würksames Mittel, so wohl Geld auf eine vortheilhafte Art aufzunehmen, als auch die Schulden gemächlich wieder abzutragen. Es wurden nemlich neue Auflagen gemacht, die allein für die Abtragung der öffentlichen Schulden bestimt waren, und so lange fortdauerten, bis sie gänzlich getilgt waren, welches gemeiniglich in einigen Jahren geschah. Vortheile und Billigkeit waren bei dieser Einrichtung sichtbar. Der Minister, welcher sich vorhin für dem Eigennutze der Gläubiger zu fürchten hatte, konte nun auf billige Bedingungen Anleihen erhalten, und die Abtragung derselben fiel den jedesmaligen Zeitgenossen, nicht aber den Nachkommen zur Last.

Es wünschte eine Parthei aus diesen kurzen lange Fonds zu machen, das heißt, die Taxen, die zur Schuldentilgung aufgelegt waren, stets daurend zu machen. Dabei fand sich aber ein doppeltes Hinderniß; einmal litt darunter die Civilliste, die fest stehenden Einkünfte, woraus die gewöhnlichen Ausgaben genommen werden; denn sie müßte die langen Fonds auf sich nehmen, ohne daß das Parlement ihre Zuflüsse vermehren wolte; zweitens liebten die Gläubiger damals lieber auf kurze Fonds, wobei sie ihr Geld bald wieder erhielten. Man hielt sich daher zu den leztern, wobei es aber doch auch Schwierigkeiten gab, die aus dem damaligen Zustande des Geldes und der Auflagen entstanden.

Das

Das Volk war meistentheils nur an Accisen gewöhnt, und von Taxen kante es nur eigentlich die wenig beschwerliche Auflage auf Wein und Kaufmannswaaren (Tonnage und Poundage). Eine Erhöhung oder Vermehrung solcher Taxen war zwar nicht drückend, fiel aber doch zulezt dem Landbauer zur Last. Es wurden daher Landtaxen und Kopfsteuern vorgezogen, die aber der Erwartung wenig entsprachen. Das Geld war zu damaliger Zeit noch ziemlich selten in England, und die Landbesitzer hatten, da die Bank noch nicht errichtet war, und man anfangs auf kein Pfand ausleih, kein Mittel, Geld zu schaffen. Daraus erfolgte, daß der Landbesitzer nicht bezahlte, und das Volk wegen Abnahme des Geldes, wenig Accisswaaren verzehrte. So nachtheilig diese Umstände waren: so vortheilhaft waren doch die kurzen Fonds, um die Nationalschulden abzuthun. Sie betrugen 1688 zur Zeit der Staatsveränderung 1,360,000 Pfund Sterling, die meistens bald getilgt wurden, und 1697 zur Zeit des Ryswicker Friedens, an 20 Millionen Pfund Sterling, die so weit abgetragen wurden, daß sie 1701, zu Anfang des spanischen Erbfolgekriegs nur noch 7 Millionen ausmachten. Aber in diesem Kriege stiegen die Bedürfnisse des Staats in der Maaße, daß das neue Finanzsystem entstand. Außerdem, daß man einige wandelbare Taxen daurend machte, brachte man die Staatspapiere (exchequer bills) in Gang. Die Bank gab sie auf Credit der Regierung aus; und als man hiermit nicht weiter fortfahren konte: so zog man die damaligen Besitzer dieser Geldzettel in eine Gesellschaft unter Vorsteher und Director, woraus nachher die Südsee-Compagnie erwachsen ist. Es wurden ihr 6 pro Cent ihres Capitals und die Kosten bestimmt; und dadurch der Grund zum öffentlichen Credit gelegt.

Nach dem Utrechter Frieden erholte sich der Staat, und war im Stande 11 Millionen von den Schulden abzutragen. Dadurch konte er wieder 700,000 Pf. St. jährliche Einkünfte erhalten, die aus den mit Schulden beladenen Taxen flossen. Statt der Bezahlung stand es den Gläubigern frei, zu einem neuen Fond zu unterschreiben, wo sie nun nicht mehr, wie vorhin 6, sondern 5 pro Cent bekamen. Da das leztere angenommen wurde: so behielt der Staat aus dem Einkommen der Taxen, die zur Tilgung der Zinsen und Schulden bestimmt waren, einen Ueberschuß, und daraus entstand 1716 der sinkende Fond, der aus dem Ueberlaufe der Schuldenkasse seinen Zufluß bekam, und fast 2 Millionen jährlich ausmachte. Man errichtete diesen Fond zur eigentlichen Abbezahlung der Nationalschulden. Von dieser Erfindung konte man sich viel Gutes versprechen, und bei ruhigen Zeiten eine völlige Tilgung aller Staatsschulden erwarten. Je mehr die Schulden abgetragen wurden, je ansehnlichere Zuflüsse erhielt der Fond. Einen neuen Vortheil schien ihm die Südsee-Compagnie zu bringen, die antrug, ei-

nen großen Theil der Nationalschulden in ihr Capital aufzunehmen, und dafür und für andere Vortheile, 7 Millionen Pf. St. in den sinkenden Fond zu liefern versprach. Es ward zwar diese Hofnung zu Wasser, als aus der Südsee-Gesellschaft ein französischer Actienhandel wurde. Allein, da in der Folge fast alle veränderliche Taxen beständiger zu werden anfingen, so wuchs das Capital des sinkenden Fonds so sehr, daß einige Interessen bis auf 3 pro Cent gesetzt wurden. (Am Ende des verflossenen Jahrhunderts mußte sich der Staat noch zu 6, ja zu 8 pro Cent verstehen; in Anfange des jeztlaufenden waren sie schon 5 pro Cent, stiegen aber wieder zu 6, bis mit der Gründung des sinkenden Fonds die Zinsen auf 5 pro Cent herabgesetzt wurden.). Nun bemerkte der Eiferer für die Freiheit mit Vergnügen den Anwachs des sinkenden Fonds, und die Erfüllung seines Wunsches, die Nationalschulden völlig bezahlt zu sehen, schien nicht mehr fern zu seyn, als neue kostbare Kriege und veränderte Grundsäze in der Staatswirthschaft die Sache in einen andern Gang brachten. Da der sinkende Fond so reich wurde: so wich das Parlement von seinem ersten Vorsatze, denselben bloß zur Schuldenbezahlung zu behalten, ab, und verwilligte jährlich aus ihm an ein Drittheil der außerordentlichen Ausgaben, wozu die Kosten für die Land- und Seemacht gerechnet wurden, zu nehmen. Darauf erfolgten schwere Kriege, welche die Nationalschulden ungemein vermehrten. Am Ende des österreichischen Erbfolgekriegs erholte sich der sinkende Fond wieder, als man bekant machte, daß man 57 Millionen von den Schulden bezahlen wolle. Ob gleich nicht abzusehen war, woher so gleich eine so große Summe kam; so that doch diese Bekantmachung fürtrefliche Würkung. Die Capitalisten hatten um diese Zeit schon ansehnliche Geldzuflüsse erhalten, und wußten nicht, wo sie die aufgekündigten Capitale wieder unterbringen könten. Sie wählten also den zweiten Vorschlag, und unterzeichneten zu einem neuen Fond. Demnach bekamen diejenigen, welche bisher 5 pro Cent erhalten hatten, bis 1750 einen gleichen Zins, von da an bis 1757 nur $3\frac{1}{2}$, und nachher nur 3 vom Hundert. Dieses war für den sinkenden Fond einträglich. Er betrug 1755 beim Anfange des französischen Kriegs, über 1,300,000 Pf. St., aber die Nationalschulden beliefen sich auf 72,300,000 Pfund Sterling, und stiegen in diesem Kriege bis auf das Doppelte, auf 140 Millionen. Die Zinsen waren Anfangs gering, 3 vom Hundert, aber bald $4\frac{1}{2}$ pro Cent von 5 Millionen, wobei die Gläubiger sich wohlbedächtig ausbedungen hatten, daß das Capital erst nach 24 Jahren abgetragen werden dürfte. Sie fürchteten nemlich nach dem Frieden die Reduction der Zinsen, so wie sie vorhin geschehen war; allein, sie erfolgte 1763 nach dem Friedensschlusse nicht. Denn man konte es jezt nicht wagen, weil die Gläubiger andere Auswege hatten, die abbezahlten Capitalien entweder anderswo unterzubringen, oder sie auf verschiedene Art vortheilhaft anzulegen. Der sinkende Fond, der seit seiner Entstehung bis zu Anfang des Kriegs mit den Colonien 25 Millionen abgetragen hatte, erhielt keine neue Zunahme, und die vermehrten Schulden stiegen mit dem jezigen Kriege bis zu der aus öffentlichen Nachrichten bekanten Größe. J. F. X.

Hannoverisches Magazin.

30tes Stück.

Montag, den 14ten April 1783.

Ueber den Ganges und Burrampooterfluß, von J. Rennel, Esq. der Königl. Societät der Wissenschaften mitgetheilt von Joseph Banks a).

Der Ganges und Burrampooter durchschneiden mit ihren zahlreichen Armen das Königreich Bengalen in einer solchen Verschiedenheit von Directionen, daß dadurch die vollkommenste und bequemste inländische Schiffahrt bewürkt wird, die sich nur denken läßt. Diese natürlichen Kanäle sind so gleichförmig, und auf eine so bewundernswürdige Art über dieses Land ausgebreitet, welches beinahe eine vollkommene Ebene ausmacht, daß, wenn man die nach Burdwan, Birboom, rc. gehörigen Länder ausnimt, (welche jedoch nicht den sechsten Theil von Bengalen ausmachen,) man dreist behaupten kan, daß jeder Theil dieses Landes, selbst in der trokkensten Jahrszeit, irgend einen schifbaren Strom in einer Entfernung von höchstens 25 englischen Meilen besitzt, und gewöhnlich nur um ein Drittel dieser Distanz.

Man nimt gemeiniglich an, daß diese inländische Schiffahrt dreißig tausend Schifsleuten beständige Arbeit verschaft. Auch wird man sich darüber nicht wundern, wenn man erwägt, daß alles Salz und ein großer Theil derjenigen Lebensmittel, welche zehn Millionen Menschen consumiren, zu Wasser in das Königreich Bengalen gebracht werden. Hiezu kömt noch der Transport für die aus und eingehenden Waaren, die sich an Werthe jährlich auf zwei Millionen Pfund Sterling belaufen, der gegenseitige Tausch der Manufakturen und Produkte durch das ganze Land, die Fischereien, und die Menge der Reisenden.

a) Der Verfasser dieses aus den Philosophical Transactions genommenen Aufsatzes hat vor kurzem eine große Charte von Indostan, nebst einer Beschreibung dieses Landes herausgegeben, wovon ein Gelehrter in London eine deutsche Uebersetzung besorgt. Die Genauigkeit im Beobachten, welche durchaus in gegenwärtigem Aufsatze herrscht, muß das Publicum auf jenes Werk äußerst begierig machen, dessen baldige Erscheinung ein jeder mit mir wünschen wird. Anm. des Uebers.

Diese beiden Flüsse sind einander in vielen Stücken sehr ähnlich. In der Länge ihres Laufes, in ihrer Grösse, bis sie sich der See nähern, in der angenehmen Farbe ihres Wassers, in der Anmuthigkeit ihrer Ufer und Inseln, und endlich auch in der Höhe, zu der sie mit den periodischen Regen heranwachsen. Der Burrampooter ist von diesen beiden Flüssen der breiteste, aber die Differenz ist dem Auge nicht merklich. Es ist bekant, daß sie in den ungeheuren Gebürgen des Königreichs Thibet entspringen, von wo sie entgegengesetzte Directionen nehmen. Der Ganges durchläuft die Ebenen von Indostan östlich und der Burrampooter westlich. Beide fliessen anfänglich durch rauhe Thäler und Defilees, und besuchen selten die Wohnungen der Menschen. Der Ganges wird, nachdem er ungefähr 750 englische Meilen durch diese gebürgigten Gegenden gekommen ist, eine Gottheit für die abergläubigen und doch fröhlichen Einwohner von Indostan. Von Hurdware oder Hurdor, in einer Breite von 30 Graden, wo er sich durch eine Oefnung in den Bergen herdurch drängt, fließt er als ein ruhiger schifbarer Strom, bis er sich in das Meer ergießt, welches etwa 1350 Meilen ausmachen, durch die reizendsten Ebenen, die er mit Ueberfluß segnet, sowohl unmittelbar durch seine eigenen Produkte, (ich meine die Fischerei,) als auch dadurch, daß er die nahe gelegenen Länder bereichert, und für die Produkte, welche von seinen Ufern gewonnen werden, eine leichte und bequeme Art des Transports darbietet. In einem militairischen Gesichtspunkte betrachtet, erösnet er eine Communication zwischen den verschiedenen Posten, indem er sehr gut zu einem offenen Wege durch das ganze Land dient, die Anlegung von Magazinen überflüßig macht, und daher die berühmte inländische Schiffahrt von Nordamerika bei weitem übertrift, wo die Transportpläze nicht nur das Fortrücken einer Armee verhindern, sondern auch den Feind in den Stand sezen, den Ort und die Art des Angrifs mit Gewißheit zu bestimmen.

Während seines Laufs durch die Ebenen, nimt der Ganges eilf Flüsse auf, deren einige dem Rhein nahe kommen, und keiner schmaler ist als die Themse, andere von geringerer Bedeutung nicht mit gerechnet. Von diesem ungeheuren Zufluß anderer Ströme kömt es, daß der Ganges den Nil in Ansehung seiner Größe so weit übertrift, da die Länge des Laufes von dem leztern doch um ein Drittel mehr ausmacht. In der That wird der Ganges in diesem Stücke von manchem der nördlichen Flüsse Asiens übertroffen, obgleich ich sehr geneigt bin, zu glauben, daß er eben so viel, wo nicht mehr Wasser enthält, als einer von ihnen, und zwar deswegen, weil jene Flüsse nicht in den Gegenden sind, wo man die periodischen Regen antrift.

Das Bette des Ganges, ist in Ansehung seiner Breite sehr ungleich. Von

Von Hurdwar an, wo er in die Ebene kömt, bis zu seiner Vereinigung mit der Junnah, (dem ersten Flusse, der sich in ihn ergießt,) ist dasselbe fast durchgehends eine bis anderthalb englische Meilen breit, und in Vergleichung mit seinem nachmaligen Laufe ziemlich gerade. Von da niederwärts schlängelt er sich immer mehr, und sein Bette wird folglich breiter, bis, nachdem er die Wässer der Flüsse Gogra, Soane, Gunduck, und verschiedener anderer kleinerer aufgenommen hat, er seine völlige Breite erhalten, obgleich er während seines nachmaligen Laufes von 600 Meilen, noch manchen andern beträchtlichen Strom aufnimt. Von dieser Vereinigung an ist das Bette, da wo es am schmalsten ist, eine halbe Meile breit, an den breitesten Stellen aber drei Meilen, und zwar da, wo er keine Inseln enthält. Der Strom innerhalb des Bettes, steigt und fällt, je nachdem die Jahrszeit ist. Im April, wo er am niedrigsten steht, ist der Hauptarm 1200 Fuß bis eine und eine Viertel Meile breit, aber an andern Stellen gewöhnlich nur drei Viertel Meilen.

Vor seiner Vereinigung mit der Junnah, ist der Ganges an einigen Stellen sehr seichte, aber die Schiffahrt wird dennoch nicht unterbrochen. Unterhalb dieser Vereinigung ist er beträchtlich tief, denn der Zufluß von andern Strömen würkt mehr auf die Tiefe als auf die Breite. Fünf hundert Meilen von der See ist er dreißig Fuß tief, wenn er am niedrigsten steht, und behält mindestens diese Tiefe bis zur See, wo die plötzliche Vertheilung des Stromes in mehrere Arme ihn der nöthigen Stärke beraubt, um den Sand und Schlamm fortzuschlemmen, den die starken Südwinde darin anhäufen, so daß große Schiffe in den vornehmsten Arm des Ganges nicht kommen können.

Ungefähr 220 Meilen von der See (aber 300, wenn man die Krümmungen des Flusses mit in Anschlag bringt,) fängt die Spitze von dem Delta des Ganges an, welches beträchtlich mehr als zweimal so viel Land umfaßt, als das Delta des Nils. Die beiden westlichen Arme, welche der Cossimbuzar- und Jellinghyfluß genannt werden, bilden den Fluß, welcher nachher den Namen Hooglyfluß erhält. Dieser ist der Hafen von Calcutta und der einzige Arm des Ganges, den gewöhnlich die Schiffe befahren. Der Cossimbuzar ist vom October bis zum Mai fast ganz trocken, und der Jellinghy ist in einigen Jahren während zwei oder drei der trockensten Monate ganz unbeschifbar, obgleich sich das ganze Jahr durch ein beträchtlicher Fluß in ihn ergießt, so daß der Chundnah, ein geringerer Arm des Ganges, der einzige ist, welchen man zu allen Zeiten befahren kan. Er theilt sich bei Moddapour und fließt in den Hooringotta.

Der Theil des Delta, welcher an die See stößt, ist ein Labyrinth von Kanälen und Flüssen, die alle Salzwasser enthalten, diejenigen ausgenommen, welche mit dem Hauptarm des

Ganges Communication haben. Der unter dem Namen Woods und Sunderbunds bekante Distrikt, welchen das Delta einnimt, ist im Umfange so groß, als das Fürstenthum Wallis. Er ist allenthalben mit dickem Gehölze bewachsen, und so sehr mit Tiegern angefüllt, daß, wie man sagt, alle angestellte Versuche ihn davon zu säubern bis jetzt mislungen sind. Seine zahlreichen Kanäle sind auf eine solche Art vertheilt, daß dadurch eine vollkommene inländische Schiffahrt durch den ganzen untern Theil des Delta bewerkstelliget wird, ohne daß man genöthigt wäre um die Spitze des Delta herumzufahren, oder in die See zu schiffen. Hier wird alles Salz zubereitet, welches in ganz Bengalen und den dazu gehörigen Ländern consumirt wird, und eben so leicht transportirt. Auch finden die Einwohner hier einen unerschöpflichen Vorrath von Holz zum Schifbau. Dieses Delta ist unterhalb gegen 180 englische Meilen breit, und wenn man hiezu die beiden Arme des Flusses rechnet, die dasselbe begränzen, so wird die Distanz, zu welcher der Ganges bei seiner Ergiessung in das Meer seine Arme ausbreitet, mehr als 200 Meilen betragen.

Es ist oben bemerkt worden, daß der Lauf dieses Flusses von Hurdwar bis zur See durch eine einförmige Ebene geht, oder wenigstens scheint es so, denn die Abhängigkeit ist viel zu geringe um merklich zu seyn. Zufolge einer, auf Herrn Hastings Befehl, angestellten Untersuchung in einer Länge von 60 englischen Meilen, beträgt der Fall in jeder Meile ungefähr 9 Zoll, wenn man eine gerade Linie annimt, und etwas für die Krümme oder Curvatur der Erde mit in Anschlag bringt. Aber der Fluß schlängelt sich so sehr, daß der Fall desselben weniger als 4 Zoll auf die Meile beträgt; und wenn man die Schnelligkeit des Stromes an dem Orte, wo diese Untersuchung angestellt wurde, mit der an andern Stellen vergleicht, so hat man keinen Grund anzunehmen, daß sein Fall im Ganzen genommen, mehr betrage b).

In den trockenen Monaten durchläuft der Ganges im Durchschnitt in einer Stunde drei englische Meilen. In der nassen Jahrszeit aber, und während das Wasser von den überschwemmten Ländereien in denselben abgeleitet wird, durchläuft er 5 bis 6 Meilen in einer Stunde. Man hat aber auch Beispiele von 7 und sogar 8 Meilen bei besondern Fällen und unter gewissen Umständen. Ich selbst erinnere mich eines Vorfalls, wo ich in

b) Condamine fand, daß der Fall des Amazonenflusses, in einem geraden Laufe von ungefähr 1860 Meilen, etwan 1020 englische Fuß betrage, oder 6¾ Zoll auf die Meile. Wenn man die Krümmungen mit in Anschlag bringt, so wird der Fall desselben, dem des Ganges (der sich in den Ebenen auf 3 Meilen, ungefähr 1⅑ Meile schlängelt,) sehr nahe kommen, nemlich vier Zoll auf eine Meile.

in meinem Boote 56 Meilen in acht Stunden machte, und noch dazu gegen einen so starken Wind, daß das Boot offenbar seine progressive Bewegung nur durch das Wasser hatte.

Wenn man erwägt, daß die Schnelligkeit des Stromes, in der einen Jahrszeit 3 Meilen beträgt, und in einer andern mehr als fünfe auf eben demselben Fall von vier Zoll auf die Meile, und daß die Bewegung der Ueberschwemmungen auf einem viel größern Falle nur eine halbe Meile in einer Stunde ausmacht, so braucht es keiner weitern Untersuchung, wie gering die Schnelligkeit ist, welche der Fall dem Wasser mittheilt. Man muß also vorzüglich der Gewalt des Wassers bei der Quelle, oder an den Orten, wo andere Ströme sich in den Fluß ergießen, die Schnelligkeit beimessen, welche geringer oder größer ist, nach Maaßgabe der Menge des hinzufließenden Wassers.

Gemeiniglich findet man an der einen Seite des Flusses ein fast senkrechtes Ufer, mehr oder weniger über den Strom erhoben, je nachdem die Jahrszeit ist, und an diesen Ufern ist das Wasser sehr tief. An der entgegengesetzten Seite ist das Ufer so flach abhängig, daß noch in einiger Entfernung von demselben das Wasser ganz seichte ist. Besonders ist, das der Fall an den Stellen, wo sich der Fluß krümmt, weil diese Krümmungen, selbst an der einen Seite das steile, und an der andern das flache Ufer hervorbringen. Denn der Strom ist immer an der äußern Seite der Krümmung am stärksten, und seine beständige Würkung auf das Ufer unterminirt dasselbe, oder wäscht es aus. An den Orten, wo der Strom vorzüglich reißend, oder der Erdboden ungewöhnlich locker ist, werden oft in einem Vierteljahre so große Stücke Landes losgerissen und weggeschwemmt, daß diejenigen, welche die Größe und Stärke dieser mächtigen Ströme zu den Zeiten, da die periodischen Regen unter den Wendezirkeln einfallen, nicht selbst gesehen haben, darüber erstaunen würden. Dieses bringt nothwendiger Weise eine allmählige Veränderung in dem Laufe des Flusses hervor. Was auf der einen Seite verloren geht, wird auf der andern wieder gewonnen, und zwar durch die bloße Würkung des Stromes selbst. Die niedergefallenen Stücke des Ufers lösen sich allmählig in einen schlammichten Sand auf, welcher durch den Strom längst den Seiten des Bettes bis zu der nächsten Wendung hingeführt wird, wo derselbe, weil der Strom dorten schwach wird, einen Ruheplatz findet, und ein solches flaches Ufer bildet, das sich von der Spitze des nächsten Bogens der Krümmung längst den Seiten niederwärts erstrecket.

In Ansehung des langsamern Fliessens des Stromes an einer solchen Spitze, muß ich bemerken, daß der stärkste Strom, anstatt rund um die Spitze zu wenden, für einige Zeit die Direction beibehält, welche er durch

das letzte steile Ufer erhielt, und demzufolge über das Bette des Flusses queer nach dem Bogen des gegenseitigen Ufers hinüber kreuzt, und längst demselben hinfließt, bis eine andere Spitze ihn nöthigt, diese Direction wieder zu verändern.

An den wenigen Stellen, wo der Fluß gerade fließt, leiden die Ufer die wenigste Veränderung, weil der Strom mit ihnen parallel fortläuft; aber die geringste Wendung oder Krümmung treibt den Strom gegen das Ufer, und wenn an solchen Stellen der Erdboden aus lockerm Sande besteht, so wird daher der Lauf des Flusses zuweilen schlängelnd.

Es ist offenbar, daß der wiederholte Zuwachs den die oben erwähnten flachen Ufer erhalten, mit der Zeit das Bette des Flusses vergrößern würden, aber dieser Zuwachs wird durch das, was das gegenseitige steile Ufer verliert, wieder im Gleichgewichte erhalten; denn das, was daselbst verloren geht, bringt entweder denen oben angezeigten ähnliche Umstände hervor, oder es entstehet dadurch eine Sandbank, oder seichte Stelle in der Mitte des Bettes. Auf diese Art wechseln da, wo der Fluß sich windet, steile und flache Ufer beständig mit einander ab, so, daß von der flachen Seite der Strom auf das steile Ufer zustößt, mithin verändert sich der Lauf des Flusses immer an den Stellen, wo er sich krümmet, indem jeder Mäander immer mehr und mehr von dem eigentlichen Laufe des Flusses abzuweichen sucht. Der Strom wühlt tiefer in die Bayen ein, schwemmt das ausgewühlte wieder den Spitzen zu, bis entweder die entgegengesetzte Bay ausgefüllt wird, oder der Strom durch diese verengerte Stelle durchbricht, und auf eine Zeitlang das Bette wieder gerade macht.

Verschiedene Krümmungen des Ganges und seiner Arme nähern sich diesem Falle, und bei andern verhält es sich jetzt würklich so. Die Erfahrung, welche man von diesen Veränderungen hat, solte billig abhalten, Kanäle von irgend einer beträchtlichen Länge in dem obern Theile dieses Landes graben zu wollen, und ich zweifle sehr, ob selbst tiefer herunter dieselben lange schifbar seyn würden. Während meines eilfjährigen Aufenthalts in Bengalen, ist der Ausfluß des Jellinghy nach und nach um drei Viertel Meilen weiter hinunter verrückt worden, und aus zwei Besichtigungen, welche neun Jahre von einander über das daran stoßende Ufer des Ganges angestellt sind, erhellet, daß die Breite von anderthalb englischen Meilen verloren gegangen ist. Dieses ist indessen die schnelleste Veränderung die ich angemerkt habe, denn gewöhnlich pflegt eine solche Vergrösserung in zehn oder zwölf Jahren nur eine Meile zu betragen, und das nur an den Stellen, wo der Strom die größte Gewalt hat, nemlich da, wo zwei an einander stoßende Bogen der Krümmung einem rechten Winkel am nächsten kommen. An solchen Orten

höhlt

höhlt derselbe nicht selten das Ufer bis auf eine beträchtliche Weite aus. Diese Aushöhlungen finden sich immer da, wo der Strom am stärksten darauf stößt, und sind in der That die jungen Ausschüsse, (wenn ich sie so nennen darf,) welche nachmals Arme des Flusses werden; denn man sieht sie nur bei solchen Krümmungen, welche die kleinsten Winkel haben c).

Zwei sehr weit von einander verschiedene Ursachen bringen den schlängelnden Lauf der Flüsse hervor. Einmal die Unregelmäßigkeit des Landes, durch welches sie fließen, welcher zufolge sie sich nach den abhängigen Gegenden wenden müssen, und dann die Lokkerheit des Erdbodens, welcher der Friction des Stromes nicht genugsam widersteht. In dem ersten Falle sind die Mäander in ihrem Laufe so unregelmäßig, als die Oberfläche, auf welcher sie sich befinden. Aber in dem zweiten ist es so unmöglich, sie in gewissen Schranken zu halten, daß Flüsse von ungleicher Größe, unter gleichen Umständen, solche Krümmungen machen werden, deren Umfang mit ihren respektiven Breiten in einerlei Verhältniß stehen wird; denn ich habe bemerkt, daß, wenn ein Arm des Ganges so niedrig gefallen war, daß er nur einen Theil seines Bettes einnahm, er nicht länger in seinem vorigen Laufe blieb, sondern sich ein neues Bette aushöhlte, welches sich von Seite zu Seite durch das vormalige Bette schlängelte. Ich habe auch bemerkt, daß von zwei gleich großen Strömen, derjenige, welcher am langsamsten floß, auch die kleinsten Krümmungen hatte: denn da diese, wie in dem gegenwärtigen Falle, bloß von den Auswühlungen herrühren, welche die Gewalt des Stromes in dem Ufer macht, so muß auch der Umfang derselben, oder die Dimensionen der Krümmungen von der größern oder geringern Kraft abhängen, welche auf die Ufer würkt.

Die Krümmungen des Ganges in den Ebenen, rühren ohne allen Zweifel von der Lockerheit des Erdreichs her: und der Beweiß davon, ist nach meiner Meinung dieser, daß sie sich unaufhörlich verändern, welches bei denen, die eine bloße Irregularität in der Oberfläche des Erdbodens hervorbringt, selten oder niemals statt haben kan.

Man kan zuverläßig behaupten, daß, wenn man den Ganges in einen geraden Lauf brächte, und da, wo er sich krümmt, Kanäle durchstechen wolte, diese Geradheit nur von kurzer Dauer

c) Der Lauf dieser Arme, wird bei ihrem Ausflusse gemeiniglich, wo nicht immer, dem Laufe des Flusses entgegenlaufend. Denn da sich oberwärts bei ihrer Trennung eine Sandbank anhäuft, so giebt diese dem Strome eine schiefe Richtung hinaufwärts, welcher sonst in rechten Winkeln fortfließen würde. Da diese Sandbank beständig zunimt, so wird dadurch das entgegengesetzte Ufer ausgewühlt, und daher haben die meisten Ausflüsse oder Arme einen zurückgehenden Lauf.

Dauer seyn würde. Irgend eine lockere Stelle des Ufers, oder eine solche, wogegen der Strom am stärksten würken könte, würde zuerst ausgewühlt, und auf solche Art eine Bay in dem Ufer formirt werden. Hieraus entsteht eine Beugung des Stromes, welcher, da er in schiefer Richtung auf die Bay zustößt, dieselbe beständig aushöhlt. Ist der Strom nun die stärkste Beugung der Bay vorüber geflossen, so bekömt er eine neue Richtung, und wird quer über nach der andern Seite des Bettes hingetrieben, wo er das, was er aus der Bay abgespült hatte, absezt, und dadurch eine seichte Stelle oder Sandbank an dem Ufer bildet. Diese wird dann der Ursprung solcher Krümmungen, welche von der natürlichen Beschaffenheit des Erdbodens entstehen. Die so ausgewühlte Bay wird mit der Zeit groß genug, dem ganzen Bette eine andere Richtung zu geben, und das aus der Bay losgerissene, wird an solchen Stellen abgesezt, daß der Strom dadurch noch mehr an das gegenseitige Ufer getrieben wird, wo sich dann wieder eben dasselbe, was ich jezt beschrieben habe, ereignen muß.

Die Würkung des Stromes auf das Ufer, hat also den Effekt, den Rand des Bettes tiefer auszuhöhlen, und dadurch wächst die Schnelligkeit des Stromes an solchen Stellen. Auf diese Art würde das Bette allmählig eine neue Gestalt annehmen, bis dasselbe so wäre, wie der Fluß jezt ist. Selbst da, wo die Krümmungen den Fall um die Hälfte verringert haben, hat der Strom doch noch zu viel Gewalt, als daß die Ufer ihm widerstehen könten.

Es fehlt nicht an Beispielen, daß einige der bengalischen Flüsse ihren Lauf gänzlich verändert haben. Der Cosafluß, ein Fluß wie der Rhein, floß vormals bei Purneah, und vereinigte sich mit dem Ganges gegen Rajemal über. Diese Vereinigung geschieht jezo 45 Meilen höher hinauf. Gour, die alte Hauptstadt von Bengalen, stand ehemals an dem Ufer des Ganges.

Verschiedene Erscheinungen begünstigen sehr stark die Meinung, daß der Ganges vormals sein Bette in den Gegenden gehabt habe, welche nun die Seen und Moräste zwischen Nattore und Jaffiergunge einnehmen, indem er bei Bauleah seinen jezigen Lauf angenommen habe, und bei Pootyah vorbei geflossen sey. Mit eben so vieler Wahrscheinlichkeit, welche eine alte Tradition noch dazu begünstiget, kan man seinen muthmaßlichen Lauf bei Dacca angeben, indem er nahe bei Fringybazar mit dem Burrampooter oder Megna vereinigt gewesen, wo der Zusammenfluß zweier so mächtiger Ströme wahrscheinlich das jezige erstaunliche Bette des Megna ausgehöhlt hat d).

Der Schluß folgt künftig.

d) Megna und Burrampooter, sind Namen, die ein und derselbe Fluß, aber an verschiedenen Stellen erhält. Der Megna fällt in den Burrampooter, und ob es gleich ein viel kleinerer Fluß ist, so behält er doch diesen Namen während seines übrigen Laufes bei.

Hannoverisches Magazin.

31tes Stück.

Freitag, den 18ten April 1783.

Ueber den Ganges und Burrampooterfluß, von J. Rennel, Esq. der Königl. Societät der Wissenschaften mitgetheilt von Joseph Banks.

(Schluß.)

Wenn man der Seeküste des Delta nachgeht, so findet man nicht weniger als acht Ausflüsse, von deren jeden man ohne Bedenken behaupten würde, daß er zu seiner Zeit der Hauptausfluß des Ganges gewesen wäre. Auch ist wahrscheinlicherweise die zufällige Abweichung des Hauptarms nicht die einzige Ursache der Veränderungen in den Dimensionen des Delta. Man bemerkt, daß die Deltas der ansehnlichsten Flüsse, besonders aber derer unter dem Wendezirkeln, sich von der Seeseite her vergrößern. Rührt dieses aber nicht von dem Schlamm und Sande her, welchen die Flüsse mit sich führen, und der von den ältesten Zeiten her bis jetzt allmählig daselbst abgesetzt worden ist? Wir wissen, daß die Flüsse bei ihrer Ergießung in das Meer mit Schlamm und Sand angefüllt sind; wir wissen ebenfalls, daß das Meer erst zwanzig Seemeilen (leagues,) von der Küste seine Klarheit wieder erhält, welches bloß daher rühren kan, daß die Flüsse ihre erdigten Theile innerhalb dieses Raums abgesetzt haben. In den Ausflüssen des Ganges und Burrampooter erstrecken sich jetzt diese Sandbänke bis auf zwanzig Meilen um einige der Inseln herum, und an verschiedenen Stellen ragen sie ein Paar Fuß hoch über die Oberfläche des Wassers hervor. Künftige Generationen werden wahrscheinlich diese Sandbänke über dem Wasser hervorragen sehen, und ihre Nachkommen sie besitzen und bebauen! Nächst den Erdbeben bringen vielleicht die Ströme und Flüsse unter den Wendezirkeln die schnellesten Veränderungen auf der Oberfläche unserer Erdkugel hervor. In viel weniger als einem Menschenalter sind große Inseln in dem Bette des Ganges entstanden, so daß ein einziger Mann den ganzen Verlauf der Sache beobachten kan.

kan. Einige dieser Inseln von 4 bis 5 Meilen im Umfange, sind durch die Krümmungen des Flusses hervorgebracht worden, und waren ursprünglich große Sandbänke, die sich, wie oben gesagt worden, rund um die Spitzen angehäuft hatten, und sind nun durch Ueberschwemmungen und Durchbrüche des Flusses zu Inseln geworden. Andere hingegen entstehen an den Oertern, wo der Lauf des Stromes gerade ist, in der Mitte des Bettes, und haben ihren Ursprung irgend einem am Boden verborgenen Hindernisse zu danken. Ist dieses etwa ein Ueberbleibsel von einer Felsenbank, so ist ein damit niedergerissener großer Baum, oder ein niedergesunkenes Boot zur Gründung einer Insel schon hinlänglich; und eine Menge Sand sammelt sich sehr geschwind daran herum. Dieser häuft sich erstaunlich schnell darum an. In Zeit von wenig Jahren ragt die künftige Insel schon aus dem Wasser hervor, und da hiedurch ein beträchtlicher Theil des Bettes eingenommen wird; so sucht der Strom auf beiden Seiten das Fehlende seines Bettes zu ergänzen, und an solchen Stellen findet man immer an beiden Seiten flache Ufer a). Jede periodische Regenfluth bringt dieser entstehenden Insel einen Zuwachs von Materie, wodurch dieselbe so wohl an Höhe als auch an Umfange zunimt, bis ihre Spitze mit den Ufern, welche sie einschließen, vollkommen einerlei Höhe erreicht hat. Alsdann hat sie in sich selbst Dünger genug um bebaut werden zu können. Dieses rührt von dem Schlamm her, welchen das Wasser, so wie es wieder fällt, darauf zurück läßt, und dieses ist in der That eine bewundernswürdige Oekonomie der Natur, welche sie allgemein beobachtet, um das Land fruchtbar zu machen.

Während der Fluß an der einen Stelle neue Inseln hervorbringt, schwemmt er an der andern Stelle alte Inseln wieder weg. Indem diese destructive Operation vorgeht, kan man an dem Durchschnitte des einsinkenden Ufers die regelmäßigen Lagen von Sand und Erde beobachten, welche, so wie sie an eigenthümlicher Schwere abnehmen, über einander liegen. Da diese Regelmäßigkeit bloß von dem Strome herrühren kan, welcher die Lagen absetzte, so scheint es, als wenn diese Substanzen nach ihrer respectiven Schwere in verschiedener Höhe des Stromes schwimmend erhalten würden. Man findet niemals eine Lage von Erde unter einer Lage von Sand; denn die bloß schlammigten Theile fließen der Oberfläche am nächsten b). In dem Durchschnitte einer die-

a) Hiedurch werden offenbar die Mittel angezeigt, wie man die Erweiterung der Ufer an solchen Orten, wo der Strom gerade fließt, hindern könte; wenn man nemlich die seichten Stellen in der Mitte des Bettes wegzuräumen suchte.

b) Ein aus dem Ganges, wenn er am höchsten ist, geschöpftes Glas Wasser, setzt ungefähr den vierten Theil Schlamm ab. Es ist also kein Wunder, wenn das Was-

dieser Inseln, habe ich sieben verschiedene Lagen gezählt. In der That haben nicht nur die Inseln, sondern auch die meisten Ufer dieser Flüsse eben dasselbe Ansehen: denn da der Strom beständig sein gegenwärtiges Bette verändert, und nun irgend ein vormaliges einnimt, welches man freilich jetzt nicht mehr kennt, so muß dies nothwendiger Weise sich so verhalten.

Als einen starken muthmaßlichen Beweiß, daß der Ganges von einer Seite des Delta nach der andern wandert, muß ich noch bemerken, daß man zwischen denen nach Osten hin gelegenen Tiperah Hills, und der Provinz Burdwan, die in Westen liegt, und selbst in Norden, bis man nach Dacca und Bauleah kömt, keine Spur von ursprünglicher Erde antrift. In allen den zahlreichen Kanälen und Armen des Delta sieht man nichts als Sand und schwarzen Schlamm in regelmäßigen Lagen bis man auf den Thon kömt, der den untern Theil des Bettes einnimt. Weder in dem Delta, noch näher an der See als vierhundert Meilen c) davon trift man Gries oder Grand an, wo eine Felsenspitze die zu den benachbarten Hügeln gehört, in den Fluß gestürzt ist. Aber, wenn nicht etwa große Ströme in der Nähe sind, so ist der Erdboden immer roth, gelb, oder dunkelbraun.

Wasser, indem es wieder fällt, sehr schnell eine Erdlage bildet, oder daß das Delta an der See sich vergrößert.

c) Bei Oudanulla.

Der bekränzte Mond am 18ten Januar dieses Jahrs.

Unter die nicht seltenen Lufterscheinungen ist der Hof um den Mond zu zählen, der zwar entstehet, wenn die Luft mit wässerichten Dünsten angefüllet ist, und sich solche unter dem Monde so sammeln, daß dessen Stralen darin gebrochen werden. Sie lassen sich leicht aus der Erscheinung erklären, die uns eine leuchtende Laterne zur Zeit, da dicker Nebel sich auf die Erde senket, darbietet. Ein solcher Mondenhof vergnüget den Naturschauer ungemein; aber ein noch angenehmerer Anblick ist es für das lüsterne Auge, wenn der Mond mit einem Ringe oder Kranze umgeben ist; dergleichen der war, den ich am 18ten Januar um $10\frac{1}{2}$ Uhr wahrnahm. Ob er sich schon länger dargestellet hatte, kan ich nicht sagen, um diese Zeit bemerkte ich ihn.

Man stelle sich einen vollkommenen Zirkel vor, in dessen Mittelpunkte der Mond stand. Mogte er gleich nach dem äußern Ansehen einem etwas eyförmig vorkommen: so war dies doch nur ein optischer Betrug, der sich aus der geründeten eingedruckten Gestalt, nach welcher die gegen den Horizont zustehende Hälfte des Zirkels sich auszudehnen

zudehnen und zu längern scheinet, erklären läßt. Ich maß ihn ungefähr über, und fand ihn von 46 Graden, oder den Radius von 23°. Der Mond war nur erst beinahe 5°, seiner westlichen Seite nach zu rechnen von der Sonne entfernter, oder in Betracht der östlichen so viele Grade näher, als er Nachmittages $3\frac{1}{4}$ Uhr war, da er die volle Lichtgestalt für uns empfangen hatte. Folglich war seine Abnahme noch zur Zeit unmerklich. Wir sahen ihn jetzt klein; sein Durchmesser war nur 30′ und ein Paar Secunden, eine Folge von der ziemlichen Erdferne, worin er jetzt stand; statt, daß er in der Erdnähe beinahe 3′ größer erscheinet. Sein Licht war rein und hell, und nahm sich in dem vertieften Blau, das ihn innerhalb seines Kranzes umgab, sehr schön aus.

Außer dem Kranze war der Himmel nicht so rein: denn in Norden sowohl als Osten war der untere Horizont ganz mit Dünsten angeschwängert; in Süden und Südosten lagen hoch herauf viele Wolken, und eben so wenig war die Westgegend leer davon. Desto mehr erhob sich aber das Blau in dem Hofe des Monden.

Die Zirkellinie, die um den Mond lief, war ein Rand, etwa von 1° Breite, allenthalben gleich breit und gleich durchleuchtet; mein Auge konte wenigstens keine Ungleichheit wahrnehmen, außer dieser, daß hin und wieder an der äußern Seite des Randes einige Spitzen hervorragten, gleich den Spitzen, die man um den Kern eines Sterns zu zeichnen pflegt; höchstens $\frac{1}{2}$° hervorstehend und so fein, daß nur ein achtsames und scharfes Auge sie wahrnehmen konte. An dem untern Theile, muß ich sagen, habe ich keine bemerket, wohl aber in dem obern, und besonders dem Segmente des Bogens, das nach Nordwesten stand. Es können jedoch auch eben so wohl unten dergleichen gewesen seyn, die mir aber nicht so sichtlich waren, als die obern, die kaum 8° von meinem Scheitelpunkte abstanden. Diese helle Einfassung des Monds, weißlichgelb anzusehen, lag nicht etwa als ein breites Tuch da, sondern war wölkigt, gerundelt und aufgerollt scheinend. Inwendig war aber dieser Rand dunkelbräunlich eingefaßt, in welchem das Licht eine sanfte Schattirung machte.

Durch den innern Hofraum schossen dann und wann einige helle Streifen in wagrechter Linie durch, die auch oft ruhig als schmale Balken darin lagen, aber sehr fein und subtil waren.

Nach einer Viertelstunde verlor sich der Rand bis auf eine schwache Spur davon, die noch etwas länger da blieb. Indessen hatte der Himmel um den Mond doch noch eine besondere und ungewöhnliche Aussicht. Es entstanden länglichte Wölkchen, deren eines Ende nach Nordwest, das andere nach Südost wieß, und die einem lichten Dampfe ähnlich waren, auch die Sterne noch durchblinzen ließen. Besonders gefiel sich der Mond in einer ziemlich großen Wolke, durch die

er hell stralete, und die das Ansehen eines Hzeichens hatte. So stark auch der Wind aus Osten bließ: so zeigte er doch keine Würkung auf sie; sie standen fast unbeweglich, und das Wenige, was sie sich auch bewegten, geschahe doch gegen den Wind an.

Forschet man nach den Ursachen der Entstehung eines solchen Ringes oder Kranzes: so führe ich hier die Meinung des berühmten Herrn Professors und Astronoms **Bode** aus seiner **Anleitung zur Kentniß des gestirnten Himmels** S. 599. u. f. und **kurzgefaßte Erläuterung der Sternkunde** §. 307. und des seligen Professor **Krügers**, meines verewigten Lehrers, aus seinen **ersten Gründen der Naturlehre**, §. 245. an. Sie glauben, daß dergleichen Ringe von den starken Brechungen der Lichtstralen in den gröbern Dünsten der untern Luft formiret werden. Der Herr **Bode**, den ich immer gerne zu meinem Führer wähle, führet auch die Meinung derer an, die sie von den Stralenbrechungen in den runden Hagelkörnern, die einen dichten Schneekern und eine durchsichtige Oberfläche von Wasser oder Eis haben, herleiten. Sie sagen, in diesen werden die Lichtstralen des Monds dergestalt gebrochen und zurückgeworfen, daß sie uns farbige oder helle Ringe an diesem Himmelskörper darstellen. So sehr ich diesen Gedanken beizupflichten bereit bin: so könte es doch seyn, daß noch eine andere Ursache neben jener vorhanden sey, woraus dies Phänomenon entstünde. Ich finde mich zu schwach etwas darüber zu entscheiden, und überlasse es vielmehr unsern gelehrten Naturforschern, ob sie in meiner folgenden Muthmassung etwas Wahrscheinliches und Zutreffendes finden.

Sie ist diese: ob nicht eine elektrische Materie in der Luft eben so wohl einen Kranz um den Mond erzeugen könne. Will man die Nordlichter aus dieser Materie herleiten; warum nicht auch diese Erscheinung, die so sehr viel Aehnliches damit hatte, daß sie mich zu derselben zurückführet. Der Kranz schien mir mehr einem leichten Dampfe als einer verdicktern Wolke gleich, die wenn sie gleich leicht ist, doch hin und wieder Vertiefungen hat. Sie verbirgt gemeiniglich den hinter ihr stehenden Stern, wenn nicht kleine leere Zwischenräume in ihr sind; da doch dieser sich allenthalben gleiche Kranz ihn durchschimmern ließ, so daß ich die Stelle des Sterns am Halse des kleinen Hundes noch bemerken konte, der um so eher hätte verschwinden müssen, je mehr ihn das helle Mondenlicht bläßen mußte. Außerhalb des Kranzes war der Himmel voller Streifen, in denen man zwar kein unruhiges Wallen im Hin- und Herschießen wahrnahm, aber doch bemerkte, daß sie sich nicht immer gleich blieben, sondern bald stärker, bald schwächer angelegt waren. Die größern schienen aus verschiedenen Streifenlagen zusammen gesetzt zu seyn. In Süden lagen Wolken um die Gegend des Sirius, die sich

durch Dichtigkeit und Schwärze und wolkenartige Umrisse und Ausschnitte sehr davon unterschieden, die nordnordöstliche Gegend, ließ vollends durch ihre Aussicht und ungewöhnliche Helle ein Nordlicht vermuthen; dazu kamen die oben gedachten Streifen, die in dem Innern des Hofes sich bald stärker bald schwächer zeigten, ohne daß man sie dahin ziehen, oder davon fliehen sahe; es war nur, als ob sie zu Zeiten aufblitzten. Die nachherige Umbildung des Kranzes in länglichte Dampfgestalten ließen gleichfalls etwas anders, als pure Dunst- oder Hagelwolken denken, obgleich die Witterung von der Art war, daß man wohl Hagel und Schnee in der Luft annehmen konte. Der langsame Zug dieser Wölkchen gegen den Wind, brachte mich vollends auf den Gedanken, daß es wohl nicht Dunstwolken von gewöhnlicher Art waren, und muß ich gestehen, daß ich die ganze Erscheinung lieber für eine sonderbare Modification eines Nordscheins halten mögte, als sie auf die gewöhnliche Art erklären.

Ich komme auf die Höhe dieses Kranzes, und neben andern Gründen beweget mich schon der Umstand, daß dieser Luftschein mit der niedern Luft nicht den Wind gemein hatte, zu glauben, daß er ziemlich hoch stand. Wie hoch? ist eine andere Frage, die ich nicht beantworten kan. Man würde aber auch hierüber mehrere Aufklärung erhalten, wenn diese Beschaffenheit des Himmels an mehrern und besonders entfernten Orten bemerkt worden wäre, und man die Zeit der Erscheinung und die Lage des Kranzes nach den Sternen, wobei er gesehen worden, beobachtet hätte. Ich will von hieraus das Meinige thun, dies zu berichtigen. Mir lagen innerhalb gegen Süden der helle Stern **Procyon** so, daß er fast an das Innere des Randes stieß, und von der Seite eine genau bestimmende Gränze desselben ausmachte; noch oben waren **Castor** und **Pollux**, und die hellen Sterne in der Vordertatze des **großen Bären**; nach der linken streifte er über das **Löwenherz** oder **Regulus** weg, und schloß die fünf hellen Sterne am Kopfe und an der Mähne des **großen Bären** ein; linker Hand unten lag das Herz der **Wasserschlange** bald außer ihm. Sehr angenehm würde es mir seyn, und ungemein dienen, die Höhe genauer zu bestimmen, wenn ich auch von entfernten Orten, etwa aus Spanien, Italien und England von dieser Observation etwas lesen könte, so wie vor einiger Zeit unser Herr Schifscapitain **Müller**, ein fleißiger und scharfsinniger Beobachter uns in diesen Blättern Himmelsbeobachtungen aus Lissabon lieferte. Er verbindet vielleicht die Liebhaber der Astronomie durch Mittheilung mehrerer, und werde dann nicht vergessen, den 8ten Oct. v. J., wegen seines hellen Abends, und den 18ten Jan. d. J. wegen des Mondenkranzes darunter aufzusuchen, um jene Beobachtungen mit den Meinigen zu vergleichen.

In Verbindung dieser mit jener Begebenheit, komme ich auf einen Gedanken, dessen nähere Prüfung und Beurtheilung

theilung ich den Naturforschern übergebe, und um deswillen ihm hier seinen Platz anweise. Ich berufe mich auf das 92te Stück dieses **Magazins** vom v. J., worin ich ein schönes Nordlicht, das sich den 8ten Oct. zeigte, beschrieben habe. Ich führe daraus nur dies zu meiner Absicht hier an, daß dies Nordlicht fast an allen Gegenden des Himmels zu finden war, nach oben herauf schoß, wallete und strömte, und in Südsüdost auf einige 20° vom Zenith, einen runden leeren Raum von 10° einschloß, den ich um der Aehnlichkeit willen mit dem Mondenhof auch einen Hof nennen will. Der nun beschriebene Mondenhof, stand wieder in eben der Gegend und schloß genau eben den Raum der Himmelsgegend ein, worin jener Hof war, wiewohl der Mondenhof fünf mal größer war, und einen andern Mittelpunkt hatte. Angenommen, daß elektrische Materie in beiden Fällen das Meteor verursacht habe; solte denn mein Schluß nicht einige Wahrscheinlichkeit haben, daß die Gegend des Himmels vielleicht etwas Anzüglicheres habe, wodurch die Materie dahin gelocket wird, die aber auch, wenn sie auf eine gewisse Distanz dahin kömt, vom Mittelpunkte zurück prallet, und in einem Kreis sich bildet. Ich werde wenigstens künftighin auf diese Gegend so lange vornemlich mein Augenmerk richten, bis ich erst von der Richtigkeit, oder dem Ungrunde meiner Muthmassung überzeugter bin. Strömt doch die magnetische Materie nach einerlei Gegend; solte nicht bei der elektrischen ein Gleiches statt finden können? Hat doch schon in einer Rücksicht das bekante Licht von einer Gegend, in der es gerne ist, den Namen des Nordlichts erhalten. Nachdem man bei Nordlichtern die elektrische Materie im Zusammenhange mit der magnetischen zu betrachten angefangen, und gefunden hat, daß der Magnet beim Nordscheine empfindsam sey, und die Nadel ihre Richtung ändere: so kan ein gemeinschaftlicher Zusammenfluß oder Entgegenstreben der Materie verschiedenen Schwung und Lauf geben. Beobachtungen und Erfahrungen werden uns mit der Zeit hierin mehr Licht geben können. Mit Hypothesen fangen wir bei Erkentniß der Naturgeheimnisse an, wir verlassen sie, ändern sie nie, oder bringen sie zur Gewißheit, je nachdem Erfahrung und Nachdenken uns anleiten. Und für eine bloße Hypothese mag Obiges gelten.

Darf ich aber noch eine andere Muthmaßung wagen, die denen wohl nicht unangenehm seyn mögte, die Ebbe und Fluth von der Schwerkraft oder von der anziehenden Kraft der Sonne, des Monds und der Erde herleiten. Ich wenigstens finde mich gedrungen, dieser Meinung beizupflichten, und wenn gleich einige Umstände auf die Wasserbewegung mit würken und Zufälligkeiten in Ansehung der Stärke oder Schwäche, der Verfrüherung oder Verspätung hervorbringen: so glaube ich doch ihren Grund in dem Stande des Monds gegen die Erde zu finden; auch der Sonne, wiewohl sie wegen des viel weitern Abstandes von der Erde un-

ungleich weniger Einfluß als der Mond auf selbige hat. Man giebt hierüber die Erklärung, daß die anziehende Kraft der Sonne und des Monds auf das flüssige sehr bewegliche Wesen, das unsere Kugel umgiebt, würke und mache, daß das Wasser eine elliptische Figur unterhalb dem Gestirne annimt. Es erhebt sich nemlich nicht allein gegen die Seite, wo das Gestirn stehet, das es anzieht, sondern auch nach den Gesetzen der Schwere auf die entgegenstehende Seite. Dies vorausgesetzt, solte da nicht folgen, daß die anziehende Kraft um so mehr die leichtere Luft in Bewegung setze nach dem Verhältnisse, wie sie gegen das Wasser leichter ist, und weniger eingeschränkt ist, wie jenes, das seine Ufer hat? Wann ich mir also eine Luftbewegung, besonders in der höhern Atmosphäre denke, wo nicht so viele Zufälligkeiten und oft entgegen strebende als in der Luft, die der Erde nahe ist, ihren Fortschwung umlenken: so denke ich mir gewiß nichts Unnatürliches und Unwahrscheinliches. Nach dem Sonnen- und Mondstande, konte ich also am 8ten Oct. in der Gegend der leeren Ründung den erhöhtesten Theil der Luftellipsoide annehmen. Die höchste Luftfluth war zwar etwas früher in der Gegend, als sie der Regel nach hätte seyn müssen; vielleicht treten aber diese Fluthen jedesmal eher ein, wenn elektrische Materie den Dunstkreis ungewöhnlich in Bewegung setzet. Bei dem Mondenkranze, wo die Materie hinfluthete, hätte meine Idee gar keinen Zweifel, und die Fluth mußte desto stärker seyn, da Sonne und Mond eben in Opposition sich befanden. Man lasse meine gewagte Muthmaßungen, so wie viele andere, die die Natur betreffen, mit durchlaufen. Genug! daß ich so wenig der erste bin, der Ebbe und Fluth in der Luft behauptet, daß vielmehr viele Naturkündiger längst diese Meinung angenommen haben. Der große Naturkenner und Mathematiker der Herr Oberconsistorial- und Oberbaurath **Silberschlag**, der unter andern gelehrten Werken die Welt mit der so vortreflichen Geogenie bereichert, und sich als Schrift- Natur- und Größen-Kenner gezeiget hat, beobachtete ein Nordlicht am 18ten Jan. 1770, und beschreibt es in einem Sendschreiben an seinen Herrn Bänder. Er wendet, wiewohl nicht ganz im Ernste, auch die Meinung von Ebbe und Fluth dabei an. Ich merke von diesem Nordlichte, das auch höchst sonderbar war, nur dieses an, daß es auch am 18ten Januar bei Vollmonde sich zeigte.

Guter Mond! feyre noch oft diesen uns gebenedeyten Tag, an welchem wir unserer erhabensten Königin unserer theuersten Landesmutter Kränze in Ehrfurcht und Gehorsam winden; der deinen Kranz wand; des Angesicht leuchte Ihr zum Segen!

Stade. **A. A. Watermeyer.**

Hannoverisches Magazin.

32tes Stück.

Montag, den 21ten April 1783.

Beantwortung der Anfrage im 23ten Stück des Hannoverischen Magazins, wie die Pocken in Ermangelung eines Arztes zu behandeln? a)

§. 1.

Die Pocken entstehen durch Ansteckung.

Die Kinderpocken, oder Blattern sind eine Krankheit, welche nie anders als durch Ansteckung entsteht. Bei genauerm Nachforschen wird man dies immer finden. Sie kan einen Menschen nur einmal in seinem Leben befallen; jeder aber, der sie noch nicht gehabt, Erwachsene wie Kinder, und selbst ganz alte Leute sind ihr ausgesetzt.

§. 2.

Zeichen, daß dieselben bevorstehen.

Wenn der Verdacht der Ansteckung, bei Jemand der sie noch nicht gehabt, da ist; es sey nun, daß überhaupt Blattern an einem Orte häufig sind, oder, daß er seit zwanzig Tagen im Zimmer eines Pockenpatienten gewesen, etwas berühret, worin sich dessen Ausdünstungen könten gezogen haben, oder eine Person von demselben her zu ihm gekommen, — wenn dann bei einem solchen sich Schaudern äußert, Hitze und Trockniß im Munde erfolgt, mit Mattigkeit und Zerschlagenheit in allen Gliedern, besonders mit Schmerzen in den Lenden und Rücken, Beklemmung, einem unangenehmen Gefühle in der Herzgrube, Uebelkeit, Neigung zum Erbrechen, Kopfschmerzen, Schwere der Augen, Schläfrigkeit mit

Ji un-

a) Bei den verschiedenen sehr guten Vorschriften, welche wir von Tissot, Rosenstein und Unzer zur Behandlung der Kinderpocken für solche, die nicht Aerzte sind, haben, würde ich auf eine Beantwortung jener Frage nicht gedacht haben; wenn mich nicht ein patriotischer Freund, dessen Wunsch zu erfüllen, mir jederzeit Pflicht ist, dazu aufgemuntert hätte. Weil die Aeußerung dieses Wunsches ohnehin viel später als die Anfrage kam, so mußte der Aufsatz unter den überhäuften Geschäften dieser Jahrszeit eilig geschrieben werden. Also um Nachsicht wegen der Ausführung muß ich bitten, wenn Kenner ihn zu lesen würdigen. Daß er höchstens nur ein locales Verdienst habe, erkennet niemand besser, wie ich. Aber für die Richtigkeit der vorgeschriebenen Methoden stehe ich ein.

unruhigen Träumereien und Aufschrekken; wenn sich dabei ein besonderer eiterhafter Geruch aus dem Munde verspüren läßt, der Urin ähnlich riecht, und bald nachdem er gelassen, trübe wie Leimwasser wird; so ist es um desto wahrscheinlicher, daß es die Blatternkrankheit sey, jemehr von diesen Zufällen sich äußern b).

§. 3.

Der erste Zeitraum, oder das Ausbruchsfieber.

Diese Zufälle dauern bis zu Anfange des vierten Tages (unter Tag verstehen wir eine Zeit von 24 Stunden, nicht gerade Sonnenaufgang,) fort. Mehrentheils pflegen sie des Morgens etwas nachzulassen, des Abends wieder zuzunehmen, im Ganzen aber immer heftiger zu werden, so daß am Ende des dritten Tages die Patienten am kränksten sind. Kinder werden denn leicht mit den sogenannten Scheurken befallen, welche aber mehrentheils ohne Gefahr und ein Kennzeichen sind, daß recht gute Blattern erfolgen werden. Am vierten Tage zeigen sie sich am ersten im Gesichte und besonders an der Oberlippe, und um die Nase kleine rothe, etwas erhabene Pünkchen, welches die hervorkeimenden Blattern sind, worauf denn alle Beschwerden merklich nachzulassen pflegen. Dies heißt der erste Zeitraum, oder das Ausbruchsfieber der Blattern. Durch dasselbe wird alle die böse Blatternmaterie im Körper erst erzeugt; je gelinder und ordentlicher es also ist, desto geringer und gutartiger wird die Materie, desto leichter der ganze Ablauf der Krankheit seyn.

§. 4.

Aufmerksamkeit, welche dieser Zeitraum erfordert.

Daher ist es von der äußersten Wichtigkeit, bei diesem Fieber ein richtiges Verhalten zu beobachten. Wenn gleich in demselben nicht leicht jemand stirbt, so werden doch die hier begangenen Fehler hauptsächlich die Ursache der schrecklichsten Zufälle und des Todes in den späteren Tagen der Krankheit; wogegen eine vernünftige Behandlung vor dem Ausbruche die ganze Krankheit so gelinde machen kan, daß man oft weiter gar keine Arzenei nöthig hat. Gebet also auf das, was ich euch nun sagen werde, vorzüglich Acht, und befolget es so genau, als es euren Umständen nach möglich ist, wenn euch die Gesundheit und das Leben eurer Kinder am Herzen liegt.

§. 5.

Nöthige Fürsorge wegen der Krankenstube, des Bettes, der Kleidung und der Wärme.

So bald ihr die §. 2. erzählten Zeichen bemerket, müßt ihr dem Kranken augenblicklich eine wohl gereinigte, luftige, nicht

b) Wenn ihr euch auch hierin irretet, oder dies selbst einem Arzte begegnete, so wäre es völlig unschädlich, sich nach den Vorschriften, die ich euch geben werde, gerichtet zu haben. Ja, ich kan sagen, daß ihr in allen ähnlichen Krankheiten, wobei Hitze und Trockniß im Munde ist, wohl thun werdet, wenn ihr euch eben so verhaltet, als ich es euch bei dieser Krankheit rathen werde, falls ihr keine andere gute Hülfe haben könnet.

nicht zu kleine Stube zu bereiten, und darin ein Lager, das, wo möglich, nicht aus Federbetten, sondern aus Matratzen und dünnen Decken bestehet. Es ist aber keinesweges nöthig, daß er sich bei Tage darauf lege, sondern sehr viel besser, wenn er sich aufrecht erhält, sitzet und herumgehet, falls es die Kräfte und Zufälle einigermaaßen erlauben.

Die Kleidung des Kranken muß leicht, weit und reinlich seyn, die Wäsche wenigstens ein um den andern Tag gewechselt werden. Zwar mit der Vorsicht, daß sie recht trocken sey; doch ist es schädlich, sie bei dem Ueberziehen stark zu erwärmen, noch mehr, sie zu räuchern.

Die Wärme der Stube muß durchaus nur so seyn, daß es einer gesunden Person etwas zu kühle darin vorkomme. Täglich muß eine Zeitlang ein Fenster darin geöfnet werden, nach Beschaffenheit der Witterung mit mehr oder wenigerer Vorsicht. Ist die Luft angenehm, warm, (57 Grad nach Fahrenheits Thermometer,) so lasse man mehrere Fenster den ganzen Tag offen. Man kan denn den Kranken davor führen, doch so, daß er nicht in einen starken Zug komme. Ist es kalte und rauhe Luft, ja selbst Frostwetter, so muß doch täglich etliche mal ein Fenster geöfnet, der Patient aber so gehalten werden, daß ihm die hereindringende Luft nicht unmittelbar auf den Leib falle. Die freie Luft wird jetzt einstimmig von allen vernünftigen Aerzten für das würksamste Heilmittel bei den Blattern und mehreren hitzigen Krankheiten gehalten, wenn gleich viele das plötzliche Aussetzen der kalten Luft, welches einige so rühmen, mit Recht für Verwegenheit erklären. Hierzu rathe ich euch auch keinesweges, wohl aber, daß ihr euren Blatternpatienten bei stiller und gemäßigter Luft in den Garten führet, wenn er Kräfte genug hat, sich darin zu bewegen. Ohne dies ist eine Verkältung leicht möglich, auch müßt ihr ihn wieder in die Stube bringen, so bald ihm die ganz freie Luft unangenehm wird.

Aus der Stube muß alles, was stark ausdünstet, entfernt werden, besonders die Nachtstühle und dazu gehörige Geschirre. Wo möglich müssen nicht viele Menschen darin wohnen, noch weniger darin schlafen, und bei Leib und Leben kein schwindsüchtiger oder ähnlicher Kranker darin liegen. Starkes Räuchern taugt durchaus nichts, sehr gut aber ists, die Stube mit Essig oft zu besprengen. Wenn sie helle und der Sonne ausgesetzet ist, so verbessert ein Tannen, Fuhren, Weiden, oder anderer nicht riechender Busch in einen Topf mit Wasser ans Fenster gesetzet, die Luft ungemein. Könnt ihr es gar nicht ändern, daß mehrere Leute in der Stube sich aufhalten, so müßt ihr die Fenster destomehr öfnen, und die Reinlichkeit desto genauer beobachten.

§. 6.

Aufmunterung des Kranken ist nöthig.

Die Kranken müssen auf alle Art angenehm zerstreuet und aufgemuntert, auch ihnen alle Gemüthsbewegun-

gen und Verdruß ersparet werden. Die Kinder muß man zum Spielen anlokken, doch so, daß sie sich nicht erhitzen. So nöthig es aber ist, freundlich, und in manchen Stücken nachgebend gegen sie zu seyn, so treibet dieses doch, besonders in solchen Dingen, die ihnen schädlich sind, nicht zu weit, und bestärket sie nicht in ihrem mit der Krankheit ohnehin zunehmenden Eigensinn, weil dies unendlichen Schaden thun kan. Es giebt allerdings Fälle, wo es auch in Rücksicht auf die Krankheit höchst nöthig ist, ihnen die Ruthe zu geben.

Zu vielem Schlafen muß man die Kranken nicht nöthigen, sondern sie vielmehr munter zu erhalten suchen. Doch darf man es auch nicht so weit treiben, daß man sie vom Schlafe mit Gewalt abhielte.

§. 7.

Das Getränk. Vorzüglich besorget nun dem Kranken ein Getränk, so viel möglich nach seinem Geschmack, weil es nothwendig ist, daß er viel trinke. Trinken oder sterben, sagt ein großer Arzt, besonders von dieser Krankheit. Wenn die Kranken an bloßes rohes Wasser gewöhnet sind, so könnt ihr ihnen solches geben. Besser ist es, wenn es mit Zitronen, Johannisbeeren, Himbeeren, oder dergleichen Säfte angenehm säuerlich gemacht, und mit Zucker wieder versüsset wird. Habt ihr das nicht, so könnt ihr auch Eßig unter das Wasser geben, und es mit Honig versüßen. Denenjenigen, welche nicht an rohes Wasser gewöhnet sind, kan man es abkochen. Noch besser gießt man kochendes Wasser auf eine Handvoll Gerstengraupen oder Habergrütze, läßt es eine Zeitlang stehen, kläret es ab, und giebt nachher ebenfalls einen säuerlichen Saft dazu. Auch kan man denen, welchen mit Abwechselung gedient ist, andere Ptisanen zubereiten, aus geröstetem Semmel, trocknen Kirschen oder Pflaumen, Aepfeln, u. d. gl. Eine angenehme und heilsame Ptisane wird gemacht aus

Cremor Tartari, 2 Loth (kostet 1 ggr.) hierauf gießt man 4 bis 5 Quartier heißes Wasser, läßt es eine Minute kochen, gießt es dann auf die Schaale von einer Zitrone und eine kleine Priese guten Thee, läßt es darauf ganz kalt werden, denn durch ein feines Tuch laufen, und zum Gebrauch in Bouteillen thun.

Kleinen Kindern, welche noch an bloße Milch gewöhnt sind, muß man diese mit vielem Wasser vermischen. Wird die Krankheit heftig, so muß man den Versuch machen, sie von der Milch abzubringen, weil in der Folge saure Mittel nothwendig werden können, womit die Milch sich nicht verträgt. Wollen sie aber durchaus nicht, so ist es besser ihnen Milch mit recht vielem Wasser zu geben, als sie dursten zu lassen. Eben so verhält es sich mit Kindern, die durchaus nichts als Bier trinken wollen. Man muß die Bouteille ungepfropft stehen lassen, es mit Wasser verdünnen, und Zitronensaft hineintröpfeln. Auch kan man ein sehr gutes und vielleicht vorzüglich nütz-

nützliches Getränk aus Malz kochen, Zitronensaft und Zucker darunter thun, welches manche statt Biers trinken werden. Säuglingen muß man freilich die Brust lassen, und kan ihnen weder Säuren noch viel andere Arzeneien geben, die sie aber auch selten nöthig haben.

Mit dem Trinken muß man nicht warten, bis die Kranken es fordern, sondern ihnen solches recht oft zureichen und vorhalten.

Kaffe ist durchaus schädlich; Thee kan denen, welche daran gewöhnt sind, zu Zeiten, nicht zum beständigen Getränk, und nicht heiß gegeben werden.

Wein kan nur in einem sehr seltenen Falle als Medicin nützlich seyn.

Brantewein, leider geht der Unsinn auf den Dörfern so weit, daß ich auch diesen nennen muß, ist Gift. Freilich sind Leute durchgekommen die Rattenpulver, und die in den Blattern Brantewein bekommen haben. Aber wahrlich, lieber eine kleine Prise von dem ersteren, als ein Glas voll von dem leztern in der Blatternkrankheit.

§. 8.

Die Speisen.

Die Eßlust pflegt sich an den Tagen vor dem Ausbruch mehrentheils zu verlieren. Hieran ist, wie bei allen hitzigen Krankheiten, nichts gelegen. Grausam aber ists und höchst schädlich, irgend einem Kranken wider seinen Willen etwas hinein zu nöthigen. Was man ohne Appetit ißt, wird nie zur Nahrung, sondern zu schädlichen Unrath. Wenn der Appetit bleibt, oder sich nach dem Ausbruche wieder einstellet, muß man doch zur Zeit nur wenig essen lassen; und Fleisch, Fleischsuppen, Fische, Eyer, Kartoffeln, zähe Mehlspeisen und Backwerk nicht geben. Wassersuppen von Graupen, Habergrütze, Sego, Reis, Semmel und Zwieback, auch von trockenen Früchten; frische Gemüse, als: Spinat, Sauerampfer, Sallate, auch Rüben aller Art, vorzüglich frisches und getrocknetes gekochtes Obst sind zuträglich. Milchsuppen sind erlaubt, wenn die Hitze schwach ist, so, daß keine Säuern erfordert werden. Zu allen Speisen muß wenig oder gar kein Fett genommen werden.

§. 9.

Der Nutzen, welcher aus Beobachtung des gesagten entstehet.

Was hier vom Verhalten, von der frischen Luft, dem Getränk, und der Diät gesagt worden, gilt nicht bloß in dem ersten Zeitraum, sondern durch den ganzen Verlauf der Krankheit, vom Anfang bis zu Ende. Die Fälle, wo etwa Ausnahmen zu machen sind, werde ich in der Folge anzeigen.

Beobachtet ihr dies Verhalten genau, so werdet ihr wenig Apothekerwaare gebrauchen, und von den wenigen Arzeneien, die ich anführen werde, selten etwas nöthig haben, außer dem Purgiermittel.

§. 10.

Klystire.

So bald der Anfang der Krankheit verspüret wird, ists immer zuträglich, ein Klystier zu geben. Dies kan auf mancherlei be-

kante Arten gemacht werden. Am besten nimt man dazu 6 Loth Sauerhonig, (welcher kurz aus 3 Theilen Honig und 1 Theil Eßig vermischt, gemacht wird,) und $\frac{1}{2}$ Loth Glauberisch Wundersalz in hinlänglicher Menge warmen Wassers. Unter 8 Jahren kan man $\frac{1}{3}$tel weniger, unter 5 Jahren die Hälfte, und für ganz kleine Kinder nur Wasser mit Honig oder Zukker nehmen.

§. 11.

Purgiermittel. Hiernächst bereitet man in Vorrath ein Purgiermittel aus 8 Loth Glauberischem Wundersalze c) in 1 Quartier heißen Wassers aufgelöset, und thut, um den Geschmack zu verbessern, den Saft von 2 Zitronen und Zucker nach Gefallen hinzu. Hiervon läßt man am Morgen des zweiten Tages Kindern von 6 Jahren ein Tassenköpfchen, wenn sie nach 2 Stunden nicht laxiren, noch ein halbes, und wenn abermals nach 2 Stunden keine rechte Würkung erfolget, wieder ein halbes Köpfchen voll nehmen. Jungen Kindern giebt man weniger, älteren und solchen, die schwer durch Laxiermittel zu bewegen sind, mehr. Bei solchen getheilten Portionen kan man nicht leicht irren. Wenn 4 oder 5 Stuhlgänge erfolgen, ist es hinreichend. Solten die Kinder den Salztrank durchaus nicht nehmen wollen, so kan man folgendes auf der Apotheke machen lassen,

Rec. Infusi laxativi Vienensis
Unc. IV.
Syrupi e manna laxativi
Unc. I.
M. Kostet 15 mgr. d)

Hiervon werden sechsjährigen 2 oder 3 Eßlöffel voll, und nach 2 Stunden erforderlichen Falls noch 1 Eßlöffel nachgegeben.

Ein solches gelindes Purgiermittel ist

c) Dieses Salz kostet bei den Gebrüdern Gravenhorst zu Braunschweig das Pfund 6 mgr. in Golde. Die Kaufleute in den Städten führen es, und verkaufen das Loth zu 4 oder 6 Pfennig. Auf einigen Apotheken wird das Loth zu 6 mgr. bezahlt. Es ist ein fürtrefliches Purgiermittel für Starke und für Schwache, fast in allen Fällen zu gebrauchen. Auch kan man viele Krankheiten damit heilen, wenn man es in kleinen Portionen, so, daß es nicht recht laxire, anhaltend gebrauchet. Viele hiesige Bürger haben mir gesagt, daß sie keinen Arzt und keinen Apotheker nöthig gehabt, seitdem sie das Salz im Hause geführet, und bei vorkommenden Unpäßlichkeiten den Ihrigen, statt anderer Quacksalbereien, davon eingegeben. Man solte die Krüger auf den Dörfern, oder andere aufmuntern, es zu verkaufen. Wann sie das Loth zu 4 Pfennig geben, haben sie über die Hälfte Vortheil.

d) Dies macht wenigstens 4 Portionen für Kinder aus, und man hat also hieran, so wie am Salztrank, die ganze Krankheit hindurch genug. Was die Arzeneien zu kosten pflegen, setze ich bei, damit man das Geld mitschicken könne. Ich habe die lateinischen Ausdrücke bei den Recepten, die man von der Apotheke haben muß, behalten, weil sie dem Apotheker verständlicher sind, wie die deutschen, und man darf es nur wörtlich und buchstäblich so abschreiben, wie es hier stehet.

ist vor dem Ausbruche fast immer zuträglich, es sey denn, daß der im §. 15. beschriebene Zustand da sey. Je heftiger die Krankheit ist, destomehr wird es erfordert. Dringend nothwendig ist es aber, wenn die Kinder vor der Krankheit viele und schwere Speisen gegessen, seit einigen Tagen Verstopfung gehabt, seit einiger Zeit nichts abzuführen genommen, wenn sie einen aufgetriebenen oder harten Bauch haben, oder wenn die Zunge sehr unrein und voll gelblichen Schleims ist.

§. 12.

Aderlassen, unter welchen Umständen es nöthig.

Ist der Kranke über 10 bis 12 Jahr alt, wohl genährt, fest und rothbäkkigt, und ihr merkt an ihm heftige Hitze, mit glühendem Gesicht, funkelnden röthlichen Augen; klaget er dabei über heftige Kopf- und Lendenschmerzen, starkes Schlagen der Adern im Kopfe und an den Schläfen, ist er schlaflos, sehr unruhig und beängstiget, oder famelt wohl gar in eins weg, — ist der Urin sehr roth, die Zunge trocken, und der Durst sehr stark; so laßt ihm je eher je lieber 6 Unzen Blut, wenn er unter 12 Jahr, 7 Unzen, wenn er darüber, 10 Unzen, wenn er über 15 Jahr alt ist. Bei erwachsenen Leuten, zumal bei solchen, die sich hitziger Krankheiten wegen schon mehrere male haben zur Ader lassen müssen, ist es oft nöthig, die Aderlaß zu wiederholen. Ein Arzt wird zu Zeiten auch ganz jungen Kindern etwas Blut wegzulassen sich bewogen finden; aber ohne dessen Gutfinden rathe ich euch nicht dazu.

Unter den Umständen, wo das Aderlassen nützlich, sind auch milchwarme Fußbäder, mehrere male des Tages gebraucht, sehr dienlich.

§. 13.

Brechmittel ist zu Zeiten nützlich.

Wenn ihr aber an Kindern und Erwachsenen starke brennende Hitze fühlet, das Gesicht aber dabei nicht sehr roth, die Augen nicht sowohl roth als trübe, und gelblich aussehen, die Zunge mit gelbem Schleim überzogen ist, im Munde alles bitter schmeckt, Schwindel und starker Druck in der Herzgrube da ist, starke Neigung zum Erbrechen sich äußert, aber kein würkliches Erbrechen erfolgt, so suchet dieses durch etliche Tassen lauwarmen Thee von römischen Camillen zu befördern. Brechen sie sich aber hierauf nicht, so laßt sofort folgende Arzenei machen:

Rec. Tartari emetici gr. I.
Aquæ rubi idaei, drachm. V.
Syrupi rubi idaei, drachm. I.
M. (Kostet 1 ggr.)

Gebet davon einem fünf bis sechsjährigen Kinde 2 Theelöffel, und wenn es nach 1 Stunde nicht Brechen erreget, noch 1 Theelöffel. Jüngern Kindern gebet nur 1, älteren 3, Erwachsenen die ganze Portion. Ihr habt um destomehr Ursache ein solches Brechmittel zu geben, wenn es einige Zeit her feuchte, warme Luft gewesen, wenn neben den Blattern andere Krankheiten im Gange sind, bei denen freiwilliges oder gemachtes Erbrechen große Erleichterung schaffet, oder wenn euer Kranker schon mehrere male Krankheiten

ten gehabt, von denen er durch das Ausbrechen einer gelben, grünen und bitter schmeckenden Materie wieder hergestellet worden.

§. 14.

Freiwilliges Erbrechen.

Entstehet aber, wie mehrentheils zu geschehen pfleget, von selbst Erbrechen, so suchet dieses Anfangs nicht zu stillen, sondern befördert es vielmehr durch das Trinken von lauwarmem Wasser, oder Thee, so lange verdorbene Materie ausgebrochen wird. Hält es aber sehr lange an, so, daß alles, was in den Magen kömt, sonst aber eben nichts, ausgeworfen wird; so wiederholt das Klystier, reibet den Leib mit Oel ein, laßt ein lauwarmes Fußbad nehmen, und leget auf den Magen einen Kräuterbeutel von Krausemünze in Wein gekocht.

§. 15.

Besonderer Zustand mit großer Entkräftung und unmerklicher Hitze.

Bei schwachen, blassen, ungesunden Kindern verhält sich der Zustand vor dem Ausbruche der Blattern zuweilen, – doch Gottlob! zumal auf dem Lande nur sehr selten, ganz anders, als er bisher beschrieben worden. Sie bekommen keine rechte Hitze, sondern frösteln vielmehr immer. Nur wenn man sie lange anfaßt, empfindet man ein stechendes Brennen in der Haut. Sie sind dabei hinfällig und ohnmächtig, schlummern beständig, sind ängstlich, mögen nicht trinken, ob ihnen der Mund gleich trocken zu seyn scheint, schreien nicht viel, sondern wimmern mit schwacher, hohlklingender Stimme.

Unter diesen Umständen müssen sie mehr bedecket, etwas wärmer, jedoch in reiner, frischer Luft gehalten werden. Unter dem Getränke darf nicht so viel Säure seyn, und dies ist der einzige Fall, wo zu Zeiten ein Eßlöffel voll Wein zuträglich seyn kan. Das Purgiermittel fällt weg, und die Klystiere müssen bloß aus einer starken Abkochung von Camillenblumen gemacht werden. Ist aber dabei Neigung zum Erbrechen, viel Schleim auf der Zunge und im Munde, nebst mehreren von denen im §. 13. angegebenen Zeichen, so ist das Brechmittel von ungemeinem Nutzen. Es ist da die beste Herzstärkung von der Welt, und ihr werdet erstaunen, wenn ihr sehet, wie sich die Kranken darauf erhohlen, und gleichsam neu zu leben anfangen. Wenn das Brechmittel gewürket, ist es besonders Zeit, 1 Eßlöffel voll Wein zu geben.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

33tes Stück.

Freitag, den 25ten April 1783.

Beantwortung der Anfrage im 23ten St. des Hannoverischen Magazins, wie die Pocken in Ermangelung eines Arztes zu behandeln?

(Fortsetzung.)

§. 16.

Wenn aber jener böse Zustand gegen das Ende des dritten Tages nicht ab: sondern vielmehr zunimt; die Glieder zittern, die Sehnen an den Händen zucken, der Othem beklommen und schwer ist; so leget an die Waden spanische Fliegen, oder einen aus Sauerteich, Senf, Eßig und Salz zusammen gekneteten Brei, und läßt es liegen bis jene Blasen, und dieser starke Röthe hervor gebracht hat. Gebet sodann auch folgende Arzenei:

Rec. Camphoræ, gr. X.
Mucilaginis gummi Arabici, drachm. ij.
Probe tritis add.
Aquæ florum tiliæ, Unc. iiß.
— — Naphthæ
Syrupi e meconio Londinensium aa. drachm. VI.

alle 2 Stunden Kindern unter 2 Jahren zu einem, darüber zu 2 Theelöffeln, fünfjährigen zu ½ Eßlöffel, zwölfjährigen mehrentheils zu einem ganzen.

Diese Arzenei ist auch nützlich, wenn selbst ohne jenen schwachen Zustand anhaltende Schürken sich einfinden, und auf ein wiederholtes Klystier nicht nachlassen wollen.

§. 17.

Was gegen die Würmer in der Krankheit zu thun.

Wenn ihr starken Verdacht habt, daß euren Kindern der Leib voll Würmer stecke, ihnen vor der Krankheit oft welche abgegangen sind, sie über einen starken Schmerz um den Nabel klagen, dieser ihnen sehr eingezogen ist, die Hände und Füße kalt sind, und sonst allerlei besondere Zufälle, — es ist kaum ein Zufall so arg, daß ihn nicht die Würmer, zumal in einem durch eine andere Krankheit reizbar gemachten Körper, hervorbringen könten, — sich äußern, so gebet Morgens und Nachmittags von folgendem Pulver

Rec. Aethiopis mineralis
Seminis santonici contusi
Sacchari canariensis
aa. drachm. iij.
(Kostet 8 bis 9 mgr.)

Kindern von 2 Jahren einen kleinen, so wie sie älter werden einen grösseren, gehäuften; zehnjährigen 2 Theelöffel voll ein. Wenn Würmer abzugehen anfangen, so fahret fleißig durch die ganze Krankheit damit fort, versäumt aber deswegen, den Umständen nach, die andern Mittel nicht.

Sehr nützlich ist es, Kindern, bei denen einiger Verdacht von Würmern ist, dieses Pulver, wenn die Blattern umgehen, vor der Krankheit fleißig brauchen zu lassen, und oft ein Purgiermittel dazwischen zu geben.

§. 18.

Vom Durchfalle im ersten Zeitraum.

Ein vor dem Ausbruche von selbst entstandener Durchfall ist öfterer nützlich als schädlich. Doch kan er nachtheilig werden, wenn er starke Entkräftung verursacht, und der §. 15. beschriebene Zustand entstehet. Dauert er bis zum vierten Tage fort, so muß man ihm mit einem würksamen Mittel Einhalt thun; laßt daher

Laudani liquidi Sydenhami,
drachm. dimidiam.
(Kostet 2 mgr.)

fordern, und gebet davon Kindern unter 1 Jahr 1 Tropfen, von 1 bis 3 Jahren 2 Tropfen, von 4 bis 6 Jahren 3 Tropfen, von 10 bis 14 Jahren 5 Tropfen, Erwachsenen 10 Tropfen ein. Bessert es sich nach 4 Stunden noch nicht, so gebet wieder eine solche Portion, oder etwas weniger.

Aus Besorgniß für den Durchfall, dürfet ihr aber ja nicht die Klystiere und das Purgiermittel im Anfange der Krankheit unterlassen, denn gerade diese beugen den bösartigen Durchfällen vor, indem sie den Darmkanal von der Materie reinigen, die, wenn sie durch das Fieber scharf wird, den schädlichen Durchfall veranlaßt.

§. 19.

Vom Augen- und Halsweh.

Wenn die Augen sehr empfindlich und roth sind, so müssen die Vorhänge vor den Fenstern herunter gelassen werden, doch ohne dadurch den Zugang der frischen Luft zu verhindern. Man kan auch den Kindern ein Stück blaues Zuckerpapier an die Mütze stecken. Vom Reiben der Augen muß man sie sorgfältig abzuhalten suchen, und sie ihnen oft mit Milch auswaschen. Auch kan man ein Läppchen mit Kampfer bereiben und damit oft über die Augen streichen; dies soll die Blattern besonders davon abhalten.

Wenn starkes Halsweh und schweres Schlingen da ist, so sind die Purgiermittel, die Aderlaß, das Brechmittel, je nachdem die übrigen damit verbundenen Umstände sich verhalten, um desto nothwendiger. Können die Kranken sich gurgeln, so nimt man dazu Salveythee, Honig und Eßig, worin etwas Kampfer aufgelöset ist. Kleinen Kindern kan man einen Brei aus Fliederblumen und gestoßenem Leinsaamen

men mit Milch kochen, und solchen zwischen einem Tuche lauwarm um den Hals schlagen.

§. 20.

Der zweite Zeitraum oder der Ausbruch.

Je genauer ihr alles vorhergehende beobachtet habt, desto mehr dürft ihr hoffen, daß sich die Beschwerden am vierten Tage sehr vermindern, und am fünften und sechsten fast gänzlich verlieren werden. Die Blattern kommen allmählig mehr heraus, die meisten zuerst im Gesicht, dann auf den Armen und dem Rücken, und zuletzt an den Beinen. Die zuerst herausgekommenen kommen auch zuerst zu ihrer vollen Größe, und trocknen zuerst wieder ab. Vier und zwanzig Stunden nach dem Ausbruch, bemerkt man schon einen helleren spitzen Punkt auf jeder Blatter, welcher immer zunimt, bis sich dann am vierten Tage die Blattern im Gesicht von Eiter anfüllen. Der Grund der Blatter bleibt roth, die Haut umher wird gespannt, und das Gesicht schwillt auf. Dies heißt der dritte Zeitraum, oder die Zeit des Ausbruchs.

§. 21.

Was dabei zu thun ist.

Wenn man vorhin das seinige gehörig gethan hat, so hat man nun selten etwas nöthig, als daß man mit dem vorgeschriebenen Verhalten, der Lebensart und dem fleißigen Trinken fortfahre, auf tägliche Leibesöfnung sehe, und wenn diese über 24 Stunden ausbleibt, ein Klystier oder etwas weniges von dem Salztranke gebe.

§. 22.

Wie bei fortdauernder großen Entkräftung zu verfahren ist.

Nur bei dem im §. 15. beschriebenen seltenen Zustande wollen die Blattern sich zuweilen nicht erheben, verschwinden wieder, wenn sie sich gezeiget haben, bekommen keinen rothen, sondern blassen Ring, und füllen sich demnächst nicht mit dicklichem gelblichen Eiter, sondern mit einer dünnen Jauche an; dabei dauern die dort beschriebenen Zufälle, obwohl etwas gelinder, doch im Ganzen fort. Dann muß die daselbst verordnete Mixtur aus Kampfer, nachdem die Umstände dringend sind, stärker oder schwächer fortgebraucht, zu Zeiten ein Eßlöffel voll Wein gegeben werden. Wenn die Blattern dem ungeachtet wieder zusammen fallen, noch blasser und kleiner zu werden beginnen, die Kranken außer sich sind, muß man die spanischen Fliegen und den Senfteich an andern Theilen wiederholen, und zur Chinarinde, wovon nachher ein mehreres, seine Zuflucht nehmen.

§. 23.

Ein Mittel, was zu Zeiten fürtrefliche Würkung thut, öfterer aber schädlich ist.

Wenn die Kinder am zweiten oder dritten Abend nach dem Ausbruche ziemlich krank und sehr unruhig sind, doch dabei keine starke Hitze haben, oder wenn ein Durchfall um diese Zeit da ist, und die Blattern sich nicht recht heben wollen, so gebet ihnen eine Portion von den im §. 18. verordneten Tropfen. Habt ihr aber einmal gesehen, wie die Kranken so wohl und

 so

so ruhig nach diesen Tropfen werden, und die Blattern sich so schön heben, so laßt euch nicht verleiten, diese Tropfen als ein Universalmittel gegen die Pocken anzusehen, und sie andern Kranken unter verschiedenen Umständen, zu verordnen. Bei starker Hitze sind sie schädlich und verursachen Hartleibigkeit. Ich füge diese Warnung hinzu, weil Jemand, dessen Kinde ich diese Tropfen einmal gab, es so gemacht hat.

§. 24.

Warnung gegen hitzige Mittel.

Manche die bemerkt haben, daß die Kranken sich nach dem Ausbruche bessern, glauben, sie würden desto früher und desto mehr erleichtert werden, je eher und je stärker die Blattern ausbrächen, und sind daher mit hitzigen Mitteln gleich bei der Hand. Dieser Irrthum war ehemals selbst bei Aerzten so tief eingewurzelt, daß sie ihn nicht erkanten, wenn auch die Leichen haufenweise um sie herum lagen. Jetzt erkennet man aber allgemein, daß es durchaus nichts tauge, wenn die Blattern vor dem vierten Tage mit Heftigkeit ausbrechen, sondern die größte Gefahr in der Folge veranlasse; es sey nun, daß es von selbst bei Verabsäumung des vorgeschriebenen kühlen Verhältnisses, oder gar durch gegebene hitzige Mittel geschehe. Brächen sie ganz gelinde und unter guten Umständen aus, ehe ihr sie erwartet, so habt ihr die Krankheit des ersten Zeitraums ihrer Gelindigkeit wegen nicht beobachtet, und denn ist nichts versehen.

So müssen sich auch die Blattern nur langsam heben, und erst am vierten Tage nach dem Ausbruch ihre völlige Größe erreichen.

§. 25.

Ein besonderer Ausschlag zwischen den Blattern.

Kurz vor, bei und nach dem Ausbruche, entstehet zuweilen ein rother Ausschlag an einzelnen Theilen, oder über den ganzen Körper. Man kan diesen oft von den Pocken nicht unterscheiden, und daher in Furcht gerathen, daß dies lauter in einander laufende Blattern wären. Wenn aber die Hitze, der Kopf- und Lendenschmerz nicht erstaunend heftig sind, so beruhiget euch nur; der Ausschlag wird sich in 1 oder 2 Tagen verlieren, und einzelne Blattern nur übrig bleiben. Zuweilen entstehet er auch nach der Abtrocknung, wo er um desto weniger zu verkennen ist. Ihr habt nicht nöthig etwas dagegen zu thun, nur könnt ihr die Kranken ein klein wenig wärmer halten. Er komt, so viel ich bemerkt habe, nur bei gelinden Blattern, und mehrentheils nur bei Inokulirten vor.

§. 26.

Der dritte Zeitraum, oder das Eiterungsfieber.

Wenn die Pocken nun am dritten oder vierten Tage nach dem Ausbruch sich im Gesichte mit Eiter füllen, gelb und reif zu werden anfangen, und es sind deren viele, (bei recht wenigen Blattern ist die Krankheit nach dem Ausbruche fast wie geendigt anzusehen, und dieser Fall wird öfterer vorkommen, wenn man sich genau

genau nach den vorgeschriebenen Regeln richtet,) so bekommen die Kranken aufs neue Hitze, Durst, Unruhe, Spannung und Schmerz zwischen den Blattern. Das Gesicht schwillt dann merklich auf. Ist der Geschwulst stark, so gehen die Augen ganz zu, so daß man sagt, die Kranken lägen blind. Die Augenlieder backen von einer klebrichten Materie zu, welche man allenfalls mit Milch auswaschen kan. Das Gesicht ist dann ganz verstellt und hat ein fürchterliches Ansehen; indessen ist dies gar nichts übeles. So wie der Geschwulst im Gesichte abnimt, muß er sich nach den Händen ziehen, und zulezt nach den Füßen.

Dies heißt der dritte Zeitraum, oder das Eiterungsfieber.

§. 27.

Was dabei zu thun ist. Auch dieser wird leicht übergehen, wenn ihr alles vorher genau beobachtet habt. Die Hitze wird nicht stark seyn, und ungefähr 36 bis 48 Stunden anhalten. Ihr habt dabei auch nichts zu thun, als daß ihr mit dem Kühlhalten und fleißigen Getränke fortfahret.

Wäre die Hitze etwas stark, so gebet zum Getränke von folgendem säuerlichen Safte:

Rec. Spiritus Vitrioli probe rectificati, drachm. iij.
Syrupi rubi idæi, unc. IV.
M. (Kostet 8 mgr.)

so viel, daß es jüngeren gelinder, älteren schärfer säuerlich schmecke. Ein kleiner Eßlöffel gehört ungefähr unter ein gewöhnliches Trinkglas für Erwachsene. Dies ist ein ungemein angenehmes, erquickendes und zur Linderung der Hitze höchst würksames Getränke, welches auch fast alle Kranke, die sonst noch so eigen sind, gern nehmen. Je stärker die Hitze und alle übrige Zufälle sind, desto häufiger läßt man den Saft brauchen. Wer mag, kan ihn auch zwischen durch Theelöffelweise nehmen. Säuglingen aber und solchen, die nichts als Milch genießen, kan man ihn nicht geben. Auch muß man das §. 17. gegen die Würmer verordnete Pulver dabei weglassen, wenn man nöthig gefunden, es vorher zu geben.

§. 28.

Nothwendigkeit der Purgiermittel; übele Folgen aus Versäumung derselben. Unumgänglich nöthig ist es aber, am dritten Tage, von der Zeit, wo die Pocken weiß werden, oder am siebenten nach dem Ausbruche, wieder Purgiermittel zu geben. Oft pflegt zwar die Natur von selbst diese nützliche Ausführung zu erregen; indessen schadet es auch denn nicht, ihr mit kleinen Portionen von den im §. 11. angezeigten Purgiermitteln nachzuhelfen. Man kan den Salztrank alle 2 Stunden löffelweise geben, so daß vier bis fünfmaliges Laxiren erfolge. Am Tage darauf müssen zwei bis drei Oefnungen erfolgen, und am dritten Tage wieder vier bis fünf. Wären die Blattern ganz gelinde, und gar kein Eiterungsfieber da, so ist es so oft nicht nöthig. Doch kan in diesem

Stücke lieber zu viel als gar nichts geschehen.

Versäumt ihr die Purgiermittel um die Zeit der Abtrocknung bei etwas häufigen Blattern, so setzt ihr noch am 14, 15 bis 20ten Tage der Krankheit das Leben eurer Patienten in Gefahr. Geschiehet auch dies nicht, so wirft sich doch die im Körper zurückgebliebene Blatternmaterie bald auf die Augen, macht sie triefend, blöde, und verursacht Flecken darauf; oder erregt Geschwüre in und hinter den Ohren, wovon oft schweres Gehör zurück bleibt; bald macht sie große Eiterbeulen unter den Achseln, oder in den Weichen; bald wirft sie sich auf die Eingeweide, erregt schleichende Fieber und Schwindsucht. Ja, was noch ärger ist, sie kan sich auf die Nerven werfen, und Blödigkeit des Verstandes auch Lähmung der Glieder aufs ganze Leben hinterlassen; nicht weniger kan sie den Knochenkrebs und andere böse Schäden erregen. Allein, diesen Uebeln komt ihr durch häufig gegebene Purgiermittel bei und nach dem Abtrocknen der Blattern zuvor.

§. 29.

Der Speichelfluß. Sehr selten bei Kindern, öfterer bei denen die über 12 Jahr alt sind, gewöhnlich bei Erwachsenen stellt sich beim Anfange dieses Zeitraums ein häufiges Ausspucken ein, und dauert fort bis die Blattern abtrocknen. Man hält diesen Speichelfluß zwar für eine nützliche und kritische Ausführung, weil es sehr gefährlich ist, wenn er plötzlich unterdrückt wird; indessen ist es doch gewiß besser, wenn er sich nicht zu früh und nicht zu stark einstellet. Er thut dies auch nicht, wenn die Kranken gehörig behandelt, und besonders der Darmkanal gut gereiniget, auch, wenn es nöthig gewesen, ein Brechmittel gegeben worden. Wenn er nicht gar zu stark, und der Speichel dünne ist, daß er ausgeworfen werden kan, so braucht man nichts besonders dagegen. Ist aber der Schleim in großer Menge da, ist er zähe, will sich nicht ausspucken lassen, entstehet ein Röcheln im Halse und ein Husten von vielem Schleime, so läßt man oft eine Tasse Fliderblumenthee trinken, und giebt darunter 2 bis 3 Theelöffel voll

Oxymel scilliticum, 6 Loth kosten 3 mgr.

Auch läßt man mit dem Fliderblumenthee, Eßig und Honig fleißig gurgeln, und wenn die Kranken dies nicht können, sprützt man es ein. Die Laxiermittel werden dabei um desto mehr erfordert, und wenn sie vielleicht nicht bald durchschlagen wolten, muß unverzüglich ein Klystier mit 2 Loth Glauberischem Salze gegeben werden. Das Getränk mit dem sauren Safte muß häufig, jedoch lauwarm genommen werden. Auch sind Fußbäder hier sehr nützlich.

Wäre die Krankheit verabsäumt worden, und es entstände dann starkes Röcheln und schwerer Othem mit andern Zeichen des herannahenden To:

Todes, so kan vielleicht noch ein Brechmittel helfen,

Rec. Aquæ benedictæ Rulandi, drachm. VI.
Oxym. scillit. Unc. dimidiam.
M.

Man giebt Erwachsenen die Hälfte, und wenn es nach $\frac{1}{2}$ Stunde keine Würkung thut, das übrige.

§. 30.

Was beim möglichen Niedersinken der Blattern und des Geschwulsts zu thun ist.

Wenn vorher die Krankheit dem im §. 15. und 22. beschriebenen Zustande gleich gewesen, die Umstände sich aber auf die verordneten Mittel gebessert, und die Blattern sich gehoben haben, so geschiehet es doch leicht, daß nun in diesem Zeitraum die bösen Zufälle fast eben so, wie dort beschrieben, wieder eintreten; die Blattern vor der Zeit eine Vertiefung in der Mitte bekommen, zusammen fallen und schlapp werden; der rothe Rand eine braune, blaue oder schwärzliche Farbe bekomt, der Geschwulst des Gesichts plötzlich fällt, und nicht in die Hände und Füße trit.

Hier muß man geschwind zu helfen suchen, und sich auf die Natur nicht verlassen. Wenn man die §. 16. verschriebene Kampfermixtur ausgesetzet, muß man sie alle Stunde oder alle 2 Stunden in doppelter Dosi geben; die Hände und Füße mit dem Senfteich bedecken, um dadurch den Geschwulst dahin zu ziehen; Klystiere aus Camillenblumen geben, und den Dampf von warmem Wasser und Milch an das Gesicht lassen.

Ein Pulver aus Moschus oder Biesam, so viel Grane als der Kranke Jahre hat, bis zu 25 Gran, ist die letzte Zuflucht, die man zu Zeiten mit dem glücklichsten Erfolge nimt. Nach 6 Stunden kan man die Hälfte jener Portion wiederholen.

§. 31.

Wodurch diesem Zustande vorzubeugen ist.

Wo man aber wegen der Schwäche des Kranken, und der blassen Farbe, der Kleinheit und der Menge der Blattern solche Zufälle beim Eiterungsfieber besorgen muß, da suche man demselben zuvorzukommen. Man fängt daher mit dem zweiten oder dritten Tage nach dem Ausbruche an, das

Pulver der Chinarinde,
(das Loth kostet 5 bis 6 mgr.)

kräftig zu gebrauchen. Die Kranken können davon $\frac{1}{4}$ bis 2 Loth in einem Tage, dem Alter und den Umständen nach, verzehren. Man rührt es ein mit Wasser und Zucker, auch wohl bei großer Schwäche mit etwas Wein; oder man macht mit Zitronen, Orangen, Himbeeren, Violen, oder anderm Syrup, auch mit Honig eine Latwerge daraus, wenn es die Kranken so lieber nehmen wollen. Kleinen Kindern aber, und solchen die das Pulver durchaus nicht nehmen wollen, muß man es im Extract geben

Rec.

Rec. Extracti Cort. Peruviani opt. drachm. iij.
Aquæ cerasorum nigrorum, Unc. iij.
Syrupi cinamomi, Unc. j.
M. (Kostet 18 mgr.)

kleinen Kindern alle 2 Stunden 2 Theelöffel. Funfzehnjährige aber können schon füglich die ganze Portion und mehr in einem Tage ausnehmen. Hiermit fährt man fort bis zur völligen Abtrocknung, versäumt aber die Purgiermittel in kleinen Portionen nicht, und läßt, wenn sich Hitze äussert, daneben den sauren Saft trinken.

§. 32.

Wie bei Flecken und schwärzlichen oder blutenden Blattern zu verfahren ist.

Auf eben die Weise verfährt man, wenn sich zwischen den Blattern kleine rothe, bläuliche, oder gar schwärzliche Flecke zeigen, die wie ein Flohstich aussehen, nur in der Mitte den Punkt nicht haben. Oder, wenn die Blattern selbst dunkelblau aussehen, wenn sie bluten, oder Blasen dazwischen auffahren, die Blutwasser enthalten. Dies sind äusserst bösartige Blattern, die aber nicht anders zu entstehen pflegen, als wenn der Körper ohnehin ganz ungesund, oder wenn das kühlende Verhalten im Anfange versäumet, und dagegen von innen und außen noch mehr erhitzet ist, oder, wenn neben den Blattern bösartige Fleck- und Faulfieber im Gange sind, die sich denn allen andern Krankheiten leicht zugesellen. Der starke Gebrauch der Chinarinde und des sauren Safts, auch daneben des Kampfers und der Purgiermittel, hilft doch oft.

§. 33.

Aufritzung der Blattern ist sehr nützlich.

Wenn die Blattern recht strotzend voll Eiter sind, so erleichtert es ungemein, wenn man sie mit einer breitgeschliffenen Nähnadel, einem feinen Federmesser oder Scheere aufritzet, und den Eiter mit einem Läppchen oder nassen Schwamm behende ausdruckt. Es verursacht dies dem Kranken nicht den allergeringsten Schmerz.

§. 34.

Was nach dem Abtrocknen zu beobachten ist.

Ich wiederhole, daß man aufs sorgfältigste kühle frische Luft, Reinlichkeit auch Abwechselung der Kleidung die ganze Krankheit hindurch, und nun vorzüglich beim Abtrocknen, wo die Pocken sehr übel zu riechen pflegen, dem Kranken verschaffen müsse.

Nach der Abtrocknung fahret eine Zeitlang fort, um den zweiten, dritten oder vierten Tag ein Laxiermittel zu geben, je nachdem die Krankheit heftig gewesen. Ihr könnt nun nahrhaftere doch leichte Speisen geben, müßt aber darauf sehen, daß sich die Kinder den Magen nicht überladen, weil sie erstaunend starken Appetit zu haben pflegen. Viele Milch und Buttermilch ist ihnen sehr gut.

Mehrentheils werden sich die Patienten nach überstandener, und, so wie hier vorgeschrieben worden, behandelter Krankheit besser und munterer befinden, als vorher. Manche kränkliche Kinder sind von dem Tage an gesund geworden, da sie die Blattern überstanden.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

34tes Stück.

Montag, den 28ten April 1783.

Beantwortung der Anfrage im 23ten Stück des Hannoverischen Magazins, wie die Pocken in Ermangelung eines Arztes zu behandeln?

(Schluß.)

§. 35.

Ueberbleibsel der Blattern.

Sehr selten, wenn die Krankheit von Natur bösartig, aber öfterer, wenn sie schlecht behandelt worden, bleiben mancherlei Krankheiten und Fehler zurück, wovon §. 28. etliche angegeben worden. Ich habe auch gesagt, wodurch ihr selbigen vorbeugen könnt. Zu heilen sind sie oft sehr schwer, wenn sie einmal da sind. Die Umstände sind aber zu mannigfaltig, als daß ich euch hier sagen könnte, wie sie noch könnten kuriret werden; zudem ist es dabei niemals so dringend eilig, daß ihr den Rath eines Arztes oder Wundarztes nicht haben könntet. Wenn ihr zu ihm gehet, so nehmet euren Kranken mit; denn es ist viel besser, daß er ihn sehe.

§. 36.

Nöthige Nacherinnerung.

Versäumet aber auch in der Krankheit nicht die Hülfe eines geschickten Arztes zu suchen, wenn ihr ihn in der Nähe haben könnt. Er wird euch in einzelnen Fällen nach den Umständen besser rathen können, wie ich hier im allgemeinen.

Diese Anweisung ist lediglich für den verständigen Landmann geschrieben; vielleicht kläret sie auch den Verstand eines oder des andern von denen auf, die sich mit Kuriren abgeben, ohne das geringste davon zu wissen, mit ihren Pralereien den ehrlichen Bauer betrügen, und mit ihren Quacksalbereien umbringen. Denn Tissots, Rosensteins und Unzers Bücher sind nie in ihre Hände kommen. Mit denselben könnten sie, da gründliche Aerzte auf dem Lande immer mangeln werden, eine Wohlthat für den Staat werden, statt daß sie jetzt die ärgste Landplage sind.

Denen, die in Städten wohnen, und das Glück haben, täglich einen Arzt vor dem Bette ihrer Kranken sehen

hen zu können, kan diese Anweisung nicht anders nützlich werden, als in sofern sie den Regeln, wegen des äussern Verhaltens folgen wollen; weil der Arzt nicht immer Zeit hat, sie jedem einzelnen Kranken so ausführlich vorzuschreiben. Schädlich kan sie ihnen werden, — denn was ist nicht dem Misbrauche unterworfen, wenn sie bald ihrem Arzte, bald dieser Anweisung folgen, oder jenen gar nach dieser meistern wolten, wenn er, ihrer Meinung nach, anders verführe, als hier vorgeschrieben worden. Ein anderer Arzt wird oft gleich würkende, oft unter gewissen Umständen weit zweckmäßigere Dinge verordnen, als ich hier gethan habe. Ich habe nur die bekanntesten, wohlfeilsten und im allgemeinen nützlichsten Arzeneien gewählet. Zuweilen wird ein Arzt unter Umständen, die für gewöhnliche Augen, denen von mir beschriebenen völlig gleich zu seyn scheinen, ein gerade entgegengesetztes Verfahren ergreifen, und doch wär ich vielleicht mit ihm eines Sinnes, wenn ich denselben Kranken sähe. So könnte z. E. beim Niedersinken der Blattern und anscheinender äußersten Entkräftung eine Aderlaß nöthig seyn; allein dies ist ein Zustand den nur der aufgeklärteste Arzt und kein anderer begreifen und unterscheiden kan, komt auch nur sehr selten vor.

Bei mehrerer Muße füge ich vielleicht etwas über die leichte und sicherste Einpfropfungsmethode und über die Vorbereitung hinzu.

Etwas neues und noch zweifelhaftes wolte und durfte ich hier nicht sagen. Alles mußte durch Zeugnisse der größten Männer bewähret seyn. Denn ich weiß, daß ich der strengsten Verantwortung wegen der vorgeschriebenen Regeln, — nicht wegen des Vortrags und anderer Kleinigkeiten, — unterworfen bin. Und damit man nicht glaube, daß ich mich ihr entziehen wolte, und einem Ungenannten sein Zutrauen versage nenne ich mich.

Albrecht Thaer, Hofmedicus und Stadtphysicus in Zelle.

Fortgesetzte Nachricht über die Würkung der Eisengranulirbäder am Harz.

Ganz geheilt, oder sehr gebessert wurden:

Eine Schwindung und Verkürzung des rechten Schenkels.

Die völlige Lähmung beider Schenkel.

Schwäche und Beben der Glieder.

Schwäche nach der Hysterie.

Schwäche des Verstandes, des Gesichts, und des Vermögens den Harn zu halten, nach überstandener schwarzen Krankheit.

Schwä-

Schwäche nach der Gicht bei vier Personen.

Lähmung nach der Hüttenkatze.

Heftige Hysterie, und Lähmung beider Hände.

Schwäche der rechten Hand allein.

Krampfhaftes Ziehen in der rechten Hand.

Das halbseitige Kopfweh an zwei Personen.

Die Gicht.

Gliederreißen.

Lähmung nach dem Schlage.

Nervenschwäche. (diese letzten vier Kranken, haben unter Aufsicht des Herrn Doctors **Hardegen** zu Wernigerode, zur Elend- und rothen Hütte, gebadet.)

Fruchtlos wurden die Bäder gebraucht:

Gegen eine Nervenkrankheit, bei der, bei wohl behaltenen Verstande, fast alle Muskeln, in beständiger Verzuckung waren.

Gegen Lähmung der Schenkel, dreier Kinder, einer Familie.

Gegen die pollutionem diurnam.

Gegen zehnjähriges Zittern und Beben der Glieder, nach zurückgetriebener Krätze.

Gegen schief stehende Fußgelenke, nach seit mehrern Jahren her erlittenem Schlagfluß.

Den vollständigern Bericht werden Aerzte, in meinen **Beobachtungen der epidemischen und einiger sporadischen Krankheiten am Oberharze, vom Jahr 1777 bis** *incl.* 1782, welche künftige Leipziger Messe in der Buchhandlung der Gelehrten herauskommen werden, finden.

Clausthal, im März 1783.

D. Lentin.

Beitrag zur Naturgeschichte des Taxusbaums.

Es ist nicht allein von verschiedenen Schriftstellern, sondern auch in diesem beliebten Magazin schon manches von der Schädlichkeit und Unschädlichkeit dieses Baums geschrieben worden, wovon die Resultate mehrentheils darauf hinaus gehen, daß die Blätter und Beeren desselben giftig, und den Menschen, besonders aber dem Vieh, sehr schädlich, ja tödtlich sind. Dies behaupten unter andern **Allen** 1), Herr Professor **Gmelin** 2) und die Herrn Verfasser des **Neuen Schauplatzes der Natur** 3).

Desto größern Dank verdienet der aufmerksame Herr Verfasser des Aufsatzes von der Nutzbarkeit des Taxus oder Ibenbaums im 19ten Stück des diesjährigen Magazins, für die Mittheilung seiner eigenen Erfahrungen,

1) Synopsis universæ medicinæ practicæ. Francof. & Lipf. 1753. 8. p. 560.
2) Allgemeine Geschichte der Pflanzengifte. Nürnberg 1777. 8. Seite 266.
3) Band 8. Leipzig 1779. 8. Seite 823.

zu Folge deren das Laub des Taxusbaums dem thierischen Körper nicht nachtheilig seyn soll. Sehr merkwürdig sind diese Beobachtungen, und das um desto mehr, da sie fast allen bisherigen Meinungen über diese Sache widersprechen. Daher es zu wünschen, daß mehrere genaue Beobachter hierdurch ermuntert werden, durch wiederholte Versuche die Gewißheit dieser Bemerkungen zu bestätigen, und die Wahrheit in ein helles Licht zu setzen.

Mit so vieler Zuverläßigkeit man nun auch bisher geglaubt hat, daß die Früchte und Blätter des Taxusbaums den Thieren schädlich wären, so ist man dagegen aus Mangel an neuern Erfahrungen, ungewiß geblieben, ob dieser Baum giftige Würkungen im menschlichen Körper verursache. Dann obgleich Allen 4) dies sagt, und die Zufälle schlimm genug beschreibt, welche nach dem Genuß des Laubes und der Beeren erfolgen sollen; auch nach des Julius Cäsars 5) Angeben Cativulk sich mit dem Saft dieses Baums das Leben genommen haben soll, welchem alten Gerüchte der verewigte Herr von Haller nicht allen Glauben abspricht; ingleichen mehrere Schriftsteller aus eigenen, besonders aber fremden Erfahrungen die Früchte und Blätter dieses Baums für giftig halten: so sind doch neuere Bemerkungen hierüber selten. Deswegen, und damit man durch die im 19ten St. dieses Magazins bekannt gemachten Erfahrungen nicht etwa zu dreist und sicher werde, glaube ich, daß ein Paar solcher Beobachtungen, die ganz neuerlich von zween angesehenen Aerzten gemacht worden, und welche, so viel ich weiß, die einzigen in ihrer Art sind, hier nicht am unrechten Orte stehen. Die erste ist von dem berühmten englischen Arzt Thom. Percival 6), und lautet nach der Uebersetzung 7) von Wort zu Wort wie folget:

„Am 25ten Mai 1774 aßen drei Kinder eines Arbeitsmannes zu Longsight bei Manchester etwas frische Taxusblätter, wornach sie aber bald starben. Das Aelteste davon war fünf, das Andere vier und das Jüngste drei Jahr alt. Man hatte von allen dreien geglaubt, daß sie Würmer hätten, und ihnen daher, auf Anrathen einiger unwissenden Personen, diesen Gift als ein würksames Mittel gegen die Würmer gegeben. Man bediente sich zuerst der getrockneten Blätter, und es wurde ein Löffel voll von dem Pulver der-

4) A. a. O. Taxus arbor foliis, ſucco & baccis hominibus & jumentis lethalis eſt. Hoc veneno infecti frigus in toto corpore percipiunt, ſtrangulationis metum incurrunt, & alui profluvium dyſentericum patiuntur, & plerumque repentina morte moriuntur.

5) De bell. Gall L. VI.

6) Philoſophical, medical and experimental Eſſays. Lond. 1776. 8. p. 257. ſqq.

7) Sammlung auserlesener Abhandlungen, zum Gebrauch praktischer Aerzte. 3ter Band. Leipzig 1776. 8. S. 710. u. f.

derselben mit braunem Zucker vermischt, in drei gleiche Doses abgetheilt, und diesen drei Kindern gegeben. Dieses geschahe früh um 7 Uhr. Um 8 Uhr genossen sie ihr Frühstück, welches aus einer Suppe bestand, die aus Buttermilch bereitet war, die schon einige Tage alt, und daher ziemlich sauer war. Die Kinder klagten, nachdem sie solche genossen, über gar nichts, und es wurden auch nicht die geringsten übeln Folgen oder Zufälle bei ihnen verspüret.„

„Zwei Tage darauf aber sammelte die Mutter dieser Kinder frische Blätter, und gab sie ihnen in der nemlichen Dosis, und zu der nemlichen Stunde wieder ein. Um 8 Uhr gab man den Kindern einen dünnen Brei aus Habermehl, mit frischen Nesseln, welches ein in unsern Gegenden sehr bekantes Gericht ist. Um 9 Uhr fingen die Kinder an unruhig zu werden, bekamen Frost, und wurden unempfindlich, gähneten viel, und dehnten oft die Glieder aus. Der älteste Knabe brach sich ein wenig und klagte über Bauchgrimmen, die andern aber gaben kein Zeichen eines Schmerzes von sich. Das mittlere Kind starb früh um 10 Uhr, das jüngste um 1 Uhr, und das älteste um 3 Uhr des Nachmittags. Sie hatten keine heftigen Schmerzen oder Zuckungen bei ihrem Tode, es erfolgte keine Geschwulst des Unterleibes, und die todten Körper dieser Kinder sahen aus, als wenn sie schliefen.„

Die andere Beobachtung hat der rühmlichst bekante Herr Professor Selle 8) zu Berlin gemacht, die ich mit dessen eigenen Worten hier wieder erzähle.

„Ein Knabe von fünf Jahren, bekam auf der linken Fußsohle einen Schmerz, der ihn am Gehen hinderte, und den man davon herleitete, daß er auf eine Nadel getreten sey, um so mehr, da ein Fleck, wie ein halber Zoll groß mit Blut unterlaufen war. Es wurden ihm daher äußere Umschläge verordnet, die der Wundarzt kalt zu machen, für gut fand. Zu gleicher Zeit hatte er fast über den ganzen Körper Flecken, wie Flöhbisse groß, die aber von ganz dunkler Farbe, wie Petechien von der schlimmsten Art waren. Dabei befand er sich inzwischen ganz munter, außer, daß er etwas gedunsen und bleich aussahe, und voll und heiser auf der Brust war, welches ich zum Theil den kalten Umschlägen zuschrieb, zum Theil daher erklärte, daß er Blut ausgeworfen haben solte. Da der Knabe von Natur vollsäftig war, so hielt ich die Krankheit für nichts weiter, als für einen aus Erkältung entstandenen Brustkatharr. Von den Flecken konnte ich unmöglich glauben, daß sie mit diesem Brustaffekt in Zusammenhang stehen solten, da fast gar kein Fieber da war, welches eine so große Auflösung der Säfte hätte zuwege bringen können. Ich gab daher die

8) Siehe dessen neue Beiträge zur Natur- und Arzeneiwissenschaft. 1. Th. Berlin 1782. 8. S. 2. u. f.

die Aqu. bened. Rul. in kleinen Dosen, um den Schleim aufzulösen und wegzuschaffen. Er erbrach sich einige mal, und die Brust wurde erleichtert und freier. Inzwischen verlor er immer mehr von seinen Kräften, konnte nicht auf den Füßen stehen, und der Puls wurde nach einigen Tagen fieberhaft. Seine Lippen hatten schon immer eine sehr blasse Farbe gehabt, aber nunmehr fingen sie an, besonders die Oberlippe, sehr zu schwellen, und eine schwarzbraune Farbe anzunehmen. Nun fing ich an zu argwöhnen, daß ich zwar auf den dringendsten Fall des kleinen Kranken, nicht aber auf den wesentlichsten Umstand der Krankheit gearbeitet hatte. Und jetzt erfuhr ich, daß das Kind eine Menge von den rothen Beeren des Taxbaums gegessen hätte. 9). Auch besann man sich jetzt, daß die ausgebrochene Flüßigkeit, die man für Blut angesehen hatte, von einer hochrothen Orangenfarbe gewesen war, und wohl also kein Blut, sondern vielmehr der Schleim der Taxusbeeren gewesen seyn könte, und das war um so wahrscheinlicher, da er einige Tage vorher keinen Appetit zum Essen gezeigt hatte, der sich aber unmittelbar nach dem Erbrechen wieder einfand. Sogleich verordnete ich noch ein Brechmittel, saure Getränke und Blasenpflaster. Es stellte sich aber mit einmal eine äußerste Schwäche ein, die sich in ungefähr 16 Stunden mit dem Tode endigte.

Bei der Oefnung fand sich der Magen etwas entzündet, und mit einem schwärzlichen Schleim überzogen. In den dünnen Gedärmen fand ich ebenfalls eine schwärzliche Gelatina, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein Rest der verdorbenen Taxusbeeren war. Der Fleck an der Fußsohle war noch roth, aber die Epidermis hatte sich abgeblättert, und man sahe keine Spur einer Verletzung.

Die Krankheit dauerte ungefähr vierzehn Tage. Er behielt beständig den Kopf frei, und noch im Sterben, da schon der Puls nicht mehr zu fühlen war, hatte er noch immer seine gewöhnliche Gegenwart des Geistes. Eine Stunde vor dem Tode bekam er ein Erbrechen, wodurch auch die mildesten Getränke zurückgegeben wurden.

Es ist wohl kein Zweifel, daß das Gift der Taxusbeeren nicht sowohl den Schmerz des Fußes, als auch die Flekken hervorgebracht haben solte, da die ganze Krankheit gar nicht den Gang eines Fiebers nahm, und ihre Natur nur erst mit ihrer Tödtlichkeit offenbarte. Auch zweifle ich sehr, daß man den Kranken, selbst bei früher erkannter Ursache, hätte retten können. Die Ursache, warum das Gift weniger schnell als gewöhnlich würkte, scheint mir sowohl in dem Schleim der Beeren

9) Weil die Beeren ein schönes rothes Ansehen, und zugleich einen süssen Geschmack haben, so werden die Kinder sehr leicht zu dem gefährlichen Genuß derselben angelocket.

ren selbst, als auch in der schleimichten Constitution des Knaben gelegen zu haben. Dafür war aber dieses Gift, nachdem es sich so langsam entwickelt hatte, desto tödtlicher.

Diese beiden Fälle sind, wie mich dünket, entscheidend, und lassen von der giftigen Kraft der Blätter und Beeren des Taxusbaums auf den menschlichen Körper fast keinen Zweifel übrig 10). Wenigstens wird die jetzige Erzählung derselben vielleicht dazu dienen, daß man vorsichtig verfahre, und allen Nachtheil für die Gesundheit und das Leben zu verhüten suche. Geschieht dies, so ist meine Absicht erreicht.

Hannover. G. L. Hansen, D.

10) Herr Professor Blumenbach sagt gleichfalls in der ganz kürzlich heraus gegebenen Medicinischen Bibliothek, B. I. St. I. S. 25. daß die oben erzählte Beobachtung des Herrn Professor Selle die tödtliche Würkung der Taxusbeeren bestätige.

Noch etwas von dem Taxus oder Ibenbaum.

Diesen allerwärts unschuldiger Weise, wegen giftiger Eigenschaften verbanneten Baum, auf das geschwindeste wieder zu rekrutiren, und selbigen nach der Intention seines Vertheidigers, des Herrn Oberförster Ahlers zu Bremervörde, eben so wie im Hessischen, in unsern Forsten mit aufzunehmen, (Man sehe das 19te Stück des Magazins d. J.) eile ich hiemit, noch im Frühjahr, die Methode bekant zu machen, wie ich mit geringer Mühe, und weit leichter, als wenn ich den Saamen aus den Beeren, auf eine beschwerliche Art suchen sollen, zu einer Menge Taxusbäume, in Pyramiden zu 8, 10 und 12 Fuß hoch, gekommen bin.

Man schneidet von einem verwilderten Taxusbaum, mit dem Gartenmesser im Frühjahr die schönsten Loden, und setzt selbige halb so tief als sie lang sind, ein wenig schräge, in Linien, welche mit dem Spadenstiche gemacht werden, in die Erde, an einen Ort, wo überall keine Mittagssonne, sondern nur die Morgen- und Abendsonne hinkommen kan, in ein wohl gegrabenes Bette, und tritt die Erde an beiden Seiten etwas zusammen. Man begießet diese Reiser alle Tage, wenn es nicht regnet, den halben Sommer hindurch, und alsdenn wird Zweidrittel derselben, gewiß anschlagen. Nach zwei Jahren versetzet man die alsdenn hinlänglich mit Wurzeln versehenen Taxusbäumchen an Sonnen reichere Stellen.

Da der Augenschein am besten überzeuget, so kan in meinem des Hausvogt Werner zu Hoya Deputatgarten, eine gute Anzahl auf diese Weise angezogener Taxusbäume, vorgezeiget werden.

Wie in Gegenden, wo man ganz überflüßiges Holz hat, oder bei starken Windfällen, oder auch in Tannenwäldern, wo es der Wurmfraß erfordert, daß ganze Reviere abgetrieben werden müssen, dieses Holz zu nutzen ist, wenn es nicht in der Gegend mit einigem Vortheile zur Feuerung versilbert werden kan?

Es ist zwar in unseren Tagen sehr selten der Fall, daß man ganz überflüßiges Holz hat; allein, es giebt doch Gegenden im Sollinge und mehreren Orten, wo wegen der Entlegenheit vieles Holz verfaulen muß. So können auch große Windschläge oder Wurmfraß einen ungebetenen Holzvorrath veranlassen, welchen man nicht zu versilbern weiß, gleichwohl die Plätze wiederum geräumet und besäet werden sollen. Glashütten anzulegen, dazu ist nicht immer zu rathen, entweder weil deren schon zu viel sind, oder des Holzes zu wenig ist, als daß auf viele Jahre eine Glashütte davon versehen werden könnte, und die Anlage sich wiederum verintereßirte. Von allgemeinerem Absatze sind Backsteine, Ziegelsteine und Töpferwaare, zumalen, wenn leztere von mehrerer Festigkeit sind, als man sie gemeiniglich bekomt. Hätte man also in solchen Gegenden einen guten Thon, der sich hierzu schickte, so würden diese Vorrichtungen den Glashütten vorzuziehen seyn. Am Harze, und zum Theil in der Mandelbeckschen Forst, hat der Wurmfraß viel Unheil in den Hölzern angerichtet. Zu Clausthal wäre es sehr leicht, chymische Versuche im kleinen, von den verschiedenen Thonarten, die sich finden, zu machen, ob sie sich besonders zu Töpferwaaren schickten. Ja, man könnte durch Versetzung von unbrauchbarem Gesteine und Erzabfalle, so bergeweis aufgeschüttet wird, versuchen, ob dadurch nicht ein festerer Backziegelstein oder Töpfergeschirre zu erhalten stünde. Die Vorrichtungen der dazu nöthigen Gebäude müßten freilich als Hütten von unbeschlagenem Holze dergestalt gemacht werden, daß sie nur die Zeit aushielten, da man sie gebraucht. Auch bei dem Verfahren dieser Waare, wenn nicht augenscheinlicher Gewinn heraus käme, müßte man sich den Vortheil bei dem Transport zu machen suchen, daß selbige nur im Winter auf dem Schnee durch Schlitten, und wo möglich an einen, wenigstens floßbaren Strom gebracht, und zu Wasser so weit gebracht würden, als möglich. Ginge alles dieses nicht an, so wäre zu überlegen, ob nicht durch Verkohlen, wenigstens am Fuhrlohne gewonnen würde.

Hannoverisches Magazin.

35tes Stück.

Freitag, den 2ten Mai 1783.

Verzeichniß der Lektionen, welche zu Ilfeld im Sommer 1783 gegeben werden sollen.

Unter fortdaurender gnädigster Beschüzung, welche Erlauchte Königl. Landesregierung der hiesigen Erziehungsanstalt angedeihen läßt, und welche wir auch für diese lezt verflossene Periode unserer Beschäftigungen mit unterthänigstem Danke zu rühmen Ursache haben: und unter stetem Einfluß und Beirath des Herrn Hofrath Heyne in Göttingen, haben wir wiederum einen Zeitpunkt erreicht, der einen Abschnitt in unsern Arbeiten macht. Wir entlassen auch diesmal einige unserer Zöglinge, die zur Landesakademie abgehen. Zur Ermunterung für andere wollen wir zweener mit Namen gedenken.

Friedrich August Hantelmann, aus Burgwedel, welcher seit Ostern 1781 und Friedrich Heinrich Conrad Ostmann, aus Scharzfels, welcher seit Michaelis 1778 hier gewesen, haben sich beide hier so weit gebildet, daß wir die gute Hofnung von ihnen hegen, daß sie auf dem betretenen Wege muthig und standhaft fortgehen, und von dem hier genossenen Unterricht und Erziehung künftig gute Früchte zeigen werden. Wir begleiten sie mit unsern besten Segenswünschen.

Im Vertrauen, daß Gott mit seiner Gnade uns unterstüzen, und unsere pflichtmäßige Bemühungen segnen: und daß Erlauchte Königl. Regierung sie mit gnädigem Wohlgefallen belohnen werde, machen wir jezt diejenigen Lektionen bekant, welche der hiesigen Jugend im bevorstehenden Sommer gegeben werden sollen.

Der Direktor M. Meißner fängt die allgemeine Weltgeschichte nach dem Leitfaden des Schroeckhischen bekanten Lehrbuchs von neuem an, erläutert dasselbe, und sucht durch Wiederholungen die größten Weltbegebenheiten den Lehrlingen eindrücklich zu machen, wöchentlich in drei Stunden, Dienstags in der ersten Nachmittags- und Mittwochens und Donnerstages in der ersten Morgenstunde.

Der obersten Ordnung der Scholaren erklärt er Dienstags und Freitags in der ersten Frühstunde, die

Vernunftlehre, nach der deutschen Logik und Metaphysik des Herrn Professor Feders.

In der neuen Erdbeschreibung wird er nach dem Auszuge des Herrn Consistorialrath Büsching aus seiner Erdbeschreibung, die übrigen Länder von Europa, nachdem Deutschland bereits durchgegangen ist, nach und nach bekant machen; Dienstags in der zwoten Frühstunde und Freitags in der ersten Nachmittagsstunde.

Die erste mathematische Ordnung wird in der Geometrie nach den von Segnerschen Anfangsgründen der Arithmetik und Geometrie, Dienstags und Freitags in der zwoten Nachmittagsstunde unterrichtet.

Die zwote mathematische Ordnung aber, welcher bishero nach Sulzers kurzem Entwurf der Geographie, Astronomie und Chronologie, die erste Wissenschaft, die mathematische und physikalische Geographie erkäret worden ist, wird nun auch in der Astronomie und Chronologie, so weit jenes Lehrbuch dazu Anleitung giebt, und wie es den Bedürfnissen dieser Jugend angemessen ist, unterrichtet werden; Mittwochens und Sonnabends in der zwoten Morgenstunde.

Mit der obersten Ordnung der Scholaren hat der Direktor bisher den Livius vom 30 bis 35ten Buch cursorisch durchgelesen, lateinisch erklärt, und wird diese Lektüre vom 36ten Buche an ferner fortsetzen, in vier Stunden wöchentlich Montags, Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11 Uhr.

In ganz besondern Stunden, erklärt er einigen den Text der Institutionum Juris, und erläutert denselben insonderheit mit Hülfe der römischen Alterthümer. Einige wird er die praktische Geometrie, auch mit würklichen Ausmessungen auf dem Felde lehren, und andern giebt er in der reinen Mathematik besondern Unterricht.

Der Rektor Pätz wird in der theologischen Lektion fortfahren, nach Dommerichs Handbuche die Glaubenslehren, zugleich mit Moral verbunden vom 5ten Artikel an, der von der Heilsordnung handelt, vorzutragen; Montags und Donnerstags von 9 bis 10 Uhr.

In der lateinischen Sprache giebt er allen dreien Klassen des Pädagogiums Unterricht, der durchgehends statarisch ist.

Der Vorbereitungsklasse nemlich werden in zwo Stunden wöchentlich, Dienstags und Freitags von 10 bis 11. die Grundsätze der lateinischen Sprache, nebst den hauptsächlichsten Regeln, nach Schellers kleinen Sprachlehre, aufs genaueste erklärt: in zwo andern Stunden eben dieser Tage, Abends von 5 bis 6. durch Lesung und sorgfältige Interpretation ausgesuchter Stücke aus Gedickens lateinischem Lesebuche für Anfänger, die Anwendung der grammatischen Regeln gezeigt, und außerdem noch durch Uebersetzung kleiner Formeln und Sätze ins lateinische, zu deren Beurtheilung und Verbesserung

besserung noch einige Stunden besonders bestimmt sind, geläufig gemacht.

Mit der **mittlern Klasse** wird er, anstatt der bisher erklärten Briefe des Cicero an verschiedene, einige ausgesuchte Reden desselben lesen, Montags, Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11. und zugleich die gewöhnlichen, und mehrmalen beschriebenen **Uebungen im Lateinschreiben**, anstellen; Montags und Donnerstags von 3 bis 4.

Der **obersten Klasse** endlich sollen, in drei Stunden wöchentlich, Montags und Donnerstags von 5 bis 6. und Freitags von 3 bis 4. **Cicero's Bücher** *de divinatione:* in drei andern, Montags und Donnerstags von 4 bis 5. und Sonnabends von 8 bis 9. **Virgils** *Georgica* erklärt werden; so wie diese Klasse auch, Dienstags von 9 bis 10. im **lateinischen Styl** geübt wird.

Eben dieser Klasse, mit Zuziehung aller derer unter den Scholaren, die bald auf die Universität zu gehen gedenken, wird der Rektor, in einer **encyclopädischen Lektion**, zu der wöchentlich zwo Stunden festgesetzt sind, eine allgemeine Uebersicht von der gesammten Gelehrsamkeit, den verschiedenen Theilen derselben, und ihrem Zusammenhange unter einander, vorlegen, und dabei vorzüglich auf die von seinen Zuhörern gewählte Studien Rücksicht nehmen; auch von Zeit zu Zeit die in der Lektion angeführten Bücher auf der Bibliothek vorzeigen.

Der Subconrektor **Leopold** giebt in den **Anfangsgründen der hebräischen Sprache** Unterricht; wobei er die **Diederichische Grammatik für Anfänger** zum Leitfaden braucht. Mit den Geübtern lieset er leichte Stücke aus den **historischen Büchern des alten Testaments**, und sucht sie besonders in der grammatischen Analyse zu üben. Die zu diesem Unterricht bestimmten Stunden, sind Mittwochens und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr.

Mit der **griechischen poetischen Klasse** wird er Montags und Donnerstags von 3 bis 4. die **Odyssee des Homer** auszugsweise lesen; doch immer mit genauer Anzeige des Inhalts und Darstellung des Plans vom Ganzen; auch beigefügten Erläuterungen schwererer Stellen in den auszulassenden Stücken. Auf diese Weise hoft er die erste Hälfte des Gedichts zu Ende zu bringen.

Der **ersten griechischen Ordnung** wird er, statt des **Plutarchs**, von dem bisher einige Lebensbeschreibungen gelesen sind, **Xenophons Cyropädie** erklären, Dienstags und Freitags von 4 bis 5. und Mittwochens und Sonnabends von 9 bis 10.

Der **lateinischen Vorbereitungsklasse** ertheilt er Montags und Donnerstags von 3 bis 6, und in den ersten Frühstunden des Freitags und Sonnabends Unterricht. Drei Stunden davon sind einer etwas genauern Erklärung des **Julius Cäsar** gewidmet, in dessen **Beschreibung des gallischen Krieges** er vom 6ten Buch an

an fortfahren wird. In der vierten Stunde, Sonnabends von 9 bis 10 dictirt er den Zuhörern, um eine Anwendung von dem in den übrigen Stunden erklärten Stück zu machen, und die grammatischen Regeln desto besser einzuschärfen, einen dazu dienlichen Satz in die Feder, welcher sogleich in dem Hörsaale unter seiner Anweisung ins lateinische übersetzt, und so dann von ihm verbessert wird.

Uebungen in allerhand Gattungen **deutscher Aufsätze**, als Briefe, Erzählungen, Schilderungen, Behandlung leichter moralischer Sätze, Beurtheilungen und Vergleichungen schöner Stellen aus alten sowohl als neuern Schriftstellern, werden von ihm mit einem Theil der Untergebenen Dienstags von 9 bis 10, und Freitags von 3 bis 4, angestellt. An der Beurtheilung der gefertigten Ausarbeitungen nehmen die Zuhörer selbst Theil; indem sie aufgefordert werden, über Sachen nnd Ausdrücke ihre Gedanken zu sagen. Mit diesen Arbeiten werden, wie bisher geschehen ist, immer Uebungen in der Declamation verbunden.

Die **römischen Alterthümer** trägt er nach Anleitung des **Grunerschen Handbuchs** in den lezten Frühstunden Dienstags und Freitags vor. Bisher ist er bis auf das 8te Kapitel des 3ten Hauptheils, welches von den Staatsbedienten handelt, gekommen. Von da an wird er fortfahren, und das übrige, was weiter noch von der Staatseinrichtung, dem Kriegswesen und der häuslichen Verfassung der Römer zu bemerken ist, im bevorstehenden Sommer vortragen.

Da ihn die Reihe trift, die unter den Lehrern wechselnde Nachmittagsstunde am Mittwochen und Sonnabend zu halten; so wird er in der Mittwochensstunde **die Gedichte** des **Herrn von Kleist**, besonders dessen Frühling vollständig erklären; in der Sonnabendsstunde aber Stücke aus andern deutschen prosaischen Schriftstellern theils selbst lesen, theils vorlesen lassen, und sich darüber mit den Zuhörern unterreden.

Der Sprachmeister **Meißler** wird in der **ersten Klasse** fortfahren, die *Henriade* zu erklären, und nach deren Endigung die **Satyren des** *Boileau* anfangen; Montags und Donnerstags, von 11 bis 12 Uhr.

Mit der **zwoten Ordnung** wird er die **Briefe des** *Milleran* nächstens endigen; und sodann die **Briefe des** *Bussy* zu lesen anheben; Dienstags und Freitags, von 11 bis 12 Uhr.

Mit der **dritten Klasse** wird er in dem **Leben Carls** des XII. von *Voltaire*, weiter gehen; Mittwochens und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr.

Mit der **vierten** und **fünften Klasse** wird er fortfahren, außer den Grundsätzen der Grammatik, die *kleinen* **Historien der Peplierischen Sprachlehre** durchzugehen; Montags und Dienstags, Donnerstags und Freitags, Nachmittags von 6 bis 7 Uhr.

Hiernächst wird eine jede dieser Klassen, wöchentlich ein bis zwei mal, im Brief-

Briefschreiben, oder andern Gattungen des französischen Styls, eine jede nach ihren Kräften, geübt werden.

Auch giebt der Sprachmeister denen, so es verlangen, besondern Unterricht; sowohl im **Französischen**, als im **Italiänischen**.

Der Collaborator **Köppen** erklärt der **mittlern Ordnung**; **Ovids Metamorphosen** im Auszuge vom 7ten Buche an; Montags und Donnerstags, um 4; Dienstags und Freitags um 5.

Der **zwoten griechischen Ordnung**; einige auserlesene **Dialogen** und andere kleine Schriften des **Lucian**; Dienstags und Freitags um 4, Mittwochens und Sonnabends um 9 Uhr.

Der **letzten griechischen Ordnung** trägt er die **Anfangsgründe dieser Sprache** vor, und erklärt zugleich **Gedickens griechisches Lesebuch**; Dienstags um 3, Mittwochens und Donnerstags um 8 Uhr.

Der Collaborator **Mitscherlich** erklärt der **mittlern lateinischen Ordnung** den **Livius** vom 9ten Buch an; Montags und Donnerstags von 5 bis 6. Dienstags und Freitags von 8 bis 9. Der **Vorbereitungsklasse** den **Justinus**, Montags, Mittwochens, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11, und Montags und Donnerstags von 3 bis 4. Mit der **mittlern lateinischen Ordnung** hält er Stylübungen Sonnabends von 8 bis 9.

Die **Anfangsgründe der englischen Sprache** lehrt er diesen Sommer unentgeldlich. Leichte, unterhaltende Brochüren aus englischen Schriftstellern, in Ermangelung einer guten Chrestomathie, werden dabei zum Leitfaden dienen; zwei bis drei Stunden wöchentlich.

Es werden auch in der **Schreibekunst**, sowohl um richtig, als schön schreiben zu lernen: und in der **praktischen Rechenkunst** vom Cantor **Liebau** öffentliche Uebungen gehalten. Jene Montags und Donnerstags, und diese Dienstags und Freitags in der zwoten Nachmittagsstunde. Eben derselbe giebt auch besondern Unterricht in beiden Stücken, und übt auch einige in der **Vokalmusik**, Montags und Donnerstags gleich nach Tische.

Im **Tanzen** unterrichtet der Tanzmeister **Rudolph**. Auch in der **Instrumentalmusik** auf der **Geige**, **Violoncello** und **Flöte**. Der Cantor **Liebau** giebt Unterricht auf der **Davidsharfe**. Der Organist **Zimmermann** auf dem **Clavier**. Der Zeichenmeister **Ritter** lehrt das **Zeichnen**. Diese Lehr- und Uebungsstunden, werden besonders mit einem leidlichen Lehrgelde bezahlt.

Zur Uebung im Zusammenspielen, wird Dienstags und Freitags nach Tische **Collegium musicum** gehalten.

Von den bei dem türkischen Hofe gewöhnlichen Geschenken.

(Aus dem London Magazine.)

Es ist so wohl bei den Türken als den Tataren gebräuchlich, daß die Souveraine entweder mit Kleidern, mit Säbeln oder Pferden Geschenke zu machen pflegen.

Ein Kleiderpräsent, so kostbar es auch ist, bedeutet keine Achtung. Denn es ist ein Zeichen bei den Morgenländern, daß sich derjenige, der einen andern damit beschenket, weit höher und vornehmer als den andern hält, indem sich dieser eine Ehre daraus machen muß, jenes seine Kleider anzulegen, und sich gleichsam dadurch erhöhet siehet.

Dieses ist schon eine uralte Gewohnheit der ersten Weltvölker gewesen. Wie Joseph von dem Pharao, und der Jude Mardachai von dem König Xerxes, zu ihren obersten Ministern öffentlich erklärt wurden, legte man ihnen auf Befehl ihrer Monarchen königliche Kleider an, so wie solche den Rebellen vor ihrer Leibes- oder Todesstrafe zum äußersten Spott und zum Zeichen, daß sie nach der landesherrlichen Gewalt gestrebet hatten, angezogen wurden.

Denn die orientalischen Völker sind darin weit anständiger, wie die europäischen, weil jene ihren Landesfürsten die Pracht in Kleidern, so wie vordem die Purpurfarbe, allein vorauslassen.

Indessen sind die Geschenke an Pferden aus königlichen Ställen, das höchste Zeichen der Hochschätzung, so ein orientalischer Monarch jemand bezeigen kan, welches die Türken nicht erst aufgebracht, sondern das noch aus den uraltesten Zeiten herstammet, und woher unstreitig in Europa die Gewohnheit herzuholen ist, daß die großen Vasallen und Kriegsbediente ihrem Souverain das schönste Pferd mit völliger Rüstung überlassen müssen. Denn wie diese Gewohnheit in Deutschland aufkam, so waren alle Freigeborne, welche bei dem höhern Adel in Diensten standen, so bald derselbe, nach dem Exempel der deutschen Könige, die Lehne einführte, gehalten, ihrem Herrn, von welchem sie Güter zu Lehn erhalten, wenn sie verstorben, zum Beweis ihrer Lehnsunterwürfigkeit, das streitbarste Pferd in voller Rüstung, nebst ihren besten Waffen zu überlassen.

Dieser Umstand scheint in den alleraltesten heidnischen Zeiten der Deutschen gegründet zu seyn, worin es bei ihnen üblich war, daß die verstorbenen Körper der Edeln und Freigebornen, meistens mit ihrem Streithengste und Waffen verbrannt, und sodann in der Erde beigesetzt wurden, welches so viele alte deutsche Gräber und Urnen noch täglich beweisen.

Die edlen Herrn in Deutschland, veränderten solches, wie sie die christliche Religion angenommen, und die Freigebornen nunmehr zu ihren Diensten

sten belehnten, dahin, daß sie auf die höchsten Zeichen der ehemaligen unabhängigen Freiheit ihrer Vasallen, nemlich Pferd und Waffen, sich selbst ein Recht anmaßten.

Ich könte dies noch weitläuftiger ausführen, allein, solches würde mich zu weit von meinem Zwecke entfernen, und ich habe durch das, was ich eben gesagt habe, den Lesern dieser Blätter nur zeigen wollen, daß schon in den alleraltesten Zeiten die Uebersendung eines Pferdes, bei sehr vielen Völkern für ein Zeichen der größten Hochachtung, und ein Simbolum einer ausnehmenden Ehrenbezeigung ist angesehen worden.

Und gewiß, da die alleraltesten Gebräuche sich noch bei den Türken und Tataren antreffen lassen, so würde man durch dieselben nicht wenige von einigen zum Theil noch jetzt unter den europäischen Völkern üblichen Gewohnheiten besser verstehen lernen, wenn man sich mehr um selbige bekümmerte.

So wie nun die türkischen und tatarischen Souveraine durch Uebersendung der Pferde eine ganz besondere Hochachtung an den Tag legen, weswegen es der größte Schimpf war, den der große Mogul Aurengzeb dem persischen Schach, Cha-Sesi anzuthun wußte, da er die hundert funfzig schönen Pferde, die ihm von demselben zum Geschenk übersandt waren, auf den Straßen seiner Residenz todtschlagen ließ, so sehr merkwürdig ist eine Art Geschenk, welches die türkischen und tatarischen Monarchen zuweilen von ihren lehnbaren Fürsten und Vasallen zu erhalten pflegen. Wenn bemeldete Vasallen ihrem Souverain einen recht großen Beweiß ihrer Unterthänigkeit ablegen wollen, so übersenden sie demselben neben dem baaren Tribut, oder andern kostbaren Geschenken, besonders auch einen köstlich ausgeputzten Falken.

Ein solcher geschenkter Falke wird von ihnen Chonker genennet. Dieses Wort bedeutet in der tatarischen Sprache so viel, wie ein Sohn, und es soll der Falke daher anzeigen, daß der Souverain den Fürsten wie seinen Sohn ansehe, und dieser jenem dagegen als seinem Vater, Gehorsam leiste, auch willig sey, wider die Feinde des Souverains, nach seinem Befehl, zu streiten, so wie dieser Falke nach dem Belieben desselben, wider die ihm angewiesenen Gegner aufsteigt.

Hannover. G. F. Wehrs.

Bewährtes Hausmittel wider die Steinschmerzen.

Man nehme etwa acht bis zehn Tage vor dem jedesmaligen Eintritte des neuen Mondes, ungefähr eine kleine Hand voll in Würfel geschnittenes Knoblauch, thue solches in eine Bouteille, und gieße darauf

etwa ein Viertel Quartier reinen guten Kornbrantwein, lasse solches, ohne ans Feuer zu setzen, in der Sonne distilliren, und trinke, nachdem man die Masse, (welches beim Gebrauch allemal geschehen muß,) ein wenig umgeschüttelt, mit dem jedesmaligen Eintrit des neuen Mondes a) ungefähr ein mäßig volles Weinglas davon, auch wohl etwas weniger, je nachdem der Patient von stärkerer oder schwächerer Natur ist; fahre aber ja damit beim Eintrit des neuen Mondes beständig fort b); sodann wird man von dem großen Uebel nie etwas wieder empfinden; denn es haben sich mit diesem geringen Mittel schon unzählige Menschen, die dem Tode nahe waren, völlig wieder hergestellet.

Der Urin pflegt durch obiges Mittel, wenn er kalt geworden, so dick zu werden, daß er sich kaum ausgießen läßt, und, wenn sich derselbe gesetzt hat, findet man auf dem Grunde des Uringeschirres die kleinen Steine, die dem Patienten dadurch abgetrieben worden, so häufig, als wenn einige Theelöffel voll Sand oder Grand hinein geworfen worden wären. Man kan die oben gemeldete, zuerst in die Bouteille gegebene Quantität Knoblauch, nebst dem etwan zurückgebliebenen distillirten Brantewein, wohl noch ein bis zwei mal zu dem folgenden neuen Monde stehen lassen, ehe man die Bouteille davon reiniget und das alte weggießet; nur muß etwas frisches von beiden hinzu gegeben werden; wie man denn auch den distillirten Brantewein zulezt völlig abklaren, und dem Patienten, jedoch nicht mehr als oben gemeldet worden, zu trinken geben kan.

a) Man läßt dahin gestellet seyn, ob diese Zeit so genau zu beobachten, zu der Kur unumgänglich nothwendig sey. Eine bekante Patientin, die durch dieses Mittel sehr großen Nutzen verspüret, nahm die Zeit, da der neue Mond eintrat, so genau in Acht, daß sie sich, wenn solches in der Nacht geschahe, aufwecken ließ, um eben zu solcher Stunde die Medicin zu nehmen. A. d. H.

b) Dieses muß nie versäumt werden. Vorbenannte Patientin unterließ den Gebrauch des Mittels, nachdem sie solches zum öftern wiederholet hatte, und von den vorhin erlittenen Schmerzen dadurch befreiet geblieben, in Hofnung, daß sie nun völlig geheilet sey. Es fanden sich aber die Schmerzen von neuem ein, und sie wurde dadurch genöthiget, mit jedem Neumond den Gebrauch zu wiederholen. A. d. H.

Verbesserungen. Im 29ten St. von 1783. Seite 455. Zeile 9. und 10. von unten, statt: so erwerbe er sich das Eigenthum desjenigen, rc. lies: so erwerbe sich das Eigenthum derjenige, rc. und Seite 457. Zeile 6. von oben, statt: so kan es, lies: so kan das. Seite 458. Zeile 19. statt des letzten lies: nemlich Gewinn- und Verlusthandel.

Hannoverisches Magazin.

36tes Stück.

Montag, den 5ten Mai 1783.

Des Herrn Gabriel Thomas kurze Beschreibung der Landschaft Pensilvanien.

(Aus dem Englischen.)

Mein funfzehnjähriger Aufenthalt in Pensilvanien setzt mich in den Stand, dem Leser einen genauen Bericht von diesem schönen Lande abzustatten, das die meisten Reisebeschreiber bis jetzt, entweder nicht vollständig genug beschrieben, oder dem sie auf der Landkarte einen zu kleinen Raum gegönnet haben.

Was ich von dieser Landschaft hier überliefere, ist unstreitig wahr.

Vom Hörsagen etwas zu erzählen, bleibt meiner Meinung nach allemal sehr trüglich, deswegen habe ich mich auch sorgfältig gehütet, in dieser kurzen Beschreibung von allem dem, was mir von andern erzählt wurde, nichts zu erwähnen, darin nur das bemerkt, wovon ich Augenzeuge war, oder was unbezweifelte Thatsachen sind.

Uebrigens bin ich auch überzeugt, vieles von diesem Lande angemerkt zu haben, was andere unberührt gelassen, oder ihrer Bemerkung entgangen ist.

Pensilvanien liegt zwischen der Breite des 40. und 45. Grades, hat West-Jersey gegen Osten, Virginien gegen Westen, Marienland gegen Süden, und Canada gegen Norden. Es ist dreihundert englische Meilen lang, und hundert und achtzig Meilen breit.

Die Eingebornen dieses Landes sind Wilde. Sie sind insgemein starke, hurtige und gelenke Leute, ihre Farbe ist schwärzlich, ihre Augen sind klein und schwarz, und sie haben dicke Lippen und platte Nasen.

Anfänglich gingen sie nackend, und bedeckten bloß ihre Schaam mit einem Tuch. Nun tragen sie Hemder und bekleiden sich.

Sie haben kohlschwarzes Haar. Ihr Haupt beschmieren sie mit Fett, bescheeren dasselbe, und lassen bloß an der rechten Seite einen langen Zopf wachsen.

Sie beschmieren sich sowohl wie ihre Kinder mit gereinigtem ausge-

schmolzenem Bärenfett, und lassen es an der Sonnenhitze eintrocknen.

Ihre Sprache ist hoch und zierlich. Ein Wort dienet statt dreier, sie ist unvollkommen und nicht grammatikalisch.

Sie befleißigen sich einer aufrichtigen Redlichkeit, was sie versprechen, halten sie aufs genaueste, beleidigen und betriegen niemand, beherbergen die Fremden gern, und sind überhaupt gastfrei, dienstfertig und treu.

Ihre Hütten sind aus zusammengeflochtenen oder gebogenen jungen Bäumen und von Matten und Baumrinden gemacht, und damit sie von den Winden nicht umgeworfen werden können, sind sie nicht höher als ein Mann hoch. Sie schlafen auf Binsen, Rohr oder Grase, und gebrauchen weder Tisch noch Bänke, noch andern Hausrath, als etwa einen einzigen Topf, darin sie ihre Speise kochen.

Ich sahe einst viere dieser Leute herzlich vergnügt mit einander speisen. Ihr ganzes Mittagsmahl bestand in einem in bloßen Wasser, ohne Butter und Gewürz gekochten Kürbis. Ihr Tisch und Bank war die bloße Erde, ihre Löffel waren Muscheln, damit sie das warme Wasser aussuppten.

Wenn sie reisen, so lagern sie sich des Nachts im Walde um ein großes Feuer, und schlagen einen großen Mantel, so sie tragen, oder Matchcoat (Mantle of duffils,) um sich herum.

Sie sind gewöhnlich ernsthaft, machen wenig Worte, und wundern sich, wenn sie von Christen oft ein überflüßiges Geschwäz mit anhören.

Ein jeder hat seine eigene Frau. Die Hurerei, das Küssen und Lügen, sind bei ihnen äußerst verhaßte Dinge.

Ihre Kinder baden sie gleich nach der Geburt in kaltem Wasser, und stellen sie beständig, um sie abzuhärten, der kalten und rauhen Witterung bloß. Ein Kind von neun Monaten kan gemeiniglich schon alleine gehen.

Die Knaben fischen, bis sie 15 Jahr alt sind, alsdenn jagen sie: und wenn sie eine Probe ihrer Männlichkeit abgelegt haben, d. i. wenn sie reichlich mit Häuten von erlegten Thieren von der Jagd zurück kommen, ist es ihnen erlaubt ans Heirathen zu denken. Die Mädchen bleiben bei ihren Müttern, helfen ihnen das Erdreich umhacken, Korn pflanzen, Lasten tragen, und verheirathen sich im 13 oder 14 Jahr.

Ihre vorzüglichste Nahrung ist türkischer Weitzen, oder inländisches Korn, welches sie in heißer Asche rösten, zerstoßen, in Wasser kochen, und wie Brei essen, den sie Homine nennen. Auch backen sie Kuchen von diesem Getreide, oder von Bohnen- oder Erbsenmehl, die sehr nahrhaft sind und nicht unangenehm schmecken.

Sie enthalten sich des Fleischessens, und essen sie ja einmal Fleisch, so muß es allemal von einem Thier weiblichen Geschlechts seyn.

Ihre Todten begraben sie in Kleidern, und die nächsten Blutsfreunde werfen auch noch einen Theil von des Ver-

Verstorbenen hinterlassenen Gütern, z. E. Kessel, Töpfe, Kleider, u. d. gl. mit ins Grab. Sie trauren ein ganzes Jahr wegen eines verstorbenen Anverwandten. Ihre ganze Trauer bestehet darin, daß sie sich ihre Gesichter schwarz bemalen.

Die Grabmähler ihrer Verstorbenen sind ihnen heilig. Damit selbige durch die Länge der Zeit nicht unkentlich werden, reißen sie von den Grabhügeln von Zeit zu Zeit sorgfältig das Gras ab, und erhöhen sie wieder mit frischer Erde, wenn sie etwa verfallen sind.

Ihre Regierungsverfassung ist monarchisch. Der eheliche Sohn succedirt seinem Vater. Die Töchter sind von aller Succession ausgeschlossen.

Ungeachtet ihre Prinzen große Macht und Gewalt haben, thun sie doch nichts ohne Beistimmung ihres Raths, der vorzüglich aus alten Männern bestehet.

Ihre Strafen sind Geldstrafen.

Ein Todtschlag kan nach Beschaffenheit der dabei vorgefallenen Umstände, der Person oder des Geschlechts das dadurch beleidigt worden ist, durch Fasttage und Geschenke wieder ausgesöhnt werden. Wer eine Frau ermordet, muß, weil sie Kinder hätte gebären können, noch einmal so viel an Gelde erlegen, als wer einen Mann ermordet.

Sie halten die **Neu-Monde**, und opfern ihre Erstlinge einem gewissen Gott, den sie **Manetto** nennen. Sie glauben an einen guten **Maneto** (Gott,) der im Himmel wohnt, und an einen bösen, der sich auf der Welt aufhält.

Auch haben sie eine Art von Lauberhüttenfest, das sie jährlich feiern.

Ihren Gottesdienst verrichten sie mit Gesängen, wobei sie wunderliche Geberden und Bewegungen mit den Händen und Füßen machen. Sie glauben an ein ewiges Leben nach dem Tode, und an eine zukünftige Belohnung des Guten, und Bestrafung des Bösen.

So oft sie sich des Todes ihrer Aeltern oder Verwandten erinnern, fangen sie erbärmlich an zu weinen.

Die Holländer, waren nächst den ursprünglichen Landeseingebornen die ersten Pflanzer und Anbauer dieses Landes. Sie nannten es Neu-Niederland, und nutzten es nur bloß durch den Handel mit Fellen, Häuten und Rüm, den sie mit den Indianern trieben.

Bald nach den Holländern ließen sich die **Schweden** und **Finnen** daselbst nieder, die sich vorzüglich auf den Ackerbau legten.

Einige Jahre hindurch walteten zwischen diesen beiden Nationen beständige Streitigkeiten ob: Die Holländer sahen nemlich die Schweden wie Leute an, die sich in ihr gekauftes Land und ihren Besitz eingeschlichen und eingedrungen hätten. Jedoch wurden alle diese Streitigkeiten bei der im Jahr 1655 von **Johann Rizeinig**, schwedischen Gouverneur, an **Peter Styreant**, holländischen Gouverneur,

verneur, gemachten Uebergabe, gänzlich abgethan und geendiget.

In dem holländischen Kriege ums Jahr 1665, nahm der edle **Robert Carr** Pensilvanien den Holländern für die Engländer, und ließ seinen Vetter den Capitain **Carr** wie Gouverneur von diesem Lande da. Kurz nachher nahmen es die Holländer den Engländern wieder ab, und behielten es so lange im Besitz, bis Friede zwischen ihnen und den Engländern geschlossen wurde, da sie denn letztern **Pensilvanien** mit Ost- und **West-Jersey**, **Neu-York**, und allen zu selbiger Herrschaft und Gouvernement gehörigen Ländern übergaben. Doch blieb es beständig in schlechter Aufnahme, bis auf das Jahr 1681. da es König Carl II. **William Penn** durch folgenden Uebergabsbrief den 4ten März 1681. übergab.

I. „Wir geben und stehen zu verschiedener Ursachen halber, an William Penn und seine Erben zu ewigen Zeiten, den ganzen Strich des „Landes zu Amerika, mit allen denen „dazu gehörigen Inseln. Das ist zu „sagen: Von dem Anfang des 40ten „Grades der Nordbreite, dessen ostwärts liegende Gränzen, laufen gänzlich längst der Seite des Delawareflusses, zwölf englische Meilen über „Neu-Castle.„

II. „Freien und ungehinderten Gebrauch und Reise in und aus allen „Häfen, Bayen, Wassern, Flüssen, „Inseln und Eilanden, so dazu gehören. Zusamt dem Grund, den Feldern, Wäldern, Büschen, Bergen, „Hügeln, Morästen, Inseln, Seen, „Flüssen, Wasserbächen, See- und „Meerbusen und Einlaß, die darinnen liegen, oder zu den vorbenannten „Gränzen und Scheidungen gehören. „Und solches bloß zu Nutzen und „Frommen des gedachten **William „Penn** für Ewig zu behalten und zu „besitzen. Und soll von Uns, als wie „von Unserm Schlosse Windsor gehalten werden, für jährlich zu einer freien und gemeinen Lehnerkenntniß zwei einzuliefernder und zu bezahlenden Bieberfelle.

III. „Aus Unserer fernern Gnade „haben Wir es billig geachtet, vorerwähntes Land und dessen Inseln zu „einer Land- und Herrschaft zu machen, maaßen Wir auch solches hiermit darzu machen und anrichten, „und nennen dasselbe **Pensilvanien.** „Und wollen, daß es von nun an hinführo allezeit also genennet werde.„

IV. „Wegen der absonderlichen „Zuversicht, so Wir in die Weisheit „und Gerechtigkeit des gedachten **William Penn** setzen; So überlassen „Wir ihm, seinen Erben und ihren „Verordneten zu einer bessern und „glücklichern Regierung, Gesetze zu „bemeldeter Landschaft allgemeinem „Besten zu machen, auch dieselben unter seinem Siegel kund zu „thun. Und solches durch und mit „Beirathen und Genehmhaltung der „Freileute oder Freisassen, so ferne „sie den Gesetzen unsers Königreichs „nicht zuwiderlaufen.„

V.

V. „Auch ertheilen Wir gedachtem „William Penn und seinen Erben „völlige Gewalt und Macht, Richter, „Beamte, und andere dergleichen Un„terbediente zu setzen, auf was Art und „Weise er es für nöthig erachtet.

„Imgleichen soll er auch Macht „haben, Uebelthaten und Verbrechen „zu vergeben und zu bestrafen, wie es „in wohl geordneten Gerichten ge„bräuchlich ist.„

„Und Wir wollen, befehlen und „erfordern auch hiermit, daß solche „Gesetze und Verhandlungen für ganz „vollkommen agnoscirt und unver„brüchlich gehalten werden, und daß „alle Unsere und Unserer Erben und „Nachkommen getreue Unterthanen „solche unverbrüchlich an diesem Orte „halten sollen, nur die endliche Appel„lation an Uns ausgenommen.„

VI. „Sollen die Gesetze zu dem „eigenthümlichen Besitz, so wohl bei „Abgang der Besitzer der Ländereien, „als auch der Anerbung der beweg„und umbeweglichen Güter dorten, „gleich wie hier in England, so lange „üblich seyn, bis bemeldeter Wil„liam Penn, oder seine Erben nebst „den Freileuten gedachter Landschaft „ein anders ordnen werden.„

VII. „Damit nun diese neue An„bauung sich durch Volksmenge desto „glücklicher vermehren möge; So ge„ben Wir für Uns und Unsere Erben „und Nachkommen allen Unsern jetzi„gen und zukünftigen getreuen Unter„thanen hiermit Freiheit, daß sie sich „dorthin begeben mögen.

VIII. „Freiheit allerhand Güter „und Waaren, nach Bezahlung des „hiesigen Uns gebührenden Zolles dort„hin zu bringen.„

IX. „Die Gewalt, diese Landschaft „in kleinere Bezirke oder Kreise auf „hundert Flecken oder kleinere Städte „zu vertheilen, Märkte und Messen „mit geziemenden Freiheiten anzustel„len; alles, wie es besagtem Wil„liam Penn und seinen Erben nütz „und dienlich zu seyn scheinet.„

X. „Freiheit, die dort gewachsenen „Früchte und bereiteten Manufaktu„ren in England einzubringen.„

XI. „Macht, Busen, Häfen, Ein„gänge, Anfuhren, u. s. w. und an„dere Oerter zur Handlung mit sol„chen Rechten, Gerechtigkeiten und „Freiheiten anzurichten, als es gedach„ter William Penn zuträglich zu „seyn findet.„

XII. „Die Gesetze der Schiffahr„ten sollen weder von den Regenten „noch von den Inwohnern gebrochen „werden.„

XIII. „Es soll kein Bündniß mit „einigen Fürsten oder Ländern, die „gegen Uns und Unsere Erben Krieg „führen, gemacht werden.„

XIV. „Wir ertheilen William Penn „und dessen Erben Gewalt zur Sicher„heit und Vertheidigung, auf solche Art „und Weise, wie er es für gut achtet.„

XV. „Völlige Macht, so viel „Stücke Landes anzuweisen, zu verge„ben, zu verpachten und zu verleihen „an alle solche, die er tüchtig befindet „selbige zu haben und zu besitzen, es

„behalte nun Jemand das Land bloß „für sich auf seine Lebenszeit, oder für „seine Leibeserben, oder auch nur auf „gewisse Jahre.„

XVI. „Wir ertheilen und gestehen „zu die Freiheit einem jeden dieser „Leute, welchen **William Penn** ei„niges Erbgut zugestanden hat, da„selbst sein Gerichte und Ordnung zu „besserer Sicherheit zu halten.„

XVII. „Macht diesen Leuten, daß „sie ihre Besitzungen und Rechte wie„derum an andere, entweder zu Lehn, „oder mit gewissen Bedingungen über„lassen können.„

XVIII. „Wir versprechen und ge„stehen gedachtem **William Penn**, „seinen Erben und Verordneten, zu, „daß wir keinen Zoll oder Auflage auf „die Inwohner der erwähnten Land„schaft, noch auf derselben Ländereien, „Haab und Güter, oder Kaufmanns„waaren, ohne Bewilligung der In„wohner und des Regenten, setzen oder „machen wollen.„

XIX. „Auch befehlen Wir, daß „keiner Unserer, oder Unserer Erben „und Nachkommen, hoher oder nie„driger Bedienten sich unterstehen soll, „jemals im geringsten wider das hie„vor gemeldete zu handeln, oder sich „demselben im mindesten zu wider„setzen, sondern, daß sie jederzeit ge„sagtem **William Penn**, seinen Er„ben und den Inwohnern und Kauf„leuten, ihren Faktoren und Gevoll„mächtigten zum völligen Brauch und „Nutzen dieses Unsers Freiheitsbriefes „behülflich und beförderlich seyn sollen.

XX. „Und daferne etwa künftig ei„niger Zweifel oder Frage wegen des „rechten Verstandes oder Meinung „in einem Wort oder sensu, so in die„sem Freiheitsbriefe enthalten, sich er„eignen solte, so wollen Wir, verord„nen und befehlen, daß zu allen Zei„ten und in allen Dingen eine solche „Auslegung darüber von einem Un„serer Hofgerichte geschehe und zuge„standen werd‑, die gedachtem **Wil„liam Penn**, seinen Erben und Ver„ordneten am günstigsten und vor„theilhaftesten ist, in sofern es nicht „wider die Uns und Unsern Erben „schuldige Treue läuft.„

„Zum Zeugniß dessen haben Wir „diesen offenen Brief ausfertigen las„sen ꝛc.

Carolus II. **West-Münster**, den 4ten Mart. 1681.

Da Penn diese königliche Schenkung erhalten hatte, ließ er folgendes Proclama in London und anderen Orten affigiren und cirkuliren:

„Wem es beliebt, sich mit mir „wegen der Landschaft Pensilvanien „einzulassen, mit dem kan allhier „gehandelt, und ihm dieserwegen „das weitere bekant gemacht wer„den von Philipp Ford. Thomas „Rudyard. Benjamin Klarc. Jan „Roelofs van der Werf.„ &c.

Am 2ten April 1681 wurden vom König **Carl** II. bereits alle in dieser Landschaft befindliche Inwohner und Pflanzer durch ein schriftliches Mandat an **William Penn**, als völligen

Ei-

Eigenthumsherrn und Regenten, zum schuldigen Gehorsam verwiesen.

In London verkaufte Penn 3000 Acker Landes holländischer Maaß in seiner neuen Landschaft für 100 Pfund Sterling, jedoch unter der Bedingung, daß es zu ewigen Zeiten Erbpacht bleiben solte, und ihm von jedem 100 Acker jährlich ein englischer Schilling bezahlt wurde.

Jedem von denen, die zu der Uebersahrt zwar das nothdürftige Geld hatten, aber bei ihrer Ankunft in Pensilvanien von allen Mitteln entblößt waren, sich nieder zu lassen, und Land anzukaufen, gab Penn 50 Acker auf Erbpacht, und jeder von diesen mußte ihm alle Jahr von jedem Acker einen Stüber Zins entrichten.

Um die Dienstboten zu desto mehrerm Fleiß aufzumuntern, gab er ihnen völlige Freiheit, so bald sie ihre bedingten Jahre ausgedienet hatten, 50 Morgen Acker anzunehmen, und von jedem Morgen bezahlten sie ihm des Jahrs nur einen halben Stüber.

Die Landeseingebornen, (die Indianer,) machte sich Penn dadurch zu Freunden, daß er den Vornehmen unter ihnen bei seiner Ankunft Kleider, Hüte, u. d. gl. schenkte. Hierdurch gewann er ihre Liebe und Zuneigung, und konte alles von ihnen erhalten. Er kaufte ihnen auf 20 Meilweges lang ihren Grund und Boden ab, und sie rückten darauf um so weit weiter in die Wälder zurück.

Im Jahr 1682 den 1ten November langte **William Penn** mit 20 Schiffen, nachdem er 6 Wochen auf der Reise zugebracht hatte, in seinem ihm geschenkten Lande an, und erbauete darauf zwischen den Flüssen Delaware und Scolkis, oder Schoolkill, die Stadt Philadelphia.

Die Häuser in Philadelphia sind meistentheils schön gebauet, von Ziegelsteinen aufgeführt und drei Stockwerk hoch. Es sind viele enge Gäßgen und Gänge in der Stadt, z. E. das **Huttons Gäßgen**, **Morris Gäßgen** und **Jones Gäßgen**, worin man sehr schöne Häuser antrift. **Shorters Gang**, **Yowers Gang**, **Wallers Gang**, **Turners Gang**, **Sikes Gang** und **Flowers Gang**. Alle diese Gänge und Gäßgen erstrekken sich von der ersten Hauptstraße zu einer andern Straße, die **Carters Gang** genennet wird. Auch trift man in dieser prächtigen Stadt verschiedene große viereckte Plätze und Hauptstraßen an, wovon die vornehmsten folgende sind, die zum Theil ihren Namen von denen vor diesem häufig allda wachsenden Bäumen erhalten haben, als: **Walnusstraße**, (Walnutstreet,) **Weinstockstrasse**, (Vinestreet,) **Maulbeerstraße**, (Mulberrystreet,) **Castanienstraße**, (Chastnutstreet,) **Sassafraßstraße**, (Sassafrasstreet,) ferner die **Hochstraße**, (Highstreet,) **Breitestrasse**, (Broadstreet,) **Delawarestraße**, (Delawarestreet,) **Front** oder **Hauptstraße**, (Frontstreet,) u. f.

In der Stadt werden alle Jahr drei Mes-

Messen gehalten, und wöchentlich zwei Märkte.

Schiffe von 2 oder 300 Tonnen, können auf den Flüssen Delaware und Sobool kill bis an die Stadt kommen.

Anderthalb Stunden von Philadelphia liegt die Stadt Frankfurt, die starken Handel treibt, und worin Mühlen, Glashütten und Steinbrennereien angelegt sind.

Neu-Castle liegt 40 englische Meilen von der See, an dem Delawarefluß und hat einen guten Hafen.

Die Stadt Upland liegt 20 englische Meilen von Neu-Castle aufwärts des Delawareflusses, und wird meistens von Schweden bewohnt.

Am 24ten Oct. 1685 wurde zwo Stunden von Philadelphia eine neue Stadt Namens Germantown angelegt. Die ersten Bewohner dieser Stadt, die meistens hochdeutsche Handwerksleute und vorzüglich Leineweber waren, bestanden anfänglich aus 12 Familien von 41 Köpfen.

Außer diesen Städten sind auch noch verschiedene Flecken und Dörfer in Pensilvanien, z. E. Dublin, Harford, Merioneth, Radnor, Curnbey, u. s. w.

Die Luft ist hier rein, heiter und der Gesundheit sehr zuträglich. Selten ist der Himmel mit Gewölk überzogen. Im Sommer pflegt es von 9 Uhr des Morgens, bis Nachmittags um 2 Uhr, vorzüglich im Monat Julius und August, am wärmsten zu seyn, jedoch mildern öftere Winde die Hitze sehr. Zwo Stunden vor Abend wird es insgemein kühl und feucht, und die Nacht über thauet es stark. Thauet es des Nachts nicht, so ists ein Zeichen, daß es bald regnen werde. Es wehen hier starke West- und Nordwestwinde. Der Südwind bringt gemeiniglich Platzregen. Der kürzeste Tag ist in Pensilvanien zwei Stunden länger, wie in England, und der längste Tag zwei Stunden kürzer.

Vor der Mitte des Julius hat man hier schon alles Korn eingeerntet. Jeder ausgesäete Scheffel Weitzen, liefert in den meisten Jahren gemeiniglich nach der Ernte zwischen 20 und 30 Scheffel wieder.

Das Land wird, wenn es gepflügt ist, zweimal mit hölzernen Harken, die an den Ecken und Spitzen mit Zinn beschlagen sind, übergeharket.

Das Pflügen verrichtet man durch Ochsen, obgleich an guten Pferden, die hier gemeiniglich unbeschlagen gehen, auch kein Mangel ist.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

37tes Stück.

Freitag, den 9ten Mai 1783.

Des Herrn Gabriel Thomas kurze Beschreibung der Landschaft Pensilvanien.

(Schluß.)

Pensilvanien hat Eisensteine, die besser und reichhaltiger an Eisen sind, wie die in England, gute Kalksteine, Marienglas, Asbest, Kupfer, Steinkohlen, u. d. gl. m.

Nicht völlig zwo englische Meilen von Philadelphia, befinden sich mineralische Quellen, die eben die Würkung thun, welche die Mineralwasser zu Epsom hervorbringen.

Sowohl an zahmen, als wilden Geflügel ist kein Mangel. Man hat hier Gänse, Enten, Calekuten und Hühner, und verschiedene wilde Vögel, als: **Teals**, (eine Art Wasservögel, die den Enten gleichen, und sehr delikat schmecken;) wilde Gänse, Taucher, **Brands**, (eine Art kleiner wilder Enten,) Schneppen, **Curlews**, (eine Art Wasservögel die diesen Namen von dem Tone, den sie im Rufen machen, erhalten haben,) **Heatbirds**, oder Sprehen, Staare, Adler, Phasanen, Rebhühner, wilde Tauben und einen merkwürdigen Vogel, der Spottvogel heißt. Dieser Vogel ist fast so groß wie ein Kukuk, und äffet die Stimmen und den Gesang aller Vögel nach.

Von den mancherlei Arten Fischen und Seethieren, die man in Pensilvanien in Menge antrift, will ich der Kürze halber hier nur folgende bemerklich machen: **Elsters**, **Katzenkopf**, (ein an beiden Kiefern mit Stacheln versehener Fisch, der oben auf dem Kopfe einen großen Stachel hat,) **Schafskopf**, (Sheep head,) Heringe, Smelts oder Zwelffer, Stockfische, Aale, Barse, Wallfische, Lachse, Forellen, Störe, Rogen, Austern, Krebse, Seeschnecken, Muscheln, und eine Art kleiner Muscheln, **Canock** genannt.

Zu den hiesigen wilden vierfüßigen Thieren, gehören das Pantherthier, Wölfe, Fischottern, Rehe, Biber, Ottern, Hasen, Müscusthiere, (Mink,) wilde Katzen, Füchse, eine Art Dachse, **Rakoons** genannt, Caninichen,

Possams, Bären, Eichhörnchen, fliegende Eichhörnchen, Elendthiere, Büffelochsen, u. d. gl. m.

Noch muß ich hier die **Bullenfrösche** berühren, die wie ein Bulle brüllen, und daher ihre Benennung erhalten haben, imgleichen eine andere Art von Fröschen, die auf die Gipfel der Bäume kriechen, und die Stimme mancherlei Vögel nachäffen.

Der hier gebauete Wein liefert die köstlichsten Trauben. Wallnüsse, Castanien, Haselnüsse, Heidelbeeren, schwarze und weiße Maulbeeren, Himbeeren, Crombeeren, allerhand Arten Pflaumen, u. d. gl. gehören zu den in Pensilvanien in großem Ueberfluß wildwachsenden Früchten, von denen jeder so viel einsammeln kan wie er will.

Aepfelbäume werden hier in großer Menge angepflanzt. Man ziehet sie aus dem Kern, und pfropfet und inokulirt sie nicht. Aus ihren Früchten presset man delikaten Ciderwein.

Aus den Birnen und Pfirschen wird eine Art Rum oder Brantewein distillirt.

Quitten, Kirschen, Stachelbeeren, Johannisbeeren, eine Art kleiner Kürbse, Squasher genannt, Kürbse, Wassermelonen, französische Melonen, u. d. gl. bringt das Land in Menge hervor.

Zu den hier wachsenden Arzeneikräutern und Wurzeln, gehört der Sassafras, die Sarsaparille, die schwarze Schankenwurzel, die mit Wein, Brantewein oder Rum distillirt, ein herrliches Präservativ in Pestzeiten seyn soll, die Rattle-Snakenwurzel Pokewurzel, u. s. w.

Pensilvanien ist in sechs Grafschaften getheilt, als: in die Grafschaft Philadelphia, die Grafschaft Buk, die Grafschaft Chester, die Grafschaft Neu-Castle, die Grafschaft Kent und die Grafschaft Sussex.

In der Grafschaft Kent und Neu-Castle wird der meiste Tabacksbau und die stärkste Viehzucht getrieben, und beide Oerter sind auch am gelegensten und geschicktesten dazu.

Die übrigen Grafschaften legen sich vorzüglich auf den Anbau des englischen Korns.

Die pensilvanischen Getreidearten sind: Weitzen, Rocken, Haber, Gerste, Buchweitzen, indianisches Korn, Erbsen, Bohnen und indianische Erbsen.

Der Hanf- und Flachsbau wird hier stark getrieben. Rüben, gelbe Möhren, Pastinacken, und eine Art gelber Erdäpfel, die zuerst von Antego nach Pensilvanien kamen, bringt das Erdreich in größerer Menge hervor wie in England, und alle diese Gewächse sind auch größer, dicker und von angenehmern Geschmack wie die englischen.

Man hat alle Arten Kräuter und Wurzeln, die man in England in den Gärten findet, oder die daselbst wild wachsen, findet man auch hier: z. E. Artischocken, meist alle Arten von Salaten, Senf, Raute, Salbey, Krausemünze, Fahrenkraut, (Tanacetum,) Poley, Portulak, u. s. w.

Es

Es giebt hier Landleute, deren jeder jährlich zwischen 70 und 80 Acker mit Weitzen besäet, ausgenommen, was sie nun außerdem noch mit Gerste, Rocken, Haber, Erbsen, Bohnen, Buchweitzen, u. s. w. bestellen.

Gemeiniglich hat man in jedem Jahr zwei Ernten, die erste von englischem Weitzen, und die andere von Buchweitzen.

Schweine und Pferde sind in Pensilvanien in großer Anzahl und von vorzüglicher Güte. Ich sahe ein Schwein schlachten, das ein Jahr alt war, und 200 Pfund wog.

Die pensilvanischen Pferde sind sehr stark, und können die größten Strapatzen ausstehen.

Ein pensilvanischer Ochse wiegt gewöhnlich 800 Pfund, wenn er geschlachtet wird.

Die dortigen Schafe tragen gemeiniglich zwei Lämmer auf einmal, und einige lammen zwei mal im Jahr. Ihre Wolle ist fein, dick und blendend weiß.

Der Handel der Pensilvanier erstreckt sich nach **Neu-York**, **Neu-England**, **Virginien**, **Maryland**, **Carolina**, **Jamaika**, **Barbados**, **Nevis**, **Montferat**, **Antego**, **St. Christoph**, **Barmudes**, **Neu-Foundland**, **Maderas**, **Saltetudeous**, **Alt-England**. Er bestehet vorzüglich in Pferden, Tannen, Mehl, Butter, Käse, eingepökkeltem und geräuchertem Schweine- und Rindfleisch, eingesalzenen Fischen, Bier, allen Arten von Korn, Erbsen, Bohnen, Fellen, Häuten, Taback, Pottasche, Wachs, Honig, u. s. w. wofür sie Rum, Zucker, Syrup, Silber, Salz, Wein, Hausgeräthe, Tücher, Schwarze, u. d. gl. eintauschen.

Von den Gesetzen, die **William Penn** seinem neuen Lande gab, will ich nur folgendes anführen. Er verordnete, daß

1) um des Glaubens Willen Niemand unterdrückt, sondern die Gewissensfreiheit allen Landeseinwohnern uneingeschränkt gelassen werden, auch jeder Nation und Secte es frei stehen solte, sich nach eigenem Gefallen Kirchen und Schulen zu erbauen.

2) Der Sonntag solte dem öffentlichen Gottesdienste gewidmet seyn. Die Lehre von Gott solte dermaaßen eifrig getrieben werden, daß die Reinigkeit derselben bei jedem aus den daraus folgenden Früchten erkant werden könte.

3) Die hin und wieder im Lande einzeln wohnende Bauern, solten zur bequemern Erziehung der Jugend, in Dörfer und Flecken zusammen ziehen.

4) Die Gerichtstäge solten zu gewissen Zeiten öffentlich gehalten werden, und jedem solte es frei stehen, dabei zuzuhören.

5) In den angehenden Städten und Flecken sölten gewisse Friedensrichter zu Beobachtung der Gesetze, verordnet werden.

6) Das Fluchen, Gotteslästern, Misbrauchen des göttlichen Namens, Zanken, Betriegen und Betrinken, solte mit dem Halseisen bestraft werden.

7) Alle Handwerker sollen mit der ihnen verordneten Taxe zufrieden seyn.

8) Jedes Kind soll, so bald es zwölf Jahr alt ist, zu einem Handwerker in die Lehre gethan, oder zur Erlernung einer andern Handthierung angehalten werden.

Alle Processe werden mit großer Sorgfalt, und so schnell wie möglich, geschlichtet. Beträgt der Rechtsstreit unter 40 Schilling, so hat jeder Friedensrichter die Macht, die Sache zu untersuchen.

An großen Malz- und Brauhäusern fehlt es in Philadelphia nicht. Die hiesigen Wassermühlen übertreffen die englischen an Geschwindigkeit im Mahlen und gutem Mehlmachen.

In Germantown wird sehr gutes Papier, gutes Linnen, Druppet a), Crep b) und Sarle, nebst andern wollenen Tüchern gemacht.

In den meisten Theilen des Landes sind herrliche Gärten mit prächtigen Sommerhäusern angelegt.

a) Eine Art Zeug, das fast wie Tuch aussieht, aber nicht so gut und theuer wie Tuch ist.

b) Ein von Kameelhaaren verfertigtes Zeug.

Hannover. G. F. Wehrs.

Sendschreiben an den Herrn Oberförster Ahlers zu Bremervörde.

Da Ew. durch Bekantmachung vieler mit ruhmwürdigem Fleisse angestellten Versuche den Taxus- oder Ibenbaum von dem Verdacht befreiet, daß der Genuß seines nadelartigen Laubes unterschiedenen Thiergattungen, und fürnemlich den Pferden tödtlich sey, so wird Ihnen, als ein Nachtrag zu besagten Erfahrungen, die gegenwärtige Nachricht von ausgeprüfter Unschädlichkeit auch des menschlichen Genusses der Früchte dieses, einige Zeit her so sehr verschrienen Baumes, nicht unwillkommen seyn.

Der Verfasser dieses Sendschreibens, befindet sich seit 24 Jahren in dem Officialbesitz eines mit vielen alljährlich Beeren tragenden großen Taxusbäumen nach altväterlicher Art verzierten herrschaftlichen Amtgartens. Schon hatten die vier ältesten seiner eilf Kinder sich mehrere Jahre an dem Genuß der Taxusbeeren vergnüget, und niemals über einiges sich dadurch zugezogenes Ungemach geklaget, als deren Aeltern durch Lesung eines sonst bewährten botanischen Schriftstellers, der in Uebereinstimmung mit mehr andern Botanisten, den Genuß dieser Frucht für vergiftend und tödtlich erkläret, zweifelhaft gemacht und bewogen wurden, sowohl ihren Kindern das Essen der Taxusbeeren zu verbieten, als auch

auch dem Gärtner deshalb bestimmte Anweisung zur Mitobacht zu ertheilen. Der Gärtner, voll Verwunderung über ein ihm so fremdes Verbot, versicherte gleich alsofort, wie er als eines hamburgischen vieljährigen Gartenwärters Sohn, nebst drei allerseits gesund und stark herangewachsenen Geschwistern, von Jugend auf alljährlich Taxusbeeren genossen, und sie insgesamt nie das mindeste Uebelbefinden darnach gespüret hätten. Bald nachher wurde eines meiner Kinder, ein viertehalbjährer Knabe, noch vor dasjähriger Reife der Taxusbeeren mit einem Schnupfenfieber, vergesellschaftet mit heftigem trocknen Husten und unüberwindlichen Abscheu gegen alle Kinder sonst nicht unangenehme brustlösende Süßigkeiten befallen. Da die Gefahr der Erstickung des Kindes groß wurde, versuchte man in Abwesenheit des Arztes vergebens, durch mehrere sonst in dergleichen Fällen würksame Mittel dem kranken Kinde möglichst schleunige Hülfe zu verschaffen, als unerwartet einer der ältern Brüder des Knaben eine Theetasse voll, immittelst als zugereiset entdeckter Taxusbeeren dem kleinen Kranken brachte, und dieser erfreuet über den Anblick solcher ihm schon vom vorigen Jahre her bekanter Frucht, dieselben mit Wollust verzehrte. Kaum eine Viertelstunde nach reichlichem Genuß davon, war der trockene Husten des Kindes gelöset und die übrige Krankheit desselben durch sonst gewöhnliche Mittel bald geheilet. Dieser besondere Versuch veranlaßte natürlicher Weise eine genauere Prüfung des gebrauchten außerordentlichen Mittels, von welchem der Arzt meines Hauses ein rühmlich bekanter hiesiger Landphysikus, eine Quantität auf mein Ersuchen zu sich nahm, um diese Frucht desto näher medicinisch zu untersuchen. Das Resultat der Erforschungen desselben war, daß die Taxusbeere einen mucilaginösen Brust erleichternden Saft in sich fasse, der allerdings auf die erzählte Art mit Nutzen habe gebraucht werden können, auch überall keine der menschlichen Gesundheit schädliche Bestandtheile enthalte. Durch diese selbst von unserm Arzte bewährt gefundene Unschädlichkeit der Taxusbeeren, erwuchs der leicht vorauszusehende Erfolg, daß nun auch meine jüngeren Kinder, deren jetzt, wie oben gedacht, überall eilf in guter Gesundheit leben, fortfuhren, alljährlich die reifen Taxusbeeren in Menge zu essen, ohne weiter einigen Nachtheil davon zu befürchten, vielweniger zu erleben. Durch solchergestalt vervielfältigte Erfahrung, war mithin der bis jetzt im Dunkeln geherrschte Argwohn, als ob der Genuß der Taxusbeeren dem Menschen schädlich, oder gar tödtlich sey, wenigstens in Absicht des in hiesigen Gegenden wachsenden Taxus- oder Ibenbaumes überflüßig widerleget, und der Verfasser dieses Aufsatzes, las nur noch mit Misvergnügen, die in dem Hannoverischen Magazin von Zeit zu Zeit erzählten Wahrnehmungen, einer tödtenden Würkung, welche das von mehreren Thier-

arten, und insbesondere von den Pferden genossene nadelartige Laub dieses von ihm als einem am Oberharze gebornen Freunde aller Nadelholzsorten von jeher begünstigten Taxusbaumes unvermeidlich nach sich ziehen solte, und von deren Unrichtigkeit durch sichere Erfahrungen sich zu überzeugen, es hiesigen Ortes an zureichender Gelegenheit fehlete. Destomehr haben mich dagegen die von Ew. des Endes unlängst in diesen Blättern erzählte wiederholte, und insgesamt nach Wunsch gelungene Versuche vergnüget, und ich danke Ihnen zu meinem Antheile auf das verbindlichste für deren dem Publikum gegönnete nützliche Bekantmachung.

W. B.

Fragment aus Betrachtungen bei dem Begräbnisse eines Mannes von außerordentlichen Verdiensten.

Der Ruhm ist nicht immer ein sehr getreuer Gefährte des Verdienstes. Ein Paar Bogen Witz werden oft an dem erhabensten Platze in dem Archive der Denkwürdigkeiten aufbewahrt, und unter ihnen liegen die unschätzbarsten Urkunden tugendhafter Thaten mit dem Staube der Vergessenheit bedeckt. —

Nie habe ich diesem gewöhnlichen Laufe der Dinge mit mehrerm Unwillen nachgedacht als jetzt in dem Augenblicke, da ich von der Beerdigung eines Mannes zurückkehre, der sein ganzes Daseyn der Wohlfahrt seiner Mitbürger aufopferte, dennoch aber durch kein dem Verdienste gewidmetes Ehrenzeichen von dem gemeinen Haufen alltäglicher Menschen unterschieden wurde.

Man glaubt viel gethan zu haben, wenn über einen solchen Verlust einige Thränen fließen, die bald wieder vertrocknen. Mehr Erkentlichkeit aber dürfen Verdienste ohne Glanz, ohne Geräusch im stillen erworben, nicht gewärtigen. Stirbt irgend ein berühmter Harlekin, so würde es jedem Journalisten verdacht werden, der nicht den Tag seines Todes, mit gehäuften Lobeserhebungen anzeigte. Allein, wie selten wenden diese nur die geringste Zeile an die öffentliche Verbreitung der Tugenden eines Unbekanten, solte er auch in einem einzigen Tage mehr Gutes gestiftet haben, als Schriftsteller der ersten Größe, durch ganze Bibliotheken ihrer Werke?

Mögten doch die heutigen Reformatoren es für ein würdiges Geschäfte halten, unser Zeitalter von dieser Ungerechtigkeit zu befreien, und mehr Sorgfalt für das Andenken solcher Männer zu erregen suchen, denen es wichtiger ist, Menschen glücklich zu machen als zu amüsiren, die ohne Zeitverschwendung und Pflichtvergessenheit nicht für ihren eigenen Ruhm ar-

arbeiten konten, deren ganzes Leben hingegen aus schönen Handlungen zusammengesezt war, und eben darum vor den Augen der großen Welt verborgen blieb!

Nachricht an die Liebhaber der Musik.

Die Herausgeber der J. J. Rousseauischen Werke, wollen neben diesen und andern französischen Autoren auch noch ein

Journal de Littérature & Choix de Musique

heraus geben; worüber ein besonderer in französischer Sprache geschriebener Prospectus, der das Modell der Schrift, des Formats und Papiers enthält, im Druck erschienen ist.

Dieses Journal soll enthalten:

Erstlich eine unpartheiische und gründliche Anzeige der merkwürdigsten Produkte der **französischen, deutschen, englischen** und **italienischen Litteratur**, und zwar aus dem Fache der **Philosophie, Geschichte, Romanen, des Theaters** und der **Poesie**; dann kleinere **poetische Stücke, Epigrammen**, merkwürdige **Anekdoten**, kurzgefaßte **Biographien** von Gelehrten, Ton- und andern Künstlern; desgleichen **kritische Anzeigen** neuer **musikalischer Werke**, die die Aufmerksamkeit des Publikums zu verdienen scheinen, nebst einigen **Lebensumständen** des Verfassers. Was aber dieses Journal von allen andern auszeichnen wird, werden

Zweitens, die **musikalischen Stücke** seyn, wovon jedem Hefte von 6 Bogen in Quart, wenigstens 3 Bogen angehängt, und die mithin jährlich einen besondern Band von 36 bis 40 Bogen ausmachen werden. Da die Gesellschaft mit den besten französischen, italienischen und deutschen Gelehrten und Tonkünstlern in Verbindung stehet; so wird man hoffentlich nicht befürchten, mit mittelmäßigen, schon bekanten, geschmacklosen oder schlechten Stücken hintergangen zu werden.

Diese musikalischen Stücke nun werden bestehen:

1. In den neuesten und interessantesten Arien, aus französischen, italienischen und deutschen Opern, noch ehe selbige aufgeführt worden sind.

2. In neuen **Romanzen, kleinern Arien** von einer oder zwo Stimmen, mit der Begleitung eines oder mehrerer Instrumente.

3. In größern **musikalischen Stücken**, für alle Gattungen von Instrumenten, insbesondere aber fürs Clavier.

An der Correctheit des Drucks des Textes und der Noten wird hoffentlich Niemand zweifeln; wenn ich versichere, daß besondere sachkundige Personen die Correctur besorgen werden.

Die

Dieses Journal wird, wie bereits erwähnt ist, jährlich in groß Quart auf 72 Bogen sich belaufen, und allmonatlich in Heften von 6 Bogen ausgegeben werden, wovon die Hälfte allein der Musik wird gewidmet seyn.

Der Subscriptionspreis ist zu Zweybrücken ein neuer Louis d'or, oder eilf Gulden rheinisch, nach dem 24 Guldenfuß, und 6 Rthlr. 3 ggr. Sächsisch, den alten Louis d'or zu 5 Rthlr. gerechnet, und wird halbjährlich bezahlt.

Die Versendung geschieht jedesmal, zu Ersparung der Kosten, mit unsern übrigen Schriften, alle 4 oder 6 Wochen, und zwar frei bis Frankfurt am Mayn. Von dorten an tragen die Subscribenten Fracht und Gefahr.

Das erste Heft wird den 15ten Heumonat ausgegeben.

Man subscribirt nur für die leztern 6 Monate dieses Jahrs; in der Folge aber auf nicht weniger als auf einen completen Jahrgang.

Der Postschreiber Albers in Hannover nimt Subscription für hiesige Gegend an.

Aufgaben.

1.

Wie leget man auf dem Lande eine gute Taubenflucht an, so daß man den besten Nutzen davon hat? Wie werden die Tauben für Raubthieren und Ungeziefer am besten verwahrt? und wie viel erfordern sie etwa im Winter Futter nach Proportion einer gewissen Anzahl?

2.

In Niedersachsen, in der Gegend von Hamburg, ist ein Distrikt, wo die recht großen Hühner zu Hause sind und gezogen werden. Wie haißt dieser Distrikt, und wo sind diese Hühner zu haben?

3.

Wie werden die italienische Macaronen am besten zubereitet, daß man sie genießen, und Gebrauch davon machen kan?

4.

Wie können die Spick- und andere Murcheln, die an einigen Orten in den Hölzungen wachsen, zugezogen und vermehrt werden? was für einen Boden erfordern sie? und wo und an welchem Orte wachsen sie am häufigsten?

Druckfehler. Im 33ten Stücke dieses Magazins, auf der ersten Seite §. 16. muß in dem Recept *Naphæ*, statt *Naphthæ* gelesen werden.

Hannoverisches Magazin.

38tes Stück.

Montag, den 12ten Mai 1783.

Verfolg der Reise eines Theils der nach Ostindien gegangenen Chur-Braunschweig-Lüneburgischen Truppen, von Rio de Janeiro bis Madras a).

Den 3ten Junius 1782 liefen wir, um unsere Reise weiter fortzusetzen, von Rio de Janeiro wieder aus, gingen aus Mangel des Windes gegen Abend vor Anker, und den 4ten Jun. wieder unter Segel, mußten aber wegen Windstille wieder Anker werfen; wir lichteten sie den 5ten Jun., und am Abend waren wir bei gutem Winde wieder in dem Ocean. In dieser Nacht verließ der Cutter, (ein kleines Schif von 12 vierpfündigen Kanonen,) die Flotte, und ging mit des Admirals Depechen und unsern Briefen nach England zurück. Den 10ten Jun. des Abends hatten wir den ersten heftigen Squal, (eine Art von einem nicht lange anhaltenden, aber um so öfter kommenden Sturm,) der uns fünf Seitensegel auf einmal wegnahm, uns aber, durch die Vorkehrung unsers aufmerksamen Capitains weiter nicht schaden konte. Mit diesem Vorfall nahmen zugleich die unruhigen Zeiten, da wir wegen hoher und unruhiger See nicht wenig herum geworfen wurden, ihren Anfang. Den 20ten Jun. des Abends, sahen wir den Commodore Sir Richard Bickerton zum letzten mal, und in dieser Nacht wurde die Flotte durch die Squals zerstreut; indeß sahen wir den zweiten Tag, da wir 36 Grad 25 Minuten südlicher Breite waren, zehn

a) Siehe das 20te bis 23te Stück von diesem Jahre. Solten mehrere umständliche Nachrichten von Freunden einlaufen, welche diese Reise mit gethan haben, so werden diejenigen, die solche bekommen gar sehr gebeten, dieselben dem Intelligenzcomtoir gütigst mitzutheilen, damit daraus ein Auszug gemacht, und unsern Landesleuten vorgelegt werden möge, denen dergleichen Nachrichten gewiß angenehm seyn werden. Bei den Auszügen soll die erforderliche Aufmerksamkeit angewendet werden, daß man nicht einerlei Sache mehrmals wiederhole. Da jedoch, wie aus diesem Briefe ersichtlich, die Transportschiffe auf der Reise nicht zusammen geblieben, so haben ohne Zweifel von einander abweichende Vorfälle sich ereignet, durch deren Erzählung die Nachricht interessant wird.

ostindische Schiffe wieder, so sich aber auch allmählig zerstreueten, so, daß wir nur noch eines davon den 28ten Jun. in einer weiten Entfernung, hinter uns wahrnahmen. Diesen Tag, da wir 37 Grad 16 Minuten waren und trübes stürmisches Wetter, auch widrigen Ostwind hatten, der in dieser Gegend was ungewöhnliches seyn soll, wurden wir auf einer kurzen Entfernung gewahr, daß wir gerade auf die Insel de **Tristan de Cunhan** zusteuerten. Diese ist ein, von einigen Meilen im Umfang, bloßer, ungeheurer Felsen, dessen Spitzen mit Schnee bedeckt waren, und der keine andere Bewohner als eine Menge Seevögel von vielerlei Gattungen hat, worunter die Arbatrossen die vornehmsten, wenigstens die größesten waren, weil ihre Breite bei ausgebreiten Flügeln von einer Spitze zur andern 18 bis 30 Fuß ausmachen soll. Ein Glück war es, daß uns dieses bei Tage begegnete, da wir noch geschwinde ausweichen konten. Wir ließen unsere große Flagge wehen, nicht zur Ehre des Felsen und seiner gefiederten Bewohner, sondern damit dem hintersten Schiffe, wegen dieses Felsen ein Signal zu geben, und wünschten, daß unsere Furcht ungegründet u. kein Schif von unserer Flotte daran gestrandet seyn mögte, weil wir zwei Trümmer von einem Schif wahrnahmen, die aber auch nur von einem Bote seyn konten, das die Wellen von einem Verdeck gespület. Da unser Schif vorzüglich hoch von Bord und auch breit ist, so war die Kraft der Wellen, wenn sie darüber wegschlugen, nicht mehr so stark. Indeß fand ich sie einmal noch sehr würksam, da mich eine unverhoft überraschte, und ein Paar Schritt wider meinen Willen schnell fort warf, wodurch ich von unten bis oben recht wohlthätig gebadet wurde. Den 29ten Jun. hatten wir auch unser lezt erwähntes noch einziges Schif aus den Augen verloren. Wir waren also ganz alleine, jedoch bei den Kenntnissen unsers erfahrnen und geschickten Capitains ruhig und gutes Muths.

Im Julius.

Wir hoften, daß wir in diesen Tagen ein oder anderes von denen uns abtrünnig gewordenen Schiffen wieder zu Gesichte bekommen würden, allein, bei aller Mühe, so sich der Capitain auch dieserwegen gab, war unsere Hofnung vergebens. Zur Sicherheit, um nicht gekapert zu werden, hielten wir uns sehr nach Süden, welches wir sonst zu keiner andern Zeit nöthig gehabt, sondern in einem wärmern Klima und ruhigern See hätten bleiben können. Auch war der Südwind, den wir gleichsam aus der ersten Hand über das Eismeer hatten, um diese Zeit, da es hier ohnehin Winter ist, außerordentlich kalt und unfreundlich, vielleicht war uns dieses um desto empfindlicher, da wir an die Wärme bereits gewohnt, und als Europäer um diese Jahrszeit auch Sommer verlangen konten. Mittlerweile hatten wir unvermuthet den 2ten Julius bei einem fürtreflichen Nordwinde

de der uns heitere bequeme Luft aus dem warmen Europa zuwehete, einen so schönen Tag, wie wir ihn seit drei Wochen nicht gekant. Wir segelten in 24 Stunden nicht allein gemächlich, sondern sogar ganz sanfte 195 englische Meilen, und wurden überzeugt, wie auch auf dem Wasser die Wahrheit Plaz findet, daß ein einziger guter Tag so viele üble vergessend und verschwindend macht. Bei den anhaltenden Squals verloren wir den 5ten Jul. die große Raasegel- oder Querstange vom Mittelmast, woran das größte Segel befestiget wird. Das Segel aber wurde noch gerettet, und nach einigen Tagen war der Verlust der Raa auch wieder durch eine andere ersezt. Dieses ist kein kleines Stück Holz, sondern von 75 Fuß lang, in der Mitte mehr als 5 Fuß dick, fällt allmählig nach beiden Enden ab, so, daß ein jeder Fuß 2 Fuß in der Runde behält. Das Stück zu dieser neuen Raa hat dem Capitain im Einkauf 49 Pf. Sterling gekostet. Zum Glück hatten wir gleich nach diesem Verlust einige ziemlich ruhige Tage, worin die Herstellung dieses Schadens geschehen konte, und wir übrigen verloren dabei weiter nichts, als einige hundert Meilen, die wir sonst hätten weiter vorwärts kommen können. Wie wir den 15ten Jul. die Breite von 38 Grad 15 Minuten hatten, waren wir auch um das Vorgebürge der guten Hofnung herum gekommen. Wir sahen nahe am Schif einen Wallfisch. Der Theil vom Rücken, der davon aus dem Wasser gesehen werden konte, war außerordentlich groß und mit Muscheln und Schnecken von allerlei Farben, so sich darauf fest gesezt hatten, reichlich versehen. Auch sahen wir mit Vergnügen den Eifer eines Matrosen, welchem ein großer Schark oder Hayfisch sein Lieblingsgerichte, nemlich ein Stück beef oder gesalzen Rindfleisch, so er an einem Strick im Wasser hängen hatte, wegschnappte. Der Matrose fing diesen Räuber gleich nachher an einem großen Angel, und schnitt ihn mit der größten Hize auf, nahm ihm das Stück Fleisch wieder aus dem Magen, und schickte es mit vielem Appetit in seinen eigenen.

Am Ende des Monats hatten wir eine Hochzeit, die ganz feierlich celebrirt wurde. Ein Soldat vom Regiment heirathete seines verstorbenen Cammeraden Witwe wieder. Den Engländern war dieses sehr auffallend, denn sie glaubten nicht, daß je ein solches Fest im Ocean gewesen sey.

Im August.

Wie wir auf die Breite von 39 Grad 26 Minuten gekommen, fingen wir an östlich, und nach und nach nördlich zu steuern, da wir dann gleich eine ruhigere See, weniger Squals, und wärmer Wetter bemerkten. Den 12ten Aug. kamen wir wieder in die südöstlichen Passatwinde. Den 14ten Aug. paßirten wir unter dem 23ten Grad 48 Minuten den Tropicus Capricorni, und hatten Gelegenheit, zum ersten male ganz wackere Vögel zu bewundern, die von einer blendenden

Weiße, und besonders lang und schmal waren, auch in ihrem Fluge viel Geschwindigkeit zeigten, die Engländer nennen sie Tropic-Vögel; zugleich sahen wir andere heßlichere, so sie Bobi nennen, und die nur wegen ihrer Dummheit verdienen bemerkt zu werden, sich auf das Schif setzten, und mit der Hand greifen ließen. Eine Zeit von drei Wochen aber, hatten wir den fürtreflichsten Wind, der uns weit vorwärts brachte, und zugleich, da wir uns der Linie näherten, die Luft kühlete. Die Linie waren wir den 27ten Aug. Morgens um 4 Uhr im Schlaf paßiret, und hatten sie bereits den folgenden Mittag 4 Grad 44 Minuten nördlicher Breite hinter uns. Wir bemerkten hier Heerden Fische, die hoch aus dem Wasser sprangen, sich in der Luft umkehrten, und denn wieder in ihr Element warfen. Auch fingen wir einen großen Delphin, der sehr wohl schmeckend war. Dieser Fisch ist glänzend gelb, welche Farbe er aber, so bald er aus dem Wasser ist, allmählig verliert. Den 29ten Aug. kamen wir in die Bay von Bengalen, die hier von **Ceylon** bis **Sumatra** 9 Grad beträgt.

Im September.

Den 1ten sahen wir des Morgens die Gebirge von der Küste von **Ceylon** auf etwa 30 englische Meilen, nachdem wir uns bereits zwei Tage zuvor mit dem stärkenden und erfrischenden Land und Erdgeruch, so uns von daher zuwehete, erquicket hatten. Um Mittag waren wir in nördlicher Breite von 7 Grad 44 Minuten, und auf 35 Minuten nördlich nach gerade unter der Sonne. Die Spendeln gaben keinen Schatten, und der von den Menschen war ein dicker unförmlicher widerlicher Klumpen, gerade zum Füssen. Der Wind war geringe, und daher die Hitze um so stärker.

Am 2ten Sept. mit Tages Anbruch entdeckten wir von weitem zwei Schiffe. Wir schickten uns sofort zu einem Seegefecht an, worauf wir uns einige Monate nach einer dazu entworfenen Disposition geübet hatten. Der Capitain gab jedesmal das Pulver dazu her, welches mir um so angenehmer war, weil dadurch unsere Jugend etwas kriegrisch und mit dem Feuer um so bekanter wurde. Wir hatten auch die feste Abrede genommen, uns nicht allein, wenn die Parthie nur irgend gleich, bis aufs äusserste zu wehren, sondern sogar auch Priesen zu machen, wozu der Capitain durch die bei sich habende lettres of Marques berechtigt war. Dieses alles wurde aber bald zu Wasser, da wir bald nachher in allen 17 Segel zählten, und eine natürliche Unruhe eintrat, ob sie vielleicht feindlich seyn könten? Wir wurden indeß Morgens um 10 Uhr, durch die Signale aufs erfreulichste überzeugt, daß es eine englische Flotte, und weiter kurz nachher durch eine Fregatte, daß es der Admiral **Hughes** sey, so in Ostindien stationirt. Sie wünschte uns Glück, daß wir der französischen Flotte entkommen, mit welcher sie in nicht langer Zeit drei Engagements gehabt, und versicherte zugleich, daß unser

ser Schif das erste sey, das von Bickertons Flotte in der Bay von Bengalen angekommen, womit wir uns nicht wenig groß dünkten.

Der Capitain ging ans Bord des Admirals, welcher ihm den Rath gegeben, vorerst bei der Flotte zu bleiben, weil er nicht eigentlich wissen konte, wo die französische Flotte sich aufhielte. Wir segelten daher mit der Flotte an den Ceylonschen Küsten zurück, und entdeckten in der Nacht die französische Flotte an ihren Leuchten vor dem Ceylonschen Hafen Trincoemale von 20 Segel stark. Mit Tages Anbruch formirten wir unsere Linie 3 Leagues der Feindlichen gegen über. Unser Admiral würde sie wahrscheinlich in dieser Situation angegriffen haben, wenn der Wind nicht entgegen gewesen wäre. Unser Schif hatte die Ehre mit in der zweiten Linie zu seyn, und der Admiral gönnete uns dieses wohl, um so mehr, da wir doch wenigstens seine Flotte mit einem Segel vermehrten, und der Feind unser eigentlich schwaches Werk in Vergleich mit einem Kriegesschiffe nicht wahrnehmen konte, indem wir von außen der Größe nach viel versprachen, und auf allen Fall doch für etwas gerechnet werden mußten. Um 6 Uhr defilirte die feindliche Flotte rechts, und wir links, so daß wir auf diese Art uns bald weiter bald näher zur Seite waren, bis das französische Admiralschif, da wir 9 Leagues von Trincoemale, und 8 Grad 40 Minuten nördlicher Breite waren, halb 3 Uhr den ersten Schuß auf unser Admiralschif that, welches sofort antwortete. Zugleich engagirten sich noch fünf andere Schiffe von beiden Seiten, und allmählig kam die ganze Linie ins Feuer, welches abwechselnd, bald in der Mitte, bald an den Flügeln schwächer oder stärker war, und so unaufhörlich bis nach 7 Uhr fortdauerte. Eine halbe Stunde vorher hatten wir die Freude, des französischen Admirals Haupt- oder Mittelmast fallen zu sehen, nachdem ihm zuvor schon der Vormast und ein Theil des Hintermasts weggeschossen war. Die zunächst sich befindlichen Schiffe eileten, ihren Admiral zu retten, und ein Paar englische suchten es zu vereiteln, allein, die Dunkelheit, die der Sache überhaupt ein Ende machte, verursachte zugleich, daß er zu unserm Misvergnügen glücklich entkam. Die französische Flotte zog sich weiter rechts, und die unsrige nahm den Weg zurück nach Trincoemale, kehrte aber bald nachher um, folgte der französischen, und legte die Nacht über bei.

Den 4ten Sept. Mittags steuerten wir nach Madras. Der Admiral ließ von unserer ohnehin geringen Anzahl Matrosen, 34 der Besten pressen, weswegen wir denn unsern kriegerischen Seegeist gänzlich aufgeben mußten, weil wir, inclusive unserer Leute, kaum so viel behielten, als um das Schif zu regieren erforderlich waren, dieses veranlaßte, daß wir uns nun lediglich nach Madras sehneten. Die französische Flotte ist in der Nacht vom 3ten auf den 4ten Sept. in einer wei-

ten Entfernung von der unsrigen passirt, und zurück nach Trincoemale gegangen. Diesen Hafen und das Fort hatte die englische Flotte mit einem Theil ostindischer Truppen den Holländern im verwichenen Jan. 1782 mit Sturm abgenommen, und das Fort mit 250 Europäern und 1000 Sepoys, unter Commando eines Capitains besetzt, welches aber von der französischen Flotte kürzlich wieder muß genommen seyn, denn wie wir es am 8ten Sept. passirten, sahen wir leider die französische Flagge darauf wehen. Die Engländer gedenken indeß von diesem so guten und vortheilhaft gelegenen Hafen wieder Meister zu werden, wenn Sir Richard Bickerton mit seinen Schiffen zu der hiesigen Flotte wird gestoßen seyn, wodurch sie die Superiotät über die französische hat, welche bis hieher auf jener Seite, sowohl in der Anzahl als auch Stärke der Schiffe gewesen. Dieserwegen ist der Muth, mit welchem die Engländer sich der französischen Flotte in den vier Engagements entgegen gestellet und gefochten, gewiß um so mehr zu bewundern. Ich habe am 3ten Sept. von beiden Seiten, und besonders von den beiden Admirals, die nebst vielen andern Schiffen gar nicht aus dem Feuer gekommen, ungemein viel Braves wahrgenommen. Der französische Admiral, nachdem er schon seinen großen Mast verloren und sich zurückziehen mußte, feuerte in diesen schlechten Umständen dem ungeachtet noch über 6 Schuß, und wird überhaupt von der englischen Flotte sehr gerühmt. Entscheidende und größere Vortheile würden sehr wahrscheinlich auf Seiten der Engländer gefallen seyn, wenn es ein Paar Stunden länger Tag gewesen wäre, da bereits unterschiedene französische Schiffe viel gelitten, und ein Paar davon sich zurück aus der Linie gezogen hatten, zumalen die Engländer zwar langsamer, aber um so gewisser schossen, dagegen die Franzosen äußerst geschwind ohne zu zielen, oder ohne die Zeit wahrscheinlich zu treffen, in Acht zu nehmen, feuerten. Daher sie ihre Kugeln weit über weg, oder zu kurz, zusehends ins Wasser schickten.

Die Engländer halten dafür, daß das französische Admiralschif sinken dürfte, und daß ihre Flotte viel Leute müsse verloren haben. Der Verlust der Engländer beträgt, außer ein Paar Capitains, so besonders bedauert werden, wenig. Viere ihrer Schiffe haben an dem Topmast gelitten, so von keiner Erheblichkeit, indeß wird die Flotte um sich wieder auszubessern, nach Madras gehen, wenn sie nicht wegen des Windes nach Negapatam, als den ersten Hafen an der coromandelschen Küste, kommen kan.

Die Franzosen engagirten sich, da ihr Geschütz länger ist, auf eine weite Distanz, und die Engländer konten nicht so nahe, wie sonst gewöhnlich, sich anlegen, weil sie unter dem Winde waren, und dieses ist wohl eine Ursache mit, warum die so lange und

den Dampf und Getöse nach anscheinende mörderliche Kanonade verhältnißmäßig nicht mehr Schaden gethan. Im übrigen, ob wir zwar nebst den andern Schiffen der zweiten Linie nicht engagirt gewesen, so wird es mir allemal eine große Satisfaction bleiben, dieses Seegefecht, dergleichen so selten für uns Deutsche sind, so nahe gesehen, und demselben mit beigewohnet zu haben. Den 6ten Sept. Abends um 10 Uhr, überfiel uns ein starkes Gewitter, so plötzlich und mit solchem Sturm, daß wir die Segel nicht so bald einnehmen, und aus Mangel der Matrosen, das Schif nicht so geschwind und gut regieren konten, wobei es fürchterlich dunkel wurde, und der Regen in Güssen fiel. In dieser verwirrten Verfassung stießen wir mit der Vorderspitze unsers Schiffes auf ein Kriegsschif, so gerade vor uns war, brachen das Bogspriet, die äußerlichen Theile vorne vom Schif, und beschädigten den Vordermast. Dieser gewaltigen Erschütterung nach, glaubten wir mit dem Capitain, dem Sinken nahe zu seyn, da der eigentliche Schaden nicht so fort gesehen und genau beurtheilet, uns aber wegen des anhaltenden Sturms nichts zu Hülfe geschickt werden konte. Die Nachrichten unten aus dem Schiffe ergaben jedoch, daß nichts beschädiget, und das Schif kein Wasser zöge; wir wurden also nach und nach weiter überzeuget, daß wir geborgen wären. Des andern Tages schickte uns der Admiral zehn fürtrefliche Matrosen, mit deren Hülfe der Schaden in sofern geheilet wurde, daß wir hoffen konten, **Madras** glücklich zu erreichen, und da es der Beruf des Deutschen Militairs eigentlich nicht ist, in der See unterzugehen, so schwammen wir mit aller Zuversicht getrost weiter fort. Unser guter braver Capitain glaubt nicht, sein Schif mit 500 L. Sterling wieder in Stande setzen zu können.

Den 8ten Sept. da wir Mittages 11 Grad 55 Minuten nördlicher Breite waren, gab der Admiral das Signal, daß oben vom Maste ab Land zu sehen wäre, worauf jedes Schif die große Flagge aufsteckte. Um 3 Uhr Nachmittags wurde es vom Deck gesehen, worauf die Flotte abermals die Flagge wehen ließ. Es war die Küste von **Coromandel**, und die Gegend von **Madras**, so sich uns zeigte, welche, da wir nur noch einen Grad von **Madras** waren, von uns sämtlich, in Betracht unsers beschädigten Schiffes, mit desto größerm innigen Vergnügen erblickt wurde.

Den 9ten Sept. des Nachmittages, kamen wir auf ein Paar englische Meilen von **Madras** vor Anker. Den 11ten Sept. wurden wir debarquirt, und zwar durch Hülfe der hiesigen Landesböte, die dazu besonders eingerichtet sind, um über die starken Brandungen, oder die hohen Wellen, die sich hier an der ganzen Seite des Ufers ans Land wälzen, wegzukommen, welches mit europäischen Böten nicht geschehen kan.

Jene

Jene Böte sind von sehr hohem Bord, von schlechtem Holz und Dielen, mit Stricken und starken Bindfaden zusammen gebunden, und die Fugen mit Hede verwahrt; die Hauptabsicht ist wohl, um die äußerste Leichtigkeit zu erhalten, und die Ursache, warum sie so geflicket aussehen, ist wahrscheinlich die Armuth der Besitzer dieser Böte, indeß verunglücken sie nicht so öfters, als man es sich bei dieser so sehr einfachen Bauart vorstellen könte.

So ist denn hiemit unsere Reise von Hameln bis nach Madras, worauf wir eilf Monat und fünf Tage zugebracht, und in welcher Zeit wir siebenzehn tausend englische Meilen zurück gelegt, glücklich vollendet; ja ich sage mit erkenntlichem und dankbaren Herzen glücklich, weil keine Gefahr uns hat schaden können, und wir von Portsmouth ab, alles Gemächliche und Gute, so wie es eine Seereise von dieser Art nur irgend zulassen kan, reichlich genossen.

Madras, den 16ten Sept. 1782.

Wir sind hier sehr gut aufgenommen, und genießen besonders von dem Gouverneur Lord Macardny viele Höflichkeit und Güte.

Wir sind in den Baracken hier im Fort bequartiret; selbiges ist groß, scheinet sehr wohl befestiget, und alles in fürtreflichem Stande und guter Ordnung zu seyn. Der Krieg verursacht Theurung, da Hyder Aly nicht so sehr für Bataillen, als nur dafür seyn soll, das Land zu verwüsten. Wenn Sir Richard Bickerton, und mit ihm die Truppen allererst werden angekommen seyn; so dürften die Sachen wahrscheinlich bald ein anderes Ansehen gewinnen.

Die Landseite von Madras ist Sand, dennoch die Gegend ganz angenehm. Komt der Wind vom Lande, so ist es sehr heiß, um so erquickender ist er aber von der Seeseite.

Der General Coot ist mit der Armee in der Gegend von Pondichery. Dieses ist alles, so ich von hieraus angeben kan. Es hat in diesen Tagen hier an Beschäftigungen nicht gefehlt, und da fordersamst ein Paketbot nach England abgehen wird, so muß ich eilen, um dieses mit bekommen zu können.

Nach einer den 18ten Sept. erhaltenen Ordre von dem General Coot der die Armee commandiret, müssen wir uns marschfertig halten. Heute den 19ten Sept. ist diese Ordre wieder aufgerufen.

Hannoverisches Magazin.

39tes Stück.

Freitag, den 16ten Mai 1783.

Etwas von Privatregistraturen für bürgerliche Hausväter, oder: Ordnung verhütet Schaden.

Ein jeder Hausvater hat Ursach diejenigen Scripturen, woran ihm oder den Seinigen gelegen seyn kan, ordentlich aufzubewahren, hingegen unnöthige Papiere von Zeit zu Zeit abzuthun, oder zu caßiren. So wie der Mangel nothwendiger Nachrichten oftmals Ungewißheit und Irrungen nach sich ziehet; so verursacht der Wust und die Unordnung häuslicher Dokumente gleichergestalt Nachtheil und Schaden. Vielfältig siehet man, daß bei Nachlaßsachen, die Separation und Inventur der von dem Erblaßer ohne Noth angehäuften oder unordentlich hinterlegten Schriften schwierig und kostbar wird.

Diesem Uebel vorzubeugen, thue ich meinem Mitbürger (denn auf die bürgerliche Klaße beschränke ich mich für jeßt allein,) folgenden vielleicht annehmlichen Vorschlag.

Nicht jeder etwas bemittelter bürgerlicher Hausvater hat ein Schriftenbehältniß, welches so beschaffen ist, wie es die Nothdurft erfordert. Große Schränke, Thresore, Commoden, leisten nicht den Dienst eines weniger weitläuftigen und im Nothfall leichter zu verrückenden Schriftenbehälters. Bequemer ist ein mäßiger mit zwo Thüren vorne beschloßener Kasten, von Tannenholze verfertiget, etwa zween Fuß hoch, vier Fuß breit und einen Fuß fünf Zoll tief, welcher inwendig in zwölf Fächer abgetheilet, und auf den Seiten mit Handhaben von Eisen oder Stricken versehen wird, mithin in allen nur etwa 4 bis 5 Rthlr. Kosten erfordert. Man seßt ihn auf einen Tisch oder niedrigen Schrank, oder in ein Repositorium, jedoch dergestalt, daß man ihn bequem erreichen, und bei entstehender Gefahr sogleich fortschaffen kan. Die inwendige Eintheilung des Fachwerks, nach seinem Inhalt, davon die Rubriken oder Aufschriften abgedruckt und vorgeklebet werden können, ist an sich willkührlich: meistens dürfte jedoch folgende Ordnung dabei zum Grunde zu legen seyn.

1. Inventar- und Hausbuch.	2. Grundstücke.	3. Activschuld.	4. Passivschuld.
5. Bezahlte Rechnungen.	6. Verheirathung.	7. Begräbniß.	8. Kinder.
9. Testament.	10. Briefe.	11. Einnahme und Ausgabe.	12. Allerlei.

Ich glaube mich über den Inhalt eines jeden Fachs deutlicher erklären zu müssen, weil ich es nicht mit Gelehrten zu thun habe.

In das erste Fach lege der Hausvater vor andern ein **Verzeichniß seines Vermögens**, besonders seiner Mobilien. Er wird wohl thun, dieses jährlich nachzutragen, oder umzuschreiben. Viele haben ein also genanntes **Hausbuch** mit unverschriebenem Papiere, und tragen die Nachricht von ihrem nach Jahren geänderten Vermögenszustande, nebst demjenigen, was ihnen oder den Ihrigen sonst etwa merkwürdiges wiederfähret, dahin ein: dergleichen Hausbuch findet allhier seinen Platz.

In das zweite Fach lege man die Nachrichten, welche die inne habenden **Grundstücke**, besonders den Ankauf, die Nutzung, die Besserung des etwa besitzenden Hauses, Gartens, Wiesen- und Ackerlandes betreffen, die Streitigkeiten mit den Nachbaren, denen man nicht hat ausweichen können, die Abzeichnung der ungeänderten Baustellen, die Quitungsbücher über bezahlten Schoß, Services, Proviant, Garten- Wiesen- und Landzins, oder andere den eigenthümlichen Grundstücken anklebende Onera.

In das dritte Fach gehören unter dem Namen der **Activschulden**, die über ausgeliehene Capitale und Schuldforderungen empfangene Obligationen und Verschreibungen, darüber vorgefallene Klagen, oder getroffene Vergleiche.

In dem vierten Fache werden die über einige von den Vorfahren contrahirte oder selbst gemachte Schulden vorhandene copeiliche Obligationen, zusammt den Nachrichten, wozu das Anlehn verwandt sey, imgleichen die Zinsquitungen aufbewahret.

Das fünfte Fach soll **bezahlte Rechnungen** an Kramer, Kaufleute und Handwerker in sich fassen, jedoch nur von vergangenen Jahren, nicht von dem laufenden. Man lege sie nach dem Zunamen der Aussteller, in der Ordnung des A B C hinter einander, und lasse die Stempelbogen fein dabei liegen.

Das sechste Fach wird die **Heiraths-**

rathsacten, die Ehestiftung der ersten, zwoten und dritten Frau, nebst einem attestirten Verzeichnisse des von ihnen eingebrachten Heirathsguts enthalten. Bei wohl denkenden Hausvätern wird hier auch die Witwenversorgung dazu kommen.

Das siebente Fach bezielet unsere und der unsrigen Begräbnißnachrichten, die, wo allein das Herkommen vieles bestimmt, in ähnlichen Fällen zu Rath gezogen werden, um einen Fuß zu finden, der oftmals zweifelhaft ist. Wohl wird ein Hausvater thun, wenn er hier zugleich eine Nachricht von seinem Familienbegräbnisse, auch wenn, und woselbst die Seinigen sonst begraben sind, nebst einer Verordnung hinterlegt, wie er nach seinen Umständen demnächst begraben zu seyn wünschet.

Das achte Fach soll die wegen Erziehung, Unterbringung und Versorgung der Kinder etwa vorgefallenen Schreibereien, nebst einer Anzeige, was jedes Kind dem Vater vorzüglich gekostet habe, in sich begreifen.

Das neunte Fach dem Testament bestimmet, wird zur Erinnerung dienen, sein Haus frühzeitig zu bestellen. Eine Privatvertheilung des Vermögens ist zwar unter Kindern allemal hinreichend, und muß von ihnen befolget werden, wenn die in den Gesezzen damit verknüpfte Bedingungen beobachtet sind: allein, bei dem Mangel der Rechtskentniß und da in einer solchen väterlichen Disposition nicht einst der Frau, geschweige einem Dritten außer den Kindern etwas zugetheilet werden kan, würde ich immer rathen, daß ein Hausvater seinen lezten Willen bei Gericht niederschreiben lassen, oder wenigstens daselbst niederlegen möge, im erstern Fall auch sich davon Copei erbitte, um, bei vorgehenden Veränderungen, darauf Rücksicht nehmen zu können, immittelst aber diese Abschrift nebst dem erhaltenen Gerichts- oder Depositenscheine für sich einsiegele, und auf dessen Umschlag notire: „Hierin findet sich die Copei „meines lezten Willens dem Gericht „zu . . . . . . übergeben, „den . . . .

Oftmals sind die Nachgebliebenen ungewiß, ob ihr Erblasser mit, oder ohne Errichtung eines Testaments gestorben sey, oder müssen sich bei mehreren Gerichten erkundigen, wo dergleichen aufbewahret sey. Dies Fach und dessen Inhalt kan ihnen den Weg weisen.

Das zehnte Fach ist für die Correspondenz. Mancher, der auch nicht viel schreibt, legt gleichwohl die ihm merkwürdig scheinenden Briefe seiner Freunde und Angehörigen zum Andenken oder zur Nachricht eines gewissen Vorganges, zurück. Solche Briefe kan man, nach dem Anfangsbuchstaben ihrer Verfasser, in das Alphabet legen, wie oben bei den Rechnungen erwähnt ist: und wer recht ordentlich seyn will, legt, wenn mehrere von einem Urheber vorhanden sind, die folgenden, nach der Zeit des Empfangs in chronologischer Ordnung.

Das eilfte Fach ist für die Einnah-

me und Ausgabe. Man muß seine Einnahmen übersehen können, um darnach die Ausgaben zu beschränken: daher ist vor allen ein Verzeichniß nach Ordnung des Calenders nöthig, um vor Augen zu haben, wenn und was an Miethe, Pacht, Zinsen, oder andern bestimmten Einkünften einzuheben ist. Zu mehrerer Deutlichkeit will ich von einer Specification dieser Art für einen etwas bemittelten Bürger, unten einen Entwurf an die Hand stellen. Errichtet man nun dergleichen Verzeichniß am Ende des Jahrs auf das nächst folgende; so dienet es zugleich, um der Einnahmen zu rechter Zeit wahrzunehmen, in den auszustellenden Quitungen die rechte Verfallzeit auszudrücken, und die Säumigen zur Bezahlung anzutreiben.

Eben so nothwendig ist es, ein Verzeichniß der andringlichen und nicht zu verschiebenden Ausgaben vor sich zu haben, theils um darnach sich zur Bezahlung zeitig anzuschicken, theils um eine Vergleichung oder Bilanz mit der Einnahme anzustellen. Auch hievon dürfte das Beispiel in der Anfuge nicht misfällig seyn.

Es folgt eine andere Bemerkung bei der Ausgabe. Nur wenige Hausväter können über ihren Haushalt detaillirte Rechnung führen, oder eine jede kleine Ausgabe besonders aufzeichnen. Eine Uebersicht im Ganzen aber muß ein jeglicher Hausvater von Zeit zu Zeit vornehmen. Diese, oder das über die Ausgaben etwa geführte Tagebuch, nebst den Rechnungen, die in dem laufenden Jahre zur Bezahlung kommen, lege er in dieses Fach, am Ende des Jahrs aber die bezahlten Rechnungen in das Alphabet zu den von den vorigen Jahren oben im fünften Fache schon befindlichen.

Endlich ist noch eine zwölfte Abtheilung zu *allerlei* Gegenständen, die unter die vorhin nahmhaft gemachten Fächer nicht gehören, nothwendig. Dahin lege man allenfalls Domestikensachen, Aufträge oder Commissionen, Schreibmaterialien, nebst dem Pettschafte, ꝛc. Ob ich gleich nicht viel von der Rubrik *Miscellanea* oder gemischte Sachen halte, so fallen jedoch dergleichen nicht nur im Haushalt vor, sondern es wird jene bei einer kleinen Registratur sogar zur Bedürfniß. Werden nemlich einige der vorigen Fächer zu voll, und man will die Sachen gleichwohl bei der Hand behalten, so bleibt, in sofern man sie nicht, gleich den zu stark anwachsende Fascikeln heraus nehmen und irgend wo sonst hinterlegen will, nichts dazu übrig, als dieses Supplementenfach.

Dies wäre mein Vorschlag zu einem mäßigen Behältniß für die von einem Hausvater **nothwendig** aufzubewahrenden Schriften. Man erlaube mir noch einige beiläufige Erinnerungen.

1) Nicht alle Schriften, Rechnungen, Quitungen, sind von einem Hausvater immerfort aufzuheben. Was keinen Einfluß auf die Zukunft hat, oder nicht etwa wiederkehren (recurriren) kan, das muß von Zeit zu Zeit abgethan, und zu desto sicherer Fortschaffung

fung verbrannt werden. Das alte Brod-Fleisch- und Bierbuch leistet, wenn das vorige völlig bezahlt, und ein neues angefangen ist, worin vorne an, von dem Verkäufer notiret wird: **Der Hausvater N. N. ist mir bis heute nichts mehr schuldig,** (Namen, Ort, Tag,) weiter keinen Nutzen; als daraus die vorigen Preise der Lebensbedürfnisse zu ersehen, die man jedoch auch in den Anzeigen finden kan. Sonst lassen sich frühere Jahre, als 30 sind, im allgemeinen nicht wohl bestimmen, um vor deren Ablauf Hausquitungen mit Sicherheit zu vernichten. Indessen ist bei eingetretenen Erbtheilungen, gerichtlichen Vorladungen der Gläubiger, (citatione edictali) und erfolgten gerichtlichen Abweisung weiterer Forderungen (decreto præclusivo) oftmals eine frühere Aufräumung thunlich.

2) Den Schlüssel zu dem angegebenen Behältniß darf Niemand, wie der Hausvater selbst führen, und bei erleidender schwerer Krankheit, wird er wohl thun, solchen einem Dritten, der von ihm nicht erbet, vorerst in Verwahrung zu geben.

H . . r.

3) Ein Kaufmann, ein Gelehrter, ein herrschaftlicher Bedienter, gebrauchet nach dem Umfang seines Amts, seines Gewerbes, seiner Familienumstände, oft mehrern Gelaß zu seinen Papieren, gleichwohl wird er das vorhin gesagte immer dabei, wenigstens zum Theil anwenden können. Vielleicht setzt er zwei oder drei dergleichen Behältnisse auf einander, welche solchergestalt in der Form eines Schranks keinen Uebelstand verursachen.

4) Letztlich, damit man diesen Vorwurf nicht als geringfügig ansehe, muß ich noch an die Worte eines **Pütters** erinnern, womit er seine Abhandlung von Archiven beschließt. Er schreibt: „Privatpersonen haben „sich zwar nicht der mit Archiven „verknüpften Vorrechte zu erfreuen. „Noch erfordert die Menge ihrer Sachen so große Anstalten. Sie können jedoch vieles davon mit Nutzen „nachahmen. *Und manche Familie würde glücklich seyn, wenn „ihre Vorfahren die Regeln der „Archive verstanden und benutzt „hätten.*„

E. A. H.

Fürs Jahr 178	Anlage zum eilften Fach. A. Entwurf stehender Hebungen.	Geld. Thl.	gr.	pf.	Cassengeld. Thl.	gr.	pf.
3. Febr.	Lichtmessen. Jährige Zinsen von Gr. Landschaft auf 1000 Thlr. Capital zu 4 pro Cent — —	40	—	—			
23. Febr.	Petri. Die Gartenmiethe des vorigen Jahrs contractmäßig, von N. N.	—	—	—	30	—	—
2. April.	Ostern. Fällige Hausmiethe von N. N. im ersten Stockwerk, halbjährig —	30	—	—			
	Dergleichen von N. N. im zweiten Stockwerk vierteljährig — —	10	—	—			
24. Jun.	Johannis. Dergleichen von demselben vierteljährig — —	10	—	—			
29. Sept.	Michaelis. Jährige Zinsen von N. N. auf 1250 Thl. Capital zu 4 pro Cent.	50	—	—			
	Hausmiethe von N. N. im ersten Stockwerk halbjährig — —	30	—	—			
	Dergleichen von N. N. im zweiten Stockwerk vierteljährig —	10	—	—			
	Jährige Wiesenpacht von N. N. —	—	—	—	25	—	—
12. Nov.	Martini. Jährige Landpacht für 9 Morgen von N. N. contractmäßig	—	—	—	15	—	—
	Dergleichen für 3 Morgen von N. N.	—	—	—	5	—	—
24. Dec.	Weihnachten. Hausmiethe von N. N. im zweiten Stockwerk vierteljährig	10	—	—			
30. Dec.	Jahrsschluß. Jährige Zinsen vom Leihhause auf 1000 Thlr. Capital zu 3 pro Cent — —	30	—	—			
	Summa	220	—	—	75	—	—
	Totum ist gleich 280 Thl. 12 gr. Cassengeld.						
	Gegen voriges Jahr ad —	250	—	—	75	—	—
	Weniger —	30	—	—	—	—	—
	Weil ich das vorhin vermiethete Hinterhaus zu meiner erweiterten Nahrung habe zu Hülfe nehmen müssen. N. N.						

B.

Fürs Jahr 178	Entwurf nicht zu verschiebender Ausgaben.	Cassengeld. Thl.	gr.	pf.
1. Januar	Neujahr-Gelder — — —	12	—	—
	Services vom vorigen Monat — —	1	27	2
	Fixum für 4 Personen für diesen Monat —	—	12	—
	Brod, Fleisch, Bier vom vorigen Quartal etwa	25	—	—
1. Februar	Services vom Januar — — —	1	27	2
	Fixum für diesen Monat — —	—	12	—
1. März	Beichtgeld — — —	—	24	—
	Services vom Februar — —	1	27	2
	Fixum für diesen Monat — —	—	12	—
1. April	Dienstboten-Lohn vom vorigen halben Jahr —	4	—	—
	Dem Küster halbjährig Opfergeld —	—	6	—
	Services vom März — — —	1	27	2
	Fixum für diesen Monat — —	—	12	—
	Brod, Fleisch, Bier vom vorigen Quartal etwa	25	—	—
1. Mai	Services vom April — —	1	27	2
	Fixum für diesen Monat — —	—	12	—
1. Junius	Services vom Mai — — —	1	27	2
	Fixum für diesen Monat — —	—	12	—
1. Julius	Feurung, Holz, Törfe, in Vorrath etwa —	21	—	—
	Brod, Fleisch, Bier, vom vorigen Quartal etwa	25	—	—
	Services vom Junius — —	1	27	2
	Fixum für diesen Monat — —	—	12	—
1. August	Services vom Julius — —	1	27	2
	Fixum für diesen Monat — —	—	12	—
	Beichtgeld — — —	—	24	—
1. Sept.	Services vom August — — —	1	27	2
	Fixum für diesen Monat — —	—	12	—
29. Sept.	Proviant oder Magazinkorn, 4 Himt. à 20 gr.	2	8	—
	Licht und Oel in Vorrath etwa —	8	—	—
1. October	Dienstboten Lohn vom vorigen halben Jahr —	4	—	—
	Dem Küster halbjährig Opfergeld —	—	6	—
	Services vom September — —	1	27	2
	Fixum für diesen Monat — —	—	12	—
	Brod, Fleisch, Bier vom vorigen Quartal etwa	25	—	—
	Latus —	174	11	6

Fürs

Fürs Jahr 178	Fortsetzung.	Cassengeld. Thl.	gr.	pf.
	Transport —	174	11	6
1. Nov.	Services vom October — — —	1	27	2
	Fixum für diesen Monat — —	—	12	—
10. —	Gartenzins und Zehntgeld — —	1	7	—
1. Dec.	Services vom November — —	1	27	2
	Fixum für diesen Monat — —	—	12	—
14. —	Schoß vom Hause — — —	6	6	—
24. —	Weihnachtsgeschenke — — —	15	—	—
	Adde die täglich einzukaufenden Nahrungsmittel im Jahr etwa — — —	50	—	—
	Wöchentlich Armen- und Klingebeutelgeld im Jahr etwa — — —	15	—	—
	Reparation des Hauses im Dach und Fach —	15	—	—
	Summa —	280	12	—
	Nota. Kleidung, Noth- und Ehrenpfennig muß aus dem Gewerbe gestanden werden.			

Eine in mancherlei Rücksicht merkwürdige u. wahrhafte Geschichte.

Als Warnung gegen Argwohn; als ein neuer Beweis, daß gewissenhafte Redlichkeit sich unter jedem Volk, bei den Gliedern jeder Religionsparthei befinden kan: und als ein Beitrag zur Vieharzeneikunst, oder wenigstens zur Kenntniß des thierischen Körpers, kan folgende kleine Geschichte dienen, die sich vor verschiedenen Jahren in einem bekanten Hause allhier zugetragen hat:

Es ward ein kleiner lederner Beutel vermißt, worin ein Dukaten, eine halbe Pistole, und einige drei Groschenstücke sich befanden. Weil kein Mensch in das Zimmer gekommen war, als die Magd, die es gekehret hatte, so fiel der Verdacht natürlicher Weise auf sie; sie ward befragt, und versicherte unter den größten Betheurungen, daß sie nichts davon wisse. Kurz darauf kam ein silberner Kaffelöffel weg, und bald nachher noch einer; nun glaubte man nicht mehr zweifeln zu dürfen, daß ein geheimer Dieb im Hause sey, und weil der Verdacht noch immer auf der Magd ruhete, ward sie fortgeschaft. Einige Monate nachher, schien eine gesellige Ziege, welche bei der Hausfrau sehr wohl angeschrieben war, und sogar Erlaubniß hatte, in ihrem Zimmer herumzulaufen, ein wenig zu kränkeln, so daß sie die Milch in geringerer Menge gab. Sie ward daher um ein geringes Geld an einen Juden verkauft, und von ihm geschlachtet; bei dem reinigen der Eingeweide fanden sich in dem Magen der Ziege, nicht allein die beiden silbernen Löffel, sondern auch der lederne Beutel, mit der Gold und Silbermünze. Der Beutel war ganz eingeschrumpft, und mit zähem Schleim überzogen Den ganzen Schatz stellete der ehrliche Jude der vormaligen Eigenthümerin der Ziege wieder zu, ohne vorher ein rechtliches Gutachten einzuholen, ob er dazu durch Gesetze verbunden sey, und rettete damit die unschuldige Magd von dem, mit so vieler Wahrscheinlichkeit gegen sie entstandenen Verdacht. In wiefern dieser seltene Vorfall in Absicht der Vieharzneikunst bemerkens werth sey? wird denen zu beurtheilen überlassen, die davon Kenntniß haben.

Hannover. W.

Hannoverisches Magazin.

40tes Stück.

Montag, den 19ten Mai 1783.

Etwas vom Goldmachen. *)

Im Hannoverischen Magazin des 1782sten Jahres, 54tes Stück von Seite 850. bis 943. ist die ganz fürtrefliche Abhandlung unter der Rubrik zu lesen:

Kan irgend eine Art von Täuschung dem Volke zuträglich seyn? Sie bestehe nun darin, daß man es zu neuen Irrthümern verleitet, oder die alten eingewurzelten fortdauren läßt?

Wenn der Herr Verfasser S. 896. sagt, daß es auch gut sey, die Alchymisten in ihrem Irrthume zu lassen; so war ich mit ihm völlig einerlei Meinung, ganze Legionen Goldmacher in ihrem Irrschlafe nicht zu wecken, weil es bekantermaaßen ein alchymistischer Religionsgrundsatz ist: **daß den gottlosen Laboranten, so lange sie in Befleckung der Sünde liegen, solch himmlisches Geheimniß nicht offenbaret werde. Ob sie wohl eher arm, als tugendhaft werden,**

Rr

*) Dem Hannoverischen Magazin ist mehrmale der Vorwurf gemacht, daß bei der Mannigfaltigkeit der darin befindlichen Materien noch gar keine Anweisungen zum Goldmachen abgedruckt sind. Nicht ohne Grund ist diese Kunst bisher unberührt geblieben, und man wird auch künftig davon nur äußerst selten handeln. Da indessen eben jetzo die Nachrichten von dem Herrn Doctor Price in London Aufmerksamkeit erreget, hiedurch auch gegenwärtiger Aufsatz veranlaßt ist, so hat man nicht undienlich gehalten, den Lesern dieser Blätter denselben vorzulegen, zugleich aber nöthig gefunden, die des Herrn Doctor Price betreffende aus London ganz neuerlich eingelaufene Nachricht hinzuzufügen, welche in dem 4ten Stück des dritten Jahrganges des beliebten und angenehmen Göttingischen Magazins gleich nach dem Schluß der Vorrede befindlich ist. Sie lautet folgendergestalt:

Man fängt nun allgemein an, den Doctor Price für einen Betrüger zu halten. Einige Mitglieder der Königl. Societät, haben sogar auf seine Ausstossung aus der Gesellschaft angetragen. Allein, seine Freunde haben dieses verhindert, und ein minder heftiges Mitglied als jene, sagte sehr gut: wenn die Pariser Akademie einen la Sage besitzt, so können wir ja wohl auch einen Price haben. Es wird nemlich hier auf die Bedeutung dieser Worte angespielt.

Anm. des Herausg.

den, dennoch lasse man sie bei diesem Wahne, wie jene, die aus Gespenster-Furcht manche Sünde der Finsterniß unterlassen und manche Pflicht ausüben, wozu sie weder predigerische Moral, noch richterlicher Fluch vermögt, von welchen Gleim sagt:

> Der Teufel sey — Die Furcht für seiner Kraft,
> Macht bürgerlich gerecht und tugendhaft;
> Doch will er dir die Seelenruhe rauben,
> So sey er nicht. — Wer zwingt dich, ihn zu glauben?
> Wenn aber Er der Laster Menge wehrt,
> Ist denn die Welt nicht eines Teufels werth?

Wenn aber der gelehrte Herr Verfasser dieser Abhandlung, die Kunst, den Stein der Weisen, oder den Stein der Gesundheit und des Reichthums hervorzubringen, für ein ähnliches Hirngespinst halten will: so müßten alle hievon geschriebene, privilegirte, und geduldete Bücher falsch und grundlos seyn. Jedoch auch in diesem Punkte ist es gut, das Volk im Irrthum zu lassen.

Die Frage, die ich zu beantworten mir vorgesezet, ist:

Ist es möglich geringere Metalle in edlere, in Gold und Silber zu verwandeln, oder nicht?

Ich behaupte die Möglichkeit mit einem steifen und trocknen Ja, und nehme zuförderst den stärksten Beweiß a posteriori, ehe ich a priori demonstrire.

Das Göttingische Magazin dritter Jahrgang, 3tes Stück, Nr. 4. hat davon einen unläugbaren Beweiß; wer solches nicht in Händen hat, kan es Auszugsweise lesen, im Altonaer Postreuter dieses Jahrs Nr. 50. im Artikel von gelehrten Sachen.

„Nach diesem leidet es keinen Zwei„fel, daß Herr Doctor Price zu Guil„ford Gold gemacht habe; Er hat „zwei Pulver, ein weißes und ein ro„thes, durch jenes verwandelt er Queck„silber in feines reines Silber, und „durch dieses (Pulver verwandelt er „ander Quecksilber) in das lauterste „Gold. Die Versuche sind in Ge„genwart verschiedener Chymiker und „anderer glaubwürdiger Leute angestel„let worden. Daß keine Betrügerei „dabei vorgefallen, davon dienet zum „Beweise, daß das Quecksilber in der „Gluthitze nicht kochte und abdampfte, „durch Einschüttung des Pulvers plötz„lich fest gemacht ward. Dieses ist „durch keinen Betrug möglich zu ma„chen; die Sache ist also außer Zwei„fel. Allein, ist auch Vortheil bei die„sem Goldmachen, und kostet nicht die „Zuthat mehr, als das hervorgebrach„te Gold? Die Frage läßt Herr Pri„ce unbeantwortet, und ein Umstand, „den er hinzu sezet, wird jedem das „Goldmachen verleiden, daß nemlich „die Verfertigung des Pulvers der „Gesundheit höchst schädlich und er „keines mehr machen wolle.„

So weit die Altonaer Relation: Zuförderst will ich mich an diese Nachricht machen, sie in einige Fragen und Beantwortungen zerfällen, und hernach meine Gedanken zum Besten geben; es ist doch wohl dem Publiko eini-

einigermaaßen daran gelegen zu wissen, ob etwas von den angenehmen Träumen der Goldmacherei wahr sey.

Es bleibt bei meinem Satze und bei der Zeitungs Relation:

Nach diesen leidet es keinen Zweifel, daß Doctor Price Gold gemacht habe. Bei mir leidet es auch keinen Zweifel, daß **Theophrastus** und sein Lehrer **Bernhardus Trevisianus**, welcher das Aureum Vellus geschrieben, imgleichen **Sendiwogius**, der kleine Bauer und andere mehr, nur kein geschickter **Rudolph Glauber**, vielweniger dessen Schüler, Gold gemacht haben.

Er hat zwei Pulver, ein weißes und ein rothes, rc. Warum nicht eins? warum nicht das weiße allein, wenn es mit seiner eigenen Feuchtigkeit aus dem rothen wäre weiß gebleichet worden, welches erstere aus dem letztern sonst entspringet, wenn man die Zeit abwarten kan.

Durch jenes verwandelt er Quecksilber in feines reines Silber und durch dieses in das lauterste Gold. Die Möglichkeit ist da. **Pulvers.** Warum Pulvers? und nicht vielmehr glasartige Steine, entweder weiß oder roth, welches in der Chymie auch gelb heißt. Wenn er diese, das ist den wahren Stein der Weisen gehabt, einen Theil davon in Wachs gewickelt aufgetragen, und sein Kunststück damit verrichtet, so hätte ich geglaubt, daß er das Universal besessen, welches vielleicht mit diesem Pulver zu fertigen gewesen wäre, wenn man einen Theil Pulvers auf drei Theil im Fluß stehendes Silber oder Gold getragen, solches mit einander 4 bis 6 Stunden vitrificiren lassen, alsdenn einen Theil hievon auf tausend Theile geringer Metall aufgetragen, solches mit drei mal so schwerem Blei auf dem Test oder Kapelle abgetrieben: so würde das Blei das rohe Metall, was nicht tingiret worden, entweder verschlungen, oder vom Probir-Blei so viel mehr auf der Kapelle stehen gelassen haben, je mehr die Tinktur noch Kräfte gehabt. Ohne Zweifel sind die zwei Pulver Zweige vom Universal; denn partikulariter ist nie etwas nutzbringendes auszurichten. Aber, daß sie das ausgezeitigte Universal in völliger Kraft gewesen, daran wird wohl jeder zweifeln, der nur einigermaaßen Kentniß in diesem Fache hat.

Die Versuche sind in Gegenwart verschiedener Chymiker und anderer glaubwürdigen Leute angestellet worden, daß keine Betrügerei dabei vorgefallen rc. Glaube ich alles.

Davon dienet zum Beweise, daß das Quecksilber in der Gluthitze nicht kochte und abdampfte, durch Einschüttung des Pulvers plötzlich fest gemacht ward rc. Schlechter Beweiß.

Dies ist durch keine Betrügerei möglich zu machen rc. Wohl aber durch mittelmäße Kunst. In Anonimus (Joh. Gottfr. Jugel) experimentirten Kunststücken, Leipzig und Zittau 1763. 2ter Th. 80stes

 Stück

Stück S. 162. stehet der ganze Proceß, nur mit Verschweigung der dazu gehörigen Handgriffe. Und welchem Laboranten oder Chymiker ist wohl unbekant, daß das Vitriolöl den Merkurium klapperhart coagulire? obgleich particulariter, noch universaliter wenig damit auszurichten.

Die Sache ist also außer Zweifel. Ich gebe sie aus Ueberzeugung gänzlich zu.

Allein ist auch Vortheil bei diesem Goldmachen rc. Ein Geizhals, ein Wollüstling, ein Faullenzer, und dergleichen, der seine Lüste mit dieser Kunst zu befriedigen sucht, dem bietet das Goldmachen keine Vortheile an. Wer nicht mit dem Salomon über das Irrdische hinaus gesetzt ist, daß er sagen kan: es ist alles eitel, der wird auch die Vortheile nie schmecken, die ein wahrer Adept ganz kaltblütig besitzt, und in der Stille sich durch Wohlthun ein ruhiges Gewissen erkauft, und den Vorschmack der Seligkeit in seiner Seele empfindet.

Kostet nicht die Zuthat mehr als das hervorgebrachte Gold? Nein! Der einzige allgemeine wahre richtige Weg, Gold zu machen, kostet nicht mehr, als: eine gute Feuerbeständige Retorte, zwei bis drei Körbe voll Kohlen, ein Paar Phiolen oder sonstige sachdienliche Gläser. Vier bis fünf Pfund Baumöl zum Lampenfeuer, und so viel Blei als ich Gold oder Silber machen will, welche erste Auslage man mit zwei Rthlr. bestreiten kan. Dies sind die gesamten Unkosten. **Diese Frage läßt Herr Price unbeantwortet.** Größtentheils ist sie nun beantwortet. Das übrige, womit ich anfangen muß, giebt die Natur allenthalben im Ueberflusse her, wohl dem, wer es kennet, wovon ich im Anhange weitläuftiger reden will.

Ein Umstand den er hinzu setzet, wird einem jeden das Goldmachen verleiden. Verleiden verstehe ich nicht, vielleicht **verwehren.** In diesem Verstande werde ich mehrere Umstände hinzusetzen, damit diese Kunst, wie bisher, ein Geheimniß bleibe.

Daß nemlich die Verfertigung des Pulvers der Gesundheit höchst schädlich, ist des Herrn Doctor **Price** Ernst nicht, sondern nur ein Schreckschuß. In der Ausarbeitung ist es gar nicht schädlich, wohl aber, wenn es zubereitet und zur Universalmedicin fertig ist, alsdenn kan ein Gran uns auf ewig das Lebenslicht ausblasen, aber auch jede Krankheit heben, wenn ein Gran in ein Maaß Wein oder Wasser aufgelöset, und täglich zwei bis drei Weinrömer voll davon getrunken werden.

Und er keines mehr machen wolte. Dies gebe ich zu. Wer dies Geheimniß so weit gebracht, daß er unter allen irdischen Dingen das allervollkommenste unverderbliche in Händen hat, so, daß ihm kein eitler Wunsch mehr übrig bleibt, wird dennoch als ein Mensch, der die Abwechselung liebet, verdrüßlich, daß er auf die

dieser Welt nichts bessers auszudenken vermag, und daß er sich damit den letzten Wunsch nicht erfüllen und die Unsterblichkeit ertauschen kan.

Wem ist schließlich nicht aus der Zeitung bekant, daß der Graf **Cagliapistro** die größten Wunderkuren der gefährlichsten Krankheiten in der Geschwindigkeit verrichte? Die Aerzte selbst erkennen ihn für den gründlichsten Meister in der Arzneikunde, besonders in der Chemie. Das sonderbarste ist seine strenge Uneigennützigkeit, da er gar nichts von seinen Patienten nimt, und gleichwohl jährlich über 20,000 Livres verzehret, ohne daß man weiß, aus welcher Quelle er dieses schöpft. Gegenwärtig hält er sich in Straßburg und im Baselschen angenehmen Dorfe Richen auf.

Grundsätze der Alchymie.

Die Kunst Gold zu machen, oder den Stein der Weisen hervorzubringen, ist nicht etwa ein leerer Traum melancholischer Köpfe, wie es die größten Gelehrten dafür halten, sondern sie ist allerdings in der Natur der Wesen und in dem Verstande der Menschen gegründet. Selbst der Baum des Lebens, war nichts anders, als die, dem Menschen angeschaffene Weisheit sich unsterblich zu machen, welche Weisheit aber ihm größtentheils wieder abgenommen wurde, da der Mensch die andern guten Eigenschaften, die Reinigkeit, Unschuld und Heiligkeit, durch den Ungehorsam verderbt hatte. Es wird nicht gesagt, wo dieser Baum des Lebens gestanden, wer ihn aber hat, der ist dadurch ins Paradies versetzet, oder das Paradies ist in seiner Brust. Von diesem Baume ein Reischen abzubrechen ist uns auch im gefallenen Stande erlaubt, nicht, um unsterblich zu seyn, sondern das gesetzte Lebensziel gesund und im Wohlstande zu erreichen. Ein Hiob, ein Salomon, konte ohne Wunder nicht so reich werden, als er beschrieben wird, und gleichwohl lesen wir vom erstern nicht, daß ihn Gott durch Wunder reich gemacht, es wird wohl durch die in der Natur liegenden Mittel geschehen seyn. Wer seine drei Töchter, **Jemina**, **Kezia** und **Keremhapuch** kennet, dem ist Hiobs geschwind veränderter Wohlstand und dessen Ursach auch bekant. Die Götterlehre der alten weisen Heiden, die Fabel vom goldnen Vließe, zeigen diese Dinge wohl was anders an, als Geheimnisse, davon die Lehrer den Kern genossen, und den Layen die Hülse in Bildern verehren ließen? Die heidnischen Weisen waren zu klug, als daß ein Priesterviz sie zur Bilderanbetung hätte verleiten mögen. Sie lebten, wie sie solten; glaubten und thaten aber was sie wolten. Würde diese Wissenschaft so leicht als allgemein befunden, so würde der Zweck verfehlet, Gold und Silber so gemein als Steine werden, und alsdann wieder ein neues Mittel zum Vertauschen aller bedürfenden Dinge auszudenken seyn, welches die Produkte, ja sogar den Werth des Menschen auszugleichen im Stande seyn mögte. Die Ur-

fach Gold und Silber in der Balanze der Welt stehen zu lassen, und nicht mehr Gold als zweckmäßig zu fertigen und sich dabei gering aufführen zu können, ist eine tiefere Weisheit der Adepten, als die Goldmacherkunst selbst. O ihr weise Griechen, wie verehrungswürdig ist euer Beispiel, und eure Tochter Holland, dem Schüler der Geheimnisse! Verschwiegenheit und Mäßigkeit ist die verborgene Grundlage aller Geheimnisse. Dies sind Säze eines nicht einmal mittelmäßigen Brod-Gelehrten. Nun zur Sache.

Diese tiefe Wissenschaft zerfällt bei den Adepten, (ich nenne sie nicht Philosophen, denn es haben diese Wissenschaft wohl Bediente der Philosophen heraus gebracht,) diese liebe Wissenschaft, zerfället von selbst, nach der Kunst in fünf Hauptarbeiten. (Handgriffe verschwiegen.)

1) In Erkenntniß der wahren Materie, als den allgemeinen Weltstof, 2) die Bereitung des Chaos der Weisen, 3) die Scheidung der vier Elemente, (guter Moses, wie leicht, wie weise ist deine erste Geschichte der Natur,) 4) die natürliche Zusammensezzung, und 5) die behörige Auskochung.

1) **Die Erkenntniß der Materie** ist in dieser Wissenschaft die erste und tiefste Schwierigkeit; nim, lieber Leser! was du wilt, du wirst mehrentheils betrogen, wenn dir der Urstof nicht gezeiget, oder durch tiefes Nachdenken die Sache aufgeschlossen wird. Dies ist der erste Grundsaz aller Antagonisten der Alchymie, vielleicht haben sie nie gesucht, vielleicht haben sie gesucht ohne zu wissen, was Gold, in Golde. Thorheit in Thorheit. Wer was suchen will, wird sich doch erst fragen: a) **was suchest du?** b) **zweitens wo und was findest du?** Suchest du, mein Geist! ein Universal und wilt es in dem Particular, im Metall, im Gold, im Quecksilber, oder in noch unvollkommern suchen? wie irrest du. Suche es im Universal. Nim die Ewigkeit die über dir ist, welches deine Voräldern den blauen Himmel benennet haben, in der ewigen Luft in diesem reinen Aether liegt ein Etwas, ich nenne es **allgemeiner Weltmerkurius**, daraus kan dein Menschengeist, die Schöpfung im elementarischen Naturreiche, im Kleinen, nachmachen, und die Wißbegierde zum Erstaunen sättigen. Hier findet man eine Materie, woraus das Animal- das Thier- das Pflanzen- und das Steinreich seinen ersten Ursprung nimt, und jeder Creatur das Leben fristet. Darum schnappen die Creaturen so oft darnach, weil es ihnen unentbehrlich ist. Es ist nicht Luft allein, was den Menschen umfließet, sonst würde der Donner und Bliz kein Ende nehmen, oder ein schreckender Fisch nicht aus seinem Element, aus dem Wasser springen, um aus der Luft etwas zu seinem Gedeihen zu erschnappen, welches ihm das Wasser so rein nicht geben konte. Solte er wohl einmal Luft trinken wollen, wie wir das Wasser? Das glaube

be ich nicht; Er schnappt nach etwas edlerm. Ich erweise es: Man nehme einen frisch gefangenen Karpen, ehe er sich auf dem Boden den Rückgrad und das Fleisch zerspringt, steche solchen mit einer Packnadel durch die Rückgrads Floßfeder, ziehe einen Bindfaden dadurch, und hänge ihn in eine Küche, Kammer oder Keller, wo weder Zugluft, noch Rauch, noch Sonne hinkömt, und lasse ihn also schweben; so wird man sehen, daß er eben so die Luft als sein Element schnappet, viele Tage lebet, ohne am Gewicht abzunehmen, und sich wohl befindet. Man mache den Versuch umgekehrt, mit einem Thiere, das kein Amphibion ist, und sehe zu, ob dieses wohl den tausendsten Theil so lange in des Karpen Elemente ohne Luft erhalten werden kan. Was nun jenen erhält und diesem entgehet, das ists was der Adept haben muß; eine Universalmaterie, die würklich in der Natur liegt, aber nicht begriffen werden kan. Allgemeiner Weltmerkurius, das Chaos der Weisen, ist es, und muß gesehen werden, wenn man es glauben soll. Wer einen Kieselstein oder Feuerstein in ein trinkbares Wasser aufzulösen weiß, was er sonst gewesen, der kan diese Säze begreifen, ob er wohl noch weit von Bearbeitung dieses Universals entfernet ist. Jedoch nun frägt es sichs

b) **Wo finde ich solche Materie?** Die ganze Schöpfung ist voll davon, der Weg aber es an mich zu bringen, der Hamen diesen kostbaren Vogel zu fangen ist nur ein einziges Ding, worin dieser allgemeine Weltgeist noch ungebraucht, gleichsam wie in seiner Wiege schläft. In allen andern Dingen in Metallen, in Pflanzen, in Thieren, im Thau, im Menschenspeichel, im Fensterschwitze, ist seine würkende Kraft schon verbraucht und ausgenuzt. Nur in einem einzigen Dinge liegt er:

Es ist ein Stein und doch kein Stein,
In dem würkt die Natur allein.

Mit diesem Steine habe ich wohl eher Straßen pflastern gesehen, an Gestalt (wie ich ihn verbraucht,) war er grau. Sonst ist er auch gelb, weiß und roth, welcher leztere für den besten gehalten wird. Dies muß genug seyn von Erkentniß der Materie, und dem Urstof, worin sie anzutreffen; den Stein mit Namen zu nennen, wobei ihn die Kinder erkennen, will mir nicht gebühren. Genug, wenn ich ihn bearbeitet habe, ist es kein Stein mehr, sondern weit ehender eine lockere schleimige Erde, worin Eisen und Kupfer eingesprengt zu seyn scheinet.

2) **Die Bereitung des Chaos der Weisen** ist das zweite Hauptstück dieser Arbeit. Wenn ich nun, die Materie getroffen habe, worin ich, was ich suche, zu finden gedenke; so muß seine Wohnung mit Feuer verbrannt werden. Ich habe solches einmal in einer beschlagenen Glasretorte, und zum andern mal in einer thönern verrichtet; beide mal kam der Universalmerkurius in dicker Rauchsgestalt in die Vorlage. Dieser Rauch muß wohl verwahret und fest verschlossen werden, so resolviret er sich

in der Kälte in ein Wasser; das ist, das Wasser der Weisen, woraus die vier Elemente bereitet werden. Nur ein Paar Handgriffe sind hierbei verschwiegen, ohne welche die Arbeit nicht wohl von statten gehet, oder verunreiniget wird. Etwas muß man für sich behalten. Dieses Wasser stelle ich an gehörigem Ort zur Fermentation oder zur Gährung, und darf ihm nichts Fremdes zugesezet werden. Die Gährung verlanget einen solchen Grad der Kälte oder Wärme, als ein Bier, welches wohl gähren soll. Ist dieses geschehen, so theile ich mein Wasser in zwei gleiche Theile, und nehme nun mit der einen Hälfte

3) **Die Scheidung der vier Elemente vor.** Hierbei kommen zwei Hauptschwierigkeiten; die erste, die Gefäße, worin dieses geschehen muß, zweitens der Ofen und der Grad der Wärme. Es ist eine Lust anzusehen, wie immer ein Element aus dem andern entstehet. Wer nachdenken kan, dem wird die Arbeit leicht werden; doch ist es gut, zuvor alles erst zu überlegen, ehe man vergebliche Arbeit und Kosten verwendet. Es soll die Materie geschieden werden; anders aber kan es nicht geschehen, als daß allemal zwei und zwei Elemente beisammen bleiben; flüchtig und fix. Das flüchtige wird in die Höhe getrieben, und stellet die zwei Elemente, Feuer und Luft, oder den Himmel vor; das fixe, Wasser und Erde, (welches sonst auch flüchtig, wenn jenes fix genennet wird,) bleibet auf dem Boden liegen und heißt auch die Erde. Ich übergehe hier mit Fleiß die verschiedenen Namen, welche die Philosophen dieser dritten Arbeit, und was ihnen dabei zu Gesichte gekommen, beilegen, welche die Sache mehr verdunkeln, als entwickeln. Nun wähle man sich in seinem Verstande solchen Ofen und gläserne Gefäße, worin man dieses alles machen, und mit Augen anzusehen sich getrauet. Es kan gar nicht fehlen, daß man es mit genauester Accuratesse so weit bringen kan, wie ich es gebracht habe.

Beide Theile müssen wieder mit einander vereiniget werden, lege artis; und dieses nennet man die natürliche Composition. Hier muß ich aber offenherzig gestehen, daß meine Lage und Umstände um diese Zeit so sehr verändert wurden, als ich fort arbeiten wolte, daß ich an weiterer Ausarbeitung dieses Werks, da ich keine eigene Haushaltung, noch weniger einen gewissen Wohnsiz habe, seit drei Jahren gänzlich behindert bin. Statt dieser Wissenschaft weiter nachzuhängen, bekam ich einen andern Ruf:

Weide meine Lämmer! und diesem Rufe zufolge, weide ich deren zwei, wobei ich mich so wohl, wohl noch besser als ein König befinde. Bald aber werde ich sie der größern Heerde übergeben, alsdann soll mich nichts als die Hand des Höchsten zurück halten, dieses, bei stiller Tugend allein ergötzende Werk, noch einmal vom Anfange bis ans Ende auszuarbeiten. Findet nun diese himmlische Wissenschaft irgend einen Liebhaber, der von ihrer Möglichkeit und Daseyn überzeugt ist, Lust und gelegene Wohnung hat, selbige ausarbeiten zu lassen, und sie aus ihren Trümmern der Unmöglichkeit, womit sie die Witzlinge verschütten wollen, retten zu helfen, der kan meinen Namen im hiesigen Intelligenzcomtoir zum etwanigen vorläufigen Briefwechsel leichtlich erfragen, um uns unsere beiderseitigen Absichten vorher einander mitzutheilen. Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

41tes Stück.

Freitag, den 23ten Mai 1783.

Etwas vom Goldmachen.

(Schluß.)

4) Die natürliche Composition, wobei ich stehen geblieben bin, ist das schwerste und langweiligste Stück, welches länger währet als jene ersten drei, und es verlanget durchaus eine beständige Gegenwart und Aufsicht, um nichts zu versäumen, daher man keine auswärtige Geschäfte, die eine Abwesenheit von mehr als zwei Stunden verursachen, unternehmen darf, wohl aber im Hause etwas, als Lesen, Schreiben, Unterricht geben, und dergleichen verrichten kan, um etwa Logis und Kost neben her damit zu vergüten, weil sonst diese Arbeit nicht allezeit gleich gut gerathen mögte. Sie geschiehet aber theoretisch (ich sage nochmals, daß ich sie practisch aus Mangel der Gelegenheit, so weit noch nicht getrieben,) auf folgende Weise:

Es muß alles wieder vereiniget werden. Wie? Nach der Scheidung der Elemente, wird die Materie in zweierlei Gestalt erscheinen, weiß und roth; Mann und Weib; das Rothe, das auch fix, oder der Mann, imgleichen das Gold, Goldsaame, oder auch der fixe Schwefel heißt, wird oben; das Weiße, das Weib, das Flüchtige, die Erde, der Acker, welches des im Grunde sitzen gebliebenen Namen sind, ist die andere Materie, und wird unten gefunden werden. Zwischen beiden befinden sich der Geist, oder das gemeinschaftliche Feuer unsichtbarer Weise, welches alles nun wieder muß vereiniget werden, daß sie sich in solcher Vereinigung wieder in einen fixen Körper begeben können. Vielen Philosophen ist beliebig gewesen, von beiden Stükken gleich schwer unter einander zu reiben, wobei man es zwar lassen kan; ich halte aber dafür, daß von dem fixen, als dem Saamen, ein Drittel genug sey in zwei Drittel Flüchtiges, als den Acker zu säen, weil die Natur der Sache es ergiebt, daß des ersteren weniger als des letzteren gefunden wird. Am besten wird also seyn, daß man diese zwei Materien, nicht auf einmal mit einander vermische, sondern sie in

zwei, drei oder vier Theile vertheile, damit, wenn der erste Versuch nicht geräth, solcher einige mal auf das fleissigste wiederholet werden könne. Solte auch des Fixen zu wenig und des Flüchtigen zu viel, und wieder umgekehrt, genommen seyn, so hat man noch, wovon man nachsetzen kan, wenn das wenige Fixe das flüchtige Weib nicht schwängern, oder das Flüchtige sein Fixes nicht auflösen wolte.

Die Auskochung wird vollbracht und vollkommener, je öfterer die Composition wiederholet wird. Ist nun die Materie solchergestalt wohl unter einander gerieben, so lege man sie in ihr Ehebette, welches eine gläserne Phiole ist, verschließe dieselbe wohl, daß ja nichts davon verrauche; die Verschliessung geschiehet auf mancherlei Weise; weil ich aber öfters zusetzen muß, wird die Phiole am besten mit einem eingeschrobenen Glasstöpsel, dessen Fugen mit luto sapientiæ wohl verstrichen sind, angehen können. Dies ist das philosophische Ehebette, worin die Generation vorgehen soll. Die Phiole wird in eine Sandkapelle, in einen hölzernen Ofen oder Häusgen gesetzt, in einem verschlossenen Zimmer gehalten, und für der auffallenden Luft so wohl als für vorwitzigen Händen gesichert.

Unsere Materie hat ihr geheimes magisches Feuer selbst bei sich, welches aber ewig ruhen würde, wenn es nicht äußerlich durch ein natürliches Elementfeuer angereitzet wird. Dies geschiehet durch ein unter die Sandkapelle gesetztes Lampenfeuer, und kan mit vier Pfund Baumöl vieles verrichtet werden. Die Handgriffe und Regierung des Feuers sind die Hauptsache hierbei, welches sich nicht alles so leicht sagen als selbst verrichten läßt.

Nunmehr erfordert die Sache die beständige Gegenwart des Künstlers; denn man muß auf die so sehr beschriebenen vier Farben, als die untrüglichsten Merkmale, daß man recht procediret und gearbeitet habe, wohl Acht geben. Zuerst muß über der Materie ein schwarzer Nebel aufsteigen; dabei muß der Meister wissen, was er zu thun habe, auf daß dieser Nebel wieder falle und seine philosophische Schöpfung zum ersten male wieder befeuchte. Dann wird es nicht lange dauern, so wird die Materie weiß erscheinen; welche Weiße durch des Künstlers Hand und Fleiß so hoch zu treiben, daß sie weiße Flammen schiesse, oder so lebendig aussehe, als Silber, wenn es auf dem Blick stehet. Dann wendet man wieder einen Handgrif an, daß die rothe Farbe zum Vorschein komme. Zuletzt bleicht man diese Farbe wieder weiß.

Werden die Farben anders oder umgekehrt erzeuget, so ist es ein Zeichen, daß die Materie verdorben und zu nichts mehr nutze ist. Ist hingegen richtig zu Werke gegangen, und die Sache zur höchsten Fixität getrieben, dann kan man mit den vorhin abgetheilten und zurück behaltenen zwei oder drei Theilen, die Arbeit wiederholen, und sie mit dieser zusammengesetzt,

mengesetzt, noch so viel mal durch alle Farben gehen lassen, so viel Theile man zurück behalten hatte. Ist die Materie aber verdorben, so werfe man sie weg, nehme einen zweiten Theil, und verfahre damit fürsichtiger.

Oben, zum Schlusse des zweiten Satzes, von der Bereitung des Chaos der Weisen, ist gesagt, daß unser Merkurius Philosophorum in zwei gleiche Theile getheilet werden solte; die erste Hälfte, wäre also wie vorstehet, verarbeitet, die zweite große Hälfte kömt nun zur Verarbeitung. Diese theile ich im 7, 9, höchstens 15 gleiche Theile, nachdem ich viel oder wenig Hauptstof, Merkurium Philosophorum, erlanget habe, reibe einen Theil von 7, 9 oder 15 unter die vorher gänzlich ausgearbeitete und weiß gebleichte Materie, setze sie wieder in meinen philosophischen Ofen und Behältniß, und lasse solchen Theil wieder durch alle Farben gehen, bis alle Theile eben so weit gebracht sind, da dann wohl drei bis vier Monate, zumal bei einem Anfänger, dem es nicht jederzeit glückt, und oft ein Glas zerbrochen, oder etwas von der Materie leicht verschüttet werden kan, darüber hingehen mögten, dahingegen, wenn man diese Arbeit wiederholet, selbige schneller verrichtet und läufiger wird, auch die Länge der Zeit um ein merkliches sich abkürzet.

So und nicht anders wird das Kleinod menschlicher und metallischer Gesundheit, oder das Universal zubereitet. Man wird hieraus sehen, daß alle Partikularprocesse und Schmieralien vergeblich ausfallen, wenn sie nicht aus der großen Universalquelle geschöpfet sind. Ob nun zwar alles so kurz, deutlich und leicht beschrieben worden, was in allen alchymistischen Büchern so geheimnißvoll versteckt ist, so wird dennoch die Hand des Höchsten jedem Unwürdigen den Zugang zum goldnen Vließe verwehren, welcher keine reine, sondern habsüchtige Absichten zum Antriebe dieser Handlungen hat. Wie dieses aller fixeste gar nicht zu verderbende reinste Salz entweder auf die Gesundheit der Menschen, oder zur Veredelung der Metalle zu gebrauchen? ist oben schon zu der Erläuterung des Wortes Pulver eines Theils, andern Theils aber bei der Erklärung der Stelle: **daß nemlich die Verfertigung des Pulvers der Gesundheit höchst schädlich** rc. genugsam gesagt worden, und demselben nichts weiter zuzusetzen.

Rüste dich nun starker Spottgeist der Kritik, ob du gleich nie Muße, Trieb noch Gelegenheit gehabt, diese Sätze sattsam durchzudenken, viel weniger auszuarbeiten; dennoch rüste dich. Nim den ersten Widersprechungssatz statt des Gewehrs; sage es ist nicht wahr. Demonstrire a priori und posteriori die Unmöglichkeit. Aber de- und remonstrire mir auch zugleich die Kraft des Magnets, die du doch zugiebest, und die physische Bewegursache, die ihn nach Norden decliniret.

Anmerkung über die im 25ten Stück des Hannoverischen Magazins vom 28ten März 1783 befindliche ökonomische Abhandlung: von der Art die Felder mit Torfasche zu düngen.

So sehr auch der Herr Verfasser dieser ökonomischen Abhandlung die bekante Wahrheit, daß es zur Erlernung der Landwirthschaft nicht genug sey ein ökonomisches Buch zu lesen, und daß kein Haushälter geboren, sondern durch Erfahrung zu dieser Wissenschaft gelangen müßte, recht gelehret, und gründlich zu erweisen suchet, so gewiß ist es doch, ja eben so gewiß als ich weiß, daß 2 mal 5 zehn sind, daß derselbe über seine ökonomische Abhandlung jemals Versuche anzustellen keine Gelegenheit gehabt hat.

Die Gegend und der wichtige Haushalt, worin der Herr Verfasser gleichsam ein Anfänger in der Landwirthschaft ward, und gegenwärtig unter der Aufsicht eines alten erfahrnen und einsichtsvollen Landwirths diesen Haushalt führet, ist mir auch sehr gut bekant, und es ist zum Glück der Gutsherrschaft sowohl, als der Unterthanen, diese Düngungsart in dieser ganzen Gegend, auch dem größten Landwirth eine unbekante Sache, die Wucherblume aber kennet der Unterthan nicht einmal dem Namen nach.

Ich werfe also hier billig die Frage auf, woraus hat denn dieser junge gelehrte Haushälter wohl den Witz (seiner eigenen Redensart nach,) zu dieser Abhandlung gesogen? und ich antworte mit Wahrheit, woraus anders, als aus einem ökonomischen Buche.

Kan man es daher wohl einem alten erfahrnen Haushälter verdenken, wenn er Bedenken findet, unversuchten und nicht erprobten Projekten die öfters mit großen Kosten verknüpfet sind, sogleich seinen Beifall zu geben, und für praktische Wahrheiten anzunehmen? Welcher Landwirth ist wohl so unerfahren, der nicht weiß, daß alle künstliche Düngungsarten weiter nichts als nur ein Nothbehelf sind, und wodurch im ganzen genommen der so allgemein gewünschte Entzweck, den Ackerbau überall zu seiner größten Vollkommenheit zu bringen, doch nicht erlanget werden kan.

Ob ich gleich eben so wenig wie der Herr Verfasser von dieser Düngungsart die geringste praktische Kenntniß habe, so räume ich es doch sehr gerne ein, daß in den Gegenden, wo es gebräuchlich ist, und ohne wesentliche Kosten geschehen kan, dieses Torfbrennen wohl von einigem Nutzen seyn mag, denn eine jede Art Asche giebt bekantlich einen, besonders aber guten Wiesendünger, inzwischen ist doch auch die eine Art weit besser als die andere, und kan ein Haushälter, der sore und mit Moos bewachsene Wiesen hat, sich solche, vorzüglich wenn er sie im Frühjahr unausgelauget darüber

über streuen läßt, und wenn nicht gleich darauf eine gar zu starke Dürre einfällt, mit gutem Vortheil zu Nutze machen. Wenn aber der Herr Verfasser in seiner theoretischen Abhandlung behaupten will, daß dieses Brennen, welches seiner eigenen Aussage nach doch nur einmal geschehen darf, zugleich ein bewährtes Mittel zur Vertilgung des Unkrauts, und der höchst schädlichen und Land verderblichen Wucherblume seyn soll, so ist solches gleichfalls nicht in der Erfahrung bestärket, maaßen der zuvor tief untergepflügte Saame, welcher viele Jahre in der Erde liegen, und zum Aufgehen tauglich bleiben kan, von diesem einmaligen Brennen, nicht einmal berühret, viel weniger gänzlich vertilget werden kan.

Es wird mir erlaubt seyn, dem geneigten Leser meine Gedanken nach meiner geringen Einsicht und Erfahrung: Wie ein Landwirth seinen Ackerbau nach einer sehr bekanten und gemeinen aber richtigen Wirthschaftsregel in guten Stand setzen kan, in diesen Blättern vorzutragen.

Wer seinen Ackerbau verbessern, und nach der innern Beschaffenheit seiner Länderei zur gewissen Vollkommenheit bringen will, der prüfe ja zuförderst, ob Ackerbau, Wiesenwachs und Viehzucht, auch mit einander in einem richtigen Verhältniß stehen, das heißt, ob so viel Wiesenwachs zum Gute gehöret, daß davon ein dem Ackerbau angemessener Viehstapel recht gut und reichlich unterhalten werden kan.

Hat ein Gutsbesitzer oder Haushälter das Glück, daß er nicht allein gute, sondern auch seinem Ackerbau gemäß hinlängliche Wiesen hat, so kan es ihm auch gar nicht fehlen, nach der innern Beschaffenheit seiner Länderei seinen Ackerbau zu einer gewissen Vollkommenheit zu bringen, denn die Wiesen sind gleichsam die Seele vom Haushalt, von selbigen hänget die Viehzucht, von dieser aber der ganze Ackerbau ab. Wo aber bei einem Gute der Wiesenwachs fehlet, da kan so wenig der Ackerbau zu einer gewissen Vollkommenheit gelangen, als auch eine gute Viehzucht unterhalten werden, oder es müssen statt dessen, gute Futterkräuter, Klee, rc. sowohl zum grünen Futter, als trocken machen hinreichend angebauet werden, um dadurch den Mangel des Wiesenheues zu ersetzen. Denn von bloßem Stroh kan man kein Vieh anders als mit großem Schaden kümmerlich unterhalten, nicht zu gedenken, daß mageres Futter auch magern Mist giebt.

Vielen Gutsbesitzern oder Haushältern fehlet es zwar nicht an Wiesenwachs, aber die Wiesen sind entweder ihrer Lage, Grund und Boden nach von schlechter Beschaffenheit, oder sie haben wohl eine gute Lage und Boden, sind aber durch schlechte Wartung, oder aus einer andern Ursach in Verderb gerathen. Solche Wiesen liefern daher bewandten Umständen nach nicht nur wenig, sondern

auch größtentheils sehr schlechtes und unnahrhaftes Heu. Auf dergleichen Gütern kan also kein, dem Ackerbau angemessener Viehstand unterhalten werden; und was folget daraus? Der beste Ackerverständige wird, bei allem möglichen Fleiß und Mühe, die er auf seinen Acker verwendet, wenn er nicht vorzüglich guten Boden hat, zu seiner größten Betrübniß erleben müssen, daß er eine schlechte und geringe Ernte nach der andern thut, und mit seinem Ackerbau, aller angewandten Mühe ungeachtet, doch nicht weiter kommen kan. Befindet sich nun ein Begüterter oder Haushälter in dieser Lage, daß er zwar hinreichende, aber doch nur schlechte Wiesen hat, so wird er gewiß dem Entzweck, seinen Ackerbau in einen bessern Stand setzen zu können, näher kommen, wenn er zuförderst keine Mühe und Kosten sparet, seine Wiesen nach Möglichkeit zu verbessern, bis dahin aber gute Futterkräuter anbauet, um gutes nahrhaftes Futter zu ernten, damit er nicht nur seinen Viehstapel vermehren, sondern selbigen auch reichlicher und besser unterhalten kan.

Etwa seit 5½ Jahr ist mir ein kleines Gut zu bewirthschaften anvertraut. Bei dessen Annahme erhielt ich die Länderei, die bis dahin vereinzelt war, nicht nur todt mager, sondern es befanden sich auch die Wiesen, zwar nicht der Lage und Güte nach, sondern wegen schlechter Wartung in keinen guten Umständen, weil die Abzugsgraben bei Menschen Denken nicht gereinigt und ausgebracht, die Anhöhen gleichsam mit Moos bedecket, und mit Queendorn, (auch Hackeln genannt,) Gesträuchen und Bülten hin und wieder bewachsen waren. Ich wandte daher erst mein ganzes Augenmerk, da ich alles auf einmal nicht in Stand setzen konte, auf die Wiesen. Ich ließ die Graben reinigen, und so tief, wie guter Boden zu finden war, ausbringen. Hierdurch erhielt ich eine große Menge gute Schlammerde, womit ich, nachdem sie sich ein Jahr durchgelegen, die morastigen und sumpfigen Stellen theils wieder artbar machte, und ließ ferner die Wiesen von den alten Maulwurfshaufen, Queendorn und Gesträuchen sorgfältig reinigen. Zur Vertilgung des schädlichen Mooses gebrauchte ich die sogenannte Bultasche mit vermoderter Holzerde vermenget, Hürdeläger, Hüner und Taubenmist mit großem Nutzen. Die Anhöhen, worauf die Grasnarbe gar zu dünne war, ließ ich nach und nach umpflügen, düngen, und mit gutem reif gewordenen Heusaamen wieder bestellen, und der Erfolg hat gelehrt, daß ich dadurch nicht nur die Wiesen so weit gebracht, daß davon ein ansehnlicher Viehstand recht gut und reichlich durchgefüttert werden kan, sondern es ist nunmehr durch diesen schon die Länderei ohne alle Künsteleien zu meiner großen Freude so weit im Stande, daß ich davon nach hiesiger Landesart reichliche Ernten erhalte.

Ueber die von den Engländern bekant gemachte rothe Fieberrinde. *)

Die Aerzte haben gegen die Heilkräfte der Fieberrinde, der im gemeinen Leben bekanten China, seit einiger Zeit angefangen, Mißtrauen zu hegen, da **Sydenham** und **Morton** durch solche ehedem so herrliche Kuren verrichtet haben, die jezt oft nicht mehr glücken wollen. Daher mag es denn auch gekommen seyn, daß man des hohen Preises wegen zugleich mit, hin und wieder andere Rinden in Fiebern versuchte, und außer den schon ehedem mit der Rinde der Lorbeerweide und Roßkastanie gemachten Versuchen hat uns **Anton Turra** noch lezthin die Rinde von den jungen Zweigen der Roßkastanie von neuem in einfachen und gedoppelten drei- und viertägigen Fiebern empfohlen, und **Baker** giebt das Pulver von Mahagoniholz gleich der China in kalten Fiebern nie ohne Nuzen. In Frankreich rühmt man seit einiger Zeit eine gewisse Gattung der Fieberrinde, die aber mit der in Peru wachsenden nicht verwechselt werden muß, und auf Domingo, Martinike und in Neu-Mexico wächset.

Der erste Entdecker dieses vorzüglichen Hülfsmittels ist **de Badier** und verschiedene im Hotel de Dieu zu Paris mit ihr angestellte Versuche bewiesen ihre Würkung gegen die Fieber. Vielleicht ist diese Cinchona Caribæa des Ritters **Linné**, die Dr. **Wright** in Philosophical Transactions vom Jahr 1777 beschrieben und abgebildet hat, und die auch auf Jamaika und den karaibischen Inseln angetroffen wird, im Anfange scharf und gewürzhaft, hernach aber sehr bitter schmeckt. Neulich hat indessen D. **William Sounders** durch seine Observations on the superior Efficacy of the red Peruvian Bark uns mit einer Art bekant gemacht, die unter dem Namen der **rothen Fieberrinde** von den Londoner Aerzten in den hartnäckigsten Fiebern mit dem besten Erfolge gebraucht worden ist, und der sogar die öffentlichen Zeitungen erwähnten. Denenjenigen, die mich darum befragt haben, wiederhole ich dieses hier, und denen, die darauf ebenfalls neugierig seyn solten, will ich von ihr das sagen, was bekant ist. Sie ist auf der Apotheke des Herrn Grabergs, die Unze puderisirt für 10 ggr. zu bekommen, und es ist Pflicht, die mit ihr angestellten Versuche weiter bekant zu machen. Wenn auch der nunmehr geendigte Krieg zwischen Großbritannien, Amerika und den Bourbonschen Mächten für die Erhaltung der Menschen gerade nachtheilig gewesen ist, so kan es seyn, daß ein Theil künftiger Generationen durch die Bekantmachung dieser rothen Rinde dem Staate erhalten wird, und was also auf einer Seite Verlust war, kan auf der andern Seite Gewinn werden.

Im

*) Aus dem 36ten St. der gelehrten Beiträge zu den Braunschweigischen Anzeigen.

Im J. 1779 brachte nemlich eine englische Fregatte ein von Lima nach Cadix bestimmtes Schif in England auf, dessen Ladung meist in Fieberrinde bestand. Sie war von außerordentlicher Dicke, sah sehr rauh aus, war in weit größeren und stärkeren Stücken, als unsere gewöhnliche Fieberrinde, und bestand aus drei verschiedenen Lagen. Die äußere Lage ist ganz dünne, rauh, von braunrother Farbe, und oft mit einem Moose überzogen; die mittlere ist an Farbe dunkler, im Bau dicker und fester, außerordentlich leicht zu zerbrechen, und scheint hauptsächlich harzig zu seyn, und die meiste brennbare Materie zu enthalten; die innerste Lage ist hochroth, hat aber mehrere Fiebern und ist folglich holzartiger. Ueberhaupt hat diese rothe Fieberrinde die gute Eigenschaft, daß sie sich ungemein leicht bröckelt, ein sonst untrügliches Zeichen einer guten Rinde. Sie ist aromatischer und weit bitterer als die gewöhnliche, und aus vielen von D. Sounders Versuchen erhellet, daß sowohl wäßrige als geistige, mit und ohne Feuer daraus gemachte Extracte mehr würkende Kräfte enthalten, auch viel bitterer und zusammenziehender sind, als die Extracte der gewöhnlichen Rinde. Auch die Spanier scheinen ebenfalls dieser rothen Fieberrinde den Vorzug zu geben, und wenn man sie mit der gewöhnlichen vergleicht, und auch gegen andere Baumrinden hält, so scheinet sie die Rinde des Stammes und die gewöhnliche Rinde die der Aeste eines Baums zu seyn. Bekant ist es jedoch von unserer einheimischen Eichenrinde, daß das Zusammenziehende in der Rinde des Schaftes weit stärker ist, als in der Rinde der Aeste. Diese Wahrheit kan auch auf die Rinde des Chinabaums sehr gut passen.

D. Joh. Phil. du Roi.

Edle Handlung.

Ein nüchterner Bauer aus dem Kirchspiel Imsum, Landes Wursten, kömt im lezt verflossenen Jenner, bei einer **entsetzlichen** Schneejagd (ich der Bekantmacher war desselben Abends auch in Lebensgefahr,) von Neuenwalde. Ein Officier, ein wahrer Menschenfreund, kömt unter Weges zu ihm, und sie gehen eine ziemliche Strecke zusammen. Kurz vor der Scheidung, wird dem Bauer so übel zu Muthe, daß er sich niedersetzen will. Nein, sagte der edle Mann, das leide ich nicht; er ist in dieser Lage ein Kind des Todes. Mein Weg geht nach Lehe. Er soll entweder mit mir, oder muß er schlechterdings nach Hause, so bringe ich ihn dahin. Der Bauer willigt in das erste, und der brave Begleiter nimt ihn unterm Arm und trabet mit ihm glücklich davon. Der Bauer ist ein sehr begüterter Mann, und danket noch täglich mit gerührtem Herzen seinem würdigen Erhalter. Und wer wird dem Edlen nicht Beifall zulächeln!

W. H.

Hannoverisches Magazin.

42tes Stück.

Montag, den 26ten Mai 1783.

Nachtrag zu der im 61ten, 62ten und 63ten Stück dieses Magazins vom Jahre 1781. befindlichen Geschichte und Beschreibung der Inquisition, vorzüglich der spanischen.

Der Groß-Inquisitor des Königreichs Arragonien, Nicolaus Eimerico, verfertigte gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zum Gebrauch des heiligen Gerichts, eine Art von Corpus Juris, das er Directorium Inquisitorum nannte. Dieses Buch wurde lange in Handschrift, als Regel und Richtschnur der Beisitzer des Inquisitionstribunals aufbewahrt, und nicht lange nach Erfindung der Buchdruckerkunst in Druck gegeben.

Im J. 1558 veranstaltete Franz Pegua, Doctor der Gottesgelahrheit, zu Rom eine neue Ausgabe, mit Anmerkungen und Scholien von diesem Werke, und eignete selbige dem Pabst Gregor XIII. zu.

Nach dieser Ausgabe verfertigte der Abt Morellet im Jahr 1762 eine französische Uebersetzung, woraus folgendes genommen ist.

Ein Ketzer kan auf dreierlei Art belangt werden: durch die Anklage; die Denunciirung, und durch die Inquisition.

Die Anklage muß ein Inquisitor nur selten zulassen, denn sie ist langweilig, und der Kläger wagt zu viel dabei; er muß letzterm lieber zur simplen Denunciirung rathen, bei der gar keine Zeugen nöthig sind, und wobei er bloß auf dem Evangelienbuche schwört, daß er die Wahrheit sagt; wäre eine solche Anklage auch von aller Wahrscheinlichkeit entblößt, so muß sie der Inquisitor deswegen doch nicht aus seinem Buche streichen, sondern abwarten, ob nicht vielleicht die Zeit sie verstärke.

Auf die Unterlassung der Denunciirung steht der Kirchenbann, und kein gegebenes Wort, Versprechen oder Treue darf davon zurück halten; sogar brüderliche gut gemeinte Abmahnung des Schuldigen, ist Sünde, und es ist besser ihn gleich anzugeben.

Die Inquisition, als die dritte Art des Processes, theilt sich in zwei Theile, nemlich in die allgemeine Nachforschung nach Ketzern, die von Zeit zu Zeit in ganzen Bezirken und Landschaften

schaften angestellet wird, und in die besondere, wenn das öffentliche Gerücht eine Privatperson einer Kezerei beschuldigt.

Der Angeklagte ist schuldig, alles, was nur auf irgend eine Art und Weise zur Bekräftigung seiner Anklage etwas beitragen kan, herbei zu schaffen.

Juden, Excommunicirte, Mitschuldige, mit öffentlicher Schande gebrandmarkte Personen, und selbst die, deren Zeugniß bei jedem andern Gerichte verworfen und nicht gelten würde, können bei den Inquisitionstribunalen als gültige Zeugen gegen den Angeklagten zugelassen werden, wohl zu merken, wenn ihr Zeugniß wider ihn ist.

Ja so gar selbst ein Kezer kan allemal wider den Angeklagten, aber nie für ihn zeugen.

Bloß solche Personen können wie Zeugen recusirt werden, von denen es notorisch bekant ist, daß sie des Angeklagten Todfeinde, das ist, solche Leute sind, die schon würklich thätliche Angriffe auf sein Leben gethan haben; andere Feindschaft hindert nicht; eben so kan auch sein Gesinde, seine Frau, seine Kinder, der Vater wider den Sohn, der Sohn wider den Vater, der Bruder wider den Bruder, rc. aber nie für ihn zeugen.

Hat auch gleich ein Zeuge ein falsches Zeugniß abgelegt, und gesteht er dieses nur, und will es widerrufen, so gilt lezteres doch nicht, wenn es zum Vortheil des Angeklagten, sondern nur, wenn es zu seinem Nachtheil gereicht.

Den Zeugen wird allemal nach dem Verhör die strengste Verschwiegenheit eingeschärft.

Zwei Zeugen sind zu Fällung eines Urtheils hinreichend. Ihre Namen müssen genau verschwiegen bleiben, weil sie sonst die Rache des Angeklagten und seiner Verwandten zu befürchten haben würden.

Wo dieses aber nicht zu befürchten ist, kan man sie dem Angeklagten nennen. Werden daher dem Angeklagten die Akten mitgetheilt, so pflegt man an die Stelle der rechten Angeber und Zeugen, erdichtete Namen, oder Namen von andern Personen zu sezen, oder, welches gewöhnlicher ist, niemanden zu nennen.

Die Confrontirung der Zeugen und Kläger mit dem Angeklagten, findet bei dem heiligen Gericht nicht statt.

So bald der Angeklagte vor dem Inquisitor erscheint, so läßt er ihn auf dem Evangelio schwören, daß er die Wahrheit, selbst zu seinem Nachtheile gestehen wolle. Wenn dieser Eid abgelegt ist, so frägt er ihn nach seinem Namen, Geburtsort, Aufenthalt, Religion, Gewerbe, u. s. w. ob er von dieser oder jener Materie (eben die, weswegen er der Kezerei beschuldigt worden ist,) habe reden hören. Alle seine Antworten werden aufgeschrieben, und er muß sie selbst unterschreiben. Der Inquisitor frägt weiter: ob er muthmaße, weswegen er eingezogen sey, wer ihn angegeben habe, u. s. w. wer sein Beichtvater sey, wenn er zum lezten mal gebeichtet habe?

Doch hat sich der Inquisitor dabei äuß-

äußerst zu hüten, daß er den Angeklagten nicht Gelegenheit zu Ausflüchten und Rechtfertigungen giebt; denn die Ketzer „sind recht darauf ausgelernt, „ihre Irrthümer zu verstecken, und „wissen sich so fromm zu stellen, und „so gekünstelte Thränen zu weinen, „daß sie auch die abgehärtesten Richter rühren können. Allein, ein Inquisitor muß sich gegen alle diese „Praktiken waffnen, und sich immer „steif und fest einbilden, daß man ihn „betrügen will.„

Die Ketzer, heißt es weiter in dem Directorio Inquisitorum, haben überhaupt zehnerlei Arten den Inquisitor zu hintergehen;

1) Sie antworten zweideutig; frägt man sie: ist dies der Leib Christi? so antworten sie ja! verstehen aber sich selbst, oder einen Stein, oder sonst etwas darunter.

2) Sie richten ihre Antworten bedingungsweise ein, und behalten dabei immer etwas im Sinn.

3) Sie geben die Frage zurück. Z. E. frägt man den Ketzer: glaubst du, daß Wucher eine Sünde sey? so erwiedert er: was glaubt ihr? Antwortet nun der Inquisitor: wir glauben, mit allen katholischen Christen, daß Wucher eine Sünde ist, so sagt er: ich glaube es auch, versteht sich's, wenn ihr's glaubt.

4) Sie stellen sich äußerst verwundert: Für wen haltet ihr mich? Bin ich ein Jude? Ich bin ein Christ, und glaube alles, was ein guter Christ glauben muß; sie verstehen aber darunter, daß ein guter Christ dieses oder jenes, wovon die Rede ist, nicht glauben soll.

5) Sie bleiben nicht bei der Frage, sondern mischen ganz fremde Dinge ein.

6) Sie lenken immer die Rede auf etwas anders. Frägt man sie daher, z. E. glaubt ihr, daß Christus noch lebendig war, als man ihn am Kreutz mit einer Lanze durchbohrte? so ist gemeiniglich ihre Antwort: Ich höre, daß darüber viel gestritten wird, aber um Gottes willen, sagt mir, was ich davon glauben soll, denn ich mögte nicht gern irren.

7) Sie suchen sich rein zu brennen: Frägt man sie über einen Glaubensartikel, so antworten sie: Mein Vater, ich bin ein einfältiger und schlecht unterrichteter Mensch; ich diene Gott in Einfältigkeit meines Herzens, und mir sind die Spitzfindigkeiten nicht bekannt, über die ihr mich befragt; ihr könnet mir leicht Fallen stellen, und machen, daß ich darin gerathe, aber, um Gottes willen, verschont mich mit dergleichen Fragen.

8) Sie stellen sich krank, u. s. w. Sonderlich bedienen sie sich dieser List, wenn sie gefoltert werden sollen; sie sagen alsdenn, sie wären zu schwach, als daß sie die Tortour aushalten könten.

9) Sie stellen sich wahnwitzig.

10) Sie affektiren eine große Bescheidenheit und Rechtschaffenheit in ihrem ganzen Betragen, Wesen, Minen, Kleidung, u. s. w.

Weil die Ketzer also mit lauter

Trug, Lügen und List umgehen, so schärft das Directorium dem Inquisitor ein, sie mit gleicher Münze zu bezahlen, ihnen schöne Worte zu geben; im Fall des Geständnisses Begnadigung zu versprechen; aber das Versprechen nicht zu halten, sich zu stellen, als ob er eine weite Reise thun müsse, von der er nicht wisse, wann er wieder zurück kommen werde, und also den Angeklagten zu bitten, lieber jezt zu bekennen, damit er nicht unter der Zeit in dem langwierigen harten Gefängniß erkranke, und sterbe. Ferner Leute an ihn abzuschicken, die unter allerlei Vorwand, und unter dem Mantel der Freundschaft, des Vertrauens, des Mitleidens ihm sein Geheimniß ganz oder zum Theil ablokken. Solche Spione können sich sogar stellen, als wären sie von seiner Sekte oder Meinung, nur aber dürfen sie es nicht sagen; denn sich so stellen ist keine Sünde, aber es sagen, würde eine seyn.

Bei einem neuen Verhör kan auch der Inquisitor zuweilen die Akten des ersten Verhörs durchblättern, und thun, als ob der Inquisit sich widerspreche; oder ein Papier in der Hand halten, darin umschlagen, beischreiben, oder lesen, damit der Befragte auf die Gedanken kommen könne, es sey eine Aussage, die wider ihn zeuge.

Der Inquisitor muß überhaupt den Inquisiten so oft und so mancherlei fragen, bis dieser sich einmal verspricht, oder in seinen Antworten etwas ändert, welches alsdenn hinreichend ist, ihn auf die Folter bringen zu lassen.

Man verstattet dem Beklagten einen Anwald. Er kan den Inquisitor und die Zeugen wegen Todfeindschaft recusiren, und auch appelliren; in Spanien wird an den obersten Inquisitor appellirt, der gemeinschaftlich mit seinem Rath entscheidet. Alles dieses geschiehet, um doch wenigstens die Form des Processes zu beobachten, mehr fruchtet es selten etwas.

Im Ruf der Kezerei stehen; die Aussage eines sichern Zeugen in Kezerei, oder andere triftige Beweise gegen sich haben; nicht bei einer Rede bleiben, macht zur Folter reif.

Es giebt nur fünf Arten der Tortur; Marsilius erwähnt ihrer vierzehn, und fügt hinzu, daß er sie noch mit verschiedenen neuen Gattungen, z. E. der Unterbrechung des Schlafs, bereichert habe.

Citirt man einen flüchtigen und contumacirten Kezer, so bedient man sich folgender Formel.

Wir, des heiligen Glaubens Inquisitoren, an Euch *N. N.*, **gebürtig aus dem und dem Orte, und dem und dem Kirchsprengel: Gott gebe Euch mehr Weisheit.**

Es ist unser eifriges Bestreben von jeher gewesen, zu wachen, daß der Weinberg des Gottes Zebaoth, den die Rechte des himmlischen Vaters gepflanzt, das Blut seines Sohnes begossen, die Gnade des hei-

heiligen Geistes befruchtet, und die ganze gebenedeyte und unbegreifliche Dreifaltigkeit mit den herrlichsten Privilegien gesegnet hat, nicht von dem wilden Eber des Waldes, das ist, dem Ketzer, gefressen, noch von dem Unkraut der Ketzerei erstickt, oder dem pestilenzialischen Athem der feindlichen Schlange vergiftet werde. : : : Wir wenden alle unsere Sorgfalt an, daß Simsons Füchse, welches sind die Ketzer, die Ernte des Hausvaters nicht verzehren, oder sie mit ihren brennenden Schwänzen in Brand stecken, das heißt, durch ihre verdammliche Spitzfindigkeiten die Reinheit des katholischen Glaubens beflecken.

Als wir daher fanden, daß ihr in die Ketzerei verfallen waret, so haben wir uns eurer bemächtigt, und euch heilsame Genesungsmittel, Oel und Honig für eure Wunden bereitet, aber ihr, vom bösen Geist getrieben und verführt, seyd aus eurem Gefängnisse entflohn. Wir haben euch vor unser Gericht citirt, und ihr habt euch geweigert zu erscheinen. Wir haben euch in Bann gethan, und ihr seyd eine lange Zeit im Bann geblieben. Wir wissen nicht, wo euch der T... hingeführt hat; Wir haben gütiglich gewartet, daß ihr in den Schoos der Kirche zurückkehren soltet, aber da ihr in eurem sündigen Vorhaben beharret, so laden wir euch zum letzten mal ein, an dem und dem Tage, an dem und dem Orte, in Person zu erscheinen, u. s. w.

Diese Citation wird mit Requisitorialien in eben dem Tone an diejenigen Obrigkeiten begleitet, wo man vermuthet, daß sich der Flüchtige aufhält.

Bei der Freisprechung eines Inquisiten, schärft das Directorium ein, sich wohl zu hüten, ihn für unschuldig, sondern nur für einen solchen zu erkennen, wider den es an hinlänglichen Beweisen gefehlt habe.

Die Strafen, die das Inquisitionstribunal diktirt, bestehen in der kanonischen Reinigung; der Abschwörung, im Fall des Verdachts der Ketzerei, nebst den vorgeschriebenen Büßungen; in Geldstrafen und Einziehung des Vermögens; in der Absetzung von Amt und Dienst; im ewigen Gefängniß; und in Ueberantwortung des Schuldigen an den weltlichen Richter.

Die kanonische Reinigung geschiehet, wenn der Angeklagte auf dem Evangelio schwört, daß er nicht ketzerisch gesinnet sey. Einige gute Katholiken, die man Compurgatores nennt, deren Anzahl sich nach der

Größe der Beschuldigung richtet, und die den Angeklagten verschiedene Jahre gekant haben müssen, schwören zu gleicher Zeit, daß sie glauben, daß der Angeklagte die Wahrheit saget.

Die Abschwörung geschiehet bei dreierlei Arten des Verdachts, und in der Kirche. Der Inquisitor fordert dabei den Angeklagten auf, mit lauter Stimme sich der und der Kezerei schuldig zu bekennen, doch warnet das **Directorium**, es klüglich zu unterlassen, wenn man Muthmaßungen hat, daß sich der Angeklagte vor dem versammelten Volke entschuldigen mögte.

Die **Büßungen**, die der Inquisitor bei der Abschwörung des dritten und höchsten Grades zugleich mit auflegt, bestehen in einer bestimmten Gefängnißzeit, oder dem Befehl, einen braunen Mönchshabit, mit anderthalb Fuß langen und zwei Fuß breiten gelben Kreuzen über der gewöhnlichen Kleidung zu tragen, sich darin an den Kirchenthüren an großen Festen zu zeigen, u. s. w.

Die Geldstrafen und Einziehung des Vermögens der Angeklagten, sind Punkte, welche dem **Directorium** sehr am Herzen liegen. Es behauptet, daß es der Nuzen und das Beste des christlichen Glaubens ausdrücklich erfordern, daß die Inquisitoren viel Geld haben; da nach St. Pauls Ausdruck niemand gehalten ist, Krieg auf seine Kosten zu führen: (nemo cogitur stipendiis suis militare,) daß also die Inquisitoren die Geldbußen sehr gut zu ihrem und zu ihrer Familien Unterhalt verwenden, und auch mit gutem Gewissen Geschenke annehmen können.

Das Publikum (fährt es fort,) bezahlt Mezger, Aerzte, Künstler, u. s. w. warum solte es denn nicht auch die Inquisitoren bezahlen, die so schwere Arbeiten thun, und weit nüzlicher sind als jene.

Solten die Kinder des Schuldigen durch die Einziehung seines Vermögens an den Bettelstab gebracht werden, so ist doch nicht Rücksicht darauf zu nehmen, weil in der Schrift geschrieben steht, daß die Kinder der Väter Missethat tragen sollen.

Einem Kezer kan auch noch sogar nach seinem Tode der Proceß gemacht, sein Vermögen confiscirt, und seinen Erben, oder dem, der es besizt, bis in die dritte Hand, abgenommen werden.

Einige Doctoren haben die Frage aufgeworfen, ob ein Kezer, der zwar noch weder angegeben, noch verurtheilt, aber doch in seinem Herzen seiner Kezerei gewiß ist, sich nicht einer Todsünde schuldig macht, wenn er nicht von freien Stücken komt, und dem heiligen Gericht sein Vermögen bringt und cedirt?

Die Entsezung aller Würden, Aemter, Titel, Chargen, Bedienungen, und die Untüchtigkeit, jemals dergleichen zu bekleiden, geht nicht bloß auf die Person des Angeklagten, sondern auch auf seine Kinder; von väterlicher Seite bis aufs zweite, und von mütterlicher Seite bis ins erste Glied.

Der

Der Vater verliert die väterliche Gewalt über seine Kinder, selbst ehe noch das Verbrechen durch den geistlichen Richter bewiesen worden ist; die Kinder sind nicht verbunden, ihren ketzerischen Aeltern zu gehorchen, sie werden sui juris.

Wer von einem Ketzer ein Depositum empfangen hat, ist nicht schuldig, es ihm wieder zu geben; so wenig als eine katholische Frau einem ketzerischen Manne die eheliche Pflicht zuzustehn braucht.

Das ewige Gefängniß trift sonderlich die reuigen Ketzer.

Der Actus wird dem Volke vorher bekant gemacht, und geschiehet in der Kirche. Der Inquisitor, oder ein anderer an seiner Stelle predigt über die Ketzerei, hauptsächlich über diejenigen ketzerischen Säze, deren sich der büssende Ketzer zu Schulden kommen lassen. Z. B. er habe gesagt, die heilige Jungfrau sey nach Christi Geburt noch mit andern Kindern vom Joseph niedergekommen, u. s. w.

Der Schuldige muß alsdenn seine Irrthümer bekennen, abschwören, und einen Mönchshabit von dunkler Farbe, ohne Kutte, mit gelben Kreutzen, anziehn, den er sein ganzes Leben hindurch zu tragen, und wenn er abgenutzt ist, wieder zu ergänzen hat.

Die Gefängnißstrafe kan der Inquisitor mildern, aber die Kreutze nicht, weil sie eine heilsame Buße für die sind, die sie tragen, und ein Gegenstand der Erbauung für andere.

Die Formel der Sentenz ist vorgeschrieben. Es komt unter andern die Stelle darin vor, **Gott lasse manchmal die Ketzereien zu, damit die Rechtgläubigen und Gelehrten sich in dem Studium der heiligen Schrift üben könten.**

Die Gefängnisse müssen zwar strenge, aber nicht ungesund seyn, und von dem Inquisitor oft besucht werden.

Die Auslieferung an den weltlichen Richter, ist die Strafe zum Tode.

Die Strafe des Feuers ist diejenige, die sich für den zum Tode verdammten Ketzer am besten schickt, denn es steht geschrieben:

Man thut wohl, dem Ketzer den Mund zu verbinden, oder ihm die Zunge zu fesseln, damit er nicht die Anwesenden durch seine Gottlosigkeiten ärgere.

Man hat Exempel, daß Ketzer, die mitten in den Flammen noch Reue bezeigten, von dem Scheiterhaufen befreiet worden sind. So wurde zu Barcellona ein Priester halb gebraten, aus dem Feuer gerissen, aber vierzehn Jahre darauf, wegen neuer Irrthümer doch noch verbrannt.

Solte ein Verurtheilter für Verzweifelung närrisch werden, so muß man die Augenblicke abwarten, wo er seiner Sinne etwas mächtig ist, und ihn denn zum Scheiterhaufen führen.

Man verbrennet einen Ketzer nicht bloß zu seinem Besten, sondern hauptsächlich zur Erbauung und zum geistlichen Wohl des rechtgläubigen Volks.

Die Sünden und Verbrechen, welche

che der Gerichtsbarkeit der Inquisition und ihrer Untersuchung unterworfen sind, bestehen in folgenden:

1) Jeder Kezerei überhaupt.

2) Gotteslästerungen, oder Spöttereien über Gott, den Glauben, die Heiligen. Ganzer Rausch entschuldigt, aber halber nicht. Wenn Jemand sich im Scherz verlauten ließe, in dieser Welt hätte er keine Frau, er würde also in jener eine bekommen, und diesen Saz behauptete, so verfällt er ebenfalls in Gotteslästerung. Misbrauch der heiligen Schrift zu profanen Dingen, gehört auch hieher.

3) Zauberer und Wahrsager: nicht die, welche aus der Hand wahrsagen, und andere verborgene Wissenschaften treiben, weil diese unter den weltlichen Richter gehören, sondern die, so Dinge vornehmen, die nach Kezerei schmekken, als Todtenköpfe räuchern, Kinder wieder taufen, u. s. w.

4) Die den Teufel anrufen. Man theilt sie in drei Klassen. Zu der ersten gehören diejenigen, so ihm göttliche Anbetung und Verehrung erweisen; zu der zweiten die, so sich bloß begnügen, die Namen der Teufel unter die Namen der Heiligen in den Litaneyen zu mischen, und sie bitten, ihr Mittler und Fürsprecher bei Gott zu seyn, u. s. w. Zu der dritten alle, welche die Teufel citiren und beschwören. Man erkennet, sagt das Directorium, die Personen, die Gemeinschaft mit dem Teufel haben, sehr leicht an ihren wildem Blick, und fürchterlichem Aussehn, das ihnen aus ihren häufigem Umgang mit dem Satan anklebt. Wer von Teufel bloß Dinge verlangt, die zu des Teufels Gewerbe und Handthierung gehören, z. E. ein Frauenzimmer in Versuchung zu führen, und sich dabei nur nicht der Worte: **ich bitte, und beschwöre dich**, rc. sondern der, **ich befehle dir, ich will, ich verlange**, bedient, kan nach der Meinung einiger Doctoren, nicht der Sünde der Kezerei beschuldigt werden. Zu den Teufelanrufern rechnet das **Directorium**, auch die Astrologen und Alchimisten, weil der Teufel immer ihre lezte Zuflucht bleibt.

5) Die Juden, die gegen Sazungen sündigen, die sie mit der christlichen Kirche gemein haben; oder gezwungen oder ungezwungen die Taufe empfingen, und nicht den christlichen Glaubenslehren gemäß leben, rc. Ferner, die Ungläubigen und Heiden.

6) Die in Bann gethanen und die ein Jahr im Bann verharren.

7) Die Renegaten und Glaubensabtrünnige.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

43tes Stück.

Freitag, den 30ten Mai 1783.

Nachtrag zu der im 61ten, 62ten und 63ten Stück dieses Magazins vom Jahr 1781 befindlichen Geschichte und Beschreibung der Inquisition, vorzüglich der spanischen.

(Schluß.)

8) Die, so die Ketzer begünstigen, ihre Gefangennehmung verhindern, ihre Flucht erleichtern, oder sie nicht, auf Ansuchen der Inquisition hurtig genug strafen, oder beim Kopf nehmen lassen. Dahin sind auch alle zu rechnen, welche Ketzer besuchen, ihnen zu essen geben, (der Ketzer müßte den eben verhungern wollen,) dem Herrn Inquisitoren nicht mit gehöriger Achtung begegnen, oder sie über die Achsel ansehn, u. s. w.

Einige Stellen aus **Ludwigs von Paramo**, Inquisitors des Königreichs Sicilien, Buche: De origine & progressu officii sanctæ Inquisitionis. Matriti ex typograph. reg. 1589. welches Werk wie ein zur Geschichte der Inquisition dienendes am Ende der kurzgefaßten Geschichte und Beschreibung der Inquisition in dem 61ten und den beiden folgenden Stükken dieses Magazins vom vorigen Jahre, angeführt ist, mögen diese Abhandlung beschließen.

„Gott citirte Adam:„ „Adam ubi „es?„ „Adam, wo bist du?„ Dies that er, um die künftigen Inquisitionstribunale zu belehren, daß die Unterlassung der Citation die Procedur null und sonder Würkung macht.

„Adam erschien; Gott fing an, ihn zu befragen, und richtete den Schuldigen in Geheim und durch sich selbst. Eben diese Weise befolgen die Inquisitoren, und haben sie also unmittelbar von Gott erhalten. Die Kleider von Fellen, welche Gott Adam und Eva gab, sind ebenfalls unstreitig das Muster zum Sambenito, womit die büßenden Ketzer bekleidet werden. Die Kreutze, die ihn zieren, waren anfangs in gerader Richtung, aber nachher hat man sie schief, und wie Andreaskreuze verfertigt, um anzuzeigen, daß die, welche sie tragen,

sich von dem geraden Wege des christlichen Glaubens entfernt haben.„

„Gott jagte den Adam aus dem Paradiese, und daher die Gewohnheit der Inquisition, das Vermögen der Ketzer zu confisciren. Ein sehr weises Gesetz, denn nach dem Plato und Aristoteles, sind in dieser Welt Reichthümer ohne Tugend ihren Besitzern höchst schädlich, weil sie ihren Leidenschaften zur Nahrung, und ihren Lastern zum Werkzeuge dienen.„

„Adam wurde auch der Herrschaft über die Thiere beraubt: es ist also klar, daß ein Ketzer alles natürliche, bürgerliche und politische Ansehn verliert, seine Kinder stehen nicht mehr unter seiner Gewalt, seine Sklaven werden frei, und seine Unterthanen des Gehorsams entledigt, den sie ihm schuldig waren.„

„Die Einwohner von Sodom, züchtigte Gott ebenfalls mit der Strafe, die Ketzern zukomt; nemlich mit der Einziehung ihres Vermögens, denn es stehet geschrieben, daß sie die Thüren ihrer Häuser nicht wieder finden konten, und darauf verbrannte er sie.„

„Zu Caval verbrannte man auf einmal vierhundert Albigenser; in allen Geschichtsbüchern wird kein glänzenders Schauspiel, und kein feierlicheres Auto da Fe gefunden.

„Im Dorfe Cazeras verbrannte man ihrer sechszig, und in einem andern hundert sechszig.„

„Zu Sevilla, als man darauf ausging, ein Exempel an den Juden zu statuiren, ließ Gott, der selbst das Böse zum Guten kehren kan, zu, daß ein junger Mensch, der auf eine H::e wartete, durch die Spalten eines Verschlags eine Judenversammlung entdeckte, und sie angab. Man bemächtigte sich einer großen Anzahl dieser Unglücklichen, und strafte sie, wie sie es verdienten. In dieser Stadt wurden, Kraft der Edikte verschiedener Könige von Spanien und der Ober- und Unterinquisitoren dieses Königreichs, in kurzer Zeit zweitausend Ketzer, und vom Jahr 1482 bis 1520 über viertausend verbrannt. Unzählig war die Menge der zum ewigen Gefängniß, oder zu andern Bußen Verurtheilten. Es geschah eine so große Auswanderung, daß man daselbst fünftausend, und in der Diöces dreitausend leere Häuser zählte, und sich das Ganze auf mehr denn hunderttausend getödtete, gezüchtigte, oder geflüchtete Ketzer belief. Diese frommen Väter richteten also eine ansehnliche Niederlage unter den Ketzern an. (Sicque pii illi patres magnam hereticorum stragem ediderunt, Lib. 2. tit. 2. cap. 4.) Auf Ansuchen des Bruders Turrecremata, Großinquisitors von Spanien, verbannete Ferdinand V. mit dem Beinamen der Katholische, alle Juden aus seinem Königreiche, und stand ihnen, von Publicirung seines Edikts angerechnet, drei Monate zu, nach deren Verlauf es ihnen bei Lebensstrafe verboten war, sich wieder im spanischen Gebiet betreten zu lassen. Es war ihnen erlaubt, ihre Effecten und eingehan-

gehandelten Waaren mit aus dem Königreiche zu nehmen, aber nichts von Gold oder Silber. Der Bruder **Turrecremata** verstärkte in seinem Kirchsprengel Toledo dieses Edikt noch durch ein Verbot an alle Christen, den Juden das geringste, selbst die unentbehrlichsten Dinge des Lebens, bei Strafe des Kirchenbanns, zukommen zu lassen. Ungefähr eine Million Juden zogen auf dieses Gesetz aus Catalonien, Arragonien, Valentia, und den übrigen Ferdinandinischen Staaten: die mehrsten kamen elendiglich ums Leben, ꝛc.„

Ludwig von Paramo führt die Buße an, die einem gewissen **Roger** aufgelegt wurde. „Ich Bruder Dominicus (es ist der heilige Dominicus, welcher redet,) söhne Vorzeigern dieses, genannt **Roger**, mit der Kirche unter der Bedingung aus, daß er sich drei Sonntage hinter einander, vom Eingang der Stadt an, bis zur Kirchthüre von einem Priester peitschen läßt, sein ganzes Leben durch Fastenspeise ißt, drei mal vierzig Tage im Jahr fastet, niemals Wein trinkt, den Sambenito nebst den Kreutzen trägt, das Breviarium täglich, zehn Vater Unser am Tage, und zwanzig um Mitternacht hersagt, von nun an die Enthaltsamkeit beobachtet, sich alle Monate dem Pfarrer seines Kirchspiels darstellt, u. s. w. bei Strafe, als Ketzer, Eidbrüchiger und Unbußfertiger behandelt zu werden.„

H. W.

Der Mann kan die Frau nicht reich machen, wohl aber die Frau den Mann. Denn der ersparte Pfennig ist besser, als der erworbene. Luthers Tischreden, S. 318. *)

Luther spricht hier als Oekonom, über den Hausstand, und räumet den Hausmüttern den Vorzug vor den Hausvätern gerade zu so ein, daß er fast den Unwillen der leztern zu verdienen scheint. In der That werden Männer, auch wohl Frauen genug seyn, die sich wider seinen obstehenden Ausspruch gerade zu erklären, oder ihn als völlig paradox verwerfen werden.

Eine, ihrem Manne wenig oder nichts zur Mitgabe einbringende Frau verheirathet sich vielmals an einen solchen, der entweder Vermögen, oder eine solche Bedienung hat, welche sehr gut und einträglich ist. Wird man in diesem Falle nicht sagen wollen; der Mann hat die Frau reich gemacht? Und wenn dieses ist, wird denn Luther nicht zu viel gesagt, und dem schönen Geschlechte ein allzugalantes Compliment gleichsam gemacht haben?

Der Mann kan bisher gar nicht zu den Reichen dieser Welt gehöret haben,

*) Aus dem 1ten Stück des so sehr beliebten Wittenbergischen Wochenblatts von 1782.

ben, seine Bedienungs- Amts- oder Berufseinkünfte können auch nur sehr mittelmäßig, etwa kaum zur Bestreitung des Höchstnothwendigen hinreichend seyn, aber er macht Glück, daß ihm durch Wagungen, oder durch eine Erbschaft von Verwandten seiner Seits Reichthum zufällt; wird man in diesem Falle nicht abermals geneigt seyn, sich wider Luthern zu erklären, und das Gegentheil seines obigen Ausspruchs zu behaupten, sagen: der Mann hat die Frau reich gemacht?

Noch kan der Mann von so guten Fähigkeiten seyn, daß er es im Erwerben viel weiter bringt, als andere seines Standes, und die, welche ihm darin, oder in den gewöhnlichen Einkünften, ganz gleich sind, sehr hinter sich zurückläßt; wird man hier nicht auch den Reichthum seines Hauses ganz allein auf seine Rechnung bringen und sagen wollen: der Mann hat die Frau reich gemacht?

Es mögen nun aber der mancherlei Fälle seyn wie sie immerhin können, in welchen man Luthern zuwider sagen wolte; Der Mann hat die Frau reich gemacht, so geselle ich mich doch zu Luthers Vertheidigern, und behaupte gerade zu mit ihm: **Die Frau macht den Mann reich.**

Bei dieser Behauptung werden viele nur in sofern einstimmen wollen, und sagen: wenn die Frau dem Manne eine vorzüglich starke Mitgabe von ihren Aeltern einbringt; oder ihr eine reiche Erbschaft von Verwandten oder Freunden ihrer Seits zufällt, so hat sie den Mann reich gemacht.

Allein hiemit ist Luthers Sinn gar nicht getroffen. Man muß seinen ganzen Ausspruch zusammen nehmen; denn der Zusatz: der ersparte Pfennig ist besser, als der erworbene, belehret uns von seiner eigentlichen Meinung, die man also ausdrücken kan: **Sparsamkeit geht über Erwerb.** Und wenn man will, kan man die Sache auch so nehmen: Ohne Sparsamkeit kan kein Reichthum entstehen. Er kan auch nicht ohne Sparsamkeit bestehen.

Nun muß man wissen, daß es im Hausstande, was das Sparen anbetrift, hauptsächlich auf die Frau des Hauses ankomme. Läßt sie es daran fehlen, so wird nicht nur niemals ein Reichthum entstehen, sondern auch der in vorhin angegebenen Fällen entstandene Reichthum von gar keiner Dauer seyn können.

Den Beweiß von dieser Behauptung werden wir am besten von Geschichten des häuslichen Lebens hernehmen können, weil daraus die sicherste Ueberzeugung entsteht; eine solche, die wir ein anschauendes Erkenntniß nennen, und mehr thut, als diejenige, die wir uns auf einem andern Wege verschaffen können. Hier sind einige Beispiele, wozu sich die Leser noch mehrere aus ihren eigenen Anschauungen oder Erfahrungen hinzudenken können.

Amynt lebte in der zweiten Ehe, und war in der ersten nicht nur ein armer, sondern oben drein ein in Schulden vertiefter Mann gewesen. In der zweiten Ehe ist er nicht nur aus seinen Schulden herausgekommen; sondern er

er ist auch zu einem solchen Vermögen gelanget, daß er ansehnliche Capitalien ausstehen hat. Die erste Frau brachte ihm eine ziemliche Mitgabe zu. Mit der zweiten hat er kaum halb so viel geheirathet. Aber warum ist er nun nicht nur schuldenfrei, sondern auch reich? Die erste Frau war eine Sorglose. Sie ließ es gehen, wie es ging, und nahm sich des Hauswesens gar nicht recht an. Vom Sparen wußte und hielt sie gar nichts. Und eben deshalb kam Amynt so sehr zurück. Wäre seine zweite Frau nicht von ihren Aeltern frühzeitig genug zur Sparsamkeit erzogen und gewöhnet worden, so wäre Amynt durch seine Gläubiger in kurzer Zeit von Haus und Hof gejaget worden.

Polydors, eines gleichfalls in der zweiten Ehe lebenden Mannes, Hauswesen war ehedem so blühend, daß der gemeine Mann nach seiner Art zu sagen pflegte: Er wisse kaum mehr, was alle das seine sey. Ihm ward in der zweiten Ehe eine Frau zu Theile, die mehr auf Puz, Spiel und Gesellschaften, als auf Wirthschaft hielt. Sie glaubte, das Vermögen des Mannes könne nicht alle werden, und das Sparen sey für ein reiches Haus unanständig. Jezt sind ihre besten Kleider schon auf dem Trödel, und ihr Mann ist darüber ein Spott der Welt geworden.

Adrast hat ein tugendhaftes, und ihrer klugen häuslichen Mutter ganz nachartendes Mädchen zur Frau bekommen. Er ist ein Gelehrter, und hat eine Bedienung, die nichts Ueberflüßiges eben abwirft. Nur eine solche, bei der man, wie man sagt, ein ehrliches Auskommen haben kan. **Philomele**, seine Frau, hat ihren nur mäßigen Wirthschaftsetat vor sich, und geht ihm mit einer so klugen Sparsamkeit nach, daß alle Bekannten des Hauses sagen müssen; sie wisse dabei alle Unanständigkeiten und entehrende Knickereien kläglich zu vermeiden. Sie kömt nicht nur alle Jahre mit dem zwischen ihr und dem Manne gleich zu Anfange des ehelichen Lebens verabredeten und festgesezten Etat aus; sondern versteht sich sogar darauf, noch was davon zu erübrigen, und scheint ihr Haus in Wohlstand zu sezen, und darin zu unterhalten.

Torpetus, auch ein Gelehrter, lebet mit Amynt an einem Orte und in gleichem Berufe. Beide haben von ihren Bedienungen einerlei Gehalt. Torpetus aber hat, außerdem, daß er noch reicher geheirathet, überdem noch Nebenquellen, die ihm ein Drittheil mehr, als seinem Amtsgehülfen einbringen. Dem ungeachtet wills mit ihm gar nicht fort, und er kan schlechterdings nicht mit seinen gewöhnlichen Einkünften auskommen. Es ist bei ihm alle Jahre schon weggegessenes Brod. Ihm fehlt eine Philomele. *Floriana* seine Frau, ist eine Puznärrin von je her gewesen, und ihre Töchter sollen schlechterdings alle neue Mode mitmachen. Hiezu müßte Torpetus dreimal mehr einzunehmen haben. Und auch dies solte für eine,

mit den Regeln der Sparsamkeit ganz unbekannte Frau nicht zureichen. Ihre Freundin, die Philomele hat eben so viele Töchter, aber sie ist keine Närrin, daß sie ihnen mehr und bessere Kleider geben solte, als es ihr Wirthschaftsfuß ertragen kan. Ihre Töchter gefallen doch der ganzen Stadt mehr, als Florianens ihre brillirende Puppen. Die Kinder der erstern tragen weit unter die Hälfte wohlfeilere Zeuge, als die der leztern. Jene aber leuchten hervor durch ihre Nettigkeit und Reinlichkeit im ganzen Anzuge, bis auf die geringsten Kleinigkeiten. Ihr Gesicht, ihre Manieren, ihr Gang, ihr ganzer Anzug verkündigen lauter Bescheidenheit, die jedem Kenner mehr gefallen muß, als ein trotziges, übermüthiges, hervorragendes Betragen, welches Floriana durch prächtige Kleider bei ihren Töchtern unterhält und vermehret. Hier ist nun das Großthun völlig das Grab der Sparsamkeit und des häuslichen Wohls geworden. Noch versündiget sich Floriana an der Nachwelt. Ihre Töchter werden einst das häusliche Glück ihrer künftigen Gatten und ihrer Kinder gleichfalls zerstören, weil sie die goldene Regel unserer Alten von der Mutter nicht gelernet haben:

Junges Blut,
Spare dein Gut,
Armuth im Alter wehe thut.

Nun wird man verhoffentlich Luthern als einen Oekonomen, aber auch zugleich als den Lehrer verstehen, welcher dem andern Geschlechte seine Ehre gegeben, und ihm Gerechtigkeit hat wiederfahren lassen. Immittelst glaube ich, sein Ausspruch über den stärkern Einfluß der Hausmütter auf häusliches Wohl, als ihn die meisten Männer erkennen oder eingestehen wollen, sey noch nicht genug erschöpfet. Er hält den gesparten Pfennig besser, als den erworbenen, und lehret zuerst damit, wie wir es aus Erfahrungen uns beweisen können, daß jeder ersparter Pfennig besser ist, als der erworbene; weil dieser verbraucht, und nicht mehr da, nicht mehr der unsrige ist; die Sparsamkeit gegentheils alles allein nur zu dem unsern von dem macht, was wir erwerben. Hiernächst kan der große Mann auch wohl darauf gezielet haben, daß wir uns mehr über das erworbene Gut erfreuen, als über dasjenige, was uns ohne unsere Mühe zugefallen ist. Denn eine vernünftige Sparsamkeit ist keine Knickerei; (siehe Hausmutter B. V. S. 54.) sie setzet zugleich Bemühungen und Bestrebnisse voraus. Um nur bei dem vorhin beigebrachten Beispiele zu bleiben, muß und will Philomele die Kleidungen ihrer Töchter nach Maaßgebung ihres Wirthschaftsetats bestreiten. Damit dies geschehen könne, müssen Mutter und Töchter die Hände gar nicht in den Schooß legen. Spinnen, Nähen, Stricken, Putzmachen, Ausbessern mancher Kleidungsstücke, besonders der Leib- Tisch- und Bettwäsche, Waschen, wenigstens desjenigen linnenen Zeuges, das eigentlich zum Putz eines Frauenzimmers gehöret;

dieses und mehr dergleichen setzet Arbeiten voraus, womit sehr ansehnliche Ausgaben ersparet werden; und gerade hieran fehlt es Florianen sammt ihren Töchtern. Alle, vorgedachte Verrichtungen geschehen für Geld außer dem Hause. Mutter und Töchter haben keinen gründlichen Zeitvertreib. Die edle Zeit wird von ihnen vertändelt, und hiemit das ganze Hauswesen zerrüttet.

Kan nun aber Philomele für sich und mit ihren Töchtern, als eine Geschäftige und hiemit zugleich Sparsame, so viel herausbringen, daß sie ihr Vermögen nicht vermindert, sondern sogar vermehret, so wird ihr der ersparte Pfennig, oder der Theil ihres Vermögens, den sie ersparet, noch einmal so vergnügend, als derjenige, der ihr ohne ihre Mühe auf andern Wegen zu gefallen ist. Der Anblick derjenigen Sache aber, die uns Vergnügen machet, ist für uns ein Reitz, sie uns immer noch mehr vergnügend zu machen. Das heißt, die Berechnung des Ersparten reitzet uns, daß wir darauf sinnen und darnach trachten, die Summe unsers Vermögens durch Ersparungen immer höher zu treiben, oder welches einerlei ist, immer bessere Wirthe und Wirthinnen zu werden und zu bleiben. Daß also auch in dieser Absicht der ersparte Pfennig besser, als der erworbene ist.

Man kan übrigens das bisher gesagte als einen Zusatz zu einigen Hauptlehren des 5ten Bandes der **Hausmutter** ansehen, und zwar zu denjenigen, die S. 48. 49. 51. nach ihren Rubriken so aufgeführet und erkläret werden: **Sparsamkeit muß als eine Haupttugend rechtschaffener Hausmütter angesehen werden; die Sparsamkeit ordnet die Ausgaben, und bringt sie unter einander in ihr rechtes Verhältniß; die Sparsamkeit erstrecket sich über alle Ausgaben, sie seyn baares Geld oder Naturalien.** Die Erklärung dieser letzten Rubrik wird aber also beschlossen: Es muß die Sparsamkeit mit ihren klugen Prüfungen nicht bloß nur die großen, vor andern hervorstechenden Ausgaben durch die Musterung gehen lassen, sondern auch die kleinern und allerkleinsten. Da diese letztern zum allerhäufigsten vorkommen, so kan aus ihnen zusammen schon eine sehr ansehnliche Summe zum Betrage kommen. Und da diese allerkleinesten Ausgaben täglich, ja stündlich, durch die Hand der Hausmutter gemeiniglich mehr, als des Hausvaters gehen müssen, so wird hieraus offenbar, was erstere durch Ersparnisse an kleinern Ausgaben herausbringen, und **hierin den Hausvater wohl übertreffen könne.** Bei den alten Römern verglich man in dieser Absicht die Sparsamkeit einem Zolle: magnum vectigal parsimonia est. Dieser nimt nicht ganze Lasten auf einmal ein; er nimt von allen Frachten etwas geringes. Da aber dieses desto öfter geschieht, so findet sich am Ende der ganzen Einnahme doch eine sehr ansehnliche Summe, die

von

von den vielen kleinen Zollabgaben entstanden ist. Man zolle daher der Sparsamkeit nur immer etwas weniges im Hause, aber desto öfter; der hausmütterliche Zoll wird in der That nicht wenig einbringen. —

Germershausen.

* * *

Familienverzeichnisse können in mancherlei Betracht für die gegenwärtigen und künftigen Zeiten vom Nutzen seyn. Ich bin erbötig, so mühsam diese Arbeit auch ist, dergleichen für mein Vaterland, die Herzogthümer Bremen und Verden unter dem Titel: **Brem- und Verdensches genealogisches Handbuch** zu verfertigen; falls unser Publikum, so geneigt ich bin, ihm hierunter zu dienen, nur eben so geneigt ist, mich mit Beiträgen dazu zu unterstützen, die ich mit Dank annehmen und gerne nützen werde; um solche ersuche ich hiemit unterthänigst und ergebenst. In meinen Plan gehören alle adeliche und angesehene bürgerliche Familien aller Stände unsers Landes, und wünsche ich die Beiträge so eingerichtet, daß a) auf- und absteigende auch Nebenlinien der Geschlechter mit Vornamen angeführt. b) Geburts- Vermählungs- und Todestage und Jahre bemerkt, und c) Charaktere und Bedienungen hinzugesetzet werden. Mein Plan erstrecket sich auch auf die Witwe mit ihren Familien, auf zwar außerhalb Landes wohnende, aber doch aus dem Lande gebürtige Familienhäupter, auch auf auswärtige Geschlechter, so bald sie durch Heirath mit einer inländischen Familie alliirt sind. Selten werde ich mehr oder weniger von einer Familie anführen, als der Beitrag des Einsenders, der übrigens für die historische und chronologische Richtigkeit seiner Angabe selbst stehet, mir an die Hand geben wird; versichere aber, je ausführlicher die Nachricht ist, desto lieber soll sie mir seyn. Man erlaube mir nur hiebei eine zwiefache Bitte, daß a) der Beitrag leserlich sey, und Buchstaben und Zahlen durch die Schärfe ihrer Umrisse, aller Vieldeutigkeit vorbeugen, die auch sonst durch ungewöhnliche Abbreviaturen sehr begünstigt wird; b) man je eher je lieber die Beiträge einsende, damit alles ohne Uebereilung, die bei dieser Art Arbeit eine ergiebige Quelle von Fehlern ist, zum Drucke könne vorbereitet werden. Auf einen mäßigen Band in gr. 8. (auf Schreib- oder Druckpapier nach Belieben des Bestellers,) schlage ich die Arbeit an. Es wird darauf subscribirt; meinen Gönnern und Freunden, die darauf colligiren, bezeige ich demnächst die Erkenntlichkeit, die sie von mir erwarten können. Die Beiträge und Subscription nehme ich auch selbst an; wobei ich nur erinnere, daß ich nicht postfrei bin. Die Einsendung eines Beitrages ist mir eine stillschweigende Subscription des Einsenders. Mit dem Schlusse des Septembers d. J. schließt sich die Beitrags- und Subscriptionszeit. Den Preis des Buchs kan ich nicht, sondern soll die Bogenzahl demnächst bestimmen, so daß Subscribenten und ich damit zufrieden seyn können. Zum mercantillischen Umlaufe ist das Buch nicht bestimmt, und werden nicht mehrere Exemplare gedruckt, als Subscripte und eine dankbare Genugthuung, wozu ich meinen Freunden hiebei verpflichtet bin, es erfordern werden.

Stade. Consistorialrath Watermeyer.

Hannoverisches Magazin.

44tes Stück.

Montag, den 2ten Junius 1783.

Tagebuch während der Belagerung des Forts St. Philipp auf der Insel Minorka. Geführt von C. F. H. L.

Hæc olim meminisse juvabit.

✻ ✻ ✻

Gefahren, wenn sie glücklich überstanden, sind uns nachher, wenn wir uns wieder daran erinnern, angenehm. In dieser Absicht habe ich ein Tagebuch von der Belagerung des Forts St. Philipp aufgesetzt. Mir soll es eine Aufmunterung zum innigen Danke gegen den gütigen Regierer unserer Schicksale seyn, dessen allwaltende Vorsehung sich in tausend rührenden Proben an den Tag gelegt hat. — Vielleicht wirds auch meinen Freunden, die so innig an meinen Schicksalen Theil genommen, ein Vergnügen seyn es durchzulesen, und sich mit mir in freundschaftlichen Stunden darüber zu unterhalten.

Den 16ten Aug. 1781 erhielt der Gouverneur James Murray einen Brief über Livorno vom englischen Ministerio, worin ihm Nachricht ertheilet wurde, daß zu Cadix eine spanische Flotte ausgerüstet würde, wovon man glaube, daß sie ihre Absicht auf Minorka gerichtet hätte; er mögte deshalb auf seiner Hut seyn. Dem zufolge gab der Gouverneur sofort Ordre, daß ein jeder sich bereit halten solle, auf den ersten Wink ins Fort zu marschiren. Es wurden auch alle Quadersteine, die sich zwischen St. Philipp und Mahon befanden, sogleich auf Maulthieren ins Fort gebracht, und die Truppen zum Commando Fatigue beordert. Unter den Einwohnern breitete sich ebenfalls das Gerücht von einer spanischen Invasion aus. Die Kaufleute erhielten von ihren Correspondenten Briefe, worin diese verlangten, mit ihnen ihre Rechnungen und Bücher zu schließen. Wir waren es indeß schon gewohnt, daß wir sehr oft und fast alle Frühjahr dergleichen Gerüchte vernahmen, die sich aber nachher nicht bestätigten. Ich muß gestehen, daß ich an der Gewißheit der

diesmaligen Nachricht selbst zweifelte. Wenigstens glaubte ich, daß die Spanier unsern Corsaren zwar wohl das Handwerk zu legen; aber es sich nicht einfallen lassen würden, sich auf eine solche wichtige Unternehmung als die Eroberung von St. Philipp ist, einzulassen. Indeß zeigte sich das Gegentheil.

Denn den 19ten Aug. frühe lief ein minorkanischer Kaper ein, und brachte die Nachricht, daß eine spanische Flotte unfern Mallaga gesehen worden, die im Begrif sey, auf Minorka eine Landung vorzunehmen. Gegen 10 Uhr Morgens wurde das Signal einer feindlichen Flotte auf Cap Mola aufgesteckt. Der Wind war für sie so günstig, daß sie bereits gegen 11 Uhr sämmtlich vor unserm Hafen war, und so dann nach Sandy Bay herum segelte. Um 3 Uhr Nachmittags debarquirten schon die feindlichen Truppen. Ihre Avantgarde sahen wir gegen 6 Uhr über die Anhöhen von St. Antoni nach Mahon marschiren, dieses wurde von ihnen sofort in Besitz genommen, und gegen 8 Uhr Abends kamen die Vortruppen noch nach Georgetown, ja zeigten sich schon unsern dem Glacis*) unserer Festung. Die sehr schwache englische Garnison sahe sich genöthigt, in größter Eile sich aus ihren Quartieren in Mahon und Georgetown gegen 1 Uhr ins Fort zurückzuziehen, und einer überlegenen Macht zu weichen. Bei dieser schleunigen Retirade ging ein großer Theil von unserer Equipage, besonders von der, die dem 51sten Regimente gehörte, welches in Mahon, also 1½ Stunde weit vom Forte lag, verloren. Es mußten auch verschiedene Magazine, worin etwa 2000 Tonnen gesalzen Rind- und Schweinefleisch für das Regiment in Mahon befindlich war, zurückgelassen werden. Das 51ste Regiment verlor seine neuesten Mondirungsstücke. Der große Vorrath an Seematerialien auf dem Königl. Schifswerft fiel auch den Feinden in die Hände, weil in so kurzer Zeit selbige zu retten schlechterdings unmöglich war. Man hatte den ganzen Tag mit noch nöthigern Dingen, z. E. der Transportirung des Pulvers aus dem kleinen Fort Philipet ins große Fort alle Hände beschäftigt, und die Garnison war durch die viele Arbeit und Rettung der Bagage an einem heißen Sommertage höchst abgemattet. An Verderbung der Wege und andere Dinge war gar nicht zu gedenken. Die englischen Transportschiffe zogen sich von Mahon herunter, und begaben sich auf Befehl des Gouverneurs unter die Kanonen des Forts. Zu Ciutadella und Fornellis lag eine geringe Anzahl von Invaliden zur Besatzung. Diese hatten sofort Ordre erhalten, sich ins Fort zurück zu ziehen und auf ihrem Wege so viel Ochsen als möglich auf der Insel zusammen zu bringen und ins Castell zu treiben. Allein, sowohl Capitain Butler, welcher zu Ciutadella, und Lieutenant Schmidt, welcher zu Fornellis commandirte, wurden unglücklicher Weise nebst ihren Leuten von den spanischen Trup-

*) Abdachung der äußersten Brustwehr.

Truppen nahe bei Mahon gefangen, und damit fiel also zugleich den Feinden eine gute Anzahl Ochsen in die Hände, deren Verlust uns sehr unangenehm war. Einige unserer Leute, die sich bei dem Hereinbringen der Equipage verspäteten, sahen sich auch von den Spaniern überrascht. Die Anzahl der Kriegsgefangenen die sie machten, belief sich auf 2 Officiere, 3 Unterofficiere, 2 Tambouren und 63 Gemeine, worunter 3 vom Regiment Prinz Ernst und 6 von Goldacker waren.

Die Spanier bemächtigten sich auch der mit Prisengütern wohl versehenen Magazine am Quai zu Mahon, und machten also eine ganz ansehnliche Beute. Der Gouverneur hatte in dieser Jahrszeit seinen Sommeraufenthalt auf Bloody-Island genommen. Er büßte also auch einen Theil seiner Sachen, die er zu Mahon hatte, besonders einen guten Vorrath an Weinen ein. Abends 9 Uhr wurde Alarm geschlagen, die Regimenter standen diese Nacht unter dem Gewehr. So schwul mir vorher zu Muthe gewesen war: so froh wurde ich jetzt, als der Gouverneur diese Vorsicht nahm.

Ein großer Theil der Garnison hatte sich den Tag über mit Arbeit in des Königs Diensten und Rettung der Equipage beschäftigt, und bei der außerordentlichen Hitze und den starken Fatiguen, hatten sich viele mit hitzigem Getränke berauscht. —

Ein Glück für uns, daß der Feind unsere Umstände nicht wußte. — Die Generalin Murray ging nebst verschiedenen anderen englischen Damen Nachts 12 Uhr aus dem Hafen, und entkam glücklich der spanischen Flotte. Die Feinde wurden noch diese Nacht, da sie sich unfern dem Fort blicken ließen, von demselben und von der Fregatte Minorka mit einigen Kanonenschüssen begrüßt. —

Der Herzog von Crillon traf noch diesen Abend in Mahon ein. Die Universität, das heißt, der Magistrat oder die Juraten, imgleichen die Geistlichkeit und die vornehmsten Bürger gingen ihm feierlichst entgegen, um ihm die Schlüssel der Stadt zu überliefern, und sich seiner Protection zu empfehlen. Allein die erste Anrede desselben hat sie aus aller Fassung gebracht. Vous etes plutôt une retraite des Juifs & des Grecs, & des Pirates, qu'un peuple civilisé. Comment aves vous osé, de faire la piraterie contre le Roi d'Espagne mon maitre. Mais je veux oublier tout & pardonner - - - - Or celui qui sera mal, payira. - - Andere läugnen dies.

Die Anzahl der Truppen, welche ins Fort marschirte, ist folgende:

51ste Regiment	5 Capit.	11 Subalt.		27 Unteroff.		482 Gemeine.			
61ste Regiment	8	—	15	—	27	—	448	—	
Prinz Ernst 2 Bataillon	4	—	12	—	16	—	419	—	
Goldacker 2 Bataillon	3	—	11	—	16	—	435	—	
					Latus	—	1784	—	

	Transport —	1784
2½ Compagnien Artilleristen	— —	153
Mariniers	— — —	546
Volontairs	— — — —	12
Alexiano Corps, aus Griechen, Türken, Corsen	—	73
und andern Volontairs bestehend	—	29
Mineurs	— — —	38
		2635

Wenn man dazu die Frauen und Kinder, nebst andern Civilbedienten nimt: so mögen im Fort 3200 Seelen befindlich gewesen seyn. Für selbige war auf 600 Tage Provision im Fort.

Dagegen müssen wir nun die Macht unserer Feinde, die debarquirt war, in Vergleich stellen.

2 Kriegsschiffe, 2 Fregatten, 2 Polacren, 64 Transportschiffe, welche 14364 Tonnen enthalten. Diese haben am Bord 273 Officiere, 8546 Gemeine.

Admiral D. Bonaventura Werena.

General en Chef Duc de Crillon.

Zweiter General Mr. Buca.

Marschalls: Marquis de Ciufuentes, Don Graz. Borghese.

An Kriegsbedürfnissen, sollen sie nach den Zeitungen 6403 Betten, viel schwere Artillerie, Feldstücke, Sattel, Maurer, Schmiede, Zimmerleute, Stricke, Segel, Bretter und Leitern, imgleichen 2 Kutschen für den Herzog von Crillon bei sich führen. Allein, man weiß, daß sie gar keine Artillerie bei sich gehabt.

Welch eine ansehnliche Macht, die uns jezt bloquirt hält! Die Ursachen, welche sie bewogen, auf Minorka eine Attaque zu machen, soll, wie man nachher erfahren, die gewesen seyn, daß sie von den minorkanischen Dons in Ciutadella eingeladen worden. Diese waren gegen den General Murray aufgebracht, weil derselbe den Einwohnern kriegerischer Unruhen halber die Waffen nehmen ließ. Vielleicht dachten sie auch unter spanischer Herrschaft ihr Privatinteresse besser zu finden. Auch mogte die Religion mit ein Bewegungsgrund zu diesem Schritt gewesen seyn. — Es werden noch französische Truppen erwartet.

Den 20ten Aug. So sind wir also nun in der traurigen Lage, uns von unsern Feinden bloquirt zu sehen! Eingeschlossen in Wall und Mauern, beobachten wir mit Hülfe unserer Ferngläser die Unternehmungen unsers Feindes; müssen auch alles ganz geduldig geschehen lassen, was er auf dem übrigen Theile der Insel vorzunehmen Lust hat. So plözlich verwandelt sich die schönste Aussicht in lauter trübe Wolken und Dunkelheit. Im Begrif Minorka zu verlassen, und unser liebes Vaterland nach sechs Jahren wieder zu sehen, war mein Herz von Hofnung

nung und Freude belebt. Und nun — welche Metamorphose! — nun stellt sich das Bild einer Belagerung nebst allen schrecklichen Folgen, die selbige zu begleiten pflegen, dem Geiste dar. Anstatt einer geräumigen und bequemen Wohnung, sehe ich mich jetzt in einem engen Räumchen mit drei andern Officieren eingeschränkt. Wo ist nun Muße und Einsamkeit, den Arbeiten des Geistes nachzugehen? — Wie sehr ist unsere Bequemlichkeit, auch in Absicht des Unterhalts herabgesetzt? Vorhin standen Melonen, Abrikosen, Weintrauben, Gartenfrüchte auf dem Tische zu unserm Befehl. Man schickte nur nach dem Markte und hatte alles für Geld. Jetzt wird uns aus dem Magazine so viel zugetheilt, als man uns geben will. Die schönen Melonen und Weintrauben rc. verwandeln sich in Buddings, trockene Erbsen und Salzfleisch. Zum Unglück für uns hatten wir, weil die Ankunft der Spanier so schleunig war, uns nicht auf Anschaffung eines kleinen Vorraths solcher Bequemlichkeiten, deren die wenigsten jetzt nicht wohl entbehren können, als Thee, Zucker, Chocolade, Kaffe und Wein geschickt, woran die meisten Mangel leiden werden.

Heute wandern die armen Einwohner von Georgetown, welches fast eine halbe Stunde vom Fort entfernt ist, mit allem ihrem Haab und Gut nach Mahon, um für unsern Kugeln und Bomben sicher zu seyn. Die Feinde nahmen von Georgetown völlig Besitz, und machten das zur Beute, was sie in den Häusern der Garnison zurückgelassen fanden. — Man sahe, daß sie vor Mahon einen Cordon zogen.

Um 2 Uhr Nachmittags fingen unsere Bomben an zu spielen, um die Feinde in Georgetown zu delogiren. Auch wurden einige Ricochetschüsse abgeschickt, um den Weg nach Mahon rein zu halten. In der Nacht wurden alle Viertelstunden einige Kanonen und Mörser abgefeuert. Die Traubenschüsse sollen verschiedene von den Feinden getödtet haben. —

Bei unserer gestrigen Retraite liessen sich die Minorkaner wenig sehen. Aus Furcht gezwungen zu werden, mit ins Fort zu gehen, verließen sie ihre Böte und nahmen die Ruder davon. Mit ihren Eseln und Maulthieren jagten sie an Abörter, und es läßt sich kaum eine Mannsperson blicken. Wir hatten also bei dem Transporte unserer Equipage von ihnen keine hülfreiche Hand. Hätte Minorka Militz gehalten, der Feind würde es nicht so leicht haben wagen können, auf diese Insel eine Attaque vorzunehmen.

Den 21ten Aug. Dienstag. In voriger Nacht lief Antonius de Padua, ein minorkanischer Corsarencapitain Amengual mit einer spanischen Prise ein, nachdem er durch die Flotte, die unsere Insel umzingelt hält, glücklich durchgesegelt war. Nach ihm kam ein Genueser, imgleichen ein kaiserliches Schif. Ihre Ladungen sollen uns in unserer jetzigen Lage gut zu statten kommen. Sie legten sich in die Mündung

des Hafen unter die Kanonen. — Die englischen Transportschiffe wurden auf Befehl des Gouverneurs nebst der Fregatte Minorka gesenkt, theils um den Hafen zu sperren, theils um zu verhüten, daß der Feind bei vornehmender Belagerung sich ihrer bemächtige, oder sie in Grund bohre. Das Schifsvolk von selbigen zog mit ihren Flaggen, Gewehren, Degen und andern kriegerischen Waffen feierlich ins Fort. Ein Bergschotte ging vor ihnen her, und spielte ihnen mit seiner Sackpfeife Muth und Fröhlichkeit ins Herz. Abends 7 Uhr schickte der Herzog von Crillon eine Flagg of Truce, oder ein Parlei ins Fort. Ein Oberadjudant überbrachte ein Schreiben an den Gouverneur, worin der Herzog ihn auf eine verbindliche Weise versicherte, daß er die englischen Damen, die bei der Retraite in Mahon und Georgetown zurück geblieben, in seinen Schutz genommen; doch aber müsse er die Uebersendung mehrerer verbitten. Bei seiner Ankunft habe er die Zimmer und Keller im Gouvernement erbrochen gefunden. Er habe daher selbige mit Wachen besetzt, und erböte sich, ihm seine Weine nebst andern frischen Provisionen zu überschicken. Der Gouverneur gab schriftlich zur Antwort, daß er von der Leutseligkeit des Herzogs überzeugt sey. — Er habe schon längst vorher gesehen, daß es so kommen würde, und sich daher mit allem Nöthigen überflüßig versorgt. —

Wie edel ists doch, daß in unsern Tagen der Krieg nicht mehr wie vormals mit so vieler Grausamkeit, sondern mit mehrerer Menschlichkeit geführet wird! Unsere Garnison ist jetzt äußerst geschäftig. Jedes Regiment giebt 40 Mann Arbeiter zum Dienst der Ingenieurs und Artillerie. Außerdem müssen alle Matrosen den ganzen Tag würksam seyn, und diese zeigen sich bei dem Fortbringen der Kanonen, und Aufheben anderer Lasten, vorzüglich geschickt. Die vornehmsten Arbeiten sind jetzt die, daß man die Kanonen an ihre gehörige Stellen setzt, die Barrieren vermauert, Sandsäcke füllet, Minen, Fougassen und Steinmörser ladet. — Das Pflaster im Castel Square aufnimt, damit uns die Steine bei den Sprüngen der feindlichen Bomben keinen Schaden thun rc. Gegen Abend 6 Uhr müssen die Matrosen sich vor ihren Souterrains an Parade stellen, exerciren, und an ihren respectiven Posten auf die Wache ziehen. Ein artiger Anblick! Der neue Soldat dünkt sich selbst, wenn er seine ungewohnte Rüstung, Gewehr, Bajonet und Patrontasche angelegt hat, vollkommen schön, und macht sein Exercitium so gut er kan. — Und nun heißt es marsch. Aber ohne Sackpfeife kan das gar nicht geschehen. So bald die erschallet, und ein Knabe mit seiner Trommel vorher geht, so erwacht ihr kriegerischer Geist und Munterkeit.

Sie sind ein ansehnlicher Zuwachs unserer Garnison, und werden besonders auf den Batterien den Artilleristen bei Abfeurung des Geschützes gute

Dienste leisten können. Der Herzog von Crillon soll von der Höhe von St. Antoni dies neue Corps erblickt und sich darüber ausnehmend gewundert haben, weil man ihm vorhin unsere Garnison so äußerst schwach beschrieben hat. — Außer den vorhin angezeigten Arbeitern, die die Regimenter täglich geben, müssen folgende Mannschaften täglich auf die Wache ziehen.

51ste Regiment	1 Capitain	4 Subalterne	7 Unterofficiere	91 Gemeine.
61ste Regiment	2 —	6 —	7 —	121 —
Prinz Ernst	2 —	4 —	5 —	109 —
Goldacker	1 —	5 —	5 —	111 —
	6 Capitaine	19 Subalterne	24 Unterofficiere	432 Gemeine.

Hieraus erhellet also, wie alles jetzt in Dienst und Geschäftigkeit unter steter Bewegung erhalten wird.

An diesem Tage hat der Herzog von Crillon die Minorkaner aufgefordert, das Te Deum laudamus in der Cathedrale zu singen. Beim Herausgehen aus der Kirche hat er zu dem Magistrat gesagt: Vous voyés, mes Soldats sont des bons chretiens. Die Juraten haben darauf erwiedert. Oui Monseigneur, mais nous autres, nous esperons, que nous le sommes aussi. Der Duc: Mais des Chretiens sans Inquisition! (Sie sehen, meine Soldaten sind gute Christen: Die Juraten erwiederten darauf: Ja gnädiger Herr, aber wir hoffen nicht weniger es zu seyn Duc: Ja aber Christen ohne Inquisition.)

Den 22ten Aug. Folgendes Verzeichniß kan ungefähr eine Idee geben, wie unsere Diners jetzo beschaffen sind.

Montags, ¼ Pfund Reis, 12 Unzen Schweinefleisch, 1 Pfund Brod.

Dienstags, 1 Pfund Mehl, 1 Pfund Salzfleisch, ¼ Pfund Corinthen.

Mittwochs, ¼ Pfund Reis, 1 Pfund Rindfleisch, 1 Pfund Brod.

Donnerstags, 1 Pfund Rindfleisch, 1 Pfund Brod.

Freitags, 1 Pfund Mehl, 1 Pfund Rindfleisch.

Sonnabends, ½ Pint Erbsen, 12 Unzen Schweinefleisch, 1 Pfund Brod.

Sonntags, ¼ Pfund Rosinen, 1 Pf. Mehl, 1 Pfund Rindfleisch.

Summa in der Woche, 5 Pfund Rindfleisch, 1½ Pfund Schweinefleisch, 4 Pfund Brod, 3 Pfund Mehl, ½ Pint Erbsen, ½ Pfund Reis, ½ Pfund Corinthen.

Getränk. Ein Gil Rum, oder ⅛ Quartier den Tag, oder 1 Pint Wein.

Frauen und Kinder über 12 Jahr erhalten gleiche Provision mit den Mannspersonen, aber keinen Rum noch Wein. Kinder unter 12 Jahr, erhalten nur die Hälfte. Der Officier erhält nicht mehr als der Gemeine. — Die spanische Flotte schwärmt noch um unsern Hafen herum.

Den 23ten Aug. Donnerstag. Heute hat der Gouverneur eine ansehnliche Promotion in den brittischen Regimentern

tern gemacht, um den Abgang der beurlaubten Officiere zu er ersetzen. Von den hannoverischen Regimentern sind die beiden Hrn. Lieutenants von Cronhelm und Lieutenant Appuhn bei dem Ingenieurcorps wieder angesetzt. Die englischen Civilbedienten und Artificiers haben sich erboten, sämmtlich als Volontairs, im Fall einer Attaque zu dienen. Consul Cook von Tunis dient als Fähndrich im 51sten Regimente.

Hier erkennet man den Geist des Republikaners, den edlen Patriotismus, der in der Seele des Britten wohnt. Die beiden Herrn Auditeurs haben ebenfalls sich erboten, ihrem Könige mit den Waffen zu dienen, und sind als Fähndrichs angesetzt. — Auf dem Castle-Square wurden die Thüren der Officierstuben zum Schutz gegen Bomben mit großen Balken verwahrt. Abends 9 Uhr wurde ein Piquet nach der Seelinie beordert, weil man fürchtete, daß der Feind von der Seite von Turkish Mount mit Böten etwas unternehmen würde.

Den 24ten Aug. Freitag. Morgens 8 Uhr, kamen 2 Deserteurs, ein Irrländer und Holländer an. Sie erzählten, wie sie auf einer englischen Convoy von den Spaniern gefangen genommen, und gezwungen worden, unter den irrländischen Regimentern Dienste zu nehmen. Da sie nicht wider ihren König und Vaterland fechten wolten: so würden noch mehrere von ihnen, so bald sie Gelegenheit hätten, zu uns übergehen. Die Feinde wären 8000 Mann stark. Es würden aber noch 7000 Mann Franzosen erwartet. Bislang wäre noch keine Artillerie angekommen. Die Flotte wäre 4 Wochen von Cadix unter Wegens gewesen und habe sehr stürmisches Wetter gehabt. — Die Spanier holten ein Paar Schiffe aus der Quarantaine und der Georgetowner Cove. Wir konten dieses nicht hindern, und mußten also geduldig zusehen. Von den Minorkanern hörten wir, daß auch einige unter ihnen von den englischen Effecten der Garnison Beute zu machen gesucht, und ihre Häuser plündern helfen. — Es giebt unter allen Nationen Bösewichter. — Doch soll auch viel auf minorkanische Rechnung geschrieben seyn, was die Spanier selbst ausgeübt. — Mein Logis hatte ein gleiches Schicksal.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

45tes Stück.

Freitag, den 6ten Junius 1783.

Fortsetzung des Tagebuchs während der Belagerung des Forts St. Philipp auf der Insel Minorka.

Den 25ten August. Sonnabend. Diesen Morgen faßte ein spanisches Commando auf dem Signalthurm des Cap Mola Posto. Da es sich bis nach dem russischen Hospital herunter wagte: so wurde darauf gefeuert. Es zog sich daher eilends zurück. Man ist jetzt geschäftig, Traversen anzulegen, um sich hinter denselben vor den feindlichen Kugeln und Bomben zu schützen. Auch bringt man die noch fehlenden Tenaillen (Scheerwerke) im zweiten Graben zu Stande, um selbigen dadurch zu defendiren, im Fall der Feind hereindringen will.

Nachmittags 4 Uhr kamen abermals 2 Deserteurs an. Zufolge einer Ordre von Gouverneur Murray, commandirt Sir William Draper an der Seite, wo die brittischen Regimenter postirt sind von West bis Süd-Lunette. — Herr General von Sidow und Herr Obrister von Linsing hingegen an der Seite, die die hannoverischen Regimenter besetzt halten, von der Kane bis Princeß Line. Herr Major von Hager commandirt auf Charles Fort, dem Blockhause daneben, der Princeßline und der Hospitalbatterie. Capitain Elford vertheidigt das Fort Marlborough mit 4 Compagnien vom 51sten Regimente.

Posten der Regimenter.

51. Regiment auf Carolina, West-Lunette und Marlborough.

61. Regiment auf Süd und Südwest-Lunette.

Prinz Ernst Queen-Kune.

Goldacker Argyle und Anstruther, u. s. w.

Die Officiere haben zwar Logis auf dem Castle Square, müssen aber alle Nacht bei den Leuten seyn.

Den 26ten Aug. Soñtag. Wegen der unaufhörlichen Arbeiten der Garnison wurde kein Gottesdienst gehalten. Es war ein außerordentlich heißer Tag. Die wenigen Hühner, so wir mit ins Fort gebracht, nehmen bald ein Ende, und denn haben wir nichts als Salzfleisch. Unsere Brüder in Gibraltar haben jetzt große Vorzüge vor uns. Sie haben mehr Terrain. Wir sind in einem engen Zirkel beschränkt. Sie können

nen in größerer Menge Gärten anlegen, Federvieh ziehen, von der Barbarei von Zeit zu Zeit einige frische Sachen erhalten, und auf der andern Seite des Hügels vor Kugeln und Bomben sicher seyn. Das können wir nicht.

Den 27ten Aug. Montag. Die Feinde zogen heute die spanische Flagge auf Cap Mola zum ersten mal auf. Wir feuerten auf sie. Sie flogen aus einander. Man glaubt, daß einer der vornehmsten Officiere sich darunter befunden. Wir sahen sie vom Pferde absteigen. Einer von ihnen soll verwundet seyn. Des Nachmittags zeigte sich ein spanisches 74 Kanonenschif nahe vor dem Hafen. Wir feuerten mit einer Kugel und einer Bombe darnach, ohne es jedoch zu treffen. Wir warten jezt mit Schmerzen auf das, was der Feind gegen uns vornehmen will. Wir wünschten, bald aus dieser unangenehmen Lage erlößt zu seyn. Eine Bloquade ist etwas sehr trauriges. — Zur Belagerung sieht man noch keine Anstalten. Unsere Feinde sind sehr träge, sagte Gouverneur Murray heute voll Ungeduld. Ein heißer Tag!

Den 28ten Aug. Dienstag. Wieder sehr heiß. Wir feuerten nach dem russischen Hospital. Allein ohne große Würkung, weil es so fest gebauet ist.

Den 29ten Aug. Mittwochs. Sehr heiß. Die spanischen Truppen formiren noch ihren vorigen Cordon vor Mahon, und halten sich sehr stille. Wir sind noch immer sehr geschäftig, um uns auf die Bewillkommung des Feindes vorzubereiten. Gegen Mittag kam eine Flagg of Truce an. Der Herzog von Crillon schreibt an den Gouverneur, die englischen Artilleristen hätten ihre Kanonen so scharf auf ihn gerichtet, daß er in Lebensgefahr gewesen. Den englischen Damen, die um die Erlaubniß nach Frankreich zu gehen angesucht, wolle er diese Bitte gewähren. Dem Gouverneur war es empfindlich, daß der Duc in einer Supplik, welche die Damen durch einen Minorkaner aufsetzen lassen, Commander en Chef of the Island of Minorque genennet ward. In der Antwort versicherte Gouverneur Murray den Herzog von Crillon, daß er so ferne davon sey, nach ihm scharf feuern zu lassen, daß er ihn vielmehr mit 19 Schüssen würde haben salutiren lassen, wenn er ihn erkannt hätte. Allein, da man vermuthet, daß es Ingenieurs wären, die das Fort observirten: so habe man nach Kriegsgebrauch darnach gefeuert. Er riethe ihm indeß, sich nicht zu weit unter seine Kanonen zu wagen, weil seine Truppen so voller Muth und Begierde zu streiten wären, daß wenn sie nur einen Feind sähen, sich vor Begierde zu fechten entbrenneten. Den englischen Damen, die an ihre Ehemänner geschrieben, wurden jeglicher 30 Pfund Sterling übermacht.

Den 30ten Aug. Donnerstag. Obige Antwort ging heute mit der Flagg of Truce und einem schönen afrikanischen Pferde, welches Gouverneur Murray

ray dem Herzog zum Geschenk machte, nach Mahon. Den Officieren der Garnison gab er einige Oxhofte rothen und weißen Wein, welcher uns wohl zu statten kam. Heute kamen 5 Deserteurs von den Irländern an.

Den 31ten Aug. Freitag. Heute kam ein Tambour: mit selbigen ging Doctor Macneal nach Mahon, um die Auswechselung unserer Kriegsgefangenen zu besorgen. In der Nacht wurde mit Kugeln und Bomben nach Stanhopestower und der Badecove gefeuert, weil man vermuthet, daß der Feind daselbst arbeite. Ein Piquet rückte nach der Quaiwache, um die Matrosen zu decken, die von daher Holz holten, welches ein sehr wichtiger Artikel in einer Garnison ist.

Den 1ten Sept. Sonnabend. Die außer Dienst sich befindende Leute haben heute Ordre erhalten, Kanonenpfröpfe zu machen. Vorige Nacht kamen wieder 2 Deserteurs, ein Franzose und ein Italiäner an. Doctor Macneal brachte 39 spanische Kriegsgefangene, die ehemals von der Minorkaner Prisen ins Fort gebracht waren, nach Mahon; allein man lieferte ihm dagegen die Unsrigen nicht aus. Ein Mißverständniß durch die Sprache veranlaßt, soll die Ursache davon seyn. — Unsere Leute sollen sich noch zu Aleihor befinden. In der Nacht wurde vom Fort gefeuert.

Den 2ten Sept. Sonntag. Die unaufhörliche Arbeit machte, daß kein Gottesdienst gehalten werden konte. Man bemerkte, daß die Feinde ihr Lager weiter rechts nach St. Louis zu rükken schienen. Wir fürchteten daher, daß sie die Absicht hätten, einen Sturm zu wagen. Es wurde Ordre gegeben, daß die Piquets ausrücken und die Garnison den 3ten Sept. in Mondirungen bleiben solte. Abends 6 Uhr kam eine Parley an. Der Herzog von Crillon schreibt, daß er von Madrid Nachricht erhalten, daß in Italien die Pest sey. Da wir nun noch als Besitzer von der Mündung des Hafens Schiffe erhielten: so sähe er sich genöthigt, alle Communication mit uns aufzuheben. Der Kriegsgefangenen wird gar nicht erwähnt. Man glaubt, sie werden nach Spanien geschickt. Aus Furcht, daß Mangel an Holz entstehen möge, ist befohlen, daß je 3 Compagnien aus einem Kessel kochen sollen. Eine gleiche Menage beobachtet man beim Brodbakken. In der Bäckerei werden täglich 1200 bis 1900 Brodte gebacken. Das Korn wird auf Mühlen, die von Pferden getrieben werden, gemahlen; die Pferde, Esel und Maulthiere haben also auch ihre Arbeit. In der Nacht ist alles stille.

Den 4ten Sept. Dienstag. Diesen Morgen früh sahen wir einen spanischen Deserteur bei Stanhopestower aufgehangen. Wir erfuhren nachher, daß er noch 4 andere Irländer, zur Desertion habe verleiten wollen. Diese habe man auf ein Jahr auf die Galeeren verurtheilt, und darauf alle zum spanischen Dienst gezwungene Engländer als Gefangene wieder nach Spanien zurück geschickt. Die letzten Deserteurs,

serteurs, so zu uns übergingen, entwischten mit großer Gefahr. Sie wurden von der Stanhopstower Wache verfolgt, und nach ihnen geschossen. Als sie glücklich vor den Pallisaden ankamen, sagte einer: My lads, we have lost the battle, but we have won the race. — Weil man befürchtet, daß der Wein durch Abfeurung des groben Geschützes sauer werde: so wird den Gemeinen statt Rum Wein gegeben; doch sind einige Aerzte der Meinung, daß die Säure des Weins mehr heilsam als schädlich, und in Ermangelung des frischen Gemüses ein gutes Antiscorbuticum sey. Andere streiten dagegen. Adhuc sub judice lis est. Die Lampen in den Souterrains, werden wegen Mangel an Oel mit großer Menage angebracht. Eins von unsern Schiffen wird zu Brennholz consumirt. Die Leute erhalten Beutel zum Budding. Diese und andere Mehlspeisen müssen die geringe Portion Brod ersetzen. Alle Woche 4 Pfund ist wenig genug für einen gesunden Magen. Indeß werden dagegen die andern Portionen im Ueberfluß ausgetheilt. Die Compagnie Mineurs beschäftigt sich damit, die Minen zu füllen und zu vermauern. Dazu werden viel Quadersteine verbraucht. Man reißt daher alle Gebäude ab. — Diese können ohnehin nicht stehen bleiben, weil sie beim Bombardement durch das Sprengen der Steine Schaden zufügen und den Kanonen am Feuern hinderlich seyn würden. Die Wolle, welche das kaiserliche Schif am Bord hatte, die schönste, die man nur sehen kan, wird jetzt zu Traversen gebraucht. Die Kanonen werden wo nöthig hin placirt. Unsere Leute müssen 1000 Patronen für jeden Mann verfertigen. Eine neue Arbeit, die sie bei so vielen andern in unaufhörlicher Geschäftigkeit erhält. Matrosenknaben werden zur Füllung der Sandsäcke gebraucht. Der Brunn auf dem Castle Square wird mit Balken verpallisadirt, und oben mit Sandsäcken belegt. — An Springbrunnen fehlt es uns Gottlob nicht. Es ward Befehl gegeben, verschiedene derselben zu reinigen. Dergleichen Umstände zu bemerken, scheint mir nicht unwichtig zu seyn. Wasser und Holz sind unentbehrliche Bedürfnisse, und der Mangel an denselben setzt eine Garnison oft in die größeste Verlegenheit.

Den 5ten Sept. Mittwochs. Heute sahe ich unter den spanischen kreuzenden Schiffen eins, welches unten lateinische und oben viereckigte Segel hatte. Diese Einrichtung muß für kleinere Schiffe ohne Zweifel ganz vortheilhaft seyn. Vorige Nacht war alles ruhig. Heute kam die Reihe an die Gebäude zu Charlesfort. Sir William Draper, (Gouverneur Lieutenant;) nahm daher seine Wohnung auf dem Hauptcastell. Die mit Wolle und Fleisch beladene oben erwähnte Prisen sollen für die Spanier bestimmt gewesen seyn. Die Wollsäcke gebrauchen wir nun zur Vertheidigung gegen sie. Der Werth des Geldes ist bei uns sehr gefallen, weil man nichts zu Kaufe ha-

haben kan. Wir kommen beinahe zu jenen alten Zeiten zurück, wo man die Waaren eintauschte, oder mit Naturalien bezahlte. Der Soldat fordert für seine Arbeit nichts als Rum und Wein. — Ich gab für ein klein Gericht Fische (denn das ist noch das einzige frische Essen, was man haben kan,) zwei Bouteillen Rum. — Unsere Ochsen und Schafe, die wir im Fort haben, werden noch auf den künftigen Nothfall aufbewahrt, das ausgenommen, was auf des Gouverneurs Tafel komt, welcher, so wie Sir William, auch General Sidow, die Officiere der Garnison einzuladen, und mit frischen Sachen zu bewirthen pflegt. — Diesen Mittag entdeckten wir, daß einige spanische Truppen in Philipet Posto gefaßt hatten. Es ward also dahin gefeuert. Auch wurden 2 Böte mit Matrosen dahin abgeschickt, um sie zu delogiren. So bald die Spanier die Kugeln merkten, und die Böte sahen, liefen sie in aller Eile aus ihren Löchern und retirirten sich. Des Abends hörten wir im spanischen Lager und Mahon die Trommeln rühren und die Glocken läuten, und sahen viel Feuer angesteckt. Das alles müssen wir so gelassen von unsern Wällen anhören und sehen. Die Promenaden nach Georgetown und Mahon sind vorbei. Selbst das Territorium des Glacis wird uns streitig gemacht. Wahrlich es ist eine böse Sache so lange eingeschlossen zu seyn. Der Feind zaudert sehr lange mit seinen Unternehmungen. Was sollen wir thun? Wir sitzen ganz stille in unserer Custodie, und empfehlen dem Himmel unser Schicksal. — Um 9 Uhr zeigte sich vor dem Hafen ein kleines Schif. Es steckte zum Signal drei Laternen auf, und nun erkannten wir, daß es Parker war. Das war uns einmal eine recht fröhliche Stunde! Wir grüßten uns einander mit einem freudigen Hurre, und hoften gute Nachrichten und Briefe zu erhalten von unsern lieben Freunden im Vaterlande. Friede oder doch eine ansehnliche englische Flotte uns zu Hülfe geschickt, war zugleich unser Wunsch, wovon wir die Bestätigung gar zu gerne gehört hätten. Allein, man brachte uns wenig neues mit. Das vorhin erwähnte kaiserliche Schif wurde heute ausgelassen, nachdem die Ladung desselben von uns bezahlt war. Ich schrieb mit ihm nach dem Lande. Allein, kaum war es auf der Höhe, als es von den Spaniern angehalten und untersuchet wurde.

Den 6ten Sept. Donnerstag. Heute feuerten wir nach Philipet, weil man glaubte, daß die Feinde sich wieder da versteckt hielten. Das Fischen wird jetzt für einige ein Amusement, wodurch unsere magere Diät ein wenig verbessert und der Tisch zu Zeiten fournirt wird. Es erhebt sich ein Gewitter, starker Wind und Regen, damit bricht sich die bisher gehabte große Hitze. Es scheint, daß der Herbst seinen Anfang nimt.

Den 7ten Sept. Freitag. Aller Orten sieht man jetzt neue Traversen zum Schutz gegen Bomben und Kugeln an=

angelegt. Das Schif Antonius von Padua, hat uns mit Kaffe und Zucker versehen, woran großer Mangel war. Auch ist Hofnung, daß den Officieren Butter aus dem Magazine zugetheilet werden soll. Für die Garnison wird in 13 Kesseln gekocht. Die Officiere haben ihre eigene Menagen. Der Küchenzettel ist leicht gemacht. — Jede Compagnie erhält nicht mehr als ½ Centner Holz.

Den 8ten Sept. Sonnabend. Der Regen hält an. Dies ist für unsere armen Posten böse. Doch für die Feinde muß es weit schlimmer seyn. Es ist zu bewundern, daß unsere Leute, unerachtet aller ausgestandenen Fatiguen, sich bisher noch gut halten, und wenig kranken.

Den 9ten Sept. Sonntag. Die Arbeiten gehen unaufhörlich fort. Der stürmische Nordwind läßt in seinem Toben noch nicht nach. Die spanische Flagge auf Cap Mola ist dadurch zerrissen. — Der Mangel an Holz verbietet uns Caminfeuer anzulegen. Wir werden also recht ausgehärtet, und bereiten uns auf die Kälte, die wir hoffentlich nächsten Winter im Vaterlande empfinden werden, vor. — Bei unsern Klütchen und Buddings befinden wir uns sehr wohl. — Außer den schon oben angezeigten Wachen, giebt die Garnison zum Piquet.

51. Regiment	—	89 Mann
61. Regiment	—	119 —
Beide Hannov. Regim.	192	—
		400 Mann.

Des Abends werden auch die Wachen verstärkt, und die Posten am äussern bedeckten Wege häufiger ausgestellt. Das Rufen der Posten: Alles ist in Ruhe, all's well, geht des Nachts immer im Kreislauf alle Viertelstunde ums Fort herum. Die Herren Generale und Staabsofficiere gehen fleißig die Ronde. Der Gouverneur ist mit der Wachsamkeit der Leute überaus zufrieden. Er hat etliche mal einen blinden Allarm gemacht, um zu sehen, ob die Leute geschwind an ihrem Posten sind.

Den 10ten Sept. Montag. Das Wetter heitert sich heute wieder auf. Zum Debarquement der französischen Truppen würde der heutige Tag günstig seyn, wenn der Nordwind ihre Schiffe hergewehet hat. Die Artilleristen und Mariniers nehmen jetzt ihre Quartiere in den Souterrains, die bei denen ihnen angewiesenen Batterien sind, damit sie sich sogleich bei ihren Kanonen anfinden können.

Den 11ten Sept. Dienstag. Jetzo leiden die meisten Mangel an Rauchtaback: Dies ist für manche empfindlicher, als wenn es im Essen und Trinken knapp hergeht. Die Begierde der Leute zu rauchen geht so weit, daß sie von den verdorreten Faschinen Blätter suchen und selbige rauchen. Andere rauchen Anis, andere abgekochte Theeblätter. Man fordert 12 Schillinge für 1 Pfund Taback, 8 Schillinge für ein Huhn. Des Abends ists für mich jetzt ein besonderes Vergnügen, unser Marinencorps auf die Wache ziehen

und

und sie exerciren zu sehen. Die Sackpfeife ist ein wahres Zauberinstrument, so bald die erschallt, und der kleine Tambour sein tedom tedom dazu schlägt, so marschirt alles los und ist voll Leben und Muth. — Heute gutes Wetter. —

Den 12ten Sept. Mittwochs. Wiederum schönes Wetter, guter Appetit, viel Klütchen, aber sparsam Brod. In Ermangelung der Weinfässer haben wir Pulvertonnen erhalten. Wie militairisch wird man noch werden, da sogar unser Wein militairisch schmeckt!

Den 13ten Sept. Donnerstag. Von unsern Feinden sehen wir nichts als einzelne Posten. Doch umgiebt er uns mit seiner Linie rund herum. Diesen Nachmittag desertirte ein englischer Grenadier und schwamm bei der Royalbatterie über nach Philipet. — Acht unbrauchbare minorkanische Burriquen erhielten ihre Dimission, und konten weggehen ohne zu desertiren und treulos zu seyn. Sie nahmen mit freudigem Geschrei ihren Weg nach Georgetown. — Wir warfen einige Bomben nach dem Detaschement hinter Philipets Berge. Wir sahen, daß der spanische Posten auf Cap Mola abgelöset ward.

Den 14ten Sept. Freitag. Es bleibt beim Alten.

Den 15ten Sept. Sonnabends. Zwei englische Soldaten, welche in des Gouverneurs Barraneo Mohrenfeigen suchten sind desertirt. Ein junger Engländer versicherte einen Deutschen, daß beide die besten von der Compagnie gewesen. Glaubt es ja nicht, sagte darauf ein anderer, denn erwäget, mein Herr, wenn diese Leute die besten in der Compagnie gewesen, was für eine Meinung müßt ihr denn von uns fassen, die wir nicht desertirt sind.

Den 16ten Sept. Sonntag. Immerfort beständige Arbeit an den Festungswerken. Gegen Mittag kam ein Parley an. Die Damen melden in ihren Briefen, daß ihnen von den Spaniern nichts genommen sey, allein, daß die Minorkaner einige sogar bis aufs Kinderzeug beraubt haben. — Die Briefe wurden mit vieler Ceremonie angenommen. Wegen der vom Herzog von Crillon befürchteten Pest wurden sie mit einer Zange angegriffen und geräuchert. Die spanischen Officiere sollen dabei ihre Gesichtsmuskeln in artige Grimassen verzogen haben. Der Herzog schreibt, daß es ihm sehr empfindlich sey, daß er auf Befehl vom Hofe zu Madrid alle Engländer von der Insel nach Frankreich, ꝛc. schicken müsse, die Damen nicht ausgenommen. Er habe bereits eine Fregatte in Fornellis ausgerüstet, auf welcher die Damen standesmäßig behandelt werden solten. Auch habe er seine Schwester in Frankreich ersucht, ihnen auf alle mögliche Weise beizustehen und für sie Sorge zu tragen. Er schickte zu gleicher Zeit des Gouverneurs in Mahon zurück gelassene Wäsche, ingleichen Rebhühner, Tauben und Früchte. Gegen Abend wurden 42 Minorkaner aus dem Castel fortgeschickt. Es schien ihnen das Heimweh anzuwandeln. Es war heute Gewitterluft und kühl.

Den

Den 17ten Sept. Montag. Die vorige nasse Witterung hält noch an. Daher war alles stille.

Den 18ten Sept. Dienstag. Eine feindliche Patrouille, that in voriger Nacht einige Schüsse. Unsere äußern Posten beantworteten sie einige mal. Weiter kehrten wir uns nicht daran. Gegen Mittag ging der Secretair Lariviere nach Mahon, um für unsere Kriegsgefangene zu sorgen, welche nach Barcelona gehen. Diesen Abend kam eine Tartane auf unsern Hafen zu. Wir hoften, sie solte herein kommen; allein ein Spanier Rowboat bordete sie, und so ging sie ab.

Den 19ten September. Mittwochs. Weil man zu Middlemount Artillerie wolte bemerkt haben: so wurde dahin gefeuert. Gestern fand man ein Papier an den Galgen geschlagen, durch welches die Garnison zur Desertion aufgemuntert wurde, mit beigefügten großen Versprechungen. Der Gouverneur ließ darauf in einer Ordre bekant machen, daß, wenn Jemand so niederträchtig dächte und desertiren wolle, er solches nur anzeigen könne, weil die Garnison ohne solche elende Leute stärker wäre, als wenn sie bei uns blieben. Eine unserer Hauptbeschäftigungen ist, daß man wo nöthig, Pallisaden anzubringen sucht. Wegen des gehabten Regens werden heute, da es helle und schönes Wetter ist, neue Würste (Saucissons) in die Fougassen gelegt, welche besser als vorhin, nemlich mit hölzernen Futralen, die mit gepichtem Linnen bedeckt sind, verwahret werden. Das Pulver liegt auch in einem verpichten Beutel und enthält 40 bis 50 Pfund. Die Würste sind nach der Erfindung eines Mineurs mit Rollen versehen, so daß man sie jetzt untersuchen kan, ohne die Röhren zu öfnen. Herzog von Crillon hat gestern Herr Lariviere an Tafel gezogen und gefragt, warum wir so stark nach Cap Mola und Stanhopestower feuerten. Herr Lariviere hat erwiedert: es geschehe um unsere Mariniers zu üben. Sie müssen, versetzt der Herzog, sehr fertig im Schießen seyn, es hätte mir beinahe das Leben gekostet, als ich die Flagge meines Königs auf Cap Mola aufsteckte. — Es ist indeß nur ein von unsern Kanonenkugeln abgeschlagener Stein gewesen, der ihm eine geringe Contusion am Kopf verursachet hat.

Den 20ten Sept. Donnerstag. Es zeigte sich ein kaiserliches Schif. Wir traueten, es würde in den Hafen laufen, schossen aber nicht, und so war unsere Hofnung dahin.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

46tes Stück.

Montag, den 9ten Junius 1783.

Fortsetzung des Tagebuchs während der Belagerung des Forts St. Philipp auf der Insel Minorka.

Den 21ten Sept. Freitag. Dem Gouverneur wurde heute, wie er am Tische saß die Nachricht gebracht, daß ein englischer Hautboist versucht habe zu desertiren. Er suchte wegzuschwimmen; allein er wurde wieder erhascht. Vor zwei Jahren machte dieser geschickte Schwimmer eine noch kühnere Probe. Er versuchte es nebst einem anderen Cameraden von Ciutadella nach Majorka zu schwimmen, welches nicht weniger denn 20 englische Meilen Distanz sind. Da sein Mitbruder müde geworden: so hat er ihn eine Zeitlang fortgeschleppt. Am Ende ist dieser ersoffen. Jener aber hat aus Müdigkeit zurückkehren müssen, und ist mit genauer Noth zu Ciutadella wieder ans Land gebracht. Er hat 9 Wochen elendiglich krank gelegen. Seine Kunst im Schwimmen konte ihm diesmal das Todesurtheil zuziehen. — In der Nacht desertirte abermals ein Engländer. Dergleichen Vorfälle erfordern in der Nacht, daß augenblicklich Parole und Countersign verändert wird. Schönes Wetter wie gestern.

Den 22ten Sept. Sonnabend. Von den Feinden sehen wir nichts als einige Aussenposten. Wir können also unsere jetzige Situation nicht anders als eine Blockade nennen. Wahrlich eine höchst langweilige traurige Situation! Ein ewiges Einerlei! Vom Vaterlande hören wir nichts. — Wir sind von der übrigen Welt ganz abgeschnitten und isolert. – Dem allen unerachtet muß das Herz dennoch gutes Muths und fröhlich seyn. — In der Nacht war alles stille.

Den 23ten Sept. Sonntag. Die Festungsarbeiten gehen fort. Es werden zwei Magazine bei der Queen und Royalbatterie in Blockhäuser verwandelt. Anhaltender Regen. Es scheint, daß die Spanier die Höhlen zu ihrem Schutz suchen und sich in ihre Mänteln (Grego's) verhüllen.

Den 24ten Sept. Montag. Vorige Nacht machten sich die feindlichen Posten aufs Glacis, und feuerten auf die Unsrigen. Eine von den spanischen Musquetenkugeln schlug an die Thür meines Logis. Der gestrige Versuch des Hautboisten durch Schwimmen zu

desertiren, der mit 1000 Streichen bestraft werden soll, hat die Ordre veranlaßt, daß kein Soldat oder Matrose ferner an die Seeseite gehen darf, unter dem Vorwande zu fischen, oder zu schwimmen, widrigenfalls der Prevost Befehl hat ihn auf der Stelle zu erschießen. Dem zufolge machte der Prevost gestern Abend zum ersten mal seine traurige Ronde. Wehe unsern armen Mägen! denen dadurch das bischen Fische entgeht, womit wir sonst des Abends uns einander zu regaliren pflegten. Wir sind in allen Stücken ziemlich zum Mangel reducirt. Unsere Garderobe ist bei manchem, der seine Equipage verloren, sehr schlecht bestellt. — Und es finden sich keine Kaufleute, aus deren Bude man diesen Mangel ersetzen kan. — Unsere Wäsche nimt sich eben nicht zum vortheilhaftesten aus. — Unser Linnen wird zwar weiß gewaschen, aber aus Mangel an Amydon nicht gesteift. Seife wird das Pfund zu 1 Thaler verkauft. — Das Leder ist sehr rar.

Den 25ten Sept. Dienstag. Anhaltender Regen. Es wird darauf gedacht, daß es nicht an Wachtmänteln fehle, damit der Soldat sich auf seinem Posten vor der Witterung schüzzen könne: Denn Schilderhäuser fallen in einer Belagerung weg. Wir beschäftigen uns jezt unsere Cacaobohnen zu Chocolade zu präpariren und worin? In einer halben Bombe statt eines Mörsers. Eine sonderbare Fabrik! Heute wird das Hauptthor vor dem Castle Square vermauert. Wir sind jezt gleich den Bergleuten, die in unterirdischen Gängen ihr Geschäfte treiben. Unsere Logis sind meist Souterrains. Also gehen auch unsere Gänge unter der Erde fort.

Den 26ten Sept. Mittwochs. Stürmischer Wind! Die spanischen Gentlemen sitzen in ihren Löchern. Da indeß einige von ihnen uns zu Zeiten von den Mauern braviren: so werden unsere Wallpieces (Doppelhaken,) oft auf sie abgedrückt. Wir fangen jezt an Cichorien zu sammeln, Cameradjes nennen sie die Spanier. Dies Kraut wird ein gutes Antiscorbuticum seyn.

Den 27ten Sept. Donnerstag. Die Spanier haben uns an diesem heitern Morgen eine schöne Morgenmusik gemacht. Das Kornmagazin auf Cumberland wird auch in ein Blockhaus verwandelt. Unsere Leute haben mit Patronen machen noch beständig zu thun. Das All's well geht noch beständig im Kreislauf ums Castel, und ist ein Beweiß unserer Wachsamkeit. Wir wurden diesen Nachmittag wiederum ein spanisches Commando gewahr, welches sich in Philipet versteckt hatte. Es wurden daher einige Bomben dahin geworfen, welche meisterlich trafen. Die Spanier nahmen das Reis aus, und wir begleiteten sie auf ihrer Retraite mit einigen Kugeln, und schickten ein Boot Matrosen hinterher. Des Abends mußte Capitain von Melzing mit einem Commando nebst den erforderlichen Mineurs hinüber gehen, mit der Ordre, Philipet zu demoliren und zu sprengen. Der Feind ließ dies ganz ruhig geschehen.

Den

Den 28ten Sept. Freitag. Schönes Wetter! Bei Antoni sieht man Leute arbeiten, die wahrscheinlich die Wege zum Transport der Kanonen und Provisionen machen.

Den 29ten Sept. Sonnabend. Vom gestrigen Tage ist noch anzumerken, daß sich Nachmittags eine spanische Tartane vor dem Hafen sehen ließ. Wir sahen, daß sie wenig Leute am Bord hatte, und schickten zwei Böte aus, um sie zu kapern. Die Spanier machten sich sogleich vom Schiffe, und gingen in ihrem Boote glücklich davon. Das Schif ward uns indeß zur Beute. Dies war uns ganz willkommen. Denn es fanden sich allerlei annehmliche Lebensmittel darauf, als Macronen, Rosinen, Vicebohnen, etwas Zwiebeln, imgleichen Schuhe. — Philipet war gestern größtentheils durch die Emsigkeit unserer Mineurs niedergeworfen. Gegen Abend brachte man das in den Gebäuden befindlich gewesene Holz zusammen, und machte daraus zwei prächtige Feuer, die einen schönen Anblick gaben. Die Feinde ließen alles ganz ruhig geschehen. Ein spanischer Sergeant, der aus Furcht vor unsern Trauben sich in eine Cove retirirt, ward in selbiger gefunden, und zum Gefangenen gemacht. Nach seiner Aussage haben die Feinde 60 24 Pfünder erhalten. Wir feuerten nach Middlemount. Die Feinde halten sich stille, außer daß ihre Patrouillen zu Zeiten des Nachts ein Plackerfeuer machen, und uns im Schlafe stöhren. — Unsere Posten sind aber sehr wachsam. — Die Spanier werden hoffentlich nunmehr keinen Coup de Main mehr im Sinne haben. Heute schönes Wetter. — Es ging abermals ein Commando nach Philipet, und demolirte solches völlig.

Den 30ten Sept. Sonntag. Nordöstlicher Wind, gutes Wetter. So eben zeigt sich ein zweimastiches Schif vor dem Hafen. Die Spanier ziehen auf Cap Mola das Zeichen für ein feindliches Schif auf. Gleich darauf kommen aus den Buchten zwei spanische Chebecken und einige Rowboats hervor und machten Jagd. Allein es hatte favorablen Wind, und so machen wir uns die Hofnung, daß es seinen Feinden entgehen werde. Wir schickten ihm 3 Boote zu Hülfe. Jedermann glaubte, daß es die Hanna sey. Es legte sich zu unserer aller Verwunderung vor Wind. Wir waren voll Unwillen, daß es sich nicht näherte. Wir steckten das Signal auf, daß es sich nähern solle, und daß das Fort noch in englischen Händen sey, nemlich eine englische Flagge oben und eine französische darunter. Endlich schickte es ein Boot, worin drei Mann waren, unserm Boote entgegen. Unsere Matrosen hielten es für spanisch, und feuerten darauf. In diesem Augenblick lief unser Mail Gefahr ins Wasser geworfen zu werden. Allein der Engländer, der es hatte, hielt Contenance und der Irrthum ward glücklich entdeckt. So kam also das Paquetboot zuerst sicher in unsere Hände. Das Schif selbst segelte hierauf mit vollem

Winde in den Hafen, ohne daß die Spanier ihm zu schaden vermogten. Die Nachricht von der Eroberung von Pensacola, die es mit gebracht, war unangenehm. In der Nacht wurden einige Bomben nach dem Stancohause, oder den Branteweinmagazin in Georgetown geworfen, weil man glaubte, daß die Feinde daselbst einen Kranich errichteten, um Kanonen vom Hafen herauf zu winden.

Den 1ten Oct. Montag. Noch immer gutes Wetter. Wir fahren auch mit unsern Arbeiten fort, und halten uns dabei geduldig an Budding und gesalzen Fleisch. Die Cameradjes werden auch tapfer verfolgt, und mit wildem Spinat vermischt, mancher Kohl daraus gekocht. — Die Glacis werden nach dem Regen ganz grün, wie bei uns im Frühling. Wir feuerten nach dem alten Wege, weil man glaubte, daß der Feind daselbst arbeite. Unser Pulvervorrath soll in 9500 Tonnen bestehen. In letzter Capitulation vom Jahre 1756 erhielten die Feinde vom übrig gebliebenen Pulver noch 500 Tonnen.

Den 2ten Oct. Dienstag. Starker Nordwind, reine aber kalte Luft. Gestern Nachmittag zeigte sich ein Schif mit einer Cartelflagge nahe vor dem Hafen, eine Maske, ohne Zweifel, um uns zu recognosciren. Wir feuerten darauf und so ging es fort. Parker präparirt sich zum Wegsegeln. Ich schrieb nach Deutschland. Parker hat neulich 17 Corsen nebst einem jungen Mann, der sich Paoli nennet, und ein Verwandter des berühmten Paoli seyn soll, mitgebracht. Sie sind als Volontairs engagirt, und werden das Blockhaus vertheidigen. Unter ihnen war auch ein Jude. — Da man zwei von unsern Deserteurs verdächtig hält; so sollen sie nach Livorno geschickt werden. Capitain Parkers letztere Ankunft reitzte die Neugierde der Garnison, und die Leute standen dick auf dem Banquets. Dies veranlaßte die Ordre, daß in Zukunft sich Niemand auf den Banquets sehen lassen soll, wenn ein Schif ankömt, oder wenn wir feuern, oder bei jedem andern die Neugier anziehenden Gegenstande.

Den 3ten Oct. Mittwochs. Regen. Herr Adam will mit der Hanna nach Livorno gehen, und übernimt Commission, um frische Provision auf einem Frachtschiffe zu überbringen. Zwei Minorkaner sind von der Hanna desertirt. Da das 51. Regiment seine beste Mondur zu Mahon verloren: so hat es dafür von den Mariniers Jakkets erhalten. Aus den Regimentern sind diejenigen gefordert, die Korn zu mahlen verstehen. Diese haben die Aufsicht über die Mühlen die durch Pferde getrieben werden. — Auch hat man Talglichtgießer verlangt, um aus dem abgekochten Fett Lichter zu gießen, weil es an Lichtern fehlt.

Den 4ten Oct. Donnerstag. Die Feinde haben etliche Mauern aufgeworfen. Ein Umstand, der unsere Aufmerksamkeit verdient. Solte dies nicht der Anfang der feindlichen Approchen seyn? Vorige Nacht hatten die Feinde

de die Absicht unsere Schiffe in der Stephanscove in Brand zu stecken. Zu dem Ende hatten sie sich mit einem Pechkasten den Schiffen genähert, und bereits einen Bohrer angesezet, um die Stricke des Pechkasten daran zu befestigen. Allein Capitain Elford, Commandeur des Fort Marlborough, that einen Ausfall und vereitelte ihr Unternehmen. Der Pechkasten war viereckigt. In demselben befand sich ein Beutel von verpichtem Linnen mit einer Menge Fäden und einer Composition von Schwefel und Pulver. Dies ruhete auf einer Lage von Stroh. Unter dem ofnen Kasten waren zwei Tonnen, um ihn auf dem Wasser schwimmend zu erhalten. Eine feindliche Patrouille machte indeß eine falsche Attaque gegen der Queen über, um unsere Aufmerksamkeit dahin zu ziehen, allein wir kehrten uns nicht daran.

Den 5ten Oct. Freitag. Schönes Wetter. Der Pechkasten wurde heute verbrannt. Eins von unsern Schiffen wird zu Brennholz genuzt. Die andern werden mit Sorgfalt bewacht. Die spanischen Kriegsgefangenen, imgleichen 2 spanische Deserteurs sind ans Bord der Hanna gebracht, um nach Livorno gesandt zu werden.

Den 6ten Oct. Sonnabend. Ein Frühlingswetter wie im Monat Mai. — Favorabel für den Feind. — Aus den Commissionen, die man Herr Adams mit gegeben, läßt sich schließen, wie sehr Deutsche an Taback gewöhnt sind. Die beiden hannoverischen Regimenter haben sich nemlich 3660 Pf. Rauch- und 277 Pfund Schnupftaback verschrieben. Wer solte glauben, daß auch der Schnupftaback so sehr eingeführt wäre. — Allein, was lernt nicht der Landmann, wenn er Soldat wird, und die große Welt sieht! — Der Gouverneur empfiehlet in der heute ausgegebenen Ordre den Ingenieurs, daß sie auf die beßmöglichste Fortification des zweiten bedeckten Weges und der von da in die Graben leitenden Treppe bedacht seyn sollen, weil dieser Posten bis aufs äußerste vertheidigt werden soll. Das Sammeln der wilden Cichorie und Spinats ist den Leuten als ein Gegenmittel gegen den Scorbut empfohlen worden. — Die Feinde haben in der Gegend Antoni einen so genannten Baum oder Chaine gezogen, um bis dahin den Hafen zu sperren.

Den 7ten Oct. Sonntag. Wir sahen heute eine Menge Spanier mit Pielhacken hinter der Mauer von Turkish Mount beim Galgen gehen. Ein Beweiß, wie mich dünkt, daß die Spanier schon im Begrif sind, Werke gegen uns anzulegen! Ob gleich der Soldat oft wenig zu beißen hat: so macht er sich doch dies wenige zu Nuß, und fällt auf allerlei Einfälle es zu appretiren. — So machen wir jezt des aumelettes sans œuf & sans lait, vielleicht, etwa so wie jener Franzose, Limonade sans sucre & sans citron. Unsere Pfannenkuchen formiren sich aus Reis, Mehl, Butter und Rum. Eine Schaufel dient statt der Pfanne. — General Draper redet sehr oft, wenn

er durch die Souterrains geht, unsere gemeinen Leuten an, und muntert sie dadurch sehr auf.

Den 8ten Oct. Montag. Heiteres aber kaltes Wetter. Die auf der spanischen Prise befindliche Waaren werden heute verkauft. Um zu verhüten, daß dieselben in einer Auktion nicht enorm gesteigert werden: so sind sie vom Gouvernement zu gewissen Preisen angesezt. So gut die Absicht des Gouverneurs hiebei war: so ging es doch auf der St. Philipps Messe ziemlich stürmisch her. Wer zuerst kam, der mahlte erst. Die Ingenieurs recognoscirten. Es ward indeß gefeuert.

Den 9ten Oct. Dienstag. Heute ging der Gouverneur Murray selbst mit seinen Aides de Camp zum Recognosciren nach Turkish Mount. Er wagte sich dabei ungemein. Als seine Begleitung die Höhe des Berges erreicht, ward auf sie gefeuert. — Ein Detaschement von Marlborough Fort kam dem Gouverneur zu Hülfe. Capitain Dixon von der Artillerie, recognoscirte in einem Boot nach Turkish Mount, und fand 2 Batterien, eine von 5, die andere von 3 Embrassures, (Schießscharten,) die aber noch nicht mit Kanonen besezt waren. Sie sind aber bloß in der Absicht angelegt, um ankommenden Schiffen den Eingang in den Hafen zu wehren.

Den 10ten Oct. Mittwochs. Der Gouverneur erfreuete die Officiere der Garnison je 4 und 4 mit einer Tonne Butter. Dieser Umstand scheint an sich sehr geringfügig. Aber in eine Blockade ist ers wahrlich nicht.

Den 11ten Oct. Donnerstag. Heute unternahm unsere Garnison einen sehr glücklichen Coup auf Cap Mola. Es wurden 3 Piquette vom 51. 61. Regimente und Prinz Ernst dahin beordert, um diesen Berg, und das darauf befindliche Signalhaus und das russische Hospital unter Befehl des Herrn Majors von Hager einzunehmen. Ein Ruderboot, die Lemmon genannt, unterstützte den Ausfall, und sezte sich an die Erdzunge, wodurch das Cap mit dem Philipetsberge verbunden ist, um mit Kanonenfeuer dem Feinde sowohl die Retraite abzuschneiden, als auch allen Succurs zu verhindern. In der Nacht 4 Uhr gingen die Truppen 300 Mann an der Zahl in Böten ab, und fingen die Attaque gleich nach 5 Uhr an. Sie zogen sich zuerst der Disposition des commandirenden Officiers zufolge an die äußerste Seite des Berges nach der Erdzunge, und fanden ein Detaschement Spanier, welche, weil keine Vorposten ausgestellt, oder selbige nicht allart waren, surprenirt wurden. Einige zwanzig entkamen noch, weil man sie bei der Dämmerung für englische Matrosen hielt, die übrigen ergaben sich nach einem kurzen Gewehrfeuer. Darauf zog sich ein Theil unserer Leute von Prinz Ernst, wobei der Herr Hauptmann von der Wettern und der Herr Lieutenant von Scheele, den Berg hinauf nach dem Signalthurme zu, der andere, meist Engländer, nach dem russischen Hospital. Das Signalhaus diente dem Feinde zu einer kleinen Festung. Sie retirirten sich auf sel-

selbiges, zogen die Leiter auf und thaten einen harten Widerstand. Das Piquet von Prinz Ernst ging mit außerordentlicher Bravour gerade auf den Thurm los, und es entstand ein lebhaftes Musqueteriefeuer, welches eine ziemliche Zeit von beiden Seiten dauerte. Als der Gouverneur dieses vom Hauptcastel sahe, schien er etwas für unsere Leute in Besorgniß zu seyn, orderte deshalb, daß das Piquet von Goldacker von 58 Mann, Capitain von Lösere, Fähndrich von Cronhelm und Fähndrich Melchior ihnen zum Succurs eilen solle, wobei er auch nach Petarden fragte, welche aber nicht vorräthig waren. Die Leute von Goldacker gingen mit außerordentlicher Begierde zu fechten nach Cap Mola ab, ja manche waren mißvergnügt, daß das Glück nicht sie getroffen hatte, mitzugehen. Unterdessen lief ein Theil unserer Leute von Prinz Ernst nebst dem Herrn Lieutenant von Scheele, ohne sich an das Feuer der Spanier zu kehren, an den Fuß des Signalthurms, wobei 2 Mann von uns das Leben verloren. Einige Mineurs hatten den glücklichen Einfall, unten am Fuß des Thurms mit ihren Pielhacken zu arbeiten, und um den Schein anzunehmen, als wolten sie den Thurm sprengen, zündeten sie etwas Pulver an. Als die Feinde den Rauch sahen, glaubten sie, sie würden in die Luft fliegen, und steckten daher ein weißes Tuch zum Zeichen ihrer Uebergabe aus. Voll Beben und Zittern kamen sie darauf auf der Leiter vom Thurm herab, und fürchteten ein hartes Schicksal, bis sie von den Unsrigen beruhigt und ihnen Muth eingesprochen wurde. Sie baten auch den commandirenden Officier, daß sie menschlich behandelt werden mögten. Dieser erwiederte, daß sie nicht nur eine menschenfreundliche Behandlung, sondern auch eine solche, die Leuten, die sich brav gehalten, gebühre, erwarten dürfen. Nur wundere er sich, daß sie sich so hartnäckig gewehrt, da sie doch eine ihnen überlegene Macht vor sich gesehen. Die spanischen Officiere erwiederten, daß sie gefürchtet, man würde ihnen keinen Pardon zugestehen, weil man sie nicht vorher aufgefordert. Nothwendig müssen sie sich also nicht die beste Idee von unsere Humanität, die wir in ihren Augen Ketzer sind, gemacht haben. Es ist mithin ungemein erfreulich, daß wir Gelegenheit gehabt, ihnen Proben von unserer Großmuth geben zu können, und die ihnen durch den Aberglauben ihrer Priester beigebrachten Meinungen zu widerlegen; weßhalb wir auch im ähnlichen Fall gegenseitig von ihnen eine leutseligere Behandlung der Kriegsgefangnen erwarten dürfen, als sie bisher gezeigt. Auch unsere Gemeinen zeigten besondere Züge der Großmuth. Als die Spanier sie um Pardon baten, und dabei auf die Knie fielen, (zu welchem letztern ein deutscher Soldat sich nicht erniedrigen würde,) auch unseren Mousquetiers einige Schillinge anboten: so gaben sie sie großmüthig wieder zurück, und versicherten, daß sie es nicht verlangten, da sie es wohl selbst nöthig hätten, für welches gute Betra-

gen

gen ihnen der Chef nachher eine Belohnung gab. Der andere Theil der Truppen, meist Engländer, nahm indeß ohne großen Widerstand zu finden, das russische Hospital ein, allwo ein Ingenieur Obristlieutenant angetroffen und zum Gefangenen gemacht ward. Dieser äußerte, daß wir ohne vor erhaltene Kundschaft diesen Coup wohl nicht ausgeführt hätten, da es gerade die erste Nacht gewesen, in welcher er zur Arbeit herüber geschickt sey. Indessen irret er sich, denn es fehlt uns gänzlich an Nachrichten und Kundschaften. Die Mineurs und Arbeiter mußten sofort in möglichster Eile sich daran machen, den Signalthurm und das russische Hospital niederzureißen. Das Piquet von Goldacker hatte sich deshalb nach der Seite der Erdzunge gezogen, um selbige zu decken, und allen Succurs zu hindern. Die Lemmon that durch das Abfeuern ihrer Carronades außerordentlichen Effekt, und schreckte besonders ein Detaschement Grenadiers, welches unfern der Erdzunge stand, ab, den ihrigen beizustehen, worüber der Herzog von Crillon seinen Unwillen und Eifer geäußert hat. Als indeß der Gouverneur sahe, daß eine große Menge spanischer Truppen von der Höhe von St. Antoni im Anmarsch war und zu Hülfe eilte: so gab er Ordre, daß unsere Mineurs, die den Signalthurm über die Hälfte vom russischen Hospital aber nur erst sehr wenig abgebrochen hatten, — die Arbeit liegen lassen und zurückkehren solten. Eins unserer Piquette stand so lange unfern der Erdzunge, bis alles herüber war, so dann kam es auch zurück. Auf dieser Retraite waren unsere Böte nebst der Lemmon noch einiger Gefahr ausgesetzt. Denn die Feinde hatten bei Georgetown ein Paar Kanonen gepflanzt, womit sie den Hafen bestrichen, ja an den Fuß des Caps streiften. Indeß hatte doch kein einziger Schuß Effect, und unser ganzer Verlust bestand in 4 Mann, nemlich 2 von Prinz Ernst, die getödtet, und 2 von den Engländern, die an ihren Wunden nachher verstorben. Die Anzahl der Kriegsgefangenen besteht in 1 Obristlieutenant, 3 Capitain, 7 Subalternen, 9 Unterofficieren und 72 Gemeinen. Die Officiere wurden vom Gouverneur aufs freundlichste empfangen, zum Breakfast eingeladen, ihnen ihre Degen wieder zurück gegeben, und nach gegebener Parole d'Honneur, sogleich losgelassen und dem Herzog von Crillon wieder zugeschickt. Ja der Gouverneur machte demjenigen unter ihnen, dessen Degen verloren gegangen, mit seinem eigenen ein Geschenk. Die Gemeinen blieben zwar in der Gefangenschaft, erhalten aber eine gute Beköstigung. Capitain Don brachte die spanischen Officiere nach Mahon. Man sagt, daß sie bei Erblickung unserer Souterrains und der Höhe unserer Graben sich einander mit vieler Verwunderung angesehen und gestaunet haben.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

47tes Stück.

Freitag, den 13ten Junius 1783.

Fortsetzung des Tagebuchs während der Belagerung des Forts St. Philipp auf der Insel Minorka.

Die Nachricht von diesem glücklichen Coup auf Cap Mola hat die Spanier in die äußerste Bestürzung gesetzt. Sie haben vorher immer sich einen gar schlechten Begrif von der Stärke unserer Garnison gemacht, und nicht geglaubt, daß wir einen solchen Coup auszuführen vermögend seyn. Dies ist (haben sie gesagt,) wahrlich ein böser Anfang und ein übles Omen für unsere Unternehmungen. Man hat sich einander ins Ohr geflüstert. Eine allgemeine Stille ist entstanden, und Mißvergnügen hat sich auf allen Gesichtern gezeigt. — Indeß bleibt es immer wahr: Unsere Garnison ist äußerst schwach. Die englischen Regimenter bestehen meist aus alten Männerchen, die man uns für junge Leute, die abgegeben sind, zugeschickt. Unsere Hannoveraner werden auch nach einem Zeitraum von mehr als 6 Jahren nicht jünger. — Die Hitze des Klima, und andere Ursachen haben manchen sehr angegriffen, und viele werden alt und unbrauchbar. — Was können auch 120 bis 150 Artilleristen in einer so großen Festung ausrichten? Es ist ein großes Glück, daß wir durch Mariniers unsere Garnison vermehrt haben. Bei den Kanonen werden die Matrosen das beste thun. Diesen Abend wurden unsere beiden getödteten Mousquetiers mit militairischen Ehrenbezeigungen begraben, und von den Officieren des Regiments zu Grabe begleitet.

Den 12ten Oct. Freitag. Unter den spanischen Kriegsgefangenen sind auch einige vom irrländischen Regimente. Sie haben auf ihren Mützen eine Harfe gestickt, nebst den Worten: Exivit sonus eorum in omnem terram.

Den 13ten Oct. Sonnabend. Heute war groß Galla. In einer Blockade groß Galla? das ist sonderbar! und doch ist die Sache richtig. Der Marquis von Crillon, ein Sohn des Herzogs, und Obrister vom französischen Regiment Aquitaine, machte uns eine Visite. Er wurde mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen. Man führte ihn durch die Sortie bei der

Queens Redoute herein. Und nun brachte man ihn in die Souterrains von der Queen, von da durch die Communication nach der Kane, in welchen beiden Werken unsere Leute lagen, die, um ihn zwei mal zu sehen, die List gebrauchten, sich durch einen Umweg wieder dahin zu postiren, wo er noch nicht passirt war, welcher Einfall so übel nicht war. Wenigstens fiel es nicht so sehr in die Augen, daß unsere Garnison so sehr schwach ist. Unsere Leute zeigten sich in verschiedenen Attituden. Ein Queerpfeifer unter andern saß auf einer Kanone und spielte auf seiner Geige einen französischen Marsch. Die Kanonen in den Souterrains um die Grabens zu bestreichen, erregten des Marquis Verwunderung. Von der Kane ging der Marquis durch die Communication nach dem Salliant Angle des Nordwestoutward Ravelin, durch die Quartiere unserer und der englischen Regimenter bis zur Westcountergard. Hier kam er in die spanischen Casematten und so ins Hauptcastel. Auf dem Castel Square stand die Hauptwache en Parade, die ihn salutirte. Auch paradirten die Ordonnanz-Unterofficiere vor dem Hauptquartiere und die Hautboisten machten Musik. Die commandirenden Officiere waren auf des Gouverneurs Zimmer versammelt, wo derselbe den Marquis empfing, und ihn zum breakfast bat. Dieser überbrachte ein Schreiben von seinem Herrn Vater, welches Gouverneur Murray den folgenden Tag zu beantworten versprach. Er äußerte sich dahin, daß die erwarteten französischen Regimenter noch nicht angekommen wären. Der Marquis empfahl sich kurz darauf, und schlug ein Diner ab. Die beiden Gouverneurs, der General, die Obristen, — begleiteten ihn theils über, theils unter der Erde weg, bis nach der Sortie. Die Herren Spanier machten sich diese Zeit auf eine sehr treulose Art zu Nutze, und ließen ihre Posten und Ablösungen anrücken. Wir zeigten aber doch Großmuth. — Indeß wurde nachher, als sie sich im Grunde hinter dem Philipetberge zusammen gezogen, einige Bomben dahin geworfen. — Abends 9 Uhr hörten wir ein starkes Mousquetenfeuer, imgleichen ein Paar Kanonenschüsse auf dem Philipetberge. Vermuthlich sind sie durch ein Versehen, daß sie ihre eigene Leute für Feinde gehalten, allarmirt worden, und haben auf einander selbst geschossen. Denn man hat die Worte gehört: O mon Dio Espagnols. — Unser letzter Ausfall hat sie sehr in Furcht gesetzt. Sie haben ihre Wachen verdoppelt, und einige Retranchements hinter den Mauern gemacht. Schade, daß die Insel so sehr durch Mauern coupirt ist, die ihnen zur Traverse und Brustwehr dienen. Sonst würden wir vielleicht mit einigem Vortheil zu Zeiten kleine Ausfälle thun, seitdem wir uns ihnen so respectabel gemacht. — Allein, die Schwäche unserer Garnison erlaubt uns solches nicht. Die Spanier feuerten auf eine Leichenprocession, die außer

den

den Pallisaden bei den Barancos war. — Künftig sollen alle Todte im Fort begraben werden. —

Den 14ten Oct. Sonntag. Nach öfters wiederholten Vorstellungen, konte endlich, nach verminderter Arbeit unsere Bitte gewährt werden, und wir erhielten Erlaubniß zur Haltung des Gottesdienstes auf der Queens Redoute. Während des Gottesdienstes kam Sir William. Er ging auf die Batterie, hieß den Posten hin zum Gottesdienste treten, und sagte, er wolle indeß schon selbst Acht geben. Den Artilleristen befahl er zum Werfen der Bomben alles fertig zu machen, jedoch damit (denn die Sache war nicht eilig,) bis zu Ende des Gottesdienstes zu warten. Man hatte nemlich in der Calle Font ein großes Schif liegen sehen. Nach Endigung des Gottesdienstes wurden also Bomben dahin geschickt. Die dreizehnte Bombe war so glücklich gerichtet, daß das Schif getroffen war. Denn wir sahen die vorher hervorragenden Masten nicht mehr. Sir William urtheilte, daß dies ein großer Verlust für die Feinde seyn müsse. Um uns recht zu überzeugen, machte sich der Adjudant von der Marine auf, und schwamm nach der Calle hin, um selbige zu recognosciren, brachte auch die angenehme Nachricht zurück, daß es ein Schif von ansehnlicher Größe, vermuthlich die Royal Hibernia von Mahon mit Ammunition beladen, und nach der Calle herabgeführt wäre, und daß es gesunken sey. Sir William machte ihm dafür einen Degen zum Geschenk. — Heute erhielten wir zum ersten mal frisches Rindfleisch, denn es wurde der erste Ochse von unserm ins Fort mitgebrachten Vieh geschlachtet. Jeder Officier erhielt 2 Pfund. Hiemit soll alle Sonntage fortgefahren werden. Wir werden also eine gute Bouillon und einen Braten essen können. Wir haben etwa 150 Stück Hornvieh.

Den 15ten Oct. Montag. Schönes Wetter. Die spanischen Schiffe kreuzzen noch von Zeit zu Zeit vor dem Hafen. General Murray schickte heute eine Antwort an den Herzog von Crillon. **Ordre die Artillerie soll nicht ohne Befehl feuern:** Es wurde Rum statt Wein ausgegeben. Traurig ists, daß jetzt der Wein zu Ende geht, da der Rum lange nicht so vortheilhaft für die Gesundheit der Garnison als der Wein ist. Jener befördert den Scorbut, wenn er eingerissen; dieser aber soll, weil er aus dem vegetabilischen Reiche seinen Ursprung hat, ein Mittel gegen den Scorbut seyn. — Im Rum aber ist alles vegetabilische des Zuckerrohrs durch die Distillation verzehrt.

Den 16ten Oct. Dienstag. Schönes Wetter. Da die Feinde hinter Turkish Mount eine Batterie von 8 Kanonen angelegt, um unseren Schiffen, die wir von Livorno erwarten, den Eingang zu wehren: so ist alle unsere Aufmerksamkeit darauf gerichtet, dies Project zu zernichten. Es sind daher auf Charles Fort 9 Cochons gepflanzt, welche dem Feinde einheitzen sollen,

 wenn

wenn Parker komt. Die Feinde sind seit dem Ausfalle äußerst auf ihrer Hut. Wir hören sehr oft auf Cap Mola rufen: Sentinelle Alarto. Der Herzog von Crillon hat heute dem Gouverneur eine ganz unerhörte Proposition gethan, da er ihn zur Bestechung zu reitzen sich erdreistet. Es ist unbegreiflich, einem Manne als Murray ist, einen solchen Antrag zu thun, dessen uneigennütziger und für seinen König eifernder Charakter der Welt bekant ist. Der Gouverneur gab ihm darauf eine fürtrefliche Antwort, worin unter andern folgende Ausdrücke: „Sie werden sich erinnern, was einer „ihrer alten Vorfahren Heinrich dem „III. zur Antwort gab, als dieser von „ihm verlangte den Herzog von Guise „zu ermorden. — Diese Antwort solte „die ihrige gewesen seyn. Ich habe „fernerhin mit ihnen nichts mehr zu „thun, außer mit den Waffen zu fech„ten, die mir mein König gegeben „hat.„ — Die deshalb in der Garnison publicirte Ordre will ich hieher setzen. Sie mag ein Beweiß von der feurigen und beredten Schreibart des Gouverneurs seyn.

Der Herr Generallieutenant Murray hält es für seine Pflicht, die Garnison zu benachrichtigen, wie der General der feindlichen Truppen die Niederträchtigkeit geäußert, und es gewagt hat zu versuchen, ihn durch eine große Summe, von nicht weniger als einer Million Dollars zu bestechen, und ihn dadurch zur Verrätherei zu bewegen. Der Gouverneur lebt der Zuversicht, daß eine solche dem Commandeur en Chef des Königs zugefügte Beleidigung von jedem Soldaten und Seemann in der Garnison mit Unwillen werde empfunden werden. Es ist ein Beweiß, daß die Feinde sich ihrer eigenen Schwäche, so wohl in Ansehung der Bravour, als auch ihrer militairischen Geschicklichkeit bewußt sind. Die Empfindung von Ehre, welche in jedes Soldaten Brust glühen solte, findet gewiß unter schlechten Leuten nicht statt, die von solchen niederträchtigen und elenden Mitteln Gebrauch zu machen suchen.

Der Gouverneur beschwerte sich auch in seiner Antwort an den Herzog von Crillon, daß seine Vorposten einen englischen Tambour, der mit der Flagg of Truce heraus geschickt war, durch 20 Kobb zur Desertion haben bewegen wollen.

Den 17ten Oct. Mittwochs. Da der Gouverneur in seiner Antwort an den Herzog von Crillon geäußert, daß, wenn er noch einige Empfindungen der Humanität hätte, er den spanischen Kriegsgefangenen ihr Linnen und Kleidungen schicken mögte: so brachte heute ein spanischer Officier mit einer Flagg of Truce solches her. Ein spanisches Boot hat sich diese Nacht von Mahon nach Philipetscove hinein geschlichen. Schönes Wetter.

Den 18ten Oct. Donnerstag. Bei dem beständigen gesalzenen Fleisch und trocknen Hülsenfrüchten, hat mich die Begierde Gartengewächse zu essen, getrieben, einen Garten anzulegen, der für

für heftigen Nordwinde im Winter geschützt ist. Während der Belagerung wird dies ein gutes Amüsement seyn. — Die Spanier haben diese Nacht den Galgen nebst dem Erhenkten abgenommen. Wir warfen einige Bomben.

Den 19ten Oct. Freitag. Ein grosser Dampf hinter dem zweiten Philipetsberge, gab heute zu verschiedenen Vermuthungen Anlaß. Einige glauben, daß daselbst Buschwerk abgebrannt sey, damit die Feinde ein Campement formiren können.

Den 20ten Oct. Sonnabend. Kalt aber heiter. In der Nacht desertirte ein Engländer vom 61sten Regimente, daher Parole und Countersign verändert wurde.

Den 21ten Oct. Sonntag. Heute cessirte alle Arbeit, und die Engländer hielten auch ihren Gottesdienst auf dem Castle Square, welches eine feierliche Versammlung war.

Den 22ten Oct. Montag. Heute feuerten einige Spanier auf die Arbeiter, die das Schif Chance abzubrechen beschäftigt waren, um solches zu Brennholz zu gebrauchen. Ich war eben in meinem Garten, als einige Kugeln über meinem Kopfe wegflogen, ohne Gottlob Schaden zu thun.

Den 23ten Oct. Dienstag. Diesen Morgen bei Tages Anbruch, rückte ein Piquet von 100 Mann, von 51sten Regiment, nebst einigen Arbeitern nach der alten Mine gegen der Queen über. Sie rissen ein steinernes Schilderhaus, welches daselbst stand, ab, jagten das spanische Detaschement zurück, und fanden, daß die Feinde hinter der Anhöhe noch keine Batterie angelegt haben. Von Georgetown rückten gleich mehrere spanische Truppen zum Succurs an. Die Unsrigen kehrten aber, nachdem sie ihre Absicht erreicht, wieder zurück, und verloren nicht einen einzigen Mann. Jetzt erwacht der Eifer der Gärtnerkunst in der ganzen Garnison, da die Absichten unserer Feinde nur allzusehr einer langwierigen Blockade ähnlich sehen. Endlich werden noch alle Graben und Glacis in Gärten verwandelt. Ein gutes Mittel gegen den Scorbut.

Den 24ten Oct. Mittwochs. Wir kommen jetzt auf die Moden alter Zeiten zurück. Aus Mangel an Kleidungsstücken, welche verschiedene bei der Retraite verloren, tragen einige Westen und Beinkleider von beliebiger Farbe. Andere binden ihre Schuhe mit Riemen zu. Bald wird es so weit kommen, daß wir uns von den über die Munition auf den Batterien ausgebreiteten Häuten Socken nach Art der alten Römer verfertigen müssen.

Den 25ten Oct. Donnerstag. Eine Patrouille von 2 Unterofficieren, brachte diese Nacht die Nachricht ein, daß die Spanier zu Stanhopestower arbeiteten. Es wurden also sofort Bomben dahin geworfen. — Heute haben wir Regen erhalten, wornach unsere Gärten gelechzet haben. An diesem Tage sollen die vier französischen Regimenter angekommen und debarquirt seyn. Sie haben ihr Lager bei

bei Fornellis, woselbst sie alles sehr theuer haben kaufen müssen, bis ihre Magazine angekommen sind.

Den 26ten Oct. Freitag. Wir sahen uns sehr nach Parker um. Der Nordwind ist ihm günstig. — Das wolkichte Wetter dauert fort.

Den 27ten Oct. Sonnabend. Starkes Regenwetter. Die Spanier halten sich in ihren Löchern. — Eine solche Zeit soll für den, der einen Sturm wagen will, günstig seyn. Ich denke, die Spanier werden sich dazu nicht erdreisten, bevor sie nicht unsere Werke demontirt haben.

Den 28ten Oct. Sonntag. Heute hielten wir Gottesdienst auf dem Blockhause der Corsen, aus Furcht für Regen. Die Engländer im Hauptcastel.

Den 29ten Oct. Montag. Das Wetter klärte sich gegen Mittag auf. Wir leben ganz vergnügt, und erwarten geruhig, was der Feind vornehmen will, und der Himmel über uns beschlossen hat. Zwei Minorkaner, Herr Gega und Herr Serra sind gefangen gesetzt, weil man sie in Verdacht hat, daß sie desertiren wollen. Der erstere ist ein geschickter Zimmermeister, und hat den Ingenieurs, wegen seiner Kenntnisse im Fort zu außerordentlicher Assistance gedient. Es erforderte also die Staatsklugheit, einen solchen Mann nicht zu dem Feinde gehen zu lassen. Die Medici der Garnison, haben die Logis der gefangenen Spanier auf Ordre des Gouverneurs untersucht; auf ihr Gutfinden hat man ihnen grössere und geräumigere Souterrains bewilligt. Die Spanier sollen nicht mit so vieler Menschenfreundlichkeit mit unsern Gefangenen umgehen. Man sagt, daß sie mit einem Strick an einander gebunden, aufs Schif gebracht sind.

Den 31ten Oct. Mittwochs. Unerachtet des Regens, bleibt doch immer noch ein Stündchen zum Spatzierengehen frei. Dieses geschiehet insgemein oben auf dem Castlesquare. — Die Steinmörser sind bei dem Regen gut geblieben, welches um so viel mehr zu bewundern, da die mit Steinen angefüllte Tonne, die über der mit einem Brett verkütteten Pulverkammer steht, ganz mit Wasser umgeben war. — Unsere armen Frauen in der Garnison, welche guter Hofnung sind, finden kaum ein Pläzchen zu ihrer Niederkunft! Wehe den Schwangern und Säugenden, mögte man hier auch sagen, — zu dieser Zeit! Diese Nacht desertirte ein Engländer vom 51sten Regimente.

Den 1ten Nov. Donnerstag. Diesen Mittag als wir eben am Tische saßen, (unsere Speisezimmer sind die Souterrains in der Kane,) hörten wir einige Kanonenschüsse. Gleich darauf brachte man uns die Nachricht, daß ein Schif vor dem Hafen sey, auf welches die Feinde von Turkish Mount feuerten. Wir verließen sofort unsern Tisch, und sahen mit Vergnügen, daß ein zweimastiches Schif bereits in den Hafen lief. Unsern Cochons und Mörser waren so gut gerichtet, daß die feindliche Batterie bald stille schwieg. Wir glaubten zuerst, es wäre das Schif

Schif St. Philipps Castle. — Allein wir hörten, daß es ein portugiesisches Schif sey, das für die spanischen Truppen mit Gerste beladen, und weil es leck worden, zu dem ersten Hafen, also zu uns seine Zuflucht nahm. Die Ladung mußte in aller Eile heraus gebracht werden, womit unsere Matrosen die ganze Nacht beschäftigt sind. — Dieser Streich mogte den Spaniern sehr empfindlich seyn. Sie suchten sich zu rächen, und weil sie an unsern gesunden Schiffen nichts zu thun vermogten: so übten sie ihre üble Laune an den von uns versenkten Schiffen aus; und steckten einen davon aus dem Wasser hervorragen Mast an. Zugleich machten sie ein kleines Mousquetenfeuer, worauf unsere Aussenposten etliche mal antworteten; welche Antwort auch noch von ein Paar Kanonenschüssen begleitet ward. Die Feinde wurden augenblicklich stumm. Das Feuer sieht ganz artig aus. Es ist Morgen aller Seelen Fest. Vielleicht machen die Feinde darauf eine Anspielung.

Den 2ten Nov. Freitag. Der ganze Tag wurde mit Ausladung des portugiesischen Schfs zugebracht. Das Wetter war dazu günstig.

Den 3ten Nov. Sonnabend. Diesen Morgen entdeckten wir, daß die Feinde den Baum, wodurch sie bei Bloody Island den Hafen eingeschlossen, nun bis die Georgetowner Cove vorgerückt haben.

Den 4ten Nov. Sonntag. Gottesdienst auf der Queens Redoute bei heiterm Wetter. Frühe entdeckten wir eine feindliche Batterie an dem schroffen Felsen des Philipetberges dichte an der See gelegen, welche die Feinde errichtet, um den Hafen zu bestreichen, und ankommende Schiffe abzuhalten. Sie gab sich zu erkennen, indem sie nach einem Boot schoß, in welchem einige Ingenieurs ausfuhren um sich mit Fischen zu amüsiren. Diese kehrten geschwinde zurück. Wir feuerten zwar nach dieser Batterie, allein sie ist schwer zu fassen, weil sie hinter dem Felsen gedeckt ist. Eine Bombe schien aber doch einiges Unheil anzurichten. Heute haben die Spanier einen Gallatag. Sie feiern das Andenken des Caroli Borromäi, eines ihrer berühmtesten Heiligen, welcher zugleich ein Namensverwandter des Königs in Spanien ist. Wir hörten Morgens, Mittags und Abends eine große Salve mit Kanonen, von den spanischen Schiffen ꝛc. Auch ließen sich die Glokken und Trommeln in Mahon hören. Gegen 2 Uhr zeigte sich eine Flotille von 14 Schiffen, mit 2 Fregatten bedeckt. Sie scheinen nach der Levante oder der Barbarei zu segeln. In der Nacht brachten die Feinde von Georgetown nach Stanhopestower etliche Kanonen. — Wir feuerten daher sehr stark dahin. Man will das Geschrei der Verwundeten gehöret haben. Indeß müssen die Feinde doch wohl ihren Zweck erreicht haben.

Den 5ten Nov. Montag. Diesen Morgen kam Capitain Butler und Lieutenant Schmidt von Barcelona

an,

an, nachdem sie gegen spanische Officiere ausgewechselt waren. Sie erzählten, daß die Spanier mit dem Herzog von Crillon nicht zufrieden wären, weil er alles was französisch heißt, vorzöge, französisch rede und schreibe, französische Aide de Camps habe ꝛc. daß sie einen Parc von schwerer Artillerie gesehen, daß die Minorkaner den Huldigungseid geleistet, daß sie die englischen Effecten herausgeben müssen, daß vier der reichsten Juden gefänglich eingezogen worden, und selbige 50,000 Dollar erlegen sollen. Die beiden Herren haben am Carls Tage beim Herzog von Crillon gespeiset. Derselbe hat sich geäußert, daß seine Absicht gewesen, an diesem Tage seine Batterien zu öfnen, da aber erst 15 von 25 fertig wären: so wolle er noch warten. Auch geht das Gerücht, daß die Spanier 40 Mineurs mitgebracht hätten, um Contreminen zu machen. Unser alter Ingenieurobrister Bruce behauptet, daß bei diesem hiesigen Felsen solches unmöglich, weil der Feind ohnehin nicht arbeiten kan, ohne daß wirs hören. Zudem ist von den Barancos nach Carolina eine Distanz von 200 Yards. — Sir William versicherte gegenseits dem Marquis von Crillon bei seiner Visite, daß 200 Minen den Hrn. Spaniern zu Dienste stünden. Frühlings Tag!

Den 6ten Nov. Dienstag. Heute wurden einige Bomben bis vor Bensaide geworfen, wozu jede durch 6 Pf. Pulver genöthigt war. Eine Bombe von 13 Zoll zu treiben, kostet 1 Guine, — welches man aber nur selten thut, weil man fürchten muß, daß sie davon Schaden nehmen. Die englischen Artilleristen werfen alle ihre Bomben in 45°, messen aber das Pulver nach der Distanz. Bei uns soll es umgekehrt seyn, man nimt nemlich einerlei Maaß bei demselben Caliber; verändert aber die Elevation. Abends 9 Uhr, wurden nach allen Seiten Bomben und Kugeln gefeuert, weil man glaubte, daß der Feind emsig arbeite. Denn bei Tage sahen wir verschiedene Karren auf der Höhe von St. Antoni fahren.

Den 7ten Nov. Mittwochs. Heute zeigen die Feinde eben die Geschäftigkeit. Wir sehen, daß Pferde und Karren über Antoni kommen: Die Franzosen haben nunmehr ihr Lager bei Fornellis verlassen, und es bei St. Antoni aufgeschlagen. Ein Regiment scheint im Lager zu manövriren. Bei Turkish Mount ist eine Mauer aufgeführt, hinter welcher wahrscheinlich eine Batterie errichtet wird. Auch will man hinter dem russischen Hospital Arbeiter entdeckt haben. Daher sind heute Bomben und Kugeln dahin gerichtet gewesen. Diese Nacht desertirte vom 51sten Regiment ein englischer Musquetier.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

48tes Stück.

Montag, den 16ten Junius 1783.

Fortsetzung des Tagebuchs während der Belagerung des Forts St. Philipp auf der Insel Minorka.

Den 8ten Nov. Donnerstag. Gestern ward Erlaubniß ertheilt, daß ein Officier nebst 6 Köchen aufs Glacis hinausgehen und Kräuter suchen solten, um dem Scorbut vorzubeugen. Bei uns trift es im eigentlichen Verstande ein: Du solt das Kraut auf dem Felde essen. Denn was uns einigermaaßen schmeckt und gesund ist, wird gegessen.

Den 9ten Nov. Freitag. Das Kräutersuchen wird fortgesetzt; allein es wagten sich dabei einige wider die Ordre zu weit.

Den 10ten Nov. Sonnabend. Eine Parthie Spanier hatten sich diesen Morgen, aus verschiedenen versteckten Oertern und Höhlen, unfern dem Glacis gemacht, und feuerten auf unsere Kräutersammler. Die Folge davon war, daß das Kräutersuchen verboten ward.

Den 11ten Nov. Sonntag. Diesen Morgen früh zeigte sich die längst erwünschte Philippscastle vor dem Hafen. So bald sie von der spanischen Batterie auf Turkish Mount getroffen werden konte: so feuerte dieselbe auf sie, allein sie erhielt eine starke Antwort aus dem Fort. Sechszehn Coehorns lagen allein auf Charles Fort bereit und donnerten auf die Spanier. Wir schickten darauf 3 Böte unserm Schiffe zu Hülfe. Die Spanier feuerten auf selbige von Philipets Mount. Wir suchten auch diese stumm zu machen, und so entstand um ein einziges Schif ein großes Feuer, welches sich prächtig ausnahm. Die arme Philippscastle hatte nun noch ein neues Feuer auszustehen, welches von einer spanischen Batterie bei Georgetown gemacht war. Dem unerachtet kehrten unsere Böte glücklich zurück und brachten Colonel Pringle und 2 andere englische Officiere nebst dem Mate, die Philippscastle folgte. Es sahe sehr artig aus, wie das kleine Ding sich durch Abfeurung seiner Kanonen in Dampf verhüllte, und dadurch sich dem Anblick seiner Feinde entzog. Es kam also glücklich ein. Die Feinde versuchten jetzt es durch ihre Bomben zu senken, ihr Bombardement dauerte sieben Tage

bis folgenden Sonnabend. Die Ausladung ward dadurch etwas gefährlich. Indeß hat doch keine Bombe dem Schiffe Schaden thun können. — So böse dieselben sind, so kan man doch meist ihrer Wuth entgehen, wenn man nur aufmerksam ist, und vor ihnen die gehörige Verbeugung macht.

Den 12ten Nov. Montag. Die Feinde erneuern ihr Bombardement ohne Effect. Jedoch wurde der Lemmon ein kleines Ruderboot dadurch gesenkt. Die auf dem Schif mitgebrachten Sachen sind uns sehr angenehm, aber sehr theuer. Ein Pfund Taback wird zu 6 Schillinge verkauft, Seife, das Pfund 1 Rthlr. Die größte Ladung ist Oel und Lichter, welche der Garnison fehlten. Auch sind 62 Corsen mitgekommen, die Dienste nehmen wollen. Wir feuern alle Stunden des Nachts.

Den 13ten Nov. Dienstag. Die Feinde arbeiten hinter dem russischen Hospital. Diesen Abend gegen 5 Uhr sezte eine unserer Bomben das feindliche Pulvermagazin hinter Turkish Mount in Brand, welches ein gewaltiges Getöse gab. Wir sahen Balken in die Luft fliegen. Ein schrecklicher Anblick! Die vom Feinde heute geworfene Bomben trafen meist Marlborough. Eine davon tödtete unglücklicher Weise den Posten daselbst.

Den 14ten Nov. Mittwochs. Diesen Morgen sahen wir 9 Schiffe vor dem Hafen, worunter einige sehr groß sind. Bei solchen Gelegenheiten wacht immer eine angenehme Hofnung auf. O das wird wohl, hieß es, eine russische Flotte seyn. — Ja gewiß, das sind 5 Kriegsschiffe und 4 Fregatten. Allein sie geht zu unserm Leidwesen westwärts. Vorige Nacht haben die Feinde stark gefahren. Heute fahren sie fort mit Bomben werfen. Eine davon fiel diesen Nachmittag auf die Stephanswache, worin sie einige Leute traf, deren eigene Schuld es war, daß sie beschädigt wurden, 7 wurden verwundet, der Posten ward getödtet. Ein Matrose war ganz verbrannt und starb nachher. Der Effect war so groß, weil aus Unvorsichtigkeit ein Pulverkasten in die Wache gesezt war. Dies hat veranlaßt, daß man aller Orten die auf den Batterien stehenden Pulverbehältnisse mehr zu decken sucht. Die Feinde warfen nicht mehr, als etwa alle Stunden 5 bis 6 Bomben. —

Den 15ten Nov. Donnerstag. Die Feinde werfen heute wenig Bomben. Doch schickten sie uns diesen Abend ein Paar von der Batterie zu Georgetown. In der Nacht ging die Philippscastle glücklich aus dem Hafen. Sie nahm 40 spanische Kriegsgefangene an Bord. Das portugisische Schif ging in ihrer Begleitung ab. Die spanischen Piquetter bei Turkish Mount machten ein ziemliches Feuer. Desgleichen die Kanonen- und Bombenbatterie daselbst. Es war also eine sehr unruhige Nacht. Indeß konten sie keinen Schaden thun. Die Witterung war für die Jahrszeit zu warm und nicht gesund. —

Den 16ten Nov. Freitag. Unsere Pro-

Promenaden sind wegen des Bombardements sehr gefährlich und eingeschränkt. Es heißt hier, gieb acht.

Den 17ten Nov. Sonnabend. Vorige Nacht haben uns die Feinde ganz in Ruhe gelassen. Allein diesen Morgen, beim Aufziehen der Wache, fingen sie wieder an mit Bomben zu spielen, ob uns gleich dies Spiel wenig gefällt. Eine Bombe fiel vor der Traverse des Pulvervorraths vom 61. Regimente, ohne weitern Schaden zu thun, als daß sie einem Huhne Kopf und Schwanz nahm. — Man trägt jetzt Sorge, die Thüren zu verbarricadiren, und da Traversen anzulegen, wo man bisher solches versäumt hat. Das Bombardement hat den Befehl veranlaßt, daß Morgen kein Gottesdienst gehalten werden soll. Weil man bemerkt, daß man beim Aufziehen der Wache am meisten Bomben werfe: so ist befohlen, daß die Wache vor Tage aufziehen, die Vergadderung hingegen später schlagen soll, um den Feind zu hintergehen. Diesen Mittag 12 Uhr war es, als zum ersten male eine Bombe ins Castlesquare fiel. Sie schlug nahe beim Brunnen ins Centrum des Forts, 12 Schritt von meinem Logis, und crepirte mit großem Geräusch, ohne weitern Schaden zu thun. Eine zweite Bombe fiel nahe bei der erstern nicht lange darauf. Ich ging kurz vorher mit einem Freunde gerade an den Ort, wo sie traf. Ich nahm also, wie ich sie kommen hörte, und der Posten rufte Shell, (Bombe,) meine Zuflucht in das nächste Logis, in welchem sich eine Dame nebst ihrer kleinern Schwester befand. Sie waren vor Schrecken außer sich. Die Kleine fing an zu weinen. Ich suchte sie zu beruhigen. Die Bombe wühlete in der Erde und sprang. Die Fenster brachen davon entzwei, und damit ging der Sturm gnädig vorüber. Hierauf haben uns die Spanier vor dies mal nicht wieder mit ihren Bomben beunruhigt. In der Nacht hörten wir einiges Fahren bei Mc kellan Hause, welches aber durch einige Traubenschüsse zum Stillschweigen gebracht ward.

Den 18ten Nov. Sonntag. Wegen des Bombardements, wovon wir vermutheten, daß die Feinde damit fortfahren würden, ward Befehl gegeben, daß der Gottesdienst cessiren solte. Indeß schenkte uns Gott einen ruhigen Morgen. Ich ging zu den Kranken ins Hospital. Auf meinem Wege dahin, sahe ich, wie eine Bombe auf die Spitze der vor dem großen Pulvermagazine stehenden Bedeckung gefallen, von da herunter gerollet, und bei der Traverse gesprungen war. Die inneren kupfernen Thüren vor den Pulverkammern wurden ebenfalls bloß durch die Erschütterung aufgesprengt. Man hat daher diesen Eingang völlig zugestopft, und mit einer großen Traverse versehen, so, daß von dieser Seite nichts mehr zu fürchten ist. Bei dem zweiten Pulvermagazin ist ebenfalls eine Bombe niedergefallen, als eben ein Mousquetier eine Tonne Pulvers hergetragen hat. Gottes Vorsehung nimt uns in ihren gnädigen Schutz. Herr stärke un-

unsern Glauben und erwecke in uns einen freudigen Muth! — Man legt jetzt noch aller Orten Traversen an, wo man sie nöthig findet; die Pulvermagazine werden auch noch besser verwahrt. Es ist heute ein Waffenstillstand zwischen den Geistlichen, sagte Sir William. — Wenn nur nicht auf den heutigen Calm ein Ungewitter folgt! — Um 8 Uhr entstand wenigstens ein physikalisches Ungewitter. Es fing an zu regnen. Man glaubte, daß die Feinde in Bewegung wären. Die Posten wurden daher avertirt, 2 Ingenieurs mußten zu recognosciren ausgehen.

Den 19ten Nov. Montag. Der Regen hörte nur des Morgens auf. Wir feuerten nach dem russischen Hospital, weil die Feinde hinter demselben eine Batterie angelegt. Es ist übel zugerichtet. Die Spanier hüllten sich in ihre Oberröcke und machten Feuer an. An dem vielen Rauche konte man deutlich erkennen, wo sie ihre Posten und Lager hatten.

Den 20ten Nov. Dienstag. Das Wetter ungestüm. Der Feind ruhig. Also auch wir.

Den 21ten Nov. Mittwochs. Nach dem russischen Hospital wurde aus einigen Haubitzen gefeuert. Die Soldaten haben Rauchtaback erhalten, wodurch sie sehr erfreuet sind. Die Corsen sind auf die 3 Blockhäuser vertheilt. Die Schorsteine auf dem Castlesquare sind mit Traversen von Tonnen gegen den Anfall der Bomben verwahrt. — Wir fangen an über unser Schicksal verschiedene Muthmassungen zu äußern. Einige glauben, der Feind intendire keine Belagerung, es sey eine bloße Blockade, weil, sagen sie, alle Batterien, die sie bisher noch angelegt, bloß auf Sperrung des Hafens gerichtet sind. So urtheilen viele von der Garnison. Der Gouverneur selbst muthmaßt, daß die Feinde wenigstens vor Frühjahr nichts unternehmen, und jetzt in die Winterquartiere gehen. Georgetown wird jetzt ganz abgedeckt. Die Feinde brauchen die Ziegel und Balken, um sich davon in ihrem Lager Hütten zu bauen und vor dem Regen zu schützen. Diese Zerstöhrung einer erst eben angelegten Stadt ist traurig anzusehen. Eben so verwüstet man das schöne Marinhospital auf Bloody-Island, und den Gebäuden auf Quarantaine-Island geht es nicht besser. — Gute Witterung.

Den 22ten Nov. Donnerstag. Warme angenehme Luft. Wir bessern da das nöthige aus, wo der Feind uns durch sein voriges Bombardement einen Wink gegeben hat.

Den 23ten Nov. Freitag. Weil die Feinde sich erdreisteten unsern Glacis so nahe zu kommen, besonders des Nachts: so ward Ordre gegeben, daß die Wallkanonen des Nachts von Zeit zu Zeit abgefeuert und der Feind dadurch in Respect erhalten werden solte. — Wir sahen heute die Feinde bei dem Schilfe Faschinen tragen. Es wurden daher viele Kugeln und Bomben abgeschickt, um sie in der Nacht in ihrer Arbeit zu stöhren. —

Den

Den 24ten Nov. Sonnabend. Diesen Morgen entdeckten wir, daß der Feind den Stall beim russischen Hospital niedergerissen und eine Barbetbatterie von 5 Kanonen errichtet. Noch mehrere können vielleicht hinter dem Gebäude verborgen seyn. Der Gouverneur Murray fand es für gut, gar nicht darnach feuern zu lassen. Des Nachmittags entdeckten wir, daß der Feind auf Turkish Mount eine neue Batterie anlegte. Imgleichen arbeiten sie an einer Mauer an dem mittleren Theil des Philipetberges, die sie verhöhen, und dahinter geschäftig sind. Nach diesem wurde von Zeit zu Zeit gefeuert, und die Mauern durchlöchert. Abends 4 Uhr lief ein kleines minorkanisches Schif Scarmicci von Livorno mit Provision für uns glücklich ein, unerachtet der Feind nicht wenig darauf feuerte. Seife kostet 1 Dollar, Taback 6 Schillinge das Pfund, Kaffe 9 bis 10 Schillinge.

Den 25ten Nov. Sonntag. Wir haben heute wieder Vermuthen einen ruhigen Sonntag. Wir fürchteten, der Feind würde abermals mit seinen Bomben unser Schif zu senken suchen. Deshalb konte an einem freien Orte kein Gottesdienst gehalten werden. Gleich den ersten Christen, die von ihren Feinden verfolgt, ihre Zuflucht zu unterirdischen Höhlen nahmen, und ihrem Gotte in Catacomben dienten, hielten wir unsern Gottesdienst in den Souterrains, die von Lampen erhellt und vor Bomben sicher sind. — Ich schrieb in Eile einen Brief an die Meinigen im Vaterlande unter heutigem Dato. — Diesen Nachmittag Regen und starker Wind, welches den Feinden nicht angenehm seyn wird.

Den 26ten Nov. Montag. Nordwind. Regen. Wenn die Elemente toben, so sind die Feinde still.

Den 27ten Nov. Dienstag. Heiterer Tag. Die Feinde arbeiten hinter dem russischen Hospital, wo wir 2 Embrassures nach der Queen sehen.

Den 28ten Nov. Mittwochs. Schönes Wetter. Wir feuerten einige mal nach der Mauer unten am Philipetberge, die der Feind erhöht, und hinter welcher er arbeitet.

Den 29ten Nov. Donnerstag. Wir continuiren dies Feuer heute und sehen Faschinen, nachdem wir Löcher in die Mauern geschossen. Wir überzeugen uns also dadurch, daß der Feind daselbst eine Batterie anzulegen gewillet sey. Das All's well dauert fort. Nachmittags arbeitete der Feind stark hinter der Mauer von Turkish Mount. Wir konten sehen, wie man die Pielaxen und Schlagen aufhub. — Dennoch that man keinen Schuß darnach, worüber Sir William unwillig war. Darüber sind diejenigen ungeduldig, die der Meinung sind, daß der Feind uns belagern werde. Andere hingegen überzeugen sich davon nicht, und glauben, daß es thöricht sey, auf bloße Steinmauern Pulver zu verschwenden, welches man schonen muß. Diesen Abend kam Adams Schif glücklich in den Hafen ein. Da die Feinde auf dasselbe schossen: so machten wir ein sehr starkes

 Feuer.

Feuer. — In der Nacht wurde das Schif sogleich ausgeladen.

Den 30ten Nov. Freitag. Die Feinde sind wieder geschäftig auf Turkish Mount. Wir feuern wenig dahin.

Den 1ten Dec. Sonnabend. Vorige Nacht wurde 1 Corporal mit 4 Mann nach Turkish Mount als Patrouille geschickt. Der Corporal wagte sich bis oben an die Mauer. Er ward gefangen und verwundet. Man sagt, daß der Herzog von Crillon in Gefahr gewesen, von diesem Corporal gefangen genommen zu werden, wenn dieser nicht zum Unglück verwundet worden. Um Mitternacht ging Capitain Scarmicci aus. Die Spanier feuerten vergebens nach ihm. Eine von ihren Bomben fiel auf die Redoute Kane. Wir wachten auch auf, und schickten einige Kugeln und Bomben zurück. Heute Regen ohne Aufhören. Die corsischen Schützen sind zur Abfeurung der Wallkanonen in Zukunft bestimmt.

Den 2ten Dec. Sonntag. Heiterer Frühlingstag. Gottesdienst in den Souterrains. Die Feinde arbeiten im Schilf.

Den 3ten Dec. Montag. Heute wurde mit unsern Perspectiven bemerkt, daß die Feinde unsern Bensaide eine Batterie errichteten. — Wir thaten keinen Schuß. Schönes Wetter.

Den 4ten Dec. Dienstag. Da haben wir endlich den furchtbaren Tag, an welchem die spanischen Artilleristen, wie man glaubte, gleich als an ihrem heiligen Tage eine Fete geben, und auf Gefahr unsers Lebens ihre Bombenbatterien spielen lassen würden. Man meinte, es würde Mitternachts 12 Uhr seinen Anfang nehmen. Daher wurde alles in Stand gesetzt, dem Feinde zu antworten, und Ordres zur Sicherheit der Leute ertheilt. Ich ging indeß ruhig zu Bette, und erwachte am folgenden Morgen, ohne von dem geringsten Schuß aus dem Schlaf geweckt zu seyn. Wir müssen geduldig erwarten, was es heute noch geben wird. — Abends 9 Uhr, nunmehro solte es scheinen, als wäre die heilige Barbara auf unserer Seite. Da die Feinde zu feuern nicht Lust hatten: so schossen wir einen guten Theil ihrer Mauer bei Philipet und Turkish Mount nieder. Auch die folgende Nacht hat uns der Feind keine Bomben, wohl aber wir ihm einige zugeschickt.

Den 5ten Dec. Mittwochs. Heute sahen wir die Feinde wieder in äußerster Geschäftigkeit. Sie reichten sich hinter der am Philipetberge erhöheten Mauer einander Faschinen zu. Wir konten solches an der Bewegung der Hüte, die hervorragten, ganz deutlich wahrnehmen. Manche haben ihren Aerger darüber, daß man nicht so heftig darauf feuert, als sie es wünschen, und freilich ist zu fürchten, daß diese Batterie Queen, Argyle und Anstruthes sehr warm halten werde. Wir sahen heute wohl 200 Mann hinter der Mauer, und doch solte kein Schuß geschehen. Indeß ward in der Nacht mit Kanonen und Mörsern von Zeit

zu Zeit nach allen Seiten gefeuert. — Schönes Wetter.

Den 6ten Dec. Donnerstag. Heute stieg ein Knabe auf die Spitze der Flaggenstange, um zu sehen, was die Feinde hinter der Philipets Mauer machten. Dies sahe fürchterlich aus. — Schönes Wetter.

Den 7ten Dec. Freitag. Vorige Nacht hörte man fahren bei M'kellars Hause. Die wachthabende Officiere avertirten davon. Sie erhielten zur Antwort: Es ist gut. Nachmittags schossen wir einen Theil von der Mauer bei Turkish Mount nieder. Diese Batterie scheint auf Marlborough gemünzt zu seyn.

Den 8ten Dec. Sonnabend. Diese Nacht wurden einige Mann zum Commando de Fatigue beordert, um eine neue Batterie von 6 32pfündern vor dem Nord East Raveline anzulegen, die auf die Philipets Batterie der Spanier gerichtet ist. Von Herr Adams Cargo ist reißend losgeschlagen. Wer am meisten zudrängen konte, erhielt das beste.

Den 9ten Dec. Sonntag. Vorige Nacht hat sich der alte Geyer, dessen bereits oben erwähnt worden, in seinem Gefängniß aus Mißmuth aufgehangen. Ein bedaurungswürdiger Fall! Die Feinde arbeiteten gestern bei Turkish Mount und am Philipetsberge. Die Mauern bei Stanhopertower, M'kellars Hause und am Schilf werden immer höher. Wir stöhren die Feinde in ihren Arbeiten nicht. Sie erweisen uns eine gleiche Höflichkeit bei Anlegung unserer neuen Batterie. — Schönes Wetter!

Den 10ten Dec. Montag. Vorige Nacht wurde von den Feinden fleißig gearbeitet. Es ward solches von der Redoute Kane rapportirt. Die Antwort war: Es ist gut. — Diesen Morgen früh, als wir unsern ersten Morgenspatziergang eben auf dem Hauptcastel machten, sahen wir mit und ohne Ferngläser sehr deutlich eine große Mauer gerade gegen der Queens Redoute aufgerichtet. Es wurde beschlossen, daß darnach gefeuert werden solte. Allein das Dinner war noch nicht servirt. — Nach Aufhebung der Tafel blieb nur noch wenig Zeit übrig, und so that man der Mauer nicht sehr grossen Abbruch. In der Nacht wurde mit Kanonen und Mörsern fleißig dahin gefeuert. Die Henne nebst den Küchlein fiel zu kurz und blieb in dem Grunde bei old Philipp.

Den 11ten Dec. Dienstag. Regen. Man continuirte mit dem Feuern nach der Mauer gegen der Queen über. — Imgleichen des Nachts.

Den 12ten Dec. Mittwochs. Gestern Abend kam zu unser aller Verwunderung ein spanischer Deserteur und öfnete uns die Augen. Er war ein Volontair von Catalonien. Nach seiner Aussage hatten die Feinde 16 Batterien errichtet. Es sind, so viel er davon weiß, ungefähr folgende: Hangmanns Batterie auf Turkish Mount 8 Kanonen, 4 Mörser, Bensaide Batterie 15 Kanonen, Dragoon Batterie 15 Kanonen, in dem Weingarten

garten des Gouverneurs B. Stanhoptower Burgos Batterie 28 Kanonen, Swiß Batterie 14 Kanonen, bei M'kellars Haus Murcia Batterie nicht weit davon 16 Kanonen, Mortar Batterie hinter der vorigen 6 Mörser, Savoyar Amerika Batterie 6 Kanonen, Cove Batterie 6 Kanonen 3 Mörser, Georgetown Batterie 6 Kanonen 4 Mörser, Philipets Batterie 12 Kanonen, Flagstaff Batterie 6 Kanonen 3 Mörser, russische Hospital Batterie 26 Kanonen, Philipets Cove Batterie 10 Kanonen. Die Feinde hoffen, diese Batterien in der Mitte des Januars eröfnen zu können. Die feindliche Armee würde auf 16000 Mann geschäzt, worunter 6000 Franzosen auf der Höhe von St. Anthoni campirt. Diesen wäre alle Communication mit den Spaniern gewehrt, aus Furcht es mögte Uneinigkeit zwischen beiden Nationen entstehen, die einzige Wache in Mahon ausgenommen, die aus Spaniern und Franzosen vermischt bestünde. Die Armee wäre auf halbe Portion gesezt, und erhielten außerdem jeder 5 Dobler. — Die Minorkaner wären in äußerster Dürftigkeit, viele bettelten am Wege. Es herrschte unter den Spaniern eine den Medicis bisher nicht bekante Krankheit. Sie hätten einen Heißhunger, und mußten nachher die zu sich genommenen Speisen durch Erbrechen von sich geben, 3000 Mann lägen im Hospital, 500, worunter 1 Obrister und 11 Officiere, wären durch unser Feuer getödtet, und eben so viel meist von abgeschlagenen Steinen bleßirt. — Die Feinde legten auf die Mauern Sandsäcke um sich zugleich vor den Steinen zu schüzzen. Bei dem Auffliegen des Pulvers hinter Turkish Mount wären 17 Mann getödtet; es wäre ein Vorrath von nicht mehr denn 5 Tonnen gewesen. Um 12 Uhr in voriger Nacht kam ein anderer Deserteur von dem irrländischen Regiment, von Geburt ein Parmesaner. Seine Aussagen sollen mit den Aussagen des ersteren übereinstimmen. Die Folge davon war, daß wir nun von allen Batterien feuerten, um die angezeigten Werke zu ruiniren. Es wurden eine große Menge Bomben geworfen. Von der Faschinenbatterie bei der Cortine von der Queen wurde zum ersten male gefeuert. Es sollen verschiedene von den Feinden durch unsere Traubenschüsse verwundet seyn. — Der Herzog von Crillon hat wegen unsers Feuerns geglaubt, daß wir einen Ausfall thun würden. Er hat daher das Commando bei Stanhopestower von 400 Mann noch mit 500 vermehret. Jezt ist es zu Ausfällen zu spät, es wäre denn, daß man nur etliche wenige Mann ausschickte, die sich nicht weit entfernten, um die Feinde zu alarmiren, und sie unter unsere Kanonen zu locken.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

49tes Stück.

Freitag, den 20ten Junius 1783.

Fortsetzung des Tagebuchs während der Belagerung des Forts St. Philipp auf der Insel Minorka.

Den 13ten Dec. Donnerstag. Unsere Schiffe sind noch nicht weg. Sir William ist zufrieden, daß wir feuern. Der Herzog von Crillon soll gesagt haben, daß man die Mauern wieder aufrichten solle, es mögte kosten, was es wolle. – Zwei Regimenter liegen alle Nacht auf dem Bivac. Die Spanier sollen unzufrieden seyn, daß sie allein diesen Dienst besorgen müssen, da hingegen die Franzosen auf der Höhe von St. Antoni nichts weiter als die Seite vom Cap Mola besetzen. Gestern sahe man ein Feuer auf dem Signalhause. Dies ist vielleicht ein Avertissement, daß algierische Seeräuber in der Nähe sind. Diese sind noch unsere einzigen guten Freunde in der mittländischen See. Das Fischen und Kohl suchen ist jetzt nicht mehr thunlich. In unsern Gärten wächset hingegen alles sehr gut. – Indeß zeigt sich bei verschiedenen unserer Leute der Anfang vom Scorbut, weil das Essen der Kräuter aufhört, welches sehr traurig ist. — Die Minorkaner, die an den Batterien arbeiten, erhalten Brod und 10 Dollar. Es werden von den Spaniern alle Tage 3000 Arbeiter zum Dienst gegeben. — Nunmehr sehen wir also ganz deutlich, was die Feinde für einen ingenieusen Weg erwählt, um zu approchiren. Es war vorher von uns auf eine große Distanz rings ums Fort alles rasirt, und die Mauern niedergeworfen. Es durfte sich also in einer großen Entfernung kein Feind sehen lassen, ohne dem Feuer unserer Kanonen ausgesetzt zu seyn. Die Stadt St. Philipps, die bei der letzten Belagerung den Franzosen die Sache so leicht machte, war schon vor ein Paar Jahren gänzlich demolirt, und alles eben gemacht. Tranchéen in der Erde zu eröfnen, leidet der Boden nicht, weil Minorka aus nichts als Felsen besteht. Was war also zu thun? Der Feind richtete in großer Entfernung einige Mauern auf. Man glaubte, dies wäre nur zum Schutz seiner Posten. Er schläferte uns durch die Länge der Zeit beinahe ein. Mittlerweile warf er einzelne Steinhaufen hin und wieder auf, die uns schon näher kamen. Wir sagten, diese sind zum

Schutz ihrer Schildwachen, die sie des Nachts ausstellen. Allein diese Steinhaufen wurden von beiden Seiten immer vergrößert. Sie kamen immer näher an einander, und endlich wurden sie ganz zu einer Mauer. — Diese ward nun in der Nacht durch so unendlich viel Sandsäcke erhöht, daß wir des andern Morgens bei ihrem Anblick erstaunten. Wir fingen an zu schießen; allein zu spät. Die Mauer war so dick, daß alle Schüsse davor nichts ausrichteten. Es blieb also am Ende nichts übrig, als daß wir mit Bomben, die wir über die Mauer warfen, das, was sie hinter derselben machten, zu zerstöhren suchten.

Den 14ten Dec. Freitag. So geschahe es am heutigen Tage. In dieser Nacht schoß man eine Bombe aus einer 18pfündigen Kanone im Bogen nach Mahon hin. — Man fuhr fort die Arbeiten der Feinde durch eine Menge Bomben und Kugeln zu stöhren.

Den 15ten Dec. Sonnabend. Dem allen unerachtet mußten wir diesen Morgen zu unserm Erstaunen sehen, daß die Feinde die Mauer vor der Queen erweitert, und an der Seite die Linien verlängert hatten. — Wir continuirten also unser Feuer, ohne daß der Feind das geringste dazu sagte. Er würkt im Stillen fort. Gestern ist ein Corporal von St. Antoni von Padua desertirt, welches den ausgehenden Schiffen höchst unangenehm ist. — Heute feuerte man in die Barancos. Ich überzeugte mich, daß die Herren Artilleristen schlechte Gärtner sind. Ihre Kanonenpfröpfe hatten meine Bohnenblätter verbrannt. In der Nacht wurde stark gefeuert. Aus einem Mörser wurde ein Sack mit 200 Kugeln geworfen, welcher in den Grund hinter der Mine fiel. — Das Experiment Bomben aus Kanonen zu schießen wird zu Zeiten in Uebung gebracht. Man macht zwischen dem Pulver und der Bombe eine hölzerne Scheibe, in welcher der Knopf des Zünders steckt.

Den 16ten Dec. Sonntag. Die Feinde hatten wieder einen guten Theil an der Philipets Mauer aufgerichtet. Man hat gestern Abend eine Lichtkugel geworfen, und gesehen, daß die Feinde hinter der Mauer bei Stanhopestower Kopf an Kopf gestanden. Man suchte sie daher durch einige Trauben aus einander zu jagen. Um eine bessere Austheilung der mit Schiffen etwa ankommenden Bedürfnisse zu besorgen, ward in der Ordre eine Einrichtung deshalb bekant gemacht. Des Gouverneurs Rheinwin kurirte heute den bei beständigem Genuß trockener Hülsenfrüchte sehr leidenden Magen.

Den 17ten Dec. Montag. Zu warm für jetzige Jahrszeit. Unser Feuern continuirt.

Den 18ten Dec. Dienstag. Heute feuerten wir nicht so stark als vorher. In der Nacht ließ der Gouverneur das Corps der Corsen nebst einigen Mineurs in die sogenannten Barancos *) gehen, um zu untersuchen, ob die Feinde in den daselbst von uns verlassenen Mi-

*) Gärten, die durch das Zurücktreten des Meers formirt sind.

Minen etwas vorgenommen; allein es fand sich, daß sie noch in dem vorigen Zustande waren, folglich keine Contreminen existirten, womit uns die Feinde gedrohet. Ein englisches Detachement von 30 Mann ging mit Major Owen von der Südwest Lunette von oben zu den Barancos. Als sie die Untersuchung angestellt, kamen sie nicht fern von einem Posten von 20 Mann, und sahen bei Stanhopestower ein grösseres Corps. Es erhob sich also ein kleines Mousquetenfeuer, wovon die Kugeln auf dem Castlesquare gleich den Brumsen artig herumzischten. Die Corsen gaben darauf ein Signal, daß sie zurück gekommen. Und nun donnerten wir mit grobem Geschütz auf die Feinde los. — Im ganzen feindlichen Lager war alles in Bewegung, und wurde auf Antoni Alarm geschlagen. — Ein Corse ward gefangen.

Den 19ten Dec. Mittwochs. Wir feuern jetzt wenig, nur von Zeit zu Zeit, und lassen also in unserm Eifer nach, ob wir gleich die Mauern immer erhöht sehen, und es uns nicht an Ammunition fehlt. Auf meinem Spatziergange in dem äußern bedeckten Wege bei den auslaufenden Winkeln der Lunette konte ich die Höhe der Mauern vorzüglich bemerken. – Das Wetter ist fast zu warm für die jetzige Jahrszeit. Indeß haben wir doch wenig Kranke, dennoch sagt man, daß der Scorbut heimlich sich ausbreitet. Die Leute achten selbst nicht viel darauf, weil sie diese Krankheit nicht zu kennen scheinen. Murray hat den Corsen wegen ihres Wohlverhaltens ein großes Eloge gemacht.

Den 20ten Dec. Donnerstag. Diesen Morgen haben sich die Trommeln der Spanier stark hören lassen. — Ich wünschte zum Abmarsche. Allein ihre errichteten Batterien drohen uns grosses Ungewitter. Der erwünschte Hector, der uns Erfrischungen von Livorno bringen solte, bleibet aus. Unsere Leute erhalten die ihnen bisher zu Gute geschriebene Gage. Eine Aufmunterung für sie, im Dienste unermüdet zu seyn. — Die Arbeiten werden gut bezahlt. Man ist sehr geschäftig Kanonenpfröpfe zu machen. — Das Feuern wird noch täglich fortgesetzt.

Den 21ten Dec. Freitag. Das Wetter ist für unsere Feinde zu gut. Alles favorisirt sie. Die verschiedenen unterirrdischen Gänge werden noch mit neuen Brücken und Wolfsgruben versehen, wo sie nöthig erachtet werden. Gegen Abend kam der Gouverneur oben aufs Hauptcastel und gerieth gegen Walton, Major von der Artillerie, in Eifer, daß er nicht mehr auf die Philipetsbatterie feure, da doch selbige Argyil Anstruth und Queen treffen würden. Donnere auf sie los, sagte Murray, nun ging das Donnern an. Eine eiserne Kanone gab einen vorzüglich starken Widerhall, und brüllete an allen Bergen heraus.

Den 22ten Dec. Sonnabend. Als wir diesen Morgen aufstanden, sahen wir, daß durch unser Feuer die Philipets und Stanhopestower Mauer ziemlich geflickt war. Wahrscheinlich müssen

sen die Spanier dabei einen starken Verlust erleiden. Indeß lassen sie sich dadurch nicht irre machen: denn man siehet sie Bretter zu den Platforms herschleppen. So gehen die Arbeiten der Feinde stuffenweise fort! Wir fuhren daher fort zu feuern. Bei Antoni sahen wir ein französisches Regiment im Lager manoeuvriren. Die Feinde fangen schon an, eine Communication von der Burgos Batterie nach der Mine hin zu ziehen. Sie haben an allen Posten einen Dragoner, welcher verpflichtet ist, die Ordres wegzubringen. — Dergleichen wir heute sehen.

Den 23ten Dec. Sonntag. Als wir vom Gottesdienste zurückkamen, fügte es sich, daß eine spanische Kugel beinahe einen Mousquetier verwundet hätte, wenn nicht selbige auf sein Gesangbuch geschlagen und darauf abgeprallet wäre. Diesen Abend hörten wir die Feinde stark arbeiten. Es ward daher ein heftiges Feuer nach M'kellars Hause gemacht. Die Spanier waren so laut, daß man deutlich rufen hören konte, Guardala Bomba. Der Himmel giebt uns am Sonntage immer einiges Glück. Heute senkte eine unsrer Kugeln ein spanisches Boot. — In der Nacht arbeiteten die Feinde eben so stark.

Den 24ten Dec. Montag. Unser Feuer continuirte, doch nicht sehr stark. Wir sahen, daß die Feinde an der Seeseite der Burgos Batterie eine Mauer nach Argyle zu formirten, und mit Sandsäcken belegten. Wir überzeugen uns, daß man jetzt an den Betten der Kanonen arbeitet. Die Mauern werden immer höher. Capitain Lambert von der Artillerie starb plötzlich in voriger Nacht. — Er wurde Abends mit großer Begleitung begraben. Die Verfertigung der Kanonenpfröpfe giebt unsern Leuten noch immer viel zu thun.

Den 25ten Dec. Dienstag. Nie habe ich um Weihnachten so heiteres Wetter gesehen als jetzt. Der Feind ist artig genug, uns ganz in Ruhe zu lassen. Doch geben wir ihm von Zeit zu Zeit einige Schüsse, um ihn munter zu erhalten. Diesen Abend schlugen die Feinde Faschinen auf der Burgos Batterie ein. Wir konten sehen, wie sie ihre Schlagen aufhoben. Einige Bomben werden wahrscheinlich ihre Arbeit unterbrochen haben. — Wir hatten einen ruhigen Gottesdienst.

Den 26ten Dec. Mittwochs. Es zeigten sich heute verschiedene Schiffe vor dem Hafen, wovon 2 Linienschiffe zu seyn schienen. Vermuthlich haben sie Transportschiffe für die spanische Armee convoyirt, und kreutzen jetzt. Unsere beiden kleinen Schiffe dürfen also nicht ausgehen. Vorige Nacht starb Capitain Lawson von der Minorka plötzlich. Er ward in der Abenddämmerung begraben. Die Engländer kranken sehr, und manche sind bereits gestorben, heute 5. Unsere Leute halten sich noch besser. Doch ist der Scorbut eingerissen. Es ist zu bedauren, daß die Kranken im Hospital bei jetzigen Umständen nicht Pflege genug haben können. Weißbrod und Butter und Bouillon würden zur Erquickung sehr dienlich seyn.

Den

Den 27ten Dec. Donnerstag. Die Feinde haben vorige Nacht stark gearbeitet, und ziehen ihre Mauern immer höher. Das Wetter ist ihnen dazu außerordentlich günstig. Der Winter will gar nicht eintreten. Diesen Abend versuchte ein Corse wegzuschwimmen und zu desertiren. Allein unsere Kugeln trafen ihn im Wasser, und er büßte den Lohn für seine Untreue. Die Spanier, die unser Mousquetenfeuer hörten, wachten auch auf. — Ihre kleinen Kugeln zischten artig im Fort herum. Ich zog mich in aller Eile aus meinem Garten nach Hause zurück.

Den 28ten Dec. Freitag. Die Spanier fahren im Arbeiten beständig fort. Dies ist die ewige Klage. Wir sehen jezt einige Feldmauern durchbrochen, wodurch sie ihre Kanonen auf die Batterien bringen, welche also nun wohl bald eröfnet werden. Wir müssen unser Schicksal in Geduld erwarten. Dein gnädiges Auge o Herr, wachet über uns, das ist unser Trost. Menschen Hülfe kan nur eine sehr nichtige Beruhigung seyn. — Wir lassen in unserm Feuern sehr nach. — Gieb doch großer Regierer unserer Schicksale unsern Obern Einsicht und Gnade, daß sie die besten Maaßregeln nehmen, die zum allgemeinen Besten ersprießlich sind! Weil der Scorbut anfängt um sich zu greifen, so wird jezt den Leuten täglich ½ Gill. Weinessig ausgetheilt.

Den 29ten Dec. Sonnabend. Die Feinde haben vorige Nacht unaufhörlich gearbeitet, bei dem schönsten Wetter. — Diesen Morgen umhüllte uns ein starker Nebel bis 9 Uhr. Bei der Philipetsbatterie sehen wir jezt ein Epaulement. Bei der Burgos Batterie haben die Feinde neue Sandsäcke aufgethürmt. Diesen Abend 6 Uhr gab Gouverneur Murray Ordre auf die Feinde loszudonnern, — bis 8 Uhr war dieses Feuer außerordentlich groß. Die Nacht durch war es gelinder.

Den 30ten Dec. Sonntag. Immer gutes Wetter. Die Feinde sind unermüdet. Wir präpariren uns ebenfalls zu dem bevorstehenden nahen Sturm; das große Magazin bei der Royal Batterie wird abgebrochen, um mit den Quadersteinen die Minen zu füllen. Wir feuern besonders fleißig des Nachts. —

Den 31ten Dec. Montag. Wir sahen heute einen Haufen großer 13zöllichter Bomben, die der Feind ganz offenbar vor unsern Augen auf dem Philipetsberge aufgethürmt hatte. Wir zählten 175. Sie zeigen es also ganz deutlich, daß ihre Absichten auf unsern Untergang gerichtet sind. Schrecklicher Anblick! Aber dein mächtiger Schild Herr kan uns vor allen Pfeilen des Todes bewahren. Wir trauen auf dich; sey uns nicht schrecklich in der Noth! Auf Cap Mola haben die Feinde ihre Barbet Batterie, (die über die Bank spielet,) in ein Bombenbette verwandelt. Jezo halten sich einige spanische Schiffe beständig vor dem Hafen. Wir leben sehr auf dem Campagne Fuß. Bei der Schwäche

der Garnison müssen unsere Bedienten auch Wache thun. Die Herren sehen sich also oft genöthigt, sich selbst zu bedienen. Sehr oft sitzen wir des Abends beim Heerd und braten unsere Kartoffeln, gleich jenem römischen Dictator der solches mit seinen Rüben so machte. Zucker und Kaffe sind außerordentlich rar und gar nicht zu haben. Die gemeinen Engländer haben, um ihre Christmeß nach Gewohnheit zu feiern, für eine Bouteille Rum 24 bis 27 Schillinge bezahlt. — Die Corsen thaten diese Nacht einen Ausfall, in der Absicht den Posten hinter der Mine, oder die Spanier, die sich etwa im alten Keller versteckt halten mögten, aufzuheben. Sie hielten sich dabei ganz brav, kamen aber in Gefahr von den Feinden abgeschnitten zu werden. Ein Corse ward indeß nur gefangen. So beschlossen wir das alte Jahr. Herr sey gnädig und hilf uns aus aller Noth, wie du bisher geholfen hast!

Jahr 1782.

Den 1ten Januar. Neujahrstag. Gott du bist unser treuer Bundes Gott. Wir stehen ja unter deiner väterlichen Obhut. Mache unserer Noth ein baldiges gnädiges Ende. Nachmittags 4 Uhr kam ein Tambour an. Der Herzog von Crillon schickte den Corsen zurück, der vorige Nacht gefangen worden war, und verlangte dagegen einen spanischen Kriegsgefangenen. Er erhielt zur Antwort: der Herzog von Crillon wäre ihm noch mehrere schuldig. Er mögte also den Corsen auch nur behalten. Sir William sagte: das ist sehr recht. Der Officier, der den Brief überbrachte, ward durch ein Paar Warnungsschüsse aufgehalten, weil er zu weit avancirte. Die Spanier bedienten sich des Waffenstillstandes und arbeiteten fleissig an ihren Batterien. Da dies gegen Kriegsgebrauch ist, so wurden ein Paar Kanonenkugeln dahin abgeschickt, welche dem spanischen Aide de Camp nahe vorbei paßirten. — Als er sich darüber beschwerte, so zeigte ihm der Generaladjudant Capitain Don die Arbeiter auf den spanischen Batterien, und rieth ihm, sich in aller Eile zurück zu begeben, weil er ihm nicht dafür stünde, daß nicht augenblicklich vom Castel gefeuert werden würde. Diesen Abend fournirte mein Garten einen fürtreflichen Salat. Nachts um 10 Uhr erhub sich ein starker Nordwind. Mit selbigem ging Antoni de Padua und Adams Schif aus. Die Spanier feuerten darnach, aber vergeblich. Wir erwiederten ihnen ein außerordentliches Kanonen- und Bombenfeuer. Die Funken sprüheten über das Castel. Ich wußte nichts von dem was vorging, und glaubte, daß ein Unglück vorgefallen sey, weil ich einen großen Lärmen hörte. Allein ich ward bald von meinem Irrthum unterrichtet. Unsere Schiffe mögen sich glücklich schätzen, wenn sie den spanischen Seevedetten entkommen, die in Menge vor unserm Hafen schwärmen.

Den 2ten Jan. Mittwochs. Der Gouverneur hat gestern einen Brief vom

vom Marquis de Levis durch einen französischen Obristen erhalten. Er hat darauf eine Antwort an dem heutigen Tage abgeschickt, welche der Fort-Adjudant mit einem Tambour bis an den nächsten Posten überbrachte. Der Marquis de Levis bezeugt dem Gouverneur, wie er sich noch immer mit Vergnügen des Feldzuges in Canada im vorigen Kriege erinnere. Der General Murray antwortete darauf in einem eben so verbindlichen Schreiben, rc. — Die spanischen Batterien scheinen fertig zu seyn, sind aber noch nicht eröfnet. Wir schmeicheln uns noch immer mit der Hofnung, daß es Friede werde. Hofnung ist die beste Erquickung des menschlichen Lebens. Indeß ist der Umstand, daß der Herzog von Crillon so gerne seine Gefangenen auszulösen wünschet, merkwürdig. Es scheint, daß das Ungewitter nahe über unserm Haupte sey: Gott ist unsere Zuflucht, darum fürchten wir uns nicht. Der Gouverneur gab eine Ordre, wie man sich zu verhalten, im Fall der Feind seine Batterien eröfne.

Den 3ten Jan. Donnerstag. Die Feinde sind noch ganz stille. Wir bemerkten eine Mauer nebst einem Banquet unfern der Erdzunge. Diesen Abend machten die Corsen auf der Queen ein lebhaftes Mousquetenfeuer, um die Feinde zu verhindern, daß sie nicht auf dem Minenberge arbeiteten. Die Feinde kamen dadurch in Alarm, steckten Leuchten auf ihre Flaggenstangen und thaten Signalschüsse. — Das Wetter ist für sie beständig günstig. Wir continuiren unser Feuer.

Den 4ten Jan. Freitag. Der Gouverneur hat eine neue Promotion unter den Hannoveranern vorgenommen, nach welcher der Herr H. von M. zum Major, der Herr Lieutenant Sasse zum Capitain, der Herr Fähndrich Cronh. . . zum Lieutenant, und der Sergeant H. . . zum Fähndrich angesetzt sind, bis darüber des Königs Willensmeinung erfolgt. Diesen Nachmittag ward die kleine Miß Squire mit einem Flagg of Truce ins Castel gesandt. Sie überbrachte einen Brief vom Herzog von Crillon, worin er sich in Absicht der spanischen Kriegsgefangenen äußert, daß es ihre eigene Schuld sey, jetzt gefangen zu sitzen, weil sie sich auf dem ihnen angewiesenen Posten nicht repliirt hätten. Am Ende beschließt er mit den Worten: Je vous forcerai de me rendre vôtre estime. Die kleine Miß zitterte vor Freuden ihren Vater und Bruder zu sehen. In ihrer Erzählung war sie sehr naiv. Sonntag Morgen will, sagte sie, der Herzog von Crillon seine Batterien eröfnen, und das Fort in acht Tagen wegnehmen. Wenn ihr feuert so sagen die Spanier: Jetzt sind die Engländer betrunken. Die Spanier haben schon über 1000 an Getödteten und Verwundeten. Der Herzog von Crillon nahm mich in seine Arme und küßte mich. Er ist ein kleiner alter Mann,

nicht

nicht viel größer als ich. Im Castel, sagte er, werdet ihr nichts als Salzfleisch zu essen bekommen. Das sind verdammte Lügen, sagte General Murray, wir haben noch immer frisches Fleisch. Ja, aber wo? an der Tafel des Herrn Generals. — Man kan mit großer Gewißheit schließen, wenn man alle Umstände zusammen nimt, daß die Belagerung jezt nahe vor der Thür sey.

Den 5ten Jan. Sonnabend. Da bei dem beständigen Feuern eine große Anzahl Kanonenpfröpfe erforderlich ist: so hat man kleine Kinder aufs Glacis geschickt, um die verschossenen wieder aufzusammeln. Bei dieser Gelegenheit hat sich ein englisches kleines Soldatenmädchen zu weit außer den Pallisaden gewagt, und ist von dem spanischen Posten angerufen. Sie hat Herz genug hinzu zu gehen, und wird über die Mauer gehoben. Ein Officier redet sie darauf sehr freundlich an, tractirt sie mit einem Glase Wein, Weißbrod und Fleisch, und läßt sie wieder von sich, nachdem er ihr noch etwas mit auf den Weg giebt. Ein englischer Knabe wagte sich bis zur Burgos Batterie, kuckt über die Mauer, und sieht die Spanier an den Platforms arbeiten. Ohne gesehen zu werden, kehrt er gleich zurück. — Diesen Morgen schickte der Gouverneur eine Antwort an den Herzog von Crillon auf den gestrigen Brief, worin er sich sehr verbindlich soll ausgedrückt haben. Kaum war der Fortadjudant, der sie mit einer Flagg of Truce überbrachte, zurückgekehrt: so fingen wir wieder zu feuern an. Gestern Abend sollen die Feinde Kanonen auf ihre Batterien gefahren haben. Wir feuerten mit Bomben heftig dahin. Dabei müssen die Feinde wahrscheinlich viel eingebüßt haben. Diesen Abend machten die Spanier ein Mousquetenfeuer, wahrscheinlich in der Absicht, ihre Batterien während der Zeit um so viel ruhiger eröfnen zu können. Wir merkten solches, kehrten uns daher an ihr kleines Gewehrfeuer nicht, sondern schossen mit aller Macht nach allen Seiten, wo sie Batterien hatten, und sezten ihnen mit Kugeln und Bomben zu. Ohne großen Verlust der Feinde kan die Eröfnung ihrer Batterien wohl schwerlich zugehen.

Die Erzählung der Eröfnung der förmlichen Belagerung wird bald folgen.

Hannoverisches Magazin.

50tes Stück.

Montag, den 23ten Junius 1783.

Fortsetzung der Beschreibung einiger ausländischen merkwürdigen Bäume und Pflanzen, die in den Reisebeschreibungen vorkommen.

(Siehe das 11te und 28te Stück.)

Dritter Brief.

Ew. : : erhalten hier die Beschreibung von einem Gewächse, dessen fürtrefliche Frucht Ihnen ohne Zweifel schon bekant ist. Es ist solches die Ananas. Zwar ist dieselbe bereits nach Europa verpflanzt worden. Eigentlich aber ist doch Bengalen, Brasilien und Peru ihr Vaterland, wo sie wild wächst. Man findet sie auch in Asien und Afrika, und führet eigentlich den Namen.

Straußananas, Bromelia ananas. Sie hat eine faserichte Wurzel, und hellgrüne ganz steife und mit kleinen ganz starken Stacheln besetzte Blätter. Zwischen denselben steigt der runde einfache Stamm in die Höhe. Dieser hat ähnliche Blätter, und ist gegen das obere Ende mit kleinen dicht an einander gesetzten dreieckigten, eingekerbten, grünröthlichen Blättern versehen, zwischen welchen sich bläuliche purpurfarbene Blumen befinden. Die Fruchtkeime sind gleichsam alle in eine Frucht verwachsen, und umgeben den Stengel. Zu Anfange ist die Frucht grün, wenn sie aber reif geworden, alsdenn ist sie gelb. Sie hat ein saftiges Fleisch, daß durch zarte Fasern mit dem Stamme verbunden ist. — In der Frucht selbst lieget hin und wieder der Saamen, welcher mit den Aepfelkernen große Aehnlichkeit hat. Oben aus der Frucht wächst ein Strauß von Blättern hervor, die denen, die an dem untersten Ende bei der Wurzel befindlich sind, gleich kommen. Ein jeder Stock bringet nur einmal seine Frucht; aber er treibt aus der Wurzel, oftmals auch aus dem Stengel neue Schößlinge. Wenn die Frucht ihre Reife erlangt hat, so behält sie ihren Saft nur wenige Tage. Will man sie nun einige Zeit aufbehalten, so muß man sie abschneiden, ehe sie vollkommen reif geworden, und alsdenn an einem kühlen Orte aufbewahren.

Der Saft dieser Frucht übertrift alle andere Arten an Lieblichkeit. Er

hat einen angenehmen Geruch, und im Geschmack viel ähnliches mit den Erdbeeren. Einige Arten haben eine solche Schärfe an sich, daß das Zahnfleisch von ihnen angegriffen wird. So angenehm diese Frucht ist, so schädlich wird sie gleichwohl, wenn sie zu häufig genossen wird; denn sie ist von einer sehr hitzigen Eigenschaft, und soll einen Nahrungssaft erzeugen, der das Geblüt verhitzt und verdirbt, so, daß leicht Fleckfieber daraus entstehen sollen. Auch soll der häufige Gebrauch derselben die rothe Ruhr veranlassen. Andere hergegen preisen sie als ein gutes kühlendes Mittel an, und empfehlen den von noch nicht reifen Früchten genommenen Saft als ein Mittel wider den Stein. Man findet verschiedene Arten dieser Ananas, nemlich:

Die große weiße Straußananas, und die große rothe. Jene heißt Jaiama: diese aber, die man auch Zuckerhut nennet, Boniama.

Die weiße hat eine eyförmige Frucht; erhabenere und zugespiztere Blumen, gelbliche, wie eine Riñe gestaltete mit aufstehendem Rande zusammen gezogene, und mit häufigern, doch weichern und weißen Stacheln versehene Blätter. Die Frucht ist anfangs grün; nachher bekömt sie aber eine dunkele zitronengelbe Farbe.

Die rothe Straußananas hat eine Frucht, die anfangs röthlich ist, nachgehends aber Orangen gelb wird. Sie ist walzenförmiger und kleiner, als die vorige. Die Blätter sind breit, braunröthlich, und haben rothe Stacheln. Diese beiden Arten machen das Zahnfleisch blutend, wenn man sie genießet. Die erste ist zwar vom Geschmack angenehmer, aber auch schärfer. Die zwote ist wohl süsser, aber dabei nicht so angenehm.

Man hat sonst auch noch eine kleine Straußananas, die unter dem Namen Königsapfel bekant ist. Diese hat nur ganz schmale Blätter, und fast gar keine Stacheln, doch ist das Ende derselben mit spitzigen Stacheln versehen. Die Frucht ist zwar kleiner, als die vorigen Arten, doch hat sie das Gute an sich, daß sie die Zähne nicht stumpf macht, wenn man sie genießet. Man hat davon eine grüne, die auch alsdann, wenn sie reif ist, auswendig grünlich bleibt; und eine olivenfarbige, deren Fleisch auswendig olivenfarbig, inwendig aber gelb, und sonst von einem fürtreflichen Geschmack ist.

In Jamaika und Barbados wächst auch eine Ananas, die unter dem Namen der traubenförmigen vorkomt, und Bromelia pinquin genannt wird. Die Blätter sind wie die an der weißen Ananas. Die Blüte aber stehet nicht dichte beieinander, und die Früchte sind nicht in einem Körper verwachsen, sondern der Stengel endiget sich mit vielen ästigen Stielen, auf denen die Blumen und Früchte einzeln, doch auf eine solche Art bei einander sitzen, daß sie einen traubenförmigen Büschel vorstellen. Die Frucht ist gewunden, und inwendig in drei Fächer abgetheilet.

In Amerika wächst eine Ananas wild,

wild, und ist unter dem Namen Bromelia Karatas bekant. Sie hat keinen Stamm, und heißt deswegen die ohnstämmige Ananas. Die Blumen sitzen auf der Wurzel und sind von den Stacheln der Blätter bedeckt. Die Frucht ist den Pflaumen ähnlich, und soll einen angenehmen sauren Geschmack haben. Wenn sie reif ist, so kommen zwischen den Blättern Schößlinge hervor die Wurzeln schlagen und neue Stöcke geben.

Der Saft von dieser Frucht wird von den in Nordamerika sich aufhaltenden Engländern öfters unter den Punsch gemischet. Man macht auch aus dem Safte einen Wein, der sehr stark ist; allein er bleibt nicht lange gut, und muß sogleich verbraucht werden. Dieser Wein macht sehr trunken, und erhitzt das Geblüt.

In dem mittägigen Amerika findet man die zungenförmige Ananas, Bromelia lingulata. Wahrscheinlich hat sie den Namen daher, daß sie ausgezackte stachelichte, am Ende aber stumpfe Schilf- oder zungenförmige Blätter hat. Der Stamm derselben ist ästig und hat wechselsweise über einander stehende Blumenähren.

In Neu-Spanien und Suriname wächst auch die pyramidenförmige Ananas, Bromelia nudicaulis. Ihre Wurzelblätter sind am Rande ausgezackt und mit schwarzen Stacheln versehen. Die Stängelblätter sind aber vollkommen ganz.

Abbildungen von verschiedenen Sorten der Ananas, findet man in **Haids** Zeichnungen Tab. II. und III. in den Aenmerkingen over het anleggen van Landhaizen. p. 398. Lit. G. in **Volkamers nürnbergischer Hesperides.** Th. 2. S. 217. Tab. 1. und S. 218. Th. 2. S. 219. Th. 3. u. a. m.

Vielleicht ist es Ew. : : angenehm, wenn ich Ihnen auch von der Fortpflanzung der Ananas einige Nachricht gebe, und vielleicht werden Sie dadurch gereitzet, dieselbe ebenfalls anzuziehen. Man pflanzt die Ananas fort, theils durch die auf der Frucht wachsende Krone, theils durch Ableger, welche entweder aus der Pflanze, oder unter der Frucht hervorwachsen. Jene ist die sicherste Vermehrung, sie giebt die schönsten Pflanzen, pflegt auch ein Jahr früher als die Ableger zu tragen und die stärksten Früchte zu bringen. Nach **Millers** Anweisung werden die Absenker, so wie die Krone, an einen warmen Ort vier oder fünf Tage gelegt, daß sie abtrocknen. Das sicherste Kennzeichen, ob sie lange genug gelegen haben, ist, wenn der Abschnitt zugeheilt und hart ist. Werden die Ableger behutsam von den alten Pflanzen abgenommen; so sind sie unten mit einer harten Haut überzogen, und brauchen nicht so lange zu liegen, als wenn sie von ungefähr abgebrochen werden. Wenn man eine Krone von der Frucht, oder einen Ableger von einer alten Pflanze abnimt, so muß man sie sogleich von ihren Grundblättern so weit entblößen, als tief sie in die Erde gesetzt werden sollen. Darauf läßt man sie abtrocknen und heilen, damit sie,

wenn sie in die Hitze und Feuchtigkeit kommen, nicht ausgehen. Eine gute fette Gartenerde, darin man Küchenkräuter ziehet, die nicht zu feucht und schwer, aber auch nicht zu sandigt und leicht ist, kan beim Verpflanzen schon gebraucht werden. Sonst nimt man frische abgestochene Rasen, und vermischt solche mit einem Drittheil Kuhmist, der aber bereits verfault seyn muß. Man thut sehr wohl, wenn man sie also ein Jahr liegen läßt, denn je länger sie liegt, desto besser wird sie. Alsdenn säubert man sie durch ein Sieb, doch nur bloß von den Steinen, so ist sie zum Gebrauch gut. Die hineingesetzten Pflanzen müssen im Sommer, nachdem es warm ist, öfters begossen werden, jedoch auch nicht zu viel auf einmal, und man hat dahin zu sehen, daß das Wasser unten durch die Löcher im Topfe abziehen könne. Einmal in der Woche kan man auch im Sommer durch gelindes Uebergießen die Unreinigkeiten von den Blättern abspülen. Das Versetzen der Pflanzen aus einem Topf in den andern wird sehr widerrathen, und es darf nur zweimal im Jahr geschehen. Einmal zu Anfange des Mais, und dann zu Ende des Augusts, oder zu Anfange des Herbstmonats. Zu dieser Verfallzeit wird jedesmal das Lohbeet, darin sie stehen, aufgerührt, und etwas frische Rinde aufgeschüttet, um das Beet wieder so hoch zu machen, als es bei seiner Anlegung war. Die dann wieder hineingesetzten Töpfe, die aber nicht zu groß seyn müssen, werden alsdenn gelinde übergossen, damit sich die Erde an den Wurzeln ansetze. In der Lohe läßt man sie bis zu Anfange des Wintermonats, auch, wenn es gelinders Wetter ist, noch länger stehen. Findet man beim Einheitzen die Erde trocken, so begießt man sie, aber nicht zu viel auf einmal, sondern ofte.

Wenn die Pflanzen ihre Früchte zu setzen anfangen, so dürfen sie nicht mehr in andere Töpfe versetzt werden: Man würde sonst ihren Wuchs hindern, und dadurch machen, daß ihre Früchte kleiner und später reif werden, da man alsdenn insonderheit suchen muß, sie im frischen Wuchse zu erhalten.

Die Reife der Frucht läßt sich am besten aus dem Geruch und durch Erfahrung beurtheilen. Denn, da die verschiedenen Arten derselben in der Farbe von einander abweichen, so läßt sich davon nichts gewisses bestimmen. Nur muß man sie nicht zu lange sitzen lassen, weil sie sonst welken und sterben würden. Am besten ists, sie an dem Tage abzunehmen, an welchem man sie genießen will, und zwar frühe, ehe die Sonne sie erhitzt hat. Den Stengel von der Frucht schneidet man so lang ab, als möglich ist, und legt sie an einen kühlen, aber trocknen Ort, wo Stengel und Krone so lange an der Frucht gelassen werden, bis man sie genießt.

Ein mehreres von der Fortpflanzung dieses Gewächses zu sagen, erlaubt die Absicht dieser Blätter und die Beschaffenheit eines Briefes nicht. Ich kan Ew. : : auch nur auf den dritten Theil des **Hausvaters** verweisen, wo sie eine

eine umständlichere Behandlung desselben antreffen werden. Ich will also nur noch folgendes bemerken.

Die aus **Westindien** gebrachten Ananaspflanzen haben gemeiniglich ein weißes Insekt, Aphides Hesperidum, Linn. bei sich, welches die Pflanzen zu Grunde richten, und ein ganzes Treibhaus auch zum Nachtheil anderer Gewächse anstecken kan. Einige Gärtner benetzen die Pflanzen mit Tabackswasser um diese Insekten zu tödten. Aber oft verfaulen die Wurzeln davon. Besser ist es, den Pflanzen, so bald sie ankommen, die kleinen Blätter an den Wurzeln abzunehmen, und sie trocken zu reinigen; denn in diesem Theile halten sich die Insekten am meisten auf. Während daß der Boden der Pflanzen verhärtet, bereite man ein Treibbeet von Dünger, lege sieben oder acht Zoll alte Lohe auf selbiges, und bedecke es mit den Fenstern. Wenn die stärkste Hitze vorüber ist, stecke man die Pflanzen in die Lohe, und lasse sie darin drei bis vier Wochen stehen, so sind alsdenn die Insekten durch den Dunst des Düngers gänzlich vertilget, und die Pflanzen zum Versetzen tüchtig.

Die nicht unmittelbar aus Westindien gebrachten Pflanzen werden von diesem Insekte nicht angegriffen, es wäre denn, daß man das Begießen verabsäumet hätte, oder daß die Pflanze durch irgend einen Zufall ungesund geworden wäre. Denn an einer völlig gesunden Pflanze fangen diese Insekten nicht an zu nagen.

Ich würde hier schließen, weil ich aber weiß, daß Sie gerne lange Briefe lesen, so will ich noch einige Beschreibungen von andern Bäumen hinzufügen. Zuerst also wieder einen Brodfruchtbaum, ich meine den **Canarienbaum**. *Canarium, Linn.*

Dieser Baum wächst auf allen ostindischen Inseln, besonders auf den **Molucken**, **Amboina**, **Manipa**, **Neu-Guinea**, und anderen mehr. Er trägt männliche und weibliche Blumen auf zwei verschiedenen Stämmen. Beide haben einen zweiblätterichen Kelch und eine dreiblätteriche Krone, doch sind die Kelchblätter der weiblichen Blumen zurück gebogen. Der Stempel bestehet aus einem eyrunden Fruchtknoten, und einer fast unmittelbar darauf sitzenden kopfförmigen dreieckigten Narbe. Nach der Blüte folget eine trockene, eyrunde, zugespitzte Steinfrucht, welche eine eben so gestalte Stuffe in sich faßt, deren Kern den europäischen Mandeln dergestalt gleich kömt, daß ein Fremder sie kaum davon unterscheiden wird. Das einzige ist, daß sie ungleich grösser ist, als diese. Sie sind eine nützliche Speise der Indianer, und geben ihnen viele Nahrung. Wenn sie noch zu frisch sind, welches man daran erkennet, wenn ihre äußere Haut noch nicht feuerroth, sondern weißlich, und hie und da mit purpurfarbenen Streifen gezeichnet ist, und alsdenn genossen werden, so verursachen sie durch ihr häufiges schleimigtes Wesen leicht Durchfall und Dysenterie. Diesem Uebel kan indessen dadurch vorgebeuget werden, daß man sie mit Salz isset,

oder eine Zeitlang aufbewahret und in den Rauch hänget. Getrocknet kan man sie aber nicht ohne Zusatz gebrauchen, weil sie sehr ölicht sind. Man presset daher entweder das Oel aus, und gebrauchet es frisch zu verschiedenen Speisen, alt aber zum Brennen; oder man zerschneidet und zerstößt die Kerne, mischt eine Quantität Sagomehl darunter, und macht aus diesem Teige eine Art von Brod, welches *Baggea* und *Mangea* genannt wird. Es soll ein delikates Brod seyn. Außerdem macht man auch mit Reismehl und braunem Zucker eine andere Art von Gebackenen daraus, welches die Indianer für eine große Delikatesse halten.

Beide Arten der Zubereitung dieser Frucht gefallen aber den Europäern gar nicht, und bekommen ihnen auch nicht wohl; denn sie schmecken ölich unangenehm, und verursachen leicht Verstopfungen des Leibes. Indessen sind sie doch das tägliche Brod der Landeseinwohner, und können sehr lange aufbewahret werden, weil sie hart sind. Aber daher sind sie auch beschwerlich zu essen.

Die Reisebeschreibungen gedenken oft des *Betels*, dessen Gebrauch in Ostindien sehr gewöhnlich ist, und damit ein ansehnlicher Handel getrieben wird. Es gehöret derselbe zum Pfeffergeschlechte, und ist wie der Pfeffer eine hochsteigende rankende Rebenpflanze, die sich um alles, was sie vorfindet, herumschlinget, es sey entweder ein Baum, der in der Nachbarschaft stehet, oder eine Stange, die man, wie bei uns beim Hopfen zu geschehen pflegt, zu ihrer Unterstützung hinsetzet. Sie hat lange scharf zugespitzte siebennervige Blätter, welche von überaus bitterm Geschmack, und mit einem rothen Safte angefüllet sind. Die Früchte bestehen aus Beeren, damit die langen schwanzförmigen Aehren über und über besetzt sind.

Ich habe schon vorhin erwähnet, daß mit den Blättern vom Betel Handlung getrieben wird, und daß solche überaus ansehnlich sey. Es beschäftigen sich viele große angesehene Kaufleute damit, die viele Schiffe mit Betel beladen, und solchen im ganzen Orient verführen, wo er von einem so allgemeinen Gebrauch ist, daß die Großen und das Volk, die Reichen und Armen niemals ohne Schachteln mit Betel sind. Sie bieten sich dieselben einander an, wenn sie sich begegnen, und es ist eine eingeführte Höflichkeit sowohl unter Manns- als Frauenspersonen, sich dergleichen vorzusetzen, wenn sie einen Besuch bei einander abstatten. Ja man siehet es alsdenn als eine Beschimpfung an, wenn man dergleichen entweder nicht vorsetzet, oder wenn man es ausschlägt, wenn man damit bewirthet wird. Die Betelblätter haben die Eigenschaft, daß sie sich lange erhalten und so leichte nicht verderben. Dadurch wird denn die Handlung mit denselben sehr befördert. Sie sind der Gesundheit des Menschen sehr zuträglich; indem sie den zähen Schleim verdünnen, den Magen stärken, und das Zahnfleisch befestigen.

Die Indianer vermischen den Betel mit Areka a) Cardamomen, Nelken, oder auch

a) Man sehe den vorigen Brief. St. 28. S. 440.

auch nur mit gebrannten Austerschalen. Dieses Gemische käuen sie, um sich einen wohlriechenden Athem zu machen. Den ersten Saft davon speien sie weg, und er ist so roth, als Blut. – Wird der Betel mäßig gebraucht, so ist er gut und heilsam. Allein die meisten Indianer mißbrauchen selbigen, indem sie ihn beständig, selbst auch wenn sie schlafen, im Munde führen, dadurch denn ihre Zähne in kurzer Zeit angefressen und kohlschwarz gemacht werden.

Der **Kampferbaum**, Laurus Camphora, Linn. dessen Vaterland Japan ist, hat so viele Vorzüge vor andern Bäumen, daß Ihnen die Beschreibung davon sehr angenehm seyn wird. Dieser edle Baum, der wegen seiner Größe und erstaunlichen Höhe berühmt ist, wird von den Chinesern **Tchang**, und der daraus gezogene Kampfer Tchang-nao genannt. Man findet einige Bäume, die über dreihundert Fuß hoch sind, deren Dicke mit der Höhe im Verhältniß stehet, so daß zwanzig Männer einen solchen Baum kaum umklaftern können b). Der Stamm ist rund, gerade, anfänglich mit einer glatten, grünlichen Rinde bekleidet, welche aber im Alter ungleich, knotig, rißig, und grau wird. Das Holz ist weiß, getrocknet aber roth, von lockerm Gewebe, grobfaserig, mit schwärzlichen Masern und Adern durchzogen, und sehr stark riechend. Die Aeste breiten sich sehr weit aus, und sind mit starken Blättern bekleidet, die den Lorbeerblättern ähnlich sehen, zwei Finger breit und vier Finger lang sind. Das Holz ist dabei sehr hart und dauerhaft, und nicht allein zu Erbauung großer Schiffe dienlich, sondern auch wegen der Schönheit und Glätte seiner Oberfläche, und wegen der großen Mannigfaltigkeit seiner Adern, zu den schönsten Stücken von Tischlerarbeit ungemein brauchbar. Das innere Gewebe ist so fest und widerstehend, daß man oft Bäume findet, die über 300 Jahre alt sind.

Der Kampfer oder Gummi wird auf zweierlei Weise aus dem Baume erhalten, entweder durch kleine Einschnitte in die Bäume; oder durch Zerschneidung der Zweige. Auf die erste Weise erhält man aber so wenig Kampfer, daß man unmöglich alle Länder damit versorgen könte. Daher ist auch der natürliche Kampfer sehr rar und theuer, und kömt selten nach Deutschland. Die zwote Art den Kampfer abzusondern, bestehet darin: Man nimt einige von den frischesten Zweigen und säget sie in dünne Stückchen, die ungefähr einen Zoll dick sind. Diese hackt man wieder in kleine viereckigte Stückchen, und weicht sie drei Tage und Nächte in Brunnenwasser, in welcher Zeit sie so aufquellen, daß man sie über einem gelinden Feuer kochen kan. Sie wer-

b) Da die Nachricht davon, und von der Art, dessen fürtreflichen Gummi zu extrahiren und zu sublimiren aus einem alten chinesischen Buche genommen ist, welches der Kaiser Kang-hi mit den Anmerkungen gelehrter und erfahrner Naturkündiger wieder drucken lassen, so kan man derselben allen Glauben beimessen. *Dentrecolles* in Lettr. edifiant. Vol. 24. p. 406.

werden mit einem Quirl von Tannenholz so lange gerühret, bis sie ihren harzigen Saft von sich gegeben, welcher daran erkant wird, wenn er sich wie eine weiße Gallerte an den Quirl ansetzet. Hierauf wird alles durchgeseiget, und sehr darauf gesehen, daß nichts von den Hefen und andern Unreinigkeiten mit durchlaufe. Man gießt das Durchgeseigte in ein irdenes wohl glasurtes Gefäß, darin es eine ganze Nacht stehen und kalt werden muß, da man denn des Morgens den Kampfer in eine Masse oder Kuchen zusammen geronnen findet. Diese Masse wird nachher von den Chinesern folgender Gestalt gereiniget und sublimirt. Sie nehmen einen Kessel oder flaches Gefäß von rothem Kupfer, und machen in dasselbe ein Lager von staubigter Erde von einer alten vermoderten Wand, und auf diese wird eine Masse von Kampfer gelegt; sie thun die zwote, dritte und vierte Lage hinzu und bedecken sie erst mit frischem Laube von der Pflanze Po oder Poley, und darnach stürzen sie einen andern kupfernen Kessel von eben der Größe über den ersten her, und verkleben ihn so stark, daß nicht das mindeste durch die Fugen dringen kan, weil sonst der ganze Proceß fehl schlagen würde. Wenn nun der erste Kessel so angefüllet und verwahret worden, so wird er auf ein gelindes Feuer gestellet, das weder zu stark noch zu matt brennen, vor allen Dingen aber darauf gesehen werden muß, daß die Verbindung der beiden Kessel weder von der Hitze noch durch einen andern Zufall berste. Wenn nun der Kessel lange genug auf Kohlen gestanden, welches man meistens aus der Erfahrung lernen muß, so wird er abgenommen, und man läßt ihn kalt werden. Thut man darauf die beiden Kessel von einander, so findet man, wie sich der Kampfer an den Seiten und an der Decke des obern Kessels sublimiret und als eine Rinde angesetzet hat. Wird diese Handlung zwei bis dreimal wiederholet, so giebt jegliche Probe eine neue Quantität von eben diesem stark riechenden Gummi. Diese muß gleichfalls zwischen zwei irdenen Gefäßen geschehen, die wohl verwahret, oder mit nassem Papier belegt sind, um alle Ausdünstung zu verhüten. Man setzt es sodann auf ein gelindes Feuer, um es brauchbar zu machen, und wenn es wieder abgenommen und kalt geworden, so leget sich der Kampfer in seiner Vollkommenheit, und ist zu allem Gebrauch tüchtig.

Ob wohl die Chineser einen hinlänglichen Vorrath von der gereinigten Gattung zu ihrem eigenen Gebrauche machen, so verkaufen sie doch vielen unrein an die Holländer. Diese aber wissen ihn gut zu rafiniren. Das war vormals ein Geheimniß, selbst aber weiß man, daß sie Sand und Kalch dazu gebrauchen.

Bekanntlich wird der Kampfer in der Arzenei häufig gebraucht. Auch mischt man denselben unter die Wachskerzen; nicht weniger bedienet man sich dessen bei den Feuerwerken.

Von dem Holz des Kampferbaums behauptet man, daß es die Tugenden des Gummi an sich habe, ob wohl in einem geringern Grade, indem das Decoct davon in vielen Zufällen mit Nutzen gebraucht werden kan. Wenn man sich an den Schuhen von diesem Holze die Sohlen machen läßt, so sollen sie den Schweiß an den Füssen mindern, und eine Stärkung für diese seyn.

Ich könte Ihnen noch weit mehr von den Tugenden dieses Baums, und besonders von dem Gebrauch und der fürtreflichen Würkungen seines Gummi sagen, aber ich fürchte, daß ich Ihre Geduld so schon möge gemißbraucht haben. Ueberdem ist solches auch mehr die Sache eines Medici, als eines Botanici. Erlauben Sie daher, daß ich für diesmal hier meinem Briefe seine Grenzen setzen, und die Fortsetzung ähnlicher Beschreibungen nächstens nachfolgen lassen dürfe.

P. R.

Hannoverisches Magazin.

51tes Stück.

Freitag, den 27ten Junius 1783.

Anmerkungen über ein Paar Stellen in dem Vorbericht des Herrn Hofraths Lessings zu der von ihm herausgegebenen Beschreibung Brasiliens, betreffend die vermeinte Person eines spanischen Hauptmanns, der mit seinem Geschlechtsnamen Marannon y Gran Para geheißen haben soll.

Die Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel besitzt eine spanische Handschrift, worin Brasilien beschrieben ist, mit einer dabei befindlichen deutschen Uebersezzung. Der Titel der erstern ist: Discripcion (Descripcion) de mil y treinta y octeo leguas de tierra del esto (Estado) de Brasil, conquista del Marannon y Gran Para per (por) sus verdaderos rumbos, y de sententa leguas que tiene de boca el Rio de las Amazonas que esta en la linea Equinocial, y de quarenta y seis leguas que tiene de boca el Rio de la Plata, que esta en treinta y seis grados de la banda del Sur de la dictea linea Equinocial, como todo se muestra abaxo.

Die Aufschrift der deutschen Uebersezung ist diese: Beschreibung der Länder von Brasil auf 1038 Meilen, so erobert und erfunden worden sind von Maranjon und Gran Para, durch ihre richtige Seecompas, wie auch des Flusses de las Amazonas, welcher unter der Aequinoctiallinie liegt, und 70 Meilen hat in seiner Mündung, wie auch des Flusses de la Plata, so 46 Meilen hat in der Mündung, und liegt 36 Grad von der Linie Aequinoctial gegen Süden, wie alles mit mehrerm folget.

In der zu Madrid den 20ten Sept. 1634 gezeichneten Zueignungsschrift an den damaligen spanischen Oberstaatsminister Grafen von Olivarez, nennt der Verfasser sich Pedro Cudena, und sagt, daß er in diesem kurzen Bericht das beschrieben hätte, was er auf der Küste von Brasilien gesehen und erfahren habe.

Diese Handschrift und die dabei befindliche deutsche Uebersezung erschien, bald nach ihrer Entdeckung, gedruckt, unter dem Titel: Beschreibung des portugiesischen Amerika vom Cudena.

dena. Ein spanisches Manuscript in der Wolfenbüttelschen Bibliothek, herausgegeben vom Herrn Hofrath Lessing. Mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von Christian Leiste, Rector der Herzoglischen großen Schule zu Wolfenbüttel, Braunschweig 1780.

Auf dem oben angezeigten Titel der spanischen Handschrift wird des Amazonenflusses gedacht, der auch Marannon und Orellana genannt wird. Herr Lessing merkt dieses in seinem Vorberichte aus der Reisebeschreibung des spanischen Admirals, Don Antonio de Ulloa a) an. Dieser sagt: „In Ansehung des Alters (der drei „Namen,) hat der Name Maran„jon b) den Vorzug: — Denn in„dem Pedro Martyr de Angleria „in seinen Decaden c) von der Ent„deckung der Küste von Brasilien „handelt, die im Jahre 1500 durch „Vincent Yannez Pinzon gesche„hen ist; so erzählt er, unter andern, „daß er an einen Fluß gekommen sey, „der den Namen Maranjon geführt „habe. Dieses Buch wurde im Jahr „1516 gedruckt d). — Einige folgen „dem Augustin von Zarate e), und „leiten diese Benennung von dem Na„men eines spanischen Hauptmanns „Maranjon her. Sie geben vor, „weil dieser Hauptmann zuerst darauf „geschifft sey, so habe der Strom von „ihm seinen Namen erhalten. Diese „Meinung hat aber mehr Schein als „Grund. Man sieht, daß sie sich bloß „auf die Gleichheit des Namens grün„det, welches ein sehr schwacher Grund „ist. Ueber dieses findet man in den „Geschichten, wo von der Entdeckung „dieser Königreiche gehandelt wird, „nirgends etwas von einem solchen „Hauptmann. Man findet in keiner „Erzählung einige Meldung von die„sem Entdecker oder seiner Entdeckung. „Man kan daraus schließen, daß Za„rate daher geurtheilet habe, derselbe „(Fluß) müsse seinen Namen von je„manden erhalten haben, der darauf „geschiffet sey. Wären ihm mehr Um„stände davon bekant gewesen, so könte „man sicherlich glauben, daß er die „Nachrichten von solcher Entdeckung „seiner Geschichte mit einverleibet ha„ben würde. Und wenn er sie auch „weggelassen, und für nicht wichtig ge„nug gehalten hätte: so würden doch „nicht alle Geschichtschreiber eben so „geurtheilt, und das Andenken eines „Spaniers in die Vergessenheit ge„stellt haben, von welchem der größte „Fluß, den man in der Welt kennet, „seinen Namen erhalten haben soll. „Das wahrscheinlichste scheint zu seyn, „daß

a) Aus der Deutschen Uebersetzung, im 9ten Bande der allgemeinen Reisen. S. 284.

b) So schreibt Herr Lessing ihn, weil das Wort Marannon von den Spaniern so ausgesprochen wird. Die Portugiesen schreiben ihn Maranhaon.

c) Dec. I. Lib. 9

d) Wenigstens ist die Zuschrift an den damaligen König von Spanien und nachherigen Kaiser Carl V. zu Madrid 1516. am 1ten Oct. datirt.

e) Historia del Peru. Lib. 4. Cap. 4.

„daß Vincent Yannez Pinzon, da „er hieher kam, den Strom von den „Indianern, die auf den vielen Inseln „desselben, oder an seinen Ufern wohn- „ten, mit diesem oder einem andern Na- „men, der einen ähnlichen Laut hatte, „nennen gehört f), und daher geglaubt „und gesagt habe, daß er den Namen „Maranjon führe g).„ So weit Ulloa.

Dieses sein Urtheil über eine zwei- felhafte Sache scheint sehr richtig und beifallswerth zu seyn. Allein, Herr Lessing wolte dasselbe nicht gelten las- sen, und war andrer Meinung. „Daß „man, sagt er h), überhaupt von kei- „nem spanischen Hauptmann dieses „Namens wisse, daß Zarate einen „solchen bloß gemuthmaßt habe; daß „alle andere Geschichtschreiber, als von „einem Wesen der Einbildung, von „ihm schweigen. Das ist es, was ich „dem Don Antonio widersprechen „muß. Ich weiß nemlich es zuver- „läßig, als man dergleichen Din- „ge nur wissen kan, daß es aller- „dings einen Maranjon gegeben, der „mit seinem vollständigen Geschlechts- „namen Maranjon y Gran Para „hieß, an den man hier wohl denken „könte, indem ihm die Entdeckung und „geographische Bestimmung eines grös- „sern Strich Landes in Amerika bei- „gelegt wird, als nur immer von ei- „nem Seefahrer zu rühmen ist, und „sich dieser nemliche von ihm entdeckte „Strich Landes gerade von dem Ama- „zonenfluß oder Maranjon anfängt. „Freilich folgt daraus noch nicht, daß „dieser Fluß von ihm den Namen ha- „be, weil ich in eben der Quelle, die „mich von seinen Entdeckungen unter- „richtet, auch finde, daß er unter glei- „chem Himmel ungefähr geboren, und „er eben sowohl, ja noch eher, den Na- „men von dem Flusse, als der Fluß „den Namen von ihm erhalten haben „könte. Aber so viel folgt doch, daß „das Vorgeben des Zarate nicht so „gar ungegründet ist, als es Don An- „tonio uns gern machen mögte. Und „zwar weiß ich dieses, wovon Don „Antonio nichts wissen will; aus ei- „nem kleinen, aber sehr glaubwürdigen „spanischen Aufsatze, wovon sich eine „Abschrift unter den Manuscripten un- „serer Bibliothek befindet. Es enthält „nemlich dieser Aufsatz die ausdrück- „liche Beschreibung der Eintausend „und acht und dreißig Meilen, „welche sich von der Mündung des „Amazonenflusses an, südöstlich um „ganz Brasilien und Paraguay bis „an den Fluß de la Plata erstrecken, „und von Maranjon y Gran Pa- „ra entdeckt und erobert zu seyn „gesagt werden. Er ist von einem „Manne verfertiget, der viele Jahre „die

f) *Petr. Martyr* Dec. II. Lib. 9 fol. 40. C. Edit. Basil. 1533. sagt ausdrücklich: Maragnonum appellant hunc fluvium incolæ.

g) Aus Lessings Vorberichte zu der Beschreibung des Portugiesischen Amerika vom Cudena. S. 5. ff.

h) Eben daselbst und 8.

„die dasigen Gegenden bereiset zu ha„ben versichert, und ist an einen Mann „gerichtet, an den man ausgemachte „Unwahrheiten wohl nicht schreiben „durfte, an den Minister, Grafen von „**Olivarez.** Nun erhellt aus diesem „letzten Umstande freilich, daß er nicht „zur Zeit der gedachten Entdeckung „selbst kan geschrieben seyn. Aber um „so viel unstreitiger müssen doch die „Ansprüche des benannten Entdeckers „gewesen seyn, wenn man noch da„mals, als von einer bekanten Sache, „davon hat sprechen dürfen.„

Herr **Leßing** hält also nicht allein das Daseyn eines Hauptmanns **Marannon** für unzweifelhaft, sondern sagt auch, daß ihm die Entdeckung, Eroberung und geographische Bestimmung eines großen Strich Landes in **Amerika**, nemlich der 1038 Meilen, welche sich von der Mündung des Amazonenflusses an, um ganz **Brasilien** und **Paraguay** bis an den Fluß **de la Plata** erstrecken, beigelegt werde, imgleichen daß der Hauptmann **Marannon** unter gleichem Himmel (der gedachten Länder) geboren sey; und die Handschrift des **Cudena** soll zum Beweise von diesem allen dienen.

Indessen urtheilet Herr **Leßing** selbst von derselben eben nicht vortheilhaft. „Was sonst,„ schreibt er i), „diesen Aufsatz des **Cudena** anbe„langt, so ist er in sehr mißlichen Um„ständen bei uns erhalten worden. „Das spanische Original ist sehr feh„lerhaft copiret, und die alte deutsche „Uebersetzung, die sich dabei befindet, „ist so schülerhaft und kauderwelsch, „daß der Urheber weder das Spani„sche, noch das Deutsche, noch die „Sachen muß verstanden haben.„

i) In dem Vorberichte S. 10.

Ungeachtet dieses wahren Urtheils von der Urschrift und der Uebersetzung, ist doch Herr **Leßing** der letztern gefolgt, und hat sie in den Stellen, wo die Namen **Marannon** und **Gran Para** vorkommen, als zuverläßig angenommen; welches sie doch keinesweges ist.

Der erste Fehler ist in der Uebersezzung des schon oben völlig verzeichneten Titels: Discripcion de mil y treinta y ocleo leguas de tierra del esto (Estado) de Brasil conquista del Marannon y Gran Para por sus verdaderos rumbos, y de sententa leguas que tiene de boca el Rio de las Amazonas. „Beschreibung der Länder von „**Brasil** auf 1038 Meilen, so erobert „und **erfunden** sind von **Maranjon** und **Gran Para** rc.„ Das Wort **erfunden** ist ein offenbarer Zusatz der im Spanischen nicht steht; aber der Hauptfehler des Uebersetzers ist, daß er nicht allein in dem Titel, sondern auch in der Abhandlung selbst, aus **Marannon** und **Gran Para** Personen gemacht hat, da der spanische Verfasser vielmehr die bekanten Namen zwoer Landschaften, oder sogenannten **Capitanias** in **Brasilien** darunter versteht, welche die Portugiesen noch

noch jetzo gebrauchen (**Maranhaon e Graon Para**) und seitdem sie in dem völligen Besitze dieses großen Landes sind, immer gebraucht haben. Eigentlich solte es in der Uebersetzung heißen: **Beschreibung von 1038 Meilen Landes des Staats von Brasilien, von den eroberten Ländern Marannon und Gran Para, nach ihren richtigen Ausmessungen, und von 70 Meilen, welche die Mündung des Amazonenflusses hat.**

In **Marannon** hatten sich im J. 1612 die Franzosen festgesetzt, und das Fort **St. Louis de Maranham** gebauet; aber sie waren von den **Portugiesen** bald wieder daraus vertrieben worden k). Und das ist vermuthlich die Ursache, warum **Cudena** davon, als von einer Eroberung spricht; (**Conquista del Marannon y Gran Para,**) und er drückt sich hier in der spanischen Sprache völlig gemäß aus.

Denn bei den **Spaniern** ist es ganz gewöhnlich, daß sie den Artikel El vor die Namen der Länder setzen, z. E. el Peru, el Brasil, und eben so el Marannon, el Gran Para, oder, so wie hier, zusammen, el Marannon y Gran Para. Hingegen, wenn sie von Personen, besonders, wenn sie von einiger Bedeutung sind, reden; so nennen sie dieselben mit ihrem Tauf- und Geschlechtsnamen, mit Vorsetzung des Wortes Don l). Z. E. Don Antonio de Ulloa, und mit Beifügung ihres Titels, wenn sie einen haben: Z. E. Don Fernando de Toledo, Duque de Alva. Dies geschieht wenigstens allezeit, wenn eine vornehme Person das erste mal erwähnt wird; aber hernach, wenn sie in einer Erzählung öfter vorkomt, heißt es, ohne Wiederholung des ganzen Namens und Titels ganz kurz: Don Antonio, el Duque de Alva, oder schlechtweg el Duque, aber nicht el Alva, und eben so wenig el Marannon, wenn es der Name einer Person seyn soll.

Marannon und **Gran Para** kön-

k) Schmauß neuester Staat von Portugal, Th. 1. S. 155. Herr Leiste erzählt dieses auch selbst in seinen Anmerkungen S. 72. 73.

l) Dieses Wort wird allezeit vor den Taufnamen der Herren des hohen und niedrigen spanischen Adels, ja auch der mit einer akademischen Würde bekleideten Gelehrten gesetzt: eben so wie in Großbritannien das Wort Sir den Taufnamen der Baronets und derjenigen, die von dem Könige zu Rittern geschlagen sind, vorgesetzt wird. Beiläufig will ich hiebei nur anmerken, daß im Deutschen es eben nicht nöthig ist dieses zu thun, wenn wir Spanier oder Britten nennen, denen der Titel Don oder Sir gegeben wird. Will man es aber thun, muß es auf die in Spanien und England gewöhnliche Art geschehen. Man muß also diese Wörter allezeit vor die Taufnamen, nicht vor die Geschlechtsnamen, folglich z. E. **Don Juan de Cordoua**, und **Sir Peter Parker** nicht **Don Cordoua**, nicht **Sir Parker**, schreiben. Denn dies wird man niemals weder bei spanischen noch englischen Schriftstellern finden.

Schlackenbäder waren, deren der Bergmedicus Herr Lentin in seiner interessanten Abhandlung im 64ten Stück dieser Blätter vom Jahr 1780 als minder kräftig erwähnet, oder, ob sie wahre Granulirbäder gewesen sind, wie sie Herr Lentin, seit einiger Zeit mit so glücklichem Erfolge eingeführet hat? das getraue ich mir nicht zu entscheiden. Indessen wird das letztere daher nicht ganz unwahrscheinlich, weil nach unserm Geschichtschreiber, Seite 7. der damals gewonnene Eisenstein in hohen Oefen geschmolzen wurde, und gerade der Umstand, daß anjetzt, bei Schmelzung der Silbererze, solche Eisengranalien gebraucht werden, die Veranlassung zu den gegenwärtigen Bädern gegeben hat.

Uebrigens verdient es alle Aufmerksamkeit, daß vor 1505 eine **warme Quelle** auf dem Harze war, welche jetzt versiegt ist.

Bei der ungeheuren Masse von Mineralien, die diese in aller Absicht so merkwürdigen Gebürge enthalten, ist es aber sehr glaublich, daß Naturforscher ähnliche Quellen entdecken würden, und wie wohlthätig könten solche Entdeckungen nicht für unzählige Menschen werden!

Von der jetzigen Beschaffenheit dieses vorhin warmen Bades giebt die Note im Honemann folgende Nachricht: „Heutiges Tages ist nur noch „am Iberg, und zwar zur Seiten des „Wildemänner Weges eine in zwei „besondere Kammern getheilte Höhle „befindlich, welche unten so wohl als „oben, und auf allen Seiten, mit sehr „weißem, und gleichsam durchsichtigen „Tropfstein überzogen ist, und in deren jeden eine Quelle von klarem, „und kalten Wasser springet, sonst „aber verschiedene artige Bilder von „Tropfstein zu sehen sind.„

Vid. Brückmanni Epist. itiner. 24. de antro Scharzfeldiano, & Ibergensi circa finem.

Hannover. * * *

Aufgabe.

Viele Liebhaber der Geographie wissen aus den gewöhnlichen Anweisungen zu dieser Wissenschaft zwar, was die Länge und Breite der Oerter sey, haben aber zu wenig Kenntnisse von der geographischen Projection, und können sich daher nicht aus den auf den Landkarten bemerkten wachsenden oder abnehmenden Graden, und noch weniger aus den mannigfaltigen Arten, nach welchen solche Projection zu Stande gebracht, finden. Ein historischer und faßlicher deutlicher Unterricht von den verschiedenen Arten derselben, worin nicht zu viele Kenntniß in der Mathematik überhaupt, und insonderheit in der Perspectiv voraus gesetzt, und die daraus unentbehrlich zu entlehnende Sätze bloß historisch, und ohne Beweis, (wenn solcher weitläuftig u. schwer seyn mögte,) würde ihnen in dem Hannoverischen Magazin sehr willkommen seyn.

Hannoverisches Magazin.

52tes Stück.

Montag, den 30ten Junius 1783.

Beantwortung der Aufgabe im 37ten Stück des Hannoverischen Magazins d. J. die Anlegung einer Taubenflucht betreffend.

Die Taubenhäuser oder sogenannte Taubenschläge sind bekantlich von verschiedener Art. Aus Erfahrung habe ich aber wahrgenommen, daß folgende für eine gute Taubenflucht die zuträglichsten und besten sind.

Man wählt zu diesem Ende die freie Fronte eines Hauses oder sonstigen Gebäudes, welches die Richtung nach Morgen hat, indem die Tauben die Morgensonne, besonders in den Frühlingstagen, sehr zu lieben, sich gleichsam darin zu erquicken, auch die frühere Hecke dadurch zu befördern scheinen. Je höher ein solcher Taubenschlag angelegt werden kan, um desto besser ist es, weil die Erfahrung bestätiget, daß die Tauben, wenigstens die sogenannten Feldflüchter, (als wovon hier die Rede ist,) gerne hoch wohnen mögen. Wie nun gemeiniglich den Tauben zu ihrer Wohnung kein anderer Ort wegen unentbehrlichen Raums als auch zu Erreichung der Höhe, nemlich der oberste unterm Dache, angewiesen wird; so ist es nothwendig, daß derselbe gleichsam wie ein Zimmer mit vier dichten Wänden, auch Fußboden und Decke von Mauerwerk, oder gefugten Brettern, zugerichtet werde. Mit dem bloßen Dach und Ausfüllung der daselbst befindlichen großen und kleinen Oefnungen, besonders zwischen den Sparren, Latten und Dachpfannen es bewenden zu lassen, ist wegen Sicherheit in Rücksicht für ihre ärgsten Feinde, nemlich die Marder und Iltis höchst nachtheilig. Die Erfahrung hat mich sattsam belehret, daß man nicht fähig sey solchen Ort auf diese Weise so zu verdichten, daß gedachte Feinde nicht Gelegenheit finden solten zu diesem ihren Lieblingsort wieder einzudringen, wobei sie es so schlau einzurichten wissen, daß man oftmals ihren Durchgang bei der genauesten Untersuchung nicht ausfindig machen kan. Eben so schädlich ist es, wenn man den Ausgang aus dem Dache oder einer in demselben oftmals befindlichen kleinen Auslucht oder Aerkener leitet; denn hiedurch wird beregten Feinden der bequemste Weg zum Einmarsch gebahnet; und weil

sie bekanntlich eben so gut wie die Kaz-zen, vermittelst ihrer Tatzen klettern können; so ist es ihnen leicht in den Eingang welcher hölzern ist, sich hin-ein zu schwingen, und haben sie diesen erreicht, so haben sie gewonnen. Ein Ausgang aus einem freien oder spitzen Giebel hingegen vereitelt diesen Fein-den alle Gelegenheit; auch ist mir we-nigstens nicht bekant, daß sie ein gera-des Mauerwerk, wenn dasselbe auch gleich mit Stender- und Queerholz versehen ist, überklettern können. Je höher nun diese Wohnung, und je weiter sie ist, um desto besser ist solches, besonders wegen ei-ner ansehnlichen Zahl ihrer Bewoh-ner. Die Einrichtung von Fächern zum nisteln, wie ein Repositorium zu Schriften rund umher, ist die vorzüglichste; aber es ist nicht dien-sam, solche bis auf den Fußboden ganz herunter gehen zu lassen, weil die Tauben lieber höher wie niedrig, und so viel wie möglich verborgen und dun-kel in dem Neste sitzen mögen. Die-ses wird dadurch am besten befördert, wenn man die Abtheilungen tief ge-nug hinein gehen läßt, so, daß das Nest mit ausgestrecktem Arm, mit der Hand bequem erreicht werden kan; hiedurch sitzen sie wie in einem Kästgen verdeckt. Wird überdem vorne noch ein dünnes Brett nach Verhältniß der Höhe vorgebracht, doch so, daß die Alten bequem aus- und eingehen kön-nen, so ist es desto besser. Ein solches Brett mit Nägeln zu befesti-gen, würde wegen der einstigen Reinigung der Nester nicht zuträg-lich seyn, daher es am besten ist, dasselbe unten mit Hespen, und oben mit Haken zu versehen, damit man es wie eine Klappe niederlassen könne. Weil nun die Tauben, wie angemerkt, wenigstens während ihrer Brütezeit, die Dunkelheit lieben; so ist es gleich-falls diensam, daß in dem Tauben-schlage Fenster von Glasscheiben ange-bracht, und diese wiederum mit schickli-che hölzernē Vorschiebern versehen wer-den, womit man nach Gutfinden mehr oder weniger Licht, zulassen kan. Rik-ke oder Stangen unterm Boden, oder wie sie sonst am besten angebracht wer-den mögen, sind nothwendig, damit sie sich darauf niederlassen können. In allem Betracht ist es auch vortheil-haft, wenn der Ausgang so viel wie möglich vom Fußboden aufwärts hoch, und zwar inwendig gleichsam trichter-förmig angelegt wird. Vorne an dem Ausgange muß unten an jeder Seite eine nicht zu kurze und zu schwache Stange in gerader Linie heraus gehen. Angenehm ist es den Tauben, wenn man an den Seiten des Ausganges ein Paar Bretter wie Börte an dem Gebäude befestiget, denn sie setzen sich gerne darauf, um sich bequemer an der Sonne pflegen zu können, auch mehreren Schutz für den Wind als auf den Stangen, daselbst zu finden, welche dadurch, als auch wegen des öftern Auf- und Abfliegens, gar leicht in Bewegung gesetzt werden, wel-ches ihnen nicht angenehm ist. Des Jahrs zwei mal muß der Schlag ge-reiniget werden, nemlich kurz vor Anfang der Hecke und beim Beschluß der-

derselben. Bequem ist es alsdenn, wenn man in dem Fußboden eine Klappe haben kan, den Mist dadurch hinunter zu stürzen. Der nützliche Gebrauch desselben wird einem Oekonomen bekant seyn. Ist der Taubenschlag gereiniget, so räuchert man ihn mit Wacholderbeeren; dieses kan man noch einige Tage nachher fortsetzen. Einige wollen auch hiezu Anies sehr empfehlen. Die kleine Klappe des Abends bis zum folgenden Morgen vorzuziehen, ist nicht rathsam; denn weil die Tauben, besonders in der Heckezeit, sehr früh auswandern, um für sich und ihre Jungen Speise einzuholen, so wird diese vorzüglich frühe Eröfnung leider zu oft vernachläßiget, wodurch sie also in ihrer natürlichen Lebensart gehindert werden und aus Verdruß und Langeweile mit einander Streit stiften, welches der Hecke nachtheilig ist. Ob zwar diese Vorsicht sonst an sich recht gut ist, und die nächtlichen Besuche der Eule abwendet, ungeachtet dieselbe, so viel mir bekant, den Tauben keinen Schaden zufüget, als daß sie dadurch furchtsam und verscheucht werden, so kan man doch auch diese Besuche gar bald abwenden, wenn dieser Gast nur einige mal des Abends mit dem Gewehr bewillkommet wird, und dieses gehet gar leicht an, weil er sich gemeiniglich zuvor auf einem nahen Gebäude oder Baume niederläßt, und durch sein unangenehmes Geschrei, besonders im Mondenschein, sein Daseyn verräth. Das dieses ohne Gefahr wegen etwaniger Haushaltsgebäude, die oftmals mit Stroh oder Rohr gedecket sind, geschehen könne, wird dadurch erhalten, wenn statt Hede und Papier mit Wolle geladen wird, welches nicht zündbar ist. Es ist nie zu versäumen, die Thür des Schlages sorgfältig zu verschließen, widrigenfalls von ein oder anderem Feinde, als worunter die Katze auch mit zu rechnen ist, eine große Verwüstung unter jungen und alten Tauben angerichtet werden könte.

Nothwendig ist es ferner, daß man fleißig nachsehe, ob sich unter den ausgebrüteten Tauben auch todte finden, damit solche bei Zeiten, ehe sie in Verwesung übergehn, aus den Nestern geschaft werden; denn der dadurch entstehende starke Gestank, ist ihnen äusserst zuwider, und kan so wie alle übrige Ungemächlichkeiten veranlassen, daß sie sich gänzlich weg, und zu des Nachbarn Flucht gewöhnen, oder andere Gelegenheiten suchen, wo sie nisteln können, wozu sie ohnehin sehr geneigt sind, welches man aber zu verhindern sich bemühen muß, damit sie in einer Wohnung stets bei einander bleiben. Die untauglichen Eyer müssen fortgeschaft werden, und es sind selbige daran zu erkennen, wenn man sie mehrmals in gleichmäßiger Kälte findet, dahingegen die guten beständige Wärme haben. Wenn man während der Heckezeit auf den Schlag gehet, muß man nicht zu lange darauf verweilen, vielmehr so viel wie möglich sich kurz expediren, damit die besessenen Eyer, nicht zu sehr erkalten, so wie übrigens der zu öftere und über-

 flüßige

flüßige Besuch, besonders zu dieser Zeit nicht rathsam ist, indem die brütenden Tauben dadurch zu sehr beunruhiget werden.

Es ist sehr zuträglich, wenn man die Tauben dahin gewöhnt, (welches sehr leicht ist,) sich auf einen gewissen, mit dem Munde flötenden Ton zum Fressen einzufinden. So bald sie diesen Ruf erst kennen, stellen sie sich gleich ein; dieses ist auch um deswillen sehr gut, weil die entfernten, wenn sie nur irgend diesen Laut bemerken, sich promt einstellen, solten sie auch gleich im Felde oder sonst irgendwo Futter gefunden haben. Durch diesen Zusammenruf kan man allemal am besten die Revüe halten und wahrnehmen, ob an dem ganzen Regiment welche fehlen oder nicht. Eben dieser Ton ist beim jedesmaligen Hingang zum Schlage sehr zuträglich; denn dadurch geben sich die sitzenden Tauben allgemach bequem vom Neste; dahingegen eine leise und plötzliche Ueberrumpelung sie bestürzt vom Neste scheucht, wodurch die Eyer oft mit aus dem Neste gerissen, oder gar von der zu heftigen Bewegung des Auffliegens zerquetschet werden. Am besten ist es, wenn einem einzigen die Warte und Pflege übergeben wird, sie werden dadurch mit selbigem so bekant, daß er ganz dreiste mit ihnen umgehen kan, und sind auch seiner Stimme alsdenn sehr folgsam.

Daß sie stets reines und frisches Wasser zum saufen haben müssen, ist nothwendig, und dieses kan dadurch am besten erhalten werden, wenn das hölzerne Gefäß, welches dazu bestimt ist, mit einem Deckel bedeckt wird, worin verschiedene Löcher so groß gebohret seyn müssen, daß sie den Kopf bequem durchbringen können; hiedurch wird verhindert, daß sowohl durch ihr geschwindes baden, als auch wegen des übrigen Federviehes auf dem Hofe, das Wasser nicht verunreiniget werde. Wenn die Lage des Orts darnach ist, dann bekömt es ihnen sehr wohl, wenn sie sich in einem nahen stehenden Wasser, worin sich seichte Sandstellen finden, baden können. So geringfügig auch alle diese Nebendinge nun gleich scheinen mögen; so tragen solche doch zur Vervollkommung des Ganzen am Ende nicht wenig bei, und es ist eine begründete Erfahrung eines jeden Werkverständigen Oeconomen, daß ein jedes Thier in der Haushaltung, wenn dasselbe nicht seiner Natur gemäß leben kan, auch nicht darnach behandelt und gewartet wird, dasjenige bei weitem nicht ist, was es seyn könte, folglich den zu erwartenden Nutzen auch nicht bringen kan.

Eine Taubenflucht mit alten Tauben anlegen zu wollen, ist dem erwünschten Erfolg gänzlich zuwider, denn eine alte Taube gewöhnt sich an einem fremde Orte, wenn sie auch gleich eine Distanz von Meilen lang dahin gebracht wird, nicht, und kehret über kurz oder lang, sobald ihr die Freiheit zum Ausfliegen gegeben wird, nach ihrer alten Wohnung wieder zurück. Mit den Jungen hergegen gehet es recht gut. Wenn diese zuvor einige Zeit auf dem Schlage, wenigstens vier Wo-

Wochen, gehörig gewartet und gepfleget worden, so kan man die Klappe, ohne besorgt zu seyn, daß sie wegfliegen mögten, ganz sicher öfnen. Ihre Ausflucht geschiehet alsdenn nicht sogleich, vielmehr anfänglich nur allgemach; doch könte ein mit alten Tauben besezter und nahe belegener Schlag diesen im Anfang wohl in etwas nachtheilig seyn; indeß begiebt es sich in der Folge auch bald wieder daß die Alten wieder bei ihnen einzukehren wagen. Je größer eine Flucht ist, je besser ist sie, und hat das zum voraus, daß eine kleinere sich gern und leicht zu ihr gewöhnt. Was übrigens von einigen sympathetischen Vortheilen, nemlich fremde Tauben zu den seinigen zu ziehen, angegeben werden will, so halte ich selbige für Thorheiten, und glaube vielmehr, daß eine gute Warte und Pflege die beste Sympathie sey, und meine Flucht am besten erhalte.

Die ordinairen blauen Tauben, sind sowohl zum Fluge, wie zur Zucht eigentlich die besten. Weil aber ihre Haut nicht so weiß wie die von den bunten, und insonderheit von den ganz weißen ist, so wird dieserwegen von den mehrsten ihr Vorzug verkant, und dagegen diesen der Werth eingeräumet, obgleich die bunten und noch mehr die weißen der Gefahr von den Raubvögeln erhascht zu werden, ungleich mehr ausgesezt sind, weil selbige sie von der Höhe besser wahrnehmen können wie die blauen.

Um eine geschwindere Hecke zu befördern, nimt man bei Zeiten die Jungen von den Alten, und sezet sie auf ein besonders Kämmerchen, wo man sie futtert und sie zugleich das selbst Fressen lehret. Diejenigen, welche man hievon zur Flucht bestimmet, kan man von hier aus, vermittelst eines ordinairen Fensters oder Lucke fliegen lassen, da sie sich denn gleich zum Schlage bei die Alten gewöhnen. Die aus der ersten Hecke erzogene Jungen, sind zur fernern Zucht die besten, weil diese gemeiniglich in selbigem Herbste schon wieder Junge liefern, dahingegen die von der spätern Hecke nicht ehender als den folgendem Frühling nisteln, mithin bis dahin ohne einigen Nutzen gefuttert werden müssen.

Die Fütterungszeit fängt an, wenn die Wintersaat beendiget ist und der Frost eintrit. Von dieser Zeit an habe ich für jede Taube, nemlich des Morgens und Nachmittags, jedesmal eine mäßige Handvoll gestreuet. Sobald aber im Frühling die Saatzeit sich wieder anhebet, höret selbige auf und fängt nicht ehender wieder an, als bis sämmtliche Früchte im Felde ausgewachsen sind und bis die Ernte erfolget. Die Alten könten sich allenfalls auch diese Zeit wohl durchhelfen; allein die Jungen leiden nur gar zu sehr darunter. Sobald aber die Sense erklingt; so höret dieses auch wiederum auf und währet nicht einmal so lange, denn sie wissen eben sowohl, wie die Sperlinge in ein reifendes Kornfeld sich zu legen, und die Körner aus den Aehren zu suchen. Eine Vermischung von Feldbohnen, Erbsen, Gerste, auch Weitzen, zu gleichen Theilen, ist für sie das beste Futter

ter, doch können sie, wenn man sie so delikat nicht speisen will, mit bloßer Gerste sich auch behelfen, nur ist Haber kein Futter für sie.

Bestimte Paare, besonders in einer großen Flucht zu haben, ist nicht wohl möglich, und muß man dieses bloß dem Zufall überlassen.

Noch muß ich bemerken, daß bei Anlegung eines Schlages, auch darauf zu sehen ist, daß solcher vom Geräusch und Getöse möglichst entfernt wird. Ersteres unterhält eine beständig große Schüchternheit und letzteres betäubt die Eyer und sie kommen nicht zur Perfection.

Berechnung der Kosten an Küchen-Nothdurft, von einer 1615 gehaltenen Hochzeit eines Drosten von St*** mit einer Fräulein von L***. *)

Sechs und achtzig große und kleine Töpfe, 150 Pfund Talg, 27 Stück hölzerne Schüsseln, 4 Dutzend Teller, 5 Stück Mollen, 100 Stück irdene Becher, 8 Pfund Zwiebeln, 5 Schock Biergläser, 44 Bund Weingläser, für 4 Rthlr. Wachslichter, 16 Pfund Wachs zu Fackeln, 36 Pfund Honig, 3 Quartier Rosen- und Lavendelwasser, 16 Kälber, 5 dito, 16 Malter Rocken, 1 Malter Weizzen, 5½ Eimer Weserfische, 3 Centner Teichfische, 11 Schock Krebse, 1 Tonne Salz, 12 Schock Eyer, 1 Malter Borgfeldsche Rüben, 16 Pfund Oblatenkuchen a), ½ Centner Kastanien, für 3 Rthlr. Zuckerbilder, 4½ Pfund Kirschenmuß, für 12 Rthlr. Marzipan, 5 Pfund Confectzucker auf Anies, 5 Pfund Confectzucker auf Canehl, 5 Pfund Confectzucker auf Coriander, 5 Pfund Confectzucker auf Fenchel, 5 Pfund Confectzucker auf Mandeln, 5 Pfund Confectzucker auf Manus Christi b), 6½ Pfund Brunellen, 3 Pfund Hintleuften c), 3 Pfund Quittenzucker, zu 2½ Rthlr., 3 Pfund gebackenen Canehl, 4 Pfund carmoisirt Zucker, zu 1 Rthlr. 9 gr., 2 Pfund des besten dito, zu 4 Rthlr., 5 Schachteln Quittensaft, 4 Pfund welsche Pretzeln d), 5 Dutzend Nürnberger Kuchen, 1 Pfund Muskatenblumen, 1 Pfund Cardemomen, 30 Pfund Zwetschen, 18 Pfund Feigen, 18 Pfund große Rosinen, 24 Pfund kleine Rosinen, 24 Pfund Mandeln, ½ Pfund Safran zu 6 Rthlr., 1 Tönnchen mit 56 Limonien e), 28 Pfund Kappern, 1 Tonne rothe Rüben,

2 Tönn-

*) Vermuthlich ist diese Hochzeit im Winter gehalten worden, weil gar keiner Gartengewächse in der Berechnung Erwähnung geschieht.

a) Entweder die bekanten Oblaten, in länglich viereckigten Tafeln, oder Eiser- auch vielleicht die sogenannten Rollkuchen.

b) Sogenanntes Zuckerbenit.

c) Zichorien oder Endivien.

d) Welsche Krengeln.

e) Eine Art Zitronen.

Tönnchen Gurken, 2 Pfund Canehl, 8 Loth Gallian f), 2 Tönnchen Austern, 11 Pfund Oliven, 1 Pfund Bestandt g), 1 Pfund Brauntuch h), 2 Pfund Anies, 20½ Pfund Zucker, 2 Pfund Candies, ½ Pfund Räucherpulver, 7½ Pfund Granatäpfel, 14 Pfund Baumöl, 21½ Pfund Zwetschen, ½ Pfund langen Pfeffer, 6 Bund Nürnberger Kuchen, 1 Pfund Nägelein, 5 große Reibekuchen i), 81 Pfund Canarienzucker, 2 Pfund Puderzucker, 6 Pfund Ingwer, 4 Pfund Pfeffer, 4 Pfund Paradieskörner, 1 Pfund Bestandt, 1 Pfund Nägelein, 3½ Rthlr. für Eßig, 28 Pfund Texter Käse, 105 Pfund Stockfisch, ½ Tönnchen Lachs, 1 trockener Lachs zu 3 Rthlr., ½ Tönnchen Neunaugen, 2 friesische Ochsen, 1 feister Bullen, 1 feister Ochse, 1 feiste Kuh, 10 feiste Hammel, 36 feiste Gänse, 8 feiste Schweine. 12 Spanferkel, 6 Seiten Speck, 89 Stück Hühner, 20 Stück Maifisch, 48 Ellen Taft über das Confect k), 8 Ohm 1 Viertel Wein zu 18 Rthlr., macht 144 Rthlr. 31 gr. 4 pf., 3 Ohm 3½ Viertel Wein zu 16 Rthlr., macht 50 Rthlr. 27 gr., 1½ Ohm rothen Wein zu 18 Rthlr., macht 27 Rthlr., 2½ Ohm 1 Virtel Wein zu 20 Rthlr., macht 51 Rthlr., 4 Stübchen Malvasier, 3½ Stübchen Brantewein, 12 Tonnen Broyhan von Hameln, 12 Tonnen Hämelsches Bier, 8 Tonnen Hemmendorfsches Bier, 14 Tonnen Bodenwerderschen Broyhan, 22 Tonnen Ottensteinschen dito, 8 Fuder 1 Malter Haber zu 16 Rthlr., dem Meisterkoch 30 Rthlr., 3 Köchen 6 Rthlr., 18 Rthlr., Daniel Koch 6 Rthlr., 2 Köchen 4 Rthlr. 28 gr., 3 Schlächtern 1 Rthlr. 18 gr., den Musikanten 20 Rthlr. 11 gr., für Aufwartung 5 Rthlr., dem Mahler 12 Rthlr., 8 Soldaten zur Wache 6 Rthlr. 28 gr., den Berghauern 4 Rthlr. 28 gr., Schüsselwäscherinnen 2 Rthlr., für Pichkränze und Theer 6 Rthlr. 9 gr., dem Förster für 2 Schweine und 3 Hirsche 5 Rthlr. 35 gr. l).

Summa 1178 Rthlr. 4 gr.

f) Eine Wurzel, die mit dem Ingwer was ähnliches hat, und candirt, in eben der Absicht wie der candirte Calmus, gebraucht wird.

g) Vermuthlich Pistazien; vielleicht aber auch die ausgekochte Kraft von geraspeltem Hirschhorn, die in der Küche die Benennung von Hirschhornstand führt, und zu Gelees gebraucht wird.

h) Wahrscheinlich der bekante rothe Flor, welcher zum färben noch jetzt in der Küche gebraucht wird.

i) Müssen alte Semmeln, die sich leicht reiben lassen, gewesen seyn. Eine Art Kuchen hierunter zu verstehen, die rührend oder reibend zubereitet werden, läßt sich nicht wohl denken; weil der hier unten angeführte Meisterkoch durch einen seiner Gehülfen, worunter einer das Geschäfte des Backen gemeiniglich übernimt, solche hätte können verfertigen lassen, und der Zukauf davon nicht erforderlich gewesen.

k) Ein Gebrauch, der heut zu Tage, wenigen Menschen bekant ist.

l) Muß wohl nur das Schießgeld, oder das Wildpret in den Zeiten sehr wohlfeil gewesen seyn.

Von

Von der mittlern Wärme in verschiedenen geographischen Breiten.

(Aus einem Briefe des Königl. Portugiesischen Bombardier-Hauptmannes und Mitgliedes der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Lissabon Prätorius an den Hannoverischen Artillerie-Fähndrich G. Scharnhorst.)

Ich habe wie sie wissen, auf dem Wilhelmstein 5 Jahre genaue meteorologische Beobachtungen angestellet, und aus den Summen aller täglichen Beobachtungen eines Jahres die mittlere Wärme dieses Orts zu 48½ Grad Fahrenheit gefunden; eben diese habe ich nun zu Lissabon mit der größten Genauigkeit fortgesetzt, und hier finde ich die mittlere Wärme zu 63½ Grad; Wagentin (auf dessen Wort ich viel baue,) giebt die mittlere für Stockholm zu 41½ Gr. an.

Diese Beobachtungen, die mir viel Arbeit gekostet haben, sind mir jetzt viel werth, denn ich muß es ihnen mit der größten Freude melden, daß sie genau mit dem Sinnus der Elevation des Aequators übereinstimmen.

Sie sehen, daß man also aus dem Sinnus der Elevation des Aequators eines Orts auf seine mittlere Wärme schließen kan: und daß die Theorie der Franzosen, die man in des P. de la Cotte Sammlungen findet, unrichtig ist.

Nur muß man hier die Höhe des Orts (indem man ungefähr für eine Linie des Barometers 1 Grad Fahrenheit abrechnet,) in Betracht ziehen. Auch macht die Lage der Gegend, 2c. kleine Abänderungen, die jedoch im westlichen Europa, überhaupt auf der nördlichen Hemisphäre an den Küsten, keinen großen Unterschied hervorbringen werden.

Ich habe nach dieser Theorie eine Tabelle berechnet, und sie der hiesigen Königl. Akademie gegeben: nachher habe ich ihr auch einen von mir erfundenen Meerthermometer vorgezeigt, mit dem ich gefunden, daß der Grad der Meerwärme 60 Faden tief, unterm Aequator 80½, unter dem Tropico cancri 81, und unter dem Tropico capricorni 80 Grad Fahrenheit ist.

Sie sehen hieraus, daß es unter dem Wendezirkel des Krebses wärmer ist, als unter dem Aequator. Unter dem Krebs zeigte der Fahrenheitsche Thermometer, bei der Beobachtung im November bei gänzlicher Windstille in der Luft 74 Grad unterm Capricorn in eben der Zeit 79 Grad, weil hier natürlicher Weise damals die Sonne stärker als unterm Krebs war.

Jetzt habe ich mehrere Beobachtungen mit meinem Thermometer angestellt, und gefunden, daß von den Wendezirkeln, nach den Polen, die Meerswärme mit meiner Theorie übereinstimmt; vielleicht kan man mit der Zeit noch mit meinem Thermometer aufm Schiffe die Breite bestimmen.

Ich will ihnen alle meine meteorologischen Entdecknngen, die ich der Königl. Akademie vorlegen werde, bei erster Gelegenheit zuschicken.

So weit der Brief des Herrn Prätorius.

Dieser Hauptmann Prätorius ist von Geburt ein Brandenburger, er hat im letzten siebenjährigen Kriege bei der Preußischen Arme gedienet, hernach in dem Kriege zwischen Spanien und Portugal, darauf bei dem verstorbenen Grafen von Bückeburg, in der Militairschule zum Wilhelmstein, bis er jetzt seit 5 Jahren in Portugal dient.

Anmerkung. Man hat von diesem Hauptmann Prätorius eine Karte der Gränze Spaniens und Portugals, und eine von den Grafschaften Lippe, die beide an Genauigkeit nicht übertroffen werden. Zur Aufzeichnung der meteorologischen Beobachtungen, hat er eine eigene Methode erfunden, vermittelst welcher man aus dem Ganzen ungemein bequeme Schlüsse ziehen kan. Er bezeichnet das Fallen und Steigen des Quecksilbers im Barometer, Thermometer, 2c. das Zu- und Abnehmen des Mondes, die Veränderung des Windes durch Curben.

S.

Hannoverisches Magazin.

53tes Stück.

Freitag, den 4ten Julius 1783.

Ueber die verschiedenen Begriffe von einem künftigen Leben.

Man! Foolish Man!
Scarce know'st thou, how thy self began;
Scarce hast thou Thought enough to prove, thou art;
Yet, steel'd with study'd Boldness thou dar'st try
To send thy doubting Reason's dazled Eye
Through the mysterious Gulph of vast Immensity.

Prior.

* * *

Einem denkenden Weltbürger von einer empfindungsvollen, seine Mitmenschen liebenden, Seele, ist es eine traurige Erscheinung, ganze Nationen zu bemerken, denen der Gedanke an eine künftige Welt gleichgültig zu seyn scheinet, und nicht selten einzelne Menschen anzutreffen, die diesen eben so gegründeten als köstlichen Gedanken sogar lächerlich finden. Gleichwohl ist nächst dem Glauben an ein unendlich herrliches und gütiges Wesen, das nicht nur Weltschöpfer, sondern auch väterlicher Regierer des grenzenlosen Weltgebäudes ist, der menschlichen Gesellschaft, und jedem einzelnen Mitgliede derselben, keine Ueberzeugung unentbehrlicher, und ich darf hinzusetzen unter gewissen Umständen erfreulicher, als die Ueberzeugung von der Fortdauer nach dem Tode. Der Wunsch, daß es noch ein anders und besseres Leben geben möge, hat in der Natur des Menschen seinen kaum zu vertilgenden Grund. Er fließet aus dem ersten und stärksten der Grundtriebe, aus der Liebe zu uns selbst. So bald der Mensch zu einigem Nachdenken gelangt, und die Süßigkeit des Daseyns nicht nur empfinden, sondern auch schätzen gelernt hat, muß der Gedanke in ihm aufsteigen: bin ich bloß für diese Erde geschaffen, oder hab' ich eine höhere Bestimmung? Hör' ich im Tod' auf, ein empfindendes denkendes Geschöpf zu seyn? Werd' ich dann nicht mehr mich meines Daseyns erfreuen, nicht mehr anbetend bewundern können den Schöpfer in seiner herrlichen Welt, nicht mehr innigst mich ergötzen beim Anblick tausend flammender Sonnen?

Werden alle Bande der Freundschaft und Liebe, die ich hier knüpfte, durch den Tod auf ewig zerrissen werden? Ach, mein Geist strebt über dies kurze Leben hinaus! Ich fühl' in mir die Anlage zu höhern Tugenden, den Drang nach höhern Einsichten! Näher wünscht' ich mit ihr vereinigt zu werden — der Urquelle aller Glückseligkeit! Tiefer deine Wunder zu erforschen, o du Namenloser, du Erster!

Reisebeschreiber versichern uns, daß selbst vielen Völkern, die noch auf der untersten Stuffe der Kultur stehen, der Begrif von einem künftigen Leben nicht gänzlich unbekant sey. Aber der Wilde hat nur eine dürftige elende Vorstellung davon. Die Beschäftigungen, die er hier trieb, die Freuden, die er hier schäzte, erwartet und hoffet er auch dort wieder zu finden, nur ohne die Mühseligkeiten, die ihn hier drückten. Der nordamerikanische Wilde glaubt nach dem Tode glücklicher jagen zu können. Der Grönländer freuet sich auf den treflichen Thran, den er dann in Ueberfluß haben wird. Es wäre der Mühe werth gewesen, wenn einer unter den vielen Reisebeschreibern Gelegenheit gehabt hätte zu bemerken, in wie fern diese klägliche Vorstellung von einer künftigen Welt auf den Wilden wirkt; ob sie ihm die Ertragung seiner oft großen Mühseligkeiten erleichtert, im Tode, dem er als Gefangener so muthig entgegen geht, ihn stärkt.

So dürftig diese Begriffe roher Völker von jenem Leben auch sind, so ist es mir doch ein rührender Gedanke, daß der Vater der Menschen, dessen Kinder Europäer, Afrikaner und Huronen sind, auch diesen armen Völkern einige schwache Stralen jenes Lichtes verlieh, das uns so hell leuchtet.

Wenn der Negersklav den Tag über sich unter der Geißel empfindungsloser Henker wie ein Wurm krümmet, und des Nachts von den verstolnen Versammlungen seiner nicht minder geplagten Brüder, die beim milden Schimmer des Monds ihr Elend beweinten, — durch wüthende Hunde verscheucht wird; wenn ihm nicht einmal die Befriedigung des menschlichsten der Triebe, des Hanges zur Geselligkeit, der Quelle des Trostes für Unterdrückte, vergönnt wird, — was kan ihm, wenn er so unter Schlägen hinwelkt, süßer, erfreulicher seyn, als der Blick in ein besseres Leben, er gedenke sichs nun auch, wie er wolle!

Die alten Einwohner von Hispaniola glaubten, daß sie nach dem Tode in ein Thal gelangten, wovon jeder große Casique meinte, daß es in seiner Herrschaft befindlich wäre. Da, hoften sie, würden sie ihre Aelten und Vorfahren finden, würden Weiber haben, essen, trinken, und alle Arten von Vergnügungen genießen a).

Die alten Celten dachten sich das künftige Leben nicht auf einerlei Art. Ei-

a) The general history of the vast continent and islands of America &c. by Antonio de Herrera. Vol. I. p. 161.

Einige begruben mit den Todten zugleich die Kostbarkeiten derselben, Pferde, Waffen, in der Meinung, daß die Seelen der Verstorbenen sich an einem Ort, welchen die Skalden oder Skandinavischen Dichter Walhalla nannten, versammelten, sich daselbst wie hier auf Erden beschäftigten, und mit Gott Odin schmausten.

Andere glaubten eine Seelenwanderung. Hierüber findet man eine Hauptstelle beim Lucan im ersten Buche der Pharſ. Er sagt von den Barden der Celten:

> Vobis auctoribus vmbræ
> Non tacitas Erebi sedes, Ditisque profundi
> Pallida regna petunt: regit idem spiritus artus
> Orbe alio: longæ (canitis si cognita) vitæ
> Mors media est.

Der Dichter preist diese nordischen Völker in ihrem Irrthum glücklich, weil sie die größte unter den Besorgnissen, die Furcht vor dem Tode, nicht ängstige; ein Umstand, der ihren Geist entschlossen mache, dem Tode muthig entgegen zu gehen:

> Inde ruendi
> In ferrum mens prona viris, animæque capaces
> Mortis: & ignauum est rediturae parcere vitæ.

So gewiß war der römische Dichter überzeugt, daß der Glaube an eine künftige Welt Heldengeist einhauche. Der russische Soldat, sagt Graf Algarotti in seinen Briefen, glaubt, daß er gerades Weges in den Himmel gelange, wenn er für seine Kaiserin stirbt.

Aus dem Ossian siehet man, welche Begriffe sich die alten Schotten, ein celtisches Volk, von den Geistern der Verstorbenen machten. Die Seelen seiner abgeschiedenen Helden führen Schwerdt, Speer und Schild, aber alles ist Luftbild. — Fürcht' ich deine düstere Bildung, du Geist des leidigen Loda! sagt Fingal zur Gestalt die ihm erscheint. — Schwach ist dein Schild von Wolken, kraftlos das Luftbild, dein Schwerdt; der Windstoß rollt sie zusammen, und du bist selber verloren! Fleuch von meinen Augen du Nachtsohn! Ruf deinen Winden und fleuch!

Zwar antwortet der Geist: auf Geschlechter werf ich mein Aug' und sie verschwinden: mein Odem verbreitet den Tod. Auf den Rücken der Winde schreit ich voran; vor meinem Gesichte brausen Orkane, — aber mein Sitz ist ruhig über den Wolken, lieblich sind die Gefilde meiner Ruhe.

Der Geist hebt den schattigen Speer, und Fingal verwundet ihn. Seine Bildung, sagt Ossian, zerfloß gestaltlos in Luft, wie eine Säule von Rauch, welche der Stab des Jünglings berührt.

Sanftere Geister, die Seelen trauernder Mädchen, durchwandeln einsam die Haide. Noch andere horchen dem Harfenklange der Barden.

Was den ossianischen Helden im Leben wichtig gewesen war, liebten sie auch noch nach ihrem Tode. So ist

auch Ossian gesonnen, die Harfe jenseit des Grabes nicht ruhen zu lassen. Wir besteigen indessen, spricht er zu seiner Vertrauten, wir besteigen indessen die Wolken, Malvina, auf Flügeln brausender Winde. Oft werden unsere Stimmen in der Wüst' erschallen! Singen werden wir im Lüftgen des Felsen. S. den Krieg von Caros.

Auch freuen sich die Todten. Roth, sagt Ossian im Gedichte Cathlin von Clutha, roth über meinen hundert Strömen streifen die hellen Pfade der Todten; sie frohlocken in Stunden der Nacht auf wirbelnden Winden.

Wenn die Krieger im Traume Todte sehen, ists ein Zeichen kommender Streiter, heranstürmenden Kampfes. Schön ist die Beschreibung eines Geistes im Fingal B. 2.

Ein dunkelrother Feuerstrom stürzte vom Hügel sich. Crugal saß auf dem Stral, ein Führer der im Kampf erlag. Sein Antlitz, sagt der Dichter, gleicht dem Schimmer des sinkenden Monds. Seine Kleider Wolken des Hügels. Seine Augen zwo sterbende Flammen. Dunkel die Wunde der Brust. Crugal, sprach der mächtige Connal, warum so bleich und so traurig, du Schildezerbrecher? Nie bleichte die Furcht dich. Was trübt den geschiedenen Crugal?

Er stand dämmernd und in Thränen, und streckte seine bleiche Hand über den Held. Leis erhub er seine schwächliche Stimme, wie das Lüftgen des schilfigten Lego:

„Leicht bin ich, wie der Hauch von Cromla. Ich schreite wie der Schatten des Nebels.

Leser der classischen Schriftsteller können mit dieser Schilderung das Bild Hektors vergleichen, in der Aeneide, der den Aeneas vom Schlafe weckt, da die Flamme der Griechen in Troja wüthet.

Nach der esoterischen Philosophie der Bonzen, oder Priester von der Sekte des Fohi in China, ist es die größte Glückseligkeit, wenn man nach dem Tode mit dem Nichts vereinigt wird. Nach der exoterischen aber lehren sie eine Seelenwanderung in die Körper der Thiere.

Con-fu-tse, der berühmte Weise der Chineser, befaßte sich nicht mit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, und behauptete, man müßte nur sichtbare Gegenstände untersuchen.

Nach der Religion der Sintos, der ältesten unter den drei in Japan herrschenden Religionen, giebt es nach dem Tod' ein seliges Leben der Frommen. Eine Hölle glauben sie nicht. Die Seelen der Lasterhaften irren eine Zeitlang nach dem Tod' umher, bis sie in die Wohnung der Götter aufgenommen werden.

Die Aegyptier lehrten, nach dem Herodot B. 2. K. 123. eine Seelenwanderung, die darin bestand, daß die Seelen, nachdem sie alle Thiere der Erden, des Wassers und der Luft durchwandert hatten, innerhalb 3000 Jahren, endlich in einen menschlichen Körper zurückkehrten.

Chaldäer und Perser hielten die Seelen für Theile der Weltseele, in die sie nach dem Tode zurückkehrten. Dieses ist aber keine eigentliche Unsterblichkeit, weil die Seelen aufhören als Individua zu subsistiren.

Die Griechen glaubten frühzeitig ein anderes Leben. Den Ort des Aufenthalts der Verstorbenen nannten sie Hades, den sie, je ausgebreiteter ihre Länderkunde wurde, immer weiter hin nach Westen verlegten, zuletzt in die glücklichen Inseln. Homer kennet noch keinen Unterschied zwischen dem Orte der Seligkeit und der Quaal. Nachher sonderte man das Elysium vom Tartarus. Man dachte sich Anfangs den Ort der Seligkeit als eine Wohnung körperlicher Freuden, bis sich die Begriffe allmählich verfeinerten, wie man aus dem Phädon sieht. Hieher gehört auch die rührende Schilderung, die Virgil im sechsten Buche seines Heldengedichts entworfen hat. Die Weltweisen zweifelten inzwischen zum Theil an einem künftigen Leben, und der Glaube an ein Elysium ward immer schwankender, und artete unter Griechen und Römern, zum großen Nachtheile des gesellschaftlichen Wohls, zuletzt fast gänzlich in Unglauben über diesen Punkt aus, woran Sophisten und Dichter durch ihre Declamationen und Dichtungen Schuld waren.

Wie Sokrates gedacht habe sieht man am deutlichsten aus der Rede, die er vor seinem Tod' an seine Richter hielt. Ich bin fest überzeugt, sagt er, daß es mein größter Vortheil sey, wenn ihr meine Richter mich jezt zum Tode verdammt. Eines von beiden ist nothwendig die Folge davon: entweder raubt mir der Tod alle Empfindungen, oder er führt mich hin in ein anders Leben. Raubt mir der Tod alle Empfindungen, ist er ein tiefer Schlaf ohne alle Träume, wie wünschenswürdig ist mir dann der Tod! Ists aber gegründet, daß der Tod ein Uebergang zu solchen Orten ist, wo die sich jezt befinden, die vor uns lebten, um wie viel glücklicher bin ich dann nicht, der ich von denen, die sich Richter nennen, zu denen gehen soll, die es würklich sind, zum Minos, Rhadamantus und Aeakus, um dort Männer zu finden, die in ihrem Leben Gerechtigkeit und Wahrheit übten! Dünkt euch dies nicht eine glückliche Reise zu seyn? Haltet ihr es denn für so gar nichts, mit einem Orpheus, Homer und Hesiodus zu sprechen? Wahrlich, ich wolte dieser Dinge halben wohl mehr als einmal sterben. Mit welchem Vergnügen werd' ich nicht mit Ajax und Palamedes und vielen andern reden, die, wie ich, von unbilligen Richtern litten! Ihr aber, meine Freunde, zittert nicht vor dem Tode! Einem rechtschaffenen Mann kan weder im Leben noch im Tod' etwas Böses wiederfahren. Seine Angelegenheiten stehen immer unter der Götter Aufsicht. Doch, so endigt er seine Rede, es ist Zeit, daß ich sterbe, und ihr den Geschäften des Lebens nachgehet. Wer es von uns am besten treffen wird, das weiß Gott, aber kein Sterblicher.

Der trefliche Mann redet freilich

zweifelhaft; aber mir scheint es klar zu seyn, auf welche Seite er sich neige. Sein Schüler Plato glaubte, die menschlichen Seelen wären ursprünglich Dämonen, die anfänglich in der Gesellschaft der Götter gelebt, aber die Materie lieb gewonnen hätten. Zur Strafe wären sie von den Untergöttern in menschliche Körper gekerkert. Der Mensch habe also eine unsterbliche Seele außer zwoen, von den Dämonen gewürkten, sterblichen. Die unsterbliche Seele müßte sich von dem Leibe los zu machen, oder die Sinne zu ertödten suchen, welches der Anfang des Dämonenlebens, und zugleich die höchste Glückseligkeit wäre.

Aristoteles läugnete die Unsterblichkeit der Seele. Er sagt mit dürren Worten: Der Tod ist unter allen Dingen das fürchterlichste, denn er ist das Ende des Lebens, und wenn der Mensch todt ist, so scheint weder etwas gutes noch böses übrig zu seyn b).

Die Stoiker hielten die Seelen für Theile der Weltseele. Einige hielten sie für sterblich, andere für unsterblich. Doch glaubten die letztern, daß die Seelen böser Menschen bald nach dem Tode zerflatterten, die Seelen guter Menschen aber nur bis zu ihrer allgemeinen Verbrennung fortdauerten.

Die eigentliche Lehre des Pythagoras und seiner Schüler ist, wegen des Widerspruchs der Schriftsteller, einigem Zweifel unterworfen. Wahrscheinlich lehrte er selbst eine Wanderung der Seelen. Die Epikuräer läugneten die Unsterblichkeit unsers bessern Theiles schlechtweg. Cicero zweifelte. Seneca spricht wie gewöhnlich glänzend von dieser Sache. Epist. 102. Kurz, wenn man die Geschichte des menschlichen Geistes unpartheiisch durchgeht, so wird man finden, daß die christliche Religion auch in Absicht dieser Lehre sich einen herrlichen Lorbeer erworben hat. Nur von der Zeit an ist diese unentbehrliche Wahrheit ausgebreitet und fester gegründet worden, da die, unläugbar, wohlthätigste aller Religionen, obgleich unter Drangsalen, als Siegerin hervorging, die Götzentempel mit ihren Gräueln niederriß, die am meisten verfeinerten Völker belehrte, daß sie bisher die schimpflichen Fesseln eines unbegreiflich einfältigen Aberglaubens getragen, und sie aus dem Unflath ihrer Laster kräftig herausriß; durch die herzerhebende Lehre von einer Welt jenseit des Grabes den hohen Werth jedes Menschen überzeugend predigte, und dadurch dem betrübten oder geängsteten Tugendhaften Heiterkeit und Muth, dem Frevler aber heilsames Schrecken einflößte.

Wenn ich gleich anfangs von ganzen Nationen redete, denen der Gedanke an eine künftige Welt gleichgültig zu seyn scheinet, so verstand ich, wie man leicht vermuthen kan, darunter die unglücklichen Völker, die noch immer im dunkeln sitzen, und in ihren verbrannten Wüsten, oder kalten, von ewigem Winter beherrschten Gegenden sich über die niedrigste Staffel der Kultur nicht zu erheben vermögen.

Mit

b) Ad Nicomachum lib. 3. cap. 6.

Mit eben den Fähigkeiten wie wir geboren, von Natur geschickt zu denselben Unternehmungen, wodurch sich unsere Europäer über alle Völker erheben; kurz geschmückt mit einem Geiste, der wie der unsrige das Weltgebäude überleben wird, kennen sie keine höhere Glückseligkeit, als die Befriedigung des Bauchs.

Ein wunderbar Geschöpf, das wie die dümmsten Thiere
Sich Nahrung aus der Erde gräbt, und wie der Engel denkt.

Der Vater der Geister kennet inzwischen die Mittel, durch welche er auch diese Kinder sicher ihrer Bestimmung immer näher bringen wird.

Aber woher unter uns, ich will nicht sagen Christen, denn jetzt muß man häufig unter einem Europäer und christlichen Europäer unterscheiden,— woher so viele Zweifler? Woher die beträchtliche Zahl solcher, die jenes Leben offenbar läugnen? Diese Frage mag die zahlreiche Schule jener geputzten Weisen beantworten, die nur durch feinere Organisation über Stiere und Hunde erhaben zu seyn wähnen. Ihre Zahl wird sich unstreitig nach dem Verhältniß vermehren, in welchem sich das Lesen solcher französischen Schriften verbreitet, die mit so vieler Schwatzhaftigkeit den Materialismus verkündigen.

Eine unter Christen nicht ungewöhnliche Vorstellung vom künftigen Leben kan ich hier nicht unberührt lassen, da sie unmittelbar zu der in diesem Aufsatz abgehandelten Materie gehört. Man gedenket sich nicht selten den Aufenthalt der Seligen als einen Ort der Ruhe, und man irret nicht, wenn man im Himmel Befreiung von Noth und Jammer erwartet. Aber, wenn man sich dabei eine gänzliche Unthätigkeit gedenkt, welche diejenigen behaupten, die ich hier bestreite, so kan nichts ungegründeter seyn, nichts was mehr gegen die richtigen Begriffe von Glückseligkeit streitet, die ohne Beschäftigung der wesentlichen Kräfte unsers Geistes schlechterdings nicht statt findet. Müssiggang ist unserer Natur zuwider, so wie Thätigkeit das auszeichnende Merkmal nicht nur unsers Geschlechtes, sondern aller Thiere nach dem verschiedenen Maaße ihrer Bedürfnisse ist. Erklärte Schwelger, die, wie Horaz sagt, nur geboren zu seyn scheinen die Früchte der Erde zu verzehren, suchen selbst in der Entzündung ihrer Leidenschaften Beschäftigung; sinnen über die Mittel nach, wie sie sich von dem Tage befreien wollen, und reisen, nach dem Ausdruck eines englischen Verfassers, von London nach Bath, und von Bath nach London, um eben so müßige Leute aufzusuchen, wie sie selbst sind, mit denen sie die Zeit tödten können. Gleichwohl gewährt das Leben kein höheres Vergnügen, als wenn man in nützlichen Geschäften Hindernisse überwindet, und von einer Stuffe des Fortgangs zur andern schreitet. Man gedenke sich einen Luther oder Haller, die, wie die ganze Welt weiß, für das allgemeine Wohl nicht nur unabläßig arbeiteten, sondern wahrlich auch in dieser unaufhörlichen edlen Thätigkeit sichern Lohn fanden, — man ge-

gedenke sie sich in dem feierlichen Augenblick, da sie diese Welt verließen, ausgerüstet von der Hand des Allmächtigen mit Geisteskräften, deren fortschreitende Entwickelung ihre staunenden Mitbürger mit süßem Vergnügen erfüllte. Sie sehen die Erde nun unter ihren Füßen. Herrlicher strahlt ihnen die Sonne im verwickelten, aber bis zum Entzücken regelmäßigen Gange muthig sich schwingender Welten. Geschärfter ist das Aug' ihres Geistes, leichter und schneller ihr Fuß. Die Welten, die Kepler, Euler und Kästner in unermeßlicher Entfernung bewunderten, flammen ihnen vielleicht nun näher. Sie vernehmen das Gebrause der Meere des Mondes, erblicken vielleicht Millionen von Geschöpfen, die hier auf Erden die feurigste Einbildungskraft sich nicht zu entwerfen vermag, reden mit Geistern, die wie Eloa sagen können:

Lange war ich, ich schau in Ewigkeiten zurücke!
Als du wurdest o Welt, da war schon manches Jahrhundert
Ueber mein Haupt vorüber geflossen, und meine Tage
Sind nicht eines Sterblichen Tage, der aufblüht und Staub wird.

Alles fordert sie auf, alles erleichtert es ihnen, den Gott näher kennen zu lernen, der schon auf Erden das Glück ihrer erhabenen Seele war. Er reicht ihnen auch jetzt gleichsam die Hand, sie zu sich zu führen, und sie, Luther und Haller, solten in sybaritische Trägheit versinken, oder nach Mahommedanischen Paradiesen lechzen?

Fortgehende schnellere Entwickelung aller Geisteskräfte muß man sich durchaus in jenem Leben gedenken, oder man verkennet die Bestimmung des Menschen, die auf immer wachsende Vervollkommung und daraus entspringende Glückseligkeit abzweckt. Jenes Leben steht, wie man hieraus sieht, mit dem gegenwärtigen in genauem Zusammenhange, und ist mit diesem eines und dasselbe. Und wer darf unsern Kräften Gränzen setzen, über welche hinaus nicht noch immer neue gedacht werden könten? Aeltern müssen daher ihren Kindern frühzeitig Begriffe von ihrem Geiste beizubringen suchen, die ihres hohen Ranges würdig sind.

Wollen wir würklich gute Menschen seyn, so müssen wir ohnehin jene Welt stets vor Augen haben, menschliche Freuden als Menschen genießen, und als Menschen weinen, aber an Tod und Verwesung als Engel gedenken. Du darfst alsdann, wer du auch bist, den Tod nicht scheuen, noch als Greis untröstlich, wie Ossian, die Jahre froher Jugend beweinen:

O, du, die du droben rollst, rund wie der Schild meiner Väter! Woher sind deine Stralen, o Sonne! Woher dein ewiges Licht? Du schreitest voran in deiner ehrwürdigen Schöne. Die Sterne verbergen sich am Himmel; der Mond kalt und bleich sinkt in die westlichen Fluthen. — Der Ocean sinkt und schwillt wieder auf; der Mond selbst verliert sich am Himmel: du aber bist immer dieselbe, und erfreust dich im Glanze deines Laufs. Wenn Orkane die Welt in Finsterniß hüllen, der Donner rollt und Blitze fliegen, — schaust du in deiner Schön' aus den Wolken, und lächelst über den Sturm. Aber für Ossian schaust du vergebens; denn er sieht deine Stralen nicht mehr. — Doch du bist vielleicht, wie ich, nur für eine Zeit, deine Jahre werden ein Ende haben. Du wirst schlafen in deinen Wolken, unbekümmert um den Ruf des Morgens. Erfreu dich dann, Sonne, in der Kraft deiner Jugend! Das Alter ist finster und unhold; es gleicht des Mondes dämmerndem Lichte, wenn es durch gebrochene Wolken hinschimmert, und der Nebel auf dem Hügel sich senkt; der Hauch des Nords herrscht auf der Flur; in der Mitte seiner Reise bebet der Wanderer.

Kuhls.

Hannoverisches Magazin.

54tes Stück.

Montag, den 7ten Julius 1783.

Anmerkungen über die Behandlung neugeborner Kinder.

Von D. Joh. Chr. Gottl. Ackermann. a)

Man hat in den neuern Zeiten, und noch nicht vor gar langer Zeit in dem Leipziger Intelligenzblatte angerathen, den neugebornen Kindern, um sie ihre ganze Lebenszeit hindurch gegen die Pocken zu sichern, nach der Zerschneidung der Nabelschnur etwas Blut herauszulassen, und überhaupt dasjenige Blut, welches in dem mit dem Körper zusammenhangenden Stück Nabelschnur befindlich ist, möglichst rein herauszudrücken. Ich habe dies als eine Sache, die, wenn sie auch den verlangten Erfolg nicht hat, wenigstens nicht schaden kan, mehrern meiner Freunde angerathen, und es auch, wo ich zu Geburten gerufen worden bin, selbst sorgfältig gethan. Daß Kinder, bei denen dies mit Sorgfalt und ganz auf die vorgeschriebene Art geschehen ist, von den Pocken befallen worden sind, weiß ich gewiß; ob es aber bloß Zufall oder etwas anders war, daß solche Kinder allemal sehr gutartige Pocken hatten, und sehr leicht durchkamen, weiß ich nicht, und kan es auch jetzt noch nicht, bis ich mehrere Pockenepidemien erlebt habe, bestimmen.

Die Hälfte der Kinder in Europa werden die Nacht geboren, und diese haben ein übleres Schicksal, als diejenigen, die am Tage geboren werden. Es ist, wenn ein Kind zur Welt gekommen ist, nöthig, daß verschiedenes, das Wickelzeug, das Wasser zum Baden, u. s. f. herbeigeschaft werde; dies beschäftigt mehrere Personen, die meist mit hellen Lichtern in dem Zimmer, wo sich das neugeborne Kind befindet, herumrennen. Auch die Hebamme bedarf bei der Besorgung des Kindes eines Lichts, und wenn auch bei dem gemeinen Manne Jahre lang kein helles Licht in die Stube gekommen ist, so sind jetzt wenigstens Talglichter oder lodernde Kienspäne vorhanden, mit welchen geleuchtet wird.

a) Siehe Baldingers neues Magazin für Aerzte, des 2ten Bandes 6tes Stück. Man hat dieses wegen des gemeinen Nutzens hier abgedruckt.

Uns Erwachsenen ist es schon schmerzhaft, Abends, wenn wir eine Zeitlang im Dunkeln uns aufgehalten haben, plötzlich in ein hellloderndes Licht zu sehen. Der helle Schein des Lichts reitzt unsere Augen so, daß wir sie verschließen müssen. Wie vielmehr schmerzhaft muß dies nicht einem neugebornen Kinde seyn, welches des Lichts völlig ungewohnt, nun auf einmal dem stärksten Scheine desselben ausgesetzt wird? Es ist kläglich zu sehen, wie solche Kinder, wenn das Licht nahe an ihre Augen gebracht wird, durch das feste Zudrücken der Augenlieder und auf alle Art ihre unangenehme Empfindung verrathen. Es scheint sogar, daß diese plötzliche Angreifung der Augen Folgen auf die Zukunft habe, und vielleicht sind solche Personen, die ihr vollkommenes Gesicht in ihrem höchsten Alter behalten, eben solche, die in ihrer frühen Jugend nur nach und nach an das helle Licht gewöhnt worden sind. Es ist gewiß, daß die meisten, die dies Glück haben, und die ich darüber gefragt habe, am Tage geboren worden waren.

Das Bad ist das erste, dessen ein neugebornes Kind bedarf, nur ist man noch im Streit, ob ein warmes, oder ein kaltes Bad besser sey. Viele, die über unsere Ausartung, über unsere Weichlichkeit klagen, die haben wollen, daß wir, [illegible] Verzärtelung [illegible] Jahrhunderts [illegible] geworden ist, [illegible] lichsten S[illegible] hart werden [illegible], wenn sie Kinder [illegible] in kaltem Wasser [illegible], um sie gleich von der ersten Stunde ihres Lebens an abzuhärten. Aber, es ist das kalte Wasser oft nicht fähig, den [illegible] sehr fest an der Haut klebenden [illegible]gen Schmutz wegzuschaffen, und man würde, wenn man es verstärken wollte, das Kind bald mißhandeln müssen. Auch ist die Verkältung bei einem neugebornen Kinde, welches an eine so starke Wärme, als die menschliche, gewohnt ist, [illegible], wenn man seine ganze Oberfläche einer plötzlichen Kälte aussetzte, ich glaube, daß sie den Tod nach sich ziehen kan. Am besten ist es, das Kind mit lauem Wasser zu baden, und durch Seife und einen weichen wollenen Lappen den Schmutz von der Haut rein abzuwaschen b).

Das Einwickeln der Kinder ist nöthig, so sehr man auch dawider schreien mag; ein nicht eingewickeltes Kind ist man durchaus nicht im Stande, ohne zu befürchten, ihm Schaden zu thun, zu warten, [illegible] es lange auf den Armen zu tragen. Ich billige die gewöhnliche Art, Kinder in Windeln und Kissen einzuwickeln, überzeugt, daß

b) Hier gehe ich einige Seiten vorüber, nicht, als wenn ich sie des Abschreibens nicht eben so werth hielte: sondern bloß, weil die Sätze, welche [illegible] [illegible] sind; und hier der Ort nicht ist, weitläuftig zu seyn. Anm. des Herausg.

daß es keine bessere gebe, völlig, nur kan es den Müttern nicht tief genug eingeprägt werden, daß die Windeln und Kissen immer trocken, und daß überhaupt die ganze Einwickelung lokker und nicht zu erhitzend seyn müsse. Wenn die Kinder liegen, so ist es gut, daß man sie aufbindet. Sie gewöhnen sich auf diese Art an das Liegen, und erleichtern einigermaaßen die Wartung.

Man muß mit den Kindern, in Rücksicht auf die Wärme und Kälte, nicht allzu zärtlich seyn. Ich habe es nie geachtet, wenn meine Kinder im Winter mit herausgeschlagenen Armen in einem kalten Zimmer geschlafen haben, denn sie lassen die Hände ungern im Kissen, habe auch selten gemerkt, daß ihnen die Erkältung geschadet hat. Man ist überhaupt im Winter nicht im Stande eine gleiche Wärme bei Kindern zu erhalten. Die Hände und die Füße bleiben bei ihnen, auch in warmen Zimmern, immer kalt. — Die Hallorenkinder in Halle, laufen im härtesten Winter halb nackend an der Saale herum, und es giebt kein gesunderes und dauerhafteres Volk, als eben dieses.

Mit ungefähr der zwanzigsten Woche kommen die Kinder bei uns aus dem Kissen, das heißt, sie werden bei Tage nicht mehr eingebunden, wenn man auch des Nachts diese Gewohnheit, verschiedener Bequemlichkeit wegen, noch fortsetzt. Nun werden sie angekleidet. Die langen Kappen oder Negligees von Barchent, oder anderm gefütterten Linnen- oder Baumwollenzeuge, sind die bequemste und schicklichste Kleidung, die den ganzen Körper bedeckt, die leicht verwechselt werden kan, und die die Kinder selbst am meisten lieben, denn sie schreien, wenn man ihnen die Schnürbrust anzieht, so bald sie der Kappen nur einigermaaßen gewohnt sind.

Es kan keine nachtheiligere Kleidung für Kinder erdacht werden, als die Schnürbrüste, weil unter hundert derselben kaum eine gefunden wird, die dem zarten Körper der Kinder völlig angemessen wäre. Diejenigen, die von Rohr bereitet werden, sind die schlechtesten, die von Fischbein nicht viel besser, und die von Bindfaden geben meist zu viel nach. Es ist lächerlich, daß man bei den Schnürbrüsten der kleinsten Kinder schon auf die Völle, — das Emporsteigen des Busens gesehen hat, und höchst nachtheilig, weil besonders bei Kindern die Natur nicht gewollt hat, daß die untersten Ribben tiefer eingebogen seyn solten, als die obern, welches man doch eigentlich durch solche Schnürbürste verlangt.

Die besten Schnürbrüste sind diejenigen, die aus Filz, von den Hutmachern bereitet, und mit Leinewand, aussen und innen überzogen werden. An dem hintern Theile, wo sie zugeschnürt werden, muß an jeder Seite ein schmales, kurzes und biegsames Stäbchen Fischbein gut eingenähet seyn, weil sie sich sonst nicht gut zuschnüren lassen.

Uns Erwachsenen ist es schon schmerzhaft, Abends, wenn wir eine Zeitlang im Dunkeln uns aufgehalten haben, plötzlich in ein hellloderndes Licht zu sehen. Der helle Schein des Lichts reizt unsere Augen so, daß wir sie verschließen müssen. Wie vielmehr schmerzhaft muß dies nicht einem neugebornen Kinde seyn, welches des Lichts völlig ungewohnt, nun auf einmal dem stärksten Scheine desselben ausgesetzt wird? Es ist kläglich zu sehen, wie solche Kinder, wenn das Licht nahe an ihre Augen gebracht wird, durch das feste Zudrücken der Augenlieder und auf alle Art ihre unangenehme Empfindung verrathen. Es scheint sogar, daß diese plötzliche Angreifung der Augen Folgen auf die Zukunft habe, und vielleicht sind solche Personen, die ihr vollkommenes Gesicht in ihrem höchsten Alter behalten, eben solche, die in ihrer frühen Jugend nur nach und nach an das helle Licht gewöhnt worden sind. Es ist gewiß, daß die meisten, die dies Glück haben, und die ich darüber gefragt habe, am Tage geboren worden waren.

Das Bad ist das erste, dessen ein neugebornes Kind bedarf, nur ist man noch im Streit, ob ein warmes, oder ein kaltes Bad besser sey. Viele, die über unsere Ausartung, über unsere Weichlichkeit klagen, die haben wollen, daß wir, zu deren Verzärtelung Jahrhunderte lang der Grund gelegt worden ist, nun durch den widernatürlichsten Sprung wieder altdeutsch und hart werden sollen, sagen, man solle Kinder nach alter deutscher Manier in kaltem Wasser baden, um sie gleich von der ersten Stunde ihres Lebens an abzuhärten. Allein, es ist das kalte Wasser oft nicht fähig, den zuweilen sehr fest an der Haut klebenden fettigen Schmutz wegzunehmen, und man würde, wenn man es ja versuchen wolte, das Kind dabei mißhandeln müssen. Auch ist die Veränderung bei einem neugebornen Kinde, welches an eine so starke Wärme, als die menschliche, gewohnt ist, zu groß, wenn man seine ganze Oberfläche einer heftigen Kälte aussetzte, ich glaube, daß sie den Tod nach sich ziehen kan. Am besten ist es, Kinder mit lauem Wasser zu baden, und durch Seife und einen weichen wollenen Lappen den Schmutz von der Haut rein abzuwaschen b).

Das Einwickeln der Kinder ist nöthig, so sehr man auch dawider schreien mag; ein nicht eingewickeltes Kind ist man durchaus nicht im Stande, ohne zu befürchten, ihm Schaden zu thun, zu warten, das heißt, es lange auf den Armen zu tragen. Ich billige die gewöhnliche Art, Kinder in Windeln und Kissen einzuwickeln, überzeugt, daß

b) Hier gehe ich einige Seiten vorüber, nicht, als wenn ich sie des Abschreibens nicht eben so werth hielte: sondern bloß, weil die Fälle, welche sie enthalten, selten sind; und hier der Ort nicht ist, weitläuftig zu seyn. Anm. des Herausg.

daß es keine bessere gebe, völlig, nur kan es den Müttern nicht tief genug eingeprägt werden, daß die Windeln und Kissen immer trocken, und daß überhaupt die ganze Einwickelung lokker und nicht allzu erhitzend seyn müsse. Wenn die Kinder liegen, so ist es gut, daß man sie aufbindet. Sie gewöhnen sich auf diese Art an das Liegen, und erleichtern einigermaaßen die Wartung.

Man muß mit den Kindern, in Rücksicht auf die Wärme und Kälte, nicht allzu zärtlich seyn. Ich habe es nie geachtet, wenn meine Kinder im Winter mit herausgeschlagenen Armen in einem kalten Zimmer geschlafen haben, denn sie lassen die Hände ungern im Kissen, habe auch selten gemerkt, daß ihnen die Erkältung geschadet hat. Man ist überhaupt im Winter nicht im Stande eine gleiche Wärme bei Kindern zu erhalten. Die Hände und die Füße bleiben bei ihnen, auch in warmen Zimmern, immer kalt. — Die Hallorenkinder in Halle, laufen im härtesten Winter halb nackend an der Saale herum, und es giebt kein gesünderes und dauerhafteres Volk, als eben dieses.

Mit ungefähr der zwanzigsten Woche kommen die Kinder bei uns aus dem Kissen, das heißt, sie werden bei Tage nicht mehr eingebunden, wenn man auch des Nachts diese Gewohnheit, verschiedener Bequemlichkeit wegen, noch fortsezt. Nun werden sie angekleidet. Die langen Kappen oder Negligees von Barchent, oder anderm gefütterten Linnen- oder Baumwollenzeuge, sind die bequemste und schicklichste Kleidung, die den ganzen Körper bedeckt, die leicht verwechselt werden kan, und die die Kinder selbst am meisten lieben, denn sie schreien, wenn man ihnen die Schnürbrust anzieht, so bald sie der Kappen nur einigermaaßen gewohnt sind.

Es kan keine nachtheiligere Kleidung für Kinder erdacht werden, als die Schnürbrüste, weil unter hundert derselben kaum eine gefunden wird, die dem zarten Körper der Kinder völlig angemessen wäre. Diejenigen, die von Rohr bereitet werden, sind die schlechtesten, die von Fischbein nicht viel besser, und die von Bindfaden geben meist zu viel nach. Es ist lächerlich, daß man bei den Schnürbrüsten der kleinsten Kinder schon auf die Völle, — das Emporsteigen des Busens gesehen hat, und höchst nachtheilig, weil besonders bei Kindern die Natur nicht gewollt hat, daß die untersten Ribben tiefer eingebogen seyn solten, als die obern, welches man doch eigentlich durch solche Schnürbürste verlangt.

Die besten Schnürbrüste sind diejenigen, die aus Filz, von den Hutmachern bereitet, und mit Leinewand, aussen und innen überzogen werden. An dem hintern Theile, wo sie zugeschnürt werden, muß an jeder Seite ein schmales, kurzes und biegsames Stäbchen Fischbein gut eingenähet seyn, weil sie sich sonst nicht gut zuschnüren lassen.

Diese Schnürbrüste haben alle die Eigenschaften, die man von einer Schnürbrust nur verlangen kan, sie erhalten den obern Körper gerade, der Filz weicht leicht, wo eine andere Schnürbrust von Fischbein oder Rohr heftig drückt, sie liegen ordentlich an dem Körper, wenn sie gut gemacht worden sind, an, und die Kinder lassen sich recht gut in ihnen warten und behandeln. Von ihnen kan man auf keine Weise die Nachtheile, die andere Schnürbrüste so oft nach sich ziehen, die Verunstaltungen und das Eindrücken der Ränder der Darmbeine befürchten.

Ungemein nachtheilig aber sind die sogenannten Laufzäume, und alle die künstlichen Mittel überhaupt, die man erdacht hat, um sich die Wartung bei Kindern, die auf die Beine wollen, zu erleichtern. Die erstern sind von Leder, oder auch von Garn, und werden über die Schnürbrust den Kindern angezogen. Auf beiden Seiten sind zwei lange Bänder an ihnen so befestigt, daß das eine unter den Arm, das andere aber über den Arm geht, und die oben, damit man sie bequem halten kan, zusammengeknüpft werden. Wenn man nun ein Kind, das noch nicht laufen kan, auf die Erde läßt, und es an den Bändern oben hält: so werden dadurch die Schultern außerordentlich in die Höhe gezogen, und durch das Einschneiden derselben in den untern Theilen des Arms wird der Umlauf der Säfte in den Armen ungemein gehindert. Es ist gar nicht möglich, einen Laufzaum so anzulegen, daß er nicht in die Höhe rutschen könte.

Die sogenannten Laufbänke sind fast noch schädlicher. — Man denke sich ein Kind, welches täglich mehrere Stunden lang mit halbem Leibe bis an die Brust in ein Loch gesteckt wird, welches der obern Oefnung unsrer heimlichen Gemächer ähnlich ist. Durchfallen kan das Kind freilich nicht, dazu ist es zu ungeschickt, und die Arme hindern es; aber die Beine werden krumm, der Bauch schwillt, das Rückgrad wird zu sehr eingebogen, und die Schultern geben sich in die Höhe. — Ist zu einer Zeit unermüdete Mühe der Wärterinnen nöthig, so ist es um die Zeit, wenn die Kinder anfangen, sich auf die Beine zu machen.

Auch die durchlöcherten Kinderstühle sind schädlich; sie befördern die Krümmung des Rückgrads und das Hervortreten des Mastdarms. Wider das leztere Uebel ist eine Abkochung von Eichenrinden, warm umgeschlagen, das sicherste Mittel, und viel vorzüglicher, als das Räuchern. Die Kinderstühlchen sind nur so lange nöthig, als ein Kind Zeit bedarf, sich des Vorraths zu entledigen. Zum Sitzen für dieselben sind kleine niedrige Bänkchen am besten, wo sie keinen Schaden nehmen können, wenn sie auch herunterfallen. Hoch sitzen ist für Kinder, die noch keine Gefahr kennen, allemal gefährlich.

Es ist nicht schicklich, Kinder oft und

und lange auf der Erde, ehe sie laufen lernen, kriechen zu lassen, ungeachtet es gewiß ist, daß sie auf diese Art gegen die Gefahr des Fallens am besten gesichert sind. Sie gewöhnen zu leicht daran, es hält schwer, ihnen in der Folge diese üble Gewohnheit wieder abzugewöhnen, und sie lernen würklich später, als sonst, laufen.

Die Fallhüte sind, wenn sie weich und weit genug sind, nicht schädlich, besonders wenn sie den Kindern nicht immer aufgesetzt werden. Sie verhüten wenigstens zuweilen die Macht der Stöße auf den Kopf.

Wichtig ist es überhaupt, genau auf die Bedeckung des Kopfs bei Kindern zu sehen, damit die Ausdünstung desselben nicht durch dieselbe unterdrückt werde. Hierzu sind solche Hauben, die leicht gewaschen werden können, z. B. diejenigen von Kattun die besten. Wenn ein Kind die nemliche Haube nur einige Tage getragen hat, so sieht sie inwendig gelb, und wie mit Fett überzogen aus. Es ist unmöglich, daß unter einer solchen mit fettigen Feuchtigkeiten angefüllten Bedeckung, der Kopf frei ausdünsten kan. Wie schädlich müssen daher nicht seidene Hauben seyn, die nicht gewaschen werden können, und die voll von Unrath nicht im Stande sind etwas weiter von demselben aufzunehmen. Wenn man einem Kinde nur solche Hauben aufsetzt, und sie nicht fleißig wechselt, so entsteht auf dem ganzen Kopfe eine schuppige Fettrinde, die, wenn sie nicht weggeschaft wird, nothwendig üble Folgen nach sich ziehen muß.

Wenn die Hauben oft gewechselt werden, und auch der Kopf oft mit warmen Wasser abgewaschen wird, so entsteht diese Fettrinde so leicht nicht. — Viele Mütter glauben, es sey schädlich, sie los zu machen, und hüten sich, sie anzutasten, da es doch vielmehr schädlich ist, wenn man sie lange unbetastet läßt. Sie weicht am besten, wenn man den Kopf an dem warmen Ofen mit etwas Butter salbt, wo sie sich alsdenn durch den Kamm leicht wegnehmen läßt. Daß man der Fontanelle hierbei möglichst schonen müsse, versteht sich.

Man giebt sich besonders bei Mädchen Mühe, das Haar, so viel als möglich, hinter zu gewöhnen; man bindet zu dem Ende die Stirn straf mit wollenen Bändern, von denen man sagt, daß sie das Haar wegfressen, und erhält dadurch weiter nichts, als daß man den Kindern unangenehme Empfindungen verursacht, und auch wohl, wenn man zu unvernünftig verfährt, dem Bau des Kopfes schadet. Das Haar, welches die Veranlassung zu diesem Verfahren giebt, und welches ganz vorn um die Stirn herum steht, liegt mit seinen Spitzen, wie gewöhnlich, nach der Stirn zu, daher entsteht die leere Besorgniß, die Stirn mögte zu tief mit Haaren bewachsen. Nach und nach giebt es sich, wenn es wächst, von sich selbst in die Höhe.

Ueber die Krümmung des Rückgrads bei Kindern, hat Herr Camper

mit vielem Scharfsinn geredet, so, daß nichts wichtiges über diesen Gegenstand von ihm unberührt geblieben ist. Ich habe oft das Schicksal solcher Elenden, bei denen das, was noch an dem Körper ist, durch Schnürbrüste entstellt und verderbt wird, lebhaft bedauert. Es giebt würklich wider dieses Uebel, besonders wenn es einigermaaßen überhand genommen hat, kein sehr würksames und den übrigen Theilen des Körpers unschädliches Gegenmittel. Das Kriechen auf der Erde, welches Herr Brambille angerathen hat, wird vielleicht so mächtig auch nicht würken. Es ist bekant, daß Höker unter den Menschen von niedrigerm Stande seltener, als bei Vornehmern sind. Wenn die Nachkommenschaft vornehmer Personen nicht schon von der Geburt an das Gepräge der Schwäche an sich trüge, und wenn Aeltern von diesem Stande es sich nicht gewissermaaßen für eine Schande hielten, ihre Kinder selbst zu warten, so würden diese Ungestaltheiten auch in diesem Stande selten seyn. Denn auch eine sehr besorgte Wärterin hat nicht das Herz und das Auge einer Mutter.

Ein sehr wichtiges Stück zur Erhaltung der Gesundheit bei Kindern, ist das Baden, welches in den ersten drei Vierteljahren ihres Lebens wenigstens wöchentlich zwei, auch wenn es möglich ist, drei mal geschehen muß. Anfangs fürchten es die Kinder, sie gewohnen es aber sehr bald, wenn man nur nicht abläßt, und den Körper nicht zu plötzlich durch kaltes Wasser schreckt, und gehen in der Folge mit Vergnügen in die Badewanne, ohne zu fragen, ob das Wasser kalt oder warm sey. Wenn sie einigermaaßen zu Verstande kommen, so kan man ihnen zur Belohnung ihres Wohlverhaltens, in das Bad zu gehen erlauben; ich weiß aus der Erfahrung, daß Kinder durch die Vorspiegelung dieser Belohnung haben zum Guten angehalten werden können.

Die Würkungen des Bades sind bei Kindern ungemein wichtig. Es wird durch dasselbe die auf der Haut klebende Ausdünstung, welche ihrer Klebrichkeit wegen die Ausführungsgefäße der Haut leicht verstopft, am kräftigsten abgewaschen, es wird eine lebhaftere Circulation der Säfte unterhalten, es wird die Verdauung und die Ausleerung des Unraths befördert, und die Verstopfung der Eingeweide des Unterleibes, welche die englische Krankheit und die Atrophie bei Kindern nach sich zieht, sehr mächtig abgehalten. Das Bad ist bei Kindern die halbe Nahrung.

Medo. B.

Einige

Einige Beantwortungen der Aufgabe im 4ten Stück des Hannoverischen Magazins von diesem Jahre: die Ausrottung des Kälberkropfs betreffend.

Der Kälberkropf ist eine von den wilden Pflanzen, deren Wurzeln in dem härtesten Winter nicht verfriert, und die mit der Zeit die Dicke eines Daumen erhält. Diese Wurzel treibet sehr bald im Frühjahr Kraut hervor, welches ganz kraus ist, und dem Petersilienkraut sehr ähnlich scheinet. Sie ist ohne viele Mühe und Kosten auszurotten; denn entdeckt man sie, so sticht man sie ab, welches einer der die Schaufel nur einigermaaßen fertig zu führen weiß, ganz leicht bewerkstelligen kan: Man hält nemlich die Schaufel etwas schräger, als wenn man graben will, in dieser Lage sticht man nahe bei obgedachtem Kraute in die Erde, in solcher Richtung, daß das oberste Ende oder die Krone von der Wurzel getroffen und abgestochen wird, welches daran zu erkennen ist, wenn die Schaufel ein wenig vorwärts aufgebeuget wird. Auch kan das oberste Ende, oder die Krone mit den Fingern aus der Erde genommen werden, und alsdann ist man seiner Sachen gewiß. Das unterste Ende von der Wurzel wächst nicht wieder aus.

Ich habe auch wohl gesehen, daß einer verschiedene male, aber immer etwas tiefer gestochen, um desto gewisser die Wurzel zu treffen, wie es sichs denn auch gefunden, daß sie an einigen Orten in Stücken zerstochen gewesen. Mit dieser Behandlung wird fortgefahren, bis keine einzige mehr zu finden ist, und solte sich hie oder da auch eine kleine Wurzel versteckt haben; so wird solche in dem folgenden Frühjahre auf eben die Art verfolget.

Auf ähnliche Art habe ich einst die schädliche breite Lattjeblätterwurzel ausrotten sehen. Auch leidet durch diese Behandlung der Grasanger im geringsten nichts, weil bei dem Stechen mit der Schaufel, nichts herumgeworfen wird. Solten aber einige Stellen dadurch etwas uneben werden; so kan man solche mit dem Fuße nur wieder eben treten; alsdann wächst das Gras gewiß frisch und gut fort.

Vorskel bei Achim. J. Böhne.

2.

Der sogenannte Kälberkropf (Chærophyllum sylvestre Linn.) ist in einem Garten, dessen Gräsung zur Grünfütterung für Hornvieh im Stalle benutzet werden soll, eine sehr unangenehme Pflanze, weil sie von keinem Vieh, als nur von Eseln, gerne gefressen wird. Ein Garten, dessen Gräsung fast lediglich aus diesem Kraute bestehet, ist also beinahe ganz unnütze, und ein Oekonome hat Ursache, allen seinen Fleiß und seine ganze Aufmerksamkeit anzuwenden, es aus demselben

gänz-

gänzlich zu vertilgen, und das um so vielmehr, weil, wo es häufig wächst, es einen guten fruchtbaren Boden anzeigt, der zu andern nützlichen Kräutern mit großem Vortheile kan angewendet werden. Dieses schädliche Unkraut in einem einzigen Jahre zu vertilgen, ist nicht möglich; allein in einigen Jahren dasselbe in einem Grasgarten gänzlich auszurotten, kan mit leichter Mühe und wenigen Kosten bewerkstelliget werden, da es keine kriechende sondern spindelförmige Wurzel hat, und sich mehr durch den Saamen als durch seine Wurzel über einen Garten verbreitet. Man lasse daher im Frühjahre, ehe dieses Unkraut Stengel schießt, die großen Pflanzen desselben sorgfältig ausgraben. Dies kan alsdenn leicht geschehen, weil die Wurzeln noch dick und saftig sind, und nicht leicht Hauptwurzeln davon in der Erde zurückbleiben. Dadurch wird man schon vielen Platz zu andern nützlichen Kräutern gewinnen, womit man die leeren Plätze besäen kan. Die kleinern Pflanzen lasse man bis zum künftigen Jahre stehen, da man sie denn eben so behandeln kan. Dahin muß man aber vorzüglich sehen, daß keine von den zurückgebliebenen Pflanzen blühe und Saamen trage, weil ohne diese Vorsicht alle angewandte Mühe, dieses Unkraut gänzlich auszurotten, vergeblich ist. Man lasse also die Stengel, ehe sie blühen, sorgfältig abschneiden, damit durch den Saamen keine junge Pflanzen weiter erzeuget werden. Wer auf diese Art seinen Garten nur einige Jahre hinter einander behandelt, der wird ihn bald von diesem Unkraute gänzlich befreiet sehen.

Hildesheim. Linck, Pastor.

3.

Asche ist überhaupt das beste Mittel zur Veredlung und Verbesserung aller Grasarten und aller Wiesen. Obgleich ich mit der Asche zwar keinen Versuch gemacht habe den Kälberkropf zu vertilgen, so kan ich doch versichern, daß durch Bestreuung der Wiesen mit Holz- oder Torfasche (welche leztere eben so gute Dienste thut,) alle schlechte Grasarten, und namentlich auch der Kälberkropf ganz vertilget worden, und der schönste rothe und gelbe Klee darnach gewachsen ist, ohne daß solcher eingesäet worden. Die Asche wird am besten im Januar und Februar aufgestreuet, damit sie durch die Feuchtigkeit des Frühjahrs recht aufgelöset werde. Geschiehet es später, und es erfolget ein trockenes dürres Frühjahr, so bleibt die Asche ohne Würkung, wenigstens in der Zeit da das beste Gras wachsen muß.

M. M.

Noch eine eingelaufene Beantwortung soll den Landwirthen in der Folge vorgelegt werden.

Hannoverisches Magazin.

55tes Stück.

Freitag, den 11ten Julius 1783.

Fortsetzung des Tagebuchs während der Belagerung des Forts St. Philipp auf der Insel Minorka.

(Siehe das 44te bis 49te Stück.)

Eröfnung der förmlichen Belagerung.

Den 6ten Jan. 1782. Sonntag. Diesen Morgen gegen 7 Uhr machten die Feinde auf St. Antoni rc. rund ums Castel mit ihrer ganzen Infanterie ein dreimaliges Lauffeuer. Wir geriethen darüber in Verwunderung, und viele von uns wurden dadurch auf die Wälle gelockt. Man hörte ein frohlockendes Hurre. Kaum war die dritte Salve gegeben, so eröfnete der Feind alle seine uns rund umgebenden Batterien, und fing ein schreckliches Kanonen- und Bombenfeuer an. Die Kugeln kreuzten sich von allen Seiten, und es war fast nicht möglich, auf unsern Batterien auszuhalten. Die Artilleristen versichern, daß dies die größeste Kanonade wäre, welche seit Erfindung des Schießpulvers gehört worden ist, und daß dasjenige, was die Engländer zu Gibraltar erfahren, gar nicht damit in Vergleichung käme, dies bezeugten die, die bei dem großen Bombardement im vorigen Jahre daselbst zugegen gewesen waren. Dies ist das Ungewitter, das uns so lange gedroht, und sich von weitem immer höher aufgethürmt hat. Die Pfeile des Todes rauschen um uns. Nicht nur Kugeln, sondern auch große Stück Eisen, die ein fürchterliches Geheule machen, schickt der Feind uns her. Einige unter ihnen zischen gleich den Schlangen. Gott, wie ists möglich, daß Menschen gegen ihre Brüder gleich den Tigern wüthen! O der armseligen Kunst, die darauf ausgeht, ihres gleichen zu tödten! Doch dein gnädiges Auge o Herr wachet über uns. Was können uns Menschen thun, wenn du uns zur Seiten stehst?

Man zählt auf den spanischen Batterien 86 Kanonen, und glaubt, daß sie etwa 36 Mörser haben. Bei dem entsetzlichen Feuer sind doch nur ein Paar Leute verwundet, und 4 getödtet. Gegend Abend machte der Feind

eine kleine Pause. In der Nacht beunruhigte er uns mit Bomben. — Mitten in diesem Feuer war ich nebst verschiedenen andern zur Tafel bei Sir William. In der Nacht antworteten wir fleißig. Die Queen hat indeß großen Schaden gelitten. Ein Corse desertirte. Unsere Gartenvergnügungen sind auf einmal gestöhrt. Man hat nicht mehr Ursache zu verbieten, auf den Batterien und Banquets haufenweise zu stehen. Wer nicht Pflicht halber daselbst etwas zu thun hat, der wird gewiß nicht hingehen. Der Trieb der Neugierde ist ziemlich gestillt. Unsere Perspective liegen in guter Ruhe, und unsere Augen dürfen sich nicht mehr beschweren, daß sie ferner durch viele Observationen zu sehr angegriffen werden. Wir sitzen in unsern Löchern gleich den Dachsen.

Den 7ten Jan. Montag. Die Feinde fahren mit ihrem heftigen Feuer wie gestern fort. Ihre Bomben sind fürchterlich. Sie sollen Seemörser haben, womit sie 13zöllichte Bomben werfen. Ihre Batterie ist in großer Entfernung bei Bensaide, so, daß sie entsetzlich steigen, um desto schwerer zu fallen und destomehr Unfug anzurichten. Dazu wird eine größere Quantität Pulver erfordert, dergleichen unsere Mörser nicht aushalten; daher wir ihre Bombenbatterie nicht erreichen können. Eine große Anzahl Bomben fallen aufs Hauptcastel, welches dadurch sehr mitgenommen wird. Unsere Logis auf selbigem sind deshalb sehr unsicher. — Wir feuern in der Nacht, weil es bei Tage fast unmöglich, und auch der braveste Marinier und Artillerist decontenancirt wird. Das beständige Feuer und Getöse erlaubt uns des Nachts wenig Ruhe und Schlaf.

Den 8ten Jan. Dienstag. Nach der Berechnung kommen täglich 12, wenigstens 9000 Schüsse und Bomben ins Fort. Heute ist das Feuer der Feinde eben so lebhaft als vorher. Gegen Abend cessirte dasselbe etwas. Wir vermutheten einen Sturm. Die Regimenter standen deshalb unter dem Gewehr. Allein wir merkten, daß die Feinde ihre durch unser und ihr eigenes Feuer erschütterten Batterien reparirten. Wir thaten ein gleiches, so gut als möglich. Eine Bombe fiel heute vor des Herrn Hauptmann von Köhler Logis, nahe bei dem meinigen und schlug die Bäume vor demselben nieder. Ein Stück von der Bombe schlug in die Stube, that aber zu gutem Glück keinen Schaden. Ich war eben kurz vorher nebst dem Herrn Hauptmann aus diesem Logis in das unsrige gegangen, und ward also durch Gottes Vorsehung gnädiglich bewahrt. Eine andere Bombe fiel auf den Eingang des Pulvermagazins ohne Schaden zu thun. — Vorige Nacht gelang es den Feinden die Pontonboots bei Marlborough heimlich wegzunehmen. Dies veranlaßte eine Ordre vom Gouverneur, worin er die Garnison zum Muth und zur Wachsamkeit ermahnte, und die Wegnahme der Pontonboots als einen Beweiß von der Unachtsamkeit der Posten bei Marlborough

rough anführte. Er erinnerte dabei an die Maxime des Herzogs Ferdinand, daß ein Kriegsmann, wenn er gleich durch eine überlegene feindliche Macht überwunden würde, dennoch Ehre einerndten könne, daß aber nichts so schimpflich sey, als wenn er sich überfallen läßt. Sir Williams Disposition der Vertheidigung der Aussenlinie, welche fürtreflich aufgesetzt zu seyn schien, ward vom Gouverneur genehmigt, und deshalb selbige den Officieren bekant gemacht. — Die Feinde sollen 2 Kanonenböte (Bombards) hinter Quarantaine-Island liegen haben, welche sie hervorziehen, und dann nachdem sie auf unsere Batterien gefeuert, wieder zurückgehen lassen. Unsere Werke werden entsetzlich zugerichtet, besonders die Queen und Prinz Wallis Batterie. Eine große Menge Palisaden sind abgeschossen, so, daß der Feind gar leicht in den bedeckten Weg kommen kan. — Die Place of arms sind sehr beschädigt, die Treppen die in den Graben leiten, worauf sich die Leute retiriren müssen, sind zum Theil durch die Bomben ruinirt. — Das Feuer der Feinde ist so stark, daß unsere Artilleristen bei Tage auf ihren Werken nicht aushalten können, sondern nur des Nachts zeigen, daß wir noch am Leben sind. Alle diese Umstände machen uns glauben, daß der Feind bald stürmen werde. Sind wir so glücklich, diesen Sturm einmal abzuschlagen: so wird dies wohl alles seyn, was eine so schwache Garnison als die unsrige ist, thun kan. Da die meisten Bomben und Kugeln aufs Hauptcastel gerichtet sind, und das Logis, worin ich mich bisher aufgehalten, den meisten feindlichen Batterien gegen über, also den größten Anfällen ausgesetzt ist, welches besonders des Nachts die Ruhe sehr unterbrach: so entschloß ich mich gleich den übrigen Officieren, mein Nachtlogis zu ändern, und in die Souterrains des Hauptgrabens, wo Alcoks Store ist, zu ziehen. Diese sind sehr bombenfrei; doch haben wir dabei auch den Vorzug, daß wir bei verstopften Loopholes beständig Nacht haben, dessen sich selbst der Polarbewohner nicht rühmen kan. Wir brennen also immer Licht. — Bei Tage bin ich bei den Freunden auf dem Castel. Unser Eßzimmer ist eben das sicherste nicht. Doch wir trauen der Vorsehung Gottes, daß sie uns vor den um uns sausenden Pfeilen des Todes schützen wird.

Den 9ten Jan. Mittwochs. Wie unsicher unsere Logis auf dem Castel sind, zeigte sich heute in einem neuen Beispiel. Denn eine Bombe fiel in die Thür von des Herrn H. v. d. Wettern Quartier, nahe bei unserm Eßzimmer, und zerschmetterte die Bureaux. Zum Glück aber nicht in der Stube dem befindlichen Herrn L. Appuhn der voll Schrecken aus dem Schlafe fuhr, noch den Bedienten, weil sie sich in der Küche hinter die Kasten retirirt. Eine andere Bombe fiel bei dem grossen Brunnen und riß einige Bäume herunter, womit derselbe verbarricadirt ist. Eine dritte fiel auf etliche Tonnen

nen Pulver auf South East inward Raveline, sprengte ein außerordentlich großes Felsenstück, und warf es in den Hauptgraben herab. — Weil man vermuthete, daß die Feinde bald einen Sturm auf die äußern Lunetten wagen würden: so ward es für rathsam geachtet, die Truppen so viel möglich aus diesen Quartieren herauszuziehen, und mehr im Centro zu vereinigen. Zu dem Ende wurden 2 Compagnien von Prinz Ernst beordert, ihre Quartiere in Friederichs Raveline zu nehmen. — Da bei den englischen Regimentern so viel Weiber und Kinder befindlich, und solche im Fall einer Attaque in den Souterrains den Truppen nur zur Last fallen würden: so fand man für gut, dieselben alle nach Charles Fort an die Seeseite zu schikken, wo sich auch die Reconvalescenten befinden. Ein rührender Anblick! Die armen Weiber mußten mit ihren Kindern von ihren Männern emigriren, und mitten durchs Bomben- und Kanonenfeuer in ihre neue Wohnung ziehen. Man kan sich vorstellen, was das für ein Wehklagen war! Das Hospital für die Verwundeten und Kranken ist in dem Hauptgraben. Das Hospital für kranke Officiere ist in der Kirche angelegt. Es ist also uns dies Plätzchen zum Gottesdienst genommen. — So wie auch die Communication zwischen der Redoute Kane und Queen von Corsen besetzt ist. — Unsere Arbeit, schränket sich jetzt auf die Besuchung der Kranken im Hospitale ein. Die Garnison ist Tag und Nacht in steter Beschäftigung, und hat kaum zur Erhohlung durch den Schlaf einige Frist. Vorige Nacht mußten die Arbeiter unter Anführung der Ingenieurs die Waffenplätze und Schanzkörben repariren, auch die Treppen zum Graben etwas herstellen. Die Queens Redoute, imgleichen Argyle ꝛc. wurden diese Nacht vom Schutt gereinigt, damit die Kanonen im Fall eines Sturms gebraucht werden können. Die Spanier warfen eine große Menge Bomben ins Fort.

Den 10ten Jan. Donnerstag. Diesen Morgen fing es an ein bischen zu regnen. Wie sehr wäre dies zu wünschen, daß das Wetter sich umsetzen möge, da es bisher unsern Feinden gar zu günstig gewesen ist. Das heftige Feuer der Spanier continuirt. — Der Regen ließ nach. — Einer unserer Leute von Prinz Ernst ward durch eine Kugel an der Hüfte und Scham so geschmettert, als er eben aus der Thür gegangen war, daß er starb. Einen andern schlug ein Stück der Bombe und zerbrach ihm die Hüfte. — Diesen Abend fiel eine Bombe in des Gouverneurs Haus durch die Treppe, und verwundete Capitain Fade, Lieutenant Bötcher und den Marincapitain Hermann, doch nur leicht. — Eine Compagnie vom 51sten Regimente ist beordert Marlborough zu verlassen, und ins Fort zu gehen, um unsere Garnison zu verstärken. Die Feinde haben schon ein Paarmal unsere Flagge abgeschossen. Wir haben sie immer wieder aufgerichtet.

Den

Den 11ten Jan. Freitag. Die Feinde werfen ihre Bomben, wie es scheint, nach gegebenem Signal, und dann kommen sie in außerordentlicher Menge auf einmal, besonders des Nachts. Man will, daß sie an einer neuen Batterie unfern dem Galgen bei des Gaw Barancos arbeiten. Sehr nahe! Bei der Mine gegen Queens Redoute über haben sie eine Brustwehr errichtet, hinter welcher ihre Grenadiers stehen, und auf unsere Posten auf der Queen schießen. Sir William, der mit kaltem Blute auf allen Batterien umher geht, hat befohlen, daß die Wache beständig auf sie wieder feuern solle. Das Wetter will sich noch nicht determiniren. Diesen Morgen hatten wir Regen und Hagel. Diesen Nachmittag ist alles hell und klar. Das Castlesquare wird durch die Bomben ganz übel zugerichtet. Von der großen Brücke ist ein guter Theil abgeschossen. – An der Nordwestseite hat das Hauptcastel am meisten gelitten. Wir feuern des Nachts unsere Kanonen ab und ziehen sie bei Tage hinter das Parapet. — Die Bomben der Feinde haben zum Theil lange Zünder, und liegen eine ziemliche Zeit auf der Erde, ehe sie bersten. Man sagt, daß ein Matrose das Herz gehabt, den Zünder von einer Bombe abzuschlagen. Einige wollen, daß die Spanier in ihre Bomben etwas gethan, um unsere Brunnen zu vergiften. Dies läßt sich im 18 Jahrhunderte von policirten Nationen nicht gut gedenken. — Indeß fuhren sie fort mit Kugeln, welche die Franzosen boules à deux têtes nennen, unsere Pallisaden abzuschlagen. — Wir sind jetzt schon besser an das Gesause der Bomben und Kugeln gewöhnt, als den ersten Tag. Die Bomben der Feinde geben einen sehr unangenehmen Geruch von sich, wenn sie gesprungen sind.

Den 12ten Jan. Sonnabend. Diesen Morgen Gewitter und Regen, welcher aber bald aufhörte. Möchte doch die Vorsehung die Elemente zu unserm Vortheile würken lassen. Die Feinde suchen durch ihr anhaltendes Feuer unsere Batterien zu zernichten. Vorige Nacht haben wir eine kleinere Flagge aufgerichtet. Man fürchtet, daß die Feinde diese Nacht stürmen werden. Ob man gleich in völliger Bereitschaft war, den Feind zu empfangen, so war doch alles ruhig. Wir warfen indeß nicht wenig Bomben hinaus. Um 12 Uhr Mitternachts desertirte ein Mousquetier vom 51sten Regiment. Dieser kan den Feinden von unserm Zustande Nachricht geben. Indeß wer weiß, ob der Himmel dies nicht zu unserm Besten lenkt. Der Herzog von Crillon wird sich wundern, daß sein schreckliches Feuer nicht mehr Menschen in der Garnison getödtet hat.

Den 13ten Jan. Sonntag. Da die englische Kirche auf dem Castel in ein Officierhospital verwandelt, auch die Garnison ohne Unterlaß geschäftig ist, so kan kein Gottesdienst gehalten werden. Ich hielt einigen Personen eine Privatandacht. — Bomben und Kugeln machen immer mehr Bresche. — Wir erwarteten abermals in der

Nacht Sturm. — Allein ohne Erfolg.

Den 14ten Jan. Montag. Das Wetter ist schön und für die Feinde immer günstig. Das eine Pulvermagazin ward ausgeleert, um die verschiedenen Batterien zu versehen, und die Minen zu füllen. — Sir William äußerte dem Gouverneur Murray auf dessen Verlangen zu ihm zu kommen, daß er kommen werde, aber nicht anders als bei Zusammenberufung eines Court Martials. Man sagt, daß General Draper darauf angetragen, dem Herzog von Crillon die Proposition zu thun, daß er einen Waffenstillstand eingehen möge, unter der Bedingung, daß man sich ihm in Zeit von 4 Wochen ergeben wolle, wenn in dieser Zeit keine Hülfe ankäme. (So sagt Fama.) Es kam heute ein neuer Plan zur Defension des Forts heraus. Die Truppen sollen nicht so sehr den innern bedeckten Weg, sondern vielmehr die Tenaillen und Graben vertheidigen. Die Zugänge zu dem Hauptgraben werden jetzt sorgfältig besetzt. Sir William erhielt durch einen von einer Bombe abgeschlagenen Stein eine kleine Contusion an der Brust. Der Gouverneur befahl, daß wir mit allen unsern Kanonen einige mal ums Fort feuern solten, welches ein schreckliches Geräusch in der Nacht gab, — da wir 300 Kanonen und 64 Mörser auf dem Castel haben. In der Nacht desertirte ein Artillerist. Ein Matrose verlor sein Leben als er ladete, weil der andere das Zündloch nicht bedeckt hatte. Seit der Belagerung von 6ten Jan. sind verwundet 52, gestorben 11, getödtet 19 bis heute.

Den 15ten Jan. Dienstag. Schönes Wetter. Diesen Morgen fiel abermals eine Bombe in des Herrn H. v. d. Wettern Logis. Die Flaggenstange war wieder abgeschossen und aufgerichtet. Die Feinde gebrauchen dazu Kugeln die die Franzosen boules à deux têtes nennen. Sie werfen auch Bomben die mit Sand gefüllt sind. — Eine Bombe fiel in die Gorge nahe bei dem Zimmer des Herrn General von Sidow und schlug die Treppe nieder. Bei Tage wurden von uns fleißig Bomben zu dem Feinde hinaus geschickt. In der Nacht wurden abermal unsere Kanonen ums Fort abgefeuert.

Den 16ten Jan. Mittwochs. Die Feinde hatten in voriger Nacht das Glück, daß sie durch eine Bombe eins unserer Magazinhäuser, welches nicht bombenfest ist, in Brand setzten. Es befand sich eine große Menge Mehl, Zimmerholz und Sandsäcke in demselben, und nahe dabei war ein kleiner Pulvervorrath für Princeßline. — Ohne zu viel Menschen zu exponiren, konte dies Feuer nicht füglich ausgelöscht werden. — Wir haben ohnehin für unsere jetzige Situation, wie verlautet, noch Provision im Ueberfluß; daher konten wir's leicht zugeben, daß dieser Vorrath ein Raub der Flammen würde, da er vielleicht sonst den Feinden in die Hände fallen könte. Es ward daher vom Gouverneur Ordre gegeben, daß man das Feuer brennen lassen

sen solte, und es dauerte einige Tage, ehe alles durch die Flamme verzehrt war. — Die 15 Pulvertonnen, die in dem Pulverhause waren, wurden indeß in Sicherheit gebracht. – Das Zeughaus stand nahe dabei; da es aber ein steinernes Gebäude ist, und der Wind günstig war: so ist es vor der Glut der Flammen glücklich bewahrt. — Die Ursache, warum ein so großer Vorrath an Provision in einem Hause, das nicht bombenfrei ist, gelassen werden mußte, ist die, daß es bei der Menge der Provisionen die wir haben, in den Souterrains an Platz fehlte, um sie darin aufzubewahren. Man solte daher in Zukunft darauf bedacht seyn, wie man mehrere Souterrains zur Aufbewahrung der Provisionen anlegen könne. — Gott wende doch ferneres Unglück gnädig ab! Feuersbrunst ist in einer Belagerung eine der schrecklichsten Evenements. — Und wie viel brennbare Sachen haben wir nicht! Pulver, Rum, Brantewein, etc. Was kan eine Bombe für schreckliches Unheil thun! — Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst. Alle unsere besten Maaßregeln würden vergeblich seyn. Doch du o Herr bist es, der alles regiert. — Du, der du den Welten ihre Laufbahn vorzeichnest, du kanst auch den Kugeln und Bomben ihren Weg anweisen, und deine Gläubigen bewahren, daß sie sie nicht fressen noch ihnen Leibes zu fügen. Darum bestimmst du allen Dingen, ihre Zeit, Ziel, Maaß und Gewicht, — und hast es in deiner Gewalt, wie und wo sie würken sollen. Wir eignen uns daher im Glauben zu, was du in deinem Worte verheißest: So du ins Feuer gehest, solt du nicht brennen und die Flamme soll dich nicht anzünden. Es. 43. Wir sind jezt in einem beständigen Feuer. So erbarme dich Herr über uns. Du kanst es Allmächtiger, wenn du gleich nicht unmittelbare Wunder thust. — Du hast tausend Mittel und Wege, die wir nicht sehen; darum ist uns deine Vorsehung immer unbegreiflich und wundervoll. — So bald als die Feinde gewahr wurden, daß sie eins unserer Magazine in Brand gesteckt hatten: so feuerten sie einige hundert Bomben dahin, wovon aber die meisten ins Wasser fielen. Gegen 7 Uhr Morgens feuerte der Feind eine rechte Vollee von Kugeln auf uns ab. Man hat bemerkt, daß ihre metallene Kanonen durch das heftige Feuer Schaden leiden. Denn man sieht, daß die Zündlöcher ziemlich eingeschmolzen sind, weil eine so starke Flamme bei dem Abfeuern herausbricht. Auch hat man Kugeln gefunden, an denen sich geschmolzenes Metall zeigte. — Gestern zeigten sich einige Schiffe vor dem Hafen. — Der Wunsch, daß es unser Paketboot seyn mögte, ward nicht erfüllt. Die spanischen Bomben, die uns hereingeschickt sind, haben bisher meist alle lange Zünder gehabt, so, daß sie eine Zeitlang auf der Erde brennen, ehe sie bersten, und also die Menschen noch entfliehen können. Allein jezt kommen verschiedene herein, die sogleich springen. Einige ziehen daraus den Schluß, daß unser desertirter Artillerist den Feinden gezeigt, wie sie ihre Zünder abkürzen müssen, um destomehr Schaden

große Oefnung im Keller gleich zugefüllt. — Die Leute wurden bei dieser Gelegenheit durch einige Tonnen Butter erfreut. Jede Compagnie erhielt davon eine. Des Abends fingen die Feinde an eine Menge von Kugeln abzusenden, vielleicht zu Ehren ihres Königs, dessen Geburtstag von ihnen heute gefeiert ist. — Es ist bemerkt, daß der Feind jenseits Mount Misery arbeite, und daselbst eine Batterie errichten wolle.

Den 21ten Jan. Montag. Vorige Nacht feuerten wir wie gewöhnlich sehr stark. — Unter den Leuten reißt der Skorbut ausnehmend ein. Zwei Mousquetiere von Prinz Ernst sind sehr plötzlich daran gestorben. Die Krankheit äußert sich besonders im Munde, an den Zähnen, Kinnbacken, und an den Beinen. Kaum können sie sich bewegen. — Wenn das so fortdauert, so wird die Garnison nicht mehr im Stande seyn den Ort gegen den Feind zu vertheidigen. — Es hält schwer, so viel Leute zu finden, als man zur Wache, Piquet und täglichen Arbeit verlangt. — Herr David, ein Lieutenant bei dem Marinecorps, ist diesen Morgen getödtet. — Heute zeigten sich einige große spanische Schiffe vor dem Hafen. Vielleicht bringen sie den Feinden Provision und Ammunition. Der Gouverneur hat eine neue Promotion unter den Hannoveranern vorgenommen. Niemeyer ist als Major, und Lieutenant Cronhelm als Capitain und Aide de Camp während des Herrn Lieutenants Böttchers Krankheit angesetzt. — Diesen Mittag, als ich eben aus dem Logis auf dem Castlesquare zur Mahlzeit gegangen war, fiel eine Bombe vor selbigem nieder, und warf verschiedene Steine hinein, ohne jedoch weitern Schaden zu thun. – Nach dem Essen besuchte ich den Herrn H. v. d. Wettern in seinem neuen Logis. Eine neue Bombe die oben auf der Terrasse plaßte, zerbrach den Kamin, wovon ein Stückchen mir ins Gesicht, ein anderes auf den Hut flog, welches aber von keinen Folgen war. Der arme Bediente, der beim Kamin saß, wurde abermals in Schrecken gesetzt, und durch die Steine, doch nicht sehr, beschädigt. — Unser Privatwein hat jetzt ein Ende genommen. Wir sind so weit gekommen, daß wir uns mit ein wenig Rum und Wasser beim Essen behelfen müssen. Das frische Fleisch wird auch sehr selten ausgegeben. — Reis, Erbsen, Mehlsuppe, Klütchen, Budding ohne Eyer und Milch zubereitet, und ein Rest von Viehbohnen müssen also unsere Nahrung seyn. Nachdem wir vorige Nacht stark gefeuert, haben die Feinde heute es eben so arg als gestern gemacht. Die Nordwestseite vom Castel sieht ganz verwüstet aus. Eben so auch die Queen, Prinz Wallis und die Kane. — Die Zinnen zwischen den Schießscharten der Brustwehr sind fast nicht mehr zu sehen. — Die Batterien werden einer Menge von Sandhügeln ähnlich. Die Wassergraben sind von dem Schutt, welcher alle Nacht von den Leuten hinein gefegt wird, meist angefüllt. Man siehet daraus deut-

deutlich, von was für großem Nutzen sie sind. Denn, wenn wir sie nicht hätten, würden nun schon die Schießlöcher und Defension und der halbe Grabe mit Schutt bedeckt, folglich die Escalade dem Feinde um so viel leichter seyn. — Die Piquets sind verbunden, alle Nacht ihre Place d'Arms und Batterien, so viel möglich auszubessern, mit Sandsäcken auszufüllen, und den Schutt wegzufegen. Die Officiere encouragiren die Leute dazu an, damit sie bei den vielen Arbeiten unermüdet und unverdrossen sind. Denn nun haben sie auch des Nachts keine Ruhe und kaum ein Stündchen zum Schlaf. — Viele Arbeiten werden mit Gelde bezahlt, für andere wird Rum ausgetheilt, welches aber Gelegenheit zum Trinken giebt, und also das skorbutische Uebel noch vermehrt. —

Den 22ten Jan. Dienstag. Heute fiel zum zweiten male eine Bombe in die spanischen Casematten in eben das vorige Butterbehältniß jedoch ohne weitern Schaden zu thun. — Der Feind schießet immer Bresche wie zuvor. — Diesen Nachmittag kam zu unserer aller Verwunderung ein spanischer Deserteur zu Marlborough Fort an. — Denn wer solte es erwarten, daß man sich in eine belagerte Stadt begiebt, die in Gefahr der Uebergabe steht? Er war, wie er sagte, durch Traubenschüsse an der Seite leicht verwundet, auch war Patrontasche dabei lädirt. Seine Aussage konte nicht anders als sehr allarmirend im Anfange seyn. Er sagte nemlich, daß die Feinde angefangen, Contreminen gegen Marlborough anzulegen; wären aber auf einen harten Kieselstein getroffen, der ihr Vorhaben bislang zurück gehalten. Sie glaubten aber, es doch noch auszuführen. Es wurden also sogleich Mineurs abgeschickt, um dies zu untersuchen. Man konte aber keine Arbeit hören, und doch scheint es nicht möglich zu seyn, daß man in einem Felsen arbeite, so, daß es nicht gehöret werde. Indeß erfolgte sogleich der Befehl, daß man an verschiedenen Orten, als Westlunette, Caroline rc. den Feinden mit neuen Minen entgegen arbeiten solle, um ihm zu begegnen. — Nach der Aussage des Deserteurs verlautet es ferner, daß eine englische Flotte unter Wegens und für Minorka's Entsatz bestimmt sey. Der Herzog von Crillon hoffe indeß, daß die vereinigte spanische und französische Flotte bei Cadix sie aufhalten werde, zumal jene dem Gerüchte nach 22 Schiffe, diese aber 48 stark wäre. — Das ganze Gerücht aber scheint nicht wahrscheinlich. — Die Mohren sollen viele spanische Munitionsschiffe genommen haben; andere sollen durch Sturm verloren seyn. — Der König von Spanien und Frankreich sollen beide dagegen seyn, St. Philipps mit einem gewaltsamen Sturm einzunehmen; und ist solches deswegen dem Herzog von Crillon verboten, um nicht zu viel Menschen aufzuopfern. Die spanischen Truppen sollen sich ohnehin gewaltig für unsern Minen, Steinmörsern und Fougassen fürchten. — Der von uns desertirte Artillerist soll

 sich

sich erboten haben, mit drei Bomben unser großes Pulvermagazin in die Luft fliegen zu lassen. Der Herzog von Crillon hat dies Erbieten, das ohnehin wohl nichts anders als eine Rodomontade seyn kan, nicht angenommen, sondern gesagt, daß er das Fort doch schon einnehmen wolle. Es fehlet den Feinden an Munition. — Wir sind ungemein behutsam in Absicht dieser Aussagen, und werden den Deserteur unter strenger Aufsicht halten.

Den 23ten Jan. Mittwochs. Beständig trockenes Wetter. Der Himmel ist eisern und verschlossen; doch nicht die Erbarmung unsers Gottes. Der Feind fährt mit seinem Feuer fort. Die Soldaten erhalten nunmehr alle Tage 1 Pfund Brod statt des Mehls, des sie sonst gehabt, und das ihnen nicht zu Gute kam, weil sie die oft ungahren Buddings nicht essen mogten. In der Nacht desertirte ein Grenadier vom 61sten Regiment. Wir feuerten wie gewöhnlich des Nachts. Unsere Leute theilten den spanischen Kriegsgefangenen viel von ihren Provisionen mit. —

Den 24ten Jan. Donnerstag. Nunmehr scheint es, als wolle der Feind nicht eher stürmen, bis er völlige Bresche geschossen. Indeß ließ doch das Feuer seiner Kanonen heute und gestern etwas nach. Dadurch scheint sich die Aussage des Deserteurs zu bestätigen, daß ein Mangel an Munition entstünde. Der Herzog von Crillon soll den Artilleristen deshalb vorgeschrieben haben, wie viel sie nur jeden Tag feuern sollen. — Wir werden so lange aushalten, als nur immer unsere Ammunition dauern will, und unsere Garnison dem Feinde Tête zu bieten vermögend ist. Eine Compagnie vom 51sten Regiment ward abermals von Marlborough ins Fort zurück gezogen, und dahingegen eine Partie Corsen dahin verlegt. Das Wetter ist heute so schön, und die Sonne so erquickend, daß es zu bedauern ist, daß man so in den Löchern liegen muß. Die armen Damen wagen sich gar nicht heraus. Eine traurige Lage! Man höret nichts als Bomben und Kugeln. — Welch ein Getöse! und wie schrecklich, wenn ganze Felsenstücke dadurch abgerissen werden, von den Wällen herabrollen, und alles in Ruinen zerfällt! Wie entstaltet wird unser sonst so schön in die Augen fallendes Castel! Indeß sieht man jetzt aus der Erfahrung, daß es, so sehr es auch geschätzt wird, dennoch nicht zum besten angelegt sey. — Turkish Mount, Cap Mola und Philipet sind für dasselbe immer sehr gefährlich. — So sehr sich auch in Anlegung der großen Menge Souterrains die Kunst hervorgethan: so lobe ich doch Natur mehr als Kunst. — Gibraltar mehr als St. Philipps. — Der minorkanische Quaderstein taugt nichts zu Wällen. Unsere Embrassuren sind um desto liederlicher gemacht, da sie nach der letztern Belagerung auf Verding von einem französischen Commissair gemacht sind. Daher sind so viele durch unser eigenes Feuer beschädigt. — Sir William hatte wohl nicht Unrecht, als er den sel-

seltsamen Einfall hatte, Turkish Mount zu rasiren. Einige tausend Minorkaner hätten solches immer vermogt. — Ein anderer Gegenstand, den wir ehe der Feind kam, in Betracht nehmen müssen, würde nach meiner Meinung gewesen seyn, alle Steinmauern auf eine halbe Meile ums Fort in die dabei liegenden Barancos zu transportiren, und sie damit auszufüllen, damit der Feind keine Gelegenheit gehabt hätte, seine Batterien unter dem Schuß aufgerichteter Mauern anzulegen. Das läßt sich jeßt alles recht gut sagen. Allein, vorher dachte Niemand daran. — In der Nacht desertirten 5 Corsen, wahrscheinlich aus Furcht von den Minen nicht in die Luft gesprengt zu werden. Auch wurde der Mousquetier Str. . . von Prinz Ernst auf seinem Posten durch ein Stück der Bombe getödtet. Jeder bedauert ihn.

Den 25ten Jan. Freitag. Die Wohnung des Gouverneurs wird wegen der vielen Bomben, die dahin spielen, und der Kanonen, die hinter der Nordwestseite rasiren, so unsicher, daß es heißt, er werde endlich seinen Wohnplaß auch in den Souterrains zu nehmen genöthigt seyn. — Da der Nordwind aufgehört, so haben die Feinde Zeit, neue Munition ans Land zu bringen. Man hat auch in der That viele Wagen von Maulthieren gezogen über die Anhöhe von Antoni fahren gesehen. — Diesen Abend sahe man die Feinde in Bewegung. Man war also äußerst wachsam und auf der Hut, im Fall eines Sturms. Es mußte ein neues Piquet zur Verstärkung nach Charles Fort gehen. Heute war Kriegsrath, man glaubt über die Frage, ob man Marlborough verlassen und sprengen solle oder nicht.

Den 26ten Jan. Sonnabend. Die Spanier haben ihre Batterie bei Mount Misen von 6 Kanonen gegen Marlborough heute eröfnet. So bald wir solches sahen, gingen alle unsere Kanonen dahin, die dahin reichten, um sie zum Stillschweigen zu bringen, da sie uns so nahe lag. Es glückte uns auch ziemlich. Herr Lieutenant von Cronhelm that sich auf seiner linken Batterie recht hervor, und wird von den Leuten, die unter ihm dienen, als ein Mann von Bravour gepriesen. — So feuerten wir also von heute an auch fleißig bei Tage, und zeigen uns recht thätig. — Unsere Artilleristen scheinen jeßt wieder neuen Muth zu bekommen. — Unter den vielen feindlichen Bomben, die heute geworfen wurden, kam eine auch vor meine Wohnung in Castlesquare, warf den Baum um, womit die Thür verbarricadirt ist und sprang. Einige Stücken Steine flogen herein, thaten aber keinem von denen die in der Stube waren, Schaden, außer daß das Glas einer Uhr sprang, und ein Violon durch die Erschütterung gesprengt war. Die große Explosion der Bombe giebt nicht nur eine unangenehme und starke Empfindung in den Ohren, sondern sie beenget auch

den Othem und löschet die Lichter aus, dergleichen ich nun schon oft erfahren, doch bin ich immer durch Gottes Vorsehung gnädiglich bewahrt worden. Bis hieher hat der Herr geholfen; er wird auch ferner helfen. — Die Feinde feuern fleißig. Man überzeugt sich immer mehr, daß der Sturm nach aller Wahrscheinlichkeit noch nicht so nahe sey, als man geglaubt hat. — Gestern Abend wurde ein Versuch gemacht, ob man auf eine gewisse Entfernung das Arbeiten in den Minen hören könne. Es wagten sich also einige Mineurs in die Barankos des Gouverneurs, und thaten in der Mine daselbst 10 Minenschläge. Andere gingen zu gleicher Zeit in die Mine bei Caroline, 150 Yard Distanz, woselbst diese 10 Schläge von ihnen repetirt waren, zum Zeichen, daß sie jene gehört hatten. Wir verschießen jetzt viel Munition. Unsere Garnison wird auch immer geringer, da so viele im Hospital sterben, und der Scorbut immer mehr einreißt. — Verlust, den 25ten Jan. seit der Belagerung, d. i. seit den 6ten Jan. 32 getödtet, 34 gestorben, 15 desertirt. Summa 81. Verwundet 94. Die Kugeln liegen wie gesäet umher. Ein englischer Sergeant brachte sich selbst ums Leben, wozu er durch die von einem hitzigen Fieber hervorgebrachte Phantasie veranlaßt worden war. – Neulich fiel eine Bombe ins Hospital zu Charles Fort zwischen 42 englische Kranke, barste, und hat doch keinen, außer nur ein Paar leicht verwundet. Welch eine gnädige göttliche Vorsehung! Diese Nacht wurde von beiden Seiten stark gefeuert. Ich stand gegen 11 Uhr noch vor der Thür der Souterrains, und beobachtete das schrecklich majestätische Feuer und Getöse, welches gemacht wurde. Eine Bombe sieht schön aus, wenn sie des Nachts in der Luft gleich einem hellen Stern sich darstellt, allein, wo sie hinkömt, richtet sie schreckliche Verwüstungen an. Mittlerweile kam eine schwere feindliche Bombe mit Flügeln des Todes angerauscht, schien oben aus den Wolken herab zu steigen, und ließ sich mit Ungestüm oben aufs Castel. Dies sahe desto fürchterlicher aus, da ich unten im Graben stund. Ich dachte an meine Freunde oben auf dem Castel, und ging gerührt in mein kleines Räumchen zurück. Kaum war ich entkleidet, so kam eine andere Bombe herab zu uns, und rollete sich vor der Thür unseres Souterrains, etwa 15 Fuß von meinem Bette, wo sie krepirte. Die Schildwache hatte sich glücklich herein retirirt. Das Gewicht der Thür schlug durch die Explosion zu. Es geschahe kein Schade, außer daß etwas von dem Pfeiler der Brücke abgeschlagen wurde. Die Lichter, der Lampen waren ausgelöscht. Wie viel unendliche Proben der über uns wachenden göttlichen Vorsehung giebt uns der Herr! Du hast Leben und Wohlthat an mir gethan; und dein Aufsehen bewahret meinen Othem. Wie solte denn mein Vertrauen auf dich Allmächtiger, nicht unbeweglich seyn? Diese Nacht desertirten abermals 4 Corsen. Nachdem sie sich bereichert, und

und durch Verkaufung ihrer Waaren zu sehr hohen Preisen ihre Beutel gespickt, gingen sie davon. Ein Paar sollen wieder erhascht seyn. —

Den 27ten Jan. Sonntag. Die Corsen sind nach Charles Fort verlegt. Die Feinde haben neue Munition bekommen und schießen heftig. Meine heutige Arbeit am Sonntage bestand darin, daß ich die Kranken im Hospital besuchte, auch zu den Souterrains unserer Leute ging, mich nach ihnen erkundigte, und sie, wie es die Veranlassung mit sich brachte, zur Standhaftigkeit und zum Vertrauen auf Gott ermunterte, und ihnen Muth einsprach. Auch auf dem Posten kan der Soldat, sagte ich, zu Gott seine Seele erheben, und sich seinem mächtigen Schirme und Schutze empfehlen, wenn ihn der Tod von allen Seiten zu umringen scheint. Der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem solte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebenskraft, vor wem solte mir grauen? Ps. 27, v. 1. Unter unsern Leuten ist bei allen Strapatzen und Beschwerden dennoch freudiger Muth und frohe Hofnung herrschend. Bei meinem Gange durch die Souterrains hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, wie übel unsere Werke durch die feindlichen Batterien zugerichtet waren. Als ich aus dem Hospital zurück kam, hatte ich einen traurigen Anblick. Es war unter dem Bogen die Schildwache von einer Bombe zerschmettert, und das Blut davon an die Wand versprützt. Und dies war an eben dem Orte, den ich jetzt selbst zu passiren genöthigt war. So ist also in einer Belagerung ein jeder den Gefahren ausgesetzt, und es kan uns nichts schützen, wenn uns nicht der Schirm des Allmächtigen schützt. An eben diesem Morgen zerschmetterte eine Bombe noch eine andere Schildwache. — Da es heute wenig Wind giebt, so ist die Luft in den Souterrains sehr drückend und greift die Brust an, zumal bei dem Dampf der Oellampen. Heute wurde abermals Kriegsrath gehalten. Einige glauben, daß die Frage sey, ob es möglich, daß sich das Fort länger halten könne. – Es geht daher ein Gemurmel von Aussendung einer Flagg of Truce, welches aber nicht wahrscheinlich ist. Da komt wieder ein Lamo (countryman oder farmer,) sagen unsere Leute, wenn sie von Bensaide eine 13zollichte Bombe herschnauben sehen. Sie richten viel Unheil an, heute haben sie die Verbarricadirung des Brunns im Castelsquare sehr beschädigt. — Es wird aber der Schade sofort ausgebessert, weil es sehr gefährlich seyn würde, wenn eine Bombe sich in den Brunnen einen Weg bahnte, da derselbe durch das Pulvermagazin gehet. — Nach der Angabe des spanischen letzten Deserteurs besteht die spanische Macht gegen St. Philipp in

1000 Mann Artillerie.
150 Kanonen.
50 Mörsern.
9 Compagnien Grenadiers.

Sa-

Savoya 2.
Principe 2.
Napoli 1.
Milano 2.
Buca 2.
und den 10 Regimentern:
Rey.
Burgos.
Murcia.
Ultonia.
Prima de Catalonia.
America.
Princesa.
Elner.

Betchart. Schweitzer.
Baron de Reding. Schweitzer.

auch 4 Regimentern Franzosen schön mondirt und dressirt.

Bouillon. Deutsch.
Royal Suedois. Deutsch.
Bretagne. Französisch.
Lionnois. Französisch.

Bestehen aus	4000 Mann.
Spanier aus	10000 Mann.
Summa —	14000 Mann.
wovon im Hospital	2000 Mann.
Bleiben übrig	12000 Mann.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Anzeige und Bitte.

Die sonderbaren für die Jahrszeit ganz ungewöhnlichen Nebel und Dünste in der Luft, welche wir hier bei anhaltender großer Dürre in vorigem Monate beinahe 14 Tage solchergestalt gehabt haben, daß selbst der Wind und der gegenwärtige hohe Stand der Sonne sie nicht zu zerstreuen vermogte, sondern sie nur dunkel durchschien, und vornemlich beim Auf- und Niedergange beinahe so roth war, als wenn sie im Herbste oder Frühling hinter Schneewolken stehet; sind gewiß eine sehr merkwürdige Witterungsbegebenheit, welche schwerlich ohne Folgen seyn wird. — Sehr interessant würde es demnach seyn, wenn aufmerksame Beobachter aus verschiedenen Gegenden hiesiger und benachbarter Lande, ihre Bemerkungen über dieses Phänomen, kurz und zuverläßig an das Intelligenzcomtoir allhier, einzusenden geneigen wolten, damit demnächst die verschiedenen Beobachtungen zusammen, und unter Einen Gesichtspunkt, in diesen Blättern aufgestellet werden könnten. — So viel dem Verfasser dieses bekant ist, hat man in Münden an der hessischen Gränze, eben diese Nebel zu eben der Zeit gehabt; und nach dem 29ten Stück der Leipziger Intelligenzblätter, sind sie alldort, und in der Gegend, eben so wie hier, bemerkt worden. Gestern und heute haben wir hier eben den Nebel und die Beschaffenheit der Atmosphäre wieder.

Hannover, den 8ten Jul. 1783. Albg.

Hannoverisches Magazin.

57tes Stück.

Freitag, den 18ten Julius 1783.

Fortsetzung des Tagebuchs während der Belagerung des Forts St. Philipp auf der Insel Minorka.

Den 28ten Jan. Montag. Weil wir am meisten des Nachts feuern, so ist der Feind so dreist, daß er bei Tage an seinen Batterien arbeitet. Die Feinde machen uns heute wieder mit ihren Bomben das Leben recht sauer. An Colonel Grubens Stelle, welcher auch krank geworden, hat Major von Melzing das Commando über die Hannoverischen Aussenlinien erhalten. Die Feinde haben eine neue Mauer von Maulbeerbaum an bis zum Minenberge gezogen, meist von Sandsäkken. Sie werden also bald eine neue Breschbatterie anlegen, und denn uns noch mehr zusetzen. Deswegen haben wir diese Nacht einige Steinmörser dahin ausfliegen lassen. In eben dieser Nacht steckte eine feindliche Bombe einige Faschinen auf Prinz Friederich Raveline an. Dies gab zwar ein sehr helles Feuer, war aber von keinen Folgen. Die Zahl der Leute ist schon so schwach, daß wir nicht so viel mehr geben können, als der Dienst verlangt. Prinz Ernst hat 91 Mann Kranke im Hospital. Der Gouverneur Murray ist auch sehr schwächlich, und geht sehr krumm und gebückt einher. In desselben Wohnung, und zwar in die unterste Etage, ist durch die Thür eine Bombe gefallen, und hat viel Küchengeschirr verdorben und viel Unfug angerichtet. — Das Feuer in der Nacht war von beiden Seiten heftig.

Den 29ten Jan. Dienstag. Da sich ein Mangel an 13zölligen Bomben ereignet, so werden die nicht gesprungenen feindlichen Bomben von den Leuten aufgesammelt, und für jede 1 Schilling bezahlt. Was thut nicht die Liebe zum Gelde! — Es ist außerdem ein großer Mangel in unserer Festung, daß wir nicht mehr denn sechs 13zöllige Mörser haben, und auch die sind nicht so stark, daß wir die Bomben so hoch als die Spanier die ihrigen treiben können. Unsere Kanonen sind meist eiserne Kanonen, welche nicht so genau schießen.

Die Anzahl unserer Kanonen und Mörser ist ungefähr folgende:

6	13zöllige Mörser.
8	8zöllige Mörser.
18	Royels.
24	Coehorn.
8	Haubitzen.
64	

Kanonen.	24	—	32	Pfund.
—	3	—	24	—
—	56	—	18	—
—	52	—	12	—
—	58	—	9	—
—	57	—	6	—
—	1	—	4	—
—	22	—	6	—

Summa 273 bis 300.

Diesen Mittag fiel eine Bombe vor Colonel Gruben Quartier, zerschlug die Leiter auf der Gallerie, fiel denn zwischen die Balken und die Thür des Herrn P. Grütter und rollete von da in eine Küche, worin 5 Menschen waren. — Zu großem Glück blieb sie liegen, und barst nicht. Die Ausbesserung der Batterien ist wegen Mangel an Materialien und Menschen, die daran arbeiten, unmöglich. — Die spanischen Grenadiere und Volontairs de Catalogne machen ein häufiges Mousquetenfeuer, um ihre Arbeiter zu decken. Wir antworten ihnen von der Queen. Gestern Abend sind die spanischen Kriegsgefangenen aus dem vormaligen Oelmagazin in das ausgeleerte kleinere Pulvermagazin gebracht, um unsern Truppen, die sich mehr ins Centrum ziehen sollen, Platz zu machen. — Unsere Leute erzeigen ihnen viel Liebe. — Diesen Abend 8 Uhr fingen die Feinde von der Seebatterie hinter Turkish Mount zu feuern an. Auf Charles Fort glaubte man, daß eines unserer Schiffe in finsterer Nacht herein schleichen solte, und ward deshalb an den Gouverneur Rapport abgestattet. Allein, wir wurden bald eines andern überführt, als wir hörten, daß das Feuer von allen spanischen Batterien rund um uns herum gemacht war. Hierauf folgte ein Lauffeuer von der ganzen spanischen Armee von Turkish Mount bis nach Cap Mola zu, welches von einem Hurre begleitet war, und solches wurde dreimal wiederholet. Wir wußten nicht, was das Freudenfeuer zu bedeuten hatte. Einige glaubten, der Feind intendire einen Sturm; andere behaupteten mit mehrerer Wahrscheinlichkeit, daß vielleicht von den Feinden ein Sieg erfochten, oder ein anderer Vortheil errungen sey. Wir ließen uns dadurch nicht niederschlagen, und um den Spaniern zu zeigen, daß unser Muth noch nicht gesunken sey, so feuerten wir auch alle unsere Kanonen rund ums Fort ab, und unsere Matrosen riefen dabei gleichfalls ein freudiges Hurre. — Ein schreckliches Feuer, die Grundfeste der Erde bebte unter unsern Füßen, und es schien, als wolte Erd' und Himmel untergehen. Vielleicht haben die Feinde dabei ziemlich eingebüßt. Wir hingegen gar nicht. Ihre Kanonen waren so hoch gerichtet, daß alle Kugeln überweg gingen.

Den 30ten Jan. Mittwochs. Der Feind continuiret zwar mit seinem Feuer. Indessen ist das doch gar nicht gegen die ersten Tage zu rechnen. Denn er macht seit einiger Zeit manche Pause, und läßt uns gegen Mittag einige Ruhe. Auch kreußen sich die Kugeln nicht mehr so fürchterlich. Vorhin schien es, als wenn es Kugeln regnete, und auf den Batterien auszudauern, schien fast unmöglich zu seyn. Jetzt fassen wir guten Muth, werden des Feuers gewohnt, und geben dem Feinde fleißig Bomben und Kugeln wieder zurück. Dieser Ton ist unsern Ohren nun nicht fremd mehr. Vormals hieß es, alles ist in Ruhe. Nun heißt es, Bomben, Bomben. Allein es ist traurig, daß der Skorbut überhand nimt. Die meisten Leute klagen über Schmerzen im Kreutz und Mattigkeit in den Beinen, und dennoch wollen sie gerne ihre Dienste thun, und kriechen mit dem Stecken in der Hand auf die Wache. Endlich werden wir noch aus Mangel an Leuten uns gezwungen sehen, uns zu übergeben. — Diesen Abend desertirte ein Corse und einer vom 51sten Regiment. Der erste ward erhascht. Der andere ging zu den Feinden über. Da er sehr witzig ist, so ist zu fürchten, daß der Herzog von Crillon durch ihn von unserm Zustande gute Nachricht erhalten hat. Heute fiel eine Bombe in Major Riddels Logis, kam durch die Wand, und schlug die Lehne von Sir Williams Stuhle ab, worauf er saß, ohne ihm Schaden zu thun. Unsere Leute haben bisher nicht nur Mannschaft zur Wache, Piquets, Reserve und Defension gegeben, sondern es sind auch bislang Commando de Fatique angesetzt. Diese haben theils den Ingenieurs folgen und an der Ausbesserung der Festungswerke arbeiten, theils den Artilleristen zu Hülfe kommen, und Pulver und Kugeln und schwere Bomben auf die Batterien mit vieler Mühe und Gefahr tragen müssen. Jetzt, da der Skorbut so überhand nimt, und so wenig Leute zum Dienst übrig sind, haben die Artilleristen und Mariniers Ordre erhalten, selbst die Munition auf ihre Batterien zu bringen.

Den 31ten Jan. Donnerstag. Diese Nacht war der Feind ziemlich ruhig. Diesen Morgen aber fing er wieder heftig zu feuern an, doch nur nach Intervallen. Eine Bombe fiel in Capitain Wilkie's Logis, die Officiere in demselben verbargen sich unter der Treppe in der Küche. Die Bombe sprang, riß die Treppe nieder und bedeckte die Herren ganz mit Schutt und Ruinen, so, daß sie sich kaum los arbeiten konten. Eine andere Bombe fiel ins Zeughaus und zündete daselbst. Der Herr Hauptmann Schulze, welcher daselbst just vorbeiging, entdeckte zum Glück das Feuer gleich im Anfange, und so ward es gleich ausgelöscht. Hagel und Regen. — Gouverneur Murray ist ganz matt und vor Alter und Sorgen entkräftet. Heute wurden verschiedene von uns, be-

besonders von den Engländern durch das feindliche Feuer getödtet.

Den 1ten Febr. Freitag. Heftiger kalter Nordwind, rechter Wintertag. Doch verbessert dieser Wind die böse Luft die in den Souterrains ist, und hilft also der Gesundheit auf, dahingegen bei stillem warmen Wetter der Dampf der Lampen und Feuchtigkeit des Steins, und die Ausdünstung der Menschen, den Aufenthalt unerträglich macht, und auch die stärkste Constitution afficirt. Die Feinde haben eine neue Batterie von 7 Kanonen bei dem Minenberge errichtet, und scheinen damit fertig zu seyn. Sie ist uns leider sehr nahe. — Von da haben sie auch eine Reihe Tonnen bis an die Quaiguard gesetzt, um eine neue Communication anzufangen, und vielleicht eine zweite Parallele zu formiren. Sie scheinen also uns förmlich belagern, und fürs erste noch keinen Sturm vornehmen zu wollen. Eine Bombe fiel zwischen 2 Kanonen, schlug die Aprons ab, und feuerte beide los. — Ein Stück von einer Bombe fiel in des Herrn General von Sidow Stube, und blieb in der Traverse stecken. Ein Stück Holz flog dicht vor dem Herrn General vorbei. — Es heißt, daß jetzt alle äußere Minen unter dem Glacis geladen sind. — Auf Befehl des Herrn Gouverneur Murray hat sich heute das Corpus Medicum versammelt, um sich wegen des Skorbuts zu berathschlagen. Die feindlichen Bomben, welche nicht gesprungen sind, werden alle gesammelt, und vor dem laboratorio hingelegt, und zwar mit aufgerichteten Zündern. Scheint dies nicht gefährlich zu seyn? Capitain Colle that diese Nacht einen Ausfall mit den Corsen. Es verlor aber der arme Mann bei dieser Expedition seinen rechten Arm. Er zeigte viel Tapferkeit, und wird von jedem beklagt. Die Arbeiten werden durch reichliche Bezahlungen belohnt, welche die Cassen ledig machen.

Den 2ten Febr. Sonnabend. Starker Nordwind, doch nimt der Skorbut heftig überhand. Auf Befehl des Gouverneurs, untersuchen die Aerzte, wie viel Leute in den Baracken vom Skorbut inficirt sind. Die Adjudanten geben ein, wie viel an den Wachen fehlen. Alles Anzeichen, daß wirs nicht lange aushalten werden. Ein Matrose desertirte. Er kan den Feinden von unserer Situation eine uns unangenehme Nachricht geben. Bei meinem Besuche in den Baraken wurde ich über die Menge der Kranken und den schleunigen Tod vieler braven Kriegsleute innigst gerührt. — Der Eßig nahm jetzt auch ein Ende, welches ein übler Umstand für die Garnison ist. — Diese Nacht feuerten wir mit Trauben, um die Approchen der Feinde zu verhindern.

Den 3ten Febr. Sonntag. Fürtrefliches Wetter, aber doch heiß, weil der Feind einheizt, doch nur mäßig und zwar nach Intervallen. Also so heftig nicht als im Anfange. Es ward ein Conseil de Guerre von den verschiedenen Chefs der Corps versammelt,

melt, in Absicht, (wie verlautet,) um zu deliberiren, ob man capituliren solle.

Den 4ten Febr. Montag. In voriger Nacht machten wir ein heftiges Feuer zum letzten mal und steckten darauf gegen 9 Uhr Morgens die weiße Flagge auf. Augenblicklich hielten die Feinde auch mit ihrem Feuer an. Der letzte Schuß von ihnen tödtete noch einen von unsern Grenadiers M – h von Prinz Ernst, der Kohl suchte. — Der Herr Lieutenant von Linsing ward mit einem Brief vom Gouverneur Murray an den Herzog von Crillon nach Mahon geschickt. Wir nahmen diese Zeit wahr, suchten unsere Perspective, die eine Zeitlang gute Ruhe genossen hatten, wieder hervor, und nahmen die Werke der Feinde in Augenschein. So bald die Spanier die weiße Flagge sahen, kamen sie hinter ihren Parapets hervor, und machten ein freudiges Hurre. — Indeß ward gleich Ordre gegeben, daß sich Niemand auf den Batterien sehen lassen solte. Himmel, welche Ruinen an unserer Seite, — und welch eine Wagenburg, die der Feind um uns geschlagen hat! Die spanischen 19 Batterien sehen fürchterlich aus. Das Castel läßt sich kaum erkennen. Gegen Mittag kam die Flagg of Truce zurück. Lieutenant von Linsing überbrachte die Antwort vom Herzog von Crillon. Gleich darauf ward abermals ein Kriegsconseil gehalten. Man sagt, daß des Herzogs von Crillon Antwort nicht günstig gewesen, und er sich auf keine Bedingungen einlassen, vielmehr uns zu Kriegsgefangenen machen wolle. Ich war zu der Zeit bei einem meiner Freunde, und saß krank beim Caminfeuer, denn der Skorbut hatte auch mich attaquirt, und ich behauptete, daß Gouverneur Murrays heftige Leidenschaften sich nimmermehr dazu bequemen würde. Wir würden also bald die weiße Flagge abgenommen, und das Feuer erneuert sehen. Wider alles Vermuthen ward der Generaladjudant Don so gleich wieder an den Herzog von Crillon geschickt, um die Affaire zu berichtigen. Der Comte von Crillon ward darauf Nachmittags von dem Herzog von Crillon herein geschickt, um die Uebergabe vollends zu bewürken. Dieser versicherte im Namen seines Herrn Vaters, daß er ihm alles zugestehen wolle, nur den einzigen Punkt unserer Kriegsgefangenschaft ausgenommen. Gouverneur Murray soll dabei in einen großen Eifer gerathen, und in Thränen zerflossen seyn; auch geäußert haben, daß er sich lieber mit seiner Garnison in die Luft sprengen wolle, als sich der Raubbegierde und der Plünderung seiner Feinde zu überlassen. Der Comte von Crillon hat darauf erwiedert, wie er sich von dem Charakter seines Vaters solche Vorstellung machen, und so sehr wider ihn aufgebracht seyn könne. Gouverneur Murray soll gesagt haben: Ob es ihm nicht empfindlich seyn müsse, daß man ihm einen so niedrigen Antrag als die Bestechung wäre, gethan hätte? (So spricht Fama.) — Indeß ward nach

allen diesen Entretiens die bei der Tafel gehalten worden, die Capitulation zu Stande gebracht. Die Spanier besetzten noch selbigen Abend Fort Marlborough, und es ward Ordre gegeben, daß wir Morgen Mittag 12 Uhr mit allen Kriegsehren ausmarschiren solten. Man fand die Zeit des Abzugs sehr kurz, um die Equipage zu arrangiren.

Den 5ten Febr. Dienstag. Es wurde deshalb der Generaladjudant Don diesen Morgen früh an den Herzog von Crillon abgeschickt, um den Ausmarsch noch 24 Stunden weiter hinaus zu setzen. Allein, es wurde solches abgeschlagen. Wir konten also kaum einpacken. Unsere Sachen wurden eiligst in ein Magazin gebracht, wo sie verwahrt werden solten, bis sie transportirt werden konten. Verschiedene verloren dennoch ihre Sachen. Denn die Raubbegierde ging bei einigen so weit, daß sie selbst aus dem Magazin zu rauben suchten. Gegen 11 Uhr marschirten schon die feindlichen Truppen an, und ein Theil faßte Posto im Fort. Die übrige ganze Armee formirte 2 Linien, wodurch unsere Leute mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen marschirten, und am Ende derselben Gewehr und Waffen niederlegten. Ich habe diesen traurigen Anblick selbst nicht ertragen können. Die spanische Flagge wurde aufgesteckt, gegen Nachmittag um 4 Uhr, und die weiße Parlementair und englische Flagge abgenommen. Unsere Truppen setzten darauf in Begleitung einer spanischen Bedeckung ihren Weg nach Aleihor fort, welches 14 englische Meilen vom Fort ist. Dieser Marsch war für kranke Leute, welche in allen Gliedern matt waren, nicht gering. Indeß trieben sie doch die Spanier so stark auf die Knochen, daß sie ganz müde wurden. Es fiel an diesem Tage ein starker Regen. Die Wege waren ganz verdorben. Sogar die armen englischen Damen mußten ohne Mitleid zu Fuß aus dem Fort wandern. Sie gingen naß und erfroren nach Mahon. Die Kranken wurden nach den Baracken zu Georgetown gebracht, und allda das Hospital angelegt. Die Generalität nahm ihr Logis zu Mahon. Der Gouverneur Murray war in Gesellschaft des Herzogs von Crillon, als die Truppen die Waffen niederlegten, und war dabei sehr gerührt. Er speiste den Mittag mit dem Herzog von Crillon. General Draper war auch zur Tafel gebeten, allein er schlug es ab, und äusserte sich, daß er nicht speisen könne. Er bat sich aus, sein Quartier im Fort behalten zu dürfen. — Er ward etliche Tage darnach zur Tafel gebeten, und mußte sein Logis auch in Mahon nehmen. Man schickte ihm eine Kutsche, bei welcher er neben an ging, ob es gleich schlechtes Wetter war. Die Artikel der Capitulation wurden erst den 15ten Febr. bekant gemacht. Die Minorkaner waren sehr attendirt, als wir aus dem Fort kamen. Man las es deutlich genug in aller Gesichtern, daß ihnen die Uebergabe des Forts ein trau-

riges

riges Evenement, und das Wehen der spanischen Flagge ein schmerzender Anblick war. Nun schienen sie zur Erkenntniß zu kommen, und einzusehen, was sie für großen Vorzug bisher unter englischer Regierung genossen, und was jezt dagegen für unangenehme Aussichten ihnen bevorstünden. Die vorigen goldenen Zeiten schienen entflohen zu seyn, und die Wörter Inquisition, Tortur, Despotismus, Mohren, Ruin des bisher blühenden Handels, Armuth und Dürftigkeit waren ihnen ein Dolch ins Herz.

Die Spanier erwarteten noch eine lange Gegenwehr. Sie zweifelten, St. Philipp vor dem Monat Junius einzunehmen. — Von ihren Contreminen versprachen sie sich keinen Effect. Unsere Minen waren ihnen so fürchterlich, daß sie deshalb keinen Sturm intendirten. Sie wolten die Belagerung förmlich ausführen, und die Sache bis zur dritten Parallel bringen. Man fürchtete sich noch immer vor der Ankunft der englischen Flotte. — Daher ward in der ganzen spanischen Armee eine allgemeine Freude rege, als sie die weiße Flagge auf dem Castel aufgesteckt sahen. Die spanischen Officiere waren voll von Vergnügen und umarmten sich, und alles verrieth sich durch ein lautes Hurre. — Zufolge der zweiten Capitulation, welche den 6ten Febr. unterzeichnet war; (denn die erste, nach der wir verlangten frei auszumarschiren, war verworfen,) wurde bewilligt, daß wir mit aller militairischen Ehre ausgehen, aber die Waffen niederlegen, und Kriegsgefangene werden solten, daß wir alle unsere Bagage behalten, daß der Gouverneur ein bedecktes Boot mit sich führen solle, wodurch die Deserteurs gerettet wurden, daß wir auf Schiffen, die uns die Spanier verschaften, auf Kosten der Krone England nach einem englischen Hafen transportiret werden, daß wir während unsers Aufenthalts auf der Insel Provision erhalten, und auch auf zehn Wochen aus den englischen Magazinen des Forts mit Lebensbedürfnissen auf den Schiffen versehen werden solten. Weil einige von den spanischen Truppen viele von unsern Sachen geplündert, so verlangte der Herzog von Crillon eine Anzeige der verlornen Sachen, und versicherte, der König, sein Herr, werde uns diesen Schaden ersetzen, und den Verlust bezahlen, eilte auch selbst nach dem Fort, um dem Unwesen zu steuern. Nach der eingegebenen Verlustliste, beläuft sich die Summe auf 10,000 Dollars. Eine mäßige Angabe! Unsere Feinde gehen jetzt sehr freundschaftlich mit uns um, und machen uns unsern Aufenthalt hieselbst ganz angenehm. Der Herzog von Crillon selbst sezt uns in Erstaunen, durch seine ausnehmende Freundlichkeit und Herablassung die er gegen jeden beweist, da er sich mit dem Geringsten liebreichst unterhält. Er hat seinen Truppen Ordre gegeben, daß sie einer Garnison, die sich so brav gehalten, freundschaftlich begegnen sollen. Die verschiedenen Nationen haben also

jezt

jetzt Gelegenheit, sich einander Beweise gegenseitiger Cordialität zu geben, und trotz allen menschenfeindlichen Grundsätzen eines finstern und intoleranten Systems, welches der Aberglaube ausgebrütet, sich den uns so tief ins Herz gepflanzten Regungen einer edlen Gutherzigkeit, Wohlwollens und Dienstfertigkeit zu überlassen. Die Spanier machen sich jetzt andere Begriffe von uns, da sie uns sehen. Wir haben schon im Fort Gelegenheit gehabt, den spanischen Kriegsgefangenen ein gutes Herz zu zeigen. Ihre Gefangenschaft wurde, so gut als es in einer Belagerung möglich, ihnen erleichtert. Unsere Leute brachten ihnen heimlich Fleisch, Budding und Rum ꝛc. zu, welches sie mit vieler Rührung annahmen, und sehr wünschten, ihnen dankbar zu seyn. — Sie werden gewiß nicht vergessen haben, unser Betragen zu rühmen. — Die Minorkaner hatten auch ungemein zu unserm Lobe geredet, und unsere Feinde versicherten uns, daß sie recht begierig gewesen, uns kennen zu lernen, da sie so viel Gutes von uns gehört. So braucht also die Vorsehung auch den Krieg als ein Mittel, Menschen in Verbindung zu bringen, und ihnen Gelegenheit zum Umgange und Ausübung wahrer Menschenliebe zu geben. Dadurch erleuchtet sie die Welt, erwärmet die Herzen, und giebt dem Aberglauben, unerachtet alles Sträubens seiner menschenfeindlichen Diener, den letzten Stoß. Der Soldat, der außer Spanien kömt, und die Welt sieht, wird der erste seyn, der in sein noch sehr finsteres Vaterland menschenfreundliche Grundsätze zurücknimt, und seine Landesleute zu gleicher milden Denkungsart zu stimmen suchen wird, wodurch nothwendig dem Spanier, der bisher von seinen Führern geblendet, ein neues Licht aufgeht. Beweise vom Aberglauben in Spanien am Ende des achtzehnten Jahrhunderts mögen folgende seyn: Noch kürzlich ist daselbst ein Buch heraus gekommen, worin man die Tortur mit vielen Gründen zu vertheidigen sucht. Wie bedauernswürdig wird das jedem dünken, der als ein Philosoph denkt, oder den Beccaria gelesen, der nur als ein guter ehrlicher Mann sein eigenes Herz reden läßt. Ein Spanier hat den Traité des delits & des peines von Beccaria übersetzt. Er heißt Campo Manes, und ist Fiscal du Conseil von Castille. Allein, der Beichtvater vom Könige hat deshalb Vorstellung gethan, und auf sein Ansuchen hat die Inquisition dieses Buch verboten. Ein englisches Frauenzimmer, welches aus Liebe zu einem spanischen Officier, den sie zu heirathen wünscht, ihre Religion verändert, ist zu dem Ende von dem spanischen Vicaaire General der Armee getauft worden. — Also ist die Taufe, die von Protestanten verrichtet wird, in Spanien nicht für gültig erklärt, — da man sie doch in ganz Frankreich und Deutschland dafür erkennet. Ein spanischer Feldprediger, den ich nachher gesprochen, war aufrichtig genug, es als einen Mangel an Einsicht zu erklären, wogegen er protestirt habe, aber ohne Nutzen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

58tes Stück.

Montag, den 21ten Julius 1783.

Schluß des Tagebuchs während der Belagerung des Forts St. Philipp auf der Insel Minorka.

Nachdem wir aus dem Fort gekommen sind, haben wir Gelegenheit gehabt, so wohl die spanischen und französischen Truppen als auch ihre Batterien und Läger näher kennen zu lernen. Die Spanier sind gute Soldaten, unermüdet, mit wenigem zufrieden, achten keine Gefahr, sind pünktlich gehorsam und murren nicht. Sie erhalten wenig Sold. — Alles was sie bekommen ist ein Pfund Brod alle Tage und 6 Doblar. Wenn sie nun davon 3 Doblar in die Menage geben, um etwas Grünes anzuschaffen, so bleiben ihnen nur 3 Doblar übrig. Sie sind mäßig und betrinken sich nicht. — Sie haben die sauersten Arbeiten gethan, da sie die Batterien allein verfertigt, und des Nachts unter freiem Himmel gelegen, und doch haben sie nicht gemurret. Sie achteten die Gefahr nicht. Mit ihrem Rosenkranz versehen, glaubten sie gleich einem Achilles unverwundbar zu seyn, daher auch manche von ihnen geblieben sind. Man glaubt, die Anzahl ihrer Getödteten belaufe sich auf 500 Mann; andere sagen sie hätten 200 Getödtete und 5 bis 600 Verwundete gehabt. Die Verwundeten aber sind alle wegen Unerfahrenheit der Aerzte gestorben, bis auf einen Mann. In ihren Hospitälern haben sie an 2000 gehabt. Die spanischen Schweitzer lieben den Trunk, und weil sie daher keine Gefahr achteten, sollen auch viele von ihnen geblieben seyn. — Man sagt, daß die Protestanten unter ihnen, durch ein sehr fühlbares argumentum κατ' ανθρωπον zur Ueberzeugung des catholischen Glaubens gebracht werden. Die Montur der spanischen Truppen fällt nicht sehr in die Augen, sie sind auch nicht vorzüglich dressirt. Ihre Officiere sollen nicht außerordentlich seyn. Sie tragen insgemein 2 Uhren. Ein Umstand den der simple Engländer nicht verdauen konte. Ueberhaupt zeigen sie viel spanische Grandezza, und können daher mit den Franzosen nicht sehr zurechte kommen. Unter beiden Armeen ist eine große Jalousie. Die französischen Truppen sind ungemein

schön montirt und dressirt. Allein sie verlangen bessere Unterhaltung als die Spanier, besonders die Deutschen unter ihnen. Sie haben daher auch bessere Gage und Provision als jene, und die deutschen Truppen unter ihnen sind, wenn sie die nicht erhalten, zur Unzufriedenheit geneigt. Die letztern haben zu Zeiten einer Correction nöthig, wenn ein strenger Gehorsam erhalten werden soll. Die französischen Officiere haben ihre eigene Kaffe- und Speisehäuser, und die spanischen Officiere machen nicht gerne mit ihnen Gemeinschaft. Sie essen gerne ihr Oleo für sich. Das Oleo ist ein spanisches Gericht, ein Mixtum von allerlei Fleisch und Gemüse. Die Spanier scheinen den Hannoveranern noch am meisten ihre Zuneigung zu schenken, weit mehr als den Engländern. Die Ursache ist deutlich. Der Engländer ist stolz, nicht sehr gefällig, und kan sich nicht bequemen, sich zu andern freundlich herabzulassen. Spanische Grandezza und englischer Stolz kommen also in Collision. — Der Deutsche hingegen bequemt sich zu jedem, sucht sich gar zu gern mit Fremden zu unterhalten, alles Fremde zu bewundern, zu loben, nachzuahmen, und geht oft auf Kosten seiner selbst zu weit. Wie oft kömt man in Versuchung mit Klopstock zu sagen: Was that dir Thor dein Vaterland? — Die Franzosen unterhalten sich sehr freundschaftlich mit uns.

Die feindlichen Batterien, die wir besehen, sind fürtreflich angelegt, und haben unglaubliche Arbeit gekostet, da man zuerst hohe Mauern und Berge von Sandsäcken aufthürmen, und so dann die Erde zu den Batterien weit herschleppen mußte. Die Spanier haben sogar von Mercadal Faschinen geholt, und dafür 1 Schilling bekommen. In Absicht der Artillerie klagten die Spanier, daß das Metall von ihrem Geschütze nicht von der besten Art sey, weil es durch das häufige Feuer so leicht zu schmelzen anfinge. Wir haben auch verschiedene Kanonen demontirt. Sie gedachten daraus Haubitzen zu verfertigen, dergleichen sie noch nicht hatten, und gegen uns zu gebrauchen. — Ihr Artillerieparc ist sehenswürdig. Man muß erstaunen über die viel tausend Bedürfnisse, die eine Belagerung fordert. Wie viel Werkhäuser haben die Spanier bloß zu dieser Unternehmung aufgebauet. — Schmieden, Magazine, Zimmergebäude. — Im Parc sind auch 600 Maulthiere. — Welche unermeßliche Summen muß die Eroberung von St. Philipp der Krone Spanien gekostet haben!

Unsere Leute leben wieder auf, nachdem sie Grünes zu essen erhalten. Den 12ten Febr. hatte unser Bataillon noch 200 Kranke im Hospital. — Ein spanischer Deserteur, der bei der Frage seiner Cameraden, woher er so reich wäre, ihnen gesagt, daß sie es auch so gut haben könten, wenn sie ihm gefolgt wären, ist aufgehangen, unerachtet der vom Gouverneur Murray gethanen Fürbitte. — Für zwei andere, die zu dreist herumgegangen sind, hat der

der Comte de Crillon den Pardon bewürkt. — An den Schiffen wird fleissig gearbeitet. Unsere Abreise wird nicht weit entfernt seyn. Die Dons in Cintadella sollen sich erboten haben ein Regiment zum Dienst des spanischen Königs zu werben. Was also die Insulaner vorher nie haben thun wollen, dazu erbieten sie sich jezt von selbst. Die Bewegungsgründe dazu sind leicht zu errathen. Die Dons wünschen auf Minorka ein Regiment errichtet zu sehen, um ihren Söhnen Employen zu verschaffen. Zufolge der englischen Constitution, ist den Catholiken der Zugang zu allen Employen versagt. Dergleichen Einrichtungen solten billig abgeschaft werden in so erleuchteten Zeiten, worin wir jezt leben, in welchen der Aberglaube den Stachel, den er ehemals unter Jacob dem I. bei der Pulververschwörung zeigte, verloren hat. Die Dons in Cintadella suchen auch gerne den Siz des Gouverneurs und der Gerichtshöfe wieder nach dieser Stadt zu versezen. Ohne Zweifel aber schmeicheln sie sich umsonst. Wenigstens würde es gegen alle Politik seyn, Mahon zu verlassen, da solches am großen Hafen und nahe bei der Festung ist. Wie leicht würde es sodann für irgend einen Feind seyn, den Gouverneur von der Festung abzuschneiden, wie kürzlich auf St. Eustach geschehen ist.

Nach den öffentlichen Rapports, so dem Gouverneur Murray vorgelegt sind, ergiebt sich folgendes. Den 5ten Febr.

Fähig zur Wache	—	660
Wache den 3ten Febr.	—	415
Defect	—	170
Kranke den 5ten Febr.	—	1327
Getödtete	— —	95
Verwundete	— —	147
An Krankheiten gestorben	—	107
Seit dem 19ten Aug.	—	1676
Gesamte Garnison	—	2636
Ausmarschirt	— —	960
Vom Skorbut Inficirte		560
Darunter im Hospital gestorben seit dem 6ten Jan.	—	65

Zustand der Garnison im Jahr 1782.

Artillerie	— —	153
51ste Regiment	—	483
61ste Regiment	—	448
Prinz Ernst	— —	419
Goldacker	— —	435
Mariniers	— —	546
Mineurs	— —	38
Alexiano Corps	—	29
Volontairs	— —	12
Corsikaner	— —	73
		2636

Zustand der Garnison im Jahr 1756.

4 Regimenter	—	2841
Artillerie	— —	110
Mariniers	— —	121
Detach. fr. Gibraltar	—	47
Pailors	— —	125
Volontairs	— —	8
Anno 1756 Garnison	—	3252
Anno 1782 Garnison	—	2636
Also weniger	—	616

Die Spanier sollen während der ganzen Belagerung nicht mehr als 500 Mann verloren haben.

So ist denn also nun Minorka in spanischen Händen. Ihre Flagge wehet nun auf St. Philipp. Ob es den Spaniern nicht noch gereuen werde, daß sie eine so kostbare Entreprise ausgeführt, und eine so große Armee damit so lange Zeit beschäftigt, wird die Zukunft und der Ausgang des Krieges lehren. Haben die Südamerikaner rebellirt; so scheinen sie übel gethan zu haben, ihre Macht gegen einen Steinklumpen zu richten, anstatt Goldminen zu beschützen. Es ist wahr, die minorkanischen Kaper haben besonders dem französischen Handel nach der Levante vorhin großen Schaden zugefügt. Doch glaube ich, die Krone Großbritannien wird bei dem Verlust der Insel Minorka, welche ihr von jeher ansehnliche Summen Geldes gekostet, sehr gleichgültig seyn, wenn sie nur Gibraltar behält, welches aber ebenfalls Gefahr läuft, so bald dem Skorbut nicht vorgebeugt und von der afrikanischen Küste kein Vorrath von Zwiebeln, Zitronen, Orangen und grünen Sachen angeschaffet werden kan. — Die Vorsehung hat es gewolt, daß Minorka in die Hände der Feinde fiele. Alle Umstände waren diesen günstig, uns hingegen widrig. Zulezt suchte uns das Schicksal durch eine der traurigsten Krankheiten heim. Wer kan ihm widerstehen? Ein großer General ist nicht untrüglich, kan nicht alle Umstände vorher sehen, kan auch in seinen Meinungen und Unternehmungen irrig seyn, und darin durch andere bestätigt werden. Man mag nun auch urtheilen was man will, so wird doch die ganze Welt gestehen, daß Gouverneur Murray für seinen König und dessen Krone den allerfeurigsten Eifer von jeher gezeigt, und daß er gewiß bei aller Hitze seines Temperaments, nie aus einem andern Triebe als aus Patriotismus gehandelt hat; und wer ihm andere Absichten beilegt, wie verschiedene seiner Feinde dergleichen argwöhnen, kennen seinen Charakter nicht, und thun ihm Unrecht. Ich beschließe mit dem Gedanken, daß von Gott und seiner Fürsehung der Ausgang unserer Schicksale abhängt, daß auch der größte General der die weisesten Maaßregeln gefaßt und die besten Veranstaltungen getroffen, dennoch allein sein Vertrauen auf Gott setzen und von ihm alle Hülfe erwarten muß.

Ueber einen verlangten Unterricht wegen Beschaffenheit der Landkarten.

Ich habe im Hannoverischen Magazine den Wunsch gelesen, von der Landkarte einen Unterricht zu haben, der Liebhabern der Geographie die allgemein dahin gehörige Begriffe hätten, verständlich wäre, ohne sehr viel Ma-

Mathematik und Perspectiv voraus zu setzen.

So viel sich zu dieser Absicht leisten läßt, glaube ich auf Veranlassung des Herrn Prof. Walchs in Schleusingen geleistet zu haben; im 15. Hauptstücke seiner nur jetzo bei Dietrich in Göttingen herausgekommenen mathematischen Geographie. Wer versuchen will, ob er diese Absicht vollkommen erreichen kan, dem steht es frei.

Worauf es bei Vorstellung eines kleinern Stückchens der Erde ankömt, das man als eben ansieht, ist nicht so gar schwer zu begreifen, wenn man weiß was geographische Länge und Breite sind, wie, deucht mich, in der Anfrage vorausgesetzt ward. Jedes Stück der Erde kan angesehen werden als sey es zwischen ein Paar Bogen von Parallelkreisen, und ein Paar Bogen von Meridianen enthalten. Von den Bogen der Parallelkreise verwandelt sich der eine in einen Punkt oder in einen Bogen des Aequators, wenn sich das Stück bis an den Pol erstreckt, oder am Aequator anfängt bei einem kleinen Stücke, werden diese Bogen für gerade Linien angenommen, und da kömt es nur darauf an, wie sich in der Breite, wo das Stück hingehört ähnliche Bogen, z. E. Grade vom Parallelkreise und Meridian verhalten. Weil die Größe eines Grades vom Meridian bekant ist, z. E. 15 geographische Meilen, so bestimt das, was man auf einer solchen Karte einen Grad des Meridians gelten läßt, auf dem Maaßstabe für die Weite.

Die Verzeichnung solcher Karten lehret sehr deutlich Herr Capitain Hogreve, in seiner Anweisung zur topographischen Vermessung eines ganzen Landes 142 §.

Ist aber das Stück der Erdfläche so groß, daß man die Bogen der Parallelkreise und Meridiane, die es begränzen nicht für gerade Linien annehmen darf, so kan es nicht anders als nach der Perspectiv vorgestellt werden. Wer diese Kunst nicht lernen will, der muß sich begnügen die Landkarte so zu betrachten, wie er eine wohlgemalte Landschaft oder architectonische Zeichnung ansieht. Der Geograph braucht sogar zu seiner Perspectiv, noch vielmehr Geometrie, Trigonometrie, Analysis, als der Maler.

Zu verstehen ist der Grundsatz der Perspectiv sehr leicht: daß man sich von dem Gegenstande Lichtstralen nach dem Auge vorstellen soll, wie sie eine durchsichtige Tafel durchschneiden; Nur die Bewerkstelligung dieses Grundsatzes fodert mehr Kenntnisse.

So wird es ebenfalls nicht schwer seyn, überhaupt einzusehn, wie er auf Abbildungen der Erdfläche angewandt wird. So gut sich dieses durch Zeichnungen erläutern läßt, hat es Tobias Mayer auf der 30. Tafel seines mathematischen Atlas gethan. Aber freilich läßt es sich viel leichter durch einen mündlichen Vortrag, mit Hülfe einer Erdkugel sinnlich machen. Eine Schrift davon, zumal wenn sie einige Anweisung zu den dahin gehörigen Arbeiten ertheilen, und Rechenschaft da-

davon geben solte, würde Figuren erfodern, desto mehr, je weniger man dem ungeometrischen Leser zumuthen darf, aus einer allgemeinen Figur diejenigen herzuleiten, die für eine Mannigfaltigkeit besonderer Fälle gehören.

Göttingen. A. G. Kästner.

Schreiben eines Officiers bei dem 15ten Chur-Braunschweig-Lüneburgischen Regiment, am Bord Europa in der Bay der Allerheiligen zu St. Salvador.

Wir haben nun beinahe die Hälfte unserer Reise zurückgelegt und zwar sehr glücklich. Auf unserm Schiffe ist noch kein einziger gestorben, wir haben auch wenige Kranke gehabt, als nur die letzte Zeit einige Skorbutische, welche aber nunmehr, da sie ans Land gebracht und frisches Fleisch und Victualien bekommen, sich bessern. Ich werde Ihnen schon geschrieben haben, daß unsere Division vom 15ten Regiment mit dem 16ten in einer Flotte abfahren würde. Ich will also die Namen der Schiffe unserer Flotte hieher setzen.

1) Bristol, Capitain Bourney, 2) Bountefull Stores Schif, 3) Tortoise Stores Schif, 4) Veteran Stores Schif, 5) Grayhaund, Packetboot, 6) Winterton, 7) Montague, 8) Europa, 9) General Coote, 10) Duck of Attol, 11) Rodney, 12) General Goddart, 13) Bosbridge, 14) Francis, 15) Tehrfort.

Den 10ten Sept. 1782 wurde von unser Convoy ein Signal gegeben die Anker zu lichten, den 11ten Sept. Morgens gingen wir von Portsmouth unter Segel. Die Kriegsschiffe gingen um die Insel Wight, wir aber zwischen der Insel und dem festen Lande von England durch, immaaßen diese Passage für Kriegsschiffe gefährlich ist. Den 15ten Sept. hatten wir starken Sturm, wir waren aber alle dabei gesund und wohl den ganzen Tag auf dem Verdeck, wo wir uns in einem Winkel feste banden, die Wellen schlugen immer aufs Deck, unsere Leute mußten beständig arbeiten und sich alle vier Stunden ablösen, welches sie gesund erhielt. Das schwerste war zu essen, denn der Tisch, die Stühle, Teller, Schüsseln, :c. mußten feste gebunden, und das Essen in den Mund balanciret werden. Der Leute Speisen bestehen aus Schweinefleisch, Erbsen, Rindfleisch, Buddings, Stockfisch und des Sonntags Ponsch. Die andern Tage erhält jeder 2 Quartier Wasser. Unser Essen beim Capitain ist sehr gut, wir haben frisches Hammel-Schweine- Puter- Gänse- und Entenfleisch :c. und unser Gemüse besteht in Kartoffeln, Erbsen, Reis und Kressesalat. Der Koch ist ein Mohr und kocht gut. Unser Getränke ist englisches Bier, Ponsch und Wein. Die Tischgesellschaft besteht aus dem Capitain und einer indischen Lady, welche in England erzogen worden, und nunmehr nach ihren Aeltern zurück geht, den zwei ersten Schifsofficieren,

officieren, dem Secretair, dem Doctor, zwei Passagieren und 6 Officieren. Den 9ten October verließen wir die europäische Küste und legten in 24 Stunden 140 englische Meilen zurück. Den 21ten Oct. fingen wir einen grossen Hay, welchen die Matrosen gleich in Stücken hackten und verzehrten. Den 11ten Nov. passirten wir den Aequator. Die Hitze war sehr erträglich, etwa wie an den heißen Tagen in Deutschland. Die Matrosen kamen zu uns um sich von denen, welche die Linie noch nicht passirt waren, ein Trinkgeld auszubitten. Der Capitain traktirte unsere Soldaten mit Ponsch. Den 26ten Nov. kamen wir in der Bay, der Allerheiligen zu St. Salvador an, wo die Kranken sofort ans Land gebracht und gut verpfleget wurden. Die Stadt Salvador liegt an einem Berge, die Strassen sind uneben, die mehrsten Einwohner Schwarze und der katholischen Religion zugethan. Das Volk ist durchgehends schmutzig und sind darunter viele Sklaven. Es sind hier viele schöne Früchte. Taback, Kaffe, Zucker, Schockolade, ist hier sehr wolfeil. Wir werden bald wieder absegeln.

Ueber den sehr sonderbaren Tod eines gewissen französischen Frauenzimmers zu Cäen.

(Ein Auszug aus dem Briefe des Herrn Doctor Desbrest, Aufseher über die Gesundbrunnen zu Chateldon. *)

Meine Herren,

Vielleicht halten Sie die Geschichte, die ich Ihnen mittheilen will, der Mühe werth, ihr einen Platz in ihrem Journal zu gönnen; ich befand mich eben damals zu Cäen als sie sich zutrug.

Ein unverheirathetes Frauenzimmer etwa 70 Jahr alt, sehr fett und stark, der schon lange alle menschliche Gesellschaft zuwider gewesen, hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, nur unter Thieren, die ihrem Geschmack und Vergnügen nicht entgegen waren, zu leben, acht und zwanzig Hunde, viele Katzen, einige Schweine, Hühner, Puter, Enten, Gänse, u. d. gl. machten ihre Gesellschaft aus. Bediente hatte sie nicht, denn sie hielt diese Art Leute für viel zu beschwerlich, und glaubte, gescheute Leute könten ohne sie fertig werden.

Eine Frau aus der Nachbarschaft, kam täglich und half ihr die Thiere warten, die ihr die lange Weile auf eine angenehme Art verkürzten. Alle Abend schloß sie sich in ihrem Hause ein. Den 1ten Junius schloß sie, nachdem sie alle ihre Gesellschaft zur Ruhe gebracht, gegen 10 Uhr des Abends ihr Haus zu. Den folgenden Morgen war die Hausthür, die gewöhnlich des Morgens um 5 Uhr aufgeschlossen wurde, um 9 Uhr noch verschlossen. Man klopfte

*) Aus dem Französischen des Esprit des Journaux 1782. vom Monat September.

klopfte an, ohne Antwort zu erhalten, vermuthete daher einen besondern Zufall, und sprengete die Thür auf; man eilete nach ihrem Zimmer, wo man sie zu Asche verbrannt nahe bei dem Camin antraf, in welchem noch zwei kleine Feuerbrände, die fast ausgebrannt, zu sehen waren, und diese machten ihren ganzen Vorrath von Feurung aus. In dem ganzen Zimmer war nichts verbrannt, nicht einmal ein Vogelbauer von Holz, das zur Seite des Camins stand, in dem eine Elster sich befand, die nicht vom Feuer gelitten hatte.

Das Volk, das so gerne übernatürliche Ursachen sucht, fand auch eine bei diesem Zufall, „was wir nicht selbst brauchen, sagte es, „ gehöret den Armen, und man verdient Strafe, wenn man es den Hunden giebt. Ich glaube die Person ist vom Schlagfluß befallen, das Feuer ergrif den Kopfputz, die übrigen Kleidungsstücke geriethen dadurch in Brand, und sie ward durch ihre eigene Substanz verbrannt und in Asche verwandelt, das um so viel leichter war, da ihr Körper sehr fett und stark war.

S.

Auszug eines Briefes des Hrn. Merille, Wundarzt zu Caen über denselben Gegenstand.

Am 3ten Jun. ward ich, als der für diese Gegend zu legalen Sektionen bestellter Wundarzt, durch die Obrigkeit beordert, den Leichnam der Mademoiselle Thuars, von der man mir sagte, daß sie verbrannt sey, zu besichtigen und mein Gutachten darüber zu geben. Ich fand den Körper im Camin liegen, der Kopf ruhete an einem von den beiden Holzböcken, 18 Zoll von der Feuermauer, der übrige Körper lag quer vor dem Camin.

Ich erstaunte, da ich den Körper untersuchen wolte und nur einen Haufen Asche fand; die festesten Knochen hatten ihre Gestalt, ihre Festigkeit verloren, und waren auf keine Weise zu erkennen, ausgenommen das Hinterhauptsbein, die beiden Seitenhauptsbeine, 2 Lendenwirbel, ein Theil des Kopfs, des Schienbeins, und ein Stück des Schulterblattes. Alle diese Knochen waren doch aber so calcinirt, daß sie bei dem geringsten Druck in Staub zusammen fielen, die beiden Füße fand man, den rechten ganz oben bei dem Gelenke ein wenig entzündet, den andern ein wenig mehr verbrannt. Man muß noch bemerken, daß es den Tag sehr kalt war, daß keine Meubel im Zimmer beschädigt war, der Stuhl auf dem sie wahrscheinlich gesessen, stand ganz unversehrt nur einen Fuß breit von ihr, auf dem Heerde waren 2 oder 3 kleine Holzscheite, etwa einen Zoll dick, die in der Mitte angebrannt waren, gegen den Heerd stand ein Vogelbauer von trockenem Eichenholze, das kaum etwas vom Feuer versengt war.

Da diese Sache nicht ganz natürlich zugegangen, ich auch in meinem darüber aufgesetzten Gutachten gar keine Ursach davon angeben konte; so bitte ich mir das Urtheil der Gelehrten darüber aus, denen sie doch, wie ich glaube, nicht ganz unwichtig seyn kan. Um sie aber noch mehr in den Stand zu setzen, darüber urtheilen zu können, muß ich die Leibesbeschaffenheit und Lebensart der Person angeben: Sie war sehr stark und fett, einige 60 Jahr alt, trank viel Wein und hitzige Getränke. An ihrem Sterbetage hatte sie 3 Bouteillen Wein und ½ Quartier Brantwein getrunken. Es befindet sich bei der Sache noch ein merkwürdiger Umstand, nemlich der, daß der ganze Körper in weniger als 7 Stunden verzehrt war.

C. M.

Hannoverisches Magazin.

59tes Stück.

Freitag, den 25ten Julius 1783.

Etwas über des Herrn Doctor Paris in Berre Vorschlag, über die Inokulation der Kinderblattern.

In dem mit so vielem Rechte, fast allgemein bekanten und beliebten Journal, Ephemeriden der Menschheit, von diesem Jahre im 3ten Stücke, vom Monat März, stehet gleich zu Anfange ein Aufsatz, der den Titel führet: **Ueber die Kinderblattern vom Herrn Paris in Berre, Doctor der Medicin zu Montpellier** a). Der Verfasser desselben sucht die gewöhnliche Art zu inokuliren, verdächtig zu machen, die darin besteht, daß man von andern genommenes Blatterngift, auf andere Art, als durch Einathmen und Verschlucken in den Umlauf der Säfte zu bringen sucht, wodurch man den Zunder zur Blatternkrankheit, den alle Menschen mit auf die Welt bringen b) zu **der Zeit, wo man es am dienlichsten hält**, anzufachen, und aus dem Körper zu schaffen sich bemühet. Er schlägt dagegen eine, wie ihm dünkt, neue von ihm erfundene Methode vor, die er auch Inokulation nennen zu können glaubt; mit wie wenigem oder vielem Rechte hoffe ich, werden meine Leser selbst zu entscheiden, bald im Stande seyn. Er führt solche Gründe an, um derentwillen Aerzte gegen dieses Verfahren Einwendungen machen werden, die jeden eigentlich zum Stillschweigen bringen solten, da er in der That, eine so sehr empfindliche Seite, jedes rechtschaffenen Arztes angreift, daß man gerne nur zusähe, ohne ein Wort dagegen zu sagen; wenn nicht, die größere Pflicht, für die Gesundheit seiner Mitmenschen zu sorgen, die jeder Arzt, nach möglichen Kräften auszurichten verbunden ist, das Gegentheil forderte. Ich, sagt er: „zweifle „nicht, daß gewisse Inokulisten Mittel „finden werden, eine so simple Metho-

a) Solte eigentlich übersetzt seyn, zu **Montpellier** graduirter **Doctor der Medizin**.

b) Die Erfahrung, daß Kinder im Mutterleibe die Blattern überstanden, machen im ganzen genommen, wenigstens die so Wahrscheinlichkeit vor sich haben, eine so geringe Ausnahme, die nicht in Rechnung zu bringen ist.

„de, welche dem Publikum, eben so „vortheilhaft, als ihrem Interesse und „ihrem Ehrgeiße entgegen ist, zu ver„schreien. Die Menschen suchen sich „gerne wichtig zu machen, sie suchen „Gelegenheit Reichthum zu sammeln; „und das leichtgläubige Volk wird „das Opfer der Eitelkeit und des Geiz„zes.„ Man solte daher, um nicht den Verdacht des Ehrgeißes und Eigennußes auf sich zu laden, fast lieber den ganzen Vorschlag vergessen, wie mehrere der Art; wenn nicht, die Art die der Verfasser vorschlägt, Kinder mit dem Blattergifte anzustecken, gerade **die allergefährlichste, und dem Endzweck der Inokulation ganz widersprechend wäre**, und wenn man nicht fürchten müßte, daß etwa Aeltern, von denen man nicht die gehörigen Einsichten erwarten darf, gereißt durch die Leichtigkeit die diese Methode zu haben scheint, ihre Kinder in die größte Gefahr brächten. Da ich weiß, daß auch bei uns einige Leser der Ephemeriden aufmerksam auf diesen Vorschlag gewesen, ja dessen Gemeinnüßigkeit so groß gefunden, daß sie es nöthig erachtet, ihn auch auf andere Art, dem großen Haufen bekant zu machen; so halte ich es für Pflicht, auch eben hier, die Einwürfe dagegen, und ich denke mit Recht sagen zu können, die Widerlegung desselben bekant zu machen. Die Gründe, die ich anführen werde, sollen, wie ich erwarte, meine Leser überzeugen, daß so wohl **die Zeit** die der Verfasser bei seiner Methode wählet, die Kinder mit der Krankheit anzustecken, als auch **die Art der Ansteckung selbst**, die allerübelste sey, daß auch die **Vorbereitung** desselben, für einen Theil Blatternkranke unnöthig, für einen andern Theil aber nicht hinreichend sey, und denn denke ich, wird es sich von selbst leicht einsehen lassen, daß der ganze Vorschlag nichts angebe, daß unsern Beifall verdiente. Folgende Worte sind die eigenen des Verfassers, dadurch er uns mit seiner Methode bekant macht. „So bald die Blattern, sagt er, in „einem Lande zu herrschen anfangen, „rathe ich den Aeltern, die mich zu Ra„the ziehen, die Kinder einmal oder „zweimal zu purgiren und durch Wür„mer vertreibende Mittel, die öfters im „Magen und in den Eingeweiden be„findlichen Würmer fortzuschaffen. „Wenn diese Wege von aller Fäulniß „und von Würmern gereinigt sind, so „fürchte ich keine Ansteckung der Blat„tern, welche sie so oft gefährlich macht, „ich lasse alsdenn die Kinder, die ich auf „diese Art zubereitet habe, zu Blatter„kranken gehen, sie mögen denn mit ih„nen spielen, mit ihnen schwaßen, oder „auch wohl gar bei ihnen schlafen, das „ist alles einerlei.„

Der Zweck der Inokulation soll eigentlich der seyn, Menschen, die die allgemeine Schuld, die Blatternkrankheit zu überstehen, noch nicht bezahlt haben, durch Ansteckung dahin zu bringen, daß sie sie **unter den möglichst guten Umständen abtragen**. Denn Blattern, sie mögen natürliche oder inokulirte,

lirte, sie mögen gutartige oder bösartige, einzelne zusammenfließende oder schwarze seyn, sind und bleiben im Grunde eben die Krankheit, nur die zufälligen Umstände, unter denen sie den Menschen befallen, als z. E. die herrschende Epidemie, die Jahrszeit, der Gesundheitszustand des Körpers der angegriffen wird, eben zur Zeit der Ansteckung, die Verbindung mit andern Krankheiten, machen diese große, diese wichtige Verschiedenheit unter Blattern und Blattern, von der das Leben jedes Menschen ohne Unterschied noch abhängt, oder doch zu der Zeit abhing, als er die Krankheit zu überstehen hatte. Dieser Satz, der wohl in keiner Schule der Medizin bezweifelt wird, beweiset sich hauptsächlich dadurch, daß Blatterngift von den übelsten und tödtlichsten Blattern genommen, oft die besten, einzelne und wenige, und dagegen Gift von vorzüglich guten, oft die bösesten, oft zusammenfließende hervorgebracht, ja verschiedene Kinder mit dem Gifte derselben Pocke angesteckt, bekommen oft ganz verschiedene Blattern; das eine stirbt wohl gar, wenn das andere kaum ein oder zwei Tage das geringste Uebelbefinden an sich merken läßt. Es komt daher alles auf den Zeitpunkt, da es die Blattern bekomt, auf das Befinden des Kindes zu der Zeit, in welcher man es der Krankheit aussetzt, an. Der Körper muß zu der Zeit, so weit es Aerzte beurtheilen können, ganz gesund seyn, oder wenigstens den für diesen bestimten Körper möglich höchsten Grad von Wohlseyn erhalten haben c). Ist dieses aber jeder Körper, der ein oder zweimal purgiret und von Würmern gereiniget ist? Wie viel unzählige andere Verbindungen von Krankheiten können eintreten, die die Gefahr der Blattern erhöhen? Giebts sonst keine Krankheiten, denen Kinder ausgesetzt sind, als die von Würmern herrühren und aus Unreinigkeit des Magens? Wie, wenn eben zu der Zeit, wo Blattern herrschen, auch Keichhusten, Masern, rothe Ruhr, Scharlach- Faul- oder Gallenfieber und andere solche Krankheiten epidemisch wären, würde dann, da ich die Inokulation bis dahin aussetzē muß, da eine Blatternepidemie eintritt, wie des Verf. Methode nothwendig erfordert, diese Vorbereitung hinreichend seyn, und die Kinder vor den andern zugleich herrschenden Krankheiten schützen? Deñ das, was Hr. Paris, S. 264. sagt: „Keine „Vermischung oder Ansteckung macht „die Blattern schröcklicher,„ soll doch wohl nur heißen. — Es ist gleichgültig, auf welche Art die Kinder mit dem Blatterngift angesteckt werden? Denn solte er das von der Vermischung auch anderer Krankheiten mit Blattern behaupten, und wäre die Idee des Verfassers die, daß es gleichgültig sey, ob mehrere Krankheiten mit den Blattern ver-

c) Denn auch schwächliche Kinder, wie man sie gewöhnlich nennt, müssen, und diese vorzüglich mit, von dem Vortheil der Inokulation Nutzen ziehen, je weniger sie Hofnung haben, die Heftigkeit der natürlichen Blattern zu überstehen, freilich wird jeder vorsichtige Arzt sich Mühe geben, die Anlagen der Kinder zu Krankheiten, wo möglich vorher zu verbessern.

verbunden, auf einmal die Kinder befallen? Ich habe doch ein zu großes Zutrauen zu seinen medizinischen Kenntnissen, als daß ich diese Gedanken ihm in den Mund zu legen wagen solte. — Aber mögte man sagen, wenn zur Zeit der Epidemie andere Krankheiten herrschen, oder das Kind, das inokuliret werden soll, nicht gesund ist; so setze man es der Gefahr nicht aus, man verschiebe die Inokulation bis zu einer andern Epidemie, man bringe das Kind zu keinen Blatternkranken. Werde ich aber die Würkung der Epidemie auf das Kind hindern können? Wäre dies der Fall, und würde kein Kind zur Zeit der Epidemie befallen, als das ich zu einem Blatterkranken brächte; so brauchten wir ja weiter kein Mittel alle Blattern auszurotten. Wer schützt mich endlich, daß das Kind, nicht eher von der jetzt herrschenden Epidemie angegriffen wird, bis ichs abgeführet, Wurmmittel gegeben, und dann so vorbereitet zu einem Blatternkinde gebracht habe? — Es stehet also nicht einmal in der Macht des Arztes, die Kinder, zu der Zeit, wenn eine Blatternepidemie herrscht, gehörig vorzubereiten, und das ist doch augenscheinlich der ganze Vorzug, den diese sogenannte Inokulation vor natürlichen Blattern voraus hat. Es fällt alle Wahl der Jahrszeit der Constitution des Gesundheitszustandes der Kinder weg. Aerzten ist es bekant, daß zur Zeit einer herrschenden Krankheit, jede andere, von dieser auch ganz verschiedene Krankheit, sehr gerne und fast immer sich mit der herrschenden verbinde. (Die Aerzte nennen dieses den Genius der Epidemie annehmen,) Sie wissen auch, daß ohne Kenntniß dieser Sache, und wenn keine Rücksicht auf die Constitution genommen wird, auch der einsichtsvolleste Arzt oft in der Kur der Krankheiten, die nachtheiligsten Fehler begehet.

Wer steht aber der sorgfältigen Mutter dafür, die durch die Inokulation so gerne sich für der Gefahr, ihr geliebtes Kind in den Blattern zu verlierē, sichern will, daß eben zu der Zeit, wenn Blattern herrschen, also eben zu der ihr einzig möglichen Zeit, ihr Kind zu inokuliren, keine andere Krankheit, kein Gallenfieber, kein Faulfieber, rc. herrscht, und dann diese Krankheiten verbunden mit Blattern, die sonst gesunde Natur des Kindes überwindet. Oder wer wolte wohl die Forderung an sie thun, dies zu beurtheilen, wenn auch diese Einsicht sie Maaßregeln ergreifen ließe, die ihr Kind sicherten, oder sollen bloß Aerzte zur Zeit der Epidemie bestimmen, ob ein Kind inokulirt (besser angesteckt,) werden darf; so werden sie auch daraus bald für ihr Interesse Nutzen ziehen, wie doch Herr Paris so sehr ihnen diese Absicht Schuld giebt, Aerzte dagegen, die auf jede andere, ihnen gut dünkende Art, das Inokulationsgeschäfte verrichten, haben es in ihrer Gewalt, den Körper der Kinder von allen Krankheiten zu heilen, die eine üble Verbindung machen würden, oder doch die Ansteckung bis nach Heilung derselben zu verschieben, auch die Zeit wo keine andere Epidemie herrscht, oder wo die günstigste Constitution ist, zu wählen.

len. Sie haben also vollkommen die Wahl der Umstände, unter denen sie die Kinder der Krankheit aussetzen wollen, in ihrer Gewalt, welches, ich wiederhole es nochmals, das Wesentlichste bei der Inokulation ist, und welcher Vortheil bei dieser Art, die bloß zu der Zeit möglich ist, wenn Blattern epidemisch herrschen, gänzlich wegfällt. Ich denke, alle diese Ursachen zusammen genommen, beweisen dieses hinreichend, und werden jeden abhalten, eben bis zur Zeit einer Epidemie mit der Inokulation zu warten d), wenn er es in seiner Gewalt hat, auch außer der Zeit zu inokuliren. Uebel genug für den, der entweder wegen der Gesundheit des Candidaten zur Inokulation oder durch dessen Alter, oder anderer Umstände wegen, gezwungen war, das Geschäfte aufzuschieben, und den jezt eine Epidemie unerwartet überfällt. Da ist freilich kein anderer Weg, wenn er nicht durch Entfernung e) seinen Candidaten gänzlich vor der natürlichen Ansteckung sichern kan, als der, zwischen zwei Uebeln das geringste zu wählen, und auch zur Zeit der Epidemie zu inokuliren. Mißlicher als zur andern Zeit bleibt es denn freilich, aber doch unendlich sicherer als natürliche Ansteckung. Ich räume auch gerne ein, daß es vorsichtig gehandelt sey, Kinder, die die Blattern noch nicht überstanden haben, zu der Zeit, wenn eine Epidemie herrscht, durch einige Abführungen, und wenn Anzeige dazu sich findet, durch Wurmmittel, auch durch Diät und Verbesserung ihrer Gesundheit überhaupt, geschickter zu machen, die Krankheit zu überstehen, das ist, so viel möglich die Umstände, bei der jezt ohne unsere Schuld wahrscheinlich eintretenden Ansteckung, so günstig als möglich zu machen. Allein, wolten wir das Inokulation nennen, dann wäre Inokulation und Ansteckung vollkommen einerlei, und mit demselben Rechte behaupte ich: Jeder Arzt, der bei gesundem Körper, sich auf die möglichste vorsichtigste Art zu Patienten, die am Faulfieber, oder andern ansteckenden Krankheiten darnieder liegen, begiebt, um sie zu besorgen, inokulire sich eben dadurch diese Krankheit, ich denke bis auf diesen Tag, ist doch noch Niemanden eingefallen das zu behaupten.

 Ein-

d) Ich weiß wohl, daß einige Inokulisten und unter ihnen auch Männer vom Gewicht das Gegentheil behaupten, aber sie inokuliren eben zur Zeit einer anfangenden Epidemie, um der natürlichen Ansteckung zuvor zu kommen, und nur unter übrigen günstigen Umständen.

e) Ich habe verschiedene Fälle gesehen, wo Aeltern, die ihre Kinder zur Zeit einer Epidemie sichern wolten, das durch Amulete von Moschus zu bewerkstelligen suchten, und es schien auch würksam zu seyn. Doch läßt sich immer gegen diese Erfahrung der Einwurf machen, daß nie alle Kinder die die Blattern noch nicht gehabt, zur Zeit einer Epidemie gewiß damit befallen werden. Ich würde allen Aeltern dies Verfahren als ein sehr unschuldiges Mittel anrathen, wenn ihnen daran gelegen, ihre Kinder, vor der natürlichen Ansteckung zu schützen, wobei denn freilich alle andere Vorsichtigkeitsregeln mit zu Hülfe genommen werden müssen.

Einimpfung der Blattern setzt die möglichst besten Umstände, bei der willkührlichen Ansteckung voraus, und eben deswegen auch dies, daß der beste Weg zur Mittheilung des Giftes gewählet wird. Ich behaupte aber, daß die Art der Ansteckung die der Verfasser anräth, gerade die ist, von der die übelsten Folgen zu erwarten sind. Sollen Kinder durch den Umgang mit andern Kindern, die die Blattern haben, angesteckt werden, so müssen sie entweder das Blatterngift so diese ausdünsten, durch den Athem in die Lungen einziehen, oder mit dem Speichel oder Speisen und Getränke, so sie in der mit Blatterngift angefüllten Atmosphäre niederschlucken, in den Magen bringen, also entweder durch die Lungen oder den Magen, muß das Blatterngift in den Umlauf der Säfte kommen, und so die Krankheit entstehen. Aber warum eben die edelsten Theile der ganzen thierischen Maschine, oder wenigstens die empfindlichsten gewählet werden sollen, sehe ich nicht ein, da doch eine mehr als tausend und aber tausend mal wiederholte glückliche Erfahrung beweiset, daß wir denselben Endzweck vollkomen erhaltē; so bald wir auch nur den kleinsten Theil Blatterngift, an einen jeden von dem Oberhäutchen entblößten Theil des Körpers bringen. Da besonders jener Weg weit entfernter ist, auch die tägliche Erfahrung lehret, daß Kinder die auf die Art angesteckt werden, das heißt, die natürliche Blattern bekommen, gleich vom Augenblick der Ansteckung an, weit heftigern Zufällen, als Erbrechen, Convulsionen, ꝛc. ausgesetzt sind. Die Rede ist hier vom Allgemeinen, die einzelnen Ausnahmen beweisen hier nicht das Gegentheil. Ungern setzt man vernünftige Gründe Jemanden entgegen, der Sachen behauptet, die gegen die allerersten Kenntnisse, nicht nur der Arzneiwissenschaft, sondern selbst der gesunden Vernunft stoßen. — Der Verfasser sagt: „Durch diese simple Methode zwinge „ich die Natur nicht, indem ich ihr „fremde Säfte beibringe.„ —

Ich mögte doch in aller Welt wissen, wie er es anfängt, daß, wenn gesunde Kinder mit Blatternpatienten spielen, bei ihnen schlafen, die gesunden bloß das reine unvermischte Blatterngift einathmen oder einschlucken, aber sehr vernünftig und sorgfältig, die faulen Ausdünstungen des Blatterkranken, davon sich jeder, der einen mittelmäßig bösen Blatterpatienten gesehen, durch die Nase leicht überzeugt, davon scheiden, und die nicht mit einnehmen und ihrer Natur beimischen, oder sind das keine fremde Säfte? Werde ich mehr fremde Säfte in den Körper bringen, wenn ich kaum ein Aß schweres Blatterngift auf die äußere Haut bringe, davon bei weitem nicht alles eingesogen wird, oder wenn ich ganze Stunden und Tage lang Kinder, eine faule mit der Ausdünstung der kranken Blatternkinder angefüllte Luft einathmen und verschlucken lasse? — Wer von beiden scheint die Natur zu zwingen? Will die Natur die Ansteckung durch Inokulation nicht zulassen, so wirft sie schon am dritten Tage durch eine Entzündung das wenige Blat-

Blatterngift aus, und der Inokulirte wird nicht angesteckt, ohne daß dieser so geringe Theil fremder Säfte ihm Schaden thun könne. — Dies mögte doch aber wohl der Fall nicht seyn, wenn ganze Stunden lang, selbst im Schlafe, wo so viele Ausdünstungen des Beischläfers durch die Haut eingesogen werden, die faulen Ausdünstungen eines Blatternkranken auch eingeathmet und verschlucket werden. Ja selbst Wärterinnen, die lange die Blattern überstanden, pflegen oft, wenn sie sehr sorgfältig Blatterkinder warten, einige blatterartige kleine Geschwüre hie und da zu bekommen, wie das doch nie der Fall ist, wenn eben diese inokuliret werden. — Das denke ich, beweißt doch wohl, daß genaue Berührung und Umgang eher die Natur zwinge (wenn sie sich überhaupt zwingen läßt,) als die gewöhnliche Inokulation.

Und nun gar die sonderbare, alte, von jedem Unwissenden so oft wiederholte und gesagte als widerlegte Einwendung, daß man nur einen Theil des Blatterngifts entwickeln und dadurch allerdings Rückfälle verursachen könne. — Ey ich dächte doch wahrhaftig es erfordert keiner Widerlegung weiter, und sey eben so sehr bewiesen, daß wenn wahres Blatterngift, in einen Körper kömt, zu einer Zeit, wo der Körper den Stof zu Blattern noch hat, und er eben der Ansteckung fähig ist, alles in dem Körper enthaltene Gift durch die Natur ausgeworfen werde, als es bewiesen ist, daß es dem Bierbrauer unmöglich sey, in einem und demselben Fasse, gegohrnes und ungegohrnes Bier aufzubewahren, ein Theil des Biers in demselben Fasse gähren zu lassen, und den andern nicht.

S. 261. sagt der Verfasser: Ich zweifle, „ob irgend ein Inokulist eine größere Anzahl von Kindern, inokuliret habe, als ich.„ — Es würde ihm eben so schwer fallen, genau zu bestimmen, wie hoch sich die von einem Inokulisten eingeimpfte Anzahl belaufe, als mir, aber das behaupte ich ganz gewiß, daß der, der ein Kind auf eine vernünftige und wahre Art eingeimpft hat, und wenn er selbst das eine Kind, durch ein Unglück, das zu heben er nicht im Stande war, an den Blattern sterben gesehen, mehr wahren Nutzen für das Menschengeschlecht gestiftet hat, und wenigstens auf einen bessern Wege dazu war, die Gefahr der Blattern zu verringern, als der Verfasser, der nie ein Kind inokulirt, aber wohl Kinder der allergefährlichsten Art, von natürlichen Blattern angesteckt zu werden, ausgesetzt, und sie der wichtigsten Vortheile der Inokulation mit Vorsatz beraubet.

S. 258. „Die Inokulation kömt in der „That vielen Inconvenienzen zuvor, welche „aus den natürlichen Blattern entstehen; „aber man muß auch gestehen, daß sie selbst „nicht ohne Inconvenienzen ist, die Zufälle, „welche sich dabei ereignen können, sind keine Hirngespinste, welche sich etwa die Furcht „geschaffen, Unbesonnenheit, Begierde und „Unwissenheit der Inokulisten, können viel „schaden und schaden viel.„

Ich fordere den Verfasser selbst, dem nun freilich dies wahrscheinlich, nicht zu Gesichte kommen wird, aber solte es Jemand mit dem Verfasser halten wollen, der dies lieset, so fordere ich den auf, und verspreche seine Arbeit verhältnißmäßig gut zu bezahlen, mir die Inconvenienzen zu nennen, die hinreichend wichtig seyn solten, die Inokulation gegen diese Methode zu verwerfen. Doch nicht etwa die am Arm zurückbleibende Narbe der Impfstelle? Ich fordere aber Inconvenienzen, die mit jeder Inokulation als Einimpfung nothwendig verbunden seyn müssen, denn nur diese beweisen etwas. Daß sich bei der Inokulation schwere Zufälle ereigen können, läugne ich nicht, aber welche Zufälle sind denn das, die sich nur bei der Inokulation, nicht bei dieser Art der Ansteckung, die der Verfasser vorschlägt, ereignen können? Und wie wahr bleibt es, daß Begierde was neues sagen zu wollen, schon manchen sonst nicht ungeschickten Mann zu Unbesonnenheiten verleitet hat, die nicht allein schaden können, sondern auch schaden. — Gebe der Himmel nur, daß dieser Vorschlag nicht auch zu denen gehöre, die würklich

lich schaden. Die Möglichkeit dazu wird ihm Niemand nehmen können.

Ich betheure es, daß es mir nie eingefallen, von einem meiner deutschen Mitärzte zu glauben, er könne dem Verfasser beipflichten, ich halte mich fest überzeugt, daß es keinen unter ihnen gebe, dessen Kenntniß nicht, wenigstens in diesem Stücke, die unsers Verfassers weit übertreffe, also für diese ist nicht ein Buchstab dieses ganzen Aufsatzes geschrieben, und Ihnen diene er nur zu einer Gelegenheit über unsers Nachbarn, jenseits des Rheins gethanen Vorschlag zu lachen. Auch mancher brave französische Arzt, die wir gewiß der Nation nicht absprechen können, wird sich Namens seines Landsmannes schämen, wenn er erfährt, daß sein Vorschlag auch unter uns bekant worden. Ich würde mir beinahe es zum Vorwurf rechnen, daß ich meine Zeit darauf verwandt, diesen seichten Einfall eines Galliers ernstlich zu widerlegen, wenn er nicht bei uns in einem Journal bekant gemacht wäre, dessen Wehrt unter uns entschieden ist, welche Stelle ihm in der That eine Art von Gewicht giebt, das er außerdem nie haben würde. — Welcher Vorschlag, er sey noch so sonderbar, findet nicht, wenn seine Ausführung nur nicht zu beschwerlich ist, seine Anhänger und Nachahmer, also könten auch leicht Aeltern oder andere, die noch Abneigung gegen Inokulation haben, sich bei diesem von einem zu Montpellier ernannten Doctor der Medizin gethanen Vorschlag ganz sicher glauben, und sich in unersetzlichen Verlust dadurch bringen. Bloß diesen zum Besten und ihnen den Gesichtspunkt zu zeigen, aus dem man den Vorschlag ansehen muß, entwarf ich diesen Aufsatz. (Ich glaubte mir selbst diese Erklärung, über die Entstehungsart desselben schuldig zu seyn.) Eben um dieser Leser willen, muß ich aber auch noch einen Punkt des Herrn Verfassers berühren; über dessen ganzen Aufsatz, ich sonst lieber kein Wort weiter verlieren mögte, aber manchen könte eben diese Behauptung am ersten antreiben, seinem Vorschlage Beifall zu geben.

S. 261. sagt er: „Immer ist diese Art „von Blatterninokulation gut abgelaufen, „nie ist Jemand daran gestorben.„ — Dies ist, wenn die Aeußerung, so den Worten nach, wahr ist, ein sicherer Beweiß, daß alle die Epidemien, die der Herr Paris, in seiner Gegend beobachtet hat, von der allergelindesten Art gewesen, bei der dieser geringe Vortheil, den er sich durch die Zubereitung der Kinder verschafte, hinreichend war, sie zu besiegen, ich wünsche ihm und seinen Landesleuten, daß er nie eine schwerere Epidemie erleben möge, die ihn sonst leicht vom Gegentheil überführen müßte. — Denn in andern Gegenden sterben Kinder, auf eben die Art behandelt, in zahlenloser Menge, und eben deswegen führte man die, in anderer Absicht im Morgenlande erfundene Inokulation auch bei uns ein. Es geht ihm in dem Fall vielleicht wie dem Herrn van Switen zu Wien, der gegen die Einimpfung war, weil er selbst keine Blatternpatienten sahe, und die Berichte anderer Aerzte, aus guten Gründen ihm die Krankheit, so leicht beschrieben, daß er daraus den Schluß zog, für Wien wenigstens, sey die Einimpfung unnöthig. — Jetzt hat man in Wien eigene Inokulationsanstalten auf Kosten des Monarchen errichtet.

Der Verfasser schließt seinen Aufsatz mit den Worten: „Ich werde mich glücklich „schätzen, wenn man diese hingeworfenen „Betrachtungen nützlich findet. - Nun hingeworfen sind diese Betrachtungen gewiß nur, nicht reiflich durchgedacht, sonst könte der Mann, der die gekrönte Abhandlung über die Pest schrieb, unmöglich den Rath geben. — Ich werde mich glücklich schätzen, wenn jeden Leser der Betrachtungen, der nicht in sich selbst Gründe genug zur Widerlegung finden solte, diese von mir gemachten Bemerkungen, von der Richtigkeit und Schädlichkeit des Vorschlages überzeugten, und dann unendlich mehr Nutzen gestift zu haben glauben, als wenn ich mir die Mühe gebe, die in dem Anhange, zu diesem Aufsatze aufgegebene Frage: Ueber die Ausrottung der Blattern, zu erörtern.

Hannover. Carl Meyer, D.

Hannoverisches Magazin.

60tes Stück.

Montag, den 28ten Julius 1783.

Nachricht von Bleton, einem Jüngling von erstaunlich empfindlichen Nerven, vermöge welcher, wie auch durch den Gebrauch der sogenannten Wünschelruthe, er unterirrdisches Wasser entdecken und anzeigen kan.

Seit einigen Jahren findet sich in Frankreich ein junger Mensch, Namens Bleton, welcher mit so unglaublich empfindlichen Nerven versehen ist, daß er mittelst derselben unterirrdische Quellen entdecken, und sie sowohl ohne, als durch den Gebrauch einer sogenannten Wünschelruthe (virgula divina, baculus divinatorius,) anzeigen kan. Schon von alten Zeiten her hat es Leute gegeben, die mit Hülfe dieses Werkzeuges, welches in einem frischen gabelförmigen Zweige, von der Gestalt eines V besteht, unterirrdische Minen und Gewässer anzeigen zu können vorgaben. Die Gelehrten haben diese Fähigkeit, theils wegen der vielen Betrügereien, die unter dem Vorwande einer solchen facultas occulta, vorgenommen worden, theils, weil sie dieselbe nicht erklären konten, gerade zu abgeläugnet, und das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Sie verwarfen die vorgebliche Kraft der bloßen Ruthe an sich, und ohne Zweifel mit Recht, aber sie dachten nicht daran, daß es so fein organisirte Menschen geben könne, deren Nerven den Dunstausfluß verborgener Gewässer oder Minen, welcher Tausenden unmerklich ist, fühlen könten; und hielten alles dieses entweder für Zauberei oder Gaukelei.

Da nun eben die Bletonsche Geschicklichkeit in Frankreich viel Lärm machte, von vielen bestritten, von mehrern vertheidigt wurde, so nahm ein gewisser Herr Thouvenel daher Gelegenheit, nachdem er die bletonschen Operationen, mit allen darüber bekant gewordenen Berichten geprüfet und verglichen hatte, eine Schrift über die Aehnlichkeit der Phänomene der virgula divina mit den magnetischen und elektrischen Erscheinungen rc. herauszugeben a).

a) Memoire Physique & medicinale montrant des raports evidens entre les phenomenes de la baguette divinatoire &c. par M. T. 12. Paris 1781.

In der ersten Abtheilung dieser Schrift zeiget der Verfasser, daß die Sache an sich nicht unmöglich sey. Kein Philosoph könne läugnen, daß gewisse Dünste aus der Erde kommen, und diese an solchen Orten in größerer Menge **vorhanden seyn können**, wo die Oberfläche der Erde fließendes oder stehendes Gewässer bedeckt. Ferner könne man es nicht für **unmöglich** erklären, daß diese Ausdünstungen oder Emanationen auf gewisse Individuen sehr stark würken können, wenn sie gleich auf den großen Haufen wenig oder gar keinen Eindruck machten. Denn die Schwäche, Stärke und Empfindlichkeit der Sinne seyn im Thierreiche nicht allein unter verschiedenen Klassen, sondern sogar in einerlei Species **sehr ungleich**. — Nun kan man aber fragen: Was hat dergleichen Eindruck auf gewisse Menschen mit dem Umdrehen der Wünschelruthe zu thun, die man in der Hand hält, oder über die Finger legt? Wenn diese Schwierigkeit auch nicht gehoben werden könte, und die Thatsachen wären außer Zweifel, so bewiese sie weiter nichts, als unsere Unwissenheit. Indeß sucht sie Herr **Thourenel** durch eine Theorie zu heben, welche das Phänomen ganz gut ins Licht setzt. Er hält dafür, die Ausdünstungen unterirrdischer Gewässer haben nach Art des Fluidum einen Lauf oder Strom, sie dringen in diejenigen Körper, die zu ihrer Aufnahme fähig seyn, — es gebe Direktionspunkte, nach welchen sie in vorzüglicher Menge hinstreben, wie das auch bei elektrischen Versuchen zuweilen der Fall sey: und wenn nun diese Ausdünstungen ihren Lauf vorzüglich nach den Extremitäten des Körpers nehmen, oder nach der Hand; so sey es nicht absolut unmöglich, daß sie der **Wünschelruthe** eine kreisende Bewegung mittheilen können. — Der Verfasser bemerkt auch würklich, daß die Ruthe in **Bleton's** Händen nur subordinirt diene: denn dieser Mensch hat ein **inneres Gefühl** und eine **äußere Bewegung**, die ihm das Daseyn unterirrdischen Wassers ganz zuverläßig anzeigt, und er gebraucht die Ruthe nur, um es andern zu zeigen. Die Fakta selbst sind in der zweiten Abtheilung der Schrift, und ich will sie mittheilen, wie sie in der im Monthly Review b) befindlichen Recension der Schrift, woraus auch das vorhergehende größtentheils genommen ist, erzählt werden.

Wenn **Bleton** sich an einem Orte befindet, wo unterirrdisches Wasser ist, fühlt er sogleich einen lebhaften Eindruck auf das Zwergfell, welches er seine **Kommotion** nennt. Dieser Eindruck verursacht einen Druck auf den vorderen und oberen Theil seiner Brust, und

b) Siehe Appendix zum 65ten Bande S. 497. u. f. Das Thourenelsche Memoire mögte wohl in wenigen Händen seyn, und das Review wird auch nicht allgemein gelesen, ich glaube daher, dem Leser des Magazins wird es nicht unangenehm seyn, hier von einem so sonderbaren Menschen und von so sonderbaren Phänomenen einige Nachricht zu finden.

und dann fühlt er eine Erschütterung, ein Zittern und Frieren durch den ganzen Körper, seine Beine wanken, die Sehnen in der Hand werden steif und convulsivisch, der Puls concentrirt sich, und nimt nach und nach ab. Alle diese Symptome sind mehr oder weniger heftig, nach dem jedesmaligen Umfang und der Tiefe des Wassers, und **Bleton** fühlt sie stärker, wenn er **gegen**, als wenn er **mit** dem Strom des unterirrdischen Wassers geht. Wenn diese Empfindungen heftig sind, muß er sich zwischendurch ausruhen, und setzt er seine Versuche zu lange fort, so wird sein Körper geschwächt, er ist den ganzen Tag matt, fühlt eine Müdigkeit, und klagt über Kopfschmerzen, lauter Folgen, welche starke Anstrengungen der Nerven gewöhnlich zu haben pflegen. — Stellt er sich nicht **über** den unterirrdischen Strom, sondern ihm **zur Seite**, so verlieren sich alle diese Symptomen beinahe auf einmal, und es bleibt nur ein innerer Frost und etwas Drükken auf dem Vordertheil der Brust: in einer gewissen Entfernung von dem Wasser ist er aber von allen den vorigen Bewegungen und Empfindungen frei.

Ein sonderbarer Umstand bei diesem Menschen ist, daß unterirrdische **stehende** Wässer gar keinen Eindruck auf ihn machen, auch afficiren ihn sichtbare Wässer, als Flüsse, Seen, ꝛc. gar nicht, außer, wenn er in einem Bot gewesen ist, pflegt er einige Zeit nachher über Kopfweh und Trägheit durch den ganzen Körper zu klagen.

Die physische Constitution dieses Menschen ist von der anderen nicht merklich verschieden, ausgenommen, daß ihn die Veränderungen des Wetters und der Atmosphäre vorzüglich afficiren. Die besonderen Eindrücke, derer er auf eine so unterscheidende Art empfänglich ist, erhalten ihre verschiedenen Grade durch gewisse Umstände. Mehr oder weniger Elektricität der Luft macht sie mehr oder weniger lebhaft. Trockenes und warmes Wetter ist zu seinen Operationen am zuträglichsten. Seine Empfindungen bei den Wasserexperimenten sind Vormittags weit heftiger, als nach der Mahlzeit. Eine schwere hitzige Krankheit hatte ihn seiner Fähigkeit, unterirrdisches Wasser anzuzeigen, gänzlich beraubt, und seine Empfindlichkeit in diesem Stücke stellte sich nur erst drei Monate nach der Genesung wieder ein.

So seltsam der Eindruck auch ist, welcher die Nähe unterirrdischer Gewässer auf **Bleton** macht, so sind doch die Erscheinungen bei seiner **Wünschelruthe** noch wunderbarer. Anzumerken ist, daß dieser sonderbare Mann sowohl in dem Gebrauch als der Wahl der Ruthe von seinen Collegen ganz abgeht; er faßt sie nicht fest an, er macht sie in der Hand nicht warm, zieht auch einen frischgebrochenen, noch ganz saftigen gabelförmigen Haselzweig nicht andern Ruthen vor. Eine Ruthe, oder ein Stöckgen, gleichviel von welchem Holze, wenn es nur nicht schon alt ist, frisch oder trocken, nicht gabelförmig, sondern nur ein wenig krumm, legt er horizontal auf seinen Vorderfinger und

Daumen. Ist die Ruthe gerade, so drehet sie sich beim Experiment nicht um ihre Axe, sondern erhebt sich durch kleine Bewegungen aufwärts nach ihren Extremitäten hin: aber wenn sie nur ein wenig krumm gebogen ist, so drehet sie sich mit weniger oder mehr Schnelligkeit um ihre Axe, nach der Menge des Wassers und der Gewalt des Stroms. **Thourenel** zählte 35 bis 80 Drehungen in einer Minute, und bemerkte ein genaues Verhältniß zwischen der Geschwindigkeit der Ruthe im Umdrehen und zwischen **Bleton's** convulsivischen Bewegungen.

Dieser Umstand machte **Thourenel** beim ersten Anblick mistrauisch, und man könte auch argwöhnen, daß **Bleton** sowohl seine Convulsionen, als die Bewegung der Ruthe nach Willkühr zu Gebot stünden. Aber **Thourenel's** Genauigkeit in seinen Untersuchungen scheinen diesen Verdacht zu heben. Er und verschiedene andere Personen stellten sich, einer nach dem andern, über die Quelle, und nahmen die Ruthe auf **Bleton's** Manier zur Hand. Allein, die Ruthe blieb unbeweglich, bis **Bleton** sich der Person, welche sie hielt, näherte, und da machte sie auf deren Finger eben die kreisende Bewegung, als bei **Bleton**. **Thourenel** macht hiebei die Bemerkung, daß das Umdrehen auf fremden Händen nach der verschiedenen Constitution der versuchenden Personen schneller oder langsamer gewesen sey. Folgende Umstände sind auch sehr sonderbar.

Die natürliche Bewegung der Ruthe auf **Bleton's** Finger geht von der rechten zur linken; aber so bald er sich von der Quelle wegbegiebt, gleichviel nach welcher Direktion, so höret die Ruthe zwar den Augenblick auf sich zu bewegen, in einer gewissen Entfernung jedoch drehet sie sich jedesmal nach der andern Seite, nemlich rechts herum. Dieses entgegengesetzte Umdrehen geschiehet aber nicht mehr, als einmal. Wenn man die Entfernung des Punkts, wo diese neue umgekehrte Bewegung anhebt, von dem Punkte, wo **Bleton** sich von der Quelle entfernte, ausmisset, so hat man gewöhnlich die Tiefe der Quelle gefunden.

Um allen Verdacht von Betrug, Irrthum und Täuschung zu entfernen, versichert **Thourenel**, daß die Versuche in Zeit von zwei Monaten und in Gegenwart von mehr als 150 Personen, wiederholet seyn, es sey unter andern auch der wegen seiner Einsicht und Kenntnisse berühmte Professor **Jadelst** von Nancy, nicht allein ein Augenzeuge davon gewesen, sondern er habe die mehrsten Experimente selbst mitgemacht. Die Versuche selbst seyn zu verschiedenen Zeiten, auf verschiedene Art, und mit einer Vorsichtigkeit wiederholet, welche den Betrug mechanischer Künste und Erfindungen gar nicht zuließen. „Ich wiederholte,„ sagt er selbst, „zu„weilen diese Versuche, indem ich **Ble**„**ton** die Augen verband, zuweilen „band ich ihm die Hände auf den Rük„ken, daß er sie zu nichts andern gebrau„chen konte, als bloß die Ruthe zu hal„ten. Ich brachte ihn an Oerter, wo

„er

„er nie gewesen war. Einmal führte ich „ihn mit verbundenen Augen zu Quel„len, die ich kante, er aber gar nicht „kennen konte: ein ander mal in Ge„genden, deren unterirrdische Wässer „uns beiden unbekant waren. Immer „die Augen verbunden, und auf ganz „andern Wegen brachte ich ihn dann „an dieselben Stellen zurück. Ich ließ „ihn rückwärts gehen, und aller dieser „Versuche, ihn irre zu machen, unge„achtet, kam er immer wieder an den „Strom, führte mich, wiewohl ihm „immer die Augen verbunden blieben, „und er sich nur auf meinen Arm stütz„te, wieder auf den Punkt von wo er „vorher ausging, ohne von dem Stri„che der auf der Oberfläche gemacht „war, um den Lauf des Stroms zu be„merken, im geringsten abzuweichen, „und folgte ganz genau den Krümmun„gen, die er vorher angezeiget hatte. „Zuweilen vernichtete ich die Zeichen, „womit er selbst den Lauf des Wassers „bemerkt hatte, machte falsche Zeichen „an deren Stelle, um ihn durch seine „Sinne zu täuschen, er aber bemerkte „und verbesserte den Irrthum allemal, „und unter 600 Proben, die ich machte, „ihn zu betrügen, glückte nicht eine.„

Herr Thourenel forschte weiter nach, und machte über die Phänomene der virgula diuina Experimente, die sie den Naturkündigern sehr interessant machen müssen. Er wandte bei Bleton frisch elektrificirte magnetische Compositionen an, und fand, daß sie auf ihn, wenn er von einer Quelle etwas entfernt war, keinen merklichern Einfluß, als auf andere Menschen, hatten. Aber, wenn er über einer Quelle sich befand und magnetische Compositionen berührte, so fand Thourenel seine convulsivischen Bewegungen und das Umdrehen der Ruthe auf drei Viertel vermindert. Hieraus vermuthete er, daß durch stärkere Dosen von Elektricität, und eine innigere Schwängerung damit, vielleicht beide Erscheinungen suspendirt werden könten. Sobald aber die elektrischen Versuche aufhörten, erhielt der Einfluß des unterirrdischen Wassers auf Bleton seine vorige Gewalt.

Ungeachtet Bleton seine Empfindlichkeit andern durch die Berührung mittheilen konte, so blieb doch die Ruthe bei Thourenel unbeweglich, so bald er sich gleichfalls mit magnetischen Compositionen versah.

Andere Fakta, welche der Verfasser erzählt, zeigen noch deutlicher, daß die Elektricität über die Erscheinungen mit der Wünschelruthe viel Licht verbreite. Um zu sehen was die Insulatoren für Würkungen auf Bleton hätten, ließ er ihn auf zusammen gelegte Seide, Wachstuch, mit Wachs oder Harz stark bedeckte Bretter, auch auf Glasinsulatoren stehen. Alsdenn war die Bewegung der Ruthe und der Eindruck des Wassers auf Bleton beinahe unmerklich; und beides hörte ganz auf, wenn er etwas elektrisirtes berührte. Auch ließ man Bleton senkrecht über einer Quelle auf Leitern steigen; alsdenn zeigte sich der Einfluß des Wassers auf Bleton und die Ruthe bis auf 15, 20 und 30 Fuß hoch, alle Würkung hörte aber

auf, sobald nur Wachstuch unter die Leiter gelegt wurde.

Diese Thatsachen scheinen des Verfassers Conjektur zu begünstigen, daß die Erscheinungen, welche die virgula divina und die, welche der Magnetismus und die Elektricität liefern, wesentlich miteinander verbunden und verwandt seyn. Diese und mehrere Experimente, deren Erfindung einem scharfsinnigen Physiker nicht schwer seyn können, werden vielleicht in der Folge den Naturforscher und Chemisten in den Stand setzen, diese merkwürdigen Phänomene zu erklären, und neue Verwandschaften zwischen der unterirrdischen, atmosphärischen und thierischen Elektricität zu entdecken. Die inneren verborgenen Ströme mögen vielleicht die natürlichen Conduktoren der erstern seyn, so wie es die Wolken in der Luft und die Blutgefäße in Thieren bei den übrigen beiden Arten sind. Einer der wesentlichsten Gegenstände kräftiger Versuche über die Phänomene der Wünschelruthe, sagt Herr Thourenel, solte die Untersuchung seyn, ob die Erscheinungen der Annahme (Acquisition,) oder dem Verlust (Deperdition,) irgend einer feinen Materie zuzuschreiben, welche aus dem Erdball oder aus dem menschlichen Körper käme, oder ob diese beiden Ursachen zugleich operiren, um die in Frage seyende Würkung hervorzubringen. Zum Beispiel: Die gerade Rotation der Ruthe (rechts herum,) und die convulsivische Bewegung des Körpers wird vielleicht durch die erstere (Acquisition,) veranlaßt, hingegen die umgekehrte Bewegung der Ruthe, mit innerm Schaudern des Wünschelruthenmannes begleitet, welches die Herstellung des Gleichgewichts in den Organen desselben anzeiget, durch letztere (Deperdition,). Dann könne man weiter untersuchen, ob die erstere nicht vielleicht eine Art der positiven, und letztere eine Art der negativen Elektricität sey? —

Nun will der Leser auch wohl gern den Beweiß der Erzählungen des Herrn Thourenel hören. Der Verfasser giebt ihn selbst. Er sagt, daß er an alle diejenigen, welche Bleton gebrauchet und in alle die Provinzen, wo derselbe seine sonderbare Fähigkeit gezeigt, Zirkularschreiben versandt habe. Er habe darauf eine Menge Zeugnisse erhalten, welche seine eignen Beobachtungen bestätigt hätten, und diese sind alle in der dritten Abtheilung der Schrift des Verfassers mitgetheilt. Er nannte zwar nicht immer die Personen, von welchen die Zeugnisse über Bleton herrühren, zeigt jedoch ihren Wohnort, Amt und Rang und alle Umstände an, woraus sie leicht zu erkennen sind. Er erbietet sich auch jedem, der es verlangt, ihre Briefe und Siegel vorzuzeigen. Es sind viele angesehene Männer darunter, Bischöfe, Magistratspersonen, Präsidenten von Collegien, Vorsteher von Communen, Aerzte, u. a. m. Aus den Zeugnissen erhellet auch, daß viele Städte, Communen und Privatpersonen durch Bletons Geschicklichkeit mit neuen Quellen bereichert worden sind. Der gelehrte und berühmte Professor Siegaud de la Fond hat Bleton's Thaten öffentlich vertheidigt und bezeuget, und sogar versichert, noch wunderbarere Operationen durch die Wünschelruthe gesehen zu haben, als bei Bleton.

Herr Thourenel verspricht sich von der Untersuchung der mechanischen Ursachen der erzählten Erscheinungen großen Nutzen für die Arzneikunde. Die Reviewer gehen noch weiter, und glauben, daß sie auch geistigen und moralischen Nutzen haben könen, wenn der jetzt so sehr vertheidigte Materialismus festern Fuß fassen solte. Denn wenn man

man in der Folge allgemein glauben solte, daß das einfache Principium im Menschen, welches denkt und will, entweder ein Salzkorn sey, oder eine Luftblase, oder ein elektrischer Funke, oder ein Wassertropfen, oder ein Oelkügelchen, oder ein Erdtheilchen, oder ein Stückgen Glas, nun so sey es auch nicht unmöglich, daß der baculus divinatorius, mit Hülfe des Magnetismus, der Elektricität, u. s. f. mit den Kräften und Affektionen, den Handlungen und Geheimnissen dieses Principiums, welches bisher noch unsichtbar gewesen, interessante Verbindungen verursachen könne. Bisher verborgene Minen von Tugend und reine Ströme von Edelmuth und Genie, welche unentdeckt, unbemerkt, und unbekant flossen, geheime Beweggründe, Plane und Absichten könten dadurch ans Licht gebracht werden, welche arme Betrogene enttäuschen und Betrüger beschämen würden. „aber ach!„ ruft der bange Reviewer aus, „wir wissen schon zu viel von der armen Menschheit, in Privat- und öffentlichen Scenen, um noch mehr Entdeckungen ihres Elends und ihrer Thorheit zu bedürfen oder zu wünschen.„

Nach der Erscheinung der Schrift des Hrn. Thourenel, hat die Geschichte Bleton's noch mehr Aufsehn in Frankreich gemacht, und es sind verschiedene Umstände ans Licht gekommen, die das Urtheil des Publikums über diese sonderbare Sache erleichtern können c). Viele erschienene Memoiren bestätigen obige Nachrichten, andere ziehen Bleton's wunderbare Fähigkeit in Zweifel. Was von beiden Partheien das Review mittheilet, will ich wieder erzählen, um dem Leser etwas einigermaßen vollständiges zu liefern.

Bleton war ein Hirte zu Bouvantes im Dauphine, und die erste Entdeckung seines besondern Talents geschah so: Er hatte sich auf einen Stein gesetzt und fiel in Ohnmacht. Einige vorübergehende kamen ihm zu Hülfe. Sie bemerkten, daß er zu sich selber kam, so bald er sich von dem Steine etwas entfernte, und wenn er sich ihm wieder näherte, die Ohnmacht sich wieder einstellte. Einer aus der Gesellschaft glaubte, der Stein enthielte vielleicht viele Magnettheile, allein, es zeigte sich, daß diese Vermuthung falsch war. Man wälzete den Stein auf eine andere Stelle, der junge Mensch mußte sich darauf setzen und die vorige Würkung blieb aus. Aber die Ohnmacht kam wieder, als man ihn auf den Fleck führte, wo der Stein gelegen hatte. Man ließ darauf einige Fuß tief graben, und fand eine Quelle, die jetzt eine Mühle treibt. Dieser Umstand ist durch viele Zeugen bewährt.

Noch viel mehr Entdeckungen hat Bleton gemacht, und die Oerter sind nicht nur bekant, sondern auch die Personen angezeigt, deren Grundstücke durch seine Entdeckungen gewonnen haben. Zwölf Wasserkanäle hat er dem großen Karthäuserkloster verschaft. Der Präsident d'Ornacieux zu Chercher, de Guinier von St. Clair, der Graf de la Blanche zu Anjou in Roussillon, der Graf du Bourg zu Ferney unweit Lion, haben große Verbesserungen auf ihren Gütern durch Bleton's Talent erhalten, und dieses öffentlich bezeuget.

Inzwischen zweifelten noch einige. Andere setzten ihre Untersuchen fort, und unter diesen bemühete sich der Abbe Mongez (Verfasser der mehrsten physikalischen Artikel in der neuen Encyklopädie,) vorzüglich, auf den Grund der Sache zu kommen. Er machte viele Experimente in Gegenwart mehrerer Gelehrten, und diese Versuche, wie sie im Journal de Physique, Jul. 1782 erzählt werden, sind für Bleton nicht vortheilhaft, doch scheinen die Versuche darauf absichtlich angelegt zu seyn, daß sie für ihn nachtheilig seyn solten, wie der Verfasser eines andern Memoirs behauptet. Es ist auch sehr möglich, daß man den redlichsten Eifer für die Entdeckung von Betrug und Enthusiasmus auf eine unrechte Art anwendet, wodurch die Entdeckung der Wahrheit nichts gewinnt, und der Verfasser des zweiten Memoirs behauptet, daß dies der Fall bei dem Abbe Mongez gewesen sey. Bleton's Vertheidiger merken an, daß derselbe von Natur sehr

c) Siehe Appendix zum 67ten Bande S. 553. u. f.

sehr furchtsam sey und sehr leicht aus seiner Fassung gebracht werden könne. Widerspruch schmerzt ihn, Angst macht ihn muthlos, und Versuche, die mit einem Anschein von Vorurtheil und Partheiligkeit gemacht werden, afficiren ihn so sehr, daß dadurch seine Eindrücke entweder ganz suspendirt, oder er doch außer Stand gesetzt werden kan, sie genau zu unterscheiden. Dies läßt sich sehr wohl begreifen, denn selbst sein Talent zeigt eine vorzügliche Empfindlichkeit der Nerven und Fibern an, die ihn der Beunruhigung und Verwirrung in besonders hohem Grade empfänglich machen muß. Wie oft sieht man nicht Schulknaben von dem besten Gedächtnisse, die ihre Lektion, wenn sie auch noch so gut gelernt ist, vergessen, so bald sie intimidiret werden.

Der zweite Memoirist glaubt also, daß die Zuschauer bei den Versuchen des Abbe Mongez nicht den rechten Weg, zur Wahrheit zu gelangen, gewählt, und daß sie in der Hofnung, Bleton zu betrügen, sich selbst betrogen hätten. Wenn man bedenkt, der arme furchtsame Mensch wird mit verbundenen Augen umhergetrieben, von einem Orte zum andern gejagt, ermüdet, mit Fragen in die Kreuz und Queer gequälet, so kan man sich eben nicht darüber wundern, daß er in dieser Verwirrung und Herzensangst manchmal Wasser anzeigte, wo keines war, und es nicht anzeigte, wo es war. Der Abbe Mongez gesteht auch selbst, daß Bleton verschiedentlich unterirrdisches Wasser ganz richtig angezeigt habe, und vom Gegentheil wird bemerkt, daß er verschiedentlich, wenn ers nicht getroffen, sich in Zugluft befunden habe, welches allezeit eben die Würkung auf ihn hat, wie ein verborgener Wasserstrom. Auch soll der Abbe seine Versuche oft mit unbehutsamer Eile und nicht immer mit erfoderlichem Judicium angestellt haben.

Die vielen Augenzeugen haben daher mehr Glauben erhalten, als des Abbe Mongez zweifelhafter Bericht, und nachdem dieser Bleton's Talent als nicht existirend darzuthun sich bemüht hat, ist Bleton mehr als vorhin mit Erfolg gebraucht worden. Unter andern haben der Ritter de Torcy und der gelehrte Laborde ihre Güter durch unterirrdische Wässer, welche Bleton neuerlichst entdeckt, wesentlich verbessert. Selbst die Königin hat ihn gebraucht, und die von ihm entdeckten Quellen haben verschiedene dürre Gegenden fruchtbar gemacht, besonders ist der reitzende Landsitz Trianon, welcher durch die Bletonschen Entdeckungen ansehnlich verschönert ist, ein treffendes Beispiel. Noch ein wichtiges Faktum! Der große Mathematiker und Physiker Pater Cotte hat Bleton's Operationen mit aufmerksamen und unbefangenen Augen angesehen und auf dessen Anzeige bei Montmorancy nach einer Quelle graben lassen. Er gab vorher die Tiefe zu 30 Fuß, einen gewissen Lauf und eine bestimmte Breite an, und beim Graben trafen alle diese Umstände genau ein.

Der letzte Memoirist macht endlich eine scharfsinnige Bemerkungen über die Affen dieser Naturfähigkeit, die allerlei Gauckeleien mit der Wünschelruthe zu machen gelernt haben. Solte auch die Kunst die Natur einigermaaßen nachzuahmen lernen können, so ist das noch kein Beweiß, daß die Natur nicht selbst rede, oder daß sie falsch rede. Aber am Ende besteht die Seltsamkeit des Phänomens nicht eigentlich in dem Umdrehen der Ruthe, sondern darin, daß sie sich nicht anders als über Wasser bewegt, daß die Bewegung sich stark über fließendem, sehr schwach über stehendem Wasser, und allezeit stärker oder schwächer zeigt, je nachdem die Schnelligkeit des Stroms oder die Menge des Wassers größer oder geringer ist. Dies kan keine Kunst nachahmen. Ueberdem verrichtet Bleton seine Operationen auch ohne die Ruthe. Sind die Eindrücke auf ihn stark und einförmig, so sind seine Anzeigen gewiß, aber wenn er selbst zweifelt, seine Gefühle schwach und nicht von einerlei Haltung sind, so sind sie ungewiß. Wer Lust und Kraft hat, untersuche weiter und urtheile.

Ich setze hinzu, man dringe niemand ein entscheidendes Urtheil auf, aber werth wäre die Sache gewiß der Forschung der Physiker und Physiologen, eines Kästner und eines Platner.

Diepholz. Adolf Moller.

Hannoverisches Magazin.

61tes Stück.

Freitag, den 1ten August 1783.

Cook's dritte und letzte Entdeckungsreise um die Welt, in den Jahren 1776 bis 1780. a)

Wir haben unsern Lesern in dem 81ten bis 85ten und 101ten bis 103ten St. dieser Blätter vom Jahre 1777, einen Auszug aus der zweiten Entdeckungsreise des großen Navigators Cook, und dessen gelehrten Reisegefährten, der Herren Forster, mitgetheilt. Die dritte Reise ist seit zwei Jahren gleichfalls geendet; jedoch von den Cookschen Nachrichten bisher öffentlich noch nichts erschienen; und es kann sich vielleicht damit noch lange verziehen. Inzwischen aber hat Herr Ellis, welcher als Wundarzt die Reise mit gemacht, die Neugierde des Publikums, vorläufig durch die Herausgabe des unten angezeigten Werks zu befriedigen gesucht; und wir glauben, auch unsern Lesern eine nützliche und angenehme Lektüre zu verschaffen, wenn wir hiemit einen kurzen Auszug jenes Werks liefern; welches manche um so mehr neue und weitere Beobachtungen der Sitten und Gebräuche, der Südsee-Insulaner enthält; je mehr man durch die auf den vorigen Reisen bereits erlangte genauere Kenntniß der Sprachen und übrigen Umstände, zu dergleichen Beobachtungen in Stand gesetzt war.

Der Zweck dieser Reise, welche gleichfalls unter den Auspicien unsers gnädigsten Königs unternommen ward, ging dahin; die Möglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt zwischen Asien und Amerika zu bestimmen; zugleich die Inseln der Südsee nochmals zu untersuchen, und den Taheitier Omiah, welcher mit der vorigen Reise nach England gekommen war und sich daselbst beinahe Ein Jahr aufgehalten hatte, wieder nach Hause zu bringen.

Die dazu bestimten Schiffe waren, Resolution und Discovery; ersteres von Cook und letzteres von Clerke commandirt. Sie wurden den 14ten Febr. 1776 in Commission gesetzt; das

a) An authentic Narrativ of a Voyage, performed by Captain Cook and Captain Clerke. By W. Ellis. Assistant Surgeon to both Vessels. London 1782. 2 Vol. 8vo.

heißt: der Termin der Bezahlung der Schifleute fing von da an; und es wurden die nöthigen Reparationen und Vorbereitungen zu der Reise vorgenommen.

Die Resolution segelte den 12ten Jul. gedachten Jahres aus England ab, und die Discovery folgte ihr den 1ten August. Anfangs des Novembers trafen beyde Schiffe auf dem Vorgebürge der guten Hofnung zusammen; und den 31ten Nov. liefen sie wieder von da aus. Am 27ten Jan. 1777 befanden sie sich bereits bey van Diemens land, der südlichsten Spitze von Neu-Holland, einer großen Insel in dem südlichen Ocean, 48 Grad 41 Minuten Süder Breite und 68 Grad 52 Minuten öst. länge. Fische wurden im größten Ueberfluß gefangen, aber das Wasser auf dem lande war fast untrinkbar. Hin und wieder entdeckte man Rauch am Ufer, sah aber keinen Einwohner. Allein gegen Abend näherten sich deren etwa zwanzig, dem Platze, wo die Reisenden Holz haueten. Sie waren gänzlich nackend; einige hatten eine Art von hölzernen Keulen in der Hand, etwa drey Fuß lang; welche sie bey der Annäherung nieder legten, und den Engländern zu verstehen gaben, ein gleiches mit ihren Aexten zu thun, welches auch geschah. Nun näherten sie sich; untersuchten die Sägen und das Handwerkszeug der Fremden; am meisten aber staunten sie ihre Kleidung an, welche sie für Theile des Körpers hielten. Sie waren etwas unter mittelmäßiger Statur, dunkelbrauner Farbe, und nicht übel gebauet. — Andere untersuchten die Wasserfässer mit Genauigkeit, das Boot aber zog vornemlich ihre Aufmerksamkeit an sich. Ohne Umstände ergriffen sie das Seil und wolten es ans Ufer ziehen. Der Officier verbot es ihnen durch Zeichen; allein vergebens. Es ward also eine Musketenkugel über ihre Köpfe weggefeuert; und den Augenblick lief alles mit der größten Geschwindigkeit davon. Doch kamen sie des folgenden Morgens friedlich wieder; und man konnte sie näher betrachten. Ihr kurzes wolligtes Haar, war klumpweise mit einer Art rothbrauner Erde und einem Oel zusammen gebackt, welche Frisur dann einen gar sonderbaren Effekt machte. Der, welcher der Vornehmste unter ihnen zu seyn schien, hatte das ganze Gesicht mit dieser Composition beschmiert. Ihre Zähne waren durchgehends schlecht, die Nase platt, die Lippen dick, die Stirne kurz; die Augen aber dunkelbraun und lebhaft. Arme und Brust waren mit allerley Figuren auf das sonderbarste bezeichnet, so, daß das hervorstehende Fleisch die Zeichnung machte; also nicht tatowirt oder einpunktirt, wie auf Taheite. Um den Hals hatten sie eine Art von Strick, fast so gewunden und so dick als unsere Peitschenstricke. Diese gaben sie am ungernsten weg. Die Weiber sahen sehr simpel aus; ihr Haar abgeschoren, bis auf einen kleinen Cirkel rund um den Kopf. Die, welche Kinder bey sich führten, hatten ein Thier-

Thierfell um die Schultern hängen, welches vorne zugemacht war, um wie es schien, die Kinder fortzutragen. Die übrigen waren ganz nackend. Sie nahmen alles, was man ihnen gab, gerne; schienen aber keinen besondern Wehrt darauf zu setzen. Ein lautes Gelächter gab ihren Beyfall zu erkennen. Uebrigens war ihre Sprache den Engländern ganz fremd, und sie schienen sehr geschwind zu sprechen. Wahrscheinlich leben diese Menschen bloß von Fischen; und nicht viel besser als die auf **Terra del Fuego.**

Am 30ten Jan. segelten die Schiffe von da ab, und ankerten den 14ten Febr. in **Charlotten-Sound** auf **Neu-Seeland**; welches von **van Diemens Land** etwa 400 geographische Meilen, 15 auf Einen Grad des Aequators gerechnet, gegen Osten zu, entfernt seyn mag b), inzwischen beynahe gleiche süder Breite hat.

Hier kamen die Eingebornen schon mit Böten, welche man auf **Neu-Holland** nicht bemerkt hatte, in die Nachbarschaft der Schiffe, als wenn sie recognoscirten; und schwenkten etwas Weißes mit der Hand hin und her. Es ward als ein Friedenszeichen angesehen und erwiedert. Darauf näherten sie sich dem Schiffe; jedoch mit sichtbaren Zeichen von Argwohn und Mistrauen. Eines der Böte, war mit vielem Schnitzwerk ausgeziert.

Darauf ließ **Cook** am Ufer, das gegen den Schorbock so heilsame Sprucebier, aus einer Art von Fichtenzapfen brauen; und aus Fischspeck ward Thran gesotten. Der Schaum und die ausgekochten Stücke des Specks, wurden den Eingebornen geschenkt, welche es mit der größten Dankbarkeit verzehrten, vornemlich aber das alte Oel aus den Schifslampen mit grossem Appetit ausleckten.

Tiu-arrooa, ein junger Bursche, von vieler Gutherzigkeit und lebhaftem Verstande, der Sohn eines vormaligen Chefs, war fast beständig an Bord, und attachirte sich vorzüglich an **Cook** und **Omiah**. Er bezeugte eine große Begierde mit zu reisen, und **Cook** erlaubte es. Seine Mutter kam an Bord, suchte ihn mit Thränen davon abzuhalten, und stellte ihm unter andern wichtigen Gründen auch vor, er würde von den Engländern getödtet und gefressen werden; allein er blieb bey

b) Die Entfernung in gerader Linie nach der Meilenzahl, ist hier und in der Folge, nach der bey dem Werke befindlichen Karte, ungefähr angegeben. Es versteht sich, daß nach Wind und Wetter, die Schiffe manchmal eine sehr viel größere Anzahl Meilen segeln müssen, um an den Ort ihrer Bestimmung zu kommen. Inzwischen ist jene Angabe der Meilenzahl zu mehrerer Deutlichkeit sehr erforderlich. Da man auf dem Papiere sehr geschwind reiset, hatten bey dem Auszuge der vorigen Cookschen Reise, verschiedene, auch sonst aufgeklärte Leser und Leserinnen sich vorgestellet; Neu-Holland, Neu-Seeland, die Societäts- und die Freundschaftlichen Inseln, das alles läge nun so allenfalls bey einander, als Cassel, Hannover und Braunschweig. Anm. des Herausg.

bey seinem Vorsatze, und die Mutter ging untröstlich ans Land.

Man passirte Cooks Straße, nemlich die Durchfahrt zwischen den beyden großen Inseln, welche Neu-Seeland ausmachen, entdeckte eine Insel von schönem Anblick, deren Bewohner alle bewafnet waren, und weder durch Zeichen, noch Geschenke, selbst nicht durch kleine Spiegel, von feindseliger Behandlung abgebracht werden konnten. Man verließ selbige also; entdeckte aber einige Tage nachher zwey andere Inseln. Die größte davon heißt Wathieu. Hier fand sich gerade das Gegentheil. Diese Insulaner, ein wohl gebautes Volk, von mittler Größe, ofner Gesichtsbildung, olivenfärbig ins braune fallend, schwarzer Haare, die jeder nach eigener Erfindung accommodirt hatte, kamen sogleich lustig und freundlich ohne Bedenken ans Schif, und betrugen sich so, als wenn sie da zu Hause gehörten. Einer der ansehnlichsten Männer kam in einem doppelten Canoe, und brachte einen Zweig vom Cokusnußbaum nebst etwas Awawurzel, einer Pfefferart (Piper methysticum Fosteri,) welche in diesen Gegenden gebraucht wird, um sich zu berauschen. Omiah redete ihn auf Taheitisch an, und es fand sich, daß beyde Sprachen so viel Aehnlichkeit hatten, daß sie einander verstehen konnten. Es ward also ein Freundschafts- und Handlungstraktat geschlossen, nach welchem die Insulaner, Schweine, Brodfrucht und andere Produkte liefern wollten. Unglücklicher Weise aber war kein Landungsplatz, auch nicht einmal für die europäischen Böte an der Insel zu finden; und als man endlich durch Hülfe der Böte der Insulaner an Land gekommen war, ward man durch allerley gute Versprechungen bis gegen Abend hingehalten; aber es kamen weder Schweine noch Brodfrucht; vielmehr ward den Engländern das meiste das sie bey sich hatten abgenommen; und sie erhielten es nur mit genauer Noth, daß man sie wieder ans Schif brachte. Omiah fand hier fünfe seiner Landesleute; sie waren mit ihren Böten in die weite See getrieben worden, und fast verhungert hier angekommen; beynahe 100 Meilen von Taheite entfernt. Die Einwohner hatten sie sehr liebreich aufgenommen, ihnen Weiber gegeben, und sie ihrer Nation einverleibt.

Darauf ging es wieder westwärts, nach den freundschaftlichen Inseln zu, welche in gerader Linie von Neu-Seeland, etwa 300 Meilen südwärts entfernt sind, und unterm 20. Grad südder Breite liegen. Die Reisenden aber hatten der Entdeckungen wegen einen großen Umweg genommen, weil sie ihrer ersten Absicht nach, gerade auf Taheite segeln wollten, wegen widrigen Windes und Mangel an Futter für ihr Vieh aber gezwungen wurden, zuerst obgedachte Inseln zu erreichen zu suchen; und am 1ten May ankerte man bey Annamooka einer der größten dieser Inseln.

Hier ward gleich Ueberfluß an Schwei-

Schweinen, Geflügel und Früchten von den Einwohnern herbey geschaft; ein Marktplatz abgestochen, und alles auf guten Policeyfuß gesetzt; vornemlich auch befohlen, daß keine Raritäten eher sollten angekauft werden, als bis man hinlänglich mit Lebensmitteln versehen sey. Von Tongataboo, einer benachbarten Insel, kam ein angesehener Mann mit großem Gefolge ans Schif; einer von der Suite hielt eine lange Rede, worin er zu verstehen gab, daß jener, Namens Feenow, König dieser und aller umliegenden Inseln sey, deren beynahe hundert genannt wurden. Jedermann bezeugte ihm die größte Ehrerbietung. Er hatte auch sieben oder acht sehr schöne Mädchen bey sich, welche seine Frauen waren. Feenow bat Cook ihn nach einigen benachbarten Inseln, Namens Happi zu begleiten. Die Einladung ward angenommen; und man begegnete ihm am Lande mit der größten Höflichkeit. Unter andern wurden auch Ringspiele und vornemlich Tänze gegeben, welche aus dreyßig bis vierzig Personen bestanden, und mit so unbeschreiblicher Genauigkeit und Regelmäßigkeit der Bewegungen aufgeführt wurden, daß alle Tänzer nur Eine Seele zu haben schienen. Feenow wünschte etwas Aehnliches nach europäischer Art zu sehen. Cook ließ also die Matrosen beyder Schiffe manoeuvriren, erregte aber keine große Achtung; um aber doch auch etwas Sehenswürdiges zu zeigen, ward am Abend ein Feuerwerk abgebrannt; wodurch die Insulaner dann wieder etwas bessere Begriffe von der europäischen Geschicklichkeit bekamen.

Einige Tage darauf, kam ein anderer angesehener Mann, Namens Fatafee-Powlahow mit noch größerm Gefolge an Bord. Er war von mittler Größe, ausnehmend fett, und etwa vierzig Jahre alt. Jedermann bezeugte, daß dieser der einzige und rechte König aller Inseln sey. Feenow war abgereiset, hatte wieder kommen wollen, blieb aber aus, und die Engländer waren in nicht geringer Verlegenheit, was sie aus dieser Geschichte machen sollten. — Powlahow betrachtete unterdessen alle Theile des Schiffes sehr aufmerksam; fragte auch Cook unter andern; aus welcher Ursache er dann eigentlich dahin gekommen, da es ihm dem Anscheine nach, an nichts mangle. Cook war betreten, was er antworten solle; sagte aber am Ende: „sein König, ein großer und mächtiger Fürst, wünsche Freundschaft mit ihm zu stiften; er habe Aexte, Messer, Nägel, rothes Tuch, und dergleichen im Schiffe, welches er gegen die Produkte der Insel zu vertauschen wünsche.„ Powlahow war damit zufrieden, erhielt standesmäßige Geschenke, und reiste wieder ab. Des folgenden Morgens kam Feenow wieder ans Schif; und bezeugte mit recht vieler Verwirrung und Schaam, daß er der rechte König nicht sey. Er war nur erster Befehlshaber der Truppen, und hatte theils aus Eitelkeit, theils aus Absicht größere Geschenke zu erhalten,

 sich

sich für so viel vornehmer ausgegeben.

Man segelte von hier, unter Begleitung von **Powlahow** und **Feenow** nach der nahen Insel **Tonga-Taboo** oder **Amsterdam**; um noch mehr Lebensmittel zu erhandeln. Bald darauf ergab sich, daß **Powlahow** auch nicht der rechte König, sondern dieses vielmehr ein sehr alter Mann sey, Namens **Malla-Wagga**, welcher ersterem nur einen Theil der Regierungsverwaltung abgetreten, sich selbst aber die höchste Authorität vorbehalten hatte. Die Schifscapitaine machten einen weiten Weg ins Land, um diesen rechten König zu besuchen. Man ließ sie lange warten; endlich hieß es; der König sey selbst ans Ufer nach den Schiffen gezogen. Man ging also zurück, und als man an Bord kam, war kein König weder am Ufer noch am Schiffe gewesen. Endlich kam **Malla-Wagga** des folgenden Morgens ans Schif; und **Powlahow** bezeigte ihm seine Unterthänigkeit dadurch, daß er sich tief beugte und seine Füße berührte. Inzwischen ergaben die Umstände, daß auch **Malla-Wagga** nie habe König seyn können; den Europäern aber war diese Wendung der anamookischen Staatskunst ganz unbegreiflich; indem es auch hieß, daß **Powlahows** Tante, Königin der Inseln sey. — Vielleicht verursachte der Mangel der Sprachkenntniß alle diese Misverständnisse.

Die Wohnungen liegen nicht beysammen, sondern stehen etwa 500 Ruthen von einander entfernt, in der Mitte einer Pflanzung, welche dem Hausbesitzer gehört, und gemeiniglich mit einer Hecke von Bambusrohr eingefaßt ist. Die häuslichen Thiere sind Hunde, Schweine, Geflügel, auch Katzen; vornemlich giebt es sehr viele Eydexen, welche allenthalben herum laufen, und von den Einwohnern nie beschädigt werden; vielmehr bezeugten sie große Misbilligung, wenn ein Engländer eine tödtete. **Cook** schenkte den Vornehmsten ein Paar von Rindvieh, und Endten.

Die Menschen beyderley Geschlechts sind schlank, mittler Statur, wohl gebauet, von den schönsten Verhältnissen und dunkel olivenfärbig. Der Wundarzt traf keinen einzigen Verwachsenen an. Ihre Gesichtszüge sind gut; die Augen glänzend und lebhaft; die Nase etwas flach; Mund und Lippen wohl proportionirt; jener weder zu weit; noch diese zu dick; und die Zähne so weiß und glänzend als Elfenbein. Die Haare sind ursprünglich schwarz, werden aber mit allerhand Materialien, braun, gelb und weiß gefärbt. Lange Haare sind ein Zeichen höhern Ranges; nur die Vornehmsten dürfen solche tragen. Hier allein in der Südsee fand man das Barbieren Mode zu seyn. Die Männer rasiren sich sorgfältig mit zwey an einander geriebene Muschelschaalen. Die europäische Art zu rasiren gefiel ihnen so wohl, daß die Balbiers genug zu thun hatten. Kopf, Nacken, und Brust, werden mit ausnehmend wohl riechendem Oele parfümirt.

sumirt. Männer und Weiber sind tattowirt, die erstern von den kurzen Ribben bis auf die Knie, die letztern nur auf der Inseite der Hand. Die Kleidung besteht aus dem bekannten aus Baumrinden verfertigten, zuweilen sehr feinem und schön gefärbtem Zeuge. Je vornehmer einer ist, desto mehr behängt er sich mit Zeuge. Um den Hals tragen sie gemeiniglich eine Art von Palatin, von wohl riechenden Blumen oder Blättern. — Die Bedachung der Häuser ist sehr gut; gemeiniglich sind sie an der Seite offen c); oder nur an Einer Seite zu. Nur in die Pflanzung geht man durch eine Thür, das Haus bedarf keiner. Auf dem Boden liegt eine reine Matte, worauf man sitzt und schläft. Der Hausrath ist sehr gering. Ein Tisch, worauf man die Pfefferwurzel zum Punsch bereitet; Körbe von allerhand Größe und Form, schön gefärbt und mit Federn geziert; zwey bis drey Stühle, welche statt des Kopfküssens gebraucht werden, einige Bündel Kleider, und gewöhnlich eine zahme Taube auf dem Balken; machen das ganze mobiliar Inventarium aus. Ihre Nahrung und die Art sie zuzubereiten ist der auf Taheite ganz ähnlich; außer daß man hier fast nur allein Früchte und Fische, Schweine und Hunde aber nur selten genießt. Ihr Getränk ist Wasser, oder Cokusnuß-Milch. Die vom Stande, nehmen vor Tisch allemal einen Schnaps Awa; sonst aber nicht, und sind darin viel mäßiger als die Taheitier. Ein geringerer darf in Gegenwart eines Vornehmen nicht essen. Selbst Powlahow packte bey der unerwarteten Ankunft des vornehmern Malla-Wagga, sein Essen mit Bestürzung über die Seite. Mit Anbruch des Tages stehen sie auf; waschen sich zuerst in der See, dann in süssem Wasser; darauf wird gefrühstückt; nächstdem amüsirt sich jeder wie er es gut findet, entweder mit Geschäften oder Unterredungen. Um eilf Uhr wird zu Mittage gegessen; um vier Uhr Nachmittags wieder; Abends acht Uhr nochmals; und dann gleich zur Ruhe. Auch hält man in der Hitze des Tages Nachmittags Ruhe.

Ihre Vergnügungen sind, Tanzen, Ringen, Singen und Baxen. In allen sind sie sehr geübt. Die Tänze der Mädchen geschehen gewöhnlich des Abends bey Fackeln; dann sind jene ungemein zu ihrem Vortheile angezogen, mit wohl riechenden Blumen geschmückt, ihre Bewegungen leicht, regelmäßig und genau nach dem Takt. Die musikalischen Instrumente bestehen aus Bambusrohrstäben von verschiedener Länge; welche der Musikant kunstmäßig gegen den Boden stößt; dieses giebt einen dumpfigen Ton; hoch oder tief nach Verhältniß der Länge der Stäbe. Ein anderer hält einen drey

c) Nach der Zeichnung, ungefähr so, wie das Schießhaus hinter dem sogenannten neuen Hause bey Hannover. Anm. des Herausg.

drey Fuß langen Stab von Bambus in der Hand, und markirt darauf mittelst Anschlagung eines kleinen Stocks den Takt. Diese Musik klingt ganz angenehm. Die Musikanten sitzen in einem Zirkel in der Mitte, und die Tänzerinnen tanzen um sie herum. Nur selten tanzen die Männer mit; außer bey großen öffentlichen Balletten (Heivahs). Dann aber giebts auch mehr Musikanten, welche zum Theil singen, und zwar parthienweise, Baß, Alt, Tenor. Oft ist eine kleine Trommel, aus einem hohlen Baumstamm, dabey. Ein solches Ballet besteht manchmal aus zweyhundert Personen, wo jeder nach und nach auf des andern Stelle komt. Ein Paar Harlekins machen die Bewegungen zuweilen vor; und die Genauigkeit und Geschwindigkeit des Ganzen ist unbeschreiblich.

Bey dem Ringen, Baxen, und Schlagen mit der Kolbe, giebt es zuweilen harte Schläge; doch sah man kein Exempel, daß die Fechter gegen einander in Zorn geriethen. Auch die Damen mischten sich zuweilen in die Baxpartheien und theilten derbe Schläge aus. Als aber die Engländer zu erkennen gaben, daß sich dergleichen für das schöne Geschlecht nicht schicke; sah man es nicht wieder.

Sie haben auch Flöten mit vier Löchern, welche mit der Nase geblasen werden; und Pfeifen wo sieben bis acht Röhren von verschiedener Länge an einander geheftet sind d).

Keuschheit wird auf diesen Inseln eben nicht als eine Tugend betrachtet. Denn die meisten Fräuleins der Agees, (Staatsbedienten) ausgenommen, welche gegen alle Versuchungen fest waren, machten alle übrigen nicht die geringsten Schwierigkeiten, in einem süß duftenden Gebüsche ein Rendesvous zu geben.

Stricke und Linien werden aus den Fibern des Cokusnußbaums; und die Aexte von scharfen Steinen gemacht. Ihre Canoes sind die besten in der Südsee. Die doppelten tragen wohl 50 bis 60 Mann, und segeln weit und sicher. Oben darauf ist eine Hütte für den Herren und seine Familie. Die Canoes sind alle von dem sehr leichten Holze des Brodfruchtbaums; schön ausgeschnitzt und fest gearbeitet, obgleich nur alle Fugen mit Linien zusammen gebunden sind.

Die Fortsetzung folgt künftig.

d) Wie die Pans Pfeifen der alten Griechen. Anm. des Herausg.

Druckfehler. Im 54ten St. S. 859. lies in der Unterschrift des Orts statt Meda, Minder.

Hannoverisches Magazin.

62tes Stück.

Montag, den 4ten August 1783.

Cook's dritte und letzte Entdeckungsreise um die Welt, in den Jahren 1776 bis 1780.

(Fortsetzung.)

Jede Familie von Beträchtlichkeit hat ihren eigenen Begräbnißplatz; mit einer Hecke umgeben, von wohl riechenden Bäumen beschattet; in der Mitte ist ein Hügel, worauf einige Hütten mit Thüren stehen; hierin werden die Verstorbenen gelegt und dann verlassen. Solche Plätze haben wohl 150 bis 200 und mehr Fuß im Umfange

Ein Begräbnißfall kam vor. Man wollte zusehen. Es ward aber durchaus nicht verstattet. Alles, was man erfahren konnte, war folgendes:

Wenn Jemand stirbt; so versammeln sich dessen nächste Angehörige, machen ein schreckliches Geheul, und schlagen sich mit geballter Faust an die Kinnbacken bis das Blut fließt. Je mehr sich einer dabey auszeichnet, für desto größer wird seine Achtung und Liebe für den Verstorbenen gehalten. Stirbt ein Vater, so schneiden die Kinder das erste Glied des kleinen Fingers der rechten Hand ab; bey der Mutter, des linken kleinen Fingers. Sie glauben eine Existenz der Seele nach dem Tode, und ihren Aufenthalt in einem unbeschreiblich angenehmen Orte, wo alle ihre Wünsche erfüllt werden. Doch aber bilden sie sich ein, daß dieses nur für die Staatsbedienten (Agees) sey, und die geringern keinen Antheil daran hätten.

Die Regierungsform ist wie auf den Societätsinseln; doch findet sich hier weit mehr Ordnung und Regelmäßigkeit, und ein weit größerer Grad des Respects, der dem Könige bezeugt wird. Niemand darf ihn anreden ohne zuvor niederzuknien, den Kopf zu seinen Füßen zu beugen und sie ihm zu berühren. Hernach aber setzt sich der Supplicant und trägt sein Anliegen vor. In einiger Entfernung sitzen die Staatsbedienten in einem halben Zirkel, der König an der Spitze, und neben ihm gemeiniglich ein altes Weib mit einem Fächer. Die Krone ist erblich; die gegenwärtige Familie hatte sie schon seit fünf Generationen besessen. Doch wird die sonst absolute königliche Au-

thorität, durch die drey ersten Staatsbedienten so sehr balancirt, daß diese ihn absetzen, ja tödten könnten, wenn er etwas der Wohlfahrt des Staats gerade entgegenlaufendes unternehmen wollte. Die unterste Klasse des Volks wird von den Chefs in großer Unterwürfigkeit gehalten. Einer derselben schlug einen sich zu sehr herandrängenden Mann mit dem Knüttel dergestalt, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach, todt war. Ein anderer, welcher die Würkung eines Mousketenschusses gerne sehen wollte, bat die Engländer einen im Boote vorbeyruderden Mann zu erschießen; und als man dieses natürlicherweise nicht thun wollte; sagte er: es sey ja doch nur ein Sklave und sonst zu weiter nichts nütze. Sie haben selten Krieg, außer allein mit den Bewohnern der Insel **Fidgi**, welche sie als Menschenfresser beschreiben. Ihre Waffen sind Keule und Lanze; letztere mit stachelichten scharfen Fischknochen versehen. Pfeile und Bogen haben sie auch, brauchen sie aber nur zum Schießen nach dem Ziele; nicht im Kriege.

Am 17ten Jul. verließ man diese Inseln, um nach **Taheite**, in gerader Linie etwa 380 Meilen davon, zu segeln. Man mußte aber wegen des Windes einen großen Umweg nehmen; entdeckte unterwegens noch ein Paar kleine Inseln, und kam den 14ten August bey **Taheite** an.

Mit größter Freude sahen die Einwohner ihre alten Bekannten wieder. Unbegreiflich war es aber, daß sie auf ihren wiederkommenden Landsmann **Omiah** fast gar nicht achteten. Sie würden vielleicht nicht einmal mit ihm gesprochen haben, wenn er nicht reichlich rothe Federn, — das höchste Gut, das Aeußerste aller Wünsche auf dieser Insel, — welche er von Anamooko mitgebracht, und auf Taheite sich nicht finden, ausgespendet hätte. Man erfuhr, daß die Königin **Oberea** und der König **Wyeatuah** gestorben; auch daß einige spanische Schiffe da gewesen wären. Die Spanier hatten alles angewandt um den **Taheitiern** schlechte Begriffe von den Engländern beyzubringen, sie für Seeräuber und Menschen ausgegeben die nirgend auf dem Erdboden eine gewisse Wohnung hätten; hatten auch zwey Priester da gelassen um die Leute zu bekehren; die Priester aber hatten sich hergegen zu den taheitischen Sitten bekehrt. Die Engländer würden auch würklich in der Idee der Insulaner sehr viel verloren haben, weil die Spanier roth gekleidet und mit bordirten Hüthen einher gegangen waren; wenn sie nicht zum Glück rothe Federn in Menge gehabt hätten, welche die Spanier nicht hatten. Diese gaben im Vorzuge der Freundschaft endlich den Ausschlag. Ueber den verstorbenen König hing sogar ein Stück scharlachen Tuch, welches die Spanier dazu geschenkt hatten. Seine Wohnung war schon verfallen. Denn Niemand bewohnt oder reparirt eine Hütte, deren Eigenthümer gestorben ist. Sie ist *raa*, das ist: es wäre unheilig sie zu berühren.

So

So heißt es auch *taa*; daß die Weiber mit den Männern durchaus nicht, auch in ihrer Gegenwart, nicht essen dürfen.

Omiahs Schwester, welche allhier, jedoch an einen Mann unter ihrem Stande verheirathet war, nahm ihn zärtlich und liebreich auf; ihr Mann aber bekümmerte sich um ihn ganz und gar nicht, bis er von ihm durch Geschenke gewonnen ward. Der König Otoo wollte aber durchaus nicht gestatten, daß Omiah auf Taheite bleiben sollte; sondern verlangte; daß er in sein Vaterland, nach der nahen Insel Huaheine gehen sollte. Omiah führte sich aber auch nicht klüglich auf, und war; gegen Cooks Ermahnung, viel zu freygebig mit seinen Geschenken. Das Volk liebte ihn sehr wenig, und man warf oft die Nase auf, wenn er vorbey ging. Endlich nahm sich Tohaw der Befehlshaber der Flotte seiner an; schenkte ihm drey Bediente; allein Omiah konnte sich in seiner Gunst nicht erhalten.

Die Taheitier waren im Begrif eine benachbarte Insel mit Krieg zu überziehen. Dem Gebrauche nach, mußte zuvor ein Mensch geopfert werden. Das geschah folgendergestalt: Der zum Opfer ausersehene Mann, war von der geringsten Klasse und überhaupt unbrauchbar. Er wußte nichts davon. Man war zu menschlich ihm die schreckliche Erwartung des Todes empfinden zu lassen. Plötzlich ward er niedergeschlagen, und darauf der Körper mit vielen Ceremonien an den Opferplatz gebracht, der besonders dazu bestimmt ist. Nahe dabey wohnen die Priester. Auf einer Art von breitem Tische lagen einige, auch bey dieser Gelegenheit getödtete Schweine und Hunde. An der andern Seite war eine Art von Altar von Stein, etwa zwey Fuß hoch, umher solche geschnitzte Figuren, als auf den Begräbnißplätzen gewöhnlich. Auf zwey Trommeln ward, während der Ceremonie getrommelt. Der Priester nahm ein Auge aus dem Körper, both es dem höchsten Wesen dar, betete lange um Glück und Sieg im Kriege; und darauf ward der Körper eingescharret.

Von Taheite ging die Reise, bey der Insel Iwaio, welche über alle Beschreibung schöne und romantische Gegenden zeigte, nach Huaheine, wo nun Omiah wohnen sollte. Man setzte die Zimmerleute an Land, um ihm ein festes hölzernes Haus zu bauen, weil sonst seine Habseligkeiten auf keine Weise sicher gewesen wären. Unglücklicher Weise ward ein Quadrant aus dem Zelte der Astronomen gestohlen. Omiah gab sich die größte Mühe den Diebstahl heraus zu bringen; entdeckte auch den Dieb, und ihm wurden, nach der Strafe, die Cook auf dergleichen Mausereyen gesetzt hatte, die Haare auf dem Kopfe rein abgeschoren. Nun declarirte er Rache gegen Omiah und drohte sein Haus in Brand zu stecken; es wurden auch zur Nachtzeit würklich verschiedene Versuche der Art gemacht, jedoch durch Omiahs Vorsichtigkeit vereitelt. In-

zwischen zerstörte der Dieb alle jungen Rebenfechser, die **Omiah** von dem **Cap** mitgebracht und an einem Hügel gepflanzt hatte; welche sonst höchst wahrscheinlich vortreflich würden fortgekommen seyn. **Cook** ließ jenen Buben schließen, und hatte die Absicht ihn mit auf eine andere Insel zu nehmen, um **Omiah** und alle seine guten Plane gegen dessen Rachsucht zu sichern; allein er kam fast unbegreiflicherweise los und ging davon. Inzwischen gab **Omiah** den Seefahrern manche artige Fête auf dem Lande; und als der Abschiedstag gekommen war, schied man beyderseits mit vieler Wehmuth auseinander.

Am 9ten Dec. verließ man die Societätsinseln, um gegen Norden zu gehen und den großen Plan der Entdekkung der nordwestlichen Durchfahrt auszuführen; passirte die Linie; versah sich einige Grade jenseits derselben nordwärts bey **Turtle-Insel** mit Schildkröten und andern Erfrischungen; und am 17ten Jan. 1778 kam man in die Gegend der **Sandwich-Inseln**, welche unterm 20ten bis 25ten Grad Norderbreite liegen, und in gerader Linie, von den Societäts-Inseln, etwa 500 Meilen entfernt sind.

Die Einwohner kamen ohne vieles Bedenken ans Schif. Ihre Gesichtsfarbe war mehr kupferartig als auf Taheite; ihre Kleidung nur ein Gürtel um die Mitte des Leibes, welcher aber doch bemalt und bunt war, wie unsere gedruckte Linnen. **Tattowirt** waren sie auch. Ihre Sprache war der Taheitischen sehr ähnlich a). Eben so listig und behende waren sie auch im Stehlen. Sie hatten keine Waffen mit sich, sondern bezeigten sich gleich sehr freundschaftlich und gutherzig.

Man kaufte von den Einwohnern, Schweine, süsse Patatoes, Zuckerrohr, und dergleichen, welches alles vortreflich war, und woran sie Ueberfluß zu haben schienen, gegen Aexte und kleine Nägel. **Cook** ging darauf mit seinen Leuten, wohl bewafnet, ans Land. Er ward sehr freundlich und mit einer Art von Respekt aufgenommen. Alles ward sehr wohlfeil verkauft. Die Weibsleute waren nicht auffallend hübsch, vielmehr von starkem männlichen Bau, und mit den schönen Taheitierinnen nicht zu vergleichen. Doch war ihre Stimme sehr sanft, die Zähne egal und glänzend weiß. Ihre Kleidung gleicht auch der männlichen, nur ist sie weiter und gehet bis auf die Knie herunter. Ihr Haar ist hinten kurz abgeschnitten, nach der Stirne zu aber

a) Eines der schwersten Probleme, ist die Frage: Woher diese Insulaner, die 500 bis 600 Meilen von einander wohnen, von einander nichts wissen, mit ihren Böten unmöglich jemals zu einander haben kommen können, einerley Sprache, und so sehr ähnliche Sitten haben? — Sollten alle diese Insulaner nicht etwa antediluvianische Menschen seyn? Diese Idee stimmt mit dem System des vortreflichen de Lüc gar sehr überein, und bestätigt es noch.

Anm. des Herausg.

aber lang, und wird dann als ein Tuppee zurück geschlagen, welches ihnen eben nicht vortheilhaft steht. Sie verlangten mit Ungestüm in das Schif zu kommen; welches Cook doch strenge verboten hatte, um diese unschuldigen Menschen, wo möglich, gegen eine Krankheit zu bewahren, womit einige Matrosen behaftet waren. Gleichwohl fanden sie Mittel mit einander in Bekanntschaft zu gerathen, und bey der nachmaligen Zurückkunft auf diese Inseln, entdeckte man die Folgen davon.

Einige Tage darauf kam der König einer der Sandwich-Inseln, welche Oncehow heißt, an das Schif. Er ward gebeten an Bord zu kommen; allein seine Begleiter wandten aus Furcht, es mögte ihn was unangenehmes begegnen alles an, ihn davon abzuhalten. Gleichwohl kam er auf das Verdeck und schenkte dem Capitain eine sehr künstlich geschnitzte Schaale. Dagegen erhielt er einige große Nägel, und einen geschnittenen Glasbecher, worüber er außerordentlich erfreuet war. Nach einem kurzen Aufenthalt trugen ihn seine Begleiter auf den Armen in das Boot und er fuhr ans Ufer zurück. Er hieß Tomahana, schien etwa dreyßig Jahr alt zu seyn; war mittler Größe, und nichts besser gekleidet als der geringste seiner Unterthanen; nur durch den großen Respekt, welchen man ihm erzeigte, unterschied er sich. Bald nachher kam auch die Königin an Bord. Sie schenkte an Cook einen schönen Halskragen von Federn, und erhielt dagegen einen kleinen Spiegel und dergleichen. Sie war jung von angenehmen Wesen, ihre Kleidung aber nicht besonders.

Eine der größten dieser Inseln ist, Atowi. (Nach Owhyhee kamen sie erst auf der Rückreise.) Zum Glück hatte diese Insel auch viel und sehr gutes Salz. Die Häuser liegen hier nahe am Ufer, und beysammen, wie Dörfer. Einige stehen auf Pfählen, etwa drey Fuß hoch, wegen der Ueberschwemmungen. Sie sind rund umher mit trockenem Grase gegen den Regen gesichert. Der inwendige Platz ist mit Grase bestreuet und mit Matten bedeckt, von welchen einige recht schön sind. Ihre Böte sind ungemein gut, und sie verstehen sich auf das Wasserfahren, auch in den größten Brandungen so gut, daß dieses fast ihr wahres Element zu seyn scheint.

Der Hauptzweck des dermaligen kurzen Aufenthalts auf diesen Inseln, war gewesen, sich mit allem Nöthigen zu der nun bevorstehenden ungeheuern Reise gegen Norden zu, zu versehen. Am 2ten Febr. segelten sie ab; bis zum 40ten Grad Norder Breite, fast gerade nordwärts, darauf gegen Osten der Küste von Amerika zu, und den 29ten März ankerten sie, in Georges Sound unterm 49ten Grad 36 Minuten Norder Breite und 233 Grad 28 Minuten östlicher Länge, um die Schiffe zu repariren, und das Volk nach einer beynahe achtwöchigen Seereise zu erfrischen. Hier sind wir also, von der Insel Atowi etwa 450 Mei-

len nordostwärts entfernt, und an der westlichen Küste des festen Landes von Amerika.

Die Einwohner derselben, näherten sich in Böten den Schiffen, eine Rede in harter übel tönender Sprache ward gehalten, und darauf kamen sie dem Schiffe ganz nahe. Man gab ihnen Aexte und Nägel; allein sie schienen deren Gebrauch nicht zu kennen und achteten nicht viel darauf. Inzwischen brachten sie viel schöne Felle zum Verkauf. Ueberhaupt schien es eine elende Nation zu seyn; sie waren unter der mittlern Statur übel gebauet, mit unförmlichen Füßen, welches daher kommt, daß sie beständig mit untergeschlagenen Beinen sitzen. Ihre Gesichtsfarbe war etwas heller als man sie bisher angetroffen, aber schwarz von Schmutz und Dreck. Die meisten hatten das Gesicht und fast den ganzen Leib mit rother Erde beschmiert. Die Haare eben so, jedoch oben darüber mit weißen kleinen Vogelfedern über und über pudrirt. Die Gesichter waren breit, mit hohen Kinnbacken, weiten Mäulern, flacher Nase, und schlechten unebnen Zähnen. Männer und Weiber konnten kaum von einander unterschieden werden, weil sie einerley gekleidet und gleich beschmiert waren; doch waren die weiblichen Gesichter mit weniger Figuren, welche mit den Nägeln in den Dreck und die rothe Erde hinein gekratzt werden, versehen.

Ueberhaupt ist hier das männliche Geschlecht dem Putze weit mehr ergeben als das weibliche. Jede Mannsperson erfindet täglich, und öfters mehrmals in einem Tage, eine neue Manier der Striche und Figuren auf seinem Gesichte, der Lage und Stellung der beschmierten Haare, u. s. w. Einer der elegantesten Herren, dem man einen Spiegel gab, brachte volle zwey Stunden auf seinen Kopfputz zu. Das schöne Geschlecht hatte wider seinen Wunsch, wenig Nachstellung von den Engländern, weil ihre Schminke von Dreck und Parfüm von Thran, einen gar üblen Geruch verursachte.

Unter andern Waaren, wurden auch Menschenschädel und getrocknete Hände zum Kauf ausgeboten. Es scheint aber dennoch nicht, daß sie Menschenfresser sind. — Am Lande hatte man eine gute Jagd und viel Wildprett erwartet; fand sich aber betrogen. Nur Fische waren im Ueberfluß und das Wasser vortreflich. In den hölzernen Wohnhäusern war der unausstehliche Gestank. Sie werden nie rein gemacht; und liegen voll theils fauler, theils getrockneter Fische. Sie stehen neben einander, wie in unsern Dörfern.

Das Land hat vortrefliches Bauholz und viele Arten von Beeren wie in Europa.

Die Böte und alle Fischereygeräthe der Einwohner waren in gutem Stande, erstere auch geschnitzt. Man fand auch eine Art von halb zirkelförmig eisernen Messern bey ihnen. Wahrscheinlich erhalten sie die aus Californien. Zur Bezahlung nehmen sie auch am liebsten, kleine Stückchen

Zinn,

Zinn, Messing, Kupfer, vornemlich wenn es blank war, auch blanke Knöpfe.

Am 27ten April ward die Reise fortgesetzt, immer an der westlichen Küste von Amerika gegen Norden hinauf, bis etwa unter dem 67ten Grade der Breite; wo man in Sandwich Sound einlief. Die Einwohner hatten viel Aehnliches mit denen auf George Sound, schienen aber besser zu leben, waren fett und lustig. Ihre Unterlippen waren queer durchschnitten, wodurch sie die Zunge steckten. Sie hatten eiserne Messer und Spieße, auch sonstige Eisenwaaren, und es ist wahrscheinlich, daß sie selbige von den Russen erhalten, welche von dem beynahe gegen über liegenden Kamtschatka, etwa 550 Meilen, herüber gekommen. Man fand auch hier die amerikanische Friedenspfeife. Die Einwohner liebten vorzüglich blaue Glasperlen, und gegen deren fünf oder sechs konnte man für 90 bis 100 Rthlr. Bieberfelle kaufen.

Man verließ Sandwich Sound den 26ten May, glaubte gegen Osten die gewünschte Durchfahrt zu treffen, kam aber in einen Fluß, welchen Cook daher Turn again, (Kehrwieder) nannte. Darauf ging es südwärts um ein langes Vorgebürge zu umsegeln; und man kam endlich nach vielen Gefahren an die Insel Unalaschka. Die Einwohner hielten sie für Russen, waren sehr höflich und freundlich, zogen die Kappen ab, machten tiefe Bücklinge, baten sich auch Taback aus, welchen sie gierig in den Mund steckten. Man nahm hier frisches Wasser und einige Kräuter ein, und segelte den 2ten Jul. weiter; und nun wieder nordwärts durch Sturm, dicken Nebel und Reif, bis über den 70ten Grad hinaus, konnte aber wegen der Eisfelder nicht weiter kommen. Man lief an selbigen bis an die asiatische Küste, etwa 200 Meilen westwärts, fand aber auch da, wegen des Eises, es unmöglich weiter zu kommen. Man mußte also wieder umkehren; und kam den 3ten Oct. wieder auf Unalaschka, unterm 54ten Grad 4 Minuten Norder Breite und 193 Grad 36 Minuten östlicher Länge. Die Russen kommen jährlich hieher herüber, einige halten sich auch fast beständig hier auf. Die Schiffe konnten hier nicht hinlänglich verproviantirt werden, um noch einen Versuch gegen Norden zu machen; und überdem erlaubte es die Jahrszeit nicht. Es war also am besten den Winter über wieder nach Süden, zu den fruchtbaren Sandwich-Inseln zurück zu kehren, wo man gegen Ende des Novembers eintraf. Man erfuhr von den Einwohnern, daß es zehn dieser Inseln gäbe, eine große, welche jede ihren eigenen König hätten, und sechs kleine; O-why-hee aber sey die größte; wo die Reisenden den 2ten Jan. 1779, nachdem sie einige der andern Inseln besucht hatten, eintrafen. Diese Insel hatten sie bey ihrer ersten Anwesenheit auf den Sandwich-Inseln nicht besucht. (Siehe oben Seite 986.) Es hielt sehr

sehr schwer einen guten Ankerplatz zu finden, und Cook umsegelte deswegen die ganze Insel. Endlich fand man ihn, und das Volk in Böten und am Lande, wohl acht tausend an der Zahl, drängte sich so herbey, daß Wachen ausgestellt und ernstliche Maasregeln genommen werden mußten. Die Mädchen aber konnte man auf keine Weise vom Schiffe bringen, welche auch die Nächte über da blieben.

Am 10ten Jan. bey Anbruch des Tages, wurden Lebensmittel im Ueberfluß herbey gebracht. Zu nothwendiger Reparation der Schiffe wurden Anstalten gemacht, und am Lande wurden Zelte aufgeschlagen in der Nachbarschaft eines Morai, (Begräbnißplatzes,) wo der Boden für heilig gehalten ward, und dem sich folglich Niemand als die Priester näherten.

Eine Dame vom ersten Range kam an das Schif. Sie unterschied sich von den Geringern, vornemlich durch ihre große Fettigkeit; aber nicht so sehr als auf den Freundschafts- und Societäts-Inseln. Sie hatte große Armbänder von Schweinszähnen um; ein Halsband von geflochtenem Haare, vorne mit einem sonderbar geformten schön polirten Knochen; und hatte überhaupt mehr Kleidungsstücke an, als sonst gewöhnlich. Sie bekümmerte sich sehr genau um alles, kam des Nachmittags mit einem andern Frauenzimmer, ihrer Schwester, wieder. Man gab ihnen einige Kleinigkeiten und vornemlich einen Spiegel, worüber sie sich sehr freueten. Auch machte ein junger Mann Namens Purraah, einer der ersten Bedienten des Königs Terriabao die Visite an Bord. Eben war dem Metzger sein Schlachtmesser gestohlen; sogleich ging Purraah ans Land den Diebstahl zu untersuchen, in weniger als zwey Stunden, war das Messer wieder da; und nachmals war er sehr sorgfältig seine Untergebenen vom Stehlen abzuhalten; zugleich ward von ihm die Verfügung getroffen, daß die Mädchen nur bey Nacht nicht aber bey Tage an Bord kommen sollten.

Auch kam der König Terriaboo mehrmals an Bord, und schenkte jedem der Capitains, außer vielen Cocusnüssen, Zuckerrohr, Brodfrucht, und Salz; dreyßig Schweine. Ehe er ankam, war von ihm der Befehl gegeben, daß keiner von den Eingebornen an die Schiffe kommen durfte.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

63tes Stück.

Freitag, den 8ten August 1783.

Cook's dritte und letzte Entdeckungsreise um die Welt, in den Jahren 1776 bis 1780.

(Schluß.)

Cook schickte einige Partheyen aus, das Land zu untersuchen. Sie fanden es sehr fruchtbar, wohl bebauet und angenehm. Einige sie begleitende Knaben machten ihnen großes Vergnügen. Sie wußten die Stimmen der Vögel so vollkommen nachzuahmen, daß sie herbey gelockt, und dann auf einer Art Leimruthe gefangen wurden. Allenthalben bezeigte man ihnen die größte Gastfreyheit, so arm die Leute von der untersten Klasse auch immer waren. Nur auf der Rückkehr hatten sie in einer Hütte eine unangenehme Nacht, weil die Ratten unaufhörlich über sie herliefen, woran aber die Einwohner gewöhnt sind. An vielen Orten fanden sie unverkennbare Spuren von verbrannten vulkanischen Steinen, selbst Lava, welche noch sehr neu zu seyn schien.

Der König war mit den Fremden so sehr zufrieden, daß er ihnen noch zweyhundert junge Schweine schenkte; auch ein großes Ballet geben ließ. Dagegen machten diese die Honneurs durch ein Feuerwerk. Der König speisete auch einigemal an Bord.

Bey dem ziemlich langen Aufenthalte auf O-why-hee, hatten die Reisenden Gelegenheit, noch folgende Bemerkungen zu machen. Es giebt eigentlich zwölf Sandwich-Inseln. O-why-hee die größte davon ist beynahe rund, und hat etwa 270 englische Meilen im Umfange. Die Nordseite gleicht einem zusammenhängenden großen Garten, und ist durchgehends vortreflich angebauet. Die Südseite aber hat steinigten schlechten Boden, keine Bäche, und ist einem ausgebrannten Vulkan ähnlich. Die gegenwärtigen Einwohner wissen aber, auch durch Tradition, nichts von einem vulkanischen Ausbruche. Ob aber gleich der Boden auf Taheite und Anamooko weit besser ist; so sah man doch nirgends so große und schöne Brodfruchtbäume als hier; und vornemlich war das Zuckerrohr groß und ausnehmend

saftvoll. Vierfüßige Thiere sind: Schweine, Hunde, Ratten und Fledermäuse. Vögel giebt es nur fünf Gattungen; sie sind aber ausnehmend schön. Auch fand man eine Art von Gänsen und Endten. Fische giebts im Ueberflusse. Die Größten werden alle eingesalzen.

Männer und Weiber begegnen einander mit großer Sanftmuth. Wenn auch bey kleinen Veranlassungen ein wenig Schelten vorfiel; so war doch das gleich über und vergessen. Niemals hat man sie einander schlagen gesehen. Das **Tatowiren** ist durchgängig Mode, vornemlich bey den Männern. Ueberdem ist jedermann noch besonders markirt, und diese Marke zeigt den Chef an, dessen Jurisdiction sie untergeben sind. Auf **O=why=hee** sind sechs Distrikte. Beyde Geschlechter sind außerordentlich reinlich, und baden sich täglich zwey oder dreymal. Unter allen Völkern sind diese am meisten der Sinnlichkeit ergeben. Die Frauenzimmer verschwendeten ihre Gunstbezeugungen, nicht so sehr aus Eigennuz, wie auf **Taheite**, sondern aus Neigung. Einige derselben mogten höchstens zehn Jahre alt seyn. Arm- und Halsbänder von Federn, Muscheln und Haaren, vornemlich der Geliebten, sind hier der größte Gegenstand des weiblichen Luxus.

Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Vegetabilien. Die Chefs aber lassen sich das Schweinefleisch sehr wohl schmecken. Daran hat aber jedesmal ein Priester einigen Antheil. Doch speiset er mäßig. Vor Tische wird von dem Priester und zwey bis drey der ältesten, ein Gebet an die Gottheit gesungen, während dessen die übrigen sich freundschaftlich die Hand geben. Darauf wird der Gottheit von allem eine Libation gemacht. Auch wird beym Trinken des *Awa*, gesungen und gebetet. Gekocht wird wie auf Taheite. Das Getränk ist Wasser. Die Chefs aber trinken häufig *Awa*, und es ist ein Zeichen des hohen Standes, ein finnigtes Gesicht und rothe entzündete Augen zu haben; wird also sehr gewünscht. Der Wärme des Klima unerachtet, schläft man hier nicht so viel, als auf **Taheite**. Man ist viel fleißiger. Vergnügungen und Musik sind den auf **Taheite** ähnlich. Die Tänze aber sind ganz original; lange nicht so gracieus als auf Anamooko; auch nicht so lasciv als auf **Taheite**; aber ernsthaft und äußerst lebhaft.

Ihre Böte sind so vollkommen gemacht, als einige in der Welt. Sie sind auch der größte Reichthum. Man kan denken, was für eine Zeit dazu gehört, einen großen Baum mit Steinen zu fällen, ihn auszuhöhlen, von den hohen Bergen, ohne alle Maschinen; zehn bis zwölf Meilen weit ans Ufer zu bringen; zusammen zu fügen; die Fugen zusammen zu binden; Segel von Baumrinden zu machen, u. s. w. Des Königs Bot, war doch gleichwohl zwey und siebenzig Fuß lang.

Cook wollte darauf von hier nach einer benachbarten Insel (**Mowwhee**

whee) gehen; und segelte deshalb den 5ten Febr. ab. Bey hartem Sturm und hoher See zerbrach der vorder Mast der Resolution, und man war also genöthigt, nach den alten Hafen auf O-why-hee zurück zu kehren. Die Einwohner kamen wieder ans Schif und handelten wie gewöhnlich; man bemerkte aber gleich, eine besondere Insolenz und Kühnheit an ihnen, vornemlich bey den kleinen Dieberenen. Hauptsächlich stellten sie den Zangen, Meißeln und Werkzeugen der Zimmerleute nach, welche an dem neuen Mastbaum arbeiteten; und zwar selbst auf Purraahs Anstiften. Einer ergrif eine Zange, sprang damit über Bord, ward aber erhascht und tüchtig gepeitscht. Gleichwohl machte ein anderer bald nachher eben den Versuch mit einer Zange und Meißel, und entkam glücklich, obgleich einigemal nach ihm geschossen wurde. Purraah der eben an Bord war, versprach die Sachen wieder herbey zu schaffen, und ging ans Ufer. Der Schifmeister Edgar von der Discovery, ging in seinem Bote auch mit. Er ward am Ufer mit Steinen geworfen; es entstand eine kleine Schlägerey; Purraah hielt Edgars Arme über den Rücken fest; ein anderer schlug jenen mit dem Ruder, welches Purraah ergrif und sogleich zerbrach; und nun ward die Schlägerey allgemeiner. Es ward gefeuert, Cook eilte herbey, beruhigte die Streiter zwar vor dasmal, drang aber durchaus auf die Erstattung der gestohlenen Sachen, und einige Zeit nachher gab Purraah sie auch würklich wieder. Am folgenden Morgen den 14ten Febr. bemerkte man, daß das größte Fahrzeug der Discovery, der Cutter, welches auf die Seite war gelegt worden, in der Nacht gestohlen sey. Dieser Verlust war zu wichtig, um nicht alles anzuwenden, das Fahrzeug wieder zu erhalten. Das beste Mittel dieses ins Werk zu richten, war, den König an Bord so lange in Verhaft zu nehmen, bis das Schif wieder gebracht ward. Zugleich wurden auch Böte in verschiedene Gegenden der Bay, wohl bemannet und bewafnet geschickt, um zu verhindern, daß die Diebe nicht die Flucht nach andern Inseln nehmen mögten. Die Mannschaft hatte Ordre auf die, welche sich widersetzten, scharf zu feuern. Inzwischen ging Cook mit dem Schifslieutenant und mehrerer Mannschaft ans Land, um den König freundlich einzuladen, an Bord zu kommen. Er war sehr bereitwillig dazu. Einige Weiber von seinem Gefolge aber, schienen die Absicht zu errathen, und suchten eifrig dieses zu verhindern.

In demselben Augenblick kamen drey Einwohner von der andern Seite der Bay herüber, mit der Nachricht, daß einer ihrer ersten Chefs erschossen sey. Ein allgemeines Gemurmel von Unwillen erhub sich unter den Insulanern, und sie fingen an sich mit Spiessen und Dolchen zu bewafnen. Cook konnte dieses nicht bemerken, weil er mitten in ihrem Haufen war. Der Lieutenant und Sergeant sahen die Ge-

fahr, und warnten ihn ernstlich. Aber ein fast toller Eigensinn, machte ihn gegen alle Vorstellung taub. Nun drang der ganze Haufen auf ihn; er suchte ihn von sich zu stoßen, und rief einige mal: zurück! zurück! — Nun wurden sie noch erboster und warfen Steine auf ihn. Cook feuerte auf einen der Thäter, verfehlte ihn unglücklicher Weise, und erschoß einen andern. So bald dieser Schuß fiel, feuerten auch die Seesoldaten, ob sie gleich keine Ordre dazu hatten. Dadurch ward die Sache noch schlimmer. Cook merkte nun seine Gefahr, und suchte so geschwind als möglich durch das Gedränge an die Böte zu kommen, erhielt aber einen Stich in die Schulter von einem Chef der hinter ihm war. Dieser wollte eben den Stich wiederholen, als er von dem Sergeanten erschossen ward. Zugleich feuerte man auch aus den Böten und nun ward das Gefecht allgemein. Cook drang doch noch weiter rückwärts, allein eine Parthey fiel über ihn her und machte mit Keulen und Steinen seinem Leben ein Ende. Nun fing die Discovery an mit Kanonen zu secundiren. Alles retirirte sich so geschwinde als möglich in die Böte. Verschiedene aber wurden wieder ans Ufer gezogen und umgebracht; mehrere waren verwundet. Die Insulaner betrugen sich, des Feuergewehrs unerachtet, mit großer Entschlossenheit und Tapferkeit, wichen nicht von dem Platze, und so wie einer fiel, ersetzte ein anderer augenblicklich dessen Stelle.

Das war das Ende, des größten Navigators unserer Zeiten. Die Insulaner hatten anfangs die Absicht nicht, ihn zu tödten; aber die Nachricht von dem Tode eines ihrer Chefs, brachte sie zur Rachsucht. Doch hätte auch damals Cook noch entkommen können. Aber es schien ein Verhängniß über ihn zu walten. Es war ein Unglück, daß er den Mann verfehlte, worauf er feuerte; ein Unglück, daß die Seesoldaten, und demnächst auch die Matrosen aus den Böten ohne Ordre feuerten.

Das Schifvolk war wüthend, und wollte alles auf der Insel verwüsten; es ward aber nicht gestattet. Gleichwohl mußte man die Retirade der Zelter und Sachen vom Ufer mit Kanonen decken, mehrere Häuser in Brand stecken und viele Einwohner niederschießen. Des folgenden Tages kamen einige mit der Friedensflagge an das Schif, und versprachen den Leichnam Cooks auszuliefern. Es ward aber nicht gehalten. Ein anderer kam gegen Abend an Bord, und brachte den fleischigten Theil eines Mannesschenkels, woraus die Knochen genommen waren, sagte es sey von Cook, er habe dieses gestohlen, das Uebrige sey verbrannt. Einige Tage darauf schickte der König eine Botschaft an Capitain Clerke, welcher nun das Commando übernommen, bezeugte sein Leidwesen über das Vorgegangene, und bot völlige Amnestie und Freundschaft an; schickte auch hernach alle Ueberreste des unglücklichen Cook; die Hirnschädel,

schädel, die Knochen aus den Schenkeln, Beinen und Armen, auch die beyden Hände. Das übrige war verbrannt. Die Haare waren abgeschnitten; einer der nächsten Verwandten des Königs hatte sie behalten. Die Hände hatten verschiedene längliche Einschnitte, und es war viel Salz hinein gerieben.

Man besuchte noch einige von den Sandwich-Inseln, und verproviantirte sich reichlich, um nach Kamtschatka an der asiatischen Küste hinüber zu gehen; eine Reise von 600 bis 700 Meilen. Von dort aus wollte man noch einmal weiter gegen Norden gehen, um die Durchfahrt zu versuchen. Nach einer beynahe zwey monatlichen Reise ankerte man daselbst in dem Hafen Awaschka, nicht weit von der Stadt St. Peter und Paul, ward von dem russischen Major Behm, einem Deutschen, sehr wohl aufgenommen, und so viel es das arme Land nur immer erlaubte, unterstützt. Es wurden auch Depechen von hier über St. Petersburg nach England geschickt. Hier starb auch nachmals Capitain Clerke; und darauf ging die Reise, ohne eine Durchfahrt entdeckt zu haben, zurück, bey Japan vorbey auf China; und von dort den gewöhnlichen Weg, über das Vorgebirge der guten Hofnung, nach England, wo man den 5ten Oct. 1780, nach einer mehr als vierjährigen Abwesenheit, wieder ans Land trat.

H. Klbg.

Warum der König von Schweden drei Kronen in seinem Wappen führt?

Unter allen europäischen Königen ist der König von Schweden von undenklichen Jahren her mit drei Kronen gekrönet worden. Die Könige von Dännemark maßeten es sich zwar von Christian II. Zeit an, in ihrem Wappen auch drei Kronen zu führen, allein nachher ist solches doch wieder abgeändert worden. Auch die Polen haben aus vermeinter Prätension sich des schwedischen Wappens mit bedient.

Die Krönung der Könige in Schweden verrichtet allemal der Erzbischof des Königreichs in der uralten erzbischöflichen Stadt Upsal, wiewohl sie auch anderswo verrichtet werden kan. Dem Könige werden alsdenn vom Drotset (der höchste Rath und nächste nach dem König,) drei goldene mit Edelsteinen besetzte Kronen aufgesetzt. Diese uralte Gewohnheit beglaubiget unter andern nicht allein der eine Meile von Upsal im flachen Felde belegene Morasteen, wo vor Zeiten die Wahl der schwedischen Könige geschah, und noch drei Kronen gezeigt werden, sondern auch eine alte Tafel bei S. Erichs Grabe, imgleichen die alten königlichen Siegel und Münzen,

zen, die **Konungs und Kronehåågar**, die Busta Regalia beim alten Upsal, worin die Gebeine und Asche der verstorbenen schwedischen Könige verwahrt liegen.

Viele glauben, durch die drei Kronen werde Schweden, Gothland und das Wendische Land verstanden. Allein dieses läßt sich wohl nicht gut behaupten, weil die Schweden vor Zeiten wohl fünf particular Königreiche unter sich gehabt, und deswegen ihre Kronen nicht vermehrt, noch sich mit mehrern Kronen krönen lassen, wie bei Kaiser **Friedrich** solches geschah, der die erste Krone wegen des fränkischen Reichs zu Aachen, die andere wegen Deutschland zu Regenspurg, die dritte wegen der Lombardie zu Pavia, die vierte wegen des römischen Reichs, und die fünfte wegen Italien zu Madontia empfing a) **Messenius** Cap. 12. Specul. Suec. und **Locenius** L. 11. antiquit. Suec. Goth. c. 2. glauben, die drei Kronen wären daher ins Wappen der Könige von Schweden gekommen, weil vormals in Upsal der vornehmste bischöfliche Sitz, die königliche Residenz und das höchste Gericht gewesen. Olaus M. im zweiten Buche seiner rer. septentrion. hält die drei Kronen für ein Sinnbild, welches die weitläuftige schwedische Herrschaft, die preiswürdigen und tapfern Thaten der Schweden zu Kriegs- und Friedenszeiten, wie auch den reichen Ueberfluß an Metallen bezeichnen soll. So sagt er, war Herkuls Käule zur Bezeichnung seiner tapfern Heldenthaten, dreiknötig, und aus gleichem Grunde sind auf Nervas Münze drei Kugeln abgebildet.

M. Humer de stemmat. suec. in Cœlo Herald. cap. 4. §. 9. giebt von den drei Kronen eine doppelte Ursach an; Er sagt, die Könige von Schweden führten sie deswegen in ihrem Wappen, weil 1) „Schweden vor „Zeiten ein schön Principal-König„reich gewesen, das unterschiedene an„dere Königreiche unter sich hatte, de„ren Könige, ob sie gleich den schwe„dischen König für ihren Oberherrn „hielten, und zum allgemeinen Rich„ter in allen Streitsachen erkießten, „doch samt und sonders mächtig ge„nug, und auch gekrönt waren. Ver„muthlich hätte also der König in „Schweden durch diese drei Kronen „seine Majestät, Ansehen und Würde „vor andern bezeichnen wollen.„

2) „Weil die Alten viel von der „dritten Zahl gehalten, und nichts „bei ihnen, heilig, vollkommen und „gerecht gewesen, wenn es nicht drei„fach war. Darum wäre z. B. „Merkur dreiköpficht, Neptuns Scep„ter dreizackicht, u. s. w. und sonder„lich wäre die dreifache Zahl in der „Lustration genau beobachtet. Zum „Beweise dieses führt er folgende Stel„len an:„

Idem

a) Dieser Meinung ist Otto Frisigens. de tripl. Imperat. Coron.

Idem ter socios pura circumtulit unda,
Spargens rore levi & ramo felicis olivæ b)
Ter liquido ardentem perfudit nectore vestam.
Ter flamma ad summum tecti subjecta reluxit c),
Ter se convertit, ter sumtis flumine crinem
irroravit aquis, ternis et hiatibus ora solvit. d)

b) L. VI. Aeneid. v. 229.
c) Virg. IV. Georg. v. 384.
d) Ovid. L. VII. Metam. v. 2.

Alles, was vollkommen gut, ansehnlich und werth ist, fährt Humer am angezogenen Orte fort, geben die Schweden gemeiniglich mit drei Buchstaben. Gott, nennen sie Gud, das Meer Haf, das helleste Gestirn Sol, u. s. w.

Noch eine Beantwortung der Aufgabe im 4ten Stück des Hanoverischen Magazins von diesem Jahre: die Ausrottung des Kälberkropfs betreffend.

(Siehe das 54te St.)

In einen recht sonnenreichen Grasgarten, welcher an Heu und Grumt mir sehr ergiebig war, der durch den Sommer bis in den October bei bequemer Witterung wohl drei mal gemähet werden konte, einen hiesigen grandigen Boden oben zur Decke, aber einen Fuß hoch feine schwarze lockere Erde hatte, wucherten zwei Gewächse in großer Menge dem Grase zum großen Nachtheil und Minderung: Zwei Gewächse, sage ich, die beide medicinalisch sind, denen ich in dieser Hinsicht die bequemen Stellen immer gerne verstatten müssen.

1) Die hiesigen Orts so benannte Kuhmulde: sonsten Deutsche Bärenklau, Barwurz, Guglkraut. Sphondylium vulgare hirsutum Casp. *Bauh.* pag. 157. Heracleum *Sphondylium* Linn.

2) Der Kälberkropp, Kälberkern, Körbelkern. Myrrhis Sylvestris Semicuibus lævibus. Casp. *Bauh.* pin. p. 160. Chærefol. sylvestre Pisvini. *Rupp.* edit. 2. p. 228. 3. p. 283. Chærophyllum *Sylvestre* Linn.

Ich entschloß mich zum Vortheil meiner Gräserei beide zu tilgen; in Ueberdenkung der Art und Weise wie das geschehen könte, blieb mir das übrig: sie zu der Zeit, da sie in den Stengel geschossen haben, in vollen Blühen sind, bald Saamen setzen wollen, zu welcher Zeit der Stengel die Härte und Festigkeit gewinnt, mit samt der Wurzel auszurupfen. Bei einigen geht es mit den bloßen Händen von statten, bei andern muß man einen schmalen, aber steifen, wohl acht

Zoll

Zoll langen Spaden zum Ausheben der Wurzel zu Hülfe nehmen, welche bei dem ersten Gewächse ziemlich lang und stark ist, und zwischen den Steinen durchkriechet. Bei dem Kälberkropp geschiehet es im Junius, bei dem Bärenklau im August, indem dieses später in den Stengel geht. Beide Pflanzen besaamen sich außerordentlich wichtig, und kommen dadurch fort, weil immer junger Aufschlag davon wird, der im ersten Jahre keinen Stengel treibt. Mein Garten war fast einen halben Morgen groß, und es kostete mir viel Mühe und meinem Rücken Schmerzen, aber ich gewann doch meine Absicht, reutete beides aus, und ich sah, daß dieses bisher geholfen hat, da es bereits über acht Jahre sind, daß es geschehen ist. Es ist nun wieder mehr darin in Aufschlag gekommen, hätte ich den Garten in der Wegerung behalten, so würde ich es ganz getilget, oder doch nichts als einzelnen jungen Aufschlag von beiden behalten haben, und den kan der Haushälter zum grünen und trokkenen Futter immer vertragen, wenn er nur nicht das mehrste Gras überziehet, sondern einzeln stehet, weil beides dem Vieh gesunde Kräuter sind. Man muß diese Pflanzen nie in Saamen gehen lassen. Ich glaube versichert zu seyn, daß das angezeigte Mittel des Ausrupfens nur das einzige zuverläßige ist: diese zwei Pflanzen im Obst- und Grasgärten auszurotten, ob es wohl mühsam ist. Wenn sie aber einmal von dem was in Stengel geschossen gereinigt worden, und solches im zweiten Sommer wiederholt wird, wo es schon viel weniger ist, da wird man die guten Folgen bald davon zu ernten haben.

Osterode. Vordanck.

Anfrage.

Vor einigen Jahren ist im Lüneburgischen eine Art Gerste unter dem Namen Reisgerste bekant geworden. Bei einigen Versuchen hat solche sehr reichlich zu getragen. Es findet sich aber der Umstand, daß man beim Dröschen die Körner nicht aus den Aehren bringen können, und wünschet man also benachrichtiget zu seyn, wie diesem Uebel abzuhelfen seyn mögte. Man vermuthet, daß diese Gerste, die im 12ten Stück der leipziger ökonomischen Nachrichten angerühmte Reisgerste sey, weil sie eben so dünne gesäet wird, und so reichlich trägt.

Hannoverisches Magazin.

64tes Stück.

Montag, den 11ten August 1783.

Vom Honigthau im Julius 1782. *)

Den 20ten Julius von 11 Uhr Vormittags an schien ein Honigthau gefallen zu seyn, der auch im ganzen hiesigen Distrikt bemerkt ist. Am 21ten setzten die Bienen das starke Führen und Sausen, mit Honig schwer beladen fort, und es dauerte bis zum 23ten, da es merklich abnahm. Ich fand allenthalben süsse klebrigte Blätter, doch bin ich bald überzeugt worden, daß dies nicht eigentlich von dem am 20ten sich senkenden Nebel und feinem Staubregen herrühre, wiewohl ich der Concurrenz der Feuchtigkeit von oben nicht ganz in Abrede seyn will. Da ich dieses klebrige Süß auch im Schatten angetroffen habe, wo die Tropfen aus der Luft nicht gut hätten hinfallen können; so behält meine in der Schrift geäußerte Meinung vom Pflanzenschweiße die Oberhand. Dazu kamen noch manche Umstände, welche diese Disposition im Gewächsreich veranlassen konten, die ich ebenfalls in der Abhandlung kurz angeführt. Der Wind war westlich nach vorhergegangenen trüben aber trockenen Tagen. Auf dem Felde standen Bohnen, Erbsen, Kornblumen, Hedrich und Klee noch im vollen Flor, weil dies Jahr die erste Maikälte, und die kühle Witterung des Junius alles noch sehr zurück gehalten hatte. Doch war das Frühjahr wegen eines zur rechten Zeit eingefallenen Regens ungemein Grasreich, und viel Saft in den Stengeln. Alles blühete außerordentlich lange. Am dicksten lag er auf den Lindenblättern, welche Bäume noch in Blüte waren, wo ihn auch die Verfasser der Chur Pfälzischen Bemerkungen stärker gefunden haben, weil dort Wärme und Witterung ihn mehr als bei uns an der frischen Seekante herauslocken können. — Auch war es hier das erstemal, daß ich auf einem solchen Blatt eine Biene sitzen sahe, da man sie sonst nur in Blumen findet, wo der Saft mit dem Blumenstaube sich mehr meliren kan, welcher, roh genommen, für sie nicht so brauchbar seyn muß, weil man

*) Ein Nachtrag zu der im 103ten und 104ten Stück des Magazins vom vorigen Jahr abgedruckten Preisschrift des Herrn Rektor Piper zu Gandersheim.

man sie sonst nicht auf ordinairen Baumblättern gewahr wird. Das es mehr Schweiß, als von oben fallende Tropfen seyn müsse, bin ich noch dadurch versichert worden, weil an den Stielen und Fruchtkeimen, ja auf der zu unterst gegen die Erde gekehrten Seite eben so viel Saft, ja mehr, als auf der glatten nach oben gekehrten Fläche zu spüren war. Den 23ten gegen Abend fing der Ostwind an zu wehen, welcher, wie ich in der Abhandlung gesagt, dem Thau dieser Art weniger günstig ist, das starke Führen hörte also vom 24ten an auf, wenn gleich die Bienen noch immer was fanden, denn der Thau ward durch zunehmende Hitze verzehret. Ein sicherer Beweiß, daß der Honigthau nicht ein vom Himmel fallender Ahm, sondern feuchter Schweiß der Pflanzen seyn müsse, ward mir noch auf folgende Art sichtbar: Unter dem Bienenschauer stand ein Wasserreis von einem Pflaumenbaum, welches wegen seiner Saftigkeit wie mit Honig übergossen glänzte. In den folgenden heitern Tagen fiel auch genug Ahm aus der Luft, aber das hatte nicht den mindesten Einfluß auf der Bienen Führen, vielmehr nahm die Tracht merklich ab, weil der Honigthau aus folgenden Gründen seine Nutzbarkeit verloren hatte. 1) War das beste und geistige desselben durch die Hitze verdunstet. 2) War er, wie alles Süße, in saure Gährung gerathen. 3) War er ein wahrhafter Aufenthalt der kleinen Insekten, besonders der Blattläuse geworden. — Solte dies nicht einmal vor manchen Jahren einen Franzosen veranlaßt haben, den Honig auf Eichenbäumen für Excremente der Blattläuse zu halten? Ich habe wenigstens dieses Paradoxon mir durch kein analogisches Beispiel erklären können. Aus obiger Bemerkung des unter dem Bienenschauer befindlichen klebrigten Wasserreises habe ich mir nachher folgende Remarquen abgezogen. 1) Je saftvoller ein Baum ist, destomehr Süßigkeit schwitzt er aus. Daher die sogenannte Augst- oder Hundepflaumen und die Linde (nemlich Tilia femina,) und alle Wasserreiser die vielen Saft haben, mehr von diesem Schweiß absondern. 2) Da von den Bienen nicht einmal was ihrem Schauer so nahe stand benutzt ward; so schließe ich, daß nicht diese Süßigkeit an sich ihnen so zuträglich sey; sondern daß sie selbige erst durch das Vehiculum der Pflanzen- oder Lindenblüte erhalten müssen, hier wird es erst in ihrem Leibe wegen mehrerer Nebennahrung besser und reiner präparirt. — Vom Jacobitage an als inzwischen Thau und etwas Regen gefallen war, wurde das Führen wieder lebhaft fortgesetzt. Allein der vom Ende des Julius bis fast zu der Mitte des Septembers einfallende allgemeine und unaufhörliche Regen, während dessen die Bienen nur inne saßen, Brut setzten, und vom eingesammelten Vorrath zehrten, machte, daß die Honigernte dies Jahr fast mehr wie sonst fehl schlug, welche bei leidlicher und

bis

bis auf Bartholomäi dauernde Witterung gewiß müßte allen Anzeigen nach beträchtlicher als andere Jahre geworden seyn. Nie habe ich in 10 Jahren weniger erhalten, und nur die mir durch den zuerkanten Preis beim Schluß dieses Jahrs unerwartete Aufmunterung hat das Jahr 1782 in meinem Kalender unvergeßlich ergiebig gemacht.

Beantwortung folgender Preisaufgabe der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen:

Da in Jahren, worin die Witterung dem Wunsch der Bienenwärter gemäß ausfällt, und sonst keine andere anscheinende Ursache eintrit, dennoch die Honigernte oft weit unter der Erwartung ist: ob sich hinlängliche Ursachen und Vorbedeutungszeichen davon anführen lassen? welche vermuthlich in der Auflösung der Frage: Woher der Honig entsteht? liegen. *)

Spes in nobis, in Deo exitus.

In Jahren, worin die Witterung dem Wunsch der Bienenwärter gemäß ausfällt, muß nach meinem Dafürhalten eine reiche Honigernte erfolgen; oder der Bienenwärter hat keine Erfahrung, und würde in den Brem- und Verdenschen, Lüneburgischen, Hoyaischen, und einem Theil der Calenbergischen Heidgegenden, für einen Stümper gehalten werden: Denn hier giebt es hin und wieder, solche Meister im Bienen warten, dergleichen die Lausitz, Schlesien, die Pfalz, und andere Provinzen Deutschlands, vielleicht nicht besser aufweisen könten; und es geht uns in diesem Stück noch, wie unsern uralten Vorfahren, welche große Thaten verrichteten, und solche der Nachwelt verschwiegen.

Die Heide, (Erica vulgaris,) mit welcher wir so überflüßig gesegnet sind, ist das einzige Gewächs, dessen Blüte unsere Bienen, wie wir zu reden pflegen, **fett machen** muß; und ich habe im Fürstenthum Grubenhagen und der da herum liegenden Gegend, Leute gefunden, welche nie Heide gesehen hatten, aber auch an den dasigen kleinen Bienenstöcken bemerket, daß es dort mit der Bienenzucht nicht so viel bedeutet, als bei uns.

Vor dreißig Jahren wurde ich in unsern, vorher angeführten Gegenden, mit einem Bienenwärter bekant, welcher nebenher eine eigene Herde Heidschafe hatte, und diese nebst einer zahlreichen Bienenlagde, wechselsweise wartete; dieser Mann hatte außer der Bibel und dem Gesangbuche, nichts gelesen, und wußte die Witterung nicht

*) Diese Beantwortung hat das Accessit erhalten. Die Preisschrift ist im 103ten und 104ten Stück des Magazins vom Jahr 1782 befindlich.

nur genau zu beobachten und vorher zu sagen, sondern kannte auch troz den Arabern, nach seiner Art die Sterne, und entdeckte fast augenblicklich einen Cometen, wenn dieser erst lange nachher in den Zeitungen angezeiget wurde. Da ich einmal wußte, daß dieser Mann, von dem Geräusch großer Städte weit entfernet, nur einzig und allein auf dem Lande, aus dem großen Buche der Natur so glücklich gelernet hatte; so suchte und fand ich in den entlegensten Gegenden des Amts Rothenburg, und in der daran grenzenden Heidmark im Lüneburgischen, noch einige seines gleichen, unter den Bienenwärtern, und machte hierauf den sichern Schluß: daß diese Leute fast alles zuerst von ihren Bienen gelernet hatten, was sie an Klugheit, Arbeitsamkeit, und Ordnung in allen Dingen, von andern ihres gleichen so vorzüglich auszeichnete.

Es ist eine Lust, mit solchen Leuten sich vertraulich zu unterreden, wenn man selbst eine gründliche Kenntniß von der Bienenzucht hat: Im Gegentheil sind sie zurückhaltend, und binden manchem was auf; denn auch das lernen sie von ihren Bienen, welche ihre Künste gar zu gern vor unsern Augen verbergen, und dabei stechen.

Diesen Leuten wird es also wohl nie fehlen, daß, wenn die Witterung ihrem Wunsch gemäß ausfällt, alsdenn auch die Honigernte ihrer Erwartung gleich ist.

Wenn solchen Bienenwärtern, bis zu Ausgang des Heumonats mit ihren Bienen alles nach Wunsch geht, und zum Beispiel; wenn der mit seinen Bienen nach einer Marschgegend gewesene Bienenwärter um diese Zeit damit in seine Heide heim kehret, und siehet, daß der Genuß aus der Buchweizenblüte zuerst wichtig ist, und denn in den ersten Tagen der Heidblüte, seine Bienen bei herrlichem Wetter, schwer mit Honig beladen zu Hause kommen, und stark fliegen, so ist er voller Erwartung und Freude.

Auf einmal ist dieser Mann niedergeschlagen, und sein Nachbar der keine Bienen hat, frägt ihn bei frühem Morgen um die Ursache seiner Traurigkeit, und sagt: Es ist ja noch immer schönes Wetter, es wehet kein dürrer Ostwind, wir haben keine Nachtkälte gehabt! Und der Bienenkenner antwortet: Habt ihr nicht die verwichene Nacht das starke Blitzen und Wetterleuchten, bei heiterm Himmel gesehen? Wolte Gott, es hätte dabei gedonnert und geregnet, nun aber ist es auf einmal mit der Heidblüte vorbei, der Honig ist weg, die Blumen werden sich heute schließen, und in wenig Tagen vertrocknen: die Bienen werden heute nicht mehr mit Honig beladen, sondern so gerade wie eine Wespe fliegend, und nur noch mit etwas Bienenbrod, nach ihren Körben zurück kommen: und hernach hat es mit der noch erst aufgehenden Sandheide nicht viel zu bedeuten! und die Hofnung zu fetten Bienen ist verschwunden.

Also meine Herren, **das Wetterleuchten bei heiterm Himmel,** stößt

stößt gleichsam mit einem elektrischen Schlag, den Honig aus den Blumen, der Kelch der Blume zieht sich zusammen, und die Blume verdorret vor der Zeit: Dieses ist eine sichere Erfahrung der besten Bienenwärter, und **eine Beantwortung, der vorgelegten Frage.**

Weil das trockene Wetterleuchten in den Hundstagen am gewöhnlichsten ist, so bemerket man um diese Zeit den Einfluß desselben, auch auf die Fruchtbarkeit der blühenden Feld- und Gartenfrüchte, denn der spät gesäete Buchweitzen wird öfters taub, und den spät gepflanzten Erbsen und Bohnen, in den Gärten, geht es nicht besser.

Die Auflösung der Frage: **Woher der Honig entsteht?** ist eben nicht schwer, wenn man folgende Wahrnehmungen voraus setzt: Nicht alle Blumen haben Honig, der Honig ist also ein eigenthümlicher Saft der Blumen, und der Geruch des frisch eingetragenen Honigs, ist dem Geruche der Blume, aus welcher er genommen ist, und sogar der Farbe dieser Blume gleich; wie der aus den blauen Kornblumen. Man findet dieses in den Tagen, da nur ein einziges Honig tragendes Gewächs in der Gegend blühet, sehr deutlich; wenn aber mehr zugleich blühen, so ist auch der Geruch und die Farbe des Honigs nicht zu unterscheiden. Da wir immer auf das, was auswärts her geredet und geschrieben wird, aufmerksamer sind, will ich des Honigs auf der Insel Minorka erwähnen, welcher größtentheils aus den Orangenblüten entsteht, und in England billig für ein Leckerbissen gehalten wird. Unsere Landsleute werden, wenn wir sie einmal wieder hier sehen, uns davon umständlich erzählen.

Wenn man eine mit Honig schwer beladene Biene zerreißet, so findet man mitten die Honigblase, voll süßen, aber noch wässerigten Honigs, und wenn dieser aus der Saugeröhre der Biene in die Wachszelle zurück gegeben wird, sondert die Biene das wässerige Wesen davon ab, und bereitet also den Honig.

Was man etwa hierbei vom Honigthau denket, weiß ich nicht. Die eine Art dieses Thaues hält man den Bienen für nützlich, und die andere für schädlich. Die erste Art mag allenfalls ein Nahrungsmittel der Bienen seyn, dergleichen, wie das Bienenbrod, nebenher vorhanden sind; und die andere Art ist den Bienen würklich schädlich, macht sie, wie die Bienenwärter reden, dumm, so, daß sie den Tag darauf wenig oder gar nicht ausfliegen, und zuweilen gar in eine schädliche Krankheit fallen, entweder in eine Verstopfung, bei welcher sie tod niederfallen und dick und glänzend aussehen, oder in eine Art Ruhr, wobei sie den Bienenstock und die Fluglöcher verunreinigen; in beiden Fällen also sehr zurück kommen und folglich misgerathen.

Ich will die Grenzen der aufgegebenen Frage nun nicht weiter überschreiten,

schreiten, und nur noch bemerklich machen, daß man dem Herrn von Reaumur nicht alles was er von den Bienen gesagt hat, blindlings zu glauben muß; und auch das nicht, was ihm eine oder die andere Bienengesellschaft nachgeschrieben hat. Große Leute irren auch: Und einer gewissen Hypothese, die Büffon in den Epoques de la nature vorgetragen, hat Herr de Lüc unlängst in den Lettres morales & physiques sur l'histoire de la terre, &c. einen tödtlichen Streich versetzt.

Noch eins von meinen plattdeutschen Bienenwärtern: Diese wenn sie die bekante Bienenkönigin nennen, sagen: de Wise, das ist entweder der oder die Weise, und sie können sich alsdenn nach Belieben Mann oder Frau hinzu denken, denn man sagt im Plattdeutschen de wise Mann, de wise Frow.

Wenn sie aber sagen: ick hebbe den Wisen fangen, so meinen sie gewiß ein Männchen, — die dummen Leute.

Von der Treue der Puter- oder Calecutischen Hühner im Sitzen in der Brutzeit.

Es ist wohl nicht leicht eine Art Federvieh anzutreffen, welches die Puter in dem anhaltendem standhaften und dauerhaften Sitzen in der Brutzeit übertrift. Ich habe einige Jahre her die Erfahrung davon gehabt, daß diese Thiere zwei Bruten hinter einander recht dauerhaft ausbrüteten; und will solches, wie mich die Erfahrung es gelehrt hat, anzeigen.

Ich setzte im verwichenen Frühjahre vier Puter auf ihre eigene und gemeine Haushühnereyer, und legte einem jeden Huhn deren zwanzig unter, welche sie auch gut ausbrüten können; nur müssen die gemeine Haushühnereyer acht Tage später unter die Truthühner, wenn die Küken mit den Truthühnerküken zugleich auskommen sollen, geleget werden.

Diese ausgebrütete Küken nahm ich sämtlich aus den Nestern, brachte sie an einen andern entfernten Ort, und ließ dabei nur zwei von den Hühnern die gesessen hatten, welches genug ist 50 bis 60 Küken zu führen. Mit dieser Brut waren sie in 30 Tagen fertig: den beiden andern die auf dem Neste bleiben solten, und die ich zum zweiten ununterbrochenen Ausbrüten bestimmet hatte, legte ich ohne Verzug aufs neue jedem 20 Enteneyer unter, welche sie nicht nur recht gut ausbrüteten, sondern auch ebenmäßig in 30 Tagen mit der Ausbrut fertig wurden, welches dann zusammen genommen, eine Zeit von 64 Tagen ausmachte, die diese beiden letzten Hühner gesessen hatten. Diese Hühner halten bisweilen beim Brüten an die 70 Tage ruhig aus.

Es

Es ist immer besser daß sie auf einen Tag gesetzt werden, weil alsdann die Küken auf einen Tag auskommen, und besser aufzufüttern sind. Weil den Alten das Sitzen nicht auf einmal ankomt, so habe ich die, welche zuerst sitzen wolten, so lange auf Kieselsteine, wie ein Hühnerey groß, gesetzt, bis die Anzahl, die ich zum Sitzen bestimt hatte, gleiche Neigung spüren ließ; auf diese Weise mußten die ersten beinahe 70 Tage aushalten. Es ist zu bemerken, daß, so bald die Küken weggenommen worden, solche so weit entfernt werden müssen, damit die aufs neue sitzende Hühner das Pfeifen davon nicht hören können, alsdann sind sie ganz ruhig, und sitzen so gut, als wenn sie aufs neue und allererst angefangen hätten. Die Verpflegung muß die ganze Sitzezeit richtig geschehen. Sie können alle Tage einmal, auch wohl zwischen durch um den andern Tag, vom Neste genommen, und ihnen ein wenig zu fressen und zu trinken gegeben werden. Die Art des gewissermaaßen verdoppelten Ausbrütens, ist nicht ganz ohne Nuzzen. Denn zu dem Ausbrüten der Enteneyer so jetzt durch 2 Hühner, die sonst ganz müßig seyn würden, beschaffet wird, würden wenigstens 3 Enten erforderlich seyn. Diese haben nunmehr mittlerweile Zeit, die Anzahl jener zum Brüten untergelegten Eyer reichlich wieder zu legen, indem es eine gewisse Folge und Erfahrung ist, daß sie, wenn sie vom Sitzen abgehalten werden, immerfort Eyer legen.

Bei dem Führen der jungen Enten sind die Truthühner recht treu, und geben sich damit viele Mühe. Sind die Jungen schon so weit, daß sie auf dem Wasser schwimmen, welches in den ersten 8 Tagen geschieht; so gehen die Truthühner nicht vom Ufer, und scheinen ihre vermeinten Kinder mit Verwunderung zu betrachten; wobei sie ihre Stimme Trut! Trut! beständig hören lassen; sind die jungen Enten, an die andere Seite des Ufers geschwommen; so sezet sich das Huhn in die Flucht, und gehet auch dahin über.

Da die jungen Enten zu Zeiten bei starkem Winde und kaltem Regen unter die Flügel kriechen, so versaget ihnen das Huhn auch diesen Schutz nicht, wenn sie gleich größer werden, und alsdenn vermehret sich auch die Bekümmerniß und die Sorgfalt desselben ungemein für sie. Es schreiet, läuft und fliegt hinter und neben ihnen her, wenn sie zerstreuet ihre Nahrung auf dem Wasser suchen; und solches währet bis in den späten Herbst, da das Huhn eine unüberwindliche Abneigung zeigt, die Jungen zu verlassen.

Vorstel bei Achim. J. Böhne.

Au-

Anzeige von einem hauptraren Braunschweigischen Goldgulden.

Vom Herzoge Henrich dem Aeltern zu Braunschweig-Wolfenbüttel ist noch keine einzige Münze, denn die im Braunschweig-Lüneburgischen Münz- und Medaillencabinet Seite 12. 13. angeführte gegossene einseitige Medaille gehört hieher nicht, bisher, d. i. seit 269 Jahren und darüber, indem der Herzog 1505 das Münzrecht vom Kaiser Maximilian dem I. erlangt und 1514 verstorben, bekant geworden. Desto unvermutheter und zugleich wichtig ist also die Nachricht, welche man hiemit durch das Hannoverische Magazin hat gemeiner machen wollen, von einem Goldgulden besagten Fürstens, den der Herr Professor Adauctus Voigt zu Wien im ersten Theile seines lateinischen Werkgens: Nummi Germaniæ medii ævi, qui in nummophylacio Cæsareo Vindobonensi adservantur, Viennæ 1783. 8vo Seite 262. folgendermaaßen beschrieben und erkläret.

Avers. Ein Kreuz, in dessen vier Winkeln die damals übliche vier Wapenschilde: MO. NO. HI. SE. (Moneta nova Henrici Senioris.) - - BRV. ET. LVNE.

Revers. Das halbe Bildniß der Jungfrau Maria, wie sie das Jesuskind trägt, und einen Scepter in der rechten Hand hält: SALVE. REGINA. MIS. VITA. DVL. (Mater misericordiæ, vita, dulcedo.)

Eine gute schwarze Farbe, die Schafe damit ohne Nachtheil der Wolle zu zeichnen.

Unter ein Pfund Talg schmelzet man vier bis sechs Loth Theer, und schüttet so viel von gepulverten Holzkohlen darunter, als zur Schwärze erforderlich ist; und damit bezeichnet man, wenn es über dem Feuer zerlassen worden, die Schafe.

Diese Zeichnung wäscht kein Wasser aus; mit Hülfe der Seife aber wird die Wolle völlig davon gereinigt. Solte dieses Mengsel zu spröde seyn, so kan man noch etwas Schmeer darunter mischen.

Hannoverisches Magazin.

65tes Stück.

Freitag, den 15ten August 1783.

Vom Entzünden des Heues und vom Heumachen.

Bloß Additament soll dies seyn, und zwar zu einer Abhandlung über diese Materie, die im 83ten Stück dieses Magazins vom Jahr 1782 steht, Ueber die Möglichkeit der Entzündungen des Heues, und die Gegenmittel, wird daselbst gehandelt.

Ist es möglich, daß feucht eingebrachtes Heu sich bis zur Flamme entzünden kan? Diese Frage bejahet der Herr Verfasser mit allem Rechte, und begründet dies durch die Zeugnisse der Alten, durch physikalische Ursachen, wahrscheinliche Muthmassungen, u. s. w. Der Einwurf: man höret doch von Unglücksfällen dieser Art nichts, kan außer der, Seite 1322. vorkommenden Widerlegung, auch noch mit folgenden Gründen beantwortet werden: a) Das allerwenigste Heu ist im Stande sich bis zur Entzündung zu erhitzen. Neun Zehntheile von allem Heu eines ganzen Landes sind hiezu ganz gewiß viel zu unkräftig. (Unten mehr davon.) Selbst das kräftige Heu ist es nur unter gewissen Umständen. Wie wäre es also möglich, daß durch Entzündung des Heues so viele Feuersbrünste veranlaßt werden könten? b) Wohl wahr, daß nach den Ursachen der Feuersbrünste obrigkeitlich geforschet werde: aber eben so wahr, daß Fabeln, das lächerlichste und abgeschmackteste Gewäsch zu Protocoll kommen, so bald man selber schuldig ist. Zehen und zwanzig Nachbaren mögen die wahre Ursache wissen, sie sagen sie nicht. Sie dürfen sie nicht sagen. Das wäre unauslöschliche Feindschaft auf Kind und Kindeskinder. Daher wird entzündetes Heu äußerst selten unter den Ursachen solcher Unglücksfälle vorkommen. Uebrigens ist für die Möglichkeit solcher Heuentzündungen noch ein Zeugniß und Beispiel, aus dem alten Lande, Herzogthums Bremen, anzuführen. Siehe die Hannoverischen gelehrten Anzeigen vom Jahre 1753. S. 246. Da ich in einer Gegend wohne, wo unser Heu bei einer unvorsichtigen Behandlung leicht Unglück anrichten könte, indem man mehrere male die Fälle gehabt hat, daß wegen sehr hoch gestiegener Erhitzung das Heu mit äußerster Eile aus den Scheu-

ren heraus gerissen werden müssen, (würkliche Entzündung habe ich nicht erlebt,) so leidet es bei mir und andern, die ähnliche Gegenden bewohnen, nicht den geringsten Zweifel, daß ein würklicher Brand möglich sey.

Welche Mittel braucht man, um einer würklichen Entzündung vorzubeugen? Auf diese Frage antwortet der Herr Verfasser am angeführten Orte S. 1324. f. Indeß sagt er selber: daß er etwas vorschlage, dessen Verwerfung vielleicht die Erfindung des Thunlichen zur Folge haben könne. Und hier, muß ich gestehen, bin ich mit demselben am wenigsten einig. Wir wollen seine Vorschläge durchgehen.

Erster Vorschlag. Man lasse das Heu erst knochen dürre werden, oder auch auf dem Halm noch absterben. — Beides verwirft er selber aus dem sehr richtigen Grunde: weil es dann dem Viehe keine Nahrung geben würde, und solches ohnehin bei regnigter Witterung unmöglich sey. Jeder Landwirth wird das Unthunliche dieses Vorschlages mit ihm eingestehen. Noch haben wir also kein Mittel.

Zweiter Vorschlag. Man lasse das Heu im Felde stehen. — Gut, so sind die Gebäude zwar gesichert, aber das Heu selber kan doch darauf gehen. Indeß werde ich doch im folgenden unter gewissen Einschränkungen etwas ähnliches empfehlen.

Dritter Vorschlag. Man lege wechselsweise eine Lage Heu und Stroh durch einander. — Ich vermuthe, daß dies Mittel an sich bewährt sey, wiewohl ich keine Probe davon gemacht. Aber die Schwierigkeiten dabei in der Ausführung! Ich müßte noch einmal so viel Platz als sonst haben. Wo kriege ich den, da in jeder Haushaltung auf überflüßigen Raum nicht zugerechnet ist? — Aber nun, woher das viele Stroh, und in großen Haushaltungen, wo 50, 80 bis 100 Fuder Heu zu Hause kommen? In kleinen Haushaltungen bei geringen Quantitäten Heu ist ohnehin die Gefahr bei weitem so groß nicht, als bei großen Heuhaufen. Woher die 50, 80 bis 100 Fuder Stroh? Um Martini kan ich vielleicht so viel haben, aber in der Heuernte keine 2 Fuder. Laß indeß das Stroh seyn, so brauche ich unter diesen Umständen die doppelte Anzahl von Arbeitern und doppelte Zeit, woran in der Ernte ohnehin Mangel ist. Wer wird am Ende mir dies Gemische wieder von einander sondern? Abermal Kosten! Kurz, so scheinbar der Vorschlag dem ersten Ansehen nach ist, so läßt er sich doch nicht zur Ausführung bringen.

Vierter Vorschlag. Man lege Holz oder trockene Reiser dazwischen! — In Marschgegenden, wo die größte Gefahr ist, hat man bekantlich fast gar kein Holz. Es anzuschaffen, wäre zu kostbar und Zeit spildernd. Wo hätte man sogleich trockenes Holz? Ohnehin würde eine große Menge Heu in den Reisern verloren gehen.

Fünfter Vorschlag. Man streue Salz dazwischen. — Diesen Vorschlag bil-

billige ich, wenn von Verbesserung eines verdorbenen Heues die Rede ist. Aber als ein Mittel der Entzündung zu wehren, kan ich es nach meiner Einsicht nicht gelten lassen, da ich nicht einsehe, wie eine so geringe Quantität Salz von etlichen Himten unter 40 bis 50 Fuder Heu die Hitze dämpfen könne.

Sechster Vorschlag. Columella sagt: Man lasse das eingefahrne Heu nicht gleich fest treten, sondern einige Tage locker liegen! — und das scheinet dem Herrn Verfasser unter der Voraussetzung, daß hinlänglicher Raum da sey, die allersicherste Art zu seyn. — Hierwider habe ich nicht das geringste einzuwenden, so lange von 2 oder 3 Fudern Heu die Rede ist. Aber die werden ohnehin keinem erfahrnen Landwirthe Furcht und Sorgen machen, sie mögen locker oder feste liegen, es müßte deñ sehr naß eingefahren seyn. Wenn aber von einem großen Haufen, z. E. nur von etlichen 20 Fudern die Rede ist; so wüßte ich mit aller Mühe und Arbeit denselben nicht locker zu erhalten. Die eigene Last drücket es binnen sehr wenig Tagen schon ziemlich feste zusammen, und was das Zusammentreten anlanget, so kenne ich dies in meiner schon viele Jahre geführten Haushaltung gar nicht, weil diese Arbeit überflüßig und unnöthig ist. Es ist also eine Vorschrift, die gar nicht prakticabel ist. Wenn ohnehin Columella glaubt, daß binnen wenig Tagen die Hitze werde verraucht seyn, so vermisse ich hier den praktischen Landwirth. Die Erfahrung zeigt, daß nach vier Wochen noch Bewegung zu spüren sey, und die erste Hälfte davon mögte etwa der Zeitpunkt seyn, wo die Hitze am stärksten ist. Hier komt mir also Columella so wie mancher unserer heutigen ökonomischen Schriftsteller vor, der auf seiner Studierstube nach bloß theoretischen Grundsätzen allerhand herrliche Vorschläge thut, wovon wir armen Landleute aber nicht das allergeringste, ihrer inneren Unmöglichkeit halber, brauchen können, und daher oft mit dem Namen von eigensinnigen oder einfältigen Leuten, die sich zu ihrem eigenen besten nicht wollen rathen lassen, belegt werden.

Nach Durchsicht dieser nicht brauchbaren Vorschläge, könte ich bloß den Leser auf ein Paar bessere verweisen, die in den Hannoverischen gelehrten Anzeigen, an dem schon oben angeführten Orte stehen, wenn ich voraussetzen dürfte, daß jeder diese Anzeigen in Händen hätte. Ich will sie also kurz anführen.

Erstes Mittel. Man vertheilet auf dem Platze, wo das Heu liegen soll, etliche ledige Tonnen. Die Anzahl dieser Tonnen, wie auch ihre Stellung, richtet sich nach der Größe des Heuhaufen. Man legt das Heu um die Tonnen, bis man mit demselben gleich hoch ist. Nunmehr zieht man die Tonnen höher, und fährt mit Legung des Heues fort, so wie man mit den Tonnen gleichfalls beständig höher rücket. Dadurch entstehen nun in dem Heuhaufen Röhren, die einem Brunnen, oder auch einem Schornstein

demselben schon Hitze ist. Auch in den eben gedachten stehenden Kanälen, findet man auf ein Paar Fuß Tiefe noch keine so wichtige Hitze, als 6 bis 8 Fuß tiefer. Die größte Gefahr findet sich immer nach der Mitte des Haufen, und wenn also auf eines Armes Länge die Hitze schon unausstehlich wäre, da solche doch beständig die freie Ausdünstung haben, so müßte meines Erachtens die würkliche Entzündung unvermeidlich seyn. Kurz, für mich ist die Regel zu dreiste. Sicherer geht man, falls man Gefahr besorget, daß man jene stehenden Kanäle auf eine ziemliche Tiefe aufreißen läßt, und dann steht bald zu beurtheilen: ob Gefahr vorhanden sey, und also Wege nach obigen durchgestochen werden müssen, oder ob dies überflüßig und unnöthig sey?

3. Das Schwitzen des Heues ist sehr nützlich. Ohne Schwitzen ist das Heu äußerst zähe, so, daß das Vieh sich matt und müde darauf käuet. Daher es hier eben die Bewandniß hat, wie mit halb gahrem Fleische für Menschen. Durchs Schwitzen erhält es Mürbigkeit, vielleicht auch mehrere Süßigkeit und besseren Geschmack. An äußerlichem Ansehen aber verlieret das Heu dabei, daher ein nicht schwitzendes Moorheu so grün wie Lauch, (nach dem gewöhnlichen Ausdruck,) dagegen gebreuetes Marschheu wie verdorben aussiehet, weshalb auch ein verständiger Proviantcommissair im vorigen Kriege, als ihm beides zu Kaufe angestellet wurde, klüglich das erstere wählte. Schwitzen soll und muß also gutes Heu: nur komt es darauf an alles vernünftig zu lenken.

4. Um Heu schwitzend zu machen, wird dasselbe ordentlich geheuet, und so bald es Wind trocken ist (nach der Kunstsprache zu reden,) und anfängt zu rüsseln, dann lade man es mitten aus dem warmen Sonnenschein weg, und lege es an den bestimmten Ort, so wird das Schwitzen zuverläßig erfolgen. Wie viel Tage nach dem Mähen man das Gras solle liegen und bearbeiten lassen, darüber läßt sich überhaupt keine nähere allgemeine Regel, als die eben bemerkte geben, maaßen dies auf die mehrere oder mindere Saftigkeit des Heues, auf Sonne, Wind, und gutes Heuwetter, und mithin auf praktische Kenntniß dieser Arbeit ankomt. Bei sehr saftigem Heu und schlechtem Heuwetter, thut man wohl, nicht zu sehr zu eilen. Alles dies versteht sich bloß von dem Falle, da es als Heu noch nicht beregnet ist. So lange das Gras im Schwade auf die Art lieget, wie es die Sense hingelegt, schadet selbst vieler Regen von einigen Tagen nicht, weil selbiger wegen des im Grase noch befindlichen Saftes nicht eindringen kan, vielmehr ablauft. Allein, so bald ein Gras erst in Arbeit genommen und zu trocknen anfängt, und der Regen alsdenn anhaltend ist, so dringt er ein. Je trockner, destomehr Wasser verschluckt es. Ehe dies Regenwasser nicht wieder ausgetrocknet ist, steht Niemanden zu rathen, Heu zum schwitzen in die Gebäude zu legen. Dies fremde Re-

gen-

genwasser veranlaßt die stärkste Erhizzung, und erzeugt leichtlich Gefahr, wogegen der eigene Saft, ohne Regen, bei weitem die Bedenklichkeiten nicht hat. Hat es also ins Heu geregnet, dann ist Vorsicht zu empfehlen. Um nun aller Gefahr bei dieser nützlichen Würkung der Natur vorzubeugen, wird es aufs *Heumachen* selber vorzüglich ankommen, und hier wollen wir das Verfahren verschiedener Länder durchgehen.

In Westfrießland und Nordholland läßt man das Gras mähen, alsdann drei Wochen und vielleicht länger stille, ohne die mindeste Arbeit daran zu wenden, ruhen. Nunmehr wird es zusammen geharket, sogleich aufgeladen und zu Hause gebracht. Das Nachgras ist oft schon lang durch die Schwaden herdurch gewachsen. Gesehen habe ich dergleichen Heu niemals, stelle mir aber vor, daß es so wenig ein gutes Ansehen haben, als in der Scheure schwitzen könne. Daß das Heu durch eine solche Behandlung dort nicht verderben müsse, ist leicht zu schließen, da man in jener Gegend den Haushalt sehr gut versteht, kein Geld dabei sparet, und doch bei diesem Verfahren beständig bleibet. Das lange liegen des Grases, wobei Thau, Regen, Sonnenschein und Wind, dasselbe so geraume Zeit treffen, muß es natürlich so mürbe, und daher das eigentliche Schwizzen unnöthig machen. Grund und Boden muß dort äußerst fettig und stark seyn, daß das davon kommende Gras ein solches Verfahren ertragen kan, und sogar zu erfordern scheinet. Wer keinen ähnlichen Boden hat, dem will ich es nicht zur Nachfolge empfehlen. Der größte Theil des Heues magerer Gegenden würde dabei verderben.

In den Oldenburgischen Marschen wird das Heumachen größtentheils wie folgt verrichtet: Nach dem Mähen bleibt das Gras einige Tage im Schwade stille liegen, z. E. 5, 6 Tage, nachdem die Witterung stark ist oder nicht, allenfalls kehret man das Schwad, wenn man am folgenden Tage heuen will. Während dieser Zeit ist es ziemlich abgestorben, hat Regen, Thau, Sonnenschein erhalten, und ist durch diese Abwechselung schon etwas angegriffen und mürbe geworden. Nunmehr fängt die gewöhnliche Heuarbeit an, die ich als bekant voraus seze, und bloß das feine, sorgfältige und dünne Streuen als eine angelegentliche Sache dabei empfehle. Ist das Heu Wind trocken, so, daß es rüsselt, und es ist NB. kein Regen darauf gefallen, so bringt man jedes Stücke in eine Swähle oder Windreihe, nimt den Bindelbaum (womit das Fuder zugebunden wird,) legt denselben am Ende der Swähle queer vor derselben über, und spannet an jedem Ende ein Pferd vor. Der Fuhrmann stellet sich auf die Mitte des Bindelbaums, und fähret nach der Länge der Swähle hinauf, wobei er das Heu auffangen und halten

muß.

muß. Von der entgegen gesetzten andern Seite holet er das Heu auf eben die Weise auf einen Platz zusammen. Auf die Weise bringt man 20 Fuder Heu in 4 oder 5 Haufen binnen einer Stunde zusammen, daher es auch bei einem besorglichen Gewitter gebraucht wird. Man nennet diese Arbeit das Heu zusammen zaumen. Nunmehr stellen sich die Arbeiter dabei, und machen einen gewöhnlichen Heuhaufen davon, der 4 oder 5 Fuder faßt. So läßt man es 3 oder 4 Wochen zum Breuen stehen, ehe man es zu Hause bringt. Es ist begreiflich, daß jetzt keine Gefahr der Gebäude vorhanden ist. Höchstens mag sich ein Heuhaufen entzünden und in Asche verwandeln, wiewohl es auch nicht leicht möglich ist. Leiden es die Umstände nicht, solches Heu so lange als nöthig ist, stehen zu lassen, und muß also der Haufen aufgerissen und weggefahren werden; so ist die Hitze freilich oft noch so groß, daß Jemand mit Schuhen kaum darauf stehen kan, und das Heu ist so pfützennaß, daß es eher einem Schafmiste, als einem Heu gleichet. Niemand hält es aber für verdorben, so wie es auch im Gebäude keine Besorgniß mehr verursacht. Dies ganze Verfahren ist sehr gut, und jeder, der ein saftreiches starkes Heu hat, kan dasselbe sicher nachmachen, falls sonst die übrigen Haushaltsumstände kein Hinderniß machen.

Mein eigenes Verfahren bei saftreichem Grase (denn mit dem übrigen macht man nicht viel Umstände,) ist beinahe dasselbe. Nur erfordern die hiesigen Feldmarksumstände einige Abänderungen. Ich kan nemlich, da ich zum Theil gemeinschaftliche Ländereien habe, das Heu nicht so lange im Felde, wie jene, stehen lassen, weil das Nachgras bald mit Vieh betrieben wird. Daher lasse ich das Gras ein Paar Tage länger im Swade liegen, und die Heuhaufen werden bloß von der Größe eines Viertel Fuders gemacht. So stehen sie einige Tage, trocknen mehr durch, und fangen an zu schwitzen. Nunmehr wird eingefahren, dadurch alles gelüftet und das Schwitzen unterbrochen, aber dadurch zugleich verhindert, daß es nachher in der Scheure in keine Furcht erweckende Erhitzung gerathen kan.

W = e. V. B. A.

Hannoverisches Magazin.

66tes Stück.

Montag, den 18ten August 1783.

Ein Brief über die Frage: Ist es rathsam, das Kartenspiel aus unsern Gesellschaften zu verdrängen?

– – Ob Sie nun noch ein Spiel lernen sollen, um in den Gesellschaften, die Sie besuchen müssen, nicht ferner ein müßiges, oft lästiges Geschöpf zu seyn? Diese Frage, lieber Freund! die Sie an mich thun, kan ich weder gerade zu bejahen, noch verneinen. Wahr ist es, wenigstens komt mir Ihre Bemerkung als wahr und richtig vor: es gab wohl nie eine Zeit, wo ein so allgemeiner Spielgeist herrschte, als die unsrige. Man hat sogar an den bisher gewöhnlichen Spielen nicht genug gehabt, sondern bei Gelegenheit des amerikanischen Kriegs ein neues unter dem Namen Boston erfunden. Ob das ein Beweiß der Verbesserung oder Verschlimmerung unseres Zeitalters ist, will ich nicht bestimmen. Gewisse Leute glauben das letzte, ich aber weder das erste noch das letzte. In gewissen mittelmäßigen Städten freilich wohl lieber das letzte. Dort solte es aber eine Sache der Policei seyn, dem krebsartigen Uebel Einhalt zu thun. In großen Städten aber, wo man dem Ton unserer Zeit gemäß, gesellschaftlicher ist, als vor 50, oder auch nur vor 30 Jahren, ist es ein nothwendiges Stück des Lebens, oder wenn Sie lieber wollen, ein nothwendiges Uebel.

Ich kenne eine nur mittelmäßige Stadt in Niedersachsen, wo Thätigkeit und Arbeitsamkeit eben nicht so groß und allgemein sind, daß man befürchten dürfte, die Leute würden sich zu wenig Erholung von Geschäften erlauben. In dieser Stadt können Sie sicher täglich von 5 bis 8 Uhr im Durchschnitt über zwanzig Spieltische rechnen, und in dieser Rechnung sind nur die Gesellschaften des Adels und die dem Adel zunächst folgende bürgerliche Gesellschaften, nicht die Spiele der Handwerker und Soldaten in Gast und Bierhäusern, in Anschlag gebracht.

Wenn ich Policeicommissarius wäre, werden Sie sagen, so — Gemach Freund! ungeachtet ich nicht läugnen kan, daß mancher sein Abendessen am Spieltisch gelassen hat, so wüßte ich

doch nicht, wenn ich Policeicommissarius wäre, was für ein Surrogat ich diesen Leuten, wenn ich ihnen das Spiel nähme, wieder geben solte. In Gesellschaft müssen sie doch um 4 Uhr seyn, wenn sie nicht um 5 Uhr in Ohnmacht liegen sollen.

Laßt sie ein vernünftiges Gespräch zusammen halten.

Wohl, aber Freund, wenn sie nun kein vernünftiges Gespräch zu halten wissen, was wird die Folge seyn? Diese, die es würklich ist: Die Leute, bei denen Medisance ein Hauptingrediens ihrer provinzial Erbsünde ist, stecken die Köpfe zusammen, und hauen und stechen auf An- und Abwesende, daß mir oft die Thränen hätten mögen über die Wangen laufen. In solchen Fällen wünschte ich eben so oft, daß doch jeder eine Karte in der Hand haben mögte.

Sie werden nun schon merken, daß ich Lust habe ein Advokat des Kartenspiels zu werden; es verstehet sich, daß ich Gründe dazu habe, und daß ich es immer nur unter gewissen Einschränkungen gelten lassen muß. Und diese Gründe und Einschränkungen werden Sie wissen wollen, — es ist billig; hier sind sie, nebst Beantwortung Ihrer Einwürfe.

Nichts, lieber Freund! ist wohl so unwidersprechlich gewiß, als die Wahrheit, daß der Mensch gewisse Ruhepunkte, Stillstände, Erholungsstunden, oder wie Sie es nennen wollen, von seinen gewöhnlichen Geschäften haben muß. Dies fodert die Bauart seines Leibes und die Natur der Seele. Keine Gattung von Menschen aber hat dies nöthiger, als diejenigen, die viel mit dem Kopfe arbeiten, namentlich die Gelehrten, die immer in einerlei Fach sich herumdrehen. Woher anders kommen Pedanten, als aus der immer gleichen Spannung der Seelenkräfte nach einer Seite. Ein gewisser Deutscher National Schriftsteller Herr Möser, sagt daher mit Recht: *Man siehet es solchen Leuten eben so gut an, daß sie Gelehrte sind, wie man es einem Handwerker ansieht, daß er lange mit untergeschlagenen Beinen auf dem Tische gesessen habe.* Er schlägt vor, daß jeder Gelehrte nebenher eine Kunst, die körperliche Uebung erfodert, lernen müsse, damit er wisse, seine Seele von ihrem gewöhnlichen Gesichtpunkt ab, nach einem andern zu ziehen, und damit er ein Mittel habe, seine Gesundheit zu erhalten. Der Vorschlag ist so übel nicht, so paradox er anfangs klingt. Aber lassen wir jetzt die Sache, in sofern sie den Körper angehet, unentschieden, und nehmen nur so viel davon, als in unsern Kram taugt.

Erholung, andere Richtung soll die Seele des Gelehrten haben. Wenn er nun kein Handwerk, nicht Drechseln, nicht Gärtnerei gelernt hat, oder nicht Lust hat, sich damit zu beschäftigen, womit soll er seiner Seele eine andere Schwungkraft geben? Mein unmaßgeblicher Rath wäre: setzt den Mann an den Spieltisch, damit er seine Theologie,

logie, seine Pandecten, sein Staats- und Lehnrecht, seine Recepte, seine Triangel, seine Monaden, oder womit er sich den Tag über beschäftiget hat, vergesse; ich wette er wird heiterer aufstehen, als er sich hinsetzte, voraus gesetzt nemlich, daß er Geschmack am Spiele finde, sonst haben wir mit unserm Spieltisch bei ihm mehr verdorben, als gebessert.

Daß aber dieses Mittel, der Seele eine andere Richtung zu geben, probat ist, das kan ich mit ein Paar Beispielen beweisen. Ich kenne einen sehr geschickten Arzt, der sich seit vielen Jahren täglich einige Stunden an den Spieltisch setzt. Thäte er es nicht, so bin ich nicht Bürge dafür, daß er nicht endlich ganz irre in seiner Kunst werden würde, denn seine tägliche Beschäftigung vom Morgen an bis zu seiner Spielstunde ist Krankenbesuch und Receptschreiben.

Eben das thut ein mir bekanter Rechtsgelehrter, der zugleich einer der gründlichsten und beliebtesten Schriftsteller Deutschlands ist. Ohne diese Erholung am Spieltisch lebte vielleicht der Mann nicht mehr, oder hätte uns wenigstens nicht die eleganten witzigen und zugleich gelehrten Schriften zu lesen geben können, die er uns gegeben hat. Solte nicht jeder im Zirkel seiner Bekanten noch mehr Beispiele sammeln können? Ich glaube es wenigstens.

Man kan einwenden: Niemand wird gern mit einem Mann spielen und in seiner Gesellschaft sein Geld verlieren; der, wie Gelehrte zu seyn pflegen, so zerstreuet spielen wird, daß er oft nicht weiß, ob er die Karte, die er geben soll, in der Hand hat, oder nicht.

Ich gebe zu, daß es bisweilen vielleicht der Fall seyn mag, auch gebe ich zu, daß es, wenn es oft geschiehet, dem Mitspieler verdrüßlich werden könne, aber lieben Leute! ihr seyd nicht meine Spieler, wenn ihr an euerm Spieltisch so pünktlich seyn wollet, als ob ihr in einer Reichstagsversammlung, oder am Bette eines tödtlich Kranken säßet, oder, als ob ihr ein theologisches Bedenken ausstellen soltet; noch weniger seyd ihr meine Spieler, wenn ihr euch hinsetzet, um reicher aufzustehen. Spiel soll es ja seyn, Erholung von Geschäften, nicht Erwerbungsmittel der täglichen Nahrung und Nothdurft, nicht Arbeit. Pflicht bleibt es immer für jeden, der spielen will, daß er sich auch um die Finessen und Feinheiten des Spiels bekümmere, aber auf der andern Seite muß man auch ein Spiel nicht für eine so wichtige und erhebliche Sache halten, daß ein begangener Fehler verdiene dem armen Sünder unaufhörlich vorgehalten zu werden. Noch einmal, Spiel soll es seyn, Erholung, was drüber ist, das ist vom Uebel.

Gegner des Spiels pflegen wohl sich auf unsere Vorfahren zu berufen, die nicht spielten, bei denen sogar das Spiel etwas entehrendes war, das man höchstens in Wirthshäusern gelten ließ, und doch waren die Leute, setzt man hinzu, glücklich und zufrieden,

den, glücklicher noch als wir. — Ich antworte: lieben Leute! Euch gehet der Spruch an: distingue tempora & concordabit scriptura. Es gab auch eine Zeit, wo man sagte: nemo saltat sobrius. Wolt ihr nun es uns zum Verbrechen machen, daß wir je zuweilen uns eine Bewegung durchs Tanzen machen? Ich dächte, nichts wäre auffallender, als der Unterschied zwischen uns, unserer Zeit, und zwischen unsern Vätern und ihrer Zeit, und nichts billiger, als beide nach ihrem Zeitalter und dem Genie ihres Zeitalters zu beurtheilen. Kamen denn unsere Väter so oft zusammen, als wir, waren sie so gesellschaftlich, wie wir? Ich denke nicht. Man giebt ja allgemein zu, daß unsere Sitten verfeinert worden; (wohl gemerkt **verfeinert**, nicht **verbessert**, sage ich jetzt,) grössere, gemischtere, häufigere Gesellschaften sind eine so nothwendige Folge davon, als die Zahl **vier** eine nothwendige Folge von zwei mal zwei ist. Und wenn unsere Vorfahren alle Viertel- oder halbe Jahr bei Gelegenheit einer Verlobung, Hochzeit oder Kindtaufe zusammen kamen, so war der Ton ihrer gesellschaftlichen Unterredung von dem unserigen eben so verschieden, als unsere Festkleider und Peruken von den ihrigen verschieden sind. Ob Sie sich besser dabei befunden haben, oder **Wir**, das lasse ich wohl weise noch unentschieden. Sie sprachen in ihren Gesellschaften vom Ackerbau, Brauerei, Viehmästen, Hagelschlag und Donnerwetter, Sonn- und Mondfinsternissen, Cometen, Pest, Viehseuche und Türkenkrieg, u. d. gl. und das alles mußte eben so steif seyn, wie ihre Kleider. Dann setzten sie sich hin und aßen ihr Stück Rindfleisch mit Merrettig, oder wenn es festlicher seyn solte, mit großen und kleinen Rosinen, oder auch einen Gänse- oder Kälberbraten, erzählten dabei die ganze Lebens- und Futterungsgeschichte des Thiers, verdampften nach Tische bei einem Krug Bier ihre Pfeife und die Langeweile, und gingen hin und legten sich schlafen. Wie Himmel weit ist dies von unsern gesellschaftlichen Unterhaltungen verschieden! Sollen wir nun jenen Ton wieder einführen? Das wäre eine sehr Donquixottsche Arbeit. Ich und Sie, lieber Freund, und vielleicht noch ein Paar Dutzend wichtigere Leute, als ich und Sie, werden das wohl bleiben lassen müssen. Was nun zu thun? Ich denke nichts bleibt übrig, als entweder mit dem Strom fortzuschwimmen und sich zu hüten, daß man nicht untergetaucht werde, oder sich fest ans Ufer zu legen, und den Strom vorbei rauschen zu lassen. Ums Himmels willen nicht sich gegen den Strom gelegt, man ändert seinen Lauf nicht um ein Haar breit, und wird doch endlich mit dem Strom fortgeschwemmt.

Und warum wollen wir etwas ändern, da noch unentschieden ist, ob wir etwas besseres an die Stelle setzen können. Spielen unsere Herrn und Damen nicht, so — mediſiren die letzten, und die ersten thun, was ihre Väter tha-

thaten, — sie saufen. Haben wir nun etwas gewonnen? Ich weiß nicht, was, — aber verloren gewiß. Lassen Sie also immer unsern gesellschaftlichen Ton ungeändert, bis er selbst eine andere Richtung nimt; bis jezt glaube ich, daß wir in vielem Betracht durch unsere Neigung zur Gesellschaft, durch unsere gemischten Gesellschaften, fürnemlich dadurch, daß unsere Frauenzimmer öfterer und ungezwungener in männliche Gesellschaften kommen, gewonnen haben. Man hat (wo ich nicht irre, war es in England,) vor einigen Jahren die ganz richtige Bemerkung gemacht, daß der kriegerische und zur Rebellion geneigte Geist der Männer in eben der Progreßion seit einem halben Jahrhundert und drüber abgenommen habe, in der der freiere Umgang des Frauenzimmers in männlichen Gesellschaften zugenommen hat. Ich glaube, daß das eine sehr natürliche Folge seyn mußte. Das rauhe der Mannspersonen mußte ja dadurch natürlicher weise abgeschliffen werden, sie mußten sanfter und nachgebender werden, sie konten und durften nicht so viel kriegerische Plane in Gesellschaft des Frauenzimmers machen, es wurde nicht so viel vom Staate, seinem Steigen und Fallen gesprochen, man sezte nicht mehr so oft in gesellschaftlichen Gesprächen Könige ab und wieder ein, kurz, es wurde nicht mehr so viel gekannengießert. Die Damen wußten die Männer aufzuheitern, und zwangen sie an ihren sanftern Freuden und unblutigern Gesprächen Antheil zu nehmen. Nun kam dazu, daß auch die Damen sich an die Spieltische mit den Männern sezten, wahrhaftig! man mußte das schöne Geschlecht und seine allmächtige Kraft nicht kennen, wenn man nicht voraussehen könte, daß auf solche Art der ganze gesellschaftliche Ton und Umgang eine andere Wendung nehmen mußte. So lange nun unsere respective Herrn und Damen nicht an ihren Spieltischen die Louis d'or hinwerfen, als wären es Rechenpfenige, so lange wollen wir sie ungestört spielen lassen. Fangen sie aber an Quinze zu spielen *) oder zu pariren, dann — ja wenn ich dann Policeicommissarius wäre, — doch dann ists kein Spiel mehr, und mein Grundsatz ist, es soll Spiel bleiben.

Ich wolte, lieber Freund! daß Sie das Spiel aus diesem Gesichtspunkte betrachtet hätten, so hätten Sie sich alle Ihre dem Spiele gemachten Vorwürfe und Bedenklichkeiten sparen können. Denn in der That alles, was jemals, so viel ich weiß, gegen das Spiel gesagt worden ist, ist (mit Erlaubniß der Herrn, die etwas dagegen gesagt haben,) so viel als nichts gesagt, denn es trift nicht das Spiel als Spiel, sondern den Misbrauch des Spiels. Aber wem ists je eingefallen, den zu vertheidigen? oder welche Sache in der Welt, sie sey so heilig oder profan als sie wolle, ist nicht auf diese

 oder

*) Das Berlan, Pharao, Baßet, Trente & quarante, vingt un, Trente un, Macao, u. s. w. gehören auch hierher. Anm. des Herausg.

oder jene Art gemisbraucht werden? Wollen Sie z. B. deswegen künftig nicht mehr in die Kirche gehen, weil es lose Vögel gegeben hat, die in die Kirche gegangen sind, um Liebesverständnisse zu unterhalten? Sie sehen, daß dergleichen Argumente zu viel beweisen, und Sie müssen noch aus Ihrer Logik von der Schule her wissen, daß man auf diese Argumente nichts bauet, weil sie — nichts beweisen. Es gehet hier dem Spiel eben so, wie es vor einigen Jahren der Schaubühne ging. Moralisten groß und klein, schrieben für und wider, predigten hin und her, ohne den Statum controversiæ gehörig bestimt zu haben. Gegen eine gute, wohl geordnete, unter guter obrigkeitlicher Aufsicht stehende Schaubühne läßt sich wohl so wenig etwas vernünftiges sagen, als gegen das Perukentragen; und ich wolte wohl ohne Sophisterei ziemlich deutlich jedem Kammerdepartement mit ökonomischen und moralischen Gründen demonstriren, daß ein Fürst sein Geld gut genug angewendet habe, wenn er zum Vergnügen seiner Bürger eine gute Schauspielergesellschaft davon unterhält.

Gehen wir nun bei der Frage über die Zuläßigkeit oder Unzuläßigkeit des Spiels von dem Grundsatz aus: das Spiel soll nichts mehr und nichts weniger seyn, als Spiel, so bedarf es keiner Beantwortung der Einwürfe. Doch, weil Sie es verlangen, hier sind Einwürfe und Antworten:

Wie viel Mord und Todtschlag ist nicht schon beim Spieltische entstanden! sagen Sie. So spielten die Leute nicht, antworte ich, denn hätten sie die Sache so, wie ich will, daß es seyn soll, als Spiel betrieben, so hätten sie sich nicht geraufet. Und wie viel Mord und Todtschlag ist nicht schon beim Krug Bier und Glas Wein entstanden? Sollen wir nun Bier und Wein sauer werden lassen und Wasser trinken, weil es unartige Leute gegeben hat, die in Bier und Wein ihre Vernunft ersäufet haben?

Nichts mehr folgt also aus jenem Einwurf, als die Regel, die sich bei sehr vielen Dingen in der Welt eben so gut, als beim Spiel anwenden läßt: Wer seiner Leidenschaften nicht Herr ist, der bleibe davon.

Aber wie mancher hat sein und der seinigen Vermögen am Spieltische gelassen, hat sich und die Seinigen unglücklich gemacht, ist endlich Spitzbube, Betrüger, Bettler, Mörder geworden! So häufig, lieber Freund, sind nun wohl die Fälle nicht, daß sie zur Regel gehörten, sie sind Ausnahmen. Und wer zwang die Leute ein Gewerbe aus dem Spiel zu machen? Erholung, Spiel soll es ja seyn. Ueberstieg es ihr Vermögen, sich diese Erholung zu verschaffen, so mußten sie sich dieses Vergnügen versagen, und ein wohlfeileres suchen. So gern ich ein Reitpferd hätte, so gehe ich doch zu Fuße um den Wall herum, weil ich kein Reitpferd bezahlen und ernähren kan. Können es andere Leute nicht auch so machen? Hier bestimt bloß der Geldbeutel unser

Ver-

Verhalten, denn weder Vernunft noch Offenbarung befehlen uns, alles, was wir nach Abzug der täglichen Nothdurft und Nahrung übrig haben, in die Armenbüchse zu legen; vielmehr machen sie es zur Pflicht, eine gewisse proportionirte Summe zu unserm Vergnügen zu verwenden, aber freilich jedes Vergnügen, das unser Vermögen übersteiget, ist Thorheit, und die Moralisten sagen gar, es sey Sünde.

Bedenken Sie ferner, daß es wohl kein Vergnügen auf der Welt giebt, das nicht, wenn es übertrieben wird, uns zu Bettlern, Spitzbuben und Mördern machen kan. Der eine verspielt sein Geld, der andere versäuft es, dieser gräbt es mit Blumenzwiebeln in die Erde, jener hängt es mit Kupferstichen oder Gemälden an die Wand, oder stellt es mit seinen Büchern in das Bücherrepositorium, u. s. w. Ich kenne einen Menschen, der bei einem beträchtlichen Vermögen doch Brod und Salz essen muß, weil er alles an Landkarten verwendet. Länderkunde ist doch wahrhaftig ein sehr lobenswürdiges Studium, in diesem Fall aber ist es eben so gewiß Thorheit, denn der Mann ist bei allen seinen Landkarten ein Bettler.

Spielst du also, so spiele nie höhere Spiele, als dein Beutel erlaubt. Das folget hieraus, mehr nicht. Der größte Theil unserer neuern Moralisten ist, so wie in andern adiaphoris moralibus, auch in Ansehung des Spiels etwas nachgebender geworden. Sie lassen Kunst- oder Commerzspiele gelten, in sofern sie unsern Charakter nicht verschlimmern, oder andern Pflichten widersprechen; nur gegen Hazardspiele predigen sie. Nun ist es freilich wahr, wenn gegen irgend eine Art von Spiel etwas gesagt werden kan, so sind es Hazardspiele. Indessen wolte ich doch auch diese nicht schlechthin verdammen. Man sagt zwar, sie sind bloß zum Geldgewinn gemacht, verführen leicht und fodern keine Geschicklichkeit und Nachdenken. Aber das letzte habe ich schon oft von geübten Hazardspielern bestreiten gehört, die eben so gut alle möglichen und wahrscheinlichen Fälle des Spiels zu berechnen wußten, als der Whistspieler seine Tricks oder der Tarockspieler seinen pagat ultimo. **Aber sie sind bloß zum Geldgewinn gemacht!** Auch Lotterien, lieber Freund sind es, und doch läßt man sie gelten. Zwar behauptet einer unserer großen Moralisten: *Nicht alle Lotterien* **sind Hazardspiele.** Aber ich muß aufrichtig gestehen, mir scheinen sie es zu seyn. Wohl gemerkt! ich rede von Lotterien nicht vom Lotto, denn das letzte hat alles gegen, und nicht das geringste für sich.

So lange also ein Hazardspieler gegen meine vorher bestimten Regeln nicht sündiget, das heißt, so lange er seinen Verlust nicht über sein Vermögen steigen, und die Karte nicht über seine Leidenschaften Herr werden läßt, so lange finde ich auch darin nichts unerlaubtes. Aber gestehen will ich, es wird schwer seyn, so kaltblütige Hazardspieler zu finden. Daher mag es vielleicht kommen, daß die Moralisten so heftig dagegen

gegen zu Felde ziehen. Das konten sie nun immerhin thun, wenn nur nicht bisweilen der Eifer zu weit getrieben, und das Spiel überhaupt als eine Todsünde ausgeschrieen würde. Es ist gut und es ist Pflicht zu rechter Zeit eifern, aber mit Unverstand eifern, hat, so viel ich weiß, der guten Sache noch nie genützet, wohl aber geschadet. Und wo hat man mehr mit Unverstand geeifert, als in dem Streit über Tanzen, Maskeraden, Bälle, Schaubühne, und Kartenspiel. Es war gewiß sehr zur Unzeit, wenn man mit heiligem Pathos, um das Spiel in übeln Ruf zu bringen, von der Kanzel herab rief: **Was soll aus dem Menschen werden, den Gott vom Spieltische weg vor seinen Richterstuhl ruft?** Die Antwort ist meiner Meinung nach sehr leicht: eben das wird aus ihm, wenn er ein ehrlicher Kerl war, werden, was aus ihm geworden seyn würde, wenn ihn Gott mitten in seinem Beruf auf der Kanzel, unter Acten, beim Krankenbesuch, u. s. w. aus der Welt weggenommen hätte; war er aber ein Schelm, so wird er als ein Schelm vor Gottes Richterstuhl behandelt werden, wenn er auch am Altar stürbe. Medium tenuere beati! Unsere Moralisten thun gewiß Unrecht, wenn sie zuweilen, um den Misbrauch einer Sache zu verhüten, die Sache selbst verwerfen, alles übertreiben, und, um mit Sancho zu reden, das Kind mit dem Bade ausschütten. Schwache Gewissen und Köpfe werden irre gemacht und ohne Noth in Fessel geleget, und stärkere zertreten dem ungeachtet ihre Fessel, werfen sie dem Moralisten vor die Füße und lachen Hohn und Spott dazu. Ich läugne nicht, daß ich selbst vor einigen Jahren so schwach war, mich bei einem analogischen Falle an einem meiner Freunde einen sehr rechtschaffenen Prediger zu ärgern, weil ich die Sache nicht gleich aus dem Gesichtspunkt betrachtete, aus dem ich sie hätte betrachten sollen. Hier ist der Fall, urtheilen Sie, lieber Freund, ob ich oder mein Freund der Prediger zu tadeln war. Wir waren zusammen Abends in Gesellschaft. Er spielte; in dem Augenblick, da er ein Spiel machen wolte, von dem es zweifelhaft war, ob er es gewinnen würde, kam ein Bote mit der Nachricht, daß ein Sterbender in seiner Gemeinde ihn noch zu sprechen, und das Abendmahl von ihm zu erhalten wünsche. Sogleich gab er ganz kaltblütig die Karten einem andern, kleidete sich um, ging hin, und bereitete den Sterbenden zum Abendmahl und Tode. Indessen ging das Spiel in seiner Abwesenheit, das er als ein guter Spieler gewonnen haben würde, verloren, und sein Verlust war, weil er noch mehrere in seiner Abwesenheit verlor, ziemlich beträchtlich. Er kam nach einer Stunde wieder, übernahm sein Spiel, und blieb, unerachtet er verloren hatte, und in seinem Vergnügen durch den Krankenbesuch gestört worden war, immer in eben derselben Laune.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

67tes Stück.

Freitag, den 22ten August 1783.

Ein Brief über die Frage: Ist es rathsam, das Kartenspiel aus unsern Gesellschaften zu verdrängen?

(Schluß.)

Mir war es sehr aufs Herz gefallen, daß der Mann vom Spieltisch zum Sterbebette und Abendmahl ging, als ob er spazzieren gehen wolte, und ich zweifelte bei mir selbst, ob es auch wohl für einen Prediger schicklich sey, sich vom Spieltisch zum Sterbebette rufen zu lassen. Ich sagte ihm also meine Bedenklichkeiten, und daß ich es schicklicher halte, wenn ein Prediger gar nicht spiele, weil der Fall, vom Spieltisch zur ernsthaftesten und wichtigsten Sache auf der Welt gerufen zu werden, bei einem Prediger oft kommen könne. Er hob aber alle meine Zweifel. Sie haben Recht, sagte er, wenn der Prediger seinem Vergnügen am Spieltisch, seine Berufsarbeiten nachsetzt, oder nicht im Stande ist, sich sogleich zu der wichtigen Handlung, die er verrichten soll, zu sammeln. Bei mir ist das der Fall nicht, ich würde mich sonst selbst tadeln. So bald ich die Nachricht erhielt, legte ich, wie Sie werden bemerkt haben, die Karten eben so ruhig hin, als ob ich das Spiel geendiget und gewonnen hätte. Ich stand keinen Augenblick an, meinen Beruf dem Vergnügen vorzuziehen, und der Kranke hat um keine Minute länger auf mich warten dürfen, als wenn ich auf meiner Studierstube gesessen hätte. Auf dem Gange nach des Kranken Hause hatte ich Zeit genug, meine Seele in die gehörige Fassung und Lage zu bringen. Mein Beruf hat also nichts dabei verloren, noch mehr, er hat gewonnen, denn ich hatte mich am Spieltisch aufgeheitert. Vielleicht wäre ich ungeschickter zu diesem Krankenbesuch gewesen, wenn ich mitten aus meinen theologischen Arbeiten herausgerissen worden wäre. Was meinen Sie, solte mir es übel zu nehmen seyn, daß ich mir, wenn ich des Tages Last und Hitze getragen habe, am Abend ein Vergnügen erlaube, das meinen Geist wieder zu neuen Arbeiten stärkt und fähig macht? Ich denke nicht, und gerade das war heute der Fall.

Nun, lieber Freund, hatte der Mann nicht Recht? Ich glaube es, und ich schämte mich meines voreiligen über ihn gefällten Urtheils. Sie sehen, alles komt hier, so wie bei vielen andern Dingen in der Welt, auf den Standpunkt an, von welchem man sie übersiehet. Sie dünken uns recht oder unrecht, und unser Urtheil wird waagerecht oder schief, je nachdem wir gerade oder schief stehen. Sie standen gewiß auch schief, da sie so viel Bedenklichkeiten beim Spiel fanden; es wird mich freuen, wenn ich Sie etwas gerichtet habe. Den Nutzen des Spiels habe ich Ihnen gezeigt, und Ihre Einwürfe vom Schaden des Spiels beantwortet, ich hoffe befriedigend beantwortet. Man könte, wenn man das Spiel recht schicaniren wolte, auch wohl noch sagen, daß doch immer die Zeit, die am Spieltisch hingebracht wird, besser und nützlicher hingebracht werden könte. Aber auch das heißt — nichts gesagt. Denn zur beständigen unaufhörlichen Arbeit sind wir weder geschaffen, noch fähig. Der Ruhm sich zu Tode gearbeitet zu haben und ein Märtirer seines Berufs geworden zu seyn, (wie dies schon oft Gelehrte geworden sind,) klingt in meinen Ohren so angenehm nicht, als er vielleicht manchem klingen mag. Denn ist das wohl Verdienst um die Welt, wenn man ihr seine Kräfte um ein Dutzend Jahre früher entziehet, als unsere Natur und Constitution es gethan haben würden? Und thun das nicht alle die, die sich jede Erholung von Geschäften versagen, und dann, wenn sie Jünglinge seyn solten, schon Männer, und als Männer schon abgelebte stumpf gearbeitete Greise sind? Das aber ist mein Mann, der seine Zeit so einzutheilen weiß, daß sein Beruf, sein Vergnügen, und Welt und Menschen nicht darunter leiden. Betrachten wir die Sache genau, so ist die gar zu große Geschäftigkeit nichts mehr als Charletanerie und Hocuspocusmacherei, die in meinen Augen nichts werth ist. Jede Stunde ist gut angewendet, die mich zu Ausübung meiner Pflicht in der künftigen Stunde vorbereitet und geschickt macht, sie sey auf der Promenade, auf dem Kanapee, auf dem Pferde, im Wagen oder am Spieltisch hingebracht. Und wozu dies alles? Haben wir nicht auch Pflichten gegen uns selbst, Pflichten gegen unsern Körper und Geist, haben wir nicht die Pflicht beide, so viel immer möglich, uns quovis modo zu erheitern? Ich denke, es stehet in allen Compendien der Moral und in allen Catechismen.

Endlich fragen Sie mich, warum ich, da ich das Spiel zu vertheidigen suche, nicht selbst spiele? Antwort: Ich habe nie das Recht studiert, unerachtet ich mit der ganzen Welt überzeugt bin, daß es ein sehr nützliches und nothwendiges Studium ist, weil ich vorher wußte, ich würde nie ein guter Rechtsgelehrter werden; aus eben dem Grunde nun habe ich nie ein Spiel angefangen, werde es auch nie, weil ich eben so gewiß weiß, daß ich nie

nie werde ein guter Spieler werden. Ich denke hier, wie in vielen andern Stücken: Aut Cæsar aut nihil.

Dies alles, was ich bisher gesagt habe, vorausgesetzt, komme ich endlich auf Ihre Frage, die diese lange Betrachtung veranlaßt hat, wieder zurück, denn nun erst läßt sie sich beantworten. **Soll ich, fragen Sie, ein Spiel lernen, um in den Gesellschaften, die ich besuchen muß, nicht müßig oder gar lästig zu seyn? Und warum nicht, lieber Freund?** Lernen Sie meinetwegen alle möglichen Spiele, spielen Sie sie auch alle, wenn Sie

1) Neigung, Lust und Fähigkeit dazu haben,

2) überzeugt sind, daß Sie nie ein zänkischer, verdrüßlicher, murrischer Spieler, sondern

3) ein kaltblütiger, guter, einsichtsvoller, geschickter Spieler seyn werden. Lassen Sie

4) nie Ihren Verlust über Ihr Vermögen steigen, und endlich

5) fangen Sie zu rechter Zeit an und hören zu rechter Zeit auf, so daß nie Ihre Gesundheit und gute Laune, Ihr Beruf und Pflicht darunter leiden.

Sind Sie im Stande diese Regeln zu beobachten, so spielen Sie, was Sie wollen, Tarock, Lombre, Whist, Triset, Quadrille, Picket, Boston, auch wenn Sie wollen Hazard. Fehlen Ihnen aber jene Eigenschaften, so folgen Sie meinem Beispiel, und bleiben davon. Nur verlangen Sie nicht, daß auch andere keine Karte nehmen sollen, die Geschmack am Spiele finden, oder wenn Sie das verlangen wollen, so denken Sie ernstlich nach, unsern Gesellschaften eine andere Art von unterhaltendem Zeitvertreib zu verschaffen, der eben so viel Nutzen und nicht den Schaden bringt, dem Ton unsers gesellschaftlichen Zeitalters angemessen ist, und — quod probe notandum, nicht wie das Spiel gemisbraucht werden kan. Haben Sie ein solches Surrogat gefunden, so wollen wir es in allen Anzeigen bekant machen, es an alle Policeidepartements des heiligen römischen Reichs schreiben und empfehlen; aber ich fürchte, lieber Freund, nicht ohne Grund, daß Sie eher die Quadratur des Zirkels auf das genaueste, als so etwas finden werden. Bis dahin wollen wir es beim Alten lassen.

Größer noch als mein Brief ist die Hochachtung mit welcher ich der Ihrige bin 2c.

Von Quacksalbern, Zahnbrechern und Marktschreiern.

Hat irgend eine Abhandlung Ansprüche auf Gemeinnützigkeit, so ist es gewiß die, die Irrthümer und Vorurtheile zu verbannen sucht, de-

ren Fortdauer das Wohl des gesammten Menschengeschlechts zerrüttet.

Wie wichtig der Einfluß schädlicher Vorurtheile in der Medicin, auf die Gesundheit der Bürger, und also auf das Wohl der Staaten ist, lehrt uns die tägliche Erfahrung und der Blick in Gegenden, wo sie vorzüglich herrschen, wo sie genährt und geschützt werden. Schwäche, und ein schleichendes Fieber, das ihre Kräfte untergräbt, sticht durchgängig hervor, ist ihr Loos.

Eins der schädlichsten Vorurtheile, ist das Zutrauen zu Afterärzten und ihren Mitteln, und dies bestimmt mich, es hier zu ahnden, obgleich Tissot und andere sich darüber faßlich genug geäußert haben. Quacksalber also und Zahnbrecher, diese der Arzeneikunde zum Spott entstandene Brut, sind der Gegenstand dieser kurzen Abhandlung.

Schimpflich ist es für den menschlichen Verstand, daß Leute, die in der Wahl ihres Arztes bewunderungswürdig genau und behutsam zu Werke gehen, die einem Arzt, der sich irgendwo niederläßt, nur sehr langsam ihr Zutrauen schenken, dem Quacksalber in der ersten Viertelstunde, dem Marktschreier auf seinen ersten Ausruf, Leben und Gesundheit anvertrauen. So schimpflich es immer ist, so sieht man es dennoch täglich und findet die auffallendsten Beispiele ohne Mühe. – Tausende entschuldigen sich bei dem Arzte mit Armuth, bitten um Erlassung ihrer Schuld, und tragen in der nächsten Viertelstunde alles Ihrige auf die Bühne eines Marktschreiers. Der Quacksalber, der in seinem Vaterlande die elendeste Rolle spielte, der vielleicht entlaufener Soldat, verdorbener Mönch, versoffener Barbier, oder eine andere nichtswürdige Creatur war, wird in entfernten Ländern dem Arzte gleich geschätzt, und oft, — ich mögte sagen, immer vorgezogen. Dort konte er sich nicht mehr nähren, dort hatte er von keinem Rechtschaffenen Unterstützung zu erwarten, dort verfolgten ihn vielleicht die Strafen seiner Laster, und hier, — hier sammelt er Summen, wird frei geduldet, von allen geliebt, gelobt, geschätzt. — Welch ein Unterschied, — und wie groß der Fehler durch den er entsteht! Ich muß ihn entdecken, muß ihn allen meinen Brüdern vor Augen legen, um sie mit Nachdruck zu warnen.

Niemand geht zu einem Tischler, der etwas drechseln kan, um Spinnrocken zu kaufen. Niemand bestellt neue Stiefel bei einem Schuster, der nur flicken kan. Niemand giebt seine Uhr einem Rademacher in die Reparatur, und alles läuft doch zum Marktschreier, der von der Beschaffenheit und dem Bau des menschlichen Körpers, von den in ihm möglichen Krankheiten noch nicht so unterrichtet ist, als der Tischler im drechseln, der Schuhflicker im Stiefelmachen, und der Rademacher im Uhrbau. — Aber woran liegts? — Allein an dem Unvermögen, solche Mörder zu überschauen, und ihre unrechten Verfahrungsarten in ihr gehöriges Licht zu setzen.

Man

Man läßt sich durch ein besetztes Kleid, durch Titel, Patente, Zeugnisse von glücklichen Kuren und Aufschneiderei bereden, einem Unbekanten sein höchstes Gut anzuvertrauen, da man sonst keinem Unbekanten einen Thaler leiht. — Man bedenkt nicht, daß man besetzte Kleider für billige Preise aus dem Trödel kaufen kan, und daß auch unwissende Bösewichter besetzte Kleider tragen können. Man weiß nicht, daß Patente, Privilegien und Titel, Dinge sind, mit denen leider oft Wucher getrieben wird. — Man fällt gar nicht auf den Verdacht, daß ihre guten Zeugnisse mehrentheils von ihnen selbst geschrieben seyn können, bedenkt nicht, daß einige solcher Zeugnisse gar nichts entscheiden, da doch wohl einige von der Menge, die von ihrer Arznei nahmen, überbleiben und aufkommen mußten.

Wenn auch einmal ein Mittel von irgend einem Quacksalber eine Wunderkur bewürkte, ist es denn nun schon ausgemacht, daß dies ein zuverläßiges Mittel, und der Verkäufer ein grundgeschickter Mann sey? Glaubt man mir's denn, wenn ich versichere, daß eine Ohrfeige das beste Mittel bei Ohrgeschwüren sey, wenn ich einen Fall bringe, da einem Schulknaben mit diesem Mittel ein sehr lästiges Geschwür geöfnet wurde, so, daß er bald genaß? — Welche Thorheit, wird man sagen, — und dadurch giebt man mir das Recht in die Hände, mich eben so auszudrücken, da die Fälle genau übereinstimmen. — Die Quacksalber rechnen auf die Dummheit und Leichtgläubigkeit des Volks, schneiden auf, und geben sich nicht selten den brillanten Namen, Empiriker. Neuerer Zeiten, muß man hinzu setzen, das ist verdolmetscht, Quacksalber, oder noch faßlicher Menschenmörder, Brudermörder.

Gott! wie würden diese verwüstenden Empiriker in die Höhe steigen, wenn man sie mit einem Empiriker alter Zeiten auf die Waage setzte! Wie sehr würden die überwiegend seyn, die selbst **Galen** als seine Lehrer anerkante, die mit den Krankheiten und Mitteln so sehr bekant waren, die, mit einem Worte, so große Ansprüche auf wahre Gelehrsamkeit hatten! Zu wünschen wäre es freilich, daß sie solche Empiriker wären, dann würde sie jeder dulden und mit mehrerm Recht schäzzen. So lange sie aber als verdorbene Comödianten, mit entehrenden Gaukelpossen erscheinen, und nichts als drei oder vier Mittel kennen, mit denen sie Podagra, viertägige Fieber, Kräze, Wassersucht, Schwindsucht, und Gott weiß, was alle für schwere Krankheiten heilen wollen, und ihre Brüder bethören und morden, so lange solten sie in keinem wohl eingerichteten Staat geduldet und noch weit weniger privilegirt werden. Man solte gar keine Entschuldigungen dazu aufsuchen, alle, alle sind unzulänglich. Gesezt auch, sie nähmen die Arzneien, aus den landesväterlichen Officinen, wie dies im Preußischen geschehen muß, so reicht das gar nicht zu, die Unter-

thanen zu plündern und siech machen zu lassen. Gewöhnlich nehmen solche Leute den Wehrt eines Mittels 8, 10 bis 20fältig. — Dies Geld bleibt nur selten im Lande. — Doch dies ist immer der kleinste Schaden. — Die Arzneien, die die Marktschreier öffentlich zum Verkauf haben, sind gewöhnlich vorher untersucht, und meistens an und für sich keine sehr schädliche Dinge. Aber der uneingeschränkte Gebrauch, und die ganz verkehrte Anwendung macht auch das unschuldigste Mittel zum Gift. — Der größte Nachtheil, die meiste Betrügerei und der häufigste Mord wird heimlich begangen, wenn solche Ehrvergessene, Geburttreibende, heftig reizende Mittel, selbst Gifte für ungeheure Preise verkaufen.

Hier hab' ich ein Meer von Verwüstungen zu beschreiben, — um aber die Sittsamkeit nicht zu beleidigen, übergehe ich alles unnatürliche und offenbar menschenfeindliche was sich hier sagen ließe.

So wie diese, so sind auch die Zahnbrecher zu verabscheuen. Ich rede hier nicht von Zahnärzten, die eine Fertigkeit besitzen schadhafte Zähne leicht und geschickt auszuziehen, u. s. w., ich rede nur von denen, die sich dafür ausgeben, und es nicht sind. Die statt einen Zahn fertig auszuziehn, ihn abbrechen, oder die Kinnladen zersprengen, beim Zahnputzen den Schmelz der Zähne zerstören, ätzende und fressende Zahnlatwergen und kratzende Zahnpulver ausgeben, Krähnaugen und Warzen ohne alle weitere Hinsicht ausschneiden, Oberbeine zerplatzen, und dergleichen.

Wie schädlich diese Mittel, und wie gefährlich dieses unüberlegte Schneiden sind, hab' ich schon in den medicinischen Kleinigkeiten gezeigt, und will es hier der Kürze wegen übergehen, da ohnedem äußerliche Mittel, wenn sie auch noch so dumm gewählt sind, doch nicht leicht tödtlich werden, und dies hinreichend genug ist, um wenigstens einen jeden aufmerksam zu machen, sich nicht gerade zu einem solchen Zahnbrecher in den Arm zu werfen. — Von den innerlichen Mitteln werde ich besonders reden, um ihre Schädlichkeit, oder Unwürksamkeit, und den dabei gebräuchlichen Betrug, in das nöthige Licht setzen zu können.

Wie bauet man aber so vielem Unglück, Verschlimmerungen der Krankheiten, Auszehrungen, Todtschlägen, Zerrüttungen der Familien, dieser reichlichen Quelle des Sturzes der Staaten, wie bauet man diesen am besten vor?

Es kan zwar viel dazu beitragen, wenn man dem Publicum zeigt, wie sehr es hintergangen wird, wenn man es auf die Fälle aufmerksam macht, da alle seine theuer erkauften Mittel, entweder fruchtlos blieben, oder großen Schaden anrichteten, wenn man alle Beispiele medicinischer Mördereien durch öffentliche Anschläge bekant machte. So lange man aber den Leuten nicht darthun und begreiflich machen kan, daß alle die um der Bühne des Markt-

Marktschreiers versammelt sind, und ihm mit offenen Munde zuhören, eben so klug, eben so erfahren als der Quacksalber selbst sind, so lange das Publicum es noch nicht glaubt, daß dem Bauer nichts als Taschenspiele, Geschwindigkeit und eine starke Portion Dummdreistigkeit fehlt, um eben so geschickt zu seyn, als der, der es im Quacksalber liebt, lobt undvertraut; so lange werden Vorstellungen aller Art unzulänglich seyn, dem Unwesen zu steuern. Daher ists nöthig, strenge Gesetze zu geben, nach denen alle Quacksalber platterdings Contrebande sind, nöthig, daß der mindeste Verstoß gegen dies Gesetz nachdrücklich bestraft wird, nöthig, daß Niemand etwas von einem benachbarten ausländischen Marktschreier nehmen darf, ohne exemplarisch bestraft zu werden, u. s. w. — Aber, wo ist der Regent? Wo die Obrigkeit, die dies je ausführte? — Befehle und Verordnungen genug, — aber die, die auf die Vollziehung zu sehen haben, schlafen, achten es zu geringe, und manche verkaufen gar das Leben ihrer Brüder, nehmen ein Geschenk, wiegen ihr Gewissen ein und ertheilen Privilegia.

Beitrag zur Bestätigung der Möglichkeit, daß im Wasser Verunglückte und todtscheinende Personen, durch angewandte Hülfsmittel, wieder herzustellen seyn.

Im September des J. 1771 hatte ich an meinem vormaligen Wohnorte den Vorfall, daß ein fünfjähriges Kind, von einer über dem Hausgraben befindlichen Zugbrücke, durch die Heftigkeit eines Wirbelwindes, in das 4 bis 5 Fuß hoch stehende Wasser des Graben geworfen wurde.

Dieser Unglücksfall wurde den Aeltern des Kindes nicht ehender, als nach Verlauf von zwei Stunden bekant, weil der Vater nicht zu Hause, und die Mutter der Meinung war, das Kind sey dem Vater in den Garten gefolgt. Da aber bei dessen Rückkehr nach Hause, das Kind von beiden Aeltern vermißt wurde, so siehet der Vater bei dem ängstlichen Aufsuchen seine Tochter im Wasser, schwimmend und vom Winde bewegt, todt liegen.

Auf das von demselben anhebende Geschrei, eilte ich dem Orte zu, und fand, wie das Kind aus dem Wasser gezogen war, daß dessen Lippen, Zunge und Augen, sehr blau und aufgeschwollen, die Nägel an Händen und Füßen schwarzbraun, auch nicht die geringsten Zeichen des Lebens an demselben zu merken waren.

Ich ließ das Kind, nachdem es ins Haus getragen worden, sogleich von seinen nassen Kleidern befreien, Asche erwärmen, solche zwischen dünne Tücher schlagen, und es nackend darin legen, um es zu erwärmen; hierauf wurde dasselbe

be ohne Zeitverlust, auf seinem Aschenlager, mit warmen Servietten über den ganzen Leib gerieben, und die Fußsohlen mit einer steifen Bürste gestrichen, unter die Nase und in die Schläfen wurde (in Ermanglung anderer spirituöser Wasser,) guter Weineßig gerieben; allein, bei anhaltender Anwendung aller dieser Mittel, war dennoch, nach Verlauf einer Viertelstunde, noch gar kein Zeichen des Lebens zu bemerken, und noch immer sehr zweifelhaft, ob es wieder genesen würde.

Ich faßte daher den Entschluß, demselben ein Tabacksklystier zu geben; dieses wurde vermittelst eines kleinen Trichters, dessen Spitze mit Garn bewunden, und mit Oel befeuchtet war, in den Mastdarm gebracht, und durch das Blasen des Rauchs, aus einer Tabackspfeife, bewerkstelliget; wenn nun hiemit etwas nachgelassen wurde, so mußte der Vater des Kindes durch Mund auf Mund gelegt, demselben Luft einblasen, und nachdem diese leztern zwei Mittel noch eine Viertelstunde abwechselnd fortgesezt waren, so fing das Kind, zur nicht geringen Freude seiner Aeltern und aller Anwesenden, sehr schwach an Othem zu schöpfen, und kam nach Verfließung einiger Minuten, in welchen annoch mit dem Reiben des Weineßigs unter die Nase und in die Schläfen fortgefahren wurde, völlig zu sich selber, nachdem mit Anwendung aller vorgemeldeten Mittel eine gute halbe Stunde verstrichen war.

Hiernächst ließ ich dem Kinde einen halben Theelöffel voll von dem bekanten weißen Unzerschen Pulver in Wasser eingerührt, geben, und zwei Tassen Thee nachtrinken. Nach Verfließung einer Stunde genoß dasselbe etwas dünne Suppe, und ehe noch zwei Stunden verstrichen waren, stand es von seinem Lager auf, um mit seinen Geschwistern zu spielen, da es mir denn genau erzählte, welchergestalt es durch den heftigen Wind von der Brücke ins Wasser geworfen worden sey.

Das angenehme Vergnügen, welches die Aeltern des Kindes nebst mir und allen die dabei Hülfe geleistet hatten, empfunden, läßt sich nicht hinlänglich beschreiben, besonders bezeigte sich der Vater des Kindes, für meine hiebei angewandte Fürsorge, durch Freudenthränen, dankbar.

Es dienet dieser Vorfall zum Beweise, daß dergleichen im Wasser verunglückte Personen, durch eine anhaltende Anwendung dienlicher Mittel, wieder herzustellen seyn, wenn nemlich der Aufenthalt im Wasser nicht von gar zu langer Dauer, und die Mittel schleunig zur Anwendung gebracht, auch die Hofnung bei einer nicht gleich eintretenden Genesung zu früh aufgegeben werden: Und ich habe daher diesen wahren Vorfall bekant zu machen, nicht für überflüßig geachtet.

L.　　　　　　　　　　Wr.

Hannoverisches Magazin.

68tes Stück.

Montag, den 25ten August 1783.

Von der Barriere in den Niederlanden.

(Siehe das 98te bis 102te St. vom J. 1782.)

Zweiter Abschnitt.

Fortsetzung der Unterhandlungen über die Barriere, nebst den darüber geschlossenen Verträgen, und Schicksale derselben, vom Anfange des jetzigen Jahrhunderts bis auf den Utrechter Frieden.

Der Friede zu Ryßwick war, wie aus dem ersten Abschnitte dieser Abhandlung zu ersehen ist, geschlossen worden, ohne daß man den Hauptpunkt der künftigen spanischen Erbfolge zur Richtigkeit gebracht hatte, und durch denselben wurde auch die, während der Friedenshandlungen, vorgewesene Ligue der wider Frankreich alliirten Potenzen, für die Sicherheit von Europa, bei dem künftigen Falle der gedachten Erbfolge, die nöthigen Maaßregeln zu nehmen, verhindert. Ein jeder der bisherigen Alliirten hatte seinen Frieden mit Frankreich für sich besonders geschlossen, die große Allianz war nunmehr getrennt, und die gewesenen Alliirten blieben auch in solcher Trennung mit einer so unbegreiflichen Unachtsamkeit, als wenn sie gar nichts gemeinschaftliches zu besorgen hätten. Indessen wurde K. Karl der II. von Spanien täglich schwächer, also, daß man dessen Tod alle Stunden besorgen mußte. Man sah daher vor Augen, daß ein viel blutigerer und schwererer Krieg, als alle bisherigen, unfehlbar aufs neue entstehen würde, wenn man nicht noch vor dem Tode K. Karls des II. solche Verfassungen einginge, daß sowohl die sämmtlichen Prätendenten dieser Erbfolge befriediget, als auch die allgemeine Ruhe und Freiheit von Europa versichert würde.

Kaiser Leopold bemühete sich dahin, daß sein Vetter, K. Karl der II. noch bei seinen Lebzeiten, seinen zweiten Sohn, den Erzherzog Karl, zu einem Erben der ganzen spanischen Monarchie erklären mögte, und K. Karl der II., nebst dem größten Theil des spanischen Ministerium, war auch hiezu geneigt. Allein, sie verlangten, daß der Erzherzog Karl selbst nach Spanien

nien kommen, und 10000 bis 12000 Mann mit sich bringen solte, worein aber der Kaiser nicht willigen wolte, sondern begehrte, daß dem Erzherzog, nach vorgängiger Erklärung eines präsumtiven Kronerben, das Gouvernement von Mayland übergeben, und die verlangten Truppen daselbst eingenommen werden solten. Hiezu wolte sich hingegen der spanische Hof nicht verstehen, um dem alten Prinzen von Vaudemont, welchem diese Statthalterschaft, auf Ansuchen K. **Wilhelms** des III. von Großbritannien, zur Belohnung seiner großen Verdienste, war überlassen worden, keinen Verdruß und Kränkung anzuthun. Hiernächst konte man sich auch, wegen des Unterhalts der kaiserlichen Völker nicht vergleichen, und wurde ein ganzes Jahr mit dieser Unterhandlung fruchtlos zugebracht, so daß nunmehr, als endlich der kaiserliche Hof in die Abschickung der Truppen willigte, solches zu spät war.

K. **Ludewig** der XIV. von Frankreich hatte nemlich durch seinen Gesandten zu Madrid, den schlauen **Marquis** von **Harcourt**, in kurzem das spanische Ministerium, und sogar die Königin selbst, zu einer Abneigung von Oesterreich gebracht, und hielt durch seine starke Bewafnung zu Lande und zur See, Spanien dergestalt in Schrecken, daß K. **Karl** der II. sich zur Erklärung des Erzherzogs zu seinem Thronerben, und zur Uebernehmung der kaiserlichen Völker nicht mehr entschließen wolte, um Frankreich keine Ursache zu einem Friedensbruche zu geben. Ja endlich schlug der spanische Hof beides dem kaiserlichen Gesandten, dem Grafen von **Harrach**, rund ab, mit der Bedeutung, daß das Recht des Bayerischen Churprinzen, **Joseph Ferdinands**, eines Enkels Kaisers **Leopolds**, von seiner Tochter, **Maria Antonia**, die er mit seiner ersten Gemalin, der spanischen Infantin, **Margaretha Theresia**, einer Schwester K. **Karls** des II. erzeugt hatte, dergestalt beschaffen wäre, daß er nichts zum Vortheil des Erzherzogs vornehmen könte, bevor nicht der kaiserliche Hof sich darüber mit dem Bayerischen verglichen hätte. Von allen diesen Unterhandlungen findet man die besten Nachrichten in den Memoires & Negociations secretes de *Ferdinand Bonaventure*, Comte de *Harrach*, par Mr. *de la Torre*; (a la Haye, 1720. 12.) Tome I. p. 146. sqq. & Tome II. per totum.

An statt auch, daß der kaiserliche Hof mit den beiden Seemächten, Großbritannien und den vereinigten Niederlanden die nöthigen Maaßregeln nahm, theils um die Ueberschiffung der nach Spanien bestimmten Völker von ihnen zu erhalten, theils die, im ersten Abschnitte dieser Abhandlung erwähnten, geheimen Artikel der grossen Allianz vom J. 1689, die spanische Erbfolge betreffend, zu erneuern und zu bestätigen, fand Frankreich vielmehr Gelegenheit, jene auf seine Seite zu bringen. Der damalige Graf von Portland, ein großer Liebling K. **Wilhelms**

helms des III. von Großbritannien, überreichte nemlich diesem, im Namen der Krone Frankreich, einen Entwurf wegen Theilung der spanischen Monarchie, welchen K. Wilhelm der III. sowohl, als die Republik der vereinigten Niederlande sich gefallen ließ, worauf dann der erste sogenannte Partagetraktat, den 11ten October 1698 im Haag, zwischen England, Frankreich, und den vereinigten Niederlanden unterzeichnet wurde, welchen man in des *Du Mont* Corps diplomatique, T. VII. P. II. n. 205. p. 442-444. nachlesen kan.

Kraft dessen wurden für den Dauphin die Königreiche Neapolis und Sicilien, der sogenannte Status Præsidii, oder die auf der an der Küste von Toscana gelegenen spanischen Plätze und Inseln, S. Stephano, Porto Hercole, Orbitello, Portolongone und Piombino, ingleichen Final und der Theil von Guipuscoa diesseits der pyrenäischen Gebürge, insonderheit S. Sebastian und Fuentarabia, nebst dem Hafen Passage; sodann für den Erzherzog Karl das Herzogthum Mayland; und für den Churprinzen von Bayern der Ueberrest der ganzen spanischen Monarchie bestimmt. Wofern aber der kaiserliche und der bayerische Hof darein nicht willigen würden; so solten ihre Portionen sequestrirt, und wenn sie mit Gewalt etwas weiter suchen wolten, ihnen gemeinschaftlicher Widerstand gethan werden. Ferner wurde in einigen geheimen Artikeln festgesezt, daß, auf den Fall des Absterbens des bayerischen Churprinzen ohne Kinder, sein Vater, der Churfürst, dessen Portion erben, und, falls das Herzogthum Mayland auf den obgedachten Fall, sequestrirt würde, des damaligen Statthalters Sohn, der junge Prinz von Vaudemont, Karl Thomas, die Verwaltung desselben führen solte.

Durch diesen ersten Theilungstraktat schien zwar der Ruhestand von Europa, auf den Fall des Absterbens K. Karls des II., ziemlich gesichert zu seyn, da nemlich der Haupttheil der spanischen Monarchie, nebst den Niederlanden, einem Prinzen zu Theil wurde, der keine Eifersucht wegen seiner Macht geben, sondern vielmehr das Gleichgewicht zwischen den Häusern Oesterreich und Bourbon unterhalten konte. Und die Republik der vereinigten Niederlande ließ sich diesen Traktat auch um so mehr gefallen, weil dadurch die catholischen Niederlande in dem Besitze des künftigen spanischen Thronfolgers blieben, und ihr also noch ferner zu einer Barriere gegen Frankreich dienen konten. Nach der genommenen Abrede der Contrahenten, solte dieser Traktat vorerst noch geheim gehalten werden; allein, der französische Gesandte zu Madrid, der Marquis von Harcourt, machte solchen daselbst, wider alles gethane Versprechen, zuerst bekant, wodurch er K. Karln den II. und dessen ersten Minister, den Cardinal von Portocarrero, dergestalt aufbrachte, daß der erstere, im größten Geheim, ein Testa-

 ment

ment machte, worin er, zum großen Nachtheil des Hauses Oesterreich, den bayerischen Churprinzen, **Joseph Ferdinand**, zu seinem allgemeinen Erben der ganzen spanischen Monarchie einsezte.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Frankreich damals, ungeachtet der Protestation, welche es wider dieses erst gedachte Testament hatte einwenden lassen, (S. des *Lamberty* Memoires, pour servir à l'histoire du XVIII. Siecle, T. I. p. 96.) dennoch sich mit demjenigen, was ihm in dem Theilungstraktat zugeeignet war, würde begnüget haben. Und obgleich der kaiserliche Hof damit nicht zufrieden war, auch dem spanischen Hofe die Zergliederung der Monarchie sehr mißfiel; so ist doch glaublich, daß die Betrachtung der Unmöglichkeit beide von widrigen Unternehmungen würde abgehalten haben. Allein, das unvermuthete Ableben des besagten bayerischen Churprinzen, welches vier Monate nach dem geschlossenen Traktate, nemlich den 6ten Hornung 1699 erfolgte, sezte alles in neue Verwirrung, und gab Frankreich Anlaß, Hofnung und Beförderung zu ernstlicher Ausführung seines Vorsatzes, die ganze spanische Monarchie an sich zu bringen.

Der erste Theilungstraktat gründete sich auf die Ungültigkeit des Verzichtes der Chur-Bayerischen Gemalin, und gab also ein großes Vorurtheil wider den Verzicht der ältesten Schwester K. Karls des II. von Spanien, der gewesenen Gemalin K. Ludewigs des XIV. von Frankreich. Da nun dieser seine Macht, sowohl zu Lande, an den Gränzen von Catalonien, als auch zur See täglich vermehrte, und Spanien in beständiger Furcht erhielt; hingegen es in Spanien, theils am Eifer, theils am Vermögen zu einer guten Gegenverfassung fehlte; auch der kaiserliche Hof sich allzusehr auf die Gerechtigkeit seiner Sache, und das mit derselben verknüpfte allgemeine Interesse von Europa verließ, und deswegen mehr um Italien, als um Spanien besorgt, auch dabei so sicher war, daß er 15000 Mann von seinen alten Truppen abdankte; so ward K. Karl der II. noch mehr in seiner Unentschlossenheit wegen der Erklärung seines Thronfolgers erhalten. K. Ludewig der XIV. von Frankreich aber gewann dadurch Zeit, dem Pabste, mit welchem damals der Kaiser ohnehin in Streitigkeiten verwickelt war, und den übrigen italiänischen Fürsten die Macht des Hauses Oesterreich, wenn solches die spanische Monarchie erben würde, gefährlich vorzustellen, die Unruhen im deutschen Reiche, wegen der neunten Chur und der Clausel des vierten Artikels des Ryßwicker Friedens noch mehr anzufeuern, die beiden Seemächte, durch einen neuen Theilungstraktat einzuschläfern und zu verblenden, das spanische Ministerium zu gewinnen, und, mit einem Worte, alles in die Wege zu richten, daß er unvermerkt, und ohne einigen Widerstand, sich der ganzen spanischen Monarchie bemächtigen konte.

Die-

Dieser zweite Theilungstraktat wurde den 3ten März des N. C. 1700 zu London, und den 25ten dieses Monats und Jahrs, im Haag unterzeichnet, in welchem dem **Dauphin** außer dem, im ersten Partagetraktat ihm zugeeigneten, noch das Herzogthum Lothringen, mit Ausnahme der Grafschaft Bitsch, die man dem Prinzen von **Vaudemont** zudachte, an statt des Herzogthums Mayland, welches dem Herzog von Lothringen abgetreten werden solte, beigelegt, alles übrige der spanischen Monarchie aber dem Erzherzog **Karl** von Oesterreich überlassen würde; jedoch mit der Bedingung, daß das Kaiserthum und Spanien nie mit einander vereiniget werden solten.

Würde der Erzherzog **Karl** innerhalb drei Monaten, oder, wie es in einem geheimen Artikel verändert wurde, nach dem Tode K. **Karls** des II. in diesen Traktat nicht willigen wollen, so solte man sich wegen eines andern Fürsten, dem man den Ueberrest der spanischen Monarchie überließe, mit einander vergleichen; und falls der Erzherzog Gewalt brauchen wolte, solte man ihm mit allen Kräften Widerstand thun. Wofern auch der Herzog von Lothringen zu dem vorhin gedachten Tausche nicht zu bewegen wäre, solle entweder der Churfürst von Bayern das Herzogthum Mayland und der Dauphin das Königreich Ober-Navarra, oder das Herzogthum Luxemburg und die Grafschaft Chiny bekommen; oder aber dem Herzog von Savoyen Mayland, und dem Dauphin das Herzogthum Savoyen mit der Grafschaft Nizza und dem Thal Burcellonette zugetheilt werden. Uebrigens solte der Erzherzog **Karl**, bei Lebzeiten K. **Karls** des II., weder nach Spanien, noch nach Mayland gehen, und wenn er ohne Kinder stürbe, solte ein anderes Kind vom Kaiser, männlichen oder weiblichen Geschlechtes, welches der Kaiser dazu nennen würde, den Ueberrest der spanischen Monarchie bekommen, ausgenommen der römische König, weil der Antheil des Erzherzogs niemals mit derjenigen Person, welche Kaiser oder römischer König seyn würde, noch auch mit Frankreich vereiniget werden solte. Dieser zweite Theilungstraktat steht unter andern bei dem *Du Mont*, l. c. T. VII. P. II. n. 221. p. 477-479. und mit dem Neben- und geheimen Artikel bei dem *Lamberty*, l. c. P. I. p. 97-107.

Es ist merkwürdig, daß der Kaiser selbst Anfangs, in reifer Erwägung des Unvermögens, die ganze spanische Monarchie, mit völliger Ausschließung von Frankreich, zu behaupten, zu diesem Theilungstraktate ganz geneigt war, und selbst nach dem Zeugniß des *Burnet*, in seiner Hist. des derniers Revolutions d'Angleterre, T. II. P. I. p. 229. & 256. den K. **Wilhelm** von Großbritannien ersucht hatte, selbigen zu Stande zu bringen, auch nur allein in dem Artikel wegen Mayland verschiedener Meinung war. Hingegen sah der spanische Hof diesen Traktat, und die darin vorgenommene Zer-

gliederung der spanischen Monarchie, nach den Memoires des Mr. *de la Torre*, T. I. p. m. 342., für einen Kunstgrif der beiden Seemächte an, um Spanien zum Nachtheil des Hauses Oesterreich zu schwächen, und die spanische Handlung ihrer Willkühr zu unterwerfen. Deswegen ließ auch K. Karl der II., sobald er von der heimlichen Unterhandlung dieses Traktats Nachricht bekam, durch seine Gesandten zu London und im Haag, den Marquis von Canales und den Don Bernhard von Quinos, die bei dem *Lamberty*, l. c. T. I. p. 21. sq. und p. 24-26., befindlichen heftigen Vorstellungen thun. Um auch seine Monarchie in ihrer Vollständigkeit zu erhalten, hielt er für das beste Mittel, noch bei seinen Lebzeiten einen Nachfolger zu ernennen. Es ward daher folgender Plan gemacht, daß der Erzherzog Karl sich auf das schleunigste in geheim nach Spanien verfügen, der Kaiser ein Corps von 15000 Mann nach Italien, zu Bedeckung der dasigen spanischen Länder, schicken, der König von Spanien aber sich hauptsächlich die Vertheidigung von Spanien angelegen seyn lassen solte. Man hofte dabei, daß die beiden Seemächte für die Erhaltung der Niederlande von selbst sorgen, und die genommenen Maaßregeln und Projekte gegen Frankreich auf alle Weise unterstützen würden, weil man glaubte, daß sie nur aus einer feinen Politik den Partagetraktat eingegangen, indem sie wohl wußten, daß es ihrem Interesse zuwider liefe, Frankreich, durch den darin dieser Krone zugeeigneten Zuwachs, noch mächtiger zu machen, und zugleich ihre Handlung nach der Levante in so große Gefahr zu setzen; S. *de la Torre*, l. c. T. II. p. 17.

Zu Ausführung dieses Plans schickte K. Karl der II. den Herzog Franz von Moles, in geheimer Gesandtschaft nach Wien, und Niemand im spanischen Ministerium zweifelte, bei so sehr gefährlichen und dringenden Umständen, an einer schleunigen Entschließung und Einwilligung des Kaisers; aber der Erfolg zeigte das Gegentheil, und dieses so wichtige Geschäft ward am kaiserlichen Hofe mit der bisherigen Langsamkeit verhandelt. Der Kaiser konte sich nemlich nicht entschließen, seinen liebsten Sohn, den Erzherzog Karl, von sich zu lassen, und nach Spanien zu schicken, sondern verlangte dessen Erklärung zum spanischen Thronfolger, und für denselben die Statthalterschaft von Mayland, um sich vor allen Dingen der spanischen Besitzungen in Italien zu versichern. Man glaubte nemlich am kaiserlichen Hofe, daß Spanien dem Erzherzog ohne dies nicht entgehen könte, weil ganz Europa nicht zugeben würde, daß ein französischer Prinz solches in Besitz nehmen solte. Allein sobald Frankreich und die beiden Seemächte von diesen geheimen Unterhandlungen des kaiserlichen und spanischen Hofes Nachricht bekamen, so ließen sie demselben erklären, daß sie es nicht anders, als für einen Friedensbruch ansehen könten,

ten, sobald der Erzherzog, oder einige kaiserliche Truppen nach Spanien oder Italien kommen würden; S. den *Lamberty*, l. c. T. I. p. 110-113. Diese Erklärung setzte die beiden letztgenannten Höfe von neuem in Schrecken und Verwirrung, und währte die bisherige Unentschlossenheit und Gleichgültigkeit derselben so lange, bis K. **Karl** der II. von Spanien in eine solche Schwachheit fiel, daß man nunmehr an seiner Wiedergenesung zweifelte.

Nun hatte derselbe kurz vorher, auf Anrathen des Cardinals **Portocarrero**, den P. **Innocenz** den XII., um einen guten Rath wegen seines Nachfolgers gebeten, der deshalb eine Congregation von einigen Cardinälen niedersetzte, nach deren Gutachten der Pabst ihm einen französischen Prinzen zu seinem Thronfolger vorschlug. Man führte deshalb an, daß die Verzichte der Königin von Frankreich und ihres Gemals sich bloß auf das gemeine Beste, und auf den Grundsatz, die Vereinigung der beiden mächtigen Kronen Frankreich und Spanien zu verhüten, gründeten, folglich bei dem jetzigen Zustande der Sachen das Beste der Monarchie sowohl, als der Religion, diese Verzichte um so mehr unstatthaft und ungültig machte, weil bei einem nachgebornen französischen Prinzen, auf den die Erbfolge von Frankreich nicht fiele, die Vereinigung der beiden Kronen nicht zu besorgen sey. Diese letztere Bedenklichkeit noch mehr auf die Seite zu räumen, nahmen einige im spanischen Ministerium ihren Bedacht auf den damaligen H. **Philipp** von Chartres, einen Brudersohn K. **Ludewigs** des XIV. von Frankreich.

Nachdem aber K. **Karl** der II., diese Erbfolgssache und das Recht der Prätendenten nachmals durch den Cardinal **Portocarrero**, den Präsidenten von Castilien, Don **Manuel Arias**, den Secretair der Universaldepechen, Don **Anton** von Ubillir, den Corregidor von Madrid, Don **Franz Ronquillo**, und zwei berühmte Rechtsgelehrte, Don **Sebastian** von Cotes und Don **Ferdinand** von Mier, hatte überlegen lassen; so erklärten dieselben gleichfalls die ehemaligen Verzichte der Königin von Frankreich und ihres Gemals für ungültig; S. *de la Torre*, l. c. T. II. p. 63-102. Dadurch ließ sich endlich der todtschwache K. **Karl** der II. zu dem fatalen Testamente bewegen, welches er den 2ten October 1700, und das Codicill den 5ten dieses Monats und Jahrs unterzeichnete, worin er des Dauphins zweiten Sohn, den Herzog **Philipp** von Anjou, zu seinem Universalerben der spanischen Monarchie einsetzte. Man findet dasselbe unter andern bei dem *Du Mont*, l. c. T. VII. P. II. n. 224. p. 485-493. und bei dem *Lamberty*, l. c. T. I. p. 171-192. Sobald sich indessen der kranke König wieder etwas besser befand, so wachten seine guten Gesinnungen gegen seinen Vetter und Schwager, den Kaiser und dessen Söhne, als seine nächsten Blutserben, wieder auf; allein ein Rückfall

in

in seiner Krankheit machte dieser guten Meinung und zugleich seinem Leben den 1ten Nov. 1700 ein Ende.

Nach seinem Absterben wurde sein hinterlassenes Testament, nebst dem Codicill eröfnet, und die darin ernannte Junta gab von dessen Inhalte dem König von Frankreich Nachricht, bat sich auch, durch vier nach einander gefolgte Schreiben, seinen Enkel, den Herzog **Philipp** von Anjou zum König aus. **Ludewig** der XIV. hielt darüber einen großen geheimen Rath, worin zum Schein berathschlaget wurde: ob man bei dem Partagetraktat bleiben, oder das Testament annehmen solte? Nachdem nun das leztere durch die Mehrheit der Stimmen war beschlossen worden, so wurde der Herzog **Philipp** von Anjou, mit öffentlichem Gepränge, für einen König von Spanien erklärt, und Frankreich ließ also den Theilungstraktat fahren. Zugleich aber ließ K. **Ludewig** der XIV. die Protestation des Hauses Orleans gegen die im Testamente enthaltene Substitution des Erzherzog **Carl** zu, und behielt dem Herzog von Anjou und seinen männlichen Nachkommen, durch die im December 1700 ausgefertigte Lettres patentes ihr Erbfolgerecht auf die Krone Frankreich vor, falls dessen älterer Bruder der Herzog von Burgund, und dessen männliche Nachkommenschaft unbeerbt ausgehen würden. Man findet die sämmtlichen hieher gehörigen Akten bei dem *Lamberty*, l. c. T. I. p. 229-236. und 388. sq.

Der neue König **Philipp** der V. trat auch hierauf den 4ten Dec. 1700 seine Reise nach Spanien an, und nahm, ohne einigen Widerstand, Besiz von dem spanischen Throne, und von allen und jeden zur spanischen Monarchie gehörigen Ländern, in und außer Europa, ohne alle Ausnahme, indem diese insgesamt dem Beispiel von Spanien folgten, und sich alle Gouverneurs verbunden hielten, dem lezten Willen ihres verstorbenen K. **Karls** des II. Gehorsam zu leisten, auch sich wegen der großen Macht von Frankreich außer Stande sahen, andere Entschließungen zu fassen. Nunmehr war also der ehemalige Entwurf des Cardinals *Mazarini* zu seiner Erfüllung gekommen, und derjenige Zeitpunkt erschienen, welcher Frankreich die längst gewünschte Universal-Monarchie versicherte, und dem übrigen Europa die allgemeine Dienstbarkeit androhete, indem nemlich das spanische Ministerium dem König **Ludewig** dem XIV. die völlige Anordnung der Regierung von Spanien überließ, mithin Frankreich und Spanien in der That eine einige Monarchie ausmachten, welche der Oberherrschaft K. **Ludewigs** des XIV. unterworfen war.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

69tes Stück.

Freitag, den 29ten August 1783.

Von der Barriere in den Niederlanden.

(Fortsetzung.)

Das bisherige mußte nothwendig vorauf angeführt werden, um gleichsam zu einer Einleitung in dasjenige, was nun von der Barriere in den Niederlanden folgen wird, zu dienen. Aus dem ersten Abschnitte dieser Abhandlung, wird meinen Lesern erinnerlich seyn, wie viel Mühe sich die Republik der vereinigten Niederlande gegeben, um an den spanischen Niederlanden eine Barriere gegen Frankreich zu erhalten, und daß sie es auch nach dem Ryßwicker Frieden dahin gebracht habe, daß ihr von Spanien das Besatzungsrecht in den Festungen Mons, Namur, Luxemburg, Charleroy, Ath und Oudenarde eingeräumt worden. Ein Hauptbewegungsgrund, warum die Republik die Hände zu den beiden Theilungstraktaten bot, war dieser mit, weil die spanischen Niederlande bei der übrigen spanischen Monarchie bleiben solten, und dem künftigen spanischen Monarchen mit zugeeignet wurden, wodurch sie dann, wegen ihrer Barriere, gesichert war. Allein durch das vom König von Frankreich angenommene Testament K. Karls des II. von Spanien, und durch die hierauf erfolgte Thronbesteigung Herzog Philipps von Anjou und dessen Besitznehmung der ganzen spanischen Monarchie, sah sich die Republik in ihrer Erwartung und Hofnung um so mehr getäuscht, weil den 6ten Hornung 1701 in alle Plätze der spanischen Niederlande, ja selbst in die, worin holländische Besatzungen lagen, französische Truppen, unter dem Namen der Hülfsvölker einrückten. Da die Anzahl der holländischen Truppen, in Vergleichung der französischen, sehr geringe war; so wurden sie nicht viel besser, als Kriegsgefangene betrachtet. Ja die Franzosen erlaubten ihnen endlich ihren Abmarsch gleichsam nur aus Gnaden, und nicht eher, als bis die Republik den Herzog Philipp von Anjou für einen König von Spanien anerkant hatte, welchem Beispiel auch hernach K. Wilhelm der III. von Großbritannien folgte, dessen Ministerium sowohl, als das Parlament, damals größtentheils durch französisches

Gold eingenommen war; S. Theatrum Europæum, T. XVI. p. 258. sq. & 262. und *Burnet* Histoire &c. T. II. P. I. p. 251. 253. & 278.

K. Ludewig der XIV. hofte indessen anfangs diese beiden Mächte, von denen er das meiste zu befürchten hatte, noch ferner einzuschläfern, und ließ sich daher mit ihnen in Unterhandlungen ein, welche auch der Republik der vereinigten Niederlande den Vortheil gaben, daß sie erst erwähntermaaßen, ihre Besatzung aus den spanischen Niederlanden frei zurückziehen, und mit denselben ihre äußerste Gränzen desto besser verwahren konte. Ob nun gleich seine Gesandten im Haag und zu London, nemlich der Graf von Briord, und der Graf von Tallard, bereits im November und December 1700, das dem Par[illegible]raktat schnurstracks zuwider laufende bisherige Vornehmen ihres Herrn, mit der künstlichen Unterscheidung zwischen Lettre und Esprit zu beschönigen suchten; so fanden sie doch damit kein sonderliches Gehör. Die im Namen ihres Hofes übergebene Vorstellung ging nemlich dahin, daß durch das Testament K. Karls des II. das so sehr gewünschte Gleichgewicht von Europa vollkommen hergestellt sey, und die Vereinigung der beiden Kronen zu Erhaltung eines beständigen Friedens in der Christenheit diene. Der letztere Theilungstraktat habe nichts anders, als diesen Endzweck zum Grunde gehabt, wenn man den Sinn und Geist, (Esprit,) desselben erwägen wolle; hingegen würde nothwendig ein allgemeiner Krieg entstehen, wenn man dem bloßen Buchstaben (Lettre,) nachgehen wolte. Und weil auch Frankreich alle Vortheile, die es durch eine Zergliederung der spanischen Monarchie, vermöge dieses Partagetraktats, für sich selbst erlangt hätte, willig und großmüthig aufgeopfert habe, um die erst genannte Monarchie ganz beisammen zu lassen; so hätte man Ursache, solche Mäßigung mit Dank zu erkennen, und in Ruhe und Friede zu leben; S. *Lamberty* l. c. T. I. p. 193. sqq. & 221-227.

Allein England und Holland waren nun einmal aus ihrem politischen Schlummer erwacht, und wolten sich mit dergleichen Vorspiegelungen nicht begnügen, sondern wie kurz darauf, nemlich im Hornung 1701 der König von Frankreich, obgedachtermaaßen die spanischen Niederlande mit seinen Völkern besetzte, und dadurch Holland in die äußerste Gefahr gerathen war; so hielt K. Wilhelm der III. von Großbritannien, nebst der Republik der vereinigten Niederlande, vor allen Dingen nöthig, sich mit einander auf das genaueste zu vereinigen. Und nachdem sich auch inzwischen K. Wilhelm seines Parlaments versichert hatte; so übergaben sein Gesandter und die Deputirten der Republik dem neuen französischen Gesandten, dem Grafen von Avaux, in zwei Schriften, die Anforderungen ihrer Souverains, die man bei dem *Lamberty* l. c. T. I. p. 403-408. in ihrem ganzen Umfange nachlesen

lesen kan. Der Hauptinhalt derselben geht dahin, daß sie 1) vor allen Dingen eine Genugthuung für das Haus Oesterreich, wegen dessen Ansprüche auf die spanische Erbfolge, welche in dem Theilungstraktate wäre regulirt worden, begehrten; 2) daß der Kaiser zu der gegenwärtigen Handlung mit eingeladen, und in dem zu errichtenden Traktate mit eingeschlossen werden solte. Ferner und 3) solte Frankreich, in einer kurzen bestimmten Zeit, seine Truppen aus den spanischen Niederlanden zurück ziehen, und diese hinführo bloß mit spanischen und wallonischen Truppen, die allein in des Königs von Spanien Diensten stünden, oder mit englischen und holländischen Hülfsvölkern besetzt; auch 4) den Generalstaaten zur Besatzung, ausschlußweise, Venlo, Ruremonde, Stephanswerth, Luxemburg, Namur, Charleroy, Mons, Dendermonde, Damme, und S. Damras, mit ihren Schlössern und Citadellen, an England aber Ostende und Nieupoort, dergestalt überlassen werden, daß dieselben in diese Pläße so viel Volk, als ihnen beliebte, einlegen, und die Festungswerke, nach ihrem Gefallen verbessern könten. Endlich verlangten sie auch 5) daß weder die spanischen Niederlande, noch sonst eine einige Provinz der spanischen Monarchie, in- oder außerhalb Europa, weder durch Heirath oder Testament, noch durch Erbschaft, oder auf einige andere Art und Weise jemals an Frankreich fallen; und 6) zur Garantie dieses Traktats alle andere Potenzen zugelassen werden solten. Frankreich wolte sich aber des erlangten großen Vortheils der Besitznehmung der spanischen Niederlande nicht so leicht begeben, sondern erbot sich allein zu einer Erneuerung des Ryßwickischen Friedens, und versuchte erst, die Republik Holland zu einem besondern Traktat zu vergleichen. Weil aber die beiden Seemächte fest darauf bestunden, nicht anders als in Gemeinschaft, und zugleich mit Oesterreich in Unterhandlungen zu treten, auch diese, ohne die Bewilligung der vergedachten Bedingungen, nicht zu hoffen waren; so wurden selbige endlich abgebrochen, und alles rüstete sich vielmehr zum Kriege. Es ließ zwar K. Ludewig der XIV. nachher den Generalstaaten nochmals beibringen, daß, weil er das Testament K. Karls des II. angenommen, mit dem Versprechen, die spanische Monarchie in ihrer bisherigen ganzen Consistenz zu erhalten, er für sich zu keiner Trennung antragen könte. Er zweifle aber nicht, daß Spanien sich endlich hiezu entschließen, und vielleicht Mayland dem Hause Oesterreich abtreten würde, wenn man sich bei demselben melden wolte. Allein, es war damals schon zu spät zu dergleichen Propositionen, und die Unterhandlungen über eine Allianz zwischen dem Kaiser, England und Holland, waren schon zu weit gekommen, auch der Anfang der kaiserlichen Waffen in Italien bereits zu glücklich gewesen, um sich damit aufhalten zu lassen.

Die Unterhandlungen über die erst er-

vereinigten Niederlanden diese ihnen so sehr angelegene Barriere noch mehr versichert wurde.

Man ergrif hierauf die Waffen gegen Frankreich und den Herzog von Anjou, und führte sie so glücklich, und mit so großer Eintracht, daß alle Versuche jener Krone, die Alliirten zu trennen, damals fruchtlos waren. Alle Alliirte verdoppelten vielmehr ihren Eifer, weil ein jeder glaubte, bei demselben das gemeinschaftliche Interesse befestiget zu seyn, mithin nicht leicht eine Eifersucht unter ihnen entstehen konte. Man hielt daher den Besitz der spanischen Monarchie, wozu das Haus Oesterreich zu gelangen suchte, für nothwendig zu Erhaltung des Gleichgewichtes von Europa, und die Barriere in den Niederlanden wurde nicht sowohl für eine Vermehrung der Macht von Holland, als vielmehr für ein nöthiges Bollwerk gegen den weitern Anwachs von Frankreich, und gegen alle besorgliche Unterdrückungen dieser Republik angesehen. Der nunmehr aller Orten ausgebrochene und für Frankreich sehr unglücklich laufende Krieg fiel dieser Krone bald zu schwer, und die erlittenen Niederlagen bewogen K. **Ludewig** den XIV., daß er sich schon im J. 1705, in der Stille, um einen Frieden bewarb, und durch verschiedene Emissarien, besonders den Präsidenten von Rouille, der sich in Holland eingeschlichen hatte, den ersten Antrag dazu dem Großpensionair thun ließ, in Hofnung, daß er bei dieser commercirenden, und deswegen jederzeit zum Frieden geneigten Republik am ersten Gehör finden würde. Zu dem Ende wurden auch verschiedene sehr künstlich verfaßte Schriften ausgestreuet.

Aus denselben gehört zu unserm Endzwecke besonders folgende Stelle: „Es sey kein Zweifel, daß Frankreich „zum voraus sich dazu verstehen würde, die Niederlande auf den Fuß, wie „sie vor dem Tode des verstorbenen Königs von Spanien gewesen, wieder „herzustellen, und seine Truppen daraus gänzlich wegzuziehen, damit die „vornehmsten Plätze wieder allein mit „holländischen Kriegsvölkern besetzt „werden könten, um dadurch die Barriere zu setzen, welche der Republik „Holland, zu ihrer Sicherheit, nothwendig, und auch England indirecte, „gleichwie ganz Europa, nützlich sey, „indem die Aufrechterhaltung und Vergrößerung der Macht dieser Republik „zur Sicherheit der Unabhängigkeit „und Freiheit dieses Welttheils diene.„ Ingleichen: „Man könte auch „den Partagetraktat, der vor dem Tode des Königs von Spanien sey gemacht worden, wieder zum Grunde „legen; nur, daß etwas weniges, so „den Engländern anstößig geschienen, „daran geändert würde. Dadurch bekäme der Erzherzog **Karl** insonderheit alle italiänische Staaten, und „die spanischen Niederlande könten „zur Sicherheit der Vereinigten gebraucht werden, als an welchem letztern Punkte ganz Europa gelegen sey, „indem diese Republik wegen ihrer „la-

„Lage, Macht, weitläuftigen Handlung, und wohl eingerichteten Regierung jederzeit das stärkste Bollwerk „der Freiheit und Unabhängigkeit der „christlichen Souverainen sey.„

Von diesen geheimen Unterhandlungen und Propositionen bekamen die Minister der hohen Alliirten im Haag zeitige Nachricht. Der kaiserliche Gesandte ließ auch eine Antwort auf eine von den ausgestreueten französischen Schriften austheilen, worin die falschen Kunstgriffe jenes Verfassers ziemlich deutlich entdeckt, und unter andern gegen die so oft empfohlne privative Besatzung der spanischen Niederlande bemerkt wurde, daß Frankreich dadurch nur eine Uneinigkeit und Eifersucht unter den Alliirten zu erregen suche. Es würde nicht allein eine Ungerechtigkeit seyn, die Niederlande, als ein uraltes Erbgut des Hauses Oesterreich, demselben zu nehmen, sondern es habe auch die Erfahrung sowohl im J. 1672, als auch noch kurz nach dem Absterben des leztern Königs von Spanien genugsam gewiesen, wie eine schwache Barriere diese holländische Besatzungen seyen. Es folge daher aus diesen französischen Vorstellungen von selbst, daß, wenn Europa frei und unabhängig bleiben wolle, England und Holland beständig einmüthig und zugleich bewafnet seyn müßten, u. s. w.„ Durch diese und andere nachdrückliche Vorstellungen, welche auch der Herzog von Marlborough unterstüzte, ließen sich die Holländer bewegen, den französischen Emissarien den Abschied zu geben, die auch im December 1705, unverrichteter Sachen, wieder nach Hause gingen. Man kan aber von dem bisher angeführten das weitere finden bei dem *Lamberty* l. c. T. III. p. 550-601.

Das folgende J. 1706 war für Frankreich noch unglücklicher. Nach dem Entsaze von Barcellona, brach die portugiesische Armee in das Herz von Spanien ein, und ließ zu Madrid den, vor drei Jahren zu Wien zum König von Spanien erklärten, und hierauf dahin abgegangenen Erzherzog Karln zum König ausrufen, welcher sich auch mit seiner Armee in Arragonien und Valentia ausbreitete. Der fast zu gleicher Zeit vom Herzog von Marlborough befochtene große Sieg bei Rameilles und Judoigne hatte zur Folge, daß die großen Städte in Flandern und Brabant sich Karln dem III. unterwarfen, Ostende aber, Menin, Dendermondo und Ath hierauf mit Gewalt genommen wurden. Und endlich nach dem Entsaze von Turin, unterwarf sich auch ganz Mayland dem Kaiser; ja das Jahr darauf mußten die Franzosen, nach der geschlossenen General-Capitulation, ganz Italien räumen, und sich nach Frankreich zurückziehn. Es hielten daher selbst einige Alliirte dafür, daß dadurch die Macht von Frankreich schon dermaßen geschwächt worden, daß es nicht zu frühzeitig sey, an einen Frieden zu gedenken. Hiezu gaben auch große Hofnung theils Frankreich

reich selbst, theils die Uneinigkeit im englischen Parlamente, welches mit dem Ministerium und der bisherigen Kriegsführung nicht völlig vergnügt war, theils der Einbruch des Königs von Schweden in Sachsen, welcher den Alliirten allerhand Sorgen machte. Der König von Frankreich ließ daher erstlich insgeheim bei einigen Deputirten der Generalstaaten, und hernach öffentlich durch Schreiben des Churfürsten von Bayern, vom 21ten October 1706, an den Herzog von **Marlborough** und an die Generalstaaten, Vorschläge zu einem allgemeinen Frieden thun, und zu einem Congreß zwischen Brüssel und Mons antragen.

Bei diesen Umständen besorgte der kaiserliche Hof, daß insonderheit die Republik der vereinigten Niederlande mögte wankend gemacht werden, und zwar um so eher, weil man mit ihr, wegen ihrer verlangten Barriere noch nicht zur Richtigkeit gekommen war. Vielmehr hatten sich, seit der im J. 1703, geschehenen Eroberung von Limburg, sowohl deshalb, als auch wegen der Interimsregierung der spanischen Niederlande, allerhand Schwierigkeiten erhoben, wovon man den *Lamberty*, l. c. T. IV. p. 312-319. nachlesen kan, welche sich durch die auf einander gefolgten Eroberungen in den Niederlanden nur immer vermehrten, indem die Holländer in denselben, wie in ihrem Eigenthume herrschten. Der Kaiser schickte daher den Grafen von **Sinzendorf** eilends nach dem Haag, um die Generalstaaten mit Beihülfe des Herzogs von **Marlborough**, zu eifriger Fortsezzung des Krieges, zu bewegen, und die Angelegenheit wegen ihrer Barriere, zu welcher sie die Vermittlung von England angenommen hatten, zur Richtigkeit zu bringen, mithin den Frieden mit Frankreich zu verhindern, bevor nicht die ganze spanische Monarchie K. **Karln** dem III. zugestellt seyn würde. K. **Ludewig** der XIV. hatte indessen schon unter der Hand der Republik Holland zu erkennen gegeben, daß er Willens sey, die italiänischen Staaten an K. **Karln** den III. abzutreten. Und als hernach die Sachen in Spanien für den Herzog **Philipp** von Anjou unglücklich liefen, erbot er sich, diesem allein die italiänischen Staaten, und K. **Karln** dem III. den Ueberrest der spanischen Monarchie, die Niederlande aber den Holländern zur Barriere zu lassen, auch ihnen noch dazu den Tarif vom J. 1664 zu bewilligen; S. *Lamberty* l. c. T. V. p. 266.

Die Fortsezung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

70tes Stück.

Montag, den 1ten September 1783.

Von der Barriere in den Niederlanden.

(Fortsetzung.)

Um nun allen üblen Folgen dieser Anerbietungen vorzubauen, wurde zwischen dem Grafen von Sinzendorf und dem Herzog von Marlborough verabredet, in den Conferenzen mit den Generalstaaten im Haag: 1) von denselben zu vernehmen, wie weit sie sich mit Frankreich in Friedenshandlungen eingelassen hätten; 2) die Antwortschreiben an den Churfürsten von Bayern mit einander zu verabreden, und darin von Frankreich zu begehren, daß es sich selbst wegen der Friedensbedingungen erklären solle, in Hofnung, daß es entweder durch eine allgemeine, ungewisse und zweideutige Erklärung sich verdächtig machen, oder eine Theilung der spanischen Monarchie vorschlagen, und dadurch die spanische Nation vor den Kopf stoßen, oder aber einige Privatvortheile einem oder anderm der Alliirten, vorzüglich vor dem andern, anbieten, und dadurch Gelegenheit geben würde, die Nothwendigkeit der Fortsetzung des Krieges bis zur gänzlichen Zurückgabe der spanischen Monarchie den Generalstaaten vorzustellen. Fürnemlich aber solte 3) diesen zu Gemüthe geführt werden, daß Frankreich, durch den bisherigen Krieg, noch nicht genug geschwächt, noch in die gehörigen Gränzen eingeschränkt worden, sondern wenigstens noch ein Feldzug, mit rechtem Eifer, an allen Orten vorzunehmen sey. Endlich 4) müßte auch vor allen Dingen die Sache der Barriere, vor dem Anfange aller Unterhandlungen mit Frankreich, richtig gemacht werden, weil sonst Frankreich nichts unterlassen würde, den Holländern hierin günstig zu seyn, um die in Spanien anzuwendenden Kräfte der Alliirten in den Niederlanden zu schwächen. Man solte daher zur Barriere die an den Gränzen von Frankreich gelegenen Plätze vorschlagen, theils um dadurch die Republik der vereinigten Niederlande zu weiterer Fortsetzung des Krieges zu verbinden, theils die künftig zu besorgende Erweiterung ihrer Herrschaft zu verhindern.

Als nun hierauf, den 9ten Nov. 1706,

1706, die Conferenzen im Haag mit den Generalstaaten angingen; so gaben diese ihre Neigung zum Frieden sehr deutlich zu erkennen. Sie führten zu dem Ende verschiedene Bewegungsgründe an, welche aber von dem Herzog von **Marlborough** und dem Grafen von **Sinzendorf** auf die Seite geräumt wurden. Endlich nach einer beschwerlichen Unterhandlung, wovon man die nachher anzuführenden Schriften weiter zu Rathe ziehen kan, verglich man sich doch einigermaaßen dahin, daß, wenn die Friedenshandlung angehen würde, 1) der westphälische Friede, mit einiger Modification, in Ansehung von Cöln und Bayern, zum Grunde gelegt; 2) Frankreich zur Restitution der ganzen spanischen Monarchie, und zwar dergestalt, daß solche auf keine Art und Weise jemals einem französischen Prinzen zu Theil werden möge, angehalten; jedoch theils um den Verdacht einer unnöthigen Verlängerung des Krieges zu benehmen, theils sich bei künftigen zu hoffenden Eroberungen, die Hände nicht zu binden, die Bedingungen, auf welche Spanien dem Hause Oesterreich zu übergeben sey, nicht benannt; 3) der Republik Holland wegen der Barriere und ihrer Handlung Genugthuung gegeben; 4) die königliche Würde von Preussen anerkant, und 5) die an Portugall und Savoyen versprochene Vortheile ihnen verschaft werden solten. Doch fand man nicht für gut, Frankreich hievon einige Eröfnung zu thun, sondern von dieser Krone vielmehr eine Erklärung zu verlangen, wozu sie sich verstehen wolle, bei dem Anfange der Unterhandlungen aber vorläufig auf die Restitution der ganzen spanischen Monarchie für K. **Karln** den III. zu dringen, ohne von einer Zergliederung derselben, und von einigen besondern Vortheilen der Alliirten etwas zu gedenken. Dem zufolge wurde unter dem 19ten und 20ten Nov. 1706 von dem Herzog von **Marlborough** und den Generalstaaten dem Churfürsten von Bayern geantwortet, daß man zwar bereit sey, mit Zuthun der sämmtlichen Alliirten, einen sichern und dauerhaften Frieden einzugehen; ehe man aber nicht von der Meinung des Königs von Frankreich eine eigentliche und nähere Erläuterung habe, könne man zu keiner Conferenz schreiten. Zu gleicher Zeit wurden auch alle Maaßregeln zu dem folgenden Feldzuge genommen, und die Fortsetzung des Krieges, bis auf eine nähere Erklärung von Frankreich fest beschlossen.

So viel hingegen die Unterhandlungen wegen der Barriere der Holländer betrift, so fanden solche damals so viele Schwierigkeiten, daß sie noch nicht zu Stande kommen konten. Der Graf von **Sinzendorf** war dahin angewiesen, daß er das spanische Geldern zu solcher Barriere bewilligen, jedoch nichts endliches zum Schlusse bringen, sondern die Entscheidung an K. **Karln** den III. verweisen solte. Die Republik Holland aber gründete sich auf die große Allianz, worin ihr eine Barriere sey

sey versprochen worden, um zu verhüten, daß sie künftig dergleichen Gefahr, als ihr im J. 1701 durch die französische Entwafnung und Arretirung ihrer Besatzungen in den spanischen Niederlanden begegnet war, nicht mehr zu befürchten haben mögte. Sie begehrte daher verschiedene Festungen in den spanischen Niederlanden, wovon zwar dem König von Spanien das Eigenthum und die Oberherrschaft in politischen Dingen zustehen, das Recht der Besatzung aber ihr allein gelassen, und so viele Einkünfte aus diesem Lande ihr angewiesen werden solten, als erfordert würden, solche Besatzungen zu unterhalten. Man stellte ihr zwar dagegen vor, daß, wenn die spanischen Niederlande dem Hause Oesterreich völlig restituirt seyn würden, solches die sicherste Barriere für die vereinigten Niederlande sey, ohne daß sie sich mit Besatzungen in denselben beladen dürfte, als wobei dem König von Spanien, in der That, nur der leere Name eines Herrn von solchen Landen übrig bleiben, und ihm auch alle Einkünfte derselben, so wie dem Adel alle Kriegsbedienungen benommen seyn würden.

Da nun aber die Generalstaaten von ihrem Begehren gar nicht ablassen wolten; so schlug ihnen endlich der Herzog von Marlborough, als Vermittler, vor: 1) daß, weil die Barriere gegen Frankreich zu verstehen sey, man solche an den Gränzen dieses Reichs formiren, und zu dem Ende die spanischen Niederlande dorthin zu erweitern, und alles wieder dazu zu bringen, sich bemühen solte, was seit Kaiser Karls des V. Zeiten die Krone Frankreich davon abgerissen hätte; 2) daß dasjenige, was zum Unterhalte der Besatzungen der Barriere aus dem Lande gezogen würde, den zum Unterhalte der spanischen Truppen in diesen Ländern angewiesenen Fond nicht erschöpfen solte; und 3) daß, weil Spanien zu der Zeit, da die Holländer einen Theil der Besatzungen ausgemacht hätten, doch allemal den Commendanten gesetzt habe, auch hierauf gehörige Rücksicht genommen werden müßte. Dieses veranlaßte neue Schwierigkeiten, welche nicht erörtert wurden; sondern die Generalstaaten erklärten endlich nur so viel, daß die Barriere aus den Plätzen Diedenhofen, Luxemburg, Namur, Charleroy, Maubenge, Valenciennes, Conde, Tournay, Ryssel, Menin, Ypern, Furnes, Nieupoort, Ostende und Dendermonde bestehen, und ihnen im Lande ein Fond, zu Unterhaltung von 40, oder wenigstens 30 Bataillons, zur Besetzung solcher Plätze, angewiesen werden solte. Anfangs begehrten sie auch Antwerpen; aber auf geschehenes Einwenden stunden sie wieder davon ab. Indessen merkte man sehr leicht, daß ihnen an Diedenhofen, Luxemburg, Mons und Charleroy so sehr viel nicht gelegen war, sie hingegen hauptsächlich zu Ostende, Nieupoort und Dendermonde, der Commerzien halber, eine Begierde hatten, welches aber nothwendig eine Eifersucht bei England erregen mußte.

Der Herzog von **Marlborough** war eben damals im Begrif, nach London abzugehen, um wegen dieser Sache nähere Verhaltungsbefehle zu holen. Es bediente sich daher der Graf von **Sinzendorf** dieser Gelegenheit, ihm vorzustellen, daß man nicht zugeben könne, daß die Holländer, unter dem Schein solcher Barriere, alles Commerzium in den spanischen Niederlanden, mit Ausschließung von England, an sich reißen, und auch sonst den Meister im Lande spielen solten. Man müsse sich daher vorsehen, daß die Plätze der Barriere nicht allzunahe an ihrem Lande lägen, und daß der stärkste Schutz des Landes von den spanischen Truppen, und nicht von den holländischen Besatzungen, vor allen Dingen aber die Commendanten in den Barrierplätzen von Spanien abhangen müßten. Zugleich übergab er ihm einen Entwurf, worin Gravelines, Acre, S. Omer, Valenciennes, Arras, Cambray, Conde, Bauchain, Maubeuge, Charlemont und Gixet zur Barriere, und so viel, als zum Unterhalte von 20 Bataillons, zu 600 Köpfen, erfordert würde, aus den Landeseinkünften ausgesetzt war; mit dem Anhange, daß den Generalstaaten frei stehen solte, die Besatzungen auf ihre eigene Kosten zu verstärken, und daß man, um dieses alles zu bewürken, keinen Frieden mit der Krone Frankreich eingehen könne, bevor sie nicht die ganze spanische Monarchie, und was derselben im pyrenäischen Frieden abgetreten worden, wieder herausgebe.

Nach der Abreise des Herzogs von **Marlborough**, stellte der Graf von **Sinzendorf** den Generalstaaten noch besonders vor, daß es nöthig sey, die Barriere aus solchen Plätzen zu formiren, die unter den Alliirten keine Eifersucht erwecken könten. Sie würden daher besser thun, von Ostende, Nieupoort und Dendermonde abzustehen, und daß man dem König von Spanien eben so wenig die Mittel benehmen könne, die Niederlande mit seiner eigenen Macht, und aus den Einkünften des Landes zu beschützen. Das Luxemburgische sey dem König von Spanien, wegen der Communication mit Deutschland allzu nöthig, und weil die Republik der vereinigten Niederlande ohnehin schon im Jahr 1648 das Oberquartier von Geldern einzutauschen bemühet gewesen: so könte solches bewerkstelliget werden, wenn man, den von Frankreich, vor Absterben K. **Karls** des II. von Spanien entrissenen Theil der Niederlande wieder zu erobern, sich angelegen seyn ließe. Weil nun aber dieses alles eine mehrere Ueberlegung erforderte, und ohne Beiseyn des Herzogs von **Marlborough** nichts geschlossen werden könte; so wurden die Conferenzen diesmal geendiget, und eifrige Zurüstungen zu dem bevorstehenden Feldzuge gemacht. K. **Ludewig** der XIV. aber erklärte sich auf das an den Churfürsten von Bayern ergangene Antwortschreiben nicht weiter; gab aber in einem Schreiben an den Pabst, vom 15ten Hornung 1707, bei dem *Lamberty*

berty l. c. T. IV. p. 496. sq. zu erkennen, daß es nur bei dem Hause Oesterreich stünde, einen Frieden auf die Bedingungen zu schließen, daß Mayland, Neapolis und Sicilien, nebst den übrigen Inseln im mittelländischen Meer, so zu Spanien gehörten, auf beständig mit demselben verknüpft, und der Republik Holland eine genugsame Barriere verschaft würde; allein man zog solches in keine weitere Betrachtung. Uebrigens findet man von den bisher erzählten Unterhandlungen über die Barriere noch umständliche Nachrichten bei dem *de la Torre*, l. c. T. IV. p. 287. sqq., dem *Lamberty* l. c. T. IV. p. 301. sqq., in den Lettres & Memoires sur la Conduite de la presente Guerre, T. I. p. 30. und dans la Conduite du Duc de *Marlborough*, p. 115-121.

In dem Feldzuge des J. 1707, fiel in den Niederlanden, wegen der Abwesenheit des Prinzen **Eugens** von Savoyen und des Herzogs von **Marlborough**, von denen der erstere die Armee in Italien commandirte, und der andere zu dem König von Schweden nach Alt-Ranstadt gereiset war, eben nichts wichtiges vor; aber im folgenden Jahr 1709 befochten diese beide Feldherren gegen die Herzoge von Burgund und Vendome den Sieg bei Audenarde, und eroberten nach einer harten Belagerung, Ryssel. Es machten auch die Alliirten noch mehrere glückliche Progressen, und brachten Frankreich dergestalt herunter, daß man Ursache hatte zu glauben, daß es genugsam gedemüthiget und entkräftet sey, und man ihm die Bedingungen zu einem Frieden, nach eigener Willkühr vorschreiben könte, Frankreich ließ auch, durch den Holstein-Gottorpischen Residenten im Haag, den Herrn von **Pattkun**, zu Anfang des J. 1709 aufs neue zu einem Frieden antragen, und es ging zu dem Ende Anfangs der Präsident **Rouille** und der Staatsrath **Voisin**, nach Holland, um über einen Frieden zu traktiren. In den mit einigen Deputirten der Generalstaaten angestellten Conferenzen hoften die französischen Minister um so mehr die Holländer zu gewinnen, wenn sie ihnen, nebst den vielen Vortheilen im Commercium, eine so große Barriere versprächen, daß auch verschiedene Plätze, welche zu K. **Karls** des II. Zeiten gar nicht mehr zu den spanischen Niederlanden gehört hatten, und von den Alliirten noch nicht waren erobert worden, darunter begriffen seyn solten. Der Endzweck des Königs von Frankreich war hiebei unstreitig dieser, Holland zu einem besondern Frieden zu bewegen, und die große Allianz zu trennen. Dann dergleichen Barriere stimmte mit den Absichten des Hauses Oesterreich eben so wenig überein, als die Theilung der spanischen Monarchie. Allein die Holländer zeigten damals eine große Aufrichtigkeit und Standhaftigkeit, und wolten durchaus ohne Einwilligung oder Vorwissen der übrigen Alliirten nichts traktiren.

Einige Zeit hernach schickte der Kö-

gehängt ist, solle den Generalstaaten eigenthümlich bleiben, und Rodenhuyssen, diesseits Gent, rasirt werden.

Ferner sollen, laut des Art. 7., die Generalstaaten zu Kriegszeiten, oder bei einem besorgenden Angriffe, in alle Städte und Pläze der spanischen Niederlande, wo es die Kriegsraison erfordern wird, so viel Truppen, als sie nöthig finden, legen, und Art. 8. an die Orte, wo ihre Garnisonen liegen, alle Kriegsmunition, Waffen, Materialien zur Befestigung, u. s. w. ohne Zoll und Auflagen führen; auch Art. 9., die Gouverneurs, Commendanten und andere Kriegsofficiere daselbst sezen können, ohne daß solche von jemands Befehlen, was das zum Krieg gehörige und die Sicherheit solcher Pläze betrift, abhangen sollen. Ingleichen sollen sie, vermöge des Art. 10., die gedachten Pläze und Forts befestigen und ausbessern können, wie sie es, zu ihrer Sicherheit nöthig finden würden. Es solten auch, nach dem Art. 11. den Generalstaaten alle Einkünfte der Pläze, Castellaneyen und Zubehörungen, wovon die Krone Spanien, zur Zeit des Absterbens K. Karls des II., nicht im Besize gewesen, und die zu ihrer Barriere ausgesezt sind, zugehören, und überdies von den sichersten Einkünften der spanischen Niederlande, die K. Karl der II. besessen, noch eine Million Livres, auf alle drei Monate 100,000 Thaler zu bezahlen, angewiesen werden, um darin die Besazzungen, Festungswerke und Magazine zu unterhalten. Zu dem Ende solten die obgedachten Castellaneyen erweitert, und insonderheit zu Ypern die von Cassel, und zu Ryssel die von Dovay geschlagen werden. Uebrigens solte, laut des Art. 12., keine Stadt oder Plaz von den spanischen Niederlanden jemals, unter einigem Titel, an die Krone Frankreich, oder an einen Prinzen aus dem französischen Stamm gelangen können. Auch solle nach dem Art. 13. die Königin von Großbritannien behülflich seyn, daß alles dieses in dem Traktate, den die Generalstaaten, vermöge des 9. Artikels der großen Allianz, wegen der Barriere mit K. Karln dem III. zu schließen haben, bestätiget werde; welchen Traktat sie demnächst garantiren solle. Zu mehrerer Sicherheit aber sollen, Art. 14. die Generalstaaten in alle bereits eingenommene Pläze dieser Barriere, und in alle die noch eingenommen werden würden, ihre Garnisonen legen, ehe noch der Friede erfolgte, ohne daß K. Karl der III. bis dahin die Niederlande, weder ganz, noch zum Theil, in Besiz nehmen möge.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

71tes Stück.

Freitag, den 5ten September 1783.

Von der Barriere in den Niederlanden.

(Schluß.)

Hiernächst und im 15ten Artikel verspricht die Königin von Großbritannien, daß die Generalstaaten wegen desjenigen, was in dem 14ten und 15ten Artikel des Münsterischen Traktats mit Spanien vom J. 1648, wegen Verschließung der Schelde bei ihrem Ausfluß in das Meer, und wegen der Auflagen in den flandrischen Seehafen stipulirt worden, nicht beunruhiget, noch das Commercium, weder durch Seehafen, noch durch den gedachten Fluß und Kanäle, gegen die Seite der vereinigten Niederlande, in Gang gebracht werden solle. Nach dem 16ten Artikel aber verbanden sich beide Potenzen, einander allen nöthigen Beistand zu leisten, um die protestantische Thronfolge in Großbritannien, und die Barriere in den Niederlanden zu beschützen; worüber man sich, nach dem Art. 17. in einem besondern Traktate weiter vergleichen wolte. Diesem Traktate waren noch zween Nebenartikel angehängt, in deren erstem die Königin versprach, den Generalstaaten behülflich zu seyn, daß ihnen zufolge des 52ten Artikels vorgedachten Münsterischen Friedens das Ober-Quartier von Geldern, und zwar ohne ein Aequivalent, eigenthümlich abgetreten und verstattet werden solte, zu Lüttich, Huy und Bonn ihre Besatzungen zu halten. In dem andern aber versprach sie gleichfalls ihre Beihülfe, den Generalstaaten eine Erweiterung ihrer Gränzen gegen das spanische Flandern, welches an einigen Orten bis unter die Kanonen der holländischen Plätze reichte, zu verschaffen.

Dieser zwischen England und Holland wegen der Barriere geschlossene Traktat, war für die Republik Holland sehr vortheilhaft; allein die das Jahr darauf in England vorgefallene Veränderung mit dem Ministerium und dem Parlamente veranlaßte auch eine Veränderung in den Gesinnungen der Königin von Großbritannien und den bisher beobachteten Staatsmaximen. Da durch das im J. 1711 erfolgte unbeerbte Absterben Kaiser Josephs des I. die sämmtlichen österreichischen Erbländer seinem Bruder K. Karln

 dem

dem III. zufielen, und dieser hierauf auch zum römischen Kaiser erwählet wurde; so wußten der, seit der Höchstätter Schlacht in England sich als ein Kriegsgefangener aufhaltende Marschall von Tallard und andere französische Emissarien die nunmehrige Vereinigung der spanischen Monarchie mit den übrigen Erbkönigreichen und Ländern des Hauses Oesterreich unter einem Oberhaupte so gefährlich vorzubilden, daß sie die Königin und ihr Ministerium dahin bewogen, von den bisherigen Maaßregeln abzugehen, und den Frieden mit Frankreich, nach ganz der großen Allianz zuwider laufenden Grundsätzen, durchzusetzen. Zu dem Ende sezte sie, zu Abhandlung des allgemeinen Friedens, Zeit und Ort auf den 12ten Jenner des J. 1712 nach Utrecht eigenmächtig an, welches sich dann auch die übrigen Alliirten, nachdem sie vergeblich Vorstellungen dagegen gethan hatten, mußten gefallen lassen, worauf auch der Friedenscongreß zu Utrecht den 29ten des obbesagten Monats und Jahrs eröfnet wurde. Bei diesen Handlungen wurde nun zwar immer auch der Barriere in den Niederlanden gedacht; aber man merkte bald, daß es von Seiten Englands nicht mit dem Eifer, und nach den Grundsäzen geschah, welche der Traktat vom J. 1709 erforderte. Ja die Republik Holland sah sich, bei der damaligen Lage des Krieges genöthiget, noch während der Utrechtischen Friedenshandlungen mit Großbritannien, den 30ten Jenner 1713, einen neuen Barrieretraktat zu schließen, welchen man bei dem *Du Mont* l. c. T. VIII. P. I. n. 144. p. 322-324. und bei dem *Lamberty* l. c. T. VIII. p. 34-42. coll. T. VII. p. 322-328. nach seinem ganzen Inhalte nachlesen kan.

Gleich zu Anfange desselben heißt es: der Barrieretraktat vom J. 1709 enthalte verschiedene Artikel, die einer weitern Erläuterung bedürften, und Großbritannien schimpflich, gefährlich und dessen Commercium und Interesse nachtheilig schienen, einige auch der jezigen Zeit nicht mehr gemäß und zuträglich wären. Außerdem sey in dem 17ten Artikel desselben festgesezt worden, daß man sich wegen einer Garantie des weitern vergleichen wolle, welches bisher noch nicht geschehen sey, mithin habe man einen neuen Traktat errichten wollen, Kraft dessen: 1) der Traktat vom J. 1709, nebst den zwei Nebenartikeln, hinführo null und nichtig seyn solle. 2) Wenn Jemand die, durch Parlamentsakten eingeführte, und auf das Haus Hannover festgesezte protestantische Erbfolge von Großbritannien, directe oder indirecte anfechten wolte; so solten die Generalstaaten, auf die hernach im 14ten Artikel angezeigte Weise, dieselbe vertheidigen helfen. Dagegen wolle sich 3) die Königin von Großbritannien, zufolge des 5ten Artikels der großen Allianz vom J. 1701 angelegen seyn lassen, daß in dem Friedenstraktate nicht allein die spanischen Niederlande, sondern auch die Pläze, die man daselbst weiter erobert hat, oder noch erobern und

und dazu nöthig befinden würde, den Generalstaaten zur Barriere dienen mögten. Zu dem Ende verglich man sich 4) daß die Generalstaaten ihre Besazungen in den nachfolgenden Pläzzen halten, und nach Gefallen vermehren und vermindern könten, als Furnes, Fort Knoocke, Ypern, Menin, Dornick, Mons, Charleroy, Namur, Gent, und in den Forts la Perle, S. Philippe und Damm, das Fort S. Donas bei Nuys aber solte ihnen eigenthümlich zustehen, hingegen das Fort Rodenhuysen diesseits Gent geschleift werden. 5) Auf den Fall, wenn die Generalstaaten mit Frankreich würklich im Kriege begriffen, oder in augenscheinlicher Gefahr seyn, von Frankreich angegriffen zu werden, solle ihnen frei stehen, so viel Volk in diese Pläze zu schicken, als sie für nöthig befinden werden. Sie solten auch 6) alle Kriegsmunition und andere Nothwendigkeiten für die Besazungen zollfrei und ungehindert einführen; imgleichen 7) die Gouverneurs, Commendanten und andere Officiere in den Städten und Forts, worin sie Besazzungen hätten, nach ihrem Belieben sezen dürfen; und 8) ihnen frei stehen, solche Pläze zu befestigen, die Festungswerke auszubessern, und alles zu thun, was zur Erhaltung derselben ihnen nöthig dünken würde.

Hiernächst und 9) solten von den Plätzen, welche vorher nicht bei den spanischen Niederlanden gewesen, sondern in diesem Kriege erobert worden, und zu dieser Barriere gehörten, alle Einkünfte, die nicht zur Civilregierung gehörten, zum Unterhalte der holländischen Besazungen verwendet, zu den übrigen Spanien zugehörigen und zur Barriere geschlagenen Städten aber eine Million Gulden jährlich, oder 100000 Thaler alle Vierteljahr, angewiesen werden; jedoch alles mit dem Beding, daß den Generalstaaten nicht erlaubt seyn solle, an einigen Orten neue und höhere Zölle anzulegen. Uebrigens aber solle 10) keine Stadt, Festung oder Herrschaft der spanischen Niederlande jemals weder durch Tausch, Kauf, Abtretung oder andere Art an Frankreich oder einen französischen Prinzen kommen können. Wohl aber solle 11) die Königin, vermöge des 9ten Artikels der großen Allianz vom J. 1701, alles mögliche beitragen, daß in dem Traktat, welchen die Generalstaaten mit dem Kaiser wegen der Niederlande schließen werden, diese Barriere mit eingerückt werde, und sie will alsdann solche auch garantiren; und solle 12) ehe und bevor nicht solches geschehen, und die Commercien und das Interesse von England und Holland, nach derselben regulirt worden, die bisher geführte Administration nicht aufgehoben werden. Damit nun aber 13) dem Commercium von Großbritannien, durch die Barriere, und insonderheit den vorstehenden 6ten Artikel dieses Traktats kein Eintrag geschehe, so sollen die Unterthanen dieser Krone in allen Barriereplätzen gleiche Freiheit, als die Holländer, genießen, und die im 6ten Artikel dieses Traktats bedungene Zollfreiheit

 auf

auf keine Kaufmannswaaren ausgedehnt, und deswegen diese auf keine Schiffe, worin Kriegsprovisionen sind, geladen werden. Man solle sich auch, wo möglich 14 Tage nach der Ratification dieses Traktats, mit dem Kaiser wegen der Commercien in den spanischen Niederlanden vergleichen. So viel aber 14) die beiderseitige Garantie betrift, so solle selbige nicht anders, als auf vorgängiges Ansuchen, und zwar von Großbritannien mit 10000, und von Holland mit 6000 Mann zu Fuß, und zugleich noch von jedem mit 26 Kriegsschiffen auf Kosten des Helfenden geleistet, und auf den Nothfall solcher Beistand vermehrt, auch sogar der Krieg dem Feinde angekündiget werden. Endlich 15) sollen auch sonst noch alle Potenzen, welche hiezu beitreten wollen, mit gemeinsamen Gutbefinden eingeladen und angenommen werden.

Unter andern Veränderungen, die bei diesem neuen Barrieretraktat vorgegangen sind, ist besonders merkwürdig, daß der besondere Artikel des Traktats vom J. 1709, das Ober-Quartier von Geldern betreffend, in dem gegenwärtigen gänzlich weggelassen worden. Solches geschah fürnemlich deswegen, weil der König von Preussen von etlichen Orten dieser Provinz im Besitze war, und England und Frankreich, um ihn zu gewinnen, ihm solche zum Eigenthume zu verschaffen versprochen hatten. Es wurde daher zwischen den kaiserlichen, englischen und holländischen Ministern Handlung gepflogen, und der erstere ließ sich erst mit großer Mühe bewegen, den 2ten April zu Utrecht mit den preussischen Ministern einen Traktat einzugehen, der aber vom Kaiser nicht ratificirt wurde. Der Inhalt dieses, bei dem *Du Mont* l. c. T. VIII. P. I. n. 150. p. 337-339. und beim *Lamberty* l. c. T. VIII. p. 45-48. befindlichen Traktats ist unter andern folgender. Nachdem bereits Kaiser Leopold versprochen hätte, ein und andere Forderungen, womit der verstorbene K. Karl der II. von Spanien dem König von Preussen verhaftet gewesen, deren Befriedigung auch von Preussen verlangt, und deshalb ein ansehnlicher Theil des Ober-Quartiers von dem spanischen Geldern inne behalten worden; so habe man, zu Stiftung eines guten Vernehmens, sich verglichen, daß 1) der König von Preussen seinen obgedachten Forderungen entsagen, und seine Besatzungen aus Venlo und dem Fort S. Michel ausziehen lassen wolle. Dagegen würde ihm 2) der übrige Antheil des Ober-Quartiers von Geldern, den er jetzo inne habe, abgetreten, nemlich die Stadt Geldern mit dem dazu gehörigem Amte, nebst Straben, Wachtendonk, Middelaer, Walbeck, Aeassen, Aefferden, Well, Racy und klein Kevelaer, wie auch das Land Kessel, ausgenommen Erckelen, mit allen Zubehörungen, und allen Lehenschaften, die innerhalb obgemeldeter Distrikte gelegen sind; jedoch 3) mit Beibehaltung der catholischen Religion in dem Zustande, wie sie zu K. Karls des II. Zeiten gewesen. Ferner und 4) solle der Bischof zu Rüremonde von dem Kai-

Kaiser ernannt, und bei seiner geistlichen Jurisdiktion gelassen; auch 5) den Ständen des Landes ihre Freiheiten, vermöge des zu Venlo, im J. 1543, geschlossenen Traktats beschworen, und 6) keine neue Festung an der Maas in dem geldrischen Bezirke gebauet werden. In einem besondern Artikel versprach noch der König von Preussen, daß er über die bereits eingegangenen Traktaten sich noch genauer mit dem Kaiser zusammen setzen wolle, damit die Niederlande, nebst dem Ueberreste des Ober-Quartiers von Geldern, bei dem Hause Oesterreich verbleiben mögen.

Hiemit war nun auch dieses Hinderniß gehoben, und in dem den 11ten April 1713 zu Utrecht geschlossenen Frieden zwischen Frankreich und den Generalstaaten, übergab jene Krone an diese die gesammten spanischen Niederlande für das Haus Oesterreich. Aus diesem Friedensschlusse, den man beim *DuMont* l. c. T. VIII. P. I. n. 156. p. 366-377. und beim *Lamberty* T. VIII. p. 121-143. vollständig nachlesen kan, gehören fürnemlich zu unserm Endzwecke der 7te Artikel, nebst den folgenden bis zum 14ten. Vermöge derselben, und zwar Art. 7. übergab der König von Frankreich den Generalstaaten zu Gunsten des Hauses Oesterreich, was er oder seine Alliirte noch in den spanischen Niederlanden besitzen. Es solle auch das Haus Oesterreich in den Besitz der gedachten spanischen Niederlande, um dieselben auf ewig zu genießen, gesetzt werden, so bald als die Generalstaaten sich mit demselben, wegen der Barriere, verglichen hätten. Jedoch mit dem Verstande, daß von dem Ober-Quartier von Geldern alles, was der König von Preussen würklich inne hat und besitzt, nemlich die kurz vorhin genannten Städte und Aemter, demselben verbleiben, und die Generalstaaten ihre Völker aus den besagten Orten ziehen, und alles räumen solten. Jngleichen solte für die Prinzeßin Ursini und ihre Erben, in dem Herzogthume Luxemburg oder Limburg, eine Landschaft von 30000 Rthlr. Einkünften ausgesetzt, und zu einem Fürstenthume gemacht werden. Dem zu Folge wolte Art. 8. der König von Frankreich, längstens 14 Tage nach Auswechselung der Ratificationen, den Generalstaaten übergeben das Herzogthum und die Stadt und Festung Luxemburg, mit der Grafschaft Chiny, die Grafschaft, Stadt und Schloß Namur, wie auch die Städte Charleroy und Nieupoort, mit allen Zugehörungen, in dem Stande, wie sie sich jetzo befinden.

Weil aber, (Art. 9.) K. Philipp der V. von Spanien dem Churfürsten von Bayern die spanischen Niederlande, mit der völligen Souverainität und Eigenthume abgetreten; so versprach der König von Frankreich, von demselben eine Akte zu verschaffen, worin er alle seine Rechte und Ansprüche auf die gedachten Niederlande an die Generalstaaten, zu Gunsten des Hauses Oesterreich, abtrete, und dieses für den rechtmäßigen und souverainen Herrn dieser Niederlande erkenne, welche Cessionsakte, am Tage der Auswechselung der Ra-

Ratificationen dieses Traktats, der Königin von Großbritannien zugestellt werden solle. Jedoch solle der Churfürst von Bayern die Souverainität und die Einkünfte von Luxemburg, Namur und Charleroy, nebst ihrem Zubehör, so lange behalten, bis er in alle seine Länder, mit Ausnahme der Obern-Pfalz restituirt, in den Rang eines neunten Churfürsten, und in den Besitz des Königreichs Sardinien und königlichen Titels gesetzt worden. Es solle auch der Churfürst von Bayern, so lange er die Souverainität der vorgedachten Länder habe, seine Truppen in den Dependenzen des Herzogthums Luxemburg, doch nicht in größerer Anzahl, als 7000 Mann, halten, keine Truppen der Generalstaaten aber, allein die Besatzungen zu Luxemburg, Namur und Charleroy ausgenommen, in den erst erwähnten Dependenzen sich aufhalten und durchpassiren können. Ob auch gleich (Art. 10.) der Churfürst von Bayern die Souverainität und Einkünfte von Luxemburg, Namur und Charleroy behält, so sollen doch derselbe, sein Bruder, der Churfürst von Cölln, und der König von Frankreich alle ihre Truppen daraus wegziehen, bloß allein die mehr besagten Dependenzen von Luxemburg ausgenommen, und die Kriegsvölker der Generalstaaten sollen diese Festungen besetzen. Die Stadt und das Herzogthum Luxemburg aber, imgleichen die Stadt und Grafschaft Namur, nebst der Stadt Charleroy, mit ihren Dependenzen, sollen zu der Million holländischer Gulden, welche zum Unterhalte der holländischen Garnisonen bewilliget worden, ihren Antheil geben.

Ferner trat, nach dem Art. 11. der König von Frankreich, für sich und seine Erben, an die Generalstaaten, zu Gunsten des Hauses Oesterreich, ab alles Recht, so er auf die Stadt Menin mit ihrem Distrikte, und auf die Stadt Dornick mit allen ihren Dependenzen haben mag, bloß S. Amand, mit seinen Zugehörungen, und Martagnes ohne dieselben, ausgenommen, als welche dem König verbleiben solten, jedoch daß am leztern Orte keine Festungswerke und Schleussen angelegt werden solten. Die Generalstaaten aber versprachen, daß sie die erst gedachten Pläze, mit ihren Dependenzen, dem Hause Oesterreich wieder abtreten wollen, so bald sie mit demselben deswegen überein gekommen sind. Gleichergestalt cedirt der König von Frankreich, für sich und seine Erben, zu Gunsten des Hauses Oesterreich, alles Recht, so er auf Furnes, Furner-Ambacht, die acht Kirchspiele und das Fort Knoocke mit begriffen, imgleichen die Städte Loo und Dixmuyden, mit ihren Dependenzen, Ypern mit seiner Castellaney, Rausselaer mit begriffen, nebst Warneton, Commines und Warwick haben mag. Zugleich versprach er, diese Pläze längstens in zwei Wochen nach Auswechselung der Ratificationen, zu räumen, und sie den Generalstaaten zu übergeben, damit sie solche hernach dem Hause Oesterreich wieder zustellen können,

so-

sobald sie sich mit demselben darüber verglichen haben. Uebrigens solle (Art. 13.) die Schiffahrt auf der Lis, von dem Ausflusse der Deule bis hinauf von allem Zoll und Imposten frei seyn. Und (Art. 14.) sollen auch keine Provinz, Stadt, Festung oder Platz der spanischen Niederlande, oder die, welche vom König von Frankreich abgetreten worden, jemals an die Krone Frankreich oder einigen Prinzen des königlich französischen Hauses, weder durch Kauf und Schenkung noch unter einigem andern Titel fallen können.

Da Kaiser Karl der VI., bekanntermaaßen an dem Utrechter Frieden keinen Antheil nahm, sondern wider denselben, durch seine zu Utrecht sich aufhaltende Gesandten, protestiren ließ, und den Krieg gegen Frankreich fortsetzte; so behielten die Generalstaaten die meisten Festungen in den spanischen Niederlanden besetzt, und räumten dieselben nicht eher, als bis sie sich mit dem Kaiser, wegen ihrer Barriere, verglichen hatten, welches aber erst zwei Jahre hernach, nach einer sehr beschwerlichen Unterhandlung geschah. Jedoch davon, und von den übrigen Schicksalen der Barriere bis zu ihrer nunmehro geschehenen Aufhebung soll demnächst im dritten und letzten Abschnitte dieser Abhandlung weitere Nachricht erfolgen.

Von Vermehrung des Rocken durchs Verpflanzen.

In einer Gesellschaft, wo ich gegenwärtig war, wurde von Vermehrung des Rocken gesprochen, und sagte einer darin: er habe ehemals gehöret, der Rocken vermehre sich sechzigfältig durch folgendes Verpflanzen. Es müßten nemlich die Rockenkörner bald nach Johannis beinahe auf einen halben Fuß Weite von einander gepflanzet werden; und diese Körner trieben gegen die Zeit der Verpflanzung Stauden von vielen Zweigen. Diese Stauden müßten um die Zeit, wenn der Rocken gesäet würde, heraus genommen, Pflanzenweise von einander gerissen, und dann gepflanzet werden.

Ich dachte der Sache nach, und glaubte, er müßte sich viel mehr und zum wenigstens zweimal sechzigfältig vermehren; und es fiel auch damit über mein Erwarten aus. Ich beschloß also einen kleinen Versuch damit zu machen, und pflanzte zu Ende Junius in Gartenland, wo kurz vorher Kopfsallat, der ziemlich gut gedünget gewesen war, gestanden hatte, etliche 60 Körner. Weil aber der Maulwurf diesen Fleck zu sehr herum gewühlet, so bekam ich nur dasmal 26 Stauden zum verpflanzen. Von diesen pflanzte ich den 9ten September 14 Stauden, wovon die stärkste von 21, und die geringste von 11 Sprossen oder Pflanzen waren, und erhielt von diesen 14 Stauden 260 Pflanzen. Da selbige so frisch und munter fort-

fortwuchsen, wolte ich es hierbei nicht bewenden lassen, sondern pflanzte den 30ten September meine übrigen 12 Stauden, und bekam aus einem Garten auf der Nachbarschaft noch 13 Stauden dazu, wovon ich 489 Pflanzen erhielt. Nachher bekam ich nach und nach bis zum 11ten October aus gedachtem Garten derer mehrere, und also in allem 121 Stauden, die ich verpflanzet habe. Jede dieser Pflanzen war, wie bereits gedacht ist, von einem Korn gewachsen. Ich hatte nunmehr also 2940 Pflanzen bekommen, und die stärkste Staude enthielt 78 Pflanzen, die übrigen aber auch minder, doch die geringste Staude 11.

Diese Pflanzen hatte ich auf gutes Geestland 15 Schritt lang und 6 Schritt breit, worauf Gartenbohnen gestanden, und das gut gedüngt war, beinahe einen halben Fuß von einander gesetzt. Nachdem auf einer jeden Pflanze aufs neue Zweige von 4, 5, 6 bis 20 Halmen hinauf geschossen waren, wo auf einem jeden der mehrsten Halme eine Aehre eines Quartiers Länge sich befand, auch die Körner im Verhältniß mit dem auf dem Felde viel größer waren; so hatte ich eine Ausbeute von 28 Pfund 26 Loth reinen Korns wieder erhalten. Weil das zählen dieser Körner zu langweilig und mühsam gewesen seyn würde, um die Vermehrung zu wissen, so habe ich das Wägen desfalls erwählt. Und da hat es sich dann ergeben, daß die 121 Körner, worin die ganze Aussaat bestanden und $\frac{1}{4}$ Loth gewogen, nach der richtigsten Ausrechnung sich zu 3684 mal vermehrt gehabt haben.

Ob gleich nun dieses eben nichts neues ist, indem ich vor kurzem gelesen, daß die Vermehrung des Korns durchs Verpflanzen in Holland und England vor einigen Jahren bereits auch versucht worden, wie Herr Martinet in seinem Catechismus der Natur, 4tem Theile, Seite 276 und 277. anführet; so habe doch meinen Versuch, der jenem vollkommen gleich kömt, auch kund machen wollen: und vielleicht ist dergleichen in Deutschland noch nicht nach gemacht worden. Ich werde mich bemühen mit einer geringen Aussaat an Körnern diese Versuche weiter zu treiben, um, wo nicht diese Vermehrung auf eine ganze, doch wenigstens auf eine halbe Jahrs Consumtion für eine Person zu bringen zu suchen, und dabei werde ich alsdenn Zeit und Mühe in Anschlag bringen.

Es versteht sich aber von selbst, daß es nicht ins allgemeine gehen kan, sondern immer nur ein Beweiß bleibt, wie behülflich die Natur bei Ordnung und Fleiß sey.

Borstell bei Achim. J. Böhne.

Hannoverisches Magazin.

72tes Stück.

Montag, den 8ten September 1783.

Die Preisfrage: wegen der vortheilhaftesten Arbeiten für Werk- und Zuchthäuser betreffend. *)

Die Königl. Gesellschaft der Wissenschaften hat über die auf den November vorigen Jahrs aufgegebene Preisfrage wegen der vortheilhaftesten Arbeiten für Werk- und Zuchthäuser, einen Aufsatz mit dem Wahlspruch: Unter den stachlichten Dornen suche und finde ich die schönsten Rosen, erhalten, auf den gewiß, wenn er zu rechter Zeit eingeschickt wäre, vorzügliche Rücksicht genommen worden seyn würde; welches nun, da die Zeit zu Ertheilung des Preises längst vorbei ist, nicht mehr geschehen kan. (s. Anz. 1782. S. 1181.) Jedoch wird folgende Nachricht erlaubt seyn. Der Verfasser, ein wohldenkender, erfahrner Mann, hoffet von der Verarbeitung des Flachses so viele Vortheile, daß Werkhäuser keinen Zuschuß zu haben brauchen. Aber er giebt auch solche Regeln an, die bisher wohl noch nicht beobachtet sind. Das Werkhaus soll mit den geringsten Kosten errichtet, mit der strengsten Aufsicht unterhalten und gar nicht als ein Strafhaus eingerichtet werden. Es soll auch deswegen den Namen eines Landhospitals erhalten, und vom Zuchthause ganz getrennet werden, doch soll es zugleich für dieses den Ankauf der Materialien und Verkauf der Waaren besorgen. Die Arbeiter sollen durch keine besondere Kleidung verächtlich gemacht werden. Die große Schwierigkeit, daß das Werkhaus nicht auf beständige Arbeiter rechnen kan, welche bei vielen Vorschlägen gar nicht genannt worden, ist dem aufmerksamen Verfasser nicht entwischt. Er hält aber nur wenige Fälle möglich, wo Arbeiter wieder entlassen werden müssen, als z. B. wenn einer durch Erbschaft oder andere glückliche Zufälle, außer dem Werkhause leben könte, u. s. w. Inzwischen dünkt uns doch hier noch immer die wichtigste Ursache zu liegen, warum schwerlich das Haus ohne beständigen ansehnlichen Zuschuß fortdauern werde. Solte der

*) Aus dem 127ten Stück der Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen, vom 9ten August 1783.

der Austrit so sehr erschwert werden, so würde es doch jederzeit für ein Zuchthaus angesehen werden, welches, wie der Verfasser richtig bemerkt, nicht geschehen solte. Die sorgfältigen Berechnungen der Ausgaben und Einnahmen, lassen sich hier, so wie viele andere lesenswürdige Bemerkungen, nicht berühren. Recensent wünscht, daß es dem Verfasser gefallen möge, seinen Namen anzuzeigen und den Druck seines Aufsatzes zu erlauben, der sonst, auf Verlangen, zurückgegeben wird.

Einige die Gesundheit betreffende Anmerkungen.

Ich habe im 8ten und 9ten St. dieses Magazins, vom J. 1778, angefangen unter vorstehendem Titel einige Bemerkungen mitzutheilen, die für das Beste meiner Nebenmenschen nicht unwichtig sind, und habe mir durch die Befolgung meiner daselbst mitgetheilten Rathschläge schon manche Freude machen gesehen. Ich setze demnach abermal einige hierher, von welchen ich ebenfalls Ursache habe guten Erfolg zu hoffen.

1) So nöthig es ist, daß die in den Speisen und Getränken enthaltene Luft im Magen und in den Gedärmen sich entwickele, und, indem sie dadurch die Nahrungsmittel in die feinsten Theilchen gleichsam zersprengt, zu deren Verdauung ein so fürtrefliches als nothwendiges Hülfsmittel werde; eben so nöthig ist es, daß diese Luft, theils weil sie ihre Reinheit verloren, theils aber auch der aufs neue eingeführten Platz machen muß, da sie sonst sowohl wegen ihrer Untauglichkeit als auch wegen ihrer Menge schädlich werden würde, eben so nöthig ist es, sage ich, daß diese überflüßige Luft nun durch andere Wege wieder ausgeführet werde. Wenn aber die Gedärme voller Schleim, oder auch wegen anderer Ursachen schwach sind, desgleichen, wenn Krämpfe ihre Gewalt in ihnen äußern, so geht diese verdorbene Luft unter dem Namen der Blähungen oder Winde nicht ab; sondern sie sammelt sich hier und da und dehnet den Darm an der Stelle, sonderlich wenn man sich bei dem davon entstandenen Schmerze aus Unwissenheit der warmen Deckel bedient, wie ich solches in meinem ersten Aufsatze gerüget habe, aufs heftigste aus, und verursachet sogenannte Blähungs- oder Windkoliken, die mit einem sehr grausamen Schmerze vergesellschaftet sind, über dessen Heftigkeit diejenigen Personen, die öfters damit geplaget werden, nicht genug klagen können: was Wunder also, wenn diese jeden guten Rath mit Freuden annehmen, von dem sie sich versprechen, daß er ihnen von der Plage helfen werde. Arzeneimittel würden freilich seltener dabei nöthig werden, wenn es dem Menschen nicht so schwer einginge mit einer mäßigen Arbeit, vorzüglich einer solchen, die die Bewegung des ganzen Körpers er-

erfordert, eine sehr einfache Diät zu verbinden, und zwar nahrhafte, aber doch leicht verdauliche Speisen, zu genießen, und hergegen solche die Schleim machen, oder durch ihre feuchte Wärme die Gedärme und den Magen erschlaffen können, desgleichen das Niederschlucken der äußern Luft selbst, beim Trinken, (siehe meinen ersten Aufsatz,) aufs möglichste zu vermeiden. Weil es aber sehr vielen besser gefällt, nach dem unter den gemeinen Leuten üblichen Sprüchwort: „ich will essen, was mir schmeckt, und aushalten was ich kan,„ zu leben; so bleiben die Arzneien, die unter dem Namen der Blähungtreibenden bekant sind, noch immer nothwendig. Nun kan man zwar alles, was den Magen und die Gedärme stärkt, und den Schleim auflöset, folglich zu einer guten Verdauung beförderlich ist, als ein solches Medikament betrachten; aber es giebt doch einige, denen dieser Name vorzugsweise gegeben ist, als z. E. der Annis, der Kümmel, die Chamillen, der Dill, die Asa, das Bibergeil, und die daraus bereiteten Tränke, Oele, Extracte, rc. Wem nun aber für diesen zum Theile widrigen Mitteln ekelt, und wer gewohnt ist seinen Geschmack durch seine Vernunft im Zaume zu halten; der lebt lieber diät, als daß er seine Eingeweide verderben solte um sie hernach durch Arzneien wieder gut machen zu können; und vermeidet daher alle diejenigen Nahrungsmittel die die oben angeführten schlimmen Eigenschaften besitzen, und auch solche, welche viele Luft enthalten. Ist er nun aber kein Arzt, so kan er dies leztere nicht anders wissen, als wenn er auf den Effekt acht giebt, und dann wird er sich auch nur in wenigen Fällen betriegen. Einen von diesen Fällen, wo ein Betrug der Ursachen statt findet, will ich hier anzeigen. Nach genossenen verschiedenen Zwiebelgewächsen, fürnemlich der eigentlichen Zwiebel, (Zipolle,) und dem in den Küchen weniger gebräuchlichen Knoblauche, geht eine Menge von Blähungen ab, was scheint also natürlicher zu seyn, als der Schluß: ergo entstehen solche von den gegessenen Zwiebeln rc. Wenn man aber überlegt, daß unmöglich so viele Luft in der kleinen Quantität, die man davon bei Tische zu sich nimt, enthalten seyn kan, wovon ohnehin, wenn ihrer auch viel wäre, doch noch ein guter Theil im Körper zurück bleiben würde; wenn man dazu nimt, daß die Aerzte sich der Asa, die im Geruche und Geschmacke mit dem Knoblauche fast ganz überein komt, zum Abtreiben der Blähungen bedienen, die doch ihrer Absicht nicht entgegen handeln werden, so wird es offenbar, daß die flüchtige Schärfe die Gedärme reitze sich zusammen zu ziehen, und folglich die Luft fortzujagen, die schon vorher in ihnen enthalten war. Man solte also sich der Zwiebeln fleißig bedienen, wenn man mit Blähungen öfters beschweret ist, statt daß man sie aus einer gut gemeinten aber irrigen Absicht, zurück sezt und vermeidet.

2) Noch immer bedienen weniger einsichtsvolle Menschen, besonders aus der niederen Klasse, in der Meinung, daß ihre Kinder, die an der Dörrsucht krank sind, behert seyn, sich abergläubischer Mittel, und noch immer giebt es schwache Köpfe, auch unter den schon etwas aufgeklärteren, die durch die Bewunderung ihnen ungewöhnlicher Dinge einen ziemlichen Mangel an Bekantschaft mit dem Laufe der Welt und den Naturbegebenheiten verrathen, und eine gewisse Ehrfurcht gegen alles dasjenige bezeigen, was ausser der Sphäre ihres Verstandes liegt, besonders, wenn es die Mine des Geheimnisses trägt. Unter diesen hat die Sympathie (ein Wort, das in der leztern Hälfte dieses Jahrhunderts eigentlich solte aus der Mode gekommen seyn,) noch immer ihre Verehrer; unbeschadet der Finger die man hat abnehmen müssen, und der Augen, die verlosen gegangen sind, weil die Sympathie auf eine negative Art, durch den Zeitverlust bei ihnen würksam gewesen ist. Ein Zweig von dieser Sympathie ist das Besprechen. Jezt wird solches nur bloß noch bei dem Anschusse angewandt, vorausgesezt, daß er noch nicht beschlafen sey, d. i. daß von seinem Entstehen an, noch keine Nacht verflossen sey, anders hilft es nicht. Auch muß das Geheimniß von einer Manusperson einer Frauensperson, und von einer solchen jenem mitgetheilt werden, wenn es kräftig seyn soll. Einige weisere trauen aber den bloßen Worten nicht so viele Kraft zu, und verbinden also ein äußerliches Zeichen damit, indem sie Feuer aus einem Stahle und Steine darauf pinken. Wüßten die Leute, wie oft eine Rose von selbst bald vergeht, so würden sie sichs leicht erklären können, wie sowohl das Besprechen als das Feuerschlagen nützen könne; aber wenn sie es auch wüßten, so würde dennoch die Anhänglichkeit an das Geheimnißvolle, und die Furcht, den Vorzug, eine solche Kunst zu besitzen, als das Besprechen ist, zu verlieren, nie zulassen, daß sie sich von der Thorheit ihrer Unternehmung überzeugen liessen; da sogar jene unglücklichen, denen ihre Gliedmaaßen mußten abgenommen werden, dieses nothwendige Amputiren dem Chirurgo zur Last legten, und im Gegentheile auf den Sympathiearzt nicht im geringsten ungehalten waren. So weit kan die Verblendung der Menschen gehen! Wir werden also in diesem Jahrhunderte schwerlich Hofnung haben können, dieses Verderben der menschlichen Natur verbessert, und so schädliche Vorurtheile und abergläubische Gewohnheiten ausgereutet zu sehen. Sie sind aber desto schädlicher, weil sie unmittelbar die Gesundheit angreifen, und wo nicht gänzlich zerstören, doch schwächen, und langwierige Beweise von ihrer ehemaligen Gegenwart hinterlassen. Ich könte es mit mehreren Beispielen darthun, will aber statt aller nur das einzige erzählen, daß einem jungen Menschen die Rose am Beine solte gepinket werden, während

rend welcher Handlung aber der Stein abfuhr und das Bein so verlezte, daß der Patient noch lange nachher bei seinem offenen Schenkelschaden des Feuerpinkens auf den Anschuß eingedenk seyn konte.

3) Die Schneider und Näherinnen, kurz alle, die mit der Nadel arbeiten, und sich oft damit, und manchmal tief, stechen, pflegen eine solche Wunde mit irgend einem bei der Hand seyenden Werkzeuge zu klopfen, mit dem vorgeben, daß der Stich alsdann von keinen übelen Folgen sey. Freilich, wenn keine wichtige Theile verlezt worden sind, so haben sie recht; aber alsdann würde die Verwundung noch sicherer ohne Folgen bleiben, wenn sie den Ort auch nicht klopften; ist aber irgend ein Nerv von Ansehen getroffen, so ist solches Klopfen durchaus schädlich und kan oft sehr gefährlich werden. Denn durch das Klopfen werden die Theile schwach, die Gefäße geben also den wegen des Schmerzes vom Stiche schon herandringenden Säften Gelegenheit sich daselbst noch mehr anzuhäufen, und theils durch ihre Anhäufung, theils auch durch ihren Druck auf die höchst empfindlichen Nerven, die Gefahr zu vergrößern. Ein gleiches findet statt, wenn man den Theil z. E. den Finger so lange druckt, bis daß durch den Nadelstich etwas Blut zum Vorschein komt. Man stellet sich davon allerlei Vortheilhaftes vor, ohne wohl eigentlich zu wissen, worin der Vortheil bestehen soll, wie das bei mehreren Dingen in der Welt öfters der Fall ist. Der erste, von dem diese Verfahrungsart auf die nachfolgenden fortgepflanzt ist, mag eigentlich zweierlei dabei gedacht haben. 1) Den Theil vom Blute gewissermaaßen zu entledigen, um einer etwanigen Entzündung vorzubeugen, und 2) die Freude zu haben, daß er durch das hervorquellende Blut überzeugt werde, er habe keine unblutige Theile verlezt, wovon er wußte, daß deren Verwundung gefährlicher zu seyn pflege. Ich muß noch ein drittes hinzusezen, daß man nemlich gewohnt ist, wenn man sich geschnitten hat, das Blut auszudrükken, und, weil man von dessen Nothwendigkeit völlige Ueberzeugung zu haben glaubt, auch wohl sogar Gewalt dazu anwendet. Vielleicht mag der erste von obigen Gründen auch hiervon Ursache seyn. Weil aber durch das Ausdrücken des Bluts aus den zertrenneten Gefäßen nicht nur dieselben zusammen fallen und die abgeschnittenen Enden nun nicht mehr gegen einander passen, folglich ihre Vereinigung durch ein Ansaugen nun nicht mehr statt hat, auch die während des Ausdrückens in die dadurch erweiterte Wunde eindringende, derselben so schädliche Luft, diese Endgen der Fibern durch ein gelindes Trocknen sogleich verharrscht; so folget daraus, daß eine Wunde, (versteht sich eine simple,) die durch das bloße genaue Aneinanderfügen, und Zusammenhalten durch Binden oder Heftpflaster nach Maaßgabe der Umstände, zuge-

 heilt

heilt seyn würde, nunmehro anfängt zu eitern, und wenigstens noch einmal so viel Zeit erfodert, als sie nöthig gehabt haben würde, wenn sie sich selbst überlassen und nur gut verbunden gewesen wäre.

Ich muß hier noch beiläufig anführen, daß es eben von dieser schnellen Heilung einer einfachen Fleischwunde herkomme, wenn man der Sympathie, die man dabei gebraucht haben mögte, diese Würkung zuschreibt.

4) Es ist ein Irrthum der der täglichen Erfahrung widerspricht, wenn einige behaupten, man müsse die kleinen Geschwüre, die hier und da auf der Oberfläche des Körpers entstehen, nicht mit einer Nähnadel aufstechen, und zwar deswegen, weil solche von Stahl sey. Sie nehmen also statt der stählernen, messingene. Die ganze Sache scheint zwar von keinem Belange zu seyn, da die Nadel von Messing, wenn sie anders scharf genug ist, eben so ein Geschwür öfnen kan, als die von Stahl verfertigte, und ein Metall dabei so wenig was schaden kan als das andere. Weil es aber ein Irrthum ist, da sich der Wundarzt eigentlich stählerner scharfer Instrumente bedienet, und solche auch allein geschickt genug dazu sind, wozu sie gebraucht zu werden pflegen, so habe ich auch diese Kleinigkeit mit in die Reihe bringen wollen.

5) Man empfindet oft unter den kurzen Rippen der linken sowohl als der rechten Seite, so heftige Schmerzen, daß sie den Stichen bei den Brustkrankheiten nahe kommen, und von den Kranken öfters mit derselben verwechselt werden. Ohne demnach einen Arzt zu Rathe zu ziehen, erinnert man sich an das bei der Brustkrankheit angerathene Aderlassen, und giebt dem Wundarzte ohne Noth was zu lösen. Diese Schmerzen sind gewöhnlich nichts anders als die Folgen von eingesperreten Bauchwinden, die den Darmkanal an ihrem Orte heftig ausdehnen und dergleichen stechenden Schmerz durch die Spannung verursachen. Daß das Aderlassen in dem Falle, wenn nicht andere Ursachen ihm entgegen stehen, geradezu schädlich wäre, will ich nicht behaupten; aber es ist doch unnütz, und nie muß man sich meiner Meinung nach irgend eines Hülfsmittels bedienen, wenn nicht würkliche Gefahr gegenwärtig ist und es erheischt, oder gewiß zu vermuthende es erfordert. Das Unterscheidungsmerkmal ist leicht zu fassen; denn keine wahre Brustkrankheit ist ohne geschwinden Puls. Wenn man demnach einen langsamen Puls fühlt und sonst weder Frost noch Hitze vermerkt, so kan man wahrscheinlicher auf Blähungen schließen, und selbige durch Bewegung und die vorhin genannten Blähungstreibenden Mittel und eine gute Diät fortschaffen. Ueberhaupt solte kein vernünftiger Mensch zu sehr würksamen und eben deswegen in der Hand des Unvorsichtigen gefährlich werdenden Hülfsmitteln bei Krankheiten, für sich allein greifen, und folglich aderlassen, brechen und purgiren, nie

ohne

ohne des Arztes Vorwissen, und nicht anders als nach dessen Vorschrift, vornehmen. Denn so unschädlich ein Medikament an und für sich scheinen kan; so kan es doch, zur unrechten Zeit gebraucht, und ohne genaue Beurtheilung der gegenwärtigen Umstände, so gut schädlich werden als irgend ein anderes, dessen stärkere Würkungskraft allgemein bekant ist. Rhabarber ist an und für sich kein schädliches und noch weniger gefährliches Arzneimittel; aber zu einer Zeit gebraucht, wo auch das geringste Laxiermittel Gefahr verursachen kan, kan auch Rhabarber ein verwerfliches Medikament seyn. Ueberhaupt kan man in der Medicin nie geradezu sagen: dieses oder jenes Medikament, diese oder jene Speise, dieses oder jenes Getränk, ist schädlich oder nützlich; sondern es muß nur Bedingungsweise bestimmt werden: diesem oder jenem Menschen, unter den und den Umständen, in der einen oder in der anderen Situation ists schädlich oder nützlich.

6) Eine lächerliche Verwechselung ist es, wenn man die chemische Präcipitation für das so genannte Niederschlagen nimt, welches man von Temperirmitteln erwartet. Um einige Liquores von den in ihnen schwimmenden Unreinigkeiten desto leichter zu befreien, schlägt man diese mit einem gallertartigen Körper, z. E. Eyweiß ꝛc. nieder, das heißt, man läßt jene fremden Körper sich mit diesen zähen und schleimigten vereinigen, und sie, da diese durch ihre Schwere auf den Boden fallen, mit niederziehen; wodurch der Liquor klärer wird. Eine gleiche Ursache hat unstreitig darunter gewaltet, daß man in den aufkochenden Kaffe geraspeltes Hirschhorn gethan hat; und man hat dem nach der Absicht dieses Verfahrens forschenden Neugierigen zur Antwort gegeben: Hirschhorn schlägt nieder. Nun aber war der Fragende kein Chemist, hatte also auch von der chemischen Präcipitation keinen Begrif, vielmehr glaubte er einen deutlichern Begrif von der Würkung eines niederschlagenden Temperirpulvers zu haben, und da nun der Kaffe nach seiner Erfahrung Hitze und Wallung machte, was war denn natürlicher, als daß er glaubte, man wolle dem Gifte damit ein Gegengift beimischen, und durch das hinzugethane niederschlagende Mittel der Wallung die das Kaffeöl verursacht zuvorkommen. Von da an ward die niederschlagende Kraft des Hirschhorns allgemein anerkant, und wanderte vom Kaffe zu fast allen kühlenden Getränken hinüber. Der Irrthum wurde dadurch genähret, daß die Leute Hirschhorngallert als ein gutes (nährendes) Mittel anrathen hörten; aber keinen Unterschied machten unter einem durch die Kraft eines starken und anhaltenden Feuers aus dem harten Hirschhorne hervorgebrachten Gelees, und dem in seiner Substanz im kalten oder auch nur etwas und kurze Zeit erhitzten Getränke unauflöslichen und folglich gänzlich unwürksamen und daher überflüßigen Hirschhorne selbst. Aber es geht in noch mehreren

reren Dingen so. Ich will gleich in der folgenden Nummer ein ähnliches aufstellen.

7) „Wenn ich nur erst weinen könte„ — das ist der sehnliche Wunsch äußerst betrübter und sehr zorniger Menschen. Sie sehen nemlich das Weinen als das Mittel an, ihre Beklemmung die sie in einem so heftigen Grade fühlen, aufs beste los zu werden. Nun findet man würklich, daß bei jenen Traurigen so wohl, als bei diesen Zornigen eine merkliche Veränderung ihres Zustandes vorgehet, so bald als Thränen fließen. Aber würken denn nun die Thränen diese gute Veränderung? oder sind sie nicht vielmehr nur der Beweiß, daß der Krampf nachgelassen hat, und der Affekt einige Grade herab gestimmet ist, und nimt man also nicht die Würkung für die Ursache?

8) Unsere Rathschläge müssen nicht bloß Erwachsene betreffen; sondern wir müssen auch schon die Kinder warnen, fürnemlich in solchen Dingen, die für Kinder gefährlicher sind, oder bei solchen Gefahren, denen diese weit öfterer ausgesetzt sind als die Großen. Manchmal scheint eine Gefährlichkeit nur deswegen von geringem Belange zu seyn, weil vielfache Hindernisse sie nicht oft haben entstehen lassen. Aber sind die ruhenden Kräfte darum minder thätig, wenn sie nicht eben jetzt in Activität sind? Ich glaube nicht zu irren, wenn ich den Fall hier herziehe, da Kutscher, Fuhrleute, und andere die mit Pferden umgehen, auf einem Pferde sitzen und eins neben sich an der Hand führen, z. E. wenn sie zur Tränke reiten, ꝛc. Tausend und noch tausend Menschen gehen bei diesen Pferden vorbei ohne daran zu gedenken, daß sie ihnen gefährlich werden könten, hauptsächlich die Kinder, die überhaupt bei Gefahren zu sorglos sind, oder diese gegenwärtige nicht kennen, weil sie davon nicht unterrichtet sind. Die Pferde sind aber öfters muthig, besonders, wenn sie lange im Stalle gestanden haben, und springen zur Lust zur Seite, heben sich, und schlagen hinten aus. Wie leicht ist es nun, daß man, besonders in volkreichen Städten, oder wenn man unbesorgt vorbei geht, von solch einem Pferde getroffen werde. Weil aber der Raum nicht immer einen weiten Umweg verstattet, so geht man noch am sichersten, wenn man die Seite meidet, wo das lose Pferd geht, und sich an die andere begiebt, wo der Reiter auf dem seinigen sitzt: das pflegt gewöhnlich nicht nur nicht sich so muthig zu bezeigen; sondern der Reiter hat es auch mehr in seiner Gewalt. In meiner Kindheit war ein Mann, von besonderer Kleinheit, auch unbesorgt neben ein solches geführtes Pferd gekommen, als dasselbe ausschlug und ihn ohnfehlbar vor den Kopf getroffen hätte, wenn ihn seine kleine Statur nicht dafür geschützt hätte, wie ich solches selbst gesehen habe.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

73tes Stück.

Freitag, den 12ten September 1783.

Nachricht von den Versammlungen der Königl. Churfürstlichen Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle, vom Frühjahr 1782 bis ins Frühjahr 1783.

In den fortgesetzten Versammlungen, beschäftigte die Gesellschaft ihre Aufmerksamkeit unter andern mit Berathschlagungen über Mittel zur Beförderung besserer Aufnahme des Landhaushalts, als welcher, vorzüglich beim Bauernstande, noch mancherlei gemeinnütziger Verbesserungen bedürftig schien.

Behuf zuverläßiger richtiger Uebersicht und Bearbeitung dieses weiten Feldes ökonomischer Gegenstände, schienen Urtheile und Vorschläge landkundiger und erfahrner Haushälter, die zugleich täglich Gelegenheit haben, den innern Haushalt des geringen Landmannes zu übersehen, und mit dessen mancherlei Mängeln bekant zu werden, den sichersten Leitfaden an die Hand zu geben. Die Gesellschaft ersuchte daher in einem Circularschreiben verschiedene ihrer einheimischen Mitglieder, die nicht nur jene Erfordernisse befriedigen konten, sondern zu deren Einsichten und Vaterlandsliebe sie auch ein vorzügliches Vertrauen hegen durfte, um gütige Mittheilungen ihrer in diesem Fach der Oekonomie gemachten Erfahrungen, und um zweckdienliche Vorschläge, wie einem jeden Lokale am gemäßesten durch Mitwürkung der Königl. Churfürstlichen Landwirthschaftsgesellschaft, der bessern Aufnahme des Landhaushalts mögte zu Hülfe zu kommen seyn?

Von mehrern derselben sahe die Gesellschaft diese Bitte auf eine dankwürdige Art gewähret, und wie sie bereits Gelegenheit genommen, einige durch jenen Weg erhaltene Vorschläge zu benutzen; so wird sie es sich auch angelegen seyn lassen, die Ausführung verschiedener anderer nach Möglichkeit befördern zu helfen.

Von dem Siegellackfabrikanten Herrn Pfannenschmidt zu Hannover, erhielt die Societät einige Proben Tusche, benebst seiner zum Druck beförderten Anleitung zum Mischen aller Farben, aus Blau, Gelb und Roth; welche Beweise der fortdauernden Bemühungen des Verfassers, sich durch

nützliche Erfindungen hervorzuthun, der Gesellschaft sehr willkommen waren.

Mit vorzüglichem Vergnügen übersah ferner die Societät, die auf ihr Ersuchen, von dem Herrn Karl Philipp Straat, in Ansehung seiner zu Scharnbeck, im Amte Osterholz etablirten, und mit dem erwünschten Fortgang bisher betriebenen Segeltuchfabrik mitgetheilten Nachrichten. Sie fand diese wichtige Unternehmung des größten Beifalls würdig, und um ihrer Seits hievon ein thätiges Merkmal abzulegen, wurde zu Anschaffung und unentgeldlicher Vertheilung besonders brauchbarer Spinnräder, als woran es nach des Herrn Straat Bericht zur Zeit noch in erforderlicher Quantität fehlte, eine proportionirte Geldprämie zur Hülfe gegeben.

Hiernächst fand auch die Gesellschaft ein unterhaltendes Geschäft, in der Beurtheilung des von dem Herrn Condukteur Ströver zu Lauenburg eingesandten Berichts, samt Grundrisses, einer von ihm erfundenen Mühle, zur Reinigung des Korns, von allerlei Arten Unkrautskörnern. So gerne man immittelst dem Werthe der gedachten Erfindung Gerechtigkeit wiederfahren ließ: so blieb dennoch der Wunsch übrig, daß durch merkliche Verminderung des dazu erforderlichen Kostenaufwandes, diese Mühle ihrer Gemeinnützigkeit möge können näher geführet werden.

Ferner ward als ein angenehmer Beweiß, der sich oft auch ohne allen Anreiz im verborgenen zeigenden rühmlichen Indüstrie, die vaterlose dreizehnjährige Tochter des weiland Verwalters Hennigs, Namens Dorothee Louise, zu Habighorst, des öffentlichen Beifalls werth geachtet, in sofern der Societät Proben von brauchbarem Garn vorgelegt wurden, dessen sie 30 Stück aus einem Pfunde ordinairen Kaufflachses gesponnen.

Die eingelaufenen Beantwortungen der in den vorigjährigen Nachrichten (Siehe das 60ste Stück des Hannoverischen Magazins vom Jahre 1782,) bis verwichene Ostern aufgegebenen Preisfragen, welche man in der letztern Frühlingsversammlung einer sorgfältigen Prüfung unterzog, leisteten der damit verbundenen Absicht und Erwartung noch kein völliges Genüge. Man beschloß daher den Termin der ersten, zwoten, dritten, vierten, fünften und sechsten Preisaufgabe der vorigjährigen Nachrichten annoch bis Ostern 1784 zu verlängern, als bis dahin auch die zeither eingegangenen Beantwortungen, samt den verschlossenen Devisen aufbehalten werden sollen; und ward hiebei die Wiederholung nochmals diensam befunden, daß nur Abhandlungen, die ohne Unterschrift der Verfasser, ohne Bezeichnung eines Orts, unter versiegelten Namen, und mit einer Devise eingehen, Anspruch auf Prämien zu machen haben.

Außer denselben ward noch folgende neue Preisaufgabe und Prämie ausgesetzet:

Welche Fruchtarten kommen am sichersten auf solchen Ländereien fort,

die häufigen Ueberschwemmungen, besonders bis spät ins Frühjahr, unterworfen sind, und wie ist mit Bestellung dieser Aecker am besten zu verfahren, um davon den höchsten zuverläßigsten Ertrag hoffen zu dürfen?

Für die vollständigste und mehrjährige Versuche zum Grunde habende Beantwortung dieser Frage, beliebte man bis Ostern 1784 einen Preis von Dreißig Thalern in Golde zu bestimmen.

Und da bei verschiedenen Gelegenheiten, von Strumpfwebern, über den Mangel der Güte brauchbarer feiner Nadeln, klagen vorgekommen: so wünschte die Landwirthschaftsgesellschaft hieneben zugleich, daß sich im Lande einer oder der andere Nädler angeben mögte, der sich durch seine Geschicklichkeit in Verfertigung brauchbarer feiner Nadeln zu Strumpfweberstühlen auszeichnete, welchem sodann, wenn er sich schriftlich meldete, und hinreichende Bescheinigung seiner Geschicklichkeit beibrächte, die Gesellschaft eine der Sache angemessene Unterstützung angedeihen lassen würde.

In vorerwähnten Versammlungen, sind schließlich auch noch zu resp. Ehren- und ordentlichen Mitgliedern der Gesellschaft in folgender Ordnung aufgenommen:

Herr Cammerrath von der Wense.
Herr Amtmann Schumacher im Mecklenburgischen.
Herr Professor Forster zu Cassel.
Herr Professor Forster zu Halle.
Herr Karl Philipp Straat zu Scharnebeck.
Der Doctor Med. Bloch zu Berlin.

Einige die Gesundheit betreffende Anmerkungen.

(Schluß.)

(Siehe das 72te St.)

9) Oft laufen die Kinder auf den Straßen während daß sie essen. Weil nun aber durch den geschwinderen Gang ein öfteres und tieferes Athemholen nöthig wird um das in mehrere Bewegung gebrachte Blut abzukühlen, so geschieht es, daß eine Krume mit in die Luftröhre fliegt, und einen Husten verursachet, der, wenn er auch nicht immer gefährlich ist, doch Beschwerlichkeit macht. Man verbiete ihnen also überhaupt im Gehen zu essen, oder erwachsene geschäftige Leute, die, wie es in den Seestädten bei den Lastträgern gewöhnlich seyn soll, fast immer im Gehen ihr Essen verzehren, müssen wenigstens langsam gehen. Wer nicht weiß, daß große Begebenheiten kleine Ursachen haben können, und daß der unbeträchtlichste Umstand auf die Gesundheit und das Leben der Menschen den größesten schädlichen Einfluß haben, und erstere vielleicht auf die ganze

Lebenszeit zerstören können, der wird mich bei diesen beiden letztern Nummern wenigstens einer Kleindenkerei beschuldigen. Ich weiß auch ganz wohl, daß sich solche Dinge besser und anständiger mündlich vortragen lassen; aber, wenn Niemand da ist, der seinen Nebenmenschen auf dergleichen anscheinende Kleinigkeiten aufmerksam macht, wie will man denn verlangen können, daß es viele geben soll, die solche Dinge mit in ihren Unterricht fließen lassen können; welches denn doch meines Erachtens außer dem Drucke nur noch der einzige und beste Weg wäre. Einer allein kan unmöglich so viele Leute lehren, als ein ganzer Haufen von Menschenfreunden, und so lange es daran entweder fehlt, oder diese selbst noch nicht den hinlänglichen Unterricht haben, wie werden sie denn bei allem ihren guten Willen Nutzen schaffen können. Derer Hauslehrer, die die Kräfte und den Trieb hätten ihren Zögling nicht nur zu einem guten Griechen und Lateiner, sondern auch und vorzüglich zu einem guten, glücklichen und brauchbaren Menschen zu machen zu suchen, giebt es wohl noch keine große Zahl. Man überläßt es gewöhnlich der Zeit, und dem abgerupften Unterrichte derselben, daß die jungen Leute Kenntnisse von Dingen, die freilich bei dem Antritte des Lehrers nicht mit bevorwortet zu werden pflegen, und ich erinnere mich daher mit Vergnügen eines jetzt in einem ansehnlichen Schulamte stehenden Mannes, der es nicht für zu klein hielt, seinem Eleven, beim Spaziergehen, über den Kalender Stunden zu geben. Hält es nun aber beim Privatunterrichte so schwer, daß dieser Zweck erreichet werde, wie viel mehr wird man es bei öffentlichen Schulen vergebens suchen, wo die Aufmerksamkeit viel zu sehr vertheilt werden muß. Und doch wäre nichts nöthiger als das. Der so nothwendige aber freilich wohl dann und wann etwas zweckmäßiger einzurichtende Religionsunterricht wird wohl nicht hintangesetzt, um Menschen und Christen zu bilden, und sie zu ihrem künftigen Leben vorzubereiten. Aber destomehr verabsäumet man ihnen diejenigen Nachrichten zu geben, die sie für ihr gegenwärtiges Leben eben so nothwendig gebrauchen. Nicht zu rechnen, daß die so künstliche Maschine unsers Leibes an sich schon so manchen Zerrüttungen ausgesetzt ist, ist sie von außen noch wenigstens eben so vielen Zerstörungen ausgesetzt, die uns wohl bewegen solten alle Aufmerksamkeit anzuwenden, alles Schädliche abzuhalten. Unsere Güter, unsere Ehre, leiden so mannigfaltigen Verlust, daß uns nur weise Gesetze, und weise, und billige, und gerechte Männer, die diese Gesetze geltend machen, dafür schützen können. Was wäre also dringender, als daß dafür gesorget würde, daß auf den öffentlichen Schulen, vielleicht nur eine segensreiche Stunde wöchentlich darauf verwandt würde, den künftigen Einwohner des Staats mit seinem Körper in dessen gesunden Zustande,

und mit den Abweichungen desselben von der Gesundheit; desgleichen mit den allgemeinsten natürlichen und bürgerlichen, auch wohl Criminalgesetzen in sofern es dienlich wäre, hauptsächlich aber mit den Landesverordnungen bekant zu machen, denen er sich in der Folge fügen soll: denn wie kan er das, wenn er sie nicht kennet?

Ich muß in der zehnten Nummer noch eins nachholen, welches ich oben vergessen habe. Man gehe niemals mit offenem Munde. Außerdem daß öfters Insekten hinein fliegen, und, indem sie beim Einathmen mit in die Luftröhre gezogen werden, Husten erregen, ist es auch deswegen schädlich, weil man bei einem unsichern Tritte, vorzüglich, wenn man unversehens in eine Vertiefung tritt, die Zähne auf einander beißet und die Zunge damit verletzen kan, wenn sie dazwischen trift.

11) Wen seine Geschäfte auf die Straße rufen, der geräth oft in Gefahr, von den durch die Sturmwinde herabgeweheten Ziegelsteinen verwundet, oder gar getödtet zu werden. Es ist in dem Falle gar nicht sicher, wenn man sich mitten auf den Weg macht, wie man denn auch gemeiniglich die zerbrochenen Steine da wird liegen finden. Weit sicherer ist es, wenn man so dicht als möglich an derjenigen Reihe der Häuser weggehet, von woher der Wind komt, worauf man denn freilich Achtung geben muß. Z. E. die Straße läge gerade gegen Osten; der Wind aber käme aus Norden, so muß ich, wenn ich in der Straße gegen Morgen gehe, mich an der linken Reihe der Häuser halten; denn der Wind, der den Ziegelstein vom Dache herabwirft, schmeißt ihn alsdann über meinen Kopf weg mitten in die Straße hinein. Es sey denn, daß sich der Wind finge, und dadurch eine andere Richtung bekäme, wovon man aber durch eigenes Gefühl sich leicht belehret.

Solten irgend Jemand, in diesem abermaligen Aufsatze, der auf das beste meines Nebenmenschen abzwecken soll, einige Nummern als geringfügig anstößig scheinen, so bedenke er: „daß jede Widerlegung eines Vorurtheils Gewinn für die Wissenschaft sey; und jeder Beweiß, daß eine herrschende Meinung des gemeinen Mannes irrig, ein Schritt zur Wahrheit sey, die allein verdiente, zum Besten der Menschen aufgezeichnet um aufbehalten zu werden.„

Wolfenbüttel. J. J. H. Bücking, D.

Von Vertilgung der Wanzen. *)

Wanzen sind bekantlich eine der ärgsten Hausplagen unserer Gegend, und ihre Vertilgung ist eines jeden neueren Versuchs werth. Kalm sagte

*) Aus dem 38ten Stück des neuen Berliner Intelligenzblatts, vom 1783.

sagte ehedem, daß der Durchzug freier Luft sie vertreibe, eingeschlossene Luft aber ihre Ausbreitung befördere; eine durch Erfahrung bekante Wahrheit, so wie es entweder diesem freien Durchzuge der Luft, oder dem Geruche von Pech und Theer nebenher zuzuschreiben ist, daß man dies Ungeziefer auf den Schiffen nicht vorfindet. Neuere Erfahrungen preisen den fein gepulverten Sabadillsaamen, in alle Ritzen und Spalten gestreuet, wider sie an; von noch andern wird der Dampf von angezündetem Schießpulver gerühmt, das Kraut einiger Pflanzen, oder wenn man im April, wo die Eyer der neuen Brut ausschlüpfen, mit einem Gemengsel von einem Theil Terpentinöl und zwei Theilen Weingeist, das Geräthe, die Tapeten, Stühle und Bettstellen bestreichet. Bei allen dergleichen Mitteln frägt es sich dennoch: wird man gegen das Uebel dadurch auf immer oder nur auf einige Zeit, allenfalls auf ein Jahr bis zur neuen folgenden Brut, gesichert? Das letztere scheint mehrentheils der Fall zu seyn, und so ermüdet dann die Bequemlichkeit in der ekelhaften Ausrottung desselben. **Zufälligerweise entdecktes chymisches Mittel, in einer Stunde ein ganzes Haus von Wanzen auf immer zu reinigen, aus dem Englischen**, ist die Aufschrift eines ohne Druckort erschienenen Bogens, der allgemeine Bekantmachung verdient. „Meine Herren „Leser, heißt es in der Vorrede, sie „können ihre Wanzen jetzt vertreiben, „wenn sie wollen; haben sie keine — „so viel besser.„ Die Entdeckung soll zufälligerweise gemacht seyn, da ein Liebhaber der Chemie mit Umarbeitung des Vitriols sich beschäftigte. Er brachte daraus ein rothes Oel hervor, und trug, in Absicht des folgenden Tages seine Arbeit fortzusetzen, dasselbe in die Schlafkammer. Er hatte es hingestellt, und setzte sich nieder, dem Dinge weiter nachzusinnen, als zwo Wanzen vor ihm auf den Tisch matt herab fielen, und gleich darauf starben. Diese Erscheinung gab seinen Betrachtungen einen neuen Gegenstand; es fiel ihm gleich der Gedanke ein: das Oel müßte den Wanzen ein tödtendes Gift seyn. Er siehet allenthalben umher, und ehe zehn Minuten verflossen waren, sahe er noch etwas merkwürdigeres; er sah, daß die Wanzen ganz ängstlich aus ihren Nestern heraus liefen, und indem sie sich drei bis vier mal herum dreheten, todt auf die Erde fielen. Hier ward er also völlig gewiß, daß das Oel ihren Tod gewürkt hatte. In einem andern Zimmer des Hauses, das mit denselben angefüllt war, setzte er einen Kessel voll siedend Wasser, und schüttete fünf Tropfen von dem Oele hinein, das die nemliche Würkung that. In weniger als einer Stunde liefen die Wanzen aus den Wänden und Meublen hervor, und fielen tod zu Boden. Er ließ die Wand abschaben, und fand viele Eyer. Durch Hülfe eines Sonnenmicroskops entdeckte er, daß sie alle getödtet waren, und da er kein ein-

einziges bekam, das noch lebendig war, so folgerte er, daß die Kraft des Oels gar bis in die Eyer gedrungen sey, und hatte daher nicht den mindesten Grund mehr zu zweifeln, daß dasselbe die Wanzen ganz und gar ausrotten könne. Das Oel selbst wird auf folgende Weise bereitet, und nach dieser Angabe wird es ein jeder geschickter Apotheker auf Erfordern bereiten können, wozu man die hiesigen mit Recht auffordern kan.

Es ist zuerst nothwendig, alle fremden Salzarten von der reinen Substanz des Vitriols zu scheiden, oder den Vitriol zu rectificiren. Zwo Arten der Rectification sind versucht. Nach der ersten nimt man eine ziemliche Quantität, ungefähr von 10 oder 12 Pfund, reinen guten Vitriols, löset sie in einem reinen filtrirten Wasser auf, das keine Feces hat, sezt diese Auflösung auf gelinde Wärme, und läßt sie so lange ausdünsten, bis sich eine Haut überziehet, da man denn alles an einen kühlen Ort zum Anschießen des Vitriols hinstellen muß. Wenn man diesen gereinigten Vitriol in einer gläsernen Schaale an einen warmen trockenen Ort hinstellt, so zerfällt er in Pulver. Ein solches Pulver wird wiederum in reinem durchgeseigten Wasser aufgelöset, und eben so wie vorher damit so lange verfahren, bis der Vitriol keine Feces absezet, lieblich vom Geschmacke, und von himmelblauer Farbe wird. Man muß ihm diese Farbe, ohne welche kein Oel erhalten wird, durch Entfernung von Staub und Unreinigkeiten wohl bewahren, ihn hierauf hermetisch in eine gläserne Phiole schließen, in den Ofen sezen, und das Feuer allgemach Gradweise von zehn Tagen bis wiederum zu zehn Tagen regieren, da sich denn der Vitriol in eine sehr schöne gelbe Farbe, und endlich in eine rothe verwandelt, bis sich zulezt der ganze Körper des Vitriols durchaus in einer rubinrothen Farbe zeigt. Nach Art der zweiten Rectification nimt man einen gut zubereiteten Weingeist, und klares gemeines Brunnenwasser etliche mal destilliret. Den Vitriol thut man in ein Kolbenglas nach der Größe der Masse, gießt den Weingeist darüber, läßt ihn einige Tage wohl verstopft auf gelinder Wärme stehen, gießt ihn darauf behutsam ab, damit keine Feces mitgehen, und stellt ihn bei Seite. Auf die hinterbliebenen Feces gießt man von neuem frischen Weingeist, stellt ihn etliche Tage lang auf gelinde Wärme, damit sich noch mehr vom Vitriol auflösen möge, und wiederholet dergleichen so oft, bis die subtile Materie im Grunde des Glases trokken zurück bleibet. Auf diese wird von neuem der Weingeist auf den Saz gegossen, was sich damit auflöset, bei Seite gesezt, nochmals Weingeist auf den Saz gegossen, bis alles aufgelöset ist. Hat man nun den Weingeist von neuem wieder abgezogen, und ist die Materie trocken worden, so gießt man auf diesen zubereiteten Vitriol das abgezogene Wasser, rühret es wohl um, stellet es etliche Tage in warme Asche, gießt

gießt die Auflösung ab, übergießt den Satz von neuem mit solchem Wasser, und setzt es ebenfalls wieder einige Tage und Nächte in warmer Asche zu weiterer Auflösung, und diese Auflösung wird so lange wiederholet, bis in dem Salze nichts mehr vom Salze befindlich ist. Dieses Wasser mit der darin enthaltenen Auflösung wird bis auf den trocknen Bodensatz mit gelindem Feuer im Marienbade überzogen, und die trockene Materie heraus genommen, welche man in ein recht wohl beschlagenes Kolbenglas mit einem füglichen Helme und reiner wohl verlutirter Vorlage schüttet, die Destillation langsam mit geringem Feuer und von Grad zu Grad immer stärker besorget, da man denn aus dem Grünen oder Rubinrothen einen Dampf aufsteigen siehet, der wie eine glühende Kohle feuchtet. Man nimt ein solches Oel mit Behutsamkeit ab, das einen starken durchdringenden Geruch hat, der auf keine Weise den Menschen schädlich ist, wenn er es auch gleich für die Wanzen zu seyn scheinet. Damit angestellte Erfahrungen würden die Bekantmachung durch diese Beiträge verdienen.

Wie das Eisen wider den Rost bewahrt werden kan. *)

Dieses Verfahren hat ein mit Eisenwaare handelnder Kaufmann dem Herrn Doctor Degner mitgetheilt, und zugleich die Versicherung gegeben, daß das gemeine Baumöl, anstatt die Waaren für den Rost zu schützen, dieselben mehr verunreinige, und wo man es nicht sorgfältig wieder abgerieben, ihnen nur desto größere Neigung zum Roste verursacht habe.

Dieses Mittel hat gedachter Herr Doctor Degner in den Breslauer Natur- und Kunstgeschichten 2 Th. S. 541. bereits bekant gemacht, und bestehet darin: man gieße in eine Menge Baumöl drei, vier bis fünf mal fließend Blei, daß es sich darin abkühle; wodurch ersteres diejenige Schärfe verliert, welche dem Eisen nachtheilig ist.

*) Man sehe auch das 14te Stück des Hannoverischen Magazins von 1781. Seite 223 und 224.

Hannoverisches Magazin.

74tes Stück.

Montag, den 15ten September 1783.

Ueber die Sonnenflecken.

Das Erdbeben zu Messina und in Calabrien hat ein allgemeines Erstaunen und Schrecken verursacht, wie es denn auch eine Begebenheit ist, die dergleichen verursachen kan. Es sey immer so natürlich zugegangen, als es wolle, daß unterirrdische Höhlen, die vielleicht seit Jahrhunderten Veränderungen erlitten, wodurch sie zum Einsturz vorbereitet sind, nun eingestürzet oder andere unterirrdische Revolutionen entstanden sind; so ist es doch für uns, die wir uns auf der Erdrinde befinden, äußerst schreckhaft, wenn sie anfängt so tückisch zu werden, unter unsern Füßen zu erbeben, einzubrechen, Abgründe zu eröfnen, und sich unter dem Meere zu verkriechen, um ihre Bewohner bei Tausenden zu verschlingen und anderswo Berge aufzuwerfen oder in neuen Inseln aus dem Meere wieder hervor zu treten. Wir gebrauchen hier keine alte Geschichte zu Hülfe zu rufen; dies alles ist traurige Erfahrung unserer Tage.

Wie bei dem ordentlichen und gewöhnlich sanfteren Gange der Natur, so auch bei diesen außerordentlichen und violenten Bewegungen der Natur, erkennet der eine gnädige Fürsehung anbetende Christ die allgewaltige Hand des Herrn. Er erschrickt bei dem Toben der Natur, wenn es stürmt, blitzt und kracht, er faßt sich aber auch bald, und hoffet von dem gütigsten Weltregierer, wenn gleich die Welt untergienge, und die Berge mitten ins Meer sänken, daß er in dem Plane seiner Anordnung des Ganzen ihn nicht übersehen habe, sondern wenn auch Berge weichen, und Hügel hinfallen, die Gnade seines Gottes nicht von ihm weichen, vielmehr alles zu seinem Besten fügen werde.

Es kan seyn, daß ein Unglück mehrere unglückliche Fälle nach sich ziehe, aber nothwendig ist dies nicht; wenigstens kennen wir den innern Bau der Erde nicht genugsam, um mit Wahrscheinlichkeit aus einem Erdbeben auf mehrere folgende zu schließen. Könte ich nicht eben so gut denken: das was im Eingeweide der Erde wüthete, in vielen Ländern den Untergang drohete, ist endlich in Calabrien zum Aus-

bruche gekommen, und uns ist dadurch neue Sicherheit verschaffet? Ich kan mich nicht genug wundern, wenn ich in der Nähe und aus der Ferne höre, wie man so sehr mit Unglück schwanger gehet und mächtige Katastrophen unseres Erdbals verkündiget. **Ziehensche** Prophezeihung nimt man dabei zu Hülfe, wie denn auch das politische Journal vom Monat Julius sagt, daß die **Ziehensche** Schrift in Berlin (gewiß weil sie stark nachgefraget ist,) neu aufgeleget worden. Man bedenket aber nicht, daß der Mann doch keine Offenbarung hatte, und die Gründe, die er für seine Prophezeihung anführet, wie der gelehrte Herr Professor **Lichtenberg** in Göttingen deutlich genug gezeigt hat, nichts sagen wollen. Es scheint zwar durch **Calabriens** Unglück etwas von der Weissagung eingetroffen zu seyn, wenn man eine Deutung aus ihr erzwingen will; das ist aber bloß zufällig, und kan ich mich daraus von der Zuverläßigkeit derselben nicht überzeugen.

Noch andere Gründe suchen unsere Unglückspropheten in näheren Erscheinungen auf. Sie glauben, es gehe jetzt so viel Außerordentliches in der Natur vor, das uns, auf große Begebenheiten uns gefaßt zu machen, lehren müsse. Die ungewöhnlich starken Nordlichter am Schlusse des vorigen und Anfange dieses Jahrs, der anhaltende ungewöhnliche allgemeine Nebel, die Röthe der Sonne und des Monds, andere Lufterscheinungen, die schweren Gewitter, u. d. gl. sollen Vorboten von Erdbeben und vielleicht dem gänzlichen Untergange der Welt seyn. So geneigt ich mit allen Verehrern der heiligen Schrift bin, zu glauben, daß das gegenwärtige System der Erde einmal ein Ende nehmen wird, so fühle ich mich doch aus obigen Umständen nicht berechtiget, es so nahe anzunehmen, und eben so wenig nahe große Revolutionen zu verkündigen. Die außerordentliche Röthe der Sonne, die sich von dem starken Nebel herschreibt, in welchem die Strahlen der Sonne gebrochen werden, hat viele Furcht verbreitet; dazu kommen die großen Flecken, die man in ihr will wahrgenommen haben. Wegen des Nebels können unsere Herren Gelehrten noch nicht recht einig werden, indem der Herr de **la Lande**, die Herren **Wittenberger** und **Manheimer** in der Erklärung desselben, jede Parthei ihren besondern Weg gehet. Ohne tiefe Naturkenntniß läßt sich in diese Sache nicht gut mischen *). Von den

*) Etwas zur Nebelgeschichte! Wir haben hier in der Elbgegend den trockenen Nebel, wie anderer Orten gehabt. Als etwas Sonderbares führe ich folgendes an. Gewöhnlich steigt des Abends nach Sonnenuntergange auf unsern Marschfeldern ein so starker Nebel auf, daß das Land wie mit einem weißen Tuche bedekket und von weitem einer See ähnlich scheinet. Diesen ganzen Sommer über habe ich, so weit meine Aussicht gehet, ihn nicht bemerket. Zum erstenmal sahe ich ihn den 17ten August wieder, und so an einigen folgenden Abenden. Den Mor-

den Sonnenflecken aber, will ich den der Astronomie unkundigen Lesern einige Aufklärung geben.

Man bildet sich gar zu leicht ein, Flecken auf der Sonne zu sehen, wenn kleine schwarze coupirte Wolken, die in unserer Atmosphäre schwimmen und sehr weit von ihr entfernet sind, vor dieselbe treten. Dies sind aber die Flecken nicht, von denen ich hier rede. So sahe ich am 3ten Jul. d. J. nach einem Gewitter die nicht weit vom Untergange entfernte sehr feuerrothe Sonne allerlei Gestalten annehmen, da bald nur die obere Hälfte, bald nur die untere, bald nur der einer Binde gleiche mittlere Theil, bald sonderbare Ausschnitte an derselben zu sehen waren, welche Gestalten lange anhielten; eine Wolke, in der mancherlei Lücken waren, stand unbeweglich vor der Sonne, die sich hinter ihr nach dem Horizonte herunter bewegte. Es muß schon ein scharfsehendes Auge seyn, das unbewafnet in der Sonne wahre Flecken, die nur kleine Punkte oder Striche zu seyn pflegen, sehen will.

Ich habe die Sonne in den Tagen, da man die Flecken in ihr gesehen haben will, hier in Stade auch beobachtet, und fand unter andern am 25ten Jun. in den Abendstunden einen in dem untern Theile derselben, nach dem westlichen Rande hin, welchem er täglich näher rückte; nach vier Tagen verlor er sich. In der Hamburgischen neuen Zeitung von 16ten Jul. d. J. findet man eine Anzeige von drei Flecken, die ich um die Zeit des 10ten Jul. bemerkte. Ich machte darauf aufmerksam, damit die, die Flecken sehen wolten, der Gelegenheit nun wahrnehmen mögten, um sich desto eher vor betrüglichen Erscheinungen zu sichern. Zween dieser Flecken standen in einer horizontalen Lage dichte bei einander, die nach einigen Tagen am westlichen äußersten Rande sich verloren. Einer dieser Flecken war anfangs sehr schwarz, ward aber in einigen Tagen etwas blasser; dagegen der andere, der zuvor blaß war, schwärzer ward. In eben der Zeit trat am obern östlichen Rande ein länglichter Flecken in einer verticalen Richtung hervor; er erschien aber bald nachher rund. Die Zeit, die mir zur Beobachtung die bequemste war, welches ich um der Stellung der Sonne willen, anzuführen nicht versäumen darf, war des Abends 5 Uhr. Kaum waren diese Flecken verschwunden: so traten am 17ten und 18ten Jul. zween andere Flecken östlich wieder ein, deren Gang ich bis zum 30ten, da sie am westlichen Rande untergehen wolten, beobachtet habe, und jetzt in der Mitte des Augusts waren wieder zween ziemlich große Flecken da. Ich gebe gerne zu, daß Personen Flecken mit bloßen Augen mögen gesehen haben, indem sie würklich sichtbarer sind, wenn nicht gar zu dicke

Morgen darauf haben wir bis 10 Uhr starke Nebel, die ganz feuchte niederfallen, deren Entstehen leicht zu erklären ist.

Wolken vor der Sonne stehen, oder auch die Sonne durch einen Nebel scheinet; ich aber habe keine Flecken ohne Fernglas entdecken können.

Die Sonnenflecken sind schwarze Theile, mehrentheils von irregulairer Gestalt. Ein gewisser hellerer Dunst scheinet gemeiniglich den schwärzeren Theil zu umgeben. Diesen nennet man den Kern oder nucleus, und jenen halo oder nimbus macularum. Sie sind von den Sonnenfackeln zu unterscheiden, worunter man gewisse Räume auf der Sonnenscheibe verstehet, wo die Sonne heller leuchtet, als übrigens.

Es war eine Zeit, da man es nicht laut sagen durfte, daß in der Sonne Flecken wären, und dies hatte seinen Grund in der peripatetischen Philosophie. **Aristoteles**, der als allgemeiner Lehrer angenommen ward, und dessen Grundsätzen, als Aussprüchen des philosophischen Pabstes zu widersprechen, sehr gefährlich war, hatte behauptet, die Sonne sey das reineste Feuer, in der sich überall keine heterogene Theile befänden, damit wolten sich nun freilich die in ihr wahrgenommene Flecken nicht reimen lassen. Die Zeiten sind vorbei, und wir dürfen jetzt mit **Thomas Burnet** in seiner Archæolog. Philos. Libr. IV. c. 13. sagen: vale Stagirita, semper mihi eris malus Astronomus, Theologus pejor, Physiologus pessimus. So frei durfte aber ein **Christoph Scheiner**, der zuerst im J. 1611 Flecken entdeckte, nicht heraus gehen. Um diese Zeit fing man an, von den erst erfundenen Fernglåsern zur Betrachtung des Himmels und der Himmelskörper Gebrauch zu machen. Scheiner war ein Schwabe, Jesuit und Professor zu Ingolstadt. Er war eben damit beschäftiget, den Diameter der Sonne zu messen, als ihm diese Flecken darin aufstießen. Er zeigte sie dem Professor **Lysati** und verschiedenen von seinen Zuhörern, und da sich diese neue Entdeckung bald ausbreitete: so ward er ersucht, sie näher bekant zu machen. Seine Superioren aber, besorgt, es mögte das Ansehen des **Aristoteles** darunter leiden, und mithin ihr eigenes, hielten ihn von dieser Bekanntmachung ab. Er fuhr in seinen Beobachtungen fort, und überzeugte sich immer mehr, daß die Sonne ihre Flekken habe. Nicht dreiste genug, seine Beobachtungen der Welt vorzulegen, sandte er sie unter der Hand an einen Augspurgischen Rathsherrn **Marcus Welser**, der sie unter dem Titel: Apelles post tabulam heraus gab. Andere wollen die erste Entdeckung dieser Flecken dem großen Mathematiker **Kepler**, der sie schon 1607 soll gefunden haben, zuschreiben. **Galilåi**, der Florentinische Gelehrte, machte in einem eigenen Buche, das er davon heraus gab, dem **Scheiner** die Ehre der Erfindung streitig. In seiner Rosa Ursina, die 1630 zu Bracciano in Folio heraus kam, bewies er, daß seine Beobachtungen älter, als die des Galilåi wären. Der Baron **Wolf** nennet dies Buch opus de maculis solaribus

laribus absolutissimum, indem Scheiner seine Observationen umständlich darin vorgetragen, und eine große Anzahl von Flecken in Kupfer gestochen dargestellet hat. Es ist uns hier nicht darum zu thun, diesen Streit zu entscheiden; so viel erhellet deutlich daraus, daß bald nach Erfindung der Ferngläser, die einige dem Galiläi zuschreiben wollen, wenigstens hat er und der deutsche Simon Marius sie zuerst zur Betrachtung des Himmels gebraucht, daß, sage ich, bald nachher solche Flecken von mehreren sind bemerket worden.

Abulfaradge, ein orientalischer Schriftsteller des dreizehnten Jahrhunderts, erzählt in seiner historia compendiosa dynastiarum ein Paar Begebenheiten von Verringerung des Sonnenlichts, die auf außerordentlich große Flecken muthmaßen lassen. Die erste trug sich im Jahre Christi 535 zu, da das Sonnenlicht 14 Monate lang sehr merklich geringer war. Die andere im Jahr 626 bestand darin, daß die Sonnenscheibe vom Junius an bis in den folgenden October bis auf die Hälfte verdunkelt war. Abulfaradge, der ansehnliche bischöfliche Würden im Orient bekleidet hat, und zuletzt zum Maphrianen oder Primaten vom Orient erhoben ward, auch viele theologisch-dogmatische und moralische, philologische und historische Bücher geschrieben hat, verdienet hierunter Glauben. Zu den Zeiten Karls des Großen im J. 807, hat man acht Tage lang einen Flecken in der Sonne gesehen, den man damals für den Mercurius gehalten; wie auch Averroes ein arabischer Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts den Mercurius in der Sonne will gesehen haben. Da aber dieser Planet nur einen sehr kleinen Punkt in der Sonne ausmacht, der mit bloßen Augen nicht wohl zu sehen ist; so sind jene Erscheinungen eher für Sonnenflecken anzunehmen. Nimt man hiezu die Beobachtungen der Neueren, als eines Hevels, Kirchs, Cassini, de la Hire, de la Lande, u. m. so hat es gar keinen Zweifel mehr, daß es Flecken in der Sonne giebt.

Ihre Erscheinungen sind aber für uns in so weit sehr irregulair, daß sich ihre Zeit nicht bestimmen läßt. Man hat Zeiten und ganze Jahre gehabt, da gar keine erschienen sind. So z. E. hat man in den Jahren 1650 bis 1670 kaum mehr als zween gesehen; von 1695 bis 1700 sahe man gar keinen, und wiewohl der ehemalige deutsche Astronom Herr von Wurzelbauer keinen Tag hingehen ließ, ohne die Sonne zu beobachten: so hat er doch vom 29ten Oct. 1710 bis den 18ten Mai 1713 keinen Flecken entdecken können. Dagegen sind sie zu anderer Zeit desto häufiger gesehen, als im Jahre ihrer ersten Entdeckung 1611. Besonders hat man sie in diesem Säculo häufig wahrgenommen.

Cassini schreibt im Jahr 1740, „sie sind jetzt so häufig, daß man die „Sonne selten beobachten kan, ohne „einige Flecken darin wahrzunehmen.„

De la Lande sagt, daß er sich von 1749 an bis 1773 nicht erinnern könne, jemals die Sonne betrachtet zu haben, ohne auf ihr Flecken gefunden zu haben, und das oft in großer Anzahl. Rost zeichnet das Jahr 1717 besonders als ein solches aus, da die Sonne sehr reich an Flecken gewesen; kaum sey einer verschwunden, so sey schon ein anderer wieder hervor getreten. Bisweilen erscheinet nur ein einziger Flecken, bisweilen mehrere zugleich. Scheiner zählte deren funfzig auf einmal, und wie ich oben angeführt, habe ich selbst deren mehrere vor kurzem und jetzt auf einmal gesehen.

Es ist leicht zu erachten, daß die Flecken, so bald sie groß genug sind, von der Erde gesehen zu werden, die 24,260 Erdhalbmesser, oder so viel mal 860 Meilen, das ist über 20 Millionen Meilen von der Sonne entfernet ist, sehr ungeheure Klumpen ausmachen müssen. Ist das Quadratflächenmaaß der Sonne 115,451 Millionen Meilen, und kömt sie uns doch nicht größer als ein Teller vor: so muß ein Pünktchen auf derselben schon von großem Umfange seyn. Der Diameter der Sonne ist 193,893 Meilen; theile ich ihn in vier Theile und nehme an, daß 30 solcher Flecken an einander gereihet diesen Theil füllen: so muß ein solcher Flecken schon einen Durchmesser von ungefähr 1600 Meilen haben, und unserer Erde, deren Durchmesser 1720 Meilen ist, beinahe gleich seyn. De la Lande berechnet einen, der eine Minute in der Länge gehabt, (den Sonnendurchmesser von der Erde gesehen, setzet man auf 32 Minuten,) dreimal größer als die Erde. Ricciolus hat sogar einen bemerkt, der dem zehnten Theile des Sonnendiameters gleich gewesen.

Was sind diese Sonnenflecken, und woher entstehen sie? Eine schwer zu beantwortende Frage. Ich führe die Muthmaßungen der Astronomen hierüber an. Es giebt Naturkündiger, welche glauben, sie seyn feste Körper, die, wie die Planeten, ihren Umlauf um die Sonne machten. Dies ist aber deswegen nicht glaublich, weil sie oft ganze Jahre lang unsichtbar werden, und ihre Erscheinungen, wenn sie Planeten wären, regulairer seyn müßten. Bei ihren so sehr verschiedenen Bahnen um die Sonne, müßte die Zeit ihrer Sichtbarkeit vor der Sonne auch sehr verschieden seyn; und doch werden wir hernach sehen, daß sie alle, wenn sie nicht etwa vor der Sonnenscheibe verschwinden, 12 bis 13 Tage zu sehen sind. Eben dies plötzliche Verschwinden oder ihre Veränderlichkeit in der Figur, da ein Flecken sich zerstreuet, auch wohl wächst, abnimt oder heller oder dunkler wird, streitet wider diese Meinung. Andere, denen ich beipflichte, halten deswegen dafür, sie gehören zum Sonnenkörper selbst. Könte ich einem Theile meiner Leser, die nicht wissen, was man unter der Parallaxe verstehet, sie in der Kürze begreiflich machen; so würde ich daraus, daß die Sonnenflecken keine Parallaxe haben, ei=

einen sicheren Beweiß führen können, entweder, daß sie ganz dichte an der Sonne, oder in der Sonne selbst sind. Vielleicht bin ich so glücklich, durch ein faßliches Exempel die Sache deutlich zu machen. Es sey dieses: Indem ich im Felde gehe, sehe ich zween Kirchthürmer A und B, ungefähr auf eine Meile weit von mir, die so dichte an einander zu stehen scheinen, daß A den B fast bedecket. Jetzt habe ich sie zur linken Hand, ich gehe gerades Weges eine Stunde weiter, sehe mich nun nach beiden Thürmern wieder um, und finde sie nun weit auseinander; so schließe ich mit Recht, A und B stehen nicht dichte an einander, wie es mir anfangs vorkam, sondern sind ziemlich von einander entfernt. Stünden sie noch dichte an einander: so schlösse ich, sie müßten sich sehr nahe seyn, und wohl gar zu einer Kirche gehören. Der Winkel, unter welchem ich B vorher sahe und nun sehe, hieß die Parallaxe. Nun aber siehet man den Flecken in der Sonne an zween viele hundert Meilen weit entlegenen Oertern an demselbigen Platze in der Sonne; ein Zeichen, daß er auf der Sonne oder dichte an ihr sey. Auch daß, wenn der Flecken mehrere zugleich erscheinen, sie parallel unter sich, ohne sich von einander zu entfernen, oder sich zu nähern fortrücken, läßt uns vermuthen, daß sie zum Sonnenkörper gehören. Die so denken, glauben, sie seyn tiefe Abgründe, die sich bald groß, bald klein, bald in dieser, bald in jener Figur darstellen, und schreiben ihre Entstehung gewissen Bewegungen in dem innern Theile der Sonne zu; sie denken sich solche so, als ob aus dem Sonnenkörper aufsteigende und hervorbrechende Winde das äußere Flammen- und Feuermeer der Sonne von einander trieben, eine schwarze finstere Höle zurück ließen, und durch den aufsteigenden Rauch einen Nebel um dieselbe bildeten. Sie vergleichen sie mit unsern feuerspeienden Bergen auf Erden. **Kepler** und **Hevel**, ersterer in seiner Astronomia Copernicana, und letzterer in seiner Cometagraphia sind geneigt, sie so zu erklären. Nach dieser Hypothese kan ein Flecken plötzlich entstehen, größer und kleiner werden, vergehen, braucht keine regulaire Figur zu haben, und was dergleichen Zufälligkeiten mehr sind, die sich würklich dabei bemerken lassen; **de la Lande** erklärt sich mehr für **de la Hire**, der die Sonnenflecken für Erhöhungen von einer dichten, dunklen und unförmlichen Masse hält, die in der flüßigen Materie der Sonne schwimmet und sich bisweilen gänzlich in sie eintaucht. Solten die Flecken Rauch, Wolken, oder ein Schaum seyn, wie solche Vorstellung nahe an die obgedachte gränzet: so hält **de la Lande** dafür, müßten sie durch die Schwungkraft, welche die Sonne durch ihre Umdrehung hat, alle nach einer Gegend getrieben werden. Die Erfahrung zeigt aber, daß sie bald in den Gegenden des Sonnenäquators, bald auf den Seiten der Pole zu finden

den sind. Was hinderts, sich mit ihm die Vorstellung zu machen, die mir nicht übel gefällt, daß die Sonne an sich aus einer dunklen Masse bestehe, die, wie unsere Erde von einem Wassermeere, so ganz von einem Feuermeere umgeben sey. Träte das Meer an ein oder der andern Stelle zurück: so käme die dunkle Masse zum Vorschein. Zu solcher Zurücktretung könten aber verschiedene Umstände Anlaß geben. Läßt nicht unser Wasser bei der Ebbe Stellen unbedeckt, und könte nicht jenes Feuer gewissen anziehenden Kräften unterworfen seyn, die es an einem Orte erhöheten, um es am andern zu mindern?

Die Fortsetzung folgt künftig.

Anfragen.

1.

Einige sind der Meinung, daß der Gewitterableiter, wenn er recht gute Würkung thun soll, in fließendes Wasser oder einen Brunnen geführet werden müsse, damit die frei durchgehende Elektricität, sich mittelst des Wassers ungehindert mit der Masse der Erdkugel verbinde, und der nächstfolgenden stets neuen Raum zu einem gleich freien Durchgang verstatte. In Leitern, die sich nur in der feuchten Erde, oder in einer geringen Menge still stehenden Wassers enden, könne Stockung und Rückgang der Elektricität erfolgen. Inzwischen finden sich nicht bei allen Gebäuden, wo man Ableiter anlegen will, Brunnen oder fließendes Wasser in der Nähe. Man wünschet daher in diesen Blättern belehrt zu werden, wie man an solchen Orten die Ableiter am besten anlege, damit keine Stockung oder Rückgang der Elektricität zu besorgen sey.

2.

Es ist aus der Erfahrung bekant, daß die Galonen sehr leicht anlaufen, fürnemlich die Besetzungen auf sehr geschwefelten Tüchern, als vorzüglich auf blau und weiß, rc. Solte, wie nicht zu zweifeln, ein Mittel vorhanden seyn, den angelaufenen goldenen und silbernen Tressen ihren vorigen Glanz zu geben, so würde der Besitzer hievon, sich bei vielen ungemein durch dessen Bekantmachung verbindlich machen.

Hannoverisches Magazin.

75tes Stück.

Freitag, den 19ten September 1783.

Ueber die Sonnenflecken.

(Fortsetzung.)

Die Wahl der Meinungen desto freier zu machen, erlauben mir meine Leser noch ein Paar Erklärungsarten anzuführen. Vermuthen werden sie es wohl, daß eine Lieblingsmaterie unserer neueren Naturforscher, nemlich die Theorie der Elektricität, nicht wird vergessen werden, auch hier angewandt zu werden. Ich werde damit kommen, wenn ich nur noch erst gesagt habe, daß einige, die sich gleichfalls die Sonnenkugel, als mit einer glühenden flüßigen Materie übergossen, vorstellen, die Flecken als große Klumpen ausgebrannter Materie ansehen, die in der Lava herum schwimmen. Mir wird es etwas schwer, diese Vorstellung mit der Erscheinung zu reimen. Dann dünkt mich, müßte ich auch einen beständigen Wind in der Sonnenatmosphäre annehmen, der den Klumpen von Westen nach Osten triebe, und der dürfte nie stärker oder schwächer seyn, weil die Bewegung sich immer gleich bleibt; oder ich muß den Gedanken des Schwimmens in so weit fahren lassen und nur eine Bewegung, die von der Umdrehung um die Axe entstehet, annehmen, und den ausgebrannten Klumpen immer auf derselben Stelle lassen. Doch nun zu der Meinung, die einige Neuere, die schon manche Phänomene in der Natur aus der Elektricität mit vielem Glücke erkläret haben, sich zu eigen gemacht. Nach ihnen ist die Sonne eine feuerlose, aber elektrische Kugel. Ihr Licht wird durch ihren schnellen Umschwung hervorgebracht, indem das elektrische Licht auf ihr zusammen gepreßt wird, welches dann das ganze Sonnengebiet durchströmet. Die Sonne selbst ist ihnen eine dunkle planetische Kugel, die festes Land und Meere, aber auch Berge auf ihrer Oberfläche hat; eine Kugel, die in die Lichtmaterie nicht anders, als unsere Erde in ihre Atmosphäre eingehüllet ist. Wie die Luft um unsern Erdball, so strömet die Lichtmaterie um die Sonne, und wenn wegen gewisser Umstände ein Sonnenland oder Meer zu der Zeit nicht fähig ist des Lichts, oder es auch verschluckt: so muß es uns schei-

scheinen, als ob ein Flecken auf der Sonnenscheibe entstanden sey. Bei dieser Vorstellung höret die sonst schwer zu beantwortende Frage auf: woher erhält die große Sonne die stete Nahrung zur Unterhaltung ihres Feuers? Die Weisheit ihres Schöpfers verherrlichet sich um so mehr, wenn er auch hier seine Güte über vernünftige Geschöpfe, zum Glück erschaffen, ergießt, und zugleich die Einrichtung getroffen hat, daß dieser Körper andern Licht und Wärme mittheile. Die großen Würkungen der elektrischen Materie sind bekant; die vermittelst der Vorrichtung mit der Elektrisirmaschine ein elektrisches Licht, dem Nordlichte gleich hervorzubringen wissen, leiten diese Lufterscheinung, die oft die dunkelste Nacht helle macht, aus derselben her. Dürfte ich mir nun die Sache so vorstellen, daß von allen Planeten, die zu unserm Sonnensystem gehören elektrische Materie ausgearbeitet würde, wovon ein großer Theil durch den Aether sich ergösse, und zu dem allgemeinen Mittelpunkte, der sie anzieht, zur Sonne hinfließe: so würde jene Hypothese desto leichter Eingang finden. Man denke sich unsere Erde, wie sie zugleich bei ihrer Umdrehung um ihre Axe in jeder Secunde vier Meilen durchstreichet; den Saturnus, der in eben der Zeit $1\frac{1}{3}$ Meile fortschiest, den Mars der über 3, und den Merkurius der über 6 Meilen macht, welche stete Bewegungen muß das innerhalb ihrer Bahnen bis zur Sonne hin veranlassen? welch ein stetes Reiben in dem Aether, worin diese ungeheure Körper fortgeschwungen werden? So viel elektrisches Feuer sammelt auf der Elektrisirmaschine die kleine Glaskugel, wie viel jene? Laßt es hinströmen zu der Kugel, die anderthalb Millionen mal größer, als unsere Erde ist, mit der ihr eigenen Lichtmaterie sich zu verbinden, fragt euch dann, ob es noch nöthig sey, daß ihr die ganze Sonnenkugel in Feuer und Brand setzet, oder ob nicht jener Zufluß, jene Verdikkung der elektrischen Materie hinlänglich sey, sie dazu zu machen, was sie ist? Ihr Feuer und Glanz wird nur dann erst abnehmen, wenn ihre Schwungkraft erschlaffet, ihre Trabanten die Gewalt ihrer Anziehung nicht mehr empfinden, und stille stehen, das heißt, wenn alle Kräfte der Natur sinken. Meine Leser werden mir diese kleine Ausschweifung verzeihen, ich kehre ja schon davon zurück, und lasse es mir gerne gefallen, wie sich ein jeder die Sonnenflecken nun am besten erklären kan und will. Ich hätte zwar noch viel sagen sollen, wie jene Lichtmaterie uns Wärme geben könne; es hätte mich dies aber zu weit vom Zwecke geführet; unsere Naturkündiger mögen es erklären und begreiflich machen.

Daß in der Sonne Flecken sind ist also ausgemacht; ein Auge, das etwas sehen will, was nicht jeder Erdbewohner siehet, siehet sie durch ein Fernrohr, bewundert diese Erscheinung und befriedigt seine Neugierde. Nutzen oder schaden kan uns ein solcher Flekken wohl nicht: denn daß ein solches

Partikelchen von der ohne das so weit von uns entfernten Sonne verdunkelt ist, kan auf unsere Erde keinen sonderlichen Einfluß haben; sie behält dem ungeachtet noch Licht und Wärme genug für uns. Will man aber daher behaupten, die ganze Beobachtung der Sonnenflecken sey von keinem Belange: so irret man sich, und wird man diese Beobachtung vermuthlich höher schätzen, wenn wir sagen, daß die Astronomen eben durch diese Flecken auf eine **dreifache** Spur zu Kenntnissen sind geleitet worden, die ich nicht sehe, wie sie solche ohne dieselben würden haben erlangen können. Sie haben sich durch sie überzeugt, daß die Sonne sich um ihre Axe beweget; sie kennen durch sie den Zeitraum, in welchem sie sich umdrehet; durch sie wissen sie die Richtung und den Stand der Sonne gegen die Fläche der Erdbahn zu bestimmen. Kenntnisse die gewiß sind, und dem menschlichen Verstande um so mehr Ehre machen, je weiter das Object entfernet ist, zu welchem sich der Scharfsinn empor hebt.

Die einige Tage lang beobachtete Fortrückung des Flecken von dem östlichen Rande der Sonne nach der Mitte der Scheibe hin, und von da nach dem westlichen Rande; dann das Verschwinden desselben ist uns Bürge dafür, daß der Sonnenkörper selbst nach seiner uns sichtbaren Hälfte, den ich den untern Sonnentheil nennen will, sich von Osten nach Westen um sich selbst bewege, wie der obere Theil von Westen nach Osten, gleich der Bewegung, die die andern Himmelskörper in ihren Bahnen, in so weit es uns bekant ist, um ihre Axe machen. Ich sage, in so weit es uns bekant ist: denn die Umdrehungszeit des Saturns kennen wir nicht, weil sich wegen seiner großen Entfernung von uns, die in seinem mittlern Abstande an 180 Millionen Meilen ausmacht, keine Flecken auf ihm wahrnehmen lassen. Eben so wenig kennen wir diese Zeit vom Merkur. Denn ob er gleich uns nahe ist, so sehen wir ihn doch, da er von allen Planeten der Sonne am nächsten ist, nicht anders, als in der Morgen- und Abenddämmerung, die es hindert dunkle Flecken auf ihm zu bemerken. Die Bewegung der Sonne führt uns auf zween unbewegliche Punkte, um die sie sich drehet, und so haben wir zween Pole der Sonne. Ziehen wir uns in Gedanken einen Kreis um die Sonne, der zwischen beiden Polen mitten in liegt: so kommen wir zu der Idee des Sonnenäquators.

Natürlicher Weise findet man sich nun zu der Frage veranlaßt: wie viel Zeit gebraucht die Sonne zu ihrer völligen Umdrehung um ihre Axe? So wissen wir z. E. von dem Jupiter, daß er in 9 Stunden 56 Minuten um seine Axe läuft; von dem Mars, daß der Zeitraum seiner Umdrehung 1 Tag und 40 Minuten sey. Die Venus hat diese eigene Bewegung in 23 Stunden und unsere Erde vollendet sie in 23 Stunden 56 Minuten. Aus der Größe der Planeten und deren Verhältniß ge-

gegen unsere Kugel hat man noch zur Zeit keinen sichern Schluß auf ihre Axendrehung machen können. Der Körper des Mars $3\frac{1}{3}$ mal genommen, macht erst eine Masse, die der des Erdplaneten gleich kömt, und doch braucht er fast eine Stunde mehr zu seiner Rotation. Die Venus $\frac{1}{10}$ mal kleiner, wie die Erde, hat bis fast auf eine Stunde nach eben so viel Zeit als die Erde zu ihrem Umschwunge vonnöthen; Jupiter dagegen, fast 1500 mal größer als die Erde, kömt mehr als 2 mal um seine Axe in der Zeit einer einfachen Umwälzung der Erde. Die Analogie ist also hier ein unsicherer Wegweiser, um uns von der Sonnenbewegung zu belehren. Allein die Sonnenflecken helfen uns hier schön aus. Spüren wir ihrem Gange nach: so bemerken wir, daß $13\frac{1}{2}$ Tage von ihrer Sichtbarwerdung auf dem östlichen Rande bis zum Verschwinden auf dem westlichen verstreichen. Ferner giebt die Erfahrung, wenn eben derselbe Flecken, nachdem er auf dem obern Theile der Sonne seinen Weg gemacht, oder hinter der Sonne, an dem untern Theile der Sonne, oder vor derselben wieder hervorgekommen; daß dies in einer Zeit von 27 Tagen 12 Stunden und 20 Minuten geschehen sey, da man ihn gerade auf eben dem Punkte der Sonnenscheibe gesehen hat, wo er vorher gestanden.

Man würde übereilt schließen, wenn man hieraus den Satz ziehen wolte, daß die Sonne sich in der eben bemeldeten Zeit um ihre Axe drehe. Mehr könte er auf den Fall seyn, wenn hier nur eine einfache Bewegung wäre und die Erde stille stünde; allein sie bewegt sich täglich aus ihrem Standorte auf ihrer jährlichen Bahn fort, und zwar um die Sonnenkugel herum.

Um sich die Sache recht begreiflich zu machen: so denke man sich folgende drei Fälle. Erstlich wälzte sich die Sonne nicht um ihre Axe, und die Erde, die keine jährliche Laufbahn um die Sonne hätte, stünde stets auf einem Fleck, wälzete sich, um Tag und Nacht zu machen, auch bloß um ihre eigene Axe: so würden wir immer eben dieselbe Hälfte der Sonne sehen, und der Sonnenflecken würde unbeweglich so lange an demselben Orte auf der Scheibe stehen, bis er an dem Platze etwa verschwände. Zweitens, wälzete sich die Sonne nicht um ihre Axe und ginge die Erde in einer jährlichen Laufbahn um die Sonne herum: so würden wir in einem Raume von einem halben Jahre auf der andern Seite der Sonne seyn, und diejenige Halbkugelfläche der Sonne sehen, die gerade der entgegen stehet, die wir vor einem halben Jahre sahen; sahen wir da den sogenannten obern Theil der Sonne: so sehen wir nun den untern, und wie würde und müßte dann die Erscheinung des Flecken seyn? Wir würden ihn ein ganzes halbes Jahr beinahe auf der Sonne wahrnehmen, wenn er nicht etwa durch eine Ursache an der Sonne selbst, mit Licht wieder übergossen würde. Zugleich würden wir bemerken, daß er stets weiter nach

der Mitte der Scheibe und dann nach dem Rande fortrückte: dies würde aber bei solcher Fortrückung das Besondere seyn, daß, statt der Flecken jetzt gegen Westen rückt, so würde er dann gegen Osten zu rücken scheinen, und wir würden ihn auch folglich am östlichen Rande verlieren. Drittens, wälzete sich die Sonne um ihre Axe, und die Erde ruhete, (wie wir doch von der Erde aus andern Erscheinungen das Gegentheil wissen,) so würde die Wiedererscheinung des Flecken auf eben der Stelle in kürzerer Zeit als 27 Tagen 12 Stunden und 20 Minuten geschehen müssen. Den Lauf der Erde in ihrer Bahn, können wir uns auf zweierlei Art gedenken, entweder nach eben der Direction von Westen gegen Osten, wie die Sonne sich umwälzt, oder in entgegen gesetzter. Wenn in entgegen gesetzter: so müßten wir den Flecken der Sonne in wenigerer Zeit, als die Sonne zu ihrer Umdrehung anwendet, auf eben der Stelle wieder erblicken, etwa in 23 Tagen, und wir müßten ihn auf der Sonnenscheibe nur $11\frac{1}{2}$ Tage observiren können, statt wir ihn $13\frac{1}{2}$ Tage jetzt wahrnehmen. Die Ursache ist diese: die Erde liefe dann dem Flecken entgegen und gewönne, so zu sagen, gegen den Lauf der Sonne etwas. Läuft aber die Erde in paralleler Direction mit der Sonnenumdrehung, wie dies der aus Erfahrungen erwiesene Fall mit der Erde und den übrigen Planeten ist: so bedarf der Flecken, ehe er uns an demselben Orte wieder erscheinet, noch etwas mehr Zeit, als die, in welcher die Sonnenkugel herum kömt. Die Erde ist unter der Zeit der Sonnenumwälzung etwas weiter fortgerückt, was die Sonne noch einholen muß. Was hieraus nach richtigen Ueberlegungen folget, ist dies: kömt gleich der Sonnenmacul erst nach 27 Tagen 12 Stunden 20 Minuten wieder an dieselbe Stelle: so muß doch die Sonne in kürzerer Zeit, als diese ist, sich um ihre Axe geschwungen haben.

Die Zeit dieses Umschwunges zu berechnen, will ich die Data dazu hier an die Hand geben. Die erste Frage ist: wie viel rücket die Erde auf ihrer Bahn in der gegebenen Zeit fort? In 365 Tagen 6 Stunden vollendet die Erde ihren Lauf um die Sonne und durchstreichet 365 Grad; ihre mittlere Bewegung, denn sie läuft zu einer Zeit langsamer, zu einer andern geschwinder, ist demnach täglich 59 Minuten 8 Secunden, folglich durchwandert sie im obbemeldeten Zeitraume 27 Grad 6 Minuten $59\frac{2}{10}$ Secunden, die hat also die Sonne noch nachzulaufen. Die zwote Frage ist: da die Sonne in der gemeldeten Zeit, die Erde in Rücksicht auf die Stellung ihres Flekken gegen dieselbe schon eingeholt hat, wie viel Zeit gebrauchte sie dann eigentlich nur, um sich um ihre eigene Axe zu werfen. Man multiplicire diese Zeit mit den 360 Graden der Sonnenperipherie, und theile die Summe durch die Grade der Erdbahn, nemlich $360° + 27°\ 6'\ 59''\frac{2}{10}$; der Quotient 25 Tage 14 Stunden 5 Minuten

ten wird die Zeit ergeben, in welcher der Sonnenkörper um seine Axe gehet. Meine Leser sehen aus dieser Vorstellung, wie sehr die Sonnenflecken uns helfen, den Umlauf der Sonne zu erkennen und richtig zu bestimmen, auch uns in dem angenommenen System von dem Laufe der Erde um die Sonne zu bestärken.

Ich gedachte oben des Sonnenäquators, und dies führet mich hier auf eine Betrachtung, die meinen Lesern nicht unangenehm seyn mögte, und die wegen der Verwandschaft mit der eben verhandelten Materie ihr billig anschließt. Von einem der größten Kreise um die Erde, ich meine hier den Aequator, gehen stündlich 15 Grade durch den Meridian, der, da hier jeder Grad 15 deutsche Meilen hält, 225 Meilen; so stark ist die Bewegung der Erde an der Linie, die von beiden Polen gleich weit ablieget; wie viel Raum mag wohl die Sonne auf ihrer Mittellinie bei ihrem Umschwunge stündlich durchstreichen? Theilet den Sonnenäquator von 360 Graden durch die Zeit ihrer Rotation: so wird für jede Stunde 35′ oder etwas über einen $\frac{1}{2}$ Grad durch den eingebildeten Sonnenmeridian gehen. Nun rechnet man den Sonnenäquator beiläufig auf 608,000 Meilen; ein Grad beträgt also 1688 Meilen, und würden also stündlich etwa 985 Meilen durch den Meridian laufen, oder Minuten weise $16\frac{1}{3}$ Meilen. Wem wird nicht die ungemeine Schnelligkeit der Sonnenbewegung hier auffallen, und wer wird nicht die Allmacht dessen, der durch seine Kraft dieser Kugel solche Bewegung giebt, und sie seit vielen tausend Jahren ohne Abnahme darin erhält, anstaunen? Das muß ein großer Herr seyn, der das alles gemacht hat. Betet an, die ihr euch durch Vernunft zu ihm hinauf denken und seine Größe empfinden könnet!

Wozu diese Bewegung eines so ungeheuren Körpers, der anderthalb Millionen mal größer und 364,000 mal schwerer, als die ganze Erdkugel ist? Würden doch ohne seine Umwälzung die Planeten, die ihre Bahnen um ihn haben, ihn von allen Seiten kennen lernen. Allein, ich gebe zu bedenken, ob nicht, wenn dieser Mittelpunkt unserer planetarischen Welt ruhete, auch alle Sonnentrabanten ruhen würden? Hat nicht die Vermuthung, die Kepler in seiner Astronomia Copernicana im 4ten Buche längst geäußert hat, einen großen Anschein, daß die schnelle Rotation der Sonne ein Zug für jeden andern Planeten auf seiner Bahn sey, den er destomehr empfindet, je näher er dieser Kugel placirt ist? Kepler sagts, und nach ihm bestimmter Newton. Männer, die mit scharfem Blikke in die Werkstätte der Natur hinein schaueten, mit kühnem Geistesfluge die Bahnen der Planeten durchstrichen, und die Gesetze ihrer Bewegung mit mehr als menschlichem Genie aus der verborgensten Tiefe heraufholeten. Geister, denen der Schöpfer und Allhalter der Welt erlaubte, gleichsam in das Buch der verborgensten Naturordnungen

gen hinein zu schauen. Nach 200 Jahren sind Keplers Axiomen noch eben so geltend als zur Zeit ihrer Erfindung, und bestätigen sich immer mehr durch Neutons nähere Bearbeitungen und die Erfahrung. Nicht leicht baue ich auf die Aussprüche eines Lehrers um seines Ansehens willen; aber Männer von Urtheilskraft und Tiefsinn, wie Kepler und Neuton reißen mich weg, und auf ihr Wort glaube ichs, daß die Sonne durch ihre Umwälzung um ihre Axe die Planeten in ihrem Laufe erhalte. Erhalte: dann erst mußte eine Hand da seyn, die die Sonne um sich selbst schleuderte und die Planeten fort warf. Der Lehrsatz, daß die Sonne durch ihre Bewegung alles um sich in Bewegung setze, ist zu wichtig, als daß ich ihn ohne einige Erläuterungen verlassen könte.

Wenn der von der Sonne so weit entfernte Saturn erst in 29 Jahren seinen Umlauf vollbringt: so vollendet ihn die der Sonne viel nähere Erde in 1 Jahre, und der der Sonne nächste Planet in 87 Tagen. Ich gebe gerne zu, daß die saturnische Laufbahn weit größer ist, als die erdische und diese größer, als die merkurische, folglich jene mehr Zeit, um durchlaufen zu werden, erfordern, als diese. Dem ungeachtet ist doch der nähern Planeten Bahnlauf schneller. Ginge Merkur nicht geschwinder als Saturn: so hätte er über 430 Tage nöthig; ginge die Erde mit eben dem langsamen Schritte als Saturn: so könte sie nur erst in 3 Jahren auf ihrer Bahn herum kommen. Hätte Saturn die Flügel des Merkurs: so würde er in 6 Jahren seine Laufbahn durch machen, und die Erde würde bei gleicher Geschwindigkeit ihren Weg in 120 Tagen um die Sonne zurücklegen; statt 30 Tagen würden wir dann nur 10 im Monate zählen.

Kepler, Huygens und Neuton haben uns auf die Centralkräfte der großen Himmelskörper aufmerksam gemacht. Sie behaupten eine Schwere und anziehende Kraft der Sonne gegen die Planeten und der Planeten gegen einander. Alles zieht an und wird angezogen, wie z. E. ein großes Schif und ein Boot die auf dem Wasser liegend an einem Taue befestiget sind. Das Schif zieht das Boot, und das Boot das Schif an sich, freilich nach Unterschied ihrer Masse, und so ist es auch mit der Sonne und den Planeten. Die Planeten würden bald in die Sonne fallen, wenn bloß diese Kraft, die man die Centripetalkraft nennet, auf sie würkte. Außer der Kraft, die der Planet durch seinen ersten Wurf aus der Hand des Schöpfers erhalten, in gerader Direction fortzufliegen, wenn ihn nicht die Sonne anzöge und seinen Lauf elliptisch krümmete, läßt uns die schnelle Umschleuderung der Sonne und der übrigen Körper auch eine Kraft gedenken, vermöge der sie etwas von sich entfernen, und dies ist die Centrifugalkraft. Vermittelst dieser Kraft hält die Sonne durch ihre Bewegung die Planeten ferne von sich, verhindert ihren Fall in die Sonne und

und treibet sie fort in ihren Bahnen. Das beide, die Schwer- und Fliehkraft, sich zugleich in einem Körper befinden, dazu giebt unsere Erdkugel schon den Beweiß. Die Centripetalkraft auf ihr ist sichtbar genug, indem sich alle Körper zum Mittelpunkte neigen; diese Neigung ist in sich zwar immer gleich, aber hin und wieder auf Erden behindert, als ein sicheres Zeichen, daß ihr etwas entgegen würkt, und das ist die Centrifugalkraft. Der Versuch mit einem Secundenpendul bestätiget dies. Je länger es ist, je leichter ist die Nuß, je größer sind die Schwingungen, und je langsamer gehet nach der Erfahrung die Uhr. Gehet sie zu geschwind: so muß man die Schwere der Nuß verringern, oder das Pendul verlängern; gehet sie zu langsam: so muß man die Schwere desselben vermehren, oder es verkürzen. Der Schluß triegt also nicht: gehet eine Uhr in dem Orte A richtig, und in dem Orte B zu langsam: so hat das Pendul etwas von seiner Schwere verloren. Dies ist der Fall mit einer Uhr in Paris unter dem 48sten Grade Norderbreite, und auf der Insel Cayenne nahe am Aequator, der den französischen Astronom Richer im Jahre 1671 aufmerksam machte. Seine Uhr die er von Paris mitgenommen hatte, und dort genau ging, blieb zu Cayenne täglich 2 Minuten 28 Secunden zurück, und bewieß ihm durch ihren langsameren Gang, daß das Pendul leichter geworden. Er half ihr und gab dem Pendul den verlornen Theil der Schwere dadurch wieder, daß er ihn auf $1\frac{1}{4}$ Linie abkürzete. Er zog daraus den richtigen Schluß, daß die Körper, je näher sie dem Aequator kommen, je leichter werden. Man sezte diese Beobachtungen fort, und gelangte dahin, daß man von den Polen an bis zum Aequator die Länge des Penduls nach Maaßgabe der Abnahme der Schwere bestimmte. Weiter darf ich mich hier auf diese Sache nicht einlassen; was ich gesagt, habe ich nur zur Begründung des Satzes ausführen wollen, daß ein Körper, der eine anziehende Kraft hat, auch durch die Schnelligkeit seiner Umwälzung, die unter dem Aequator die rauschendste ist, eine zurückstoßende Kraft haben könne; daß folglich auch die Sonne durch ihre Rotation eine besondere Centrifugalkraft erhält, die nicht ohne Absicht seyn kan, die aber ohne Umdrehung um ihre Axe nicht da seyn würde.

Der Schluß folgt künftig.

Mittel wider die Wanzen. *)

In Lyon ist ein leichtes und doch unfehlbares Mittel wider die so beschwerlichen Wanzen entdeckt worden, welches schon viele Personen mit Nutzen gebraucht haben. Dieses ist der Attich (Sambucus Ebulus,) eine bekante Pflanze, welche dem Holunder ähnlich siehet, und deswegen in manchen Gegenden Deutschlandes auch Ackerholunder, Niederholunder und Heilholder genannt wird. In andern heißt sie auch Mauerkraut und Hirschschwanz. Man legt nur einige Zweige davon an verschiedene Orte der Bettstelle, so entweicht das Ungeziefer.

*) Aus dem 36ten Stück der nützlichen Beiträge zu den neuen Strelitzischen Anzeigen von diesem Jahr.

Hannoverisches Magazin.

76tes Stück.

Montag, den 22ten September 1783.

Ueber die Sonnenflecken.

(Schluß.)

Aus dem großen Nutzen der Umdrehung der Erde um ihre Axe, können wir, wenn wir anderst aus der Weisheit Gottes, die nichts umsonst ordnet, nicht schon den Schluß ziehen wollen, auf den großen Nutzen den die Umwälzung des ungeheuren Sonnenkörpers hat, analogisch schließen. **Derham**, nachdem er im 3ten Kapittel des 4ten Buchs seiner Astrotheologie von der Rotation des Jupiters, Mars und der Venus geredet, schreibt: „Diese Bewegung ist „von einem wunderbaren und sehr „großen Nutzen für eine jede dieser „Kugeln.„ Der Franzose le Clerc redet in seiner Astronomie in dem discours préliminaire p. 57. besonders von der Erde: „Sie würde,„ sagt er, „kaum wohnbar seyn, und sich für die „Natur der Menschen, Thiere, Pflanzen und anderer Creaturen ohne solche Umwälzung wenig schicken. Die „Hälfte derselben würde durch die „Sonnenstralen ganz verbrannt, oder „wenigstens ganz ausgedörret werden, „während daß die andere Hälfte eine „ewige Nacht haben würde. Wie „würde die Natur auf ihr würksam „seyn können? Woher solten Wolken „und fruchtbare Regen kommen? Wie „würden Winde entstehen können, die „die Atmosphäre reinigen? Wo würde „Ebbe und Fluth bleiben, die das Wasser klar und rein erhalten und für „Fäulnisse bewahren? Nimt man diese „Bewegung weg: so muß der Zustand „der Erdbewohner jämmerlich werden. „Können dann Bäume und Pflanzen „noch Gedeien haben, wenn die Hitze „des Tages nicht durch den angenehmen Thau und die Einflüsse der Nacht „gemäßiget wird? Würden die Menschen auch dann noch ihren Geschäften nachgehen und ihre Nahrung sich „bereiten können, wenn die Abwesenheit der Sonne, und die wohlthätige Nacht nicht die Ruhe und Transpiration beförderten? Diese und viele „tausend andere Unbequemlichkeiten „würden daraus erwachsen, wenn es „der Erdkugel an der Bewegung um

„ihre Axe gebräche. Indem nun die „andern Kugeln eine ähnliche Bewegung haben: so mögen wir uns mit „gutem Grunde überreden, daß solche „ihnen nicht weniger nützlich und vortheilhaft sey.„ Und in Ansehung der Sonne mögte ich hinzu setzen, nicht allein ihr selbst, sondern auch den Himmelskörpern, die mit ihr in solcher gemeinen Verbindung stehen, vortheilhaft sey. Würde die Sonne auch ohne Umschwung um ihre Axe leuchten und wärmen? Eine wunderliche Frage! sagt vielleicht mancher, aber, noch nicht ohne gute Gründe angenommenen Theorie der Neueren von dem Entstehen des Lichts auf der Sonne, so wunderlich nicht. Ich habe oben diese Meinung angeführt, und weise hier darauf zurück. Ich bin der Meinung, daß ohne Rotation die Sonne nicht Sonne für uns seyn würde. Scheint gleich alles an der Sonne sich äußerlich gleich zu seyn: so bin ich doch viel zu furchtsam, zu behaupten, daß jede Seite der Sonne gleiche Natur und Kräfte, und gleichen Einfluß auf unsere Erde, und die sie umgebenden Planeten habe. Sie ist zu weit entfernt von uns, als daß wir hierüber mit Gewißheit entscheiden können, und mich dünkt, man hat bei den meteorologischen Beobachtungen noch zur Zeit zu wenig Rücksicht darauf genommen. Verglichen wir unsere Witterung öfterer auf dem uns zugekehrten Theil der Sonne: so führte uns eine genaue Ausmerksamkeit vielleicht noch zu einigen forthelfenden Entdeckungen. Wie viele Ehre hat man nicht von jeher dem Monde bei der Beobachtung der Witterung angethan, da man auf seine vier Hauptphasen, Apogäum und Perogäum besonders Acht gegeben. Laßt uns einmal eben so fleißig auf die Sonne merken, nicht zufrieden ihre Höhe zu kennen, und das Zeichen zu wissen, in dem sie läuft; sondern auch beeifert, das Stück der Sonne, das wir sehen, genau zu bezeichnen; diese Beobachtungen eine Zeitlang unermüdet fortgesetzt, werden uns vielleicht erheblicher, als wir anfangs glaubten.

Wer siehet nicht mit mir die Sonne als die Königin und Gebieterin unsers unermeßlichen Planetensystems an? Die großen Kugeln, die um sie laufen, sind ihr Eigenthum; sie zieht sie an sich, damit sie nicht durch die endlosen Himmel sich verlaufen; sie schwingt sich mit so lebhafter Kraft, daß ihre Trabanten ihren Schwung empfinden, durch ihn fortgewirbelt in bescheidener Ferne ihren Lauf um sie verrichten, und mit jeder Secunde neue Lebhaftigkeit und Stärke von ihr empfahen. Ein Planet ziehet den andern an, aber der Schwung der Sonne erhält jeden in seiner Gleise. Saturn in seinem Lichtringe mit seinen Trabanten, und Jupiter mit seinen Monden folgen im raschen Laufe dem Winke ihrer Gebieterin; Merkurn und Venus, schon nahe dem Mittelpunkt, jagt ihre Schwungkraft in abgemessenen Kreisen herum und die entferntere Erde mit ihrem getreuen Monde, und Mars schwimmen willig in der Fluth, die

die sie durch ihre Bewegung macht, um sie herum. Wird sie einmal stille stehen: so wird ihre sonst so helle Leuchte verlöschen, dunkel die Welt überziehen, verwirrt werden die Planeten ihre Bahnen verlassen, hinabstürzen zur Sonne, kein Sommer und Winter, kein Tag- noch Nachtwechsel wird mehr seyn, die Natur ersterben und unsere Welt nicht mehr seyn.

Endlich sind es auch die Sonnenflecken, die uns von der wahren Lage der Sonne gegen die Erde belehren. Ueberhaupt kan man sich von zween Lagen der Sonne gegen unsere Erde leicht eine Vorstellung machen. Entweder ihre Axe liegt queer gegen die Axe der Erdbahn, und so wälzete sich die Sonne von oben nach unten herum, oder sie steht aufrecht, und so wendet sie sich von der Linken zur Rechten. Viele Zwischenfälle in schief neigenden Richtungen lassen sich leicht denken. Nimmer würden wir diese Lage gewiß bestimmen können, wenn nicht die Sonnenflecken uns hier sicher zu recht wiesen. Sie bewegen sich von einem Seitenrande zum andern; folglich kan die Sonnenaxe nicht horizontal gegen uns liegen; sondern muß eine perpendiculaire Richtung haben. Wir haben also die Sonnenpole an dem obern und untern Rande zu suchen.

Einige feinere Bemerkungen des Ganges der Flecken, führen uns auf eine nähere Bestimmung der wahren Lage der Sonnenaxe gegen die Fläche der Ekliptik. Zu Ende des Novembers und Mais, gehen die Flecken ein 14 Tage lang gerade durch die Sonne. Nach dem November und Mai fängt sich die Linie an zu krümmen, und macht einen Bogen zur ersten Zeit nach Norden, und zur leztern nach Süden hinum. Stünde die Sonnenaxe senkrecht auf der Axe der Erdbahn: so liefe der Sonnenäquator der Fläche der Erdbahn parallel, und die Flecken würden stets gerade Linien vor der Sonne beschreiben. Da das nicht geschieht, sondern nur zweimal im Jahre: so erkennet man daraus, daß auch nur zu zwo Zeiten im Jahre die Erde den Stand in ihrer Laufbahn habe, wo der Sonnenäquator sie durchschneidet, alle übrige Zeit aber die Fläche der Ekliptik über oder unter demselben sey. Nach genauern Berechnungen ist das Resultat, daß die Axe der Sonne sich gegen die große Axe der Erdbahn neige, so, daß wenn man die Axe der Erdbahn durch das Centrum der Sonne bringen wolte, sie mit der Axe der Sonne einen Winkel von $7\frac{1}{2}$ Grad machen müßte, und einen gleichen Winkel würde dann der Sonnenäquator mit der Fläche der Erdbahn machen. Zweimal im Jahre stehet dann die Erde gerade gegen den Sonnenäquator über, und steiget durch die Knoten auf und ab; natürlich haben dann die Flecken für uns einen geraden Weg, und dies trägt sich zu, wenn die Sonne im 8ten Grad der Zwillinge, oder des Schützen ist. Zur andern Zeit, da wir über oder unterm Sonnenäquator liegen, müssen die Flecken krumme Linien für uns zu

Nutzen dieses leztern Unkrauts aus einem englischen Journal mitzutheilen, welches vielleicht den wenigsten Lesern bekant seyn wird, und hier keine überflüßige Stelle einnimt.

Ehe ich aber meine Uebersezzung anfange, muß ich vorläufig bemerken, daß der Verfasser in seiner Abhandlung eigentlich von dem ökonomischen Gebrauch redet, den die Kamtschadalen von dem auf ganz Kamtschatka in größter Menge wachsenden süssen Kraut (russisch Slatka trawa,) wilden Bärenklau (Sphondilium,) machen. Indessen sagt er zu Ende der Abhandlung doch: „Ich glaube allerdings, daß „der gemeine Bärenklau (Heracleum „sphondilium Linn. Sphondilium vulgare hirsutum Casp. Bauh.) zu allem, „wie dieses Kraut könne gebraucht werden, ob gleich er würklich eine andere Pflanze ist, und auf russisch „Borsch am Kamtschatka Flusse aber „Kungrsch genennet wird. Ich bin „hierin desto zuverläßiger, je gewisser „ich weiß, daß man um Tobolsk und „an andern Orten Sibiriens aus der „leztern gleichfalls wie aus der erstern „Brantewein brennet. Man hat Spuren, daß die Einwohner der westlichen „Küste von Amerika, welche gegen über „der Kamtschatkischen Landspitze von „den auf Entdeckungen ausgesandten „russischen Fahrzeugen angetroffen worden, eben dieses Kraut in ihrem Lande haben, und es so benuzzen, wie die „Kamtschadalen, u. s. w.„

Mithin ist also klar, daß alles, was hier von dem sogenannten süssen Kraut gesagt wird, auch von unserm Bärenklau gelte, und daß es lediglich nur auf Versuche ankomme, ihn eben so zu benuzzen, wie die Kamtschadalen ihr süsses Kraut zu benuzzen wissen. — Nun zur Sache selbst.

Auf ganz Kamtschatka wächset ein Kraut in großer Menge, das die Russen Slatka trawa, die Einwohner am großen Fluß (Bolschajareka,) aber Katsch nennen, und eine Beiart von Heracleum oder Sphondilium ist.

Im Julius sammeln die Kamtschadalen die großen Stengel der Blätter dieses Krautes in großer Menge, reinigen sie vom Laub, und tragen sie Bündelweise zusammen gebunden nach ihren Wohnungen, wo sie deren äußeres Häutchen behutsam mit Muschelschalen abschaben und selbige also bereitet in Bündeln, oder, wie sie es heißen, Plastinen, an die Sonne zum Trocknen aufhängen.

Nach einigen Tagen wird das Kraut von dem verdickten, häufigen, süssen Saft, wie gedörrete Feigen oder Zwetschen, schneeweiß, und siehet wie Riemen oder dicke Bänder aus.

Thut man die Bündel alsdenn in lederne Säcke, und schüttelt sie recht stark unter einander, so sammelt sich der weiße darauf erzeugte Staub, der ein unvollkommener Zucker ist, in dem Grunde des Sackes, da man denn auf diese Art von einem Pud, oder vierzig Pfunden des getrockneten Krauts etwa ein Pfund süssen Staub oder Puderzucker erhält. Allein diese Materie wird mehr zur Seltenheit, als zum Nutzen ab:

abgesondert. Eigentlich ist der Hauptnutzen des mit so vieler Mühe gesammelten Krauts, wovon ein Weib innerhalb sechs Wochen oft 80 bis 100 Pfund bereitet, für die Einwohner der Kamtschatkischen Halbinsel weit ansehnlicher, und bestehet in folgenden Artikeln.

Erstlich, so giebt man es den Kindern zu essen, welche damit, wie bei uns mit Zucker und Früchten, vom Weinen abgehalten werden.

Bei allen Mahlzeiten der Kamtschadalen wird eine Hand voll solcher getrockneter Stengel zerschnitten, in Wasser eingeweicht, und in einer Schüssel zu den übrigen Speisen gesetzt; wovon das süsse Wasser mit Löffeln, unter den andern Fischspeisen genossen wird. Bei der Bereitung ihrer Fischragouts, muß auch dieses Kraut, als Confect, eine ansehnliche Rolle spielen.

Und weil es also in der Oekonomie der Kamtschadalen von jeher einen so wichtigen Artikel ausmacht, so opferten sie auch vordem ihren Götzen davon, und bewirtheten damit gleichsam die von ihnen auf der Jagd gefangenen Thiere, indem sie nach einem alten hergebrachten Gebrauch den abgefressenen Hirnschädeln und Fischköpfen etwas von dem Kraute ins Maul steckten, und dabei ernsthaft vermahnten, sich ins künftige nicht mehr vor ihnen zu fürchten, sondern ihren Anverwandten zu verkündigen, mit was für gastfreien Leuten sie zu thun gehabt, damit jene auch Lust bekämen, sich fangen und so herrlich bewirthen zu lassen; mit welchem Trost sie solche wieder in den Wald oder nach der See zubrachten.

Aber der wichtigste und vorzüglichste Nutzen, den man von dem getrockneten Bärenklau, nach Ankunft der Russen und Cosaken in Kamtschatka, zu ziehen angefangen hat, ist dieser, daß man daraus eine Art von Brantewein bereitet. Da die Cosaken aus allerhand Beeren, Kräutern, ja sogar aus faulen Fischen Brantewein zu ziehen versucht hatten; so kamen sie endlich hinter dieses Kraut; und nachdem sie wahrgenommen, daß es gekocht und zu Quaß, oder Afterbier bereitet, geschwinde in Gährung ging, und betrunken machte, fingen sie an in Kesseln mit hölzernen Deckeln, woran sie Flintenläufe befestigten, aus dem fermentirten Getränk einen Brantewein überzutreiben, der denn auch zu ihrer großen Freude so wohl gerieth, daß er bei der ersten Destillation schon trinkbar und nach Wunsch war. Der erste Erfinder dieses neuen Brantewein war ein Cosak aus Jeniseisk, Namens Tschorni, dessen Andenken bei seinen Brüdern in jenen entfernten Gegenden, wo man so bald keine andere Art von starkem Getränk zum Gebrauch wird einführen können, lange unvergeßlich seyn wird.

Noch bis diese Stunde pflegt man den Bärenklaubrantewein, so wie er beim ersten Abzuge überfließt, zu gebrauchen. Denn zieht man ihn noch einmal über, so wird er dermaaßen stark, daß man ihn kaum genießen kan.

Es hat aber dieser Brantewein eine besondere ätzende Säure bei sich, und

ist

schen der Borke und dem Holze bei sich führt, und sich immer mehr verliert, je trockener der Baum wird, ein fetter ölichter Saft, woraus Pech, Theer, und dergleichen bereitet wird. Eine nicht weniger bekannte Bemerkung ist es, daß dergleichen fette und ölichte Materien einem jeden Insekte und dessen Fortkommen nicht allein widerstehen, sondern auch sogar von tödtender Würkung für dasselbe seyn können. Dieses verführte mich schon oft zu glauben, daß der Wurm eine gesunde Fichte vielmehr fliehen als suchen müßte, und, daß derselbe ursprünglich gar nichts zu deren Absterben beitrage. Und folgende Versuche bestärkten mich in meiner Vermuthung.

Im Jahre 1767 ließ ich im Amte E. einige von denen an die Flösser verkauften Fichten, welche der Wurm ungefähr halb trocken gemacht haben solte, in meiner Gegenwart abschälen, um darin ihre angeblichen Zerstörer zu entdecken. Und, damit ich dabei der möglichst genauen Nachforschung dieser Leute vergewissert seyn mögte, so versprach ich jedem für den ersten Wurm 12 mgr. zu bezahlen.

Meine Vermuthung fürs Gegentheil traf aber richtig ein, und nicht eine Spur davon wurde wahrgenommen. Sie suchten, aber sie fanden, sie verdienten nichts. Selbst einer von diesen holzbegierigen Flössern, die, um nur Holz in ihren Handel zu ziehen, fast beständig in den Fichten Wäldern umher laufen, und wohlmeinentlich anrathen, die Bäume, welche ein krankes Ansehen haben, bei Zeiten wegzunehmen, damit der Wurm nicht weiter fliege, konte mir auf mein vieles Ausfragen das Geständniß nicht vorenthalten, daß er noch nie einen Wurm eher in den Fichten gefunden habe, als bis selbige eine Zeitlang gelegen hätten, ob er gleich festiglich glaube, (ein Glaube der freilich sehr zu seinem Vortheil gefaßt war,) daß dem ungeachtet der Käfer der Fichten Mörder sey, und sie trocken mache. Ich schloß daraus, daß Vorurtheile oft eine Sache ohne Untersuchung für wahr halten, die es doch nicht ist, und, daß man dem Wurm das Abtrocknen der Fichten nicht blindlings beimessen könne.

Im folgenden 1768sten Jahre, ließ ich im Monat März neun Waldsuder Hanenbände, welche im December gehauen waren, und nicht hatten verkauft werden können, auf einen Hay, wohin fast den ganzen Tag die Sonne schien, und das Holz gegen den Wind Schutz hatte, in dreien Bänken, an eben so viel daselbst stehende Saamenbäume rücken. Etwa in der Mitte des Julius, als die Borke vom Holze etwas losgetrocknet, auch hin und wieder aufgerissen war, und das Harz sich verloren hatte, fand sich der Wurm oder Käfer in großer Menge zwischen der Borke, und dem Holze ein.

Ich blätterte darauf die Borke größtentheils von diesen drei Bänken ab, und wie die Käfer dadurch beunruhiget wurden, so krochen sie bei vielen Tausenden an den Saamenbäumen

men hinauf, so, daß deren Borke fast damit bedeckt wurde. Nach meiner alten Meinung hätte ich nun nichts anders, als die nahe Verwüstung derselben erwarten sollen; aber nein, schon den andern Morgen hatte sich das Gewürme gänzlich verloren, und die Bäume blieben alle, auch ohne die geringste Nachspur von Beschädigung bis ins dritte Jahr, da sie wegen des jungen Anflugs weggenommen werden mußten, gesund.

Nach der Zeit habe ich mehrere dergleichen Versuche und zu verschiedenen Jahrszeiten, an demjenigen Holze, welches zufälliger Weise in den Forsten liegen blieb, wiederhohlt, aber allemal mit gleichem Erfolge, und mit der Bemerkung, daß, je nachdem das gefällete Holz, entweder in der Sonne, oder im Schatten gelegen, der Käfer viele oder wenige anzutreffen waren.

Von meinem vorhin gedachten Freunde, kan ich folgende jüngere Erfahrungen mittheilen:

Im Sommer 1775 wurde an fünf verschiedenen Orten eine beträchtliche Anzahl gesunder Tannen in einer Höhe von 5 bis 7 Fuß auf dem Stamme abgeschälet. Eine andere Anzahl ließ man umhauen, und einigen von diesen die Borke gleichfalls nehmen, andern nicht. Bei den auf dem Stamme 7 Fuß hoch abgeschälten Fichten wurde der Wurm einige Zeit nachher bemerkt, hingegen an denen, die nur 5 Fuß abgeschälet waren, ließ sich nichts vom Käfer finden. Und als ein besonderer Umstand wurde angemerkt, daß leztere grün geblieben, vermuthlich also desfalls den Wurm abgehalten, die ersteren aber wegen der stärkeren Abschälung, auch eher dem Absterben oder Vertrocknen sich genähert, und also wahrscheinlich, wo nicht gewiß, durch das Verdorren ihrer Säfte, oder des fetten öhlichten Harzes, den Wurm angelockt hätten. Auch bei den an den übrigen Oertern umgehauenen Tannen traf jede Beobachtung darin überein, daß einige Tage darauf sich der Wurm nach und nach immer häufiger daran, und zwar hauptsächlich an die nach der Sonne hingekehrte Seite angesezt, hier seine rechte Wirthschaft angefangen, sich eingeboret, in die gemachten Löcher seine Eyer gelegt, und so bis ins unzählbare sich vervielfältiget hatte. Aber, auch nicht ein einziger von den herum stehenden gesunden Tannen war davon angegriffen, sondern alle sind in ihrer vollen Flor geblieben, welches um so auffallender ist, da durch die Versuche das Ungeziefer an ihre Oerter in unzähliger Menge gleichsam hingezogen, und ihm Gelegenheit, Zeit und Raum, sich ins Unendliche zu vermehren, gegeben worden war.

Solten nicht diese Erfahrungen meine Behauptung rechtfertigen, und solte mir nicht daraus die Folgerung erlaubt seyn, daß sich der Wurm keinesweges an die gesunde vollharzigte Fichte wage, sondern vielmehr sie erst alsdann zur Herberge aufsuche, wenn der Baum trocken zu werden beginnet, und seine Harztheile mehr verfliegen,

oder gleichsam aufhören des Wurms Feind zu seyn? Keine Holzart, selbst die, welche keine Harztheile bei sich führet, wird vom Insekt eher angegriffen, als bis sie abgetrocknet, oder so zu sagen abgestorben ist. Dieses ist jedem bekannt. Warum solte denn die Natur allein auf die Fichte einen Haß gelegt, und dieses edle Holzgeschlecht schon bei seinen Lebzeiten, und eher als alle übrigen dem Kampfe mit seinen Widersachern unterworfen haben?

Die einzige Frage, welche vielleicht die erste Veranlassung zu den Gedanken einer Wurmtrockniß gegeben haben mag, und es sehr scheinbar macht, daß der Wurm sich nur im Anfange unserm Auge verstecke, und gleichwohl die Quelle des eigentlichen Verderbs sey, bleibt mir noch zu berühren übrig, warum es sich nemlich allgemein befinde, daß sich der Wurm bei denjenigen Fichten, welche auf dem Stamme allmählig absterben, allemal gewisser und frühzeitiger antreffen lasse, als bei denen, welche gesund gehauen, und dann erst der Trockniß überlassen werden? Ich glaube, weil bei jenen vom ersten Anfange ihrer Krankheit an, der Zufluß der Säfte mehr mangelt, das Harz mithin weniger Vollkommenheit gewinnet, Borke und Holz mehr sohr und locker worden, und dadurch die Wirthschaft des Wurms mehr begünstiget. Ueberdem wählt ja auch jedes Insekt, welches seinen Saamen an Bäume, Blätter, oder Blüten zu legen gewohnt ist, am liebsten dazu diejenigen, die keinen vollen frischen Saft mehr haben, und schwach sind, damit die Made, oder der Wurm bei dem Einfressen und Benagen, durch die zu stark hervorquellende Säfte nicht im Fressen, und seiner sonstigen Haushaltung behindert werde a). Oft habe ich selbst davon die Exempel an denjenigen Bäumen in den Hölzern, unter welchen im Sommer das Vieh gewöhnlich zum Melken versammelt wird, insbesondere aber in Gärten an Obstbäumen wahrgenommen, welche ihre Standörter solchergestalt an zween verschiedenen Plätzen hatten, daß ein Theil vom Dünger vielen, der andere aber gar keinen Zufluß hatte.

Jene waren durch die Feuchtigkeiten des Düngers stärker getrieben, und hatten natürlicher Weise saftvollere Blät-

a) Joh. Leonh. Frisch Abhandlung von Insekten, Seite 20. dann je gesünder der Baum, und je mehr Saft ein solches Gewächs hat, je weniger beschädiget es das Ungeziefer. Und im Gegentheil ist es ein unfehlbares Zeichen, wenn sie es beschädigen, daß das Gewächs Mangel hat, es sey im ganzen, oder in Theilen davon.

Seite 33. Je schwächer ein Apfelbaum ist, Früchte zu tragen, und doch viel Blüte hat, je mehr habe ich dergleichen Käfer gefunden, so, daß oft unter 20 Blüten kaum eine gewesen, da nicht einer darin gesteckt. Wo hingegen die Blüten gesund, und durch das Wetter nicht verderbt, sonderlich durch Kälte, und der Baum Kraft hat, geschiehet das Gegentheil, daß man nemlich derselben wenig oder gar keine antrift.

Blätter und Blüten, waren aber fast überall mit keinem Insekt versehen, diese hingegen mußten sich kärglicher behelfen, und dazu die Last der stärkeren Insekten Besuche ertragen.

Kann endlich auch die Fichte es ertragen, daß ihre Borke im vollen Safte aufgerissen wird, um das Harz zu Theer und Pech daraus zu ziehen, und läßt sie sich, wie es mein Freund nach seinem Versuche angiebt, wohl gar auf 5 Fuß gänzlich abschälen, ohne zu verdorren: wie lange muß sie dann nicht kranken, wenn ein kleiner Käfer, denn einer muß der erste seyn, seine Waffen gegen sie zu richten, anfängt; und, wie unverzeihlich würde es dem täglich forschenden Beobachter seyn, auch nicht einen einzigen Feind bei seiner ersten Arbeit zu entdecken!

Dieser Einwurf wird also der geringste seyn, und ich gehe damit zu den Ursachen über, welche mir die richtigern vom Absterben der Fichte oder Rothtanne zu seyn scheinen.

Die Fichte hat nur eine kurze und schwache Herzwurzel, und ihre Thauwurzeln gehen nicht, wie bei andern Holzarten in die Tiefe, sondern bleiben in der Oberfläche des Erdbodens. Das bei Windstürmen entstehende viele Hin- und Herbewegen bringt also ihre Wurzeln gar leicht aus der rechten Lage, zerreißet an diesen die zarten Haarwurzeln, und entziehet auf die Weise dem Stamm seine Nahrung, welche die Haarwurzeln ihm zuführen müssen.

Dieser Zerrüttung sind die Wurzeln bei ihrer mißlichen Struktur noch mehr auf einem festen und unfruchtbaren Boden unterworfen. Am meisten ist sie aber nach meinem Dafürhalten alsdenn zu besorgen, wenn Dürre, zumalen in dem früheren Zeitpunkte, da das Harz in der Fichte noch flüßig ist, eintrit. Denn die Wurzeln gehen zu flach im Boden umher, als daß sie den Zufluß ihrer Nahrungssäfte halb so viel als andere Holzgattungen von unten an sich ziehen können. Die obere Feuchtigkeit ist ihnen also unentbehrlicher, und das Harz ist in seiner Jugend dem Austrocknen destomehr bloß gestellet. Findet man nicht daher, daß das Trockenwerden der Fichten Wälder sich alsdenn immer am mehrsten zeigt, wenn Frühling und Vorsommer sehr dürre gewesen sind? Selbst kleine Zwischenregen sind von keiner großen Würkung, weil in geschlossenen Oertern einen halben Tag Regen durchfallen kan, ehe so viel auf die Erde komt, als zur Befruchtung der in der Oberfläche liegenden Wurzeln erforderlich ist. Warum spüret man den Wurm nicht auch in der Fuhre, und, warum trocknet diese nicht in eben der Maaße, wie die Fichte ab, da sie doch eine ähnliche Holzart ist?

Ich antworte: Die Fuhre ist anders organisiret, als die Fichte, sie hat Wurzeln, welche tiefer in die Erde gehen, sie stehet daher fester, und die Windstöße können nicht so schädlich auf sie würken. Sie nimt auch weit eher mit einem trockenen Boden fürlieb, hat also nicht mit so vielen niedrigen Erdlagen als die Fichte zu strei-

ten, und ist endlich nicht so geschlossen als sie, mithin kan Dürre keinen so nachtheiligen Einfluß auf sie haben, und ein mäßiger Regen kan ihre Erholung leichter befördern.

Hiernach glaube ich also, daß namentlich Windstürme, widrige Erdlagen, und Dürre die einzigen und mehr natürlichen Ursachen des Absterbens und Trockenwerdens der Fichten sind.

Ich beharre indessen, wie schon gesagt, auf meiner Meinung nicht, wenn ich Gründe des Gegentheils erfahre, und wiederhole die Bitte bei jedem, der meinem jetzigen durch den Ort meiner Bestimmung im Bremenschen entschiedenen Nichtkönnen, in der obern Gegend fernere Versuche anzustellen, zu Hülfe kommen will, mir seine Beobachtungen und Gedanken gefälligst mitzutheilen. Und, kan er sich vom Wurme nicht scheiden, so rathe ich ihm, alle Sorgfalt anzuwenden, daß kein Fichtenholz den Sommer über und in das andere Jahr in den Forsten liegen bleibe, auch, daß die Borke vor den Stöcken, oder Stuken bis zur Erde abgeschälet werde. Beides sind die offensten Asyla für den Käfer.

Bremervörde. Ahlers.

Von einem Bogen, der bei Nacht von dem Mond im Nebel gebildet wird.

So wie die Sonne bei Tage, den Regenbogen auf das genaueste gerade gegen sich über in den Regenwolken bildet, so bildet der Mond bei Nacht auch gerade gegen sich über einen Bogen in dem Nebel. Und so wie jenes im Sommer geschieht, so geschieht dieses im Winter.

Da nun der Bogen, den die Sonne bildet, der Regenbogen genannt wird; so könte derjenige, den der Mond bildet, mit Recht Nebelbogen genannt werden. Stehet die Sonne hoch, so ist der Bogen niedrig, stehet aber die Sonne niedrig, so ist der Bogen hoch: und so wie die Regenwolken dichte oder nicht dichte sind, so ist der Bogen stark oder schwach. Sind die Regenwolken dicke und dunkel, so ist der Regenbogen desto stärker. So verhält es sich auch mit dem Nebelbogen. Ist der Nebel stark, so ist der Bogen auch stark, und umgekehrt. Dahingegen ist dieser von jenem in vier Dingen unterschieden.

1) Zeiget er eine weiße Silberfarbe: Dieses komt wohl daher; weil der Nebel weißgrau und der Mond nicht solchen Glanz wie die Sonne hat.

2) Ist sein Umkreis nicht so groß wie der des Regenbogen; die Ursache davon mag wohl seyn, weil der Mond kleiner, wie die Sonne ist.

3) Ist sein Bogen viel breiter wie der Regenbogen; und

4) scheinet er auch näher zu seyn oder

oder niedriger nach der Erde zuzuhangen, wie der Regenbogen.

Letzteres beides entsteht wahrscheinlich daher, weil der Nebel auf der Erde hängt.

Ich habe verschiedene Nebelbogen gesehen, wovon der eine ganz stark und sehr auffallend war. Ich ging über Feld, und es traf sich, daß ich den Nebelbogen und also auch meinen Schatten, welchem der Nebel ein trauriges Ansehen gab, gerade vor mir hatte, und dabei dünkte mich, als wenn ich mich bei einem jeden Schritt dem Bogen näherte, und zu einem silberfarbigten Gewölbe hinein gehen solte. Sahe ich hinter mich, so erblickte ich den blassen Mond, den der Nebel noch blasser machte; mich umhüllte ein sehr dicker Nebel, wobei eine Todten Stille herrschte.

Daß die Sonne auch einen solchen silberfarbigen Bogen im Nebel bildet, habe ich auch einst am frühen Morgen gesehen, und es war ein schöner Anblick.

Noch will ich hier eine andere Erscheinung anführen.

Im April 1781, an einem frühen angenehmen Morgen, befand ich mich auf einem Felde so mit grüner Saat bedeckt war, und hatte die helle aufgehende Sonne hinter mir. Gleich erblickte ich auf der Erde in dem Thau, welcher auf dieser Saat glänzte, zwei Stralen, die die Farbe eines Regenbogens hatten. Der eine war mir zur rechten und der andere zur linken, schräge von mir ab. Doch es kam mir vor, als wenn sie noch enger als im Winkel standen. Diese Stralen hatten eine gerade Linie, und ein jeder war 25 bis 30 Fuß lang, und einen guten Fuß breit.

Dieses war in den letzten Tagen des gedachten Monats, sogleich darauf erfolgte auch die lange anhaltende heiße Witterung desselben Sommers.

Sehr oft erscheint auch früh Morgens bei heller aufgehender Sonne, an der Erde auf dem Thau, am äussersten Ende des Schatten eines menschlichen Körpers, ein heller silberfarbiger Schein, welcher sich immer mit dem Schatten fort beweget, und dieses dauret so lange, als der Thau auf der Erde liegt.

Borstel bei Achim. J. Köhne.

Etwas von der Verzinnung der kupfernen Gefäße. *)

Es ist eine üble Gewohnheit die kupfernen Gefäße mit einem aus zween Theilen Zinn und einem Theile Blei bestehenden Lothe zu verzinnen, und die mehrsten Kupferschmiede stehen in der Meinung, daß die Verzinnung

*) Aus dem 33ten Stück des Lippischen Intelligenzblatts.

nung ohne Zusatz von Blei nicht haften könne, und also dasselbe dazu nothwendig sey.

Durch diesen Zusatz wird aber die Verzinnung an sich selbst der Gesundheit äußerst nachtheilig und zu einem Gift, indem das darunter befindliche Blei sich in den sauren Sachen, die in dergleichen Gefäße gethan, oder allenfalls darin noch aufbewahrt werden, auflöset, mit den Speisen vermischet, und wenn es so in Menge mit genossen wird, Lähmungen, gefährliche Coliken, ja selbst einen langsamen Tod, in geringer Quantität aber doch viele der Gesundheit schädliche Folgen, deren Ursache von den wenigsten erkant wird, nach sich zieht.

Es ist an sich grundfalsch, daß die Verzinnung nicht ohne Zusatz von Blei gemacht werden könne, wie solches die Erfahrung gelehrt hat, mithin solten billig alle kupferne Geschirre, die man zu Bereitung der Speisen gebrauchen will, mit dem reinsten Zinn ohne Bleizusatz verzinnet werden. Und dieses ist auch würklich in einigen Ländern, durch besondere landesherrliche Verordnungen eingeführt, und die Verzinnung nach der gewöhnlichen Art, aufs schärfste verboten worden.

Wenn man mit reinem Zinn verzinnen will, so muß man zuförderst das Gefäß mit einer von Eßig und Salz gemachten Lauge reinigen, hernach mit Wasser ausspühlen, und auf dem Kohlenfeuer so heiß machen, daß etwas weniges hineingeworfenen Salmiaks sogleich zergeht, worauf man dann den Boden mit gutem feinen englischen Blockzinn, mittelst eines Wisches von Hede, unter beständigem Nachstreuen von Salmiak, überstreicht. Es geht nicht an, zu dieser Verzinnung Pech oder Fett zu nehmen, weil sie davon ihr gutes Ansehen, den Glanz verliert.

Die bemerkten untrüglichen Kennzeichen einer tüchtigen Verzinnung mit bloßem reinen Zinn sind folgende: Sie muß einen lebhaften Glanz und Weiße, fast wie feines Silber, haben; wenn man etwas guten Weineßig und eben so viel Wasser hinein gießt, und eine Weile kocht, muß sie nichts an ihrem Glanze noch Farbe verlieren; ein hineingeworfener befeilter Nagel muß gleichfalls seine Farbe behalten, und nicht Kupferfarbig werden, und endlich muß sich dieselbe gar nicht abkratzen lassen, sondern fest an dem Kupfer haften.

Eine mit Bleizusatz gemachte Verzinnung hingegen hat einen matten Glanz und blaulichte Farbe; wenn man etwas guten Weineßig und eben so viel Wasser zusammen in ein solches verzinntes Gefäß gießt, und eine Weile kochen läßt, so äußert sich während des Kochens ein widriger Geruch, als wenn man Blei in Eßig auflöset, und wenn man hernach etwas Kochsalz hineinwirft, so wird es trübe.

L. F.

Hannoverisches Magazin.

78tes Stück.

Montag, den 29ten September 1783.

Beitrag zu den Bemerkungen der Würkungen des Blitzes.

Einen neuen auffallenden Beweiß, nicht nur von der fürchterlichen Gewalt des Blitzes, sondern auch von der Nutzbarkeit anzulegender Wetterableiter, zumal an hohe, freistehende, über andere hervorragende Gebäude und unter diesen vorzüglich an Kirchen und Kirchthürme, geben die Würkungen eines Wetterstrahls, der am 24ten Aug. dieses Jahrs, als an einem Sonntage, des Morgens zwischen 6 und 7 Uhr den Thurm der Kirche des Klosters Marienstein traf. Es ist dasselbe im Fürstenthum Göttingen, eine Meile diesseits der Stadt dieses Namens (von Hannover ab zu rechnen,) nicht weit jenseits des Flecken Nörten, nahe an der Chaussee, derselben gegen Westen belegen. Die Kirche nebst dem Thurme stehen auf einem kleinen Hügel, beide sind massiv von Rauhsteinen aufgeführt, die Mauern des lezten sind unten 5, oben 4 Fuß dick und sehr fest. Der untere Absatz desselben, der etwa 50 Fuß hoch ist, und bis an die Farst des Kirchendachs reicht, hat 4, der zweite etwa 12 Fuß hohe acht Seiten. In diesem Absatze befindet sich das Uhrwerk in einer Uhrkammer. Ihn deckt eine ungefähr 10 Fuß hohe achteckige Kuppel, die mit Schiefer belegt ist, in welcher der Uhrdrath nach dem Glockenhammer hinauf geht. Auf dieser steht eine ebenfalls achteckige sogenannte Leuchte oder Durchsicht, worin die Glokke hängt; Pfeiler und Fußboden sind hier mit Blei beschlagen. Dieser oberste Absatz des Thurms hat wieder eine achteckige mit Schiefer gedeckte Kuppel, mit derselben wird die Höhe der Leuchte 15 Fuß ausmachen. Aus dieser Kuppel ragt nun die Helmstange hervor, die wie gewöhnlich oben mit einem großen kupfernen Knopf versehen ist, aus dem sich ein ziemlich hohes eisernes Kreutz mit einer Windfahne erhebt. Von der öbern Kuppel an bis zur Spitze dieses Kreutzes beträgt die Höhe wenigstens 10 Fuß, und also die des ganzen Thurms vom Grunde an bis dahin, über 100 Fuß.

Gegen Süden und Norden befinden sich an jeder Seite desselben 4 Fenster, das oberste in dem Achteck, welches auch eines in Osten und eines in Westen hat, die einzigen an diesen beiden Seiten. Die Fenster sind 8 Fuß hoch und einige Zoll über 3 Fuß breit, haben oben einen

bei demselben durch, allein der in dem sehr festen Balkenboden gefundene Widerstand nöthigte ihn bald wieder einen Ausgang nach oben zu suchen. Diesen bahnte er sich durch das Blei, und so entstand das bemerkte kleine Loch. Nun zog ihn der Drath wieder an, auf den er wie an dem angelaufenen Blei auf dem Boden zu merken ist, zuschoß. Von der Oefnung an fuhr er nun daran herunter und zerstörte ihn.

Der Strahl folgte also dem Drathe in die untere Kuppel, noch ungetheilt. Hier aber trennte er sich in zween Hauptstrahle.

In der Kuppel lag nemlich auf dem Kreuzgebälk oder Stern, worauf dieselbe ruhet, eine doppelte Welle. An der einen war der von unten hinaufkommende, an der andern der nach oben hinaufgehende befestiget. Nachdem der an diesem herablaufende Strahl da, wo er an der Welle zu Ende gieng, eines der vier 1 Fuß ins Gevierte dicken Bänder des Vierpasses oder Quadrats, welches das Kreuzgebälke mitten zusammen hält, dasjenige nemlich, auf dem diese Welle mit dem einen Ende ruhte, ganz zersplittert, auch das daran stoßende und einige andere Theile des Gebälkes beschädiget hatte, theilte er sich. Ein Strahl folgte dem andern Drathe hinab in die Uhrkammer. Ein anderer behielt die Richtung des herabkommenden Draths nach Norden. So entstanden also aus dem einen Strahl zween, die wir Hauptstrahlen nennen wollen, von denen sich wieder einige Nebenstrahlen absonderten.

Würkung des ersten Hauptstrahls. Es wich derselbe, wie schon bemerkt ist, bei der Welle in Norden ab, weil er von dem nahstehenden obersten nördlichen Fenster in dem Achteck unter der Kuppel angezogen wurde. Um dieses zu erreichen, drang er durch die 4 Fuß dicke Mauer nach demselben zu, und warf es so gewaltsam heraus, daß das Eisen und Blei in einen Klumpen durch einander gewunden auf dem Kirchhofe lag, schlug dann abermals durch das 5 Fuß hohe Stück Mauer, welches dieses Fenster von dem folgenden trennet, und zerschmetterte dasselbe auch. Indessen verfolgte nun nicht der ganze Strahl seinen Lauf nach unten, sondern nur ein sich davon absondernder Nebenstrahl. Der Hauptstrahl zog eine größere Metallmasse außerhalb des Thurms an, nemlich die kupferne Dachrinne, die an der Nordseite des Kirchendaches von Westen nach Osten liegt. In dem 21 Fuß langen tannenen Ecksparren des Daches, der unten an die Rinne, oben an den Thurm stößt, und zwar nahe bei dem erwähnten zweiten Fenster von oben, nach Osten hin, etwas unter der Mitte desselben, fand sich ein Ableiter nach der Rinne zu. Diesen erreichte der Strahl, indem er in der östlichen Ecke des Fensters, in einerlei Richtung mit dem obern Ende des Sparren, durch die Mauer fuhr. Er lief an und durch denselben hin, spaltete ihn mehrmals der Länge nach durch, riß ihn los und schleuderte ihn herab, so, daß er aufrecht an der Kirchmauer stand und folgte nun der kupfernen Rinne nach Osten, als einem neuen Ablei-

ter,

ter, ohne sie anzuschmelzen oder zu beschädigen, außer, daß er eine eiserne Stange, worauf eine an der großen Rinne befestigte Ausgußrinne unter dem Sparren ruhte, herausschlug.

Bei einem der eisernen Haken, worauf die Rinne liegt, über dem ersten Kirchenfenster, sprang von diesem ersten Hauptstrahl wieder ein Nebenstrahl ab, nach dem Fenster zu. Er hatte noch viel Kraft, denn er durchdrang über demselben die Mauer nach innen zu, das auswärts an dem kleinen Bogenrahmen sich befindende Windeisen zog ihn aber wieder heraus. Er verfolgte dasselbe. Es war nicht nur vom Dampfe schwarz geworden, sondern am andern Ende sah man auch den Ort, wo der Strahl wieder herein gekommen war. Er fuhr nun einwärts am Fenster herab, zersprengte das durch das Zusammentreten der Sprossen entstehende mittlere Kreutz des Rahmen nach allen vier Seiten und schlug dann in die östliche Ecke der Bank des Fensters in die Mauer, von da er innerhalb derselben in die Erde hinab gefahren seyn muß, denn es zeigen sich keine weitere Spuren dieses zweiten Nebenstrahls. Wie groß die Glut desselben noch gewesen sey, beweisen nicht nur die an der Mauer und auf dem Glase hie und da bemerkten schwarzen Rauchstreifen, sondern noch deutlicher eine in der einen obern Ecke des mittleren Kreutzes etwas angeschmolzene Fensterscheibe.

Der Hauptstrahl folgte der Rinne. Diese endigt sich etwa 4 Fuß diesseits des zweiten Kirchenfensters. Durch das Eisen und Blei desselben angezogen, fuhr er in gerader Richtung an dem unter dem Dache befindlichen Gesimse fort, bis nach dem Fenster, wie ein bis dahin von dem Gesimse abgerissener Splitter zeigt, so wie man an zwo eingebrannten Stellen an demselben seinen Gang von da unterwärts nach dem Fenster sieht. Nachdem er erst über demselben wieder durch die Mauer gefahren war, lief er einwärts daran herab, zerschlug auch hie und da den Rahmen, wo die Sprossen sich durchkreutzen, zersprengte einige Scheiben, verbog das Blei und verlor sich endlich in der östlichen Ecke der Bank des Fensters. Daß er hier von seiner Kraft schon viel verloren haben müsse, folgt aus den mit den Zerstörungen die er bei dem Thurmfenstern anrichtete, verglichenen geringen Beschädigungen dieses Fensters.

Ich habe bereits erwähnt, daß schon oben bei dem zweiten Thurmfenster sich von diesem Hauptstrahle ein Nebenstrahl getrennt habe. Es fuhr derselbe durch die Mauer nach dem dritten Fenster, und indem er daran hinab lief, beschädigte er es an mehreren Orten, schlug darauf nochmals durch die Mauer unter diesem Fenster, nach dem untersten vierten, welches auch in dem mittleren Kreutze vorzüglich getroffen ist, und dann endlich unter demselben in die Mauer, wo er auch innerhalb derselben die Erde erreicht haben muß, denn es zeigen sich hier wieder auswärts keine Spuren des Ausgangs dieses ersten Nebenstrahls.

Würkung des zweiten Hauptstrahls. Wir müssen diesen wieder von oben an verfolgen. Meine Leser wer-

werden sich erinnern, daß dieser sich von dem eben beschriebenen ersten Hauptstrahl, in der untern Kuppel bei den Wellen trennte, da er zu dem nach unten gehenden Drathe übersprang. Indem er daran herab in die Uhrkammer lief, zerstörte er auch diesen ganz, so daß keine Ueberbleibsel davon zu finden waren. An dem Uhrwerke ist wenig beschädiget, doch fanden sich einige zersprengte Stücke Eisen, und die Stellen, wo sie lagen, waren eingebrannt, so sah man auch deutlich an ihrem Aeusseren, daß sie eben geglühet hatten; ein Stück ist etwas angeschmolzen. Der Strahl that deswegen nur oben an dem Uhrwerke einigen Schaden, weil er an dem 8 Fuß langen aus einer $\frac{1}{4}$ Zoll dikken und $\frac{1}{2}$ Zoll breiten eisernen Stange bestehenden Perpendikel einen Ableiter fand. Diesem folgte er, ohne im mindesten ihn zu beschädigen, sondern bog nur, um seinen Lauf ungehindert fortsetzen zu können, einen eisernen Haken, in Gestalt einer Gabel, der den Perpendikel oben faßt, zu beiden Seiten von einander. Die innern Seitenhaken die an die Stange traten, waren angeschmolzen. Wo der Perpendikel zu Ende geht, sprengte er die Uhrkammer auf, bahnte sich durch den Boden derselben einen Weg, (das Loch hielt ungefähr $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser, das Brett war nahe um dasselbe etwas ausgesplittert, aber nur wenig gespalten,) und suchte neue Nahrung. Diese fand er an dem in Süden sich befindenden zweiten Fenster von oben. Dieses erreichte der Strahl, nachdem er erst ein 1 Fuß breites Stück aus einer tannenen Diele im Boden geschlagen hatte, und durch die Mauer gefahren war. Da er diese ganz durchdrungen hatte, lief er an dem Fenster erst von aussen herab, wie das einwärts gebogene Eisen und Blei des obern Bogenrahmen zeigte. Doch, da dieser der Gewalt einwärts nachgab, nahm der Strahl mit ihm seine Richtung wieder nach innen, und also einwärts an dem Fenster, welches er beschädigte, herab. Unter demselben fuhr er wieder durch das 5 Fuß hohe Stück Mauer, welches dieses von dem dritten Fenster von oben trennt, berührte es erst wieder von außen, und dann lief er einwärts daran herab, so, daß sich seine Würkungen hier, wie die eben beschriebenen, an dem zweiten Fenster verhalten, die ich auch bei den meisten übrigen getroffenen Fenstern auf gleiche Art wahrnahm. Es fanden sich hier mehrere Spuren von geschmolzenem Blei, welches hie nnd da auf die Fensterscheiben gesprützt war, andere waren auch vom Rauch angelaufen.

Da der Strahl das mittlere Kreutz in dem dritten Fenster vorzüglich getroffen hatte, welches nach allen vier Seiten zerschlagen ist, so verursachte der hier gefundene Widerstand wieder eine neue Theilung dieses Strahls. Der eine schoß nach unten, von diesem nachher. Den andern betrachte ich noch als den zweiten Hauptstrahl. Dieser fuhr in der östlichen Ecke der Bank des Fensters durch die Mauer, kam über dem Boden, wodurch dieser Raum im Thurm von der Bälgenkammer getrennt wird, wieder heraus, und schoß nach der östlichen Mauer des Thurms, an welche die Kirche angebauet ist, zu. Der Grund, warum er diese Richtung genommen hatte, war leicht zu finden, denn an der andern Seite der Mauer in der Kirche liegt die Orgel. Um diese zu erreichen, drang er wieder durch die Mauer und fuhr durch das Gewölbe, unter welchem die Pfeifen zum Pedal stehen, wieder heraus. Diesen Ausgang bahnte er sich mitten durch einen starken Quader, der den Schlußstein eines Gewölbes ausmacht, doch ohne ihn zu spalten oder zu verrücken. Man sieht deutlich in einer Vertiefung dieses Steins, die

etwa

etwa ½ Fuß im Durchmesser hat und im Mittel fast 3 Zoll tief und durch das Ausspringen des Steins entstanden ist, zwei Löcher von der Größe einer Erbse, durch welche der Strahl dicht über den Pfeifen heraus kam. Die Strecke, die er in der Mauer, oben von der innern Seite derselben im Thurm, bis herunter zur äußern in der Kirche durchlief, läßt sich nicht genau bestimmen, doch kan sie wohl auf 9 Fuß angegeben werden.

Man wird vermuthen, daß der Bliz unter den Orgelpfeifen große Verwüstungen werde angerichtet haben; allein, entweder, weil seine Kraft schon etwas geschwächt seyn mußte, da er sie schon an zwei Fenstern und bei dem dreimaligen Durchdringen so dicker Mauern ausgeübt hatte, oder, weil die elektrische Materie an den aufrecht stehenden Pfeifen, die man gewissermaaßen als Ableiter betrachten könte, mehr herabströmte als sie beschädigte, so waren seine Würkungen hier nicht sehr heftig gewesen. Doch sind mehrere Pfeifen versehrt, und man sieht daran den Lauf des Strahls nach Norden. An einigen sind die Kanten oben eingebogen, und in den dicht an diesen stehenden, fand sich jedesmal in der entgegen gesezten Richtung eine angeschmolzene Vertiefung. Diese waren unstreitig eine Würkung der Reaction des Strahls, die durch den an den Kanten und bei deren Einbiegung gefundenen Widerstand verursacht wurde. An diesen habe ich wenig Geschmolzenes bemerkt, hingegen in allen den einwärts gehenden Beulen oder Vertiefungen war das Blei im Fluß gewesen. Dieser Effect der Reaction ist auch daraus zu schließen, daß diese Vertiefungen nach der Seite gebogen sind, wo der Strahl hergekommen war, die eingebogenen Kanten hingegen, mit seinem Lauf einerlei Richtung hatten. An den äußersten niedrigsten Pfeifen in Norden fuhr er endlich herab, wo mehrere Pfeifen unten angeschmolzen waren, eine aber war vorzüglich beschädiget, durch die der Strahl gefahren zu seyn scheint. Unter der Seitenöfnung, welche die Orgelpfeifen nach unten zu haben, war sie aufgerissen, bei der untern Spitze aber, wo der Wind hinein geht, so zusammen gezogen, als wäre sie mit einem Faden zugeschnirret. Die gebliebene Oefnung würde eine dicke Nadel ausfüllen. Von da fuhr der Strahl in den unter den Pfeifen sich befindenden Windcanal, und beschädigte einige Ventile, dann in die Mauer, wo er innerhalb der Kirche bei einem Balken, worauf die Orgel ruhet, wieder heraus kam. Weitere Spuren des Effects dieses Strahls, dessen Kraft sich nun auch verloren hatte, fanden sich nicht.

Von diesem zweiten Hauptstrahle sonderte sich, wie ich schon bemerkt habe, bei dem Kreuz des dritten südlichen Fensters ein Nebenstrahl ab, der in der westlichen Ecke der Bank desselben durch das auch 5 Fuß hohe Mauerstück, wodurch es vom untersten oder vierten Fenster getrennt wird, und darauf an diesem herab fuhr. Weil er hier abermals das mittlere Kreuz traf, theilte er sich noch einmal in zween Nebenstrahlen, die rechts und links in die Ecken der Bank des Fensters schlugen, wie die Beschädigungen an demselben und der Mauer zeigten. Da aber in dem untern Raume des Thurms unter der Bälgenkammer keine Spuren dieser Strahlen weiter wahrgenommen wurden, so folgt, daß sie innerhalb der Mauer in die Erde gefahren sind, oder auch schon vorher ihre Kraft verloren haben.

Es ist leicht zu erachten, daß ein so heftiger Wetterstrahl durch die verursachte Ausdehnung der Luft noch mehrere Würkungen hervor gebracht haben müsse. Dieser Druck der Luft, der um desto stärker seyn mußte, je mehr sie mit Dünsten, theils wegen des massiven Gebäudes, theils wegen der Communication, worin der Thurm mit der Kirche steht, angefüllt und je enger der Raum war, der sie einschloß, trieb nicht nur mehrere Seiten der untern Kuppel von den Sparren los, sondern zerschmetterte auch die drei übrigen nicht getroffenen Fenster in dem Achteck. Wäre überhaupt diese nicht so groß und die Anzahl derselben geringer, so, daß die ausgespannte Luft einen weniger leichten Ausgang nach allen Seiten gefunden hätte, oder wäre das Gemäuer alt und baufällig: so

so würde der Thurm der erlittenen heftigen Erschütterung schwerlich haben widerstehen können. So aber sind die festen Mauern, auch da wo der Bliz durch sie herfuhr, nur wenig beschädiget. An einigen Stellen merkt man jedoch an den äußern und innern Rizzen die Spur seines Laufes, meistens aber nur den Ort, wo die Strahlen hinein schlugen und wieder heraus kamen.

Offenbar sind die sich theilenden Strahlen immer dem Metalle gefolgt, und ohne Schaden zu thun, da wo dies in einer geraden Stange herab hing, nemlich an dem Perpendikel. Die gewaltsamen Würkungen des Blizes zeigten sich bei diesem erst wieder zunächst dem Ende desselben, zur deutlichsten Bestätigung der Theorie, mit gehöriger Kenntniß und Behutsamkeit angebrachter Wetterableiter. Sie würden aufgehöret haben, wenn statt des Perpendikels sich daselbst eine frei bis herab in die Erde gehende glatte metallene Stange befunden hätte.

Die Ursache, warum der Strahl nicht zündete, auch oben, da er noch ungetheilt war, an dem Metall, seiner Glut ungeachtet, doch so wenig schmolz, ist wohl unstreitig in der enormen Geschwindigkeit zu suchen, mit welcher er fortschoß. Diese ist aber aus seiner Stärke, und selbige theils aus seinen Würkungen, theils daraus zu schließen, daß die Gewitterwolke durch den einen ausfahrenden Strahl fast gänzlich entladen wurde. Es war kein starker Schlag vorher gegangen, und es folgte nur ein sehr schwacher darauf. Jene Geschwindigkeit ließ dem, wenn gleich glühenden Feuerstrahl, nicht Zeit genug, viel schmelzen oder zünden zu können. Jenes geschah, so viel ich bemerkt habe, nur da, wo er einigen Widerstand fand und also in etwas aufgehalten wurde, als bei dem Blei (auch der einen Glasscheibe,) zunächst den Kreuzen in den Fenstern, bei den einwärts gebogenen Beulen in den Orgelpfeifen, und bei den untern Enden derselben, mit denen sie in den hölzernen Röhren steckten.

Sichtbare Brandspuren finden sich nur an dem Gesimse unter dem Kirchendache, wo die Geschwindigkeit des ersten Strahls, dessen Würkungen bald darauf aufhörten, doch schon etwas nachgelassen haben mußte. Vielleicht trug auch die Farbe, mit welcher das Gesimse angestrichen ist, etwas dazu bei, daß es hier leichter zu sengen war. – Doch hat man auch einige glimmende Splittern auf dem Thurme ausgelöscht.

Daß das Geprassel, welches durch den ersten Schlag sowohl, als durch die unmittelbar darauf folgenden, in einigen Augenblicken hervorgebrachten, sämtlichen Würkungen desselben, deren viele so gewaltsam sind, verursacht wurde, fürnemlich in der Nähe sehr fürchterlich gewesen seyn müsse, kan man sich vorstellen. Von ferne hörte man erst ein kurzes Prasseln, dann einen doppelten gleich auf einander folgenden Knall, wie wenn zwei Feldstücke gelöset würden, und dann den weiter majestätisch nachhallenden Donner. Es scheint, als fände sich die Ursache des Anfangs dieser Art des Schalles desselben, in den beschriebenen Würkungen des Wetterstrahls.

Diese Bemerkungen zu prüfen, und wo ich geirrt haben solte, zu berichtigen, überlasse ich gelehrten Naturforschern, denen etwa dieses Blatt in die Hände kommen mögte. Ich bin mir nur einer möglichst sorgfältigen mit noch einem Anwesenden mehrmals angestellten Beobachtung bewust, zufrieden, wenn man deren Bekantmachung nicht für unnützlich hält, und ich einige Gelegenheit zum Nachdenken gegeben habe.

Wenn der Bliz gezündet hätte, so würde den Umständen nach beträchtlicher Schaden unvermeidlich gewesen seyn. Es war daher ein rührender Anblick, die über ihre Errettung frohe Gemeinde, in dem unbeschädigten Gotteshause einige Stunden nach jenen schrecklichen Augenblicken versammelt zu sehen, um mit dankerfülltem Herzen und Munde den großen Herrn der wundervollen Natur für ihre Erhaltung einmüthig zu preisen.

P. G. F. D.

Hannoverisches Magazin.

79tes Stück.

Freitag, den 3ten October 1783.

Eine kurze Anweisung, wie man Briefe vernünftig einschlagen, und zumachen muß.

Meinem Vetter Georg Friedrich Ginnah, adjungirten Schulhaltern zu Bremstedt gewidmet.

Zueignungsschrift.

(Handelt hauptsächlich von Kleinigkeiten.)

Lieber Vetter!

Ich wolte Euch wohl ein Traktätchen dediciren, wovon ich voraus sehe, daß es vielen Leuten eine gewaltige Kleinigkeit dünken wird: ich sähe aber nicht gern, daß es Euch auch so dünkte; deswegen will ich erst ein Paar Worte mit Euch darüber sprechen. Das erste nun, was ich Euch sagen muß, ist, daß ich überhaupt meine eigenen Gedanken über die Dinge habe, die man in der Welt Kleinigkeiten zu nennen pflegt. Vielleicht rührt das noch zum Theil von dem guten Beispiel des seligen Herrn Schilling her; denn dieser fürtrefliche Superintendent, unter dem ich 23 Jahr Schuldiener gewesen bin, konte sich manchmal recht ereifern, wenn die Leute so gern mit dem Worte Kleinigkeit heraus fuhren; besonders, wenn sie Nachläßigkeiten damit entschuldigen wolten, wofür sie sonst keinen rechten Entschuldigungsgrund wußten. Gute Beispiele der Vorgesetzten würken lange auf ihre Untergeordneten. Ich habe aber auch oft für mich über diese Materie gedacht. Immer hat mir fürnemlich das so sehr geliebte Principium nicht gefallen wollen, daß ein Mann, der nur in größern Dingen ordentlich sey, in Kleinigkeiten wohl unachtsam seyn dürfe. Ihr wisset, Vetter, daß manche Menschen ordentlich eine Prätension auf diese Sünde machen. Saget mir nun einmal, was soll es eigentlich damit heißen? warum will ein Mann, der in größern Dingen ordentlich ist, es in kleinern nicht seyn? ist denn das kleinere schwerer, als das größere? oder ist eine absolute Nothwendigkeit da, immer auf der einen Seite zu sündigen, wenn man auf der andern recht thut? Meines Wissens stehet das in keinem Catechismus aller drei im römischen Reiche geduldeten Re-

Religionen; aber ohne Zweifel stimmen alle darin überein, daß Sünde Sünde bleibt, sie geschehe im Kleinen oder im Großen, und daß der, der das Lob der Gerechtigkeit haben will, im einen sowohl, wie im andern recht thun muß. Demnach kan auch ein Mann nicht eher den Namen eines **ordentlichen** Mannes haben, als bis er in allen Dingen ordentlich ist, die unter seiner Gewalt und Pflicht stehen. Und wer wehret mirs, vom Kleinen aufs Große zu schließen, wenn ich (wie der Fall oft seyn kan,) nicht eben handgreifliche Beweise von der Ordentlichkeit eines Mannes im Großen habe? Wer wehret mir, wenigstens zu vermuthen, daß der Mann, der nur in einigen, obwohl größern Dingen ordentlich ist, es nicht aus Liebe zur Ordnung überhaupt, sondern nur aus gewissen zufälligen Bewegungsgründen ist, und daß er, sobald diese Bewegungsgründe wegfallen, auch leicht in diesen Dingen sich der Nachläßigkeit ergeben kan? Lieber Vetter! Die Leute bedenken in der Welt gar zu wenig den Grund der Dinge. Ein schlechtes Ding kan doch nie einen guten Grund haben, obwohl ein gutes zuweilen einen schlechten. Vermuthen kan ich wenigstens nie einen guten Grund, wenn Leute Dinge, die sie vernachläßigen, mit dem Worte **Kleinigkeit** für vernachläßigungswürdig erklären. Mir fällt immer leicht dabei eine gewisse spaßhafte, aber zugleich lehrreiche Begebenheit ein, die ich einmal mit dem seligen Herrn Schilling erlebte. Wir waren mit einander auf der Kirchvisitation zu Brockendorf. Einer der Herren Prediger, die da Rechenschaft von ihrer Amtsführung geben mußten, erhielt das monitum, daß in dem Verzeichniß der gehaltenen Kinderlehren zu oft Custos vorkäme. Der Herr Pastor antwortete: „er müßte bekennen, daß die öffentlichen Kinderlehren ihm eine odiöse Sache wären, und da er immer geglaubt hätte, daß sie zur Erbauung des Reichs Gottes nicht viel beitrügen, so habe er sich nicht so viel darum bekümmert, wie um andere Sachen seines Amts: er hoffe, man würde einem Manne, der sich in den wichtigern Dingen ordentlich bewiesen hätte, so eine **Kleinigkeit** nicht übel nehmen.„ Nun Vetter, Ihr wisset, wie Herr Schilling dachte, und was er insbesondere von Kinderlehren hielt: Ihr könnet also auch wohl denken, was er dem Herrn Pastor geantwortet hat. Doch dieser wolte durchaus sein concedo nicht geben, (es war noch ein junger Mann,) und das Faß mußte taliter qualiter zugeschlagen werden, wenn das Mittagsessen nicht zu kalt werden solte. Dies war nun in des Obervogts Hause, und wir hatten unter vielen andern köstlichen Gerichten auch ein Paar große, herrlich zugerichtete, aber nur nicht gespickte Hechte. Jeder, der Liebhaber von Hechten war, freuete sich darauf: aber der Herr Pastor, dessen ich eben erwehnt habe, sagte: „Es ist wahr, die Hechte sind an und für sich fürtreflich, aber es ist Schade, daß sie nicht gespickt sind, ich kan sie nicht wohl anders essen: Herr Obervogt, warum haben sie diese Kleinigkeit nicht noch hinzu

zu gethan, da sie sich im übrigen um die Befriedigung unsers Appetits so viel Mühe gegeben haben?„ Der Obervogt machte eine Mine, die eben nicht so viel als pater peccavi sagen wolte. Aber Herr Schilling, der dies merkte, fiel geschwind ein: „Denken sie ja nicht, Herr Obervogt, daß der Herr Pastor die Absicht hat, ihnen einen Vorwurf zu machen; er will mir nur etwas zu Gefallen sagen; er bedient sich dieser Gelegenheit, mir ein Geständniß über Wichtigkeit der Kleinigkeiten zu thun, worüber wir, wie sie wissen, vor Tische nicht einig werden konten.„ Wir Schulleute lachten unten an unserm Tische recht innerlich, und der Cantor Scherzer sagte zu mir: „Was meinet ihr, Gevatter, solte der Herr Pastor mit Herrn Schilling wohl so standhaft über die Kleinigkeiten im Reiche Gottes disputirt haben, wenn das Reich Gottes im Essen und Trinken bestünde?„ Ich habe das nachher wohl hundert mal wieder bedacht, wenn sich die Leute das Recht anmaaßten, in Kleinigkeiten unachtsam zu seyn. Es wurde mir fast zur andern Natur darauf zu achten, was jedesmal für Ursachen dahinter steckten. Und ich muß Euch versichern, Vetter, daß die Ursachen, warum mancher etwas für Kleinigkeit erklärte, und als solche vernachläßigte, mir zehn mal gegen ein mal eben so vorgekommen sind, wie die, welche in den Augen des obgedachten Herrn Seelsorgers die Kinderlehren zur Kleinigkeit machten, und daß dagegen äußerst selten Dinge dafür erklärt wurden, wo diese Erklärung Bezähmung irgend einer sinnlichen Neigung zur Folge gehabt haben würde. In diesem Falle wurden immer eher Dinge, die nach dem Urtheil aller Vernünftigen hätten Kleinigkeit heißen können, zu großen Dingen gemacht. O Vetter! es ließe sich darüber noch vieles sagen; es liegt mir noch wie ein dickes Klaun im Kopfe; aber ich weiß es nur so nicht abzuwikkeln, wie es Gelehrte von der höhern Art können. Aber kurz, so viel könnet Ihr schon einsehen; es ist nicht rathsam, sichs gar zu geschwind weiß zu machen, daß Dinge Kleinigkeiten seyn. Es ist beinahe nie sicher, Dinge dafür zu erklären, wenigstens so lange nicht, als es nicht sonnenklar ist, daß sie auf unsern Zustand, oder auf unser Verhalten gegen die Welt auf gar keine Weise Einfluß haben können: (und wann ist das wohl sonnenklar?) Es ist nie an dem, daß der Mensch ein Recht habe, in kleinen Dingen unachtsam zu seyn, wenn er in großen nur ordentlich ist. Das ist mein Glaube; den habe ich in meinem 39jährigen Schulamte meinen Kindern immer eingeflößt, und gern mögte ich ihn Euch als einem Manne, der eben anfängt, andere Menschen auf eine ordnungsmäßige Würksamkeit in der Welt zu leiten, auch einflößen. Sed quorsum hæc? sagt der Lateiner; warum bringe ich diese Lehre eben an diesem Orte an? Ich habe schon gesagt, daß ich nicht gern wolte, daß Ihr mein Traktätchen vom Briefeinschlagen und zumachen, auch gleich mit der Idee von Kleinigkeit vor Augen

gen nähmet, und da glaubte ich, wohl zu thun, wenn ich Euch die gewöhnliche Lehre von Kleinigkeiten überhaupt erst ein wenig verdächtig machte. Wenn Ihr das obige nun beherziget habt, so werdet Ihr am besten mit mir urtheilen können, ob die Wissenschaft, Briefe vernünftig einzuschlagen und zu verschließen, auch unter die Dinge gehört, die man wohl als Kleinigkeit in der Welt übersehen darf? Und ob diejenigen Recht haben, die ihre Sache gut genug zu machen glauben, wenn sie nur die Materie des Briefes schön einrichten und die Form so lassen, wie sie sich ungefähr von selbst unter ihren Fingern bildet? Mich dünkt, der Fleiß, den man gern auf die Materie zu verwenden pflegt, ist selbst Beweiß genug, was man sich für Bedeutung von einem Briefe verspricht. Man scheint nemlich damit zu erkennen zu geben, (was gewiß auch seine Richtigkeit hat,) daß man sich mit einem Briefe Credit machen und verderben kan. Aber solte daran das Formale nicht auch einigen Antheil haben können? Solte es nicht bei Briefen an Große Statt finden? Solte es wenigstens wohl gut stehen, daß ein Brief, der innerlich alle zum Briefschreiben nöthige Geschicklichkeit verräth, äußerlich von der Hand eines Saugkindes gebildet zu seyn scheine? Kleinigkeit ist doch auch das nicht, daß man mit einem Briefe oft die allerwichtigsten Geheimnisse in die Welt schickt: solte es nun Kleinigkeit zu wissen seyn, wie man diese Geheimnisse vor den Augen der vielen Menschen, durch deren Hände oft ein Brief geht, geschickt verschließt? Freilich ist um eben dieser Ursachen die Kunst, Briefe vernünftig einzuschlagen und zuzumachen, längst erfunden, und viele tausend Menschen wissen sie: aber viele tausend, die auch durch Briefe guten Credit suchen, die auch ihnen ihre wichtigsten Geheimnisse anvertrauen, wissen sie nicht. Für diese wäre es denn doch wohl der Mühe wehrt, zu lernen, und für sie wäre ein Traktat, der sie belehren will, doch wohl keine ganz überflüßige Kleinigkeit.

Euch muß ich nun noch sagen, Vetter, daß es im Grunde derjenige Traktat ist, den ich meinen Schreibschülern mitzugeben pflege, wenn sie aus der Schule weggehen. Weil ich ihn aber Euch zueignen wolte, so habe ich ihn auch in einigen Dingen, besonders für Eure Verstandesgaben eingerichtet. Eigentliche Künste werdet ihr aber gar nicht darin finden, ob ich gleich wohl weiß, daß es mancherlei Künste beim Briefzumachen giebt. Wie ein jeder Brief nach seinem eigenen Format wohlanständig, bequem und zweckmäßig ein- und zugeschlagen werden muß, das wolte ich nur zeigen, das wolte ich nur bekanter machen, als es ist. Mehr konte ich nicht, und mehr hielt ich auch nicht für nöthig. Ich sehe nun, daß ich Euch eine Vorrede geschrieben habe, die bald so groß, wie der Traktat selbst, ist. Aber das werdet ihr ja dem alten Schulmanne, der so sehr an's Schwatzen und Unterweisen gewöhnt ist, verzeihen. Man sieht es auch bei mehrern Werken, daß die Vorreden so groß sind.

Von

Von einigen sagt man sogar, daß die Vorrede das beste daran sey. Und vor etlichen Jahren soll ja gar einmal ein Professor auf der Universität Göttingen eine Vorrede ganz ohne Buch haben drucken lassen. Lebet wohl Vetter! ich verbleibe

Euer

Weserfeldt, im Gow-Gericht Ebenheim, den 8. Sept. 1783. ehrlicher Vetter, Cantor Merko.

Einleitung.

Ein Brief ist allemal ein Papier, das zum Versenden bestimmt ist, und dabei Gedanken enthält, die man nicht gern der Welt Preis giebt; folglich ein Papier, das bequem zu übertragen und zugleich vor den Augen des Ueberbringers verschlossen seyn muß. Dies ist die Hauptabsicht, die man durch den Einschlag und zum Theil durch eine besondere Decke zu erreichen sucht. Aber ein Brief kan für diese Absicht gut genug eingerichtet seyn, und dabei noch einiger anderer guten Eigenschaften bedürfen. Er kan beschwerlicher eingeschlagen seyn, als es im Grunde nöthig ist; er kan beim Erbrechen und Aufschlagen auf eine verkehrte Art in die Augen fallen; er kan in der äußern Form den guten Geschmack beleidigen. Dies alles ist beim Einschlagen und Zumachen mit zu bedenken: es ist vernünftig, so viele gute Eigenschaften dabei zu vereinigen und so viel Unvollkommenheiten zu verhüten als möglich ist. Dazu gehört nun eine kleine Wissenschaft, welche der Gegenstand dieser Abhandlung seyn soll.

§. 1.

Practica est multiplex.

Wenn es einem auch nicht auf Mannigfaltigkeit der Briefformen ankäme, so würde man doch durch die verschiedenen Formate der Briefpapiere, welche theils der Wohlstand, theils Bedürfnisse fordern, dazu genöthigt seyn. Und daher ist die Art der Ein- und Umschläge würklich mannigfaltig. Ich hoffe zur Vermeidung aller Unordnung, die durch Mannigfaltigkeit leicht entstehen kan, am besten zu thun, wenn ich die verschiedenen Arten unter Klassen bringe, und sie nach der dadurch bestimmten Ordnung hernach einzeln abhandle. Also, es giebt Briefe

I. Mit Decken: und diese sind wieder verschieden.
  1) In Ansehung des innern Briefpapiers, welches
    a) in Folio,
    b) in Quart und
    c) in Octav geformt seyn kan.
    (Alle diese Formen haben ihren verschiedenen Einschlag.)
  2) In Ansehung der Decken, die entweder
    a) gezipfelt; oder
    b) viereckt seyn können.

II. Ohne Decken: diese können bestehen aus
  1) ganzen Bogen in Folio,
  2) halben Bogen in Folio und
  3) halben Bogen in Quart.

§. 2.

Briefe mit Decken in Folio, innerlich.

Groß und klein Folio komt hier auf

eins hinaus. Nehmet die vordere Seite des Briefes vor euch, schlaget das ganze Folium von oben herunter in Quart zusammen, und wenn es denn in der Breite vor Euch liegt, so beuget es wieder von beiden Seiten herum, so daß das, was an sich das äußerste des Briefes ist, immer das äußerste bleibt und der ganze Brief nicht breiter, als etwa drei Daumen breit, wird. (Gerichts-Decrete sind ungefähr das Muster dieser Art Einschläge.)

Anmerkung. Diese Art einzuschlagen hat folgende Gründe für sich: 1) Sie schickt sich zu dem Verhältniß des Briefes gegen seinen Absender. Wenn ich Euren Brief vor mich kriege, Vetter, so muß ich mir vorstellen, als kriegte ich euch selbst vor mich. So wie Ihr mir nun mit der Vorderseite zuerst vor Augen kommet und mir Euren guten Tag mit Verbeugung des Kopfs gegen die Füße und nicht rückwärts gegen die Fersen zu bietet; so muß auch Euer Brief mir beim Aufschlagen mit seiner vordersten Seite zuerst in die Augen fallen, und sich nicht rückwärts nach seinem Hintertheile zu, sondern vorwärts in sich selbst beugen.

2) Es ist schicklich, daß das, was an sich das äußerste an einem Briefe ist, es auch in seiner zusammengefalteten Lage bleibe.

Dies beides geschieht, wenn Ihr so einschlaget, wie ich gesagt habe.

3) Die durch diesen Einschlag entstehende Länge und Breite giebt dem Briefe die schicklichste Form; denn der gute Geschmack will, daß er wenigstens ein Drittheil länger, als breit, sey.

4) Man hat dabei den Vortheil, daß man zum Umschlage nicht mehr als einen halben Bogen braucht, da man gleich einen ganzen verschwenden muß, wenn man größer, zum Exempel in Octav einschlägt.

§. 3.

Briefe mit Decken in Quart, innerlich.

Nehmet die vordere Seite des Briefes vor euch, schlaget von oben herunter dergestalt ein, daß der obere Theil des Papiers etwa zwei Finger breit kürzer, wie der untere, bleibt; dann von beiden Seiten herum, so daß die ganze Breite des Briefes ungefähr drei Finger breit wird.

Anmerkung. 1) Wenn man den ersten Einschlag des Quartbogens ganz herunter gehen ließe, so, daß beide Theile einander gleich würden, so würde der Brief gegen seine Breite zu kurz werden.

2) Man kan einem Quartbriefe leicht die Größe eines Foliobriefes geben, wenn man das Blatt, so wie es einem mit der ersten Seite vor Augen liegt, von oben und unten so zusammen schlägt, daß die in der Mitte bleibende Breite (welche die Breite des Briefes ist,) verhältnißmäßig gegen die Länge wird. Aber man bedienet sich dieses Einschlages nicht gern anders als in dem Falle, daß der Brief aus mehrern halben Quartbogen besteht. Uebrigens scheint es wohlanständig zu seyn, daß ein Brief äußer-

lich

lich nicht größer scheine, als er inwendig ist, und folglich ein kleines Papier auch klein eingeschlagen werde.

§. 4.

Bedeckte Briefe in Octav.

Die Breite des Octavblatts ist just das schickliche Maaß von der Länge eines solchen Briefes. Man darf also nur von oben und unten vorwärts also zusammenschlagen, daß der mittlere Theil eine verhältnißmäßige Briefbreite bekömt.

Anmerkung. Einige schlagen das Octav an der rechten Seite ein Paar Fingerbreit um, und brechen dann die Länge von oben herunter dergestalt ein, daß Länge und Breite sich zu einander schicken. Dies macht nun zwar beim Ein- und Aufschlagen nicht mehr Mühe, als die hier angegebene Weise: aber es hat die Unbequemlichkeit, daß es die eine Seite des Briefes gegen die andere zu dick macht.

§. 5.

Decken, und zwar a) gezipfelte.

Nehmet ein Stück Papier, das Ihr zur Bedeckung des eingeschlagenen Briefes groß genug haltet. Leget den Brief mitten darauf; aber so, daß seine Endseiten nach den Zipfeln des Deckpapiers hinstehen. Schlaget dann erst die Zipfel von den beiden schmalen Endseiten her über einander; dann die von den beiden Breiten; stecket mit der Spitze der Scheere (die Ihr doch bei der Hand haben müsset,) auf die Mitte der über einander liegenden Zipfel (nicht gar zu tief) einen Punkt. Heftet alsdenn die beiden untersten Zipfel in der Gegend des Punkts zusammen, und reißt das, was von dem obersten dieser Zipfel über den Punkt hinüber geht, ab: schneidet nun die beiden Breiten nach dem Punkte hin zurechte, so, daß sie einander gleich werden, und drücket dann auf den Punkt, wo sie zusammen stoßen, das Siegel.

Anmerkung. 1) Einige machen die beiden obersten Zipfel am Ende (wo das Siegel hinkömt,) so breit wie das Siegel selbst, und lassen auch wohl dazu den einen über den andern hintreten, so daß die beiden untersten schmalen nichts von dem Siegel abkriegen. Dies hat aber die Gefahr, daß man die letztern mit leichter Mühe unter dem Siegel weglösen, und also den Brief ganz unmerklich auf- und zumachen kan.

2) Wenn die gezipfelten Decken nach obiger Weise gemacht werden, so sind sie zu fester Verschließung des Briefes die besten.

§. 6.

b) Viereckte Decken.

Nehmet ein Stück Papier, worin der zusammengeschlagene Brief ganz eingewickelt werden kan, in der Breite vor Euch; leget den leztern langwärts so darauf, daß die an den beiden schmalen Seiten unter ihm wegragenden Enden des Deckpapiers gleich lang, das untere aber nicht breiter, als $1\frac{1}{2}$ Finger breit wird. Schlaget alsdenn die beiden Enden von den schmalen Seiten des Briefes her über einander; denn die von den beiden breiten Seiten: stecket das obere längere in das untere kürzere hinein und drükket nun das Siegel so darauf, daß es mit dem untern aufstehenden Papier (das ich künftig den Aufschlag des Briefes nennen will,) gleichfalls aufwärts zu stehen komme. Eben so sezet auf die andere Seite die Aufschrift darauf.

Anmerkung. 1. Es ist Sitte bei dieser Art von Verschließung geworden, daß das Siegel, nicht eben auf die Mitte des Briefes, (von unten nach oben zu betrachtet,) sondern ein klein wenig unter dieselbe gesezt werde: Deswegen darf der Aufschlag nicht breiter, als $1\frac{1}{2}$, höchstens 2 Finger breit werden.

2) Siegel und Aufschrift müssen mit dem Aufschlage deswegen aufwärts stehen, weil der Brief, nach seiner äußern Verfassung betrachtet, in dieser Stellung selbst aufwärts steht. Diese Stellung hat aber ihren Grund in derjenigen, die ich dem Brief gebe, wenn ich ihn zur Hand nehme, um ihn zu erbrechen: ich fasse ihn alsdenn so zwischen die Finger, daß ich mit den beiden Zeigefingern am Siegel herunter unter den Aufschlag fahre, und das Papier um das Siegel herum ab-

abbreche. Hiebei muß also der Aufschlag aufwärts stehen.

3) Diese Art von Umschlägen ist die bequemste und üblichste.

§. 7.

Briefe ohne Decken, von ganzen Bogen in Folio.

Schlaget den Bogen von unten und oben so zusammen, daß der obere Theil ein wenig über den untern herüber rage. Beuget dann von der rechten Seite so viel herum, als zum Aufschlage nöthig ist, und von der linken so viel, daß das Ganze gehörige Briefbreite bekömt.

Anmerkung. Der Aufschlag muß darum von der rechten Seite kommen, weil an der linken der Rücken des Bogen, und folglich doppeltes Papier ist, das sich nicht gut unter das Siegel paßt.

Wenn aber alle drei inwendigen Seiten des Bogen voll geschrieben sind, und in der Gegend, wo das Siegel den Aufschlag faßt, nicht mit besonderm Fleiße Platz gelassen ist, so, daß beim Erbrechen etwas von der Schrift verloren gehen müßte; so rathe ich, den Aufschlag von der linken Seite her zu nehmen; doch mit der Regel, daß man den Rücken des Bogen so lang, als der zugeschlagene Brief breit ist, aufschneide. Alsdenn kan der einzusteckende Theil unter den ledigen Rand der dritten Seite des Briefes treten und Verlust der Schrift verhütet werden.

§. 8.

Briefe ohne Decken, von halben Bogen in Folio.

Die leichteste und üblichste Art, einzuschlagen, ist die zu den viereckten Decken empfohlne; wobei nur zu beobachten, daß der Aufschlag (den das Siegel faßt,) von der linken Seite des Bogen komme.

Die sicherste Art aber in Rücksicht auf die Verdeckung des Inhalts ist folgende: Man schlägt das Folium von oben herunter so weit ein, daß der untere Theil $1\frac{1}{2}$ bis 2 Finger breit länger bleibt, wie der obere: beugt zu beiden Seiten etwa 2 Finger breit herum, schlägt dann den untern Ueberschuß auf und beugt den obern Theil so weit herüber, daß man ihn in den unteren hineinstecken kan. In einen solchen Brief kan kein Mensch hineinkucken.

§. 9.

Briefe ohne Decken von halben Bogen in Quart.

Wenn alle drei inwendigen Seiten eines solchen Briefes vollgeschrieben sind, so kan er ohne eine lächerliche Gestalt zu haben, sich selbst unmöglich so gut bedecken, daß gar nichts daraus zu lesen ist. Ist nun die erste Seite beschrieben, so kan man dieselbe auf folgende Weise vor fremden Augen schützen: Man schlägt erst an der rechten Seite des vordern Blatts eine Streife von $1\frac{1}{2}$ Finger breit herum, bricht dasselbige Blatt, so wie es jetzt ist, in der Mitte von der Rechten zur Linken, schlägt von oben 2 Finger breit herunter und von unten 2 Finger breit hinauf; dann von der linken Seite her so weit herum, daß man an der Rechten noch die nöthige Breite zum Aufschlage behält, u. s. f.

Fürchtet man sich aber vor keinem Einkucken, so kan man sich des zu den Foliobogen empfohlnen Einschlages bedienen. Nur muß man die ersten beiden Einschläge so kurz machen, daß der Brief gegen seine Breite auch lang genug bleibt.

§. 10.

Nun zum Beschluß noch ein Paar Erinnerungen über Geldbriefe. 1) Man lege das Geld nie los in einen Brief, sondern wikkele es in ein besonderes Papier ein und lacke es im Briefe feste. 2) Wenn der Brief keinen besondern Umschlag hat, so befestige man es nicht auf der ersten, sondern auf der zweiten Seite, und zwar, wo möglich, so, daß das Päckchen bei allen möglichen Bewegungen in dem Briefe eine ruhige Lage behält.

Seht, Vetter, mit diesen Regeln könnet Ihr und jeder, der sich ihrer bedienen will, in aller Welt bei Hohen und Niedrigen, Gelehrten und Ungelehrten durchkommen: mehr bedürfet Ihr nicht. Und nun lebet nochmals mit allen ehrlichen Lesern wohl.

Hannoverisches Magazin.

80tes Stück.

Montag, den 6ten October 1783.

Ueber die Nahrung der Kinder.

Das Kind bedarf allerdings nach der Geburt der Nahrung nicht sogleich, und es scheint es die Natur schon anzuzeigen, daß ein Kind erst dann genährt werden müsse, wenn sich in den Brüsten der Mutter, am zweiten Tage nach der Geburt, Spuren der Milch finden. Es ist ein schädlicher Unverstand, zu denken, daß ein neugebornes Kind, wenn es den Mund aufsperrt, auch Nahrung verlangt. Man kan oft dieses Vorurtheil nicht lebhaft genug bestreiten; ich weiß mehrere Fälle, wo man Kinder gleich in der ersten Stunde ihres Lebens mit Mehlbrei gefüttert hat, und ich habe, wo ich nicht durchdringen konte, den Kindern unter diesen Umständen etwas Honig, oder Zucker mit Wasser aufgelöst, einflößen lassen, wodurch auch die Oefnung des Leibes und die Abführung des Kinderpechs besser und leichter erhalten wird, als durch den gewöhnlichen Rhabarbersaft.

So bald die Mutter im Stande ist, ihr Kind zu saugen, so bedarf es weiter keiner Nahrung, und die Muttermilch ist für dasselbe, voraus gesetzt, daß sie häufig genug vorhanden, und von guter Beschaffenheit sey, bis in die 15ten oder 18ten Woche hinreichend. Kinder, die in diesen ersten Zeiten ihres Lebens mit andrer Nahrung gefüttert werden, befinden sich allemal übler, und sind wenigstens unruhiger, als diejenigen, welche nichts als die Milch ihrer Mutter genießen, und diese sind auch wenigstens vollkommner und fetter, als die ersten. In den ersten Zeiten des Saugens ist es allerdings nöthig, daß die Mutter eine besondere Lebensordnung beobachte, und sich besonders der sauren und harten Speisen enthalte, dagegen, wenn alles übrige gleich ist, fast bloß von dünnen Fleischbrühen, zartem Fleisch, gut gebackenem Brod und dünnen getreidigen Abkochungen lebe. Dies ist so wohl der Mutter als des Kindes wegen nöthig: denn es ist gewiß, daß der Eßig anfänglich, insonderheit der Milch, eine widrige Eigenschaft mittheilt, wodurch sie dem Kinde und der Mutter leicht schädlich werden kan.

Es ist daher auch bei den fieberhaften Zufällen der Wöchnerinnen bedenklich, ihnen saures Getränke zu reichen, wenigstens kan man glauben, daß es besser sey, sie bloß dünnes und schleimiges Getränke trinken zu lassen.

In der Folge aber ist es nicht nöthig, daß die Säugende eine besondere Auswahl in den Speisen und im Getränke beobachte. Der Landmann ist am wenigsten im Stande, unter Speisen zu wählen, und dieser hat die gesundesten Kinder. Auch Säuren braucht man nicht zu verbieten, und die Kinder vertragen solche Milch, wenn sie einmal daran gewöhnt sind, sehr gut.

Die Aerzte haben vorgeschlagen, eine Säugende solle ihrem Kinde nur etwa alle vier Stunden einmal die Brust reichen, weil sonst, wenn frische Milch zu der alten noch unverdaueten in den Magen käme, daraus eine schädliche Unreinigkeit entstünde. An dem Vorschlage selbst ist nichts zu tadeln, allein, er kan nicht ausgeführt werden, weil es, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, fast unmöglich ist, Kinder an ein so langwieriges Fasten zu gewöhnen. Am besten ist es, wenn man ihnen nicht eher, als allemal, wenn zwei Stunden verflossen sind, die Brust reicht, und sie gewöhnen sich auch sehr bald daran, sie nicht eher zu verlangen. Es hat nichts zu bedeuten, wenn auch Kinder an der Brust ihrer Mutter einschlafen, nur darf man sie daran nicht lange liegen lassen. Rosenstein leitet zwar das sogenannte Gorisel, oder die schleimigte Entzündung des Gaumen daher ab, es läßt sich aber mit mehrerm Recht vermuthen, daß das Saugen der Kinder, und besonders das anhaltende Saugen derer, die scharf anziehen, diesen Zufluß der schleimigten Feuchtigkeiten nach den innern Theilen des Mundes bei ihnen bewürke. Sehr schädlich ist es, Kinder die Nacht lange an der Brust im Bette liegen zu lassen, wo theils der Fall, den Rosenstein angiebt, daß die Milch gerinnt, am ehesten Statt hat, theils auch, weil selbst sorgfältige Mütter ihren Schlaf nicht allemal in ihrer Gewalt haben, und die Kinder leicht aus dem Bette fallen lassen, oder gar erdrücken können.

Es fragt sich, welche Nahrung für die Kinder, in Ermanglung der Muttermilch, die beste sey. Eine Amme ist freilich unter Umständen, wo die Muttermilch fehlt, oder fehlerhaft ist, am meisten nöthig, oft aber trift ein solches Schicksal solche Leute, die das Vermögen nicht haben, eine Person dieser Art, die allemal kostbar gehalten seyn will, zu unterhalten. Seitdem der Kaffe auch dem gemeinen Mann den größten Theil seines Erwerbs raubt, ist es bei demselben gewöhnlich, die Kinder mit dünnem und mit vieler Milch übersetztem Kaffe aufzuziehen, aber dies Getränke wird niemals lange ohne Nachtheil anhaltend gebraucht, es macht die Kinder matt, schreiend, mißfarbig und kraftlos. Viele lieben die abgekochte Habergrütze, aber auch diese ist zu wenig nahrhaft

haft und zu sehr zu Säure geneigt. Die Kuhmilch hält man ebenfalls für schädlich, und auch der Eselsmilch, die ohnedem nicht überall zu haben ist, will man in unsern Zeiten einen Theil ihres Ruhms, den ihr die vorigen Zeiten so unumschränkt beilegten, absprechen. Man thut am besten, wenn man die Kuh- und Ziegenmilch zur fürnehmsten Nahrung solcher Kinder macht, und sie, wenn es nöthig ist, daneben noch mit etwas festern Nahrungsmitteln füttert. Auch die vom Herrn Spielmann vorgeschlagene Vermischung der Kuhmilch mit Mandelmilch mag gut seyn, es läßt sich aber vermuthen, daß man es für zu weitläuftig halten wird, seine Vorschläge genau zu befolgen.

Unter allen diesen flüßigen Nahrungsmitteln, die die Stelle der Muttermilch vertreten, ist keines, welches so vorzüglich nützlich, und den kleinen Kindern so ganz angemessen wäre, als dieses. Es sind daher alle diese Mittel bloß als solche anzusehen, die man in Ermanglung der Milch von einer Mutter, oder von einer Amme, und sonst nicht brauchen muß.

Ueber die Zeit, wenn die Kinder entwöhnt werden müssen, sind die Aerzte noch streitig. Einige verlangen, man soll sie in der 20ten bis 24sten Woche ihres Alters, andere aber nicht eher, als wenn sie die 40ste Woche ihres Alters erreicht haben, entwöhnen. Ich billige das frühe Entwöhnen, so vortheilhaft man auch sagen mag, daß es für den Staat und die Population sey, durchaus nicht. Die Werkzeuge eines 20 Wochen alten Kindes sind noch zu schwach, als daß sie viel andere Nahrung, als Muttermilch, vertragen könten. Sie werden, wenn sie entwöhnt werden, blaß, abgezehrt, dickbäuchigt und traurig. Und gesetzt, daß auch die Mutter ein Vierteljahr eher wieder schwanger würde, als sonst geschehen seyn mögte, so komt dieser Vortheil doch mit dem Schaden, mit der wenigen Hofnung, die sich der Staat von einem entkräfteten Bürger machen kan, nicht in Vergleichung. Gewöhnt man dagegen die Kinder später ab, so haben die meisten schon unter dem Genuß der Muttermilch die erste Zahnarbeit überstanden, und die folgenden Zähne kommen leicht. Ihr Körper ist nach und nach durch den Genuß anderer Nahrungsmittel so an sie gewöhnt worden, daß sie ihnen nun nicht so sehr schaden können, und nun bleiben sie auch nach der Entwöhnung dick, gesund und lebhaft. Es giebt sogar unter dem gemeinen Volke viele Mütter, die aus Furcht für zu häufigen Schwangerschaften ihre Kinder sehr lange, nicht selten bis sie 1½ Jahr und noch älter sind, säugen, und obgleich ein solches Verfahren auf keine Art gebilligt werden kan, so sehe ich doch wenigstens an den Kindern keine Nachtheile von diesem lange anhaltenden Säugen.

Daß man, wenn Krankheiten der Mütter, oder der Ammen, die die Milch verderben, einfallen, die Kinder entwöhnen müsse, wenn sie auch nur 18 bis 20 Wochen alt sind, ist gewiß. Es würde in solchen Fällen für viele

Kinder nachtheilig seyn, wenn man ihnen andere Ammen geben wolte.

Noch ist ein Umstand bei dem Verhalten der Ammen mir zu erinnern übrig, und dieser betrift den Beischlaf. Rosenstein, und alle, die von dem Verhalten der Ammen geschrieben haben, sehen ihn als höchst nachtheilig für die Säuglinge an, weil, ich weiß selbst nicht, was für Unordnungen in der Milch durch denselben verursacht würden. Die Erfahrung lehrt aber hier meines Erachtens das Gegentheil. Es ist nicht wahrscheinlich, daß unter 1000 säugenden Weibern, besonders unter dem gemeinen Volk, sich eine des Beischlafs völlig während des Säugens enthalten wird, und doch sind die Kinder dieser Leute in Vergleich mit denen, deren Ammen sorgfältig für Mannspersonen bewahrt werden, viel gesünder und stärker. Dies hat auch schon Ramazzini gesagt.

Unter allen Leidenschaften scheint diejenige der Liebe, oder vielmehr der Trieb nach dem Beischlaf, voraus gesetzt, daß die Amme keine Besorgniß hat, einen Gegenstand, der sie sättigen könte, auszufinden, den wenigsten Einfluß auf das Geschäft der Erzeugung der Milch zu haben. Wird aber eine Amme während des Säugens schwanger, so ist es nicht selten, daß sich die Kinder selbst entwöhnen, und dies zeigt gewiß einen großen Grad der Verderbniß der Milch an.

Speisen muß man den Kindern in den ersten Wochen ihres Lebens, wie auch schon gesagt worden ist, nicht geben, weil zu ihrer Ernährung die Muttermilch überflüßig hinreichend ist. Etwa in der funfzehnten Woche, auch wohl erst in der zwanzigsten ihres Alters, fangen die Kinder an sie selbst zu verlangen. Sie sperren den Mund auf, wenn ihnen etwas vorgehalten wird, und werden ungeduldig, wenn sie die Wärterin essen sehen, und nichts erhalten. Man darf aber Kindern nicht von allen Speisen sogleich geben, und sie auch nicht überladen, da anfänglich, nebst der Brust ihrer Mutter, eine Mahlzeit des Tages für sie völlig hinreichend ist.

Mit Recht haben die Aerzte wider den Gebrauch der Mehlbreie, besonders der sogenannten Milch- und Eyerbreie geeifert, und ich wünsche herzlich, daß bald die Zeit kommen möge, wo Jedermann die Schädlichkeit derselben für Kinder recht lebhaft einsehen möge. Das beste Nahrungsmittel für Kinder, bei welchem sie sich sehr wohl befinden, ist folgendes:

Man nimt etwa eine halbe altbakkene Semmel, auch Zwieback schickt sich, wenn er nicht, wie bei uns, mit Butter bereitet worden ist, reibt sie auf einem Reibeisen klar, und querlt sie in kochendes Wasser, daß ein dünner Brei daraus wird. Zu diesem Brei wird nichts, als etwas weniges Kochsalz gemischt. Muskatenblumen, die, wie ich sehe, viele Mütter dazu mischen, sind für Kinder zu erhitzend, und die Butter können sie gar nicht verdauen. Zuweilen wird etwas dünne Fleischbrühe statt des Wassers genommen,

nommen, wodurch eine Suppe dieser Art noch ziemlich wohlschmeckend wird. Außerdem aber ist es gewiß, daß man in dem Gaumen eines Kindes unsere Begriffe vom Wohl- und Uebelschmekken nicht suchen müsse.

Wenn die Kinder in der Folge etwa mit der vier und dreißigsten Woche mehr als eine Mahlzeit nöthig haben, so müssen sie auch früh Morgens eine Suppe erhalten. Hierzu ist Semmel in Milch geschnitten am besten. Dies muß auch früh Morgens ihre beständige Nahrung bleiben, denn der Kaffe ist Kindern von jedem Alter schädlich.

Viele vermischen die Speisen ihrer Kinder mit häufigem Zucker, und ob es gleich gewiß ist, daß derselbe dem Körper der Kinder so schädlich nicht ist, als man insgemein glaubt, so ist es doch gewiß, daß sich besonders zarte und schwächliche Kinder auf solche Speisen niemals gut befinden. Es ist, so wenig auch die auflösenden, seifenhaften Eigenschaften des Zuckers in Zweifel gezogen werden können, gewiß, daß derselbe wegen der in ihm enthaltenen häufigen und scharfen Säure, den Kindern, die ohnedem zu Erzeugung der Säure leicht geneigt sind, schadet, und ein anhaltendes, mit Bauchgrimmen und einem grünen Durchfall verknüpftes Schreien ist bei ihnen die gewöhnlichste Folge des mit allen Speisen genossenen Zuckers.

Nützliche Anwendung der Sägespäne von den Schneidemühlen zu einem Dünger.

Bei den Säge- oder Schneidemühlen fallen viele Sägespäne ab, welche bei einer guten ökonomischen Einrichtung gar füglich können benutzt werden. Von vielen Schneidemüllern werden solche nicht geachtet, und meistentheils in das Wasser geworfen, allein, dieses ist den Fischen schädlich, und besonders färben die eichen Sägespäne das Wasser schwarz und verursachen den Fischen, besonders den Forellen, den unvermeidlichen Tod. Daher wird solches Einschütten in die Bäche an den meisten Orten verboten. Die Sägespäne haben aber doch auch ihren fürtreflichen Nutzen. Ein gewisser Edelmann in Franken, der schöne Güter und viele Sägemühlen hat, weiß sie besser zu benutzen. Er läßt seine Sägespäne sorgfältig sammeln, schüttet sie in seinem Hofe unweit den Mißstätten in große zu diesem Behuf besonders verfertigte Gruben, leitet in dieselbe den von den Mißstätten abfließenden Pfuhl, und läßt beides so lange beisammen in der Grube, bis die Sägespäne verfaulen, alsdenn läßt er sie heraus thun, und statt des andern Düngers auf seine Felder führen. Man hat noch jederzeit bei ihm die schönsten und vom Unrath befreieten Früchte gefunden.

Es läßt sich der Vortheil hievon gar leicht begreifen, wenn man überlegt, daß das verfaulte Holz mit zu dem guten Dünger gerechnet wird. Nach dem Museo rustico, finden die Engländer den Strohmist nicht für zuträglich, weil sie glauben, daß gar vieles Gesäme von Unkraut mit auf das Feld gebracht werde, daher verkaufen viele an der Seeküste wohnende Landleute ihr Stroh, und nehmen dafür zum Einstreuen in die Stallung das Seeschilf, und glauben deßwegen weniger Unkraut unter ihren Früchten zu erhalten. Dieser Endzweck wird durch den oben angerühmten Dünger ebenfalls erhalten, und deßwegen dürfte es dem Publico nicht unangenehm seyn, wenn diese Düngungsart demselben bekant gemacht würde.

Eine besonders gute Düngung für das Grasfeld.

Man nimt den Abgang vom Salz einen Theil, Kalkasche zwei Theile, andere Asche drei Theile, reine Erde von einem Holzschoppen sechs Theile, thut solches zusammen in eine Grube, mischt es wohl unter einander, und läßt es in der Grube ein ganzes Jahr liegen. Binnen dieser Zeit schüttet man die Lauge und das Seifenwasser, so oft man eine Wäsche hat, anstatt solches Wasser auf die Straße laufen zu lassen, auf diese Erde in die Grube. Nach Verlauf eines Jahrs nimt man die Erde aus der Grube, wirft solche durch ein Drathgitter, und säet sie hernach im Frühjahr kurz vor eintretendem Regenwetter auf das Grasland. Es belohnt die Mühe doppelt, und der Erfolg zeiget, daß das Moos vom Graslande vertilget wird, und das schönste Gras darnach wachse.

Anekdote.

Auch durch ein gerechtes Lob suchet der Neid dem zu schaden, welchen er stürzen will. Aber wahre Verdienste, eine unverletzliche Treue und Frömmigkeit, behalten doch gemeiniglich das Feld.

Sully war Oberaufseher der königlichen Einkünfte unter König Heinrich dem IV. in Frankreich, und ein Mann von großen Verdiensten. Man würde ihm vielleicht diese verziehen haben, aber seine Rechtschaffenheit und seine Liebe und Treue für den König und das Vaterland, waren unverzeihlich. Weiber, Hofleute, Minister und Ministerinnen, ein gewisser außerordentlicher Ambassadeur damaliger Zeit, und sein Secretair ein größerer Schelm wie jene, alles verband sich gegen ihn. Merkwürdig ist es, daß ein so treuer Diener und zärtlicher Freund seines Herrn, zwölf bis funf-

funfzehn mal in Gefahr gerathen konte, ohne Rettung gestürzt zu werden. Im Jahre 1601 beschuldigte man ihn, daß er sich in die Verschwörungen des Marschalls von Biron eingelassen. Aber der König lachte nur darüber und scherzte deswegen mit Sully selbst. Doch im Jahre 1602, flößte man dem König solchen Argwohn ein, welcher tiefern Eindruck machte. Kein Jahr ging vorbei, wo seine Feinde ihre Angriffe nicht erneuerten, und es ist zu bewundern, daß die Hofleute dero Zeit seine Weisheit nicht in Thorheit und Unverstand zu verkehren wußten. Allein, man war damals noch nicht so klug wie jetzo. Im Jahr 1605 waren die Angriffe desto treffender. Unvermerkt grif das Gift das Herz des Königs an, und dieser, welcher mit undankbaren Hofleuten gar zu sehr umgeben war, um nicht einen Argwohn auf die zu werfen, die es nicht waren, faßte gegen Sully den Verdacht, daß er sich zum Haupt eines Complottes gegen ihn zu machen suchte. „Nun fing der Neid an, ihn „zum erstenmal zu loben. Er erhö„hete seine Gaben, damit sie desto ge„fährlicher scheinen mögten.„ Sully, welcher alles erfuhr, war in Zweifel, was er thun solte. Er ergrif den Weg an den König zu schreiben. Sein Brief war mit Einfalt, aber edel abgefaßt. Die Antwort des Königs war kurz, kalt und fürsichtig. Er gab ihm den Titel, Mein Vetter, aber das gewöhnliche Wort, **Mein Freund**, ließ er weg. Sully blieb nach diesem Briefe ruhig, fuhr fort dem Staat zu dienen, und erwartete seine Ungnade. Drei Monate verflossen, da man immer neue Angriffe machte und die schwarzesten Verleumdungen erdachte. Allein, Heinrich bemerkte, daß sich solche durch den Erfolg nicht rechtfertigten, und fing an ernsthafte Betrachtungen zu machen. Er fürchtete betrogen zu seyn. Dieser Fürst war lebhaft und hitzig, aber sein Herz war gut, fühlbar, edel und großmüthig, und obgleich ein sanftes und ruhiges Blut nicht langsam in seinen Adern floß, kam er doch leichtlich wieder zu sich selbst. Er schickte verschiedene Personen an Sully, um ihn zu bereden, daß er sein Herz eröfnete. Aber Sully schwieg, und wolte erwarten, bis der König selbst mit ihm reden würde. Beide waren in der Lage zweier empfindlicher Herzen, die sich lange geliebt hatten, und Recht zu haben glaubten, sich über einander zu beklagen, und denen dieser Zustand der Ungewißheit und des Kaltsinnes zur wahren Marter gereichte. Heinrich konte dies nicht länger ausstehen. Er war zu Fontaineblau, und suchte sein Herz von der Last zu erleichtern die es beklemmte. Er hatte eine Unterredung mit Sully, um sich eine Aufklärung zu verschaffen. Dieser rechtfertigte sich darin: Der König nannte ihm alle seine Feinde. Die Unterredung dauerte länger wie vier Stunden, und wurde in einer Allee des Gartens gehalten. Die Hofleute, welche in der

Fer=

Ferne die Ohren nicht spitzen konten, beobachteten beide von weitem desto schärfer. Man urtheile von ihrer Unruhe! Sie ergriffen Brillen und Ferngläser, um aus den Minen und Geberden der sich Unterredenden den Ausgang zu beurtheilen. Der König wolte ihnen solchen selbst bekant machen. Er ging aus dem Garten, hatte Sully bei der Hand, und fragte den versammelten Hof: Was ist die Glocke? Man antwortete ihm; es sey 1 Uhr, und er hätte sich lange verweilt. Der Fürst, von Natur ein großer Scherzer, antwortete: Ich sehe worauf es ankomt. Es sind viele, denen die Zeit länger gedauert hat, wie mir, und um sie zu trösten, sage ich ihnen: Ich liebe Sully mehr wie jemals. Und ihr mein Freund Sully! sagte er weiter, fahret fort mich zu lieben, und mir so zu dienen, wie ihr allezeit gethan habt. Auf diese schrecklichen Worte erblaßten alle Gesichter. In der Stille, und mit einer langen Nase schlichen sie die Steige des Schlosses hinunter. Nur ein einziger unter ihnen, ein geheimer und der gefährlichste Feind des Sully, kam und schloß ihn in seine Arme und machte ihm seinen Glückwunsch. Fürchterlich ist es, wenn man gedenket, daß, wenn der König in diesem Augenblick den Sully seine Ungnade hätte erfahren lassen, mehr denn drei Viertel des Hofes, in die äußerste Freude gerathen seyn, und den König würden Glück gewünscht haben. Wie beugend ist es nicht für die Menschlichkeit, daß man nie von großen Leuten reden kan, ohne der schwärzesten Verläumdungen zu erwähnen, die der Neid gegen sie erdacht hat.

---

† † †

Zum öffentlichen Verkauf des von dem verstorbenen Hofrath und Cammer-Gerichtssecretair, Christ. Gottfried Eltester nachgelassenen Antiquitäten-Cabinets, im Ganzen, an vierhundert Stück heidnischer Denkmäler, welches fürnemlich der vormaligen ältesten Bewohner der Mark Brandenburg Religions- Kriegs- und Hauswesen angehet, und im Ganzen sechshundert Thaler taxiret worden, ist allhier im Königl. Hof- und Cammergericht der 19te December d. J. Vormittags um 10 Uhr angesetzt, und ein genaues Verzeichniß davon, mit erläuternden antiquarischen Anmerkungen, in hiesigen und auswärtigen Buchläden für 3 gr. zu haben.

Berlin.

Hannoverisches Magazin.

81tes Stück.

Freitag, den 10ten October 1783.

Nachricht die Anleihen der zu Hamburg obrigkeitlich bestätigten Creditcasse für die Erben und Grundstücke auf Pfandbriefe und Annuitäten betreffend.

Es gelangen an die Direction der im vorigen Jahr errichteten und seitdem vom Edlen Hochweisen Rath dieser Stadt obrigkeitlich bestätigten Creditcasse für die Erben und Grundstücke in der Stadt Hamburg und deren Gebiet sehr viele Anfragen von hiesigen sowohl, als auch schriftlich von auswärtigen Capitalisten, was es mit den in den öffentlichen Blättern bekant gemachten Anleihen dieser Creditcasse auf Pfandbriefe für eine nähere Bewandniß habe, und worin eigentlich die Sicherheit bestehe, welche dieselbe den Inhabern der unter ihrem Siegel und der Directoren Unterschrift ausgestellten Pfandbriefe zu verschaffen im Stande sey.

Endesbenannte Directoren dieses Instituts halten es für ihre Pflicht, diese Anfragen jedesmal nach Möglichkeit zu beantworten; zugleich aber glauben sie, daß eine öffentliche Erklärung der beste Weg seyn werde, die verlangte Antwort allen denjenigen, welchen sie interessiren kan, zur Wissenschaft zu bringen.

Die Pfandbriefe, worauf die Creditcasse vor der Hand zu aller Zeit Gelder annimt, sind bereits den Verfassungsartikeln S. 57. in legaler Form beigedruckt. Wir wiederholen dieselben in der Anlage A. ihrem ganzen Inhalt nach, und wollen unter Hinweisung auf dieses Formular zuerst über die Sicherheit der angewiesenen Hypothek, und dann über die Berechnung des Zinsenfußes die nöthigen Erläuterungen beifügen.

Die Creditcasse verpfändet ihren Gläubigern ihr ganzes gegenwärtiges und zukünftiges Vermögen. Dieses Vermögen sammelt sich aus den Einschüssen und Zulagen der Interessenten. Die Einschüsse betragen 2 pro Cent von den garantirten ersten $\frac{3}{4}$ des Taxationswerthes der eingezeichneten Grundstücke, d. i. von den bisher eingezeichneten Erben, deren Capitalwerth sich zusammen etwa auf 2 Millionen belaufen mag, ungefähr 30,000 Mk. Banco. Die Zulagen betragen halbjährig $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ pro Cent

Banco, folglich von dem genannten Capitalwerth alle Jahr 7500 bis 15000 Mk. Banco. Jene Einschüsse sowohl, als diese sichere halbjährige Einnahme vergrößern sich von einem Termin zum andern, in eben der Maaße, worin das Institut selbst, und die Anzahl der Interessenten zunimt. Aus diesen Einschüssen und Zulagen nun, und aus den Geldern, die der Casse auf Pfandbriefe angeliehen werden, sammelt sich das auf den Namen der Creditcasse belegte und fernerhin zu belegende Capital, welches gegenwärtig bereits aus 35,600 Mk. Species, d. i. aus der Einnahme von 3 Quartalen, besteht, und immerfort mit jedem Quartal a) genau um so viel sich vermehrt, als die jedesmalige Einnahme des Quartals beträgt; indem alles Geld, sowohl die eingegangenen Einschüsse und Zulagen, als auch die auf Pfandbriefe eingekommenen Anleihen, vorläufig an die bei hiesiger Banco zu diesem Endzweck aufgenommene Conto der Creditcasse abgeschrieben werden, zu Ende eines jeden Quartals aber der ganze vorhandene Geldvorrath in den von der Creditcasse taxirten und garantirten Grundstücken der Interessenten b) zu 4 pro Cent Courant von Species belegt wird. Alle dergestalt ausbezahlte Gelder werden in den Stadt- und Landrentebüchern auf den Namen der Creditcasse für die Erben und Grundstücke versichert, und auf diese Weise die öffentliche Hypothek für dieselben in rechtlicher Form constituirt.

Alle diese Posten nun haften in solidum für einen jeden von der Creditcasse ausgestellten Pfandbrief, und es ist folglich **überall keine Möglichkeit, daß das der Creditcasse angeliehene Capital jemals verloren gehen könne.** Dabei hat der Inhaber des Pfandbriefs den doppelten großen Vortheil, den ihm die einzelne Hypothek Eines Grundstückes nie verschaffen kan, er ist 1) sicher, daß ihm die **Zinsen auf den Verfalltag** prompt bezahlt werden, und er ist 2) sicher, daß er sein **Capital**, wenn er dasselbe zurück verlangt, **zu jeder Zeit** ohne Anstand bekommen könne.

Uebrigens geschieht die **Administration des Instituts mit möglichster Publicität**, damit ein jeder sich von der pünktlichen Befolgung der oben festgestellten Grundsätze mit eignen Augen überzeugen könne. Zu Ende eines jeden Jahres nemlich erwählen die Interessenten aus ihren Mitteln fünf Revisoren, bei welcher Wahl die Directoren, damit die ganze Verwaltung um desto unpartheiischer geprüft werden könne, überall kein Stimmrecht haben. Diesen werden Bücher, Bilanz

a) Auf instehenden Michaelis werden abermals 15,000 Mk. belegt werden, mithin der ganze Font auf 50,000 Mk. anwachsen.

b) Die Taxation wird durch sachkundige Männer mit aller Strenge vorgenommen, und alle fünf Jahre wiederholt. Nur die ersten ¾ des Taxationswerthes werden in die Garantie genommen, und folglich auch keine Gelder anders belegt, als in diesen ersten ¾. S. Verf. Art. 48. ff. und 62. ff.

lanz und Originalextracte aus den Stadt- und Landrentebüchern (als Documente der für die belegten Gelder würklich constituirten öffentlichen Hypothek) vorgelegt, und alsdann der ganze Vermögenszustand des Instituts in den Zeitungen öffentlich bekant gemacht.

So viel von der innern Sicherheit des Instituts, und von der Verwendung der Einnahme und der Anleihen. Nun vom Zinsenfuß.

Der Zinsenfuß, den das Institut giebt, ist eben der, den es von seinen Debitoren wieder nimt, nemlich 4 pro Cent Courant von Species. Will jemand die Zinsen in eben der Geldsorte haben, worin das Capital besteht, so wird ihm auch darin gewillfahrt; doch ist alsdann der Zinsenfuß 3 pro Cent in der Münzsorte des Capitals, und wir nehmen in diesem Fall die Anleihe sowohl in Hamburger Banco als in Hamburger Courant, auch von Auswärtigen auf Verlangen in vollwichtigen Dukaten, welche bei der Ausgabe sowohl, als bei der Einnahme zu 6 Mk. oder zu 96 ßl. Banco gerechnet werden. Die Zinsen werden den Inhabern der Pfandbriefe alle Jahr gegen Einlieferung einer gedruckten und unterschriebenen Quitung (wovon die Formulare im Verwaltungscomtoir der Creditcasse abgefordert werden können,) von dem cassefuhrenden Director ausbezahlt.

Auch für diejenigen, welche eine Anleihe auf **Annuitäten** c) lieber wählen, als eine Anleihe auf simple Zinsen, ist durch eine erst neuerlich getroffene

Mmmm 2 Be-

c) Annuitäten sind bekanntlich eine solche Anleihe, wo das Capital in einer bestimmten Anzahl von Jahren Terminweise und dergestalt abgetragen wird, daß der Creditor jährlich zugleich mit den Zinsen einen gewissen Theil des Capitals zurück erhält. Die angehängten Tabellen werden alles deutlich machen. Diese besonders in England und Frankreich sehr bekannte Art der Anleihe ist dem Creditor auf mehr als eine Weise vortheilhaft. Ein Mann von 55 Jahren z. E. giebt einen Theil seines Vermögens auf 30jährige Annuitäten, so hat er bis in sein 85tes Jahr eine jährliche Einnahme von $5\frac{1}{4}$ pro Cent Banco von Banco, ohne daß er dadurch — denn eben dies ist der Unterschied zwischen Annuitäten und Leibrenten – sein Vermögen auf den Fall, daß er früher sterben solte, seinen Erben entzieht, welche vielmehr auch nach seinem Tode die volle Jahrrente bis zu Ablauf des Contractes zu genießen haben. Oder ein Mann von 30 Jahren, giebt einen Theil seines Vermögens auf 10jährige Annuitäten, weil er nach Ablauf dieser 10 Jahre eines bessern Auskommens gewiß ist, so hat er diese 10 Jahre über die sichere Einnahme von beinahe 12 pro Cent Banco von Banco. Oder ein Mann, der von seinen Renten lebt, belegt 50,000 Mk. Banco auf 20jährige Annuitäten, so weiß er, daß ihm außer den jährlichen Zinsen, die er zu seinem Auskommen verwendet, alle Jahr 1800 Mk. Banco und darüber vom Capital zurück bezahlt werden. Er ist also sicher, jährlich 1800 Mk. Banco baares Geld für irgend ein unvorhergesehenes Bedürfniß in Händen zu haben, welche er auf den Fall, daß er sie nicht gebrauchen solte, sogleich wieder aufs neue belegen kan. Nicht zu gedenken, daß die einzelnen Zinsen-Coupons (s. Anlage C.), von einem solchen soliden Institut sehr leicht, und leichter als andere Arten von Obligationen, welche erst losgekündigt werden müssen, zu veräußern sind.

Beschließung sämtlicher Interessenten dahin gesorgt worden, daß ihnen zwischen 10 bis inclusive 30jährigen Annuitäten die Wahl offen steht, und zwar zu den Zinsenfuß von $3\frac{1}{4}$ pro Cent in der Münzsorte des Capitals, d. i. in Banco von Banco, in Courant von Courant, und in Dukaten von Dukaten d). Dies giebt folgende Progression nach der verschiedenen Anzahl der Jahre:

Annuitäten	auf Jahre	geben eine	Jahrrente von	Mk.	ß	₰	d. i. von circa	pr. C.
Annuitäten	auf 30 Jahre	geben eine	Jahrrente von	5	4	3	d. i. von circa	$5\frac{1}{4}$ pr. C.
=	= 29	=	=	5	6	—	=	$5\frac{3}{8}$
=	= 28	=	=	5	7	11	=	$5\frac{1}{2}$
=	= 27	=	=	5	9	11	=	$5\frac{5}{8}$
=	= 26	=	=	5	12	1	=	$5\frac{3}{4}$
=	= 25	=	=	5	14	6	=	$5\frac{7}{8}$
=	= 24	=	=	6	1	—	=	$6\frac{1}{16}$
=	= 23	=	=	6	3	10	=	$6\frac{1}{4}$
=	= 22	=	=	6	6	11	=	$6\frac{7}{16}$
=	= 21	=	=	6	10	4	=	$6\frac{5}{8}$
=	= 20	=	=	6	14	1	=	$6\frac{7}{8}$
=	= 19	=	=	7	2	2	=	$7\frac{1}{8}$
=	= 18	=	=	7	6	10	=	$7\frac{7}{16}$
=	= 17	=	=	7	12	—	=	$7\frac{3}{4}$
=	= 16	=	=	8	1	10	=	$8\frac{1}{8}$
=	= 15	=	=	8	8	6	=	$8\frac{1}{2}$
=	= 14	=	=	9	—	1	=	9
=	= 13	=	=	9	8	10	=	$9\frac{9}{16}$
=	= 12	=	=	10	3	2	=	$10\frac{3}{16}$
=	= 11	=	=	10	15	4	=	11
=	= 10	=	=	11	14	—	=	$11\frac{7}{8}$

Nach Ablauf der benannten Jahre hat alsdann der Creditor überall nichts weiter von der Creditcasse zu fordern, weil ihm sein Capital während dieser Zeit allmählig abgetragen worden ist. Zum Beweise der richtigen Berechnung der Annuitäten lassen wir diesem Aufsatz in der Anlage D. eine durch Herrn von Drateln entworfene dreifache Tabelle beidrucken, für 10jährige, 15jährige und 30jährige Annuitäten von 10,000 Mk. Capital, woran ein jeder sehen kan, wie sich Capital und Zinsen in den bestimmten Jahren mit der zugesicherten Annuität richtig compensirt. Nach Vorschrift dieser Tabelle kan sich ein jeder die Bilanz für ein grösseres oder kleineres Capital, oder für die hier nicht berechneten Zwischenjahre, mit leichter Mühe selbst entwerfen.

Einem jeden, welcher von dieser Anleihe auf Annuitäten Gebrauch machen will, wird über das angeliehene Capital der in der Anlage B. beigefügte Original-Annuitäten-Brief, und so viele Zinsencoupons, als die Annuität Jahre enthält, (s. Anlage C.) ausgefertigt. Die Jahrrente wird jährlich an denjenigen ausbezahlt, der den Zinsencoupon vorzeigt und zurückliefert, jedoch muß dieselbe immer vor Ablauf eines Jahrs nach dem Verfalltag abgefordert werden, widrigenfalls der Zinsencou-

d) $3\frac{1}{4}$ pro Cent Banco von Banco macht nach dem Hamburgischen Münzfuß, (d. i. 34 Mk. Courant auf die Mark fein von 27 Mk. 12 ßl. Banco gerechnet,) eben so viel als 4 pro Cent Cour. von Banco. 3 Mk. 4 ßl. Banco nemlich betragen nach dieser Berechnung in Cour. 3 Mk. 15 ßl. $8\frac{60}{111}$ Pf., d. i. 4 Mk. weniger $3\frac{51}{111}$ Pf.

sencoupon und die darin verschriebene Eines Jahres Rente der Creditcasse (als welche sich nur durch diese Einrichtung gegen alle Verfälschung der Zinsencoupons sicher stellen kan,) völlig und dergestalt verfällt, daß wegen derselben überall kein weiterer Anspruch an die Creditcasse statt findet. Mit dem Zinsencoupon des letzten Jahres muß zugleich der Original-Annuitätenbrief zurück geliefert werden.

Uebrigens bleibt die Anleihe auf Pfandbriefe sowohl, als auf Annuitätenbriefe so lange offen, als die Direction Gelegenheit hat, die angeliehenen Gelder in den garantirten Grundstücken zu 4 pro Cent Courant von Banco mit Sicherheit unter zu bringen. Noch zur Zeit wird uns diese Gelegenheit niemals fehlen, denn es sind noch immer der Eigenthümer genug in Hamburg, welche ihre völlig sichern, oft sogar ihre ersten Gelder, mit 5 pro Cent Courant von Banco und darüber verzinsen müssen, und denen daher jede Gelegenheit, wo sie dieselben zu 4 pro Cent erhalten können, von Herzen willkommen ist. Aus diesem Grunde vermehrt sich die Anzahl der neuen Interessenten unserer Creditcasse, welche die Wohlthätigkeit dieses Instituts nun bereits an so vielen ihrer Mitbürger bewiesen sehen, noch immer fast mit jedem Tage. Und aus eben diesem Grunde vermehrt sich die Gelegenheit, das Geld durch verfassungsmäßige Anlehnung auf ½ des taxirten Wehrts der eingezeichneten Häuser und Grundstücke sicher unter zu bringen, in eben dem Maaße, worin sich der Geldvorrath selbst vermehrt. Unser Institut kan mit Sicherheit bestehen, auch wenn uns keine Anleihen gebracht werden; aber sein Flor wird ausgebreiteter, seine Wohlthätigkeit allgemeiner, je mehr der Anleihen sind. Die bisher auf Pfandbriefe angenommenen Capitalien haben insonderheit dazu gedient, die Direction in den Stand zu setzen, daß sie die Einsammlung der verfassungsmäßigen Einschüsse für die erste Zeit mit mehrerer Nachsicht betreiben, dennoch aber die aufgekündigten Capitalien, welche in der Garantie der Creditcasse standen, mit einer Promtitude hat abtragen können, welche manchem Disponenten unerwartet war. Und warum solten wir nicht hoffen, nicht beinahe mit Gewißheit darauf rechnen dürfen, daß sich in wenig Jahren der Grundsatz allgemein festsetzen werde: Wer sein Geld bei der Creditcasse belegt, geht in Absicht des Capitals sowohl als der Zinsen weit sicherer, als wer sein Geld auf einzelne Haus- und Landposten giebt. Und wer Gelder von der Creditcasse in sein Erbe oder Grundstück bekömt, steht sich besser, als wer es von Privatgläubigern sucht, denn er ist sicher, daß die Creditcasse ihm ihre Posten niemals aufkündigt, und ihre Zinsen niemals erhöht, so lange er Einschüsse und Zinsen richtig bezahlt, und so lange er das Erbe in baulichem Stande erhält.

Diejenigen, welche von der ganzen Einrichtung der Creditcasse eine nähere Nachricht verlangen, verweisen wir auf die den 10ten Dec. 1782 beliebten und unterm 12ten März d. J. von E. Hochweisen Rath dieser Stadt obrigkeitlich bestätigten **Verfassungsartikel**, 9. B. 4., wovon noch geheftete Exemplare à 8 ßl., und auf die im März d. J. erschienene fernerweitige **Bekanntmachung**, den **Zweck**, die **Einrichtung und den zeitherigen Fortgang der Creditcasse betreffend**, wovon gleichfalls noch Exemplare à 1 ßl. in **Hofmanns** Buchhandlung, auf dem Addreß-Comtoir und in den Zeitungsladen zu haben sind.

Der etwanigen Anleihen wegen, meldet man sich des Sonnabends Morgens zwischen 10 und 12 Uhr im Verwaltungs-Comtoir, auch allenfalls bei einem der unterzeichneten Directoren. Alle auswärtige Correspondenz wird gefälligst an mitunterzeichneten Licentiat **Günther** addreßirt.

J. A. Günther, Licentiat.
R. Stauber.
G. C. Enderes.
J. H. Otte.
J. G. Büsch, Professor.
J. M. Hudtwalker.
F. C. Gräpel.

d. Z. Directoren der Creditcasse für die Erben und Grundstücke.

 Anse-

3. Beweis, daß 10000 Mark Capital, aufgenommen zu jährlichen $3\frac{1}{4}$ pro Cent Zinsen, als Annuitäten mit einer Jahrrente von 526 mk 13 ß; d. i. mit $5\frac{17}{64}$ pro Cent in 30 Jahren abgetragen werden.

Jahre.	Capital.		Zinsen à $3\frac{1}{4}$ p. Ct.		Jahrrente à $5\frac{17}{64}$ p. Ct.		Abtrag vom Capital.		Nachbleibendes Capital.	
1	10000 mk	— ß	325 mk	— ß	526 mk	13 ß	201 mk	13 ß	9798 mk	3 ß
2	9798	3	318	7	526	13	208	6	9589	13
3	9589	13	311	11	526	13	215	2	9374	11
4	9374	11	304	11	526	13	222	2	9152	9
5	9152	9	297	7	526	13	229	6	8923	3
6	8923	3	290	—	526	13	236	13	8686	6
7	8686	6	282	5	526	13	244	8	8441	14
8	8441	14	274	6	526	13	252	7	8189	7
9	8189	7	266	2	526	13	260	11	7928	12
10	7928	12	257	11	526	13	269	2	7659	10
11	7659	10	248	15	526	13	277	14	7381	12
12	7381	12	239	15	526	13	286	14	7094	14
13	7094	14	230	9	526	13	296	4	6798	10
14	6798	10	220	15	526	13	305	14	6492	12
15	6492	12	211	—	526	13	315	13	6176	15
16	6176	15	200	12	526	13	326	1	5850	14
17	5850	14	190	2	526	13	336	11	5514	3
18	5514	3	179	3	526	13	347	10	5166	9
19	5166	9	167	15	526	13	358	14	4807	11
20	4807	11	156	4	526	13	370	9	4437	2
21	4437	2	144	3	526	13	382	10	4054	8
22	4054	8	131	12	526	13	395	1	3659	7
23	3659	7	118	15	526	13	407	14	3251	9
24	3251	9	105	11	526	13	421	2	2830	7
25	2830	7	92	—	526	13	434	13	2395	10
26	2395	10	77	14	526	13	448	15	1946	11
27	1946	11	63	4	526	13	463	9	1483	2
28	1483	2	48	3	526	13	478	10	1004	8
29	1004	8	32	10	526	13	494	3	510	5
30	510	5	16	9	526	13	510	4	—	1

Hannoverisches Magazin.

82tes Stück.

Montag, den 13ten October 1783.

Menschenfresser und Vielfraße.

(Siehe das 73te und 74te Stück vom Jahr 1781.)

Vernichten solte man freilich das Andenken solcher Ungeheuer, die ihre Hände gleich den Klauen der Tyger bewafnen, um Menschen zu schlachten und zu fressen. Allein, von einer Seite betrachtet, hat doch die Erzählung menschlicher Schandthaten und Greuel auch ihren Nutzen. Sie lehret uns, wie schnell der Mensch, wenn er nur erst einmal seine Pflicht verlezt hat, von Stuffe zu Stuffe sinken, und endlich tief unter die Menschheit herab stürzen könne; und sie winket also dem Stolzen, dem Wollüstling und einem jeden, der sich von seinen Leidenschaften die ersten Fesseln anlegen läßt, von dem betretenen Wege zum Abgrunde wieder umzukehren, und Herr seiner Affecten zu werden und Mensch zu bleiben. Und da wir in dem angezeigten Stücken des Magazins die Schandthat des Menschenfressers Goldschmidt erzählt haben, so liefern wir hier eine aus öffentlichen Blättern gezogene kurze Nachricht von einer ganzen Brut solcher Unmenschen, die sich bisher in den Wäldern von Siebenbürgen aufgehalten hat. Diese Menschenfresserbande, die Josephs weittreffendes Adlerauge in ihren von der Sonne nicht beschienenen Winkeln zu erreichen wußte, bestehet aus zweihundert Köpfen, und hat in Zeit von 21 Jahren 84 Menschen ihrem bestialischen Appetit aufgeopfert. Eine große Anzahl dieser Unholde ist bereits eingezogen, und hat den verdienten Lohn ihrer Greuel empfangen. Diese haben ihrer eigenen Aussage nach einst an einem Hochzeittage drei Menschen geschlachtet und verzehrt. Das Fleisch junger Personen von 16 bis 18 Jahren war ihre liebste Speise. Die Gebeine derselben verbrannten sie, und die gaben, wie sie sagten, die besten Kohlen. Ihr Anführer trug sich sehr prächtig im Anzuge; bloß seine Mütze hatte einen Schmuck über 6000 Gulden am Werth. Dieser Pascha, wie ihn seine Untergebenen nannten, ist ebenfalls mit unter denen, die bereits hingerichtet sind. Ein einziger beherzter Comitatstraband fing ihn. Es

wurde nemlich diesem muthigen Manne eine Anzahl Bauern gegeben, mit welchen er den sich in einem bisher unbekannten Winkel befindlichen Menschenfresser-Anführer angreifen solte; allein bei Herannäherung dieses Scheusals flohen alle Bauern, wie vor einem höllischen Geiste. Bloß der Trabant ging auf ihn los, hielt einen fehlenden Schuß aus, und faßte ihn sogleich mit der nervigten rechten Hand bei der Gurgel. Nun aber erschienen drei Gehülfen des Gefangenen. Der handfeste Trabant drückte seinen Raub zu Boden, und kniete ihm auf den Hals. Nun konte er seine rechte Hand gebrauchen; er schoß also zwei von seinen scheuslichen Feinden nieder, verscheuchte dadurch den dritten, und brachte seinen unmenschlichen Gefangenen glücklich aus Comitat. Beim ersten Verhör wolte der Inquisit nichts von seinen Schandthaten gestehen; bei der zweiten Versammlung aber, in welcher die sämmtlichen Comitatsherren zugegen waren, sahe dieser Unhold den anwesenden Stuhlrichter, der sehr corpulent ist, beständig an. Dieser fragte ihn endlich um die Ursache, und bekam zur Antwort: „Meine „Bande hat neulich einen Fleischhacker „gefressen, der sehr delikat schmeckte; „wenn ich aber dich in meine Hände „bekommen hätte, so soltest du mir „doch noch besser als der Fleischhacker „geschmeckt haben.„ Natürlicherweise mußte dieses bestialische Compliment den Richter etwas aus der Fassung bringen. Doch der Troz, der aus diesem Scheusal sprach, dauerte nicht lange, denn er bekam bald darauf den Lohn, den er verdient hatte: Es wurden ihm nemlich alle Finger und Zähen abgeschnitten, darauf wurde er in verschiedenen Pausen mit glüenden Zangen gezwickt, und endlich von unten auf gerädert. Diese Brut, die aus Zigeunern, liederlichen Handwerkspurschen und Landstreichern besteht, ist noch nicht ganz eingezogen; man verdoppelt aber die Mühe, sie in ihren Schlupfwinkeln aufzufinden.

Damit sich unsere Leser von ihrem Abscheu etwas erholen, verbinden wir mit dieser Erzählung die Nachricht von einigen Vielfräßen. Einen derselben beschreibt Olivier Jacobäus, der ihn zu London selbst gesehen hat. Dieser Mensch war nicht nur im Stande, eine außerordentliche Menge Speisen zu sich zu nehmen, sondern er verschlang auch Dinge, die ihrer Natur nach schädlich sind. Besonders aber war er geübt, Feuer zu fressen. Er ging mit diesem Elemente so vertraut um, daß es schien, als habe er ihm seine ganze Kraft benommen. Er nahm glüendes Eisen nicht nur in die Hände, sondern beleckte es auch mit der Zunge, und warfs im Munde herum; er kauete brennendes Pech, Schwefel und Wachs; legte glüende Kohlen auf seine Zunge, worauf er Austern brut, ohne den geringsten Schaden davon zu empfinden. Nur dann und wann wurde er von Ohnmachten überfallen; die jedoch nicht von seinen ungewöhnlichen Mahlzeiten herrührten; und die-

diese verhütete er dadurch, daß er eine große Menge Steine und Stücken Eisen fraß. Es war ihm gleich viel, in welcher Gestalt er das leztere genoß. So verschluckte er z. B. im J. 1675 in Gegenwart vieler Personen eine Degenklinge, nachdem er sie in verschiedene Stücke gebrochen hatte. Im nemlichen Jahr verschlang er in Gegenwart des englischen Hofes zwei Messer und ein Scheermesser, welche ihm der König selbst darreichte; und diese gingen einige Tage nachher wieder durch den Stuhl ab. Bei diesem Versuche hatte man ihm, um allem Verdachte einer Betrügerei zu begegnen, die Hände auf den Rücken gebunden. Ueberhaupt war es diesem Menschen gleich viel, was er verschlang. Sogar kupferne Münzen nahm er ohne Gefahr zu sich.

Ein englischer Chymist, Namens Richarson war diesem Menschen vollkommen gleich. Er kauete glüende Kohlen, die man noch lange Zeit in seinem Munde brennend sahe. Er ließ sich solche Kohlen auf die Zunge legen, um Fleisch darauf zu braten, und litt es, ohne seine Miene zu verändern, daß man dies Feuer eine halbe Viertelstunde lang mit Hülfe eines Blasebalgs unterhielt. Er verschluckte geschmolzenes Glas, Pech, Schwefel, und Wachs mit einander vermischt, und angezündet, so, daß die Flamme davon aus seinem Munde schlug und ein ähnliches Geräusch in seiner Kehle machte, als ein im Wasser abgelöschtes glüendes Eisen.

Noch ein anderer Engländer, Namens Powel, bewies im J. 1750 in London gleiche Geschicklichkeit, die er sogar vor der dasigen Königl. Gesellschaft der Wissenschaften prüfen ließ.

Noch merkwürdiger in dieser seltsamen Geschicklichkeit macht sich ein gewisser Franzose, Namens Dufour, der sich seit einigen Jahren in Frankreich für Geld sehen läßt. Um seiner elenden Kunst ein gewisses Ansehen zu geben, schlägt er eine große Bude auf, und hält offene Tafel. Ein Trompeter und Tambour müssen ihm die Tafelmusik machen, und zugleich Zuschauer herbeilocken. Sein Tisch ist gewöhnlich auf folgende Art besezt. Die Suppe besteht aus kochendem Pech, welches er mit einem glüenden Löffel genießt. Das Gemüse sind brennende Pechfackeln, glüende Kohlen und heiße Kieselsteine. Der Braten besteht, wenn Dufour recht hungrig ist, in einem Stücke Rindfleisch von 20 Pfunden, oder in einem Kalbe. Will er aber seine Zuschauer mehr belustigen, so brät er sich ein Stück Fleisch vor ihren Augen auf glüenden Kohlen. Sein Heerd ist entweder die flache Hand, oder auch seine Zunge. Die Butter, die er zum Begießen nimt, ist feuriger Schwefel, oder brennendes Wachs. Wenn der Braten seiner Meinung nach gahr genug ist, verzehrt er, wie die genannten Engländer, Küche und Braten zugleich. Zum Nachtisch verschlingt er seine Messer, Gläßer, Teller und Schüsseln, wenn die lezteren irrden sind. Um seine Zu-

 schauer

einem Tuche verband, und dieses mit seinem Petschaft versiegelte. Es giebt aber verschiedene Mittel solcher Art, die fast alle unsere Taschenspieler kennen. Ein Feuerfresser, der sich im J. 1765 zu Göttingen sehen ließ, rieb sich die Hände, den Mund, die Zunge, Zähne und den Gaumen mit Schwefelgeist, um gegen den Schmerz sicher zu seyn. Noch stärker würken mit dem Schwefelgeist der Salmiak und Zwiebelsaft zu gleichen Theilen gebraucht. Die Marktschreier von der gemeinen Art reiben sich mit einer Auflösung von Fischleim, Alaun und Brantewein. Noch ein anderes Mittel, sich gegen Feuer zu schützen, ist ein Pulver von Federweiß, gelöschtem Kalk, Eyweiß, Eibischsaft, Bilsenkraut und dem Saamen des Flöhkrauts mit Seife zu einer Salbe gerieben c).

Die Kunst, sich **feurige Strahlen** zu machen, ist ebenfalls in Deutschland bekant; Herr Professor Bose in Wittenberg, der sie seinen Zuhörern zuweilen zeigt, nennt sie die **Beatification** d). Noch bekannter ist das Kunststück, sich ein **brennendes Gesicht** zu machen. Es geschieht durch **Phosphorus**, der auch bei Kunst- und Lustfeuern gebraucht wird. Betrügerische Mönche, die verabredete Spukereyen anstellen, wissen dieses Stückchen aus dem Grunde; und erst noch kürzlich nützte es ein Franciscaner, der zu Aachen die schöne Tochter eines dasigen Wirths sehr gern auf Mönchsmanier geliebt hätte.

Der Genuß der **Schlangen, Spinnen, Eidechsen** und anderer Thiere solcher Art, ist ebenfalls nichts neues. Der berühmte Haßelquist sahe in Arabien, daß man die giftigsten Schlangen nicht nur zähmte, sondern auch kochte und aß. Das Gift der Schlangen, und anderer giftigen Thiere, ist nemlich nur alsdann schädlich, wenn das Thier durch eine gemachte Wunde das Gift in eine Ader bringen kan. Eben so unschädlich sind unsere europäischen Spinnen und **Eidechsen**; sie verdienen den Abscheu nicht, mit dem wir ihnen begegnen, da unter so vielen Millionen Menschen, die diesen Thieren täglich ausgesetzt sind, kein einziger sagen kan, daß er je von diesen so geselligen Geschöpfen beschädigt worden sey. Nur die einer Faust große Riesenspinne (Democulo) in Surinam, verschiedene Arten **Scorpionen** und **Taranteln**, und einige Arten **Eidechsen** in Ostindien, besonders auf Ceylon, sind giftig. — Schädlicher können die **Kröten** seyn, der Schleim nemlich, den sie im Munde haben, und den sie auch aus ihren Warzen sprützen, kan schlimme Zufälle veranlassen. Man findet jedoch manche Taschenspieler, die diese Thiere lebendig verschlingen. Ein vorwitziger Bauer wolte einst dies Kunststück nachmachen, bekam aber eine geschwollene

c) S. Magie, oder Zauberkräfte der Natur von J. S. Halle. S. 421.
d) S. Wieglebs natürliche Magie. S. 41.

sene Zunge und einen ungewöhnlichen Schluchsen; doch wurde er von einem Wundarzt durch einige in die Zunge gemachte Einschnitte wieder geheilt e).

Die Kunst, **ausgelöschte Lichter ohne Feuer wieder anzuzünden**, ist ebenfalls nichts unbekanntes; es geschieht gleichfalls durch **Phosphorus**. Es muß jedoch das Licht vorher gebrannt haben, und das Tocht noch warm seyn. Man hält alsdann ein ganz kleines Stückchen Phosphorus ans Licht, und dies entzündet sich sogleich f).

Und so blieb also an diesem Künstler nichts mehr zu bewundern übrig, als seine Gefräßigkeit, um welcher willen ihn schwerlich jemand beneiden wird.

H. F.

e) S. Unzers medicinisches Handbuch. S. 415.
f) S. Martins natürliche Magie. S. 178.

Gemeinnützige Erfindungen. *)

Ein besonders künstlicher Wecker.

Pater Morguez, ein Franciscaner zu Marseille, hat einen Wecker erfunden, der nicht allein, wie die gewöhnlichen Wecker zur bestimmten Stunde weckt, sondern durch die nemliche Bewegung in einer auf dem Camin, oder Ofen stehenden Vase Licht anzündet, auch, wenn man will, zu gleicher Zeit, die Bett- oder Stubenvorhänge, auch die Fensterläden aufzieht. Wacht man von selbst in der Nacht auf, und man will Licht haben, so darf man nur an einem Schnürchen ziehen, das am Wecker ist. Der Erfinder verkauft das Stück für 250 Livres.

Das bewegliche Krankenbette.

Herr Blott in Paris hat ein mechanisches Bett erfunden, welches so eingerichtet ist, daß der darin liegende Kranke seinem Körper und seinen Gliedern alle Stellungen geben und sich bewegen kan, wies ihm beliebt und Noth thut. Ein Kind von 12 Jahren kan die Maschine bewegen, nur Schade, daß sie für die meisten Kranken zu theuer ist.

Inokulation der Pest.

Herr Samoisowitz, Wundarzt bei der russischen Armee, hat schon über tausend Personen diese fürchterliche Seuche, so wie die Blattern, inoculiret, und sie glücklich durchgebracht, so daß sie nun vor der Ansteckung sicher seyn sollen. Er behauptet, diese Krankheit sey bloß deswegen bisher unheilbar gewesen, weil man ihre Natur nicht gekannt habe, und es sey sehr wahrscheinlich, daß der Mensch in Zukunft noch von mehreren seiner Uebel

*) Aus verschiedenen deutschen und französischen Schriften zusammen getragen.

Uebel werde erlöset werden, wenn er immer fortfahren würde, sich selbst, und die Natur, besonders aber die Kräfte der natürlichen Pflanzarten zu erforschen. Das Mittel dieses Arztes gegen die Pest, besteht in weiter nichts, als im **Reiben des Körpers mit Eis.** Auf solche Art hat er sich selbst dreimal geheilt, da er angesteckt gewesen; und es wird dadurch wahrscheinlich, daß die Kälte ein Mittel dagegen sey, weil diese Seuche mit Anbruch des Winters gemeiniglich aufhört, und sich erst im Sommer wieder einstellt.

Neue Metallmischung zu Spiegeln.

Der Herr Graf von **Sickingen** hat in seinen **Versuchen über die Platina** eine metallische Mischung bekannt gemacht, woraus sich Telescopspiegel verfertigen lassen, welche vor den bisher bekannten die wichtigsten Vorzüge haben. Er schmelzte nemlich sechs Theile gereinigte Platina, drei Theile weiches Eisen, (von Hufnagelspitzen,) und ein Theil 24karatiges Gold zusammen. Die erkaltete Masse war von außerordentlicher Härte, und nahm eine vortrefliche Politur und eine etwas hellere Farbe, als die sonstigen Telescopspiegel an. Man ließ darauf die Masse nach und nach in den mineralischen Säuren, dem Weineßig und dem flüchtigen Laugensalze acht Tage lang in kalter Digestion liegen, brachte sie auch darauf in die Dämpfe von den nemlichen Substanzen, und sogar in die vom Schwefel und der Schwefelleber, doch litt der Spiegel nichts von diesen harten Proben. Es hat also der Herr Graf die schwere Aufgabe, metallene Spiegel zu machen, die unverändert ihre Farben und Politur behalten, nicht nur aufgelöst, (welches Problem ihm von den Herren **Rochon** und **Türgot** in Paris vorgelegt worden war,) sondern sich auch bei der Sternkunde, und den damit verwandten Wissenschaften und Künsten ein immerwährendes großes Verdienst dadurch erworben.

Neue Sonnenuhr.

Herr **Regnier** in Paris hat eine Sonnenuhr erfunden, die durch Hülfe eines in ihrem Fußgestell angebrachten Räderwerks bei heiterem Wetter, wenn es Mittag ist, 12 schlägt. Er verfertigt jetzt eine solche Uhr für die Stadt Semür in der Landschaft Auxois in Burgund, wo er sich aufhält.

Hannoverisches Magazin.

83tes Stück.

Freitag, den 17ten October 1783.

Verzeichniß der Lektionen, welche zu Ilfeld von Michael 1783 bis Ostern 1784 gegeben werden sollen.

Wir haben auch diesesmal das Vergnügen, unter den Jünglingen die wir entlassen, Einen mit Namen auszuzeichnen: Carl Heinrich Hartmann aus Hannover, der seit Ostern 1781 hieselbst sich aufgehalten, und durch vorzügliche Fähigkeiten und Fleiß in Ausbildung derselben uns viel Hofnung erwecket hat. Dieses berechtiget uns, zu dem fernern Vertrauen, daß Er auf den hier gelegten Grund mit immer regem Eifer fortbauen, und dereinst dem Vaterlande zu ersprießlichen Diensten sich vorzüglich brauchbar beweisen werde.

Das Pädagogium verliert jetzt einen seiner bisherigen Mitarbeiter den Herrn Köppen, welcher den Ruf zum Direktorat des Gymnasiums zu Hildesheim erhalten und angenommen hat. Ob wir nun gleich Ursache haben, in Rücksicht auf uns diesen Verlust zu bedauren; so freuen wir uns doch auch auf der andern Seite, daß ein treuer Lehrer die Belohnung seines Eifers und seiner Thätigkeit frühe findet, und die göttliche Vorsehung ihm einen größern Würkungskreis anweiset, und daß also auch auf diese Weise von hier aus sich Gutes verbreitet.

In unsern hiesigen Beschäftigungen, wird hiedurch keine Lücke entstehen, nachdem Erlauchte Königl. Ladesregierung bereits, den Hoch Derselben, vom Herrn Hofrath Heyne in Göttingen in Vorschlag gebrachten Herrn Adolph Friedrich Brohme aus Stendal, der sich unter den Augen desselben zu einem Schulamte gebildet, huldreichst zum Collaborator an des Herrn Köppen Stelle, ernannt hat, welcher seine hiesige Amtsverrichtungen sogleich mit dem Anfang der neuen Lektionen antreten wird.

Wir machen nun, nach unserer Gewohnheit diejenigen Lektionen bekannt, welche im bevorstehenden Winter halben Jahr unserer Jugend gegeben werden sollen, und zweifeln nicht, daß jeder unserer Zöglinge mit derjenigen Beeiferung und Thätigkeit daran Theil nehmen werde, welche aus der Ueberzeugung entstehen müssen, daß nur dann eine ergiebige Ernte zu hoffen

 sey,

sey, wenn in der Saatzeit es nicht an emsiger Arbeitsamkeit und treuem Fleiße gefehlt hat.

Wir vertrauen der göttlichen Güte, daß sie unsere redlichen Bemühungen reichlich segnen werde.

Der Direktor M. **Meißner** hat im Vortrage der **allgemeinen Weltgeschichte**, nach dem **Schroeckhischen Lehrbuche**, den ersten Haupttheil, oder in der Geschichte vor der christlichen Zeitrechnung die Hauptvölker sämmtlich, den Zusammenhang der Geschichte eines jeden, und die Quellen und besten Hülfsmittel, woraus jede erlernt werden kan, bekannt gemacht, und im synchronistischen Vortrage die vier ersten Zeitraume geendiget, und wird von den Zeiten des Cyrus an den Vortrag fortsetzen, Dienstags von 3 bis 4 Nachmittags, und Mittwochens und Donnerstags in der ersten Morgenstunde.

Der **obersten Klasse** ist nach der **Logik und Metaphysik** des Herrn Professor **Feders**, die erste Wissenschaft erklärt worden. Es wird also die Metaphysik nunmehro vorgetragen werden. Dienstags und Freitags in der ersten Frühstunde.

Die neue **Erdbeschreibung**, welche nach dem **Büschingischen Auszuge** gelehrt wird, ist in Ansehung des Nordens und Ostens von Europa zu Ende gebracht, und, wenn die südlichen und westlichen Länder gleichfalls durchgegangen seyn werden; so wird er die übrigen Welttheile, nach einer kurzen Tabelle gleichfalls durchnehmen, Dienstags in der zwoten Frühstunde, und Freitags in der ersten Nachmittagsstunde.

Der **ersten mathematischen Ordnung** ist nach den von **Segnerischen Anfangsgründen der Arithmetik und Geometrie**, die letzte Wissenschaft vorgetragen worden. Im bevorstehenden Winter werden die übrigen Abschnitte dieses Lehrbuchs, welche die allgemeine Arithmetik, die Ausmessung und Berechnung der Flächen und Körper, und die ebene Trigonometrie in sich enthalten, erklärt und geübt werden. Dienstags und Freitags in der zwoten Nachmittagsstunde.

Die **zwote mathematische Ordnung**, welche bisher nach **Sulzers kurzem Entwurf in der mathematischen Geographie, in der Astronomie und Chronologie**, eine kleine meist historische Einleitung erhalten hat, wird im bevorstehenden halben Jahr im Zeichnen und Berechnen der geometrischen Figuren, und in Verwandlung und Theilung derselben geübt werden. Mittwochens und Sonnabends in der zwoten Morgenstunde.

Mit der **obersten Ordnung** der Scholaren lieset der **Direktor** den **Livius** cursorisch, erkärt denselben ohne übersetzen zu lassen, lateinisch, und übt die Zuhörer bei dieser Gelegenheit im Lateinsprechen. Er wird diese Lektion vom 21ten Buche, von neuem anfangen, da die erste Decade immer der mittlern Klasse bestimmt bleibt, und derselben etwas umstädlicher von einem andern Lehrer erklärt wird.

wird. Zu jener Lektion sind die letzten Vormittagsstunden, des Montags, Mittwochens, Donnerstags und Sonnabends bestimmt.

In besondern Stunden wird er die **mechanischen Theile der angewandten Mathematik, die Statik, Hydrostatik, Mechanik, und Hydraulik und Aereometrie**, meistens historisch erklären, und mit den hauptsächlichsten Versuchen erläutern, auch die Versuche der Elektricität und die neuesten von den verschiedenen Luftarten zeigen: einigen auch die reine Mathematik, und andern den Text der Institutionen erklären.

Der Rektor Pätz wird den **Unterricht in der christlichen Religion**, nach Endigung des bisherigen Vortrags der christlichen Glaubenslehre, damit wieder anfangen, daß er, nach einigen von ihm selbst entworfenen Paragraphen, **die Lehren der natürlichen Religion**, und sodann **die Beweise für die Göttlichkeit der nähern Offenbarung in der Bibel, und die Wahrheit der christlichen Religion**, der Jugend bekannt macht; Montags und Donnerstags von 9 bis 10.

Die im vorigen halben Jahre angefangene **encyclopädische Lektion** wird er mit denen Scholaren, die zunächst auf die Universität zu gehen gedenken, fortsetzen, und zu Ende bringen, Dienstags und Freitags von 2 bis 3, auch von Zeit zu Zeit die in derselben angeführten Büchern den Untergebenen auf der Bibliothek des Pädagogii näher bekannt machen, Mittwochens von 1 bis 3.

In der **lateinischen Sprache** besorgt er in allen drei **Klassen** der **Scholaren** den **statarischen Unterricht**, in mehrern Stunden.

Der **Vorbereitungsklasse** trägt er Dienstags und Freitags von 10 bis 11. **die Fundamente der lateinischen Sprache, nach der Schellerischen kurzgefaßten Sprachlehre** vor, deren Anwendung zugleich an eben diesen Tagen von 5 bis 6 Uhr, durch Lesung und pünktliche Interpretation des **lateinischen Lesebuchs** des Herrn Direktors **Gedicke** gezeigt wird; so wie auch außerdem noch mit dieser Klasse, durch Uebersetzung kurzer Sätze und Perioden nach den erklärten Regeln der Grammatik, der Anfang im **Lateinschreiben** gemacht wird, wozu außer den gewöhnlichen Lektionen die Abendstunden angewendet zu werden pflegen.

Mit der **mittlern Klasse** wird er fortfahren einige **Reden des Cicero** zu lesen, Montags, Mittwochens, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11. und zugleich Montags und Donnerstags von 3 bis 4 die Uebung im **Lateinschreiben** so fortsetzen, daß theils erklärte und übersetzte Stellen aus Cicero's Reden ins Lateinische zurückgesetzt, theils die vornehmsten Regeln der lateinischen Schreibart bekannt gemacht, erklärt, und sogleich in Ausübung gebracht werden.

Mit der **obersten Klasse** wird er sowohl **Cicero's Gespräche vom**

Redner anfangen, Montags und Donnerstags von 5 bis 6. und Freitags von 3 bis 4. als auch **Lucans Pharsalia** Montags und Donnerstags von 4 bis 5. und Sonnabends von 8 bis 9. im Auszuge lesen, und zugleich Dienstags von 9 bis 10 die gewöhnliche Uebung, kurze Erzählungen, Briefe, und dergleichen, sogleich lateinisch abzufassen, fortsetzen.

Die zur **deutschen Lektüre** bestimmten zwo Stunden, Mittwochens und Sonnabends von 4 bis 5, wird er diesmal dazu anwenden, den Untergebenen von den vornehmsten Dichtungsarten Begriffe beizubringen, und die in jeder Art vorhandenen deutschen Muster, kleinere ganz, und größere Stückweise, lesen zu lassen, zu erklären und zu beurtheilen.

Der Subconrektor **Leopold** hat bisher die **Anfangsgründe der hebräischen Sprache** nach Anleitung der **Diederichischen Grammatik für Anfänger** vorgetragen, und dabei seine Zuhörer in der grammatischen Analyse einiger Stücke aus dem **ersten Buch Mose** geübt. Diesen Unterricht wird er im bevorstehenden Winter auf gleiche Art fortsetzen, Mittwochens und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr.

Mit der **griechischen poetischen Klasse** wird er Montags nnd Donnerstags von 3 bis 4 Uhr in der **Odyssee des Homer** vom 7ten Gesange an, fortfahren, und das Gedicht auszugsweise lesen, dabei aber die Zuhörer mit dem Inhalt und dem Plan des Ganzen bekannt zu machen, und ihnen die schwerern Stellen in den auszulassenden Stücken zu erläutern suchen.

Der **ersten griechischen Ordnung** wird er die vier letzten Bücher aus **Xenophons Cyropädie** erklären; Dienstags und Freitags von 4 bis 5, und Mittwochens und Sonnabends von 9 bis 10 Uhr.

Mit der **lateinischen Vorbereitungsklasse** hat er den **Julius Cäsar** bis zum 7ten Buch des Gallischen Krieges statarisch gelesen, und damit immer, um eine Anwendung von den erklärten Stücken zu machen, und die grammatischen Regeln desto besser einzuschärfen, Uebungen im Schreiben verbunden. Diese Beschäftigungen wird er ferner fortsetzen, und nach Endigung der Beschreibung vom Gallischen Kriege, die **Bücher vom bürgerlichen Kriege** erklären, Montags und Donnerstags von 5 bis 6, und Freitags und Sonnabends in den ersten Frühstunden.

Zu Uebungen in allerhand Gattungen **deutscher Aufsätze**, als Briefe, Erzählungen, Schilderungen, rc. giebt er dem ihm zugewiesenen Theil der Scholaren Dienstags von 9 bis 10, und Freitags von 3 bis 4, Anleitung. Bei den Aufgaben, dazu die Materien theils aus dem gemeinen Leben, theils aus den übrigen Lektionen und den Privatstudien der Untergebenen, entlehnt werden, wird sowohl auf die Fähigkeit, als die künftige Bestimmung derselben Rücksicht genommen. Die Beurthei-

urtheilung der gefertigten Ausarbeitungen geschieht öffentlich, und zwar auf die Art, daß die Zuhörer gleichfalls aufgefordert werden, über Sachen und Ausdruck ihre Gedanken zu sagen. Mit diesen Beschäftigungen werden immer Uebungen in der Declamation verbunden.

Statt der römischen Alterthümer, wird er in den letzten Frühstunden Dienstags und Freitags die griechische Mythologie vortragen.

Der Sprachmeister Meißler wird, mit der ersten Klasse, nach geendigter Henriade, die Satyren des Boileau lesen. Montags und Donnerstags von 11 bis 12 Uhr.

Mit der zwoten Ordnung wird er, nach geendigten Briefen des Milleran, die Briefe des Bussy anfangen. Dienstags und Freitags von 11 bis 12 Uhr.

Mit der dritten Klasse wird er in dem Leben Carls des XII. von Voltaire, weiter gehen. Mittwochens und Sonnabends von 1 bis 12 Uhr.

Mit der vierten und fünften Klasse wird er fortfahren, außer den Grundsätzen der Grammatik, die kleinen Historien der Peplierischen Sprachlehre durchzugehen. Montags und Dienstags, Donnerstags und Freitags, Nachmittags von 6 bis 7 Uhr.

Hiernächst wird eine jede dieser Klassen, wöchentlich ein bis zwei mal, im Briefschreiben, oder andern Gattungen des französischen Styls, eine jede nach ihren Kräften, geübt werden.

Auch giebt der Sprachmeister denen, so es verlangen, besondern Unterricht; sowohl im Französischen als im Italiänischen.

Der Collaborator Mitscherlich erklärt der mittlern Ordnung Virgils Aeneis. Montags und Donnerstags um 4, Dienstags und Freitags um 5 Uhr.

Von diesen Stunden wird er einige der Prosodie widmen, und, um sie durch Anwendung desto tiefer einzuprägen, zu eignen metrischen Versuchen Anweisung geben.

Der zwoten griechischen Ordnung: Aelians vermischte Erzählungen. Dienstags und Freitags um 4, Mittwochens und Sonnabends um 9 Uhr.

Der letzten griechischen Ordnung, trägt er die Anfangsgründe dieser Sprache vor, und erklärt zugleich Gedickens griechisches Lesebuch. Dienstags um 3, Mittwochens und Donnerstags um 8 Uhr.

Der zweite Collaborator Brohme erklärt der mittlern Klasse die erste Decade des Livius, vom vorne an, wozu die Stunden Montags und Donnerstags von 5 bis 6, und Dienstags und Freitags die erste Morgenstunde gewidmet sind.

Der Vorbereitungsklasse erklärt eben derselbe den Justinus, Montags, Mittwochens, Donnerstags und Sonnabends, von 10 bis 11, auch Montags und Donnerstags von 3 bis 4.

Mit der mittlern Ordnung hält er

er **Stylübungen in der lateinischen Sprache**, Sonnabends von 8 bis 9.

Es werden auch in der **Schreibekunst**, sowohl um richtig, als schön schreiben zu lernen; und in der **praktischen Rechenkunst** vom Cantor **Liebau** öffentliche Uebungen gehalten. Jene Montags und Donnerstags, und diese Dienstags und Freitags in der zwoten Nachmittagsstunde. Eben derselbe giebt auch besondern Unterricht in beiden Stücken, und übt auch einige in der **Vokalmusik**, Montags und Donnerstags gleich nach Tische.

Im **Tanzen** unterrichtet der Tanzmeister **Rudolph**. Auch in der **Instrumentalmusik** auf der **Geige**, **Violoncello** und **Flöte**. Der Cantor **Liebau** giebt Unterricht auf der **Davidsharfe**. Der Organist **Zimmermann** auf dem **Clavier**. Der Zeichenmeister **Ritter** lehrt das **Zeichnen**. Diese Lehr- und Uebungsstunden werden besonders mit einem leidlichen Lehrgelde bezahlt.

Zur Uebung im **Zusammenspielen** wird Dienstags und Freitags nach Tische **Collegium musicum** gehalten.

Gemeinnützige Erfindungen.

(Siehe das 82te St.)

Neu erfundene Vortheile beim Brantweinbrennen.

Unweit **Montpellier**, in Frankreich hat man vor ein Paar Jahren eine Anstalt zum Brantweinbrennen gemacht, vermittelst deren man nicht nur eine größere Quantität dieses Getränks, sondern auch Brantewein von einer weit höheren Güte, als bisher, zu machen gedenkt. Es sollen bei dieser Anstalt die schlechtesten Weine zum wenigsten einen leidlichen Brantwein geben, und in den Brennungskosten ein großes Ersparniß seyn.

Die Gebrüder **Argand** aus Genf, Männer, die in der Naturlehre, Scheidekunst und Mechanik sehr erfahren sind, haben eine Menge sinnreicher Proceduren erdacht, die sie mit dem glücklichsten Erfolge bei dieser Handthierung angewendet. Acht Commissarien von der Akademie zu Montpellier, die der Hof zu Untersuchung der Sache ernannt hatte, haben vier Tage lang mit der schärfsten Aufmerksamkeit alle Versuche beobachtet, die sie für nöthig hielten, sich von der Kraft der Mittel, die in ihrem Beiseyn gebraucht wurden, zu überzeugen, und die Methode der beiden Brüder mit den anderwärts üblichen Methoden zu vergleichen; und sie sind über das Neue, was sie in dieser Art gesehen haben, erfreuet.

Vier Blasen, die in einem Mauerwerk von etwa 13 Fuß ins Gevierte und $6\frac{1}{2}$ Fuß in die Höhe eingeschlossen sind, brennen täglich 15 französische

Oxhöfte (muids) Wein, da sonst eine solche Quantität in andern Brennereien 22 Blasen erfordert. Mit 70 Pfund Steinkohlen werden 2 Oxhöfte gebrannt; da hingegen bei dem bisher (in Frankreich) gewöhnlichen Verfahren die Kosten der nöthigen Feuerung zum Brennen einer solchen Quantität 9 Thaler Conventionsmünze mehr betragen, welches 300 Rthlr. jährliches Ersparniß ausmacht. Die Commissarien ließen in einer Blase einen Versuch mit einem abschmeckigen, sauern und dem Gaumen widrigen Wein machen, und erhielten davon einen guten Brantwein. Man gab ihnen eine Probe von einem andern zu kosten, den man von gutem rothen Wein abgezogen hatte; und nach ihrem Zeugniß könnt derselbe dem Brantwein von Cognac und Andaye wenigstens gleich. Dieses rührt davon her, daß die Gebrüder **Argand** die Kunst verstehen, während des Brennens das wesentliche Oel davon zu scheiden, welches stinkt und dem Brantwein einen brandigen Geschmack giebt. Sie haben das Feuer so geschickt genutzt, daß nicht das mindeste davon verloren geht, sondern gänzlich, ohne alle Zerstreuung den Blasen zu geht, welche sie mittelst eines ganz dünnen und sehr festen Mörtels vor dem Schaden zu sichern wissen, daß sie von den Schwefeltheilchen, die sich in den Steinkohlen befinden, nicht angegriffen werden, ohne daß jedoch dadurch die Kraft der Hitze vermindert würde. Vielmehr ist diese Kraft so vollkommen zu ihrem Zwecke genützt, daß außer dem Dunstkreise, der die Blase umgiebt, und sogar im Aschenheerde, gleich unter dem Roste des Feuerheerdes, die Wärme fast um nichts größer ist, als in der freien Luft. In dieser Brennerei verrichten zween Männer eben das, wozu ihrer in einer andern wenigstens zwölf erfordert werden.

Neu erfundenes Fortepiano.

Der Herr Hofrath **Bauer** in Berlin hat ein Instrument erfunden, das eine neue Art von Fortepiano ist. Weil dessen Eigenschaft vorzüglich darin besteht, daß man die Stärke des Tons auf demselben nach und nach wachsen lassen kan, so hat es den Namen **Crescendo** erhalten. Seine Gestalt gleicht einer Pyramide, die eine Höhe von $8\frac{1}{2}$, und eine Breite von 3 Fuß hat. In der Tiefe hält es nur 18 Zoll; daher es in einem Zimmer nicht mehr Raum einnimt, als ein Stuhl. Es ist mit Drathsaiten bezogen, hat 5 Octaven, und läßt sich leichter spielen als ein Flügel. Durch 3 Züge, die man während des Spielens mit den Füßen regiert, werden 8 Veränderungen hervorgebracht, so, daß man vom sanften Lauten- oder Harfenton bis zum stärksten Fortissimo übergehen kan. Wegen dieser Stärke ist es auch zum Accompagnement bei Concerten zu gebrauchen; und, wenn die Blasinstrumente 1 oder 2 Töne höher stehen, als Kammerton, so darf man nur das Clavier in einem Augenblicke schieben, um dadurch den Ton desselben mit jenem gleichstimmig zu machen.

chen. Der Bau des Instruments ist so beschaffen, daß es sich nicht verstimmen, auch sonst nicht wandelbar werden kan.

Eine tragbare Reiseküche.

Herr **Ladvocat**, Mechanicus in Brüssel, hat eine tragbare Küche erfunden, die von geschlagenem Eisen, und ungefähr 20 Zoll hoch und breit ist. Mit 4 Sous Kohlen kan man darin Essen für 12 Personen kochen, braten, backen, u. s. w. Eine solche Küche, die ein Mensch bequem tragen kan, kostet 20 Louis d'or; und eine, die halb so schwer ist, 288 Livres.

Eben derselbe hat eine Schachtel von geschlagenem Eisen, 1 Fuß hoch und 6 Zoll breit, verfertigt, worin man im Wagen, bei Tische, u. s. w. ohne daß man von aussen etwas gewahr wird, ein Huhn, einen Capaun, ꝛc. braten kan. Der Preis ist 3 Louis d'or. Man kan sie auch größer haben.

Eine vervollkommte Windbüchse.

In Wien hat ein Uhrmacher eine Windbüchse erfunden, welche ohne frische Ladung zu bekommen, 15 starke Schüsse nach einander thut. Der Erfinder erhielt dafür eine jährliche Pension von 700 Gulden, davon nach seinem Tode die Hälfte seine Witwe forterbt, ferner freies Quartier, Holz, u. s. w. auch die Aufsicht im Zeughause, wo man unter seinen Augen eine Menge solcher Büchsen verfertigt, mit welchen künftig die Jägercorps versehen werden sollen.

Die Spinnmaschine.

Herr Christoph August Schanz, Ingenieur der Stadt Linz, hat eine Spinnmaschine erfunden, worauf man nicht allein mit 50, 60 und mehr Spulen zugleich spinnen, und alle beliebigen Gattungen von Gespinsten in einem sehr wohlfeilen Preise verfertigen, sondern auch auf allen Spulen zugleich spinnen kan.

Ein neues Spinnrad a).

Herr von **Bernieres**, Brückencontrolleur zu Paris, hat ein Spinnrad erfunden, woran man mit beiden Händen spinnen kan, und welches also zwei Fäden mit nicht grösserer Mühe liefert, als wenn man mit einer Hand spinnt.

Noch ein künstlicheres Handrädchen aber hat Herr von **Courci**, aus Anglesqueville ausgedacht. Vermittelst desselben kan eine Person zu gleicher Zeit spinnen, drehen und haspeln.

a) Man sehe das 58te Stück des Magazins vom 1767ten Jahr. A. d. H.

Hannoverisches Magazin.

84tes Stück.

Montag, den 20ten October 1783.

Schreiben an Herrn * * über ein in der Unstruth gefundenes Horn.

Liebster Freund!

Sie haben vermuthlich schon von einem merkwürdigen Horn etwas gehört, oder gelesen, das im Sommer 1782 zwischen dem adlichen Gute Vehra und dem Dorfe Henschleben, auf Chursächsischer Hoheit, in der Unstruth gefunden ist. Auf meiner neulichen Reise nach Thüringen, die besonders Merkwürdigkeiten der Natur zur Absicht hatte, habe ich Gelegenheit genommen, auch dieses famöse Horn zu sehen, worüber schon so viel geschrieben und gestritten ist. Adhuc sub judice lis est. Der Streit wird auch wohl, so lange die Welt stehet, unentschieden bleiben. Doch kan ich mir das Vergnügen unmöglich versagen, mit Ihnen, verehrungswürdigster Freund, über diese Merkwürdigkeit der Natur mich zu unterhalten. Vielleicht trägt Ihre ausgebreitete Kenntniß der Naturgeschichte zu Aufklärung dieser Erscheinung etwas bei. Folgende Nachricht habe ich von der Entdeckung dieses berühmten Horns erhalten.

Vor etwa einem Jahre finden die Fischer, die zwischen Henschleben und Vehra, einem Gut des Herrn von Selchow in der Unstruth fischen, etwas aus dem Ufer hervorragendes. Sie halten es für Holz, und wegen des bekannten Holzmangels in dasiger Gegend, geben sie sich alle Mühe, diesen vermeinten Baumast auszugraben. Endlich erreichen sie ihre Absicht, finden aber bald, daß es kein Holz, sondern ein schweres, kaum von einem Mann aufzuhebendes Horn ist. Sie tragen es nach Henschleben in die Schenke, und wollen es da veraunktioniren, worüber einige Tage hingehen. Wie man sagt, hat schon damals ein benachbarter Fürst Jemanden aufgetragen, es für sein Naturalienkabinet zu erhandeln. Indessen macht der Herr von Selchow den Fischern ein Präsent und nimt das Horn auf sein Schloß zu Vehra. Hier wird es auf einem Zimmer noch aufbewahrt, und hier habe ich die gütige Erlaubniß erhalten, es zu besehen, zu messen und abzuzeichnen.

Ich muß gestehen, daß gleich beim ersten Anblick die Größe dieses Horns meine Erwartung übertraf. Es ist in einen halben Zirkel stark gebogen, und am Ende nach der linken Seite hin noch etwas auswärts gedrückt, so wie etwa im Kleinen, das linke Horn einer Kuh. Noch jetzt, nachdem wohl ein halber Fuß lang am dünnen Ende davon abgebrochen ist, hält es von einem Ende zum andern, die Krümmung auswärts, mithin an der größern Seite gemessen, 10 leipziger Schuh, und die Peripherie am dicken Ende 23 Zoll, am dünnen Ende aber 13 Zoll. Es wiegt noch jetzt 115 Pfund, und ist besonders in der Mitte stark calcinirt. Es ist mit einer schwarzen Haut überzogen gewesen, die aber an vielen Stellen sich bereits abgelöset hat, oder abgeschabet ist. Es hat bei starkem Reiben einen Horngeruch, hat ins lang daran hinauflaufende Streifen, gleich andern Hörnern, auch übrigens ein hornähnliches Gewinde, oder Geschiebe, und an Stellen, wo es weniger calciniret ist, finden sich hornartige Zäserchen, die bald wie Holz aussehen. Ueberdem geht am dicken Ende desselben eine kegelförmige Oefnung drei Schuh tief hinein, und es ähnelt auch darin, jedoch nach ungleich größerm Maaßstab, einem Horn aus dem Kuhgeschlechte.

Was nun dieses vermeinte Horn sey, darüber sind schon Federkriege hin und wieder entstanden. Vollbürtige und unvollbürtige Naturforscher haben ihre Meinung darüber gesagt, doch mehrentheils so zweifelhaft, mehrentheils mit solchen hypothetischen Voraussetzungen und Widersprüchen, daß man noch immer eben so ungewiß ist, wie vorhin. Unmöglich ists mir gewesen, alles was in gelehrten Blättern davon geschrieben ist, durchzulesen. So viel ich weiß, haben einige es für das Horn eines Auerochsen, andere für das Horn eines gigantischen Hörnerträgers aus der präadamitischen Welt, andere aber für einen Elephantenzahn gehalten.

Die erste Meinung widerlegt sich von selbst, wenn man die Größe und das Gewicht von einem solchen Paar Hörnern mit der Größe der jetzt bekannten Auerochsen vergleicht. Auch hat der wegen seiner physikalischen Kenntnisse berühmte Herr Apotheker Wiegleb zu Langensalze diese seine Meinung hernach selbst geändert, und ist der letztern beigetreten. Obgleich wie Herr Professor Blumenbach bezeugt, unser Rindvieh vom Auerochsen abstammet, der noch in Polen, Litthauen, Sibiren, auch hin und wieder in Deutschland vorhanden ist, wo er zu den Zeiten Cäsars in Menge gewesen, obgleich unser Rindvieh, nachdem es ein Hausthier geworden, durch die Länge der Zeit allmählig an seiner Größe verloren haben mag, so ist doch nicht wahrscheinlich, daß die Abstuffung und Verminderung seiner Größe so stark gewesen sey.

Die letztere Meinung, wornach dieses vermeinte Horn in Elfenbein umgeschaffen wird, findet sich besonders im

im deutschen Merkur Nr. 1. vom Monat Jenner 1783. Die Gründe, die der witzige Verfasser des jetzt bemeldeten Aufsatzes vorträgt, scheinen mir dem ungeachtet nicht zureichend, um seiner Meinung beizutreten.

Er glaubt 1) die streifigten Zasern des Horns kämen von Fäulniß her, die auch wohl den harten Theilen des Elfenbeins ein solches Ansehen geben könne. Wenigstens finde man es an etwas lange in Luft und Regen gelegenen Knochen, auch habe er gewisse Nachricht, daß die bei Tonna nebst dem Geripne ausgegrabenen Elephantenzähne, eine ansehnliche Größe haben sollen. Hier bricht er plötzlich von der Beschaffenheit der Zasern ab, und komt auf die Größe der bemeldeten Elephantenzähne, die in der Kunst- und Naturalienkammer auf dem Herzogl. Schlosse zu Gotha aufbewahret werden. Da ich Gelegenheit gehabt, diese letzteren auf meiner Reise zu sehen, und genau zu untersuchen, so muß ich dieser Nachricht widersprechen. Die bei Tonna gefundenen Elephantenzähne reichen bei weitem nicht an die Größe jenes in der Unstruth gefundenen Horns, kommen ihm auch sonst nicht gleich. Die in der Baumanns- und Scharzfeldischen Höhle sich findenden Knochen, haben auch dergleichen Zasern nicht. Doch mögen sie wohl Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende da gelegen haben, da man wenigstens diese letztern, wovon ich verschiedene Stücke besitze, für Knochen von Bären und Lüchsen hält.

2) Soll nach des Herrn V. Meinung die schwarze Cruste oder Schale nur von Fäulniß herrühren. Dies ist nicht wahrscheinlich. Es ist an den Stellen, wo sie noch unverletzt ist, eine glänzend schwarze Haut, die sich ganz leicht absondern läßt, weit anders als an den Elephantenknochen, die bei Tonna gefunden sind. Diese haben auch einige schwärzliche, gleichsam schmutzige Stellen, sind aber mit keiner Haut überzogen. Daß Holz, Steine und Knochen, wenn sie lange in Wasser gelegen, eine schwärzliche Farbe bekommen, gebe ich zu. Nie aber werden sie durch die Fäulniß mit einer solchen Schale überzogen, als das Vehrasche Horn an den unverletzten Stellen hat. Wäre es mit mehrerer Vorsicht ausgegraben, vielleicht würde diese schwarze Schale es ununterbrochen bedeckt haben.

3) Glaubt der V. der Horngeruch käme daher, daß die gallertartigen und phlogistischen Theile die beim Elfenbein sonst verwebt sind und fest sitzen, bei dieser jetzigen lockern Verfassung der Oberfläche eben so leicht, wie beim Horne durch Reiben entbunden werden, und die Geruchnerven reitzen.

Da die Belemniten, (dactyli idæi,) wenn man sie an einander reibt, beinahe einen ähnlichen Geruch geben, so halte ich freilich dieses Argument, das aus dem Geruch hergeleitet wird, einzeln genommen, für das schwächeste. Allein, in Verbindung mit mehrern, hat es doch einiges Gewicht. Wenigstens setzt seine Widerlegung eine unerwie-

Man unterscheidet zwar bekanntlich calcinirte Körper und Foßilien von würklichen Petrefacten. Jene sind gleichsam unverwitterte Körper, die wenige Zusätze fremder Erdtheile erhalten. Diese aber sind würkliche Steine, die durch die Länge der Zeit verhärtet sind. Von dieser leztern Art soll man selten vollkommen gleiche Originale in der würklichen Natur finden. Doch besitze ich selbst einen vollkommen versteinerten Pferdefuß, der allen Zweifel eines Naturspiels ausschließt. Nun könte man einwenden, unser Unstruther Horn gehöre zur ersten jezt beschriebenen Art, und sey also die Vermuthung, daß es ein Ueberbleibsel von einem Thiere der präadamitischen Welt sey, nicht so anscheinend, als wenn es ein würkliches Petrefactum der zweiten Art, so wie mein Pferdefuß, sey. Allein da unsere Erde mehrere dergleichen Katastrophen erlebt haben kan, dieses wenigstens eben so wahrscheinlich und noch wahrscheinlicher ist, als daß sie nur einmal eine solche zerrüttende Veränderung erlitten habe, so können vielleicht jene foßilen Knochen, Hörner, u. s. w. von der leztern Katastrophe herrühren, wenn hingegen die festern Petrefacten, die harten Ammoniten, feuersteinigten Echiniten, u. a. m. Ueberbleibsel von einer ältern Verderbung der Erde sind. Auch ist nicht zu läugnen, daß die Beschaffenheit des Bodens, wo die Petrefacten gefunden worden, auf ihre Festigkeit großen Einfluß hat.

Was nun aber für ein Thier, das an der Unstruth gefundene Horn getragen, wird bei dieser Hypothese immer noch ungewiß bleiben. Doch ist die wahrscheinlichste Vermuthung, daß das Thier noch ein dergleichen Horn getragen haben müsse, mithin kein Einhorn gewesen sey, welches aus der Seitenbeugung des obern Theils des Horns abzunehmen, — und so ist mirs nicht unwahrscheinlich, daß das Thier in jener präadamitischen Welt den Hörnern nach mit unserm Kuhgeschlechte, ob es schon ungleich größer gewesen, einige Aehnlichkeit gehabt haben könne.

Bei aller solcher Ungewißheit bleibt doch dieses Horn eine schäzbare Merkwürdigkeit der Natur, die einen Liebhaber der Naturgeschichte für eine Reise von einigen Meilen leicht schadlos hält, und vielleicht noch nach vielen Jahren die Zierde eines berühmten Naturalienkabinetts seyn wird. Ich beharre, ꝛc.

Oldershausen. J. A. Weppen.

Etwas

Von einer schwarzen Mücke und Fliege.
Etwas für die Naturforscher.

Zwischen Ostern und Pfingsten reisete ein junger Mensch, der durch eine sichere Person begleitet wurde, nach **Wittstock**. Bei Schönefeld, diesseits **Havelberg**, wird der Fuhrmann gewarnet, sich vor den schwarzen Mücken in Acht zu nehmen, damit sich keine auf ein Pferd sezte, welches er sonst ohne Rettung verlieren würde. Man sagt ihm, daß in der Gegend vieles Vieh, sonderlich Schweine dadurch wären getödtet worden. Der Stich dieses Thiers verursache eine Verstopfung, die unheilbar wäre. Man erzählte solches in einer Gesellschaft, und erfuhr dabei eine ähnliche Geschichte, die sich vor einigen Jahren bei Magdeburg zugetragen habe. Ein Beamter reitet in der Ernte zu seinen Feldarbeitern; indem er sich bei denselben verweilet, so fliegt ihm eine Fliege auf den Backen und giebt einen sehr schmerzhaften Stich. Die Schmerzen und Inflammation nahmen in dem Augenblicke zu, daß der Beamte nach Hause eilet, und in wenigen Stunden stirbt er unter den heftigsten Schmerzen.

Wahrscheinlich ist es, daß diese Fliege mit obiger schwarzen Mücke einerlei Thier ist, da man im gemeinen Leben diese Wörter nicht so genau von einander unterscheidet, und man sich auch wohl nicht allemal die Mühe giebt, ein solches Thier genau zu untersuchen. Zu wünschen wäre es, eine genauere Kenntniß von diesem Thiere zu erlangen, und seinen Aufenthalt, seine Oekonomie, imgleichen auch die Mittel zu wissen, dem durch dasselbe zugefügten Schaden gehörig zu begegnen.

Solte auch das, was man vielleicht aus unzulänglicher Kenntniß eine Mükke oder Fliege nennt, weil man eine Empfindung wie einen Mückenstich davon hat, wohl gar der erschreckliche Mordwurm (Furia infernalis L.) seyn, dessen Geschichte D. Solander in den Novis actis Upsal. Vol. I. beschrieben, welche nachher der Herr Pastor J. A. Götze in dem 11ten Stück des **Naturforschers** übersezet hat? *) Ich wünsche, daß jemand seine Meinung darüber in diesen Blättern eröffnen möge.

Beverstädt. **J. H. Pratje.**

*) Man sehe das 67te und 68te St. dieses Magazins vom J. 1776, wo des Doctor Daniel Solanders Abhandlung von der Furia infernali aus den angeführten Nov. act. societat. Upsal. 1773. 4. übersezt, abgedruckt steht. A. d. H.

Anfragen.

1.

Am 4ten des Monats Julius 1783 Nachmittags ereignete sich bei einem heftigen Gewitter, das hin und wieder vielen Schaden that, in den Heuwiesen des zum Gebiet der Stadt

Bre-

Bremen gehörigen Dorfs Borgfeld folgendes: Ein Blizstrahl zündete einen großen Heuschober, und ein anderer unmittelbar darauf einen andern kleinern Heuhaufen, der ein Paar hundert Schritt vom ersten entfernt war. Etwa 20 bis 30 Schritt von dem lezten stand eine Frauensperson die empfindungslos zur Erde fiel, und nicht wieder zu sich kam, ungeachtet man kein Merkmal der Beschädigung spürte. Sie sahe frisch und blühend aus, hatte aber den Mund fest verschlossen. Ein junger Mensch, der so nahe bei ihr stand, daß beide, als sie eben, indem der Schlag kam, etwas von der Erde gemeinschaftlich aufheben wolten, mit den Köpfen gegen einander stießen, war nur leicht betäubt, und hatte gleich wieder seine Besinnung. Einige Stunden spürte er nur noch etwas Kopfweh. Um dieselbige Zeit ward ein Paar Meilen davon im Hafen zu Osterholz ein Schif voll Heu vom Bliz in Brand gesezt.

Wiefern das Heu eine Kraft besitze, den Blizstrahl auf sich zu ziehen; ob diese Kraft wegen des schnellen Eintrocknens bei der diesjährigen Hitze, da, was man einen Tag mähete, immer den andern Tag ganz fertig ward, verstärkt werden könne; ob die erwähnte Frau würklich vom Blizstrahl getroffen, oder erstickt gewesen, und ob sie wohl hätte können wieder zu sich gebracht werden; imgleichen ob wohl ihre Unpäßlichkeit, denn sie hatte etliche Tage über Mattigkeit, Schwäche in den Beinen und Beklemmung der Brust geklagt, welches lezte seit einer heftigen Krankheit sehr oft kam, die Ursache gewesen seyn könne, daß der Bliz auf sie so viel heftiger würkte, als auf den andern, der eben so nahe bei dem entzündeten Heuhaufen stand, — das alles mögen wohl sachkundigen Naturforschern keine unerklärliche Geheimnisse seyn. Vielleicht läßt sich von einem derselben eine Belehrung für die, welche keine so vollständige Kenntniß davon haben, insonderheit ein Unterricht für den Landmann in diesen Blättern erwarten.

2.

Solte der außerordentliche Windsturm, welcher im Jahr 1747, und also vor 36 Jahren, im Harzwalde die große Verwüstung anrichtete, nicht damals schon die jezt erst trocken werdenden starken Tannen, an ihren Wurzeln so beschädiget haben können, daß solche von da an, bis jezt krank geblieben sind, und nun erst absterben, und kan dieses nicht etwa aus der seit dieser Zeit mehr, als vordem, im Harzwalde erfolgten Trockniß, geschlossen werden?

O.

Hannoverisches Magazin.

85tes Stück.

Freitag, den 24ten October 1783.

Nachricht von dem lezten Erdbeben in Calabrien und Sicilien rc. Der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London mitgetheilt vom Herrn William Hamilton.

(Aus dem Englischen übersezt. *)

Neapel, den 23ten Mai 1783.

Nunmehr bin ich so glücklich, Ihnen und meinen Mitbrüdern von der Königl. Gesellschaft von dem unendlichen Schaden den die Erdbeben (die am 5ten verwichenen Monats Februar anfingen, und auch noch jezt, obgleich nicht so heftig verspürt werden,) in beiden Calabrien, zu Messina und in denen Gegenden Siciliens, welche dem festen Lande die nächsten sind, angerichtet haben, und von den mannigfaltigen Phänomenen, die sie hervorgebracht, einigermaaßen einen kleinen Begrif machen zu können.

Aus den glaubwürdigsten Berichten und Erzählungen, die bei den Staatssecretariats-Aemtern Sr. sicilianischen Majestät eingegangen sind, haben wir überhaupt ersehen, daß derjenige Theil Calabriens, der zwischen dem 38ten und 39ten Grade liegt, durch dieses schreckliche Unglück am meisten gelitten hat; daß die Erdbeben ihre größeste Gewalt von dem Fuße desjenigen Theils des apenninischen Gebürges an, der unter dem Namen Monte Dejo, Monte Sacro und Monte Caulone bekant ist, geäußert, und westwärts bis an den tyrrhener See erstrecket haben; daß die Städte, Dörfer und Meierhöfe (Farm-houses,) die diesen Bergen am nächsten, entweder auf Anhöhen, oder in der Ebene liegen, durch den ersten Stoß am 5ten Februar, gänzlich zerstört worden, und daß daselbst die meisten Menschen ums Leben gekommen sind; daß nach Maaßgabe, wie die Städte und Dörfer von diesem Mittelpunkte in größerer Entfernung lagen, der Schaden, den sie erlitten haben, weniger beträchtlich war; daß aber auch diese entferntern Städte durch die folgenden Stöße des Erdbebens, und besonders durch die am

*) S. London Chronicle for 1783. Sept. 6 - 20. Vol. LIV.

am 7ten, 16ten und 28ten Febr. und am 1ten März, sehr beschädigt worden sind; daß die Erde vom ersten Stoße am 5ten Febr. an, beständig bald stärker, bald schwächer bebte, und daß die Stöße zuweilen in einigen Gegenden der leidenden Provinzen stärker, als in andern gefühlt worden, daß die Bewegung der Erde von verschiedener Art, und nach dem italienischen Ausdrucke, vorticoso, orizontale und oscillatorio, wirbelmäßig, horizontal, (whirling like a vortex horizontal,) oder schwankend, von unten auf, (beating from the bottom upwards) war, daß diese Mannigfaltigkeit der Bewegung die Furcht der unglücklichen Bewohner dieser Gegenden vermehrte, die alle Augenblicke erwarteten, die Erde würde sich unter ihren Füßen öfnen, und sie verschlingen; daß es beständig und heftig, mit öftern Blitzen, auch unregelmäßigen und gewaltsamen Stoßwinden begleitet, regnete; daß durch alle diese Ursachen die Gestalt der Erde in derjenigen Gegend, Calabriens, die, wie vorhin erwähnt worden, zwischen dem 38ten und 39ten Grade liegt, und besonders an der Westseite obbenannter Berge, gänzlich verändert worden ist; daß in diesen Gegenden viele Oefnungen und Spalten entstanden, daß einige Hügel niedriger, andere dem Boden gänzlich gleich geworden sind; daß die Ebenen große Ritzen bekommen haben, wodurch viele Wege ungangbar geworden; daß hohe Berge von einander gerissen, und einige Theile derselben ziemlich weit davon versetzt worden sind; daß tiefe Thäler durch die Berge, (welche die Thäler bildeten,) ausgefüllt worden, indem sie durch die Gewalt der Erdbeben abgerissen und zusammengefügt worden sind; daß der Lauf einiger Flüsse verändert worden ist; daß viele Wasserquellen an Oertern, wo es vorher gänzlich trocken war, entstanden, und an andern Orten Quellen, die beständig flossen, sich gänzlich verloren; daß nahe bei *Laureana*, im jenseitigen Calabrien, sich ein sonderbares Phänomen ereignete; daß die Oberfläche zweener ganzen Pachtgüter (Tenements.) die in einem vollkommen ebenen Thale lagen, mit den darauf stehenden großen Oel- und Maulbeerbäumen, durch das Erdbeben losgerissen, bis auf eine Meile von ihrer ersten Lage versetzt worden, und die Bäume dabei in ihrer Stelle geblieben sind; daß aus dem Platze, wo sie vorher lagen, heißes Wasser, vermischt mit eisenartigem Sande, in ansehnlicher Höhe hervorsprang; daß nahe bei diesem Orte einige Landleute und Schäfer mit einigen Gespann Ochsen und Heerden Ziegen und Schafen verschlungen wurden; kurz, daß, wenn man von der Stadt *Amantea*, die an der Küste des tyrrhenischen Sees im diesseitigen Calabrien liegt, anfängt, und längst der westlichen Küste bis nach dem Cap *Spartivento* im jenseitigen Calabrien, alsdann an der östlichen Küste hinauf bis nach dem Cap Alice, (einem Thale vom diesseitigen Calabrien am ionischen See,) geht,

geht, keine Stadt oder Dorf, so wenig an der Küste, als im Lande ist, welche nicht entweder gänzlich zerstört sind, oder theils mehr, theils weniger gelitten haben, die sich allein allhier auf beinahe vierhundert sogenannte Paeses belaufen. (Ein Dorf, das weniger wie hundert Einwohner hat, wird für keine Paese gerechnet.)

In den in der Ebene an der westlichen Seite der Berge Dejo, Sacro und Caulone gelegenen Städten und Ländern, sind die meisten Menschen ums Leben gekommen. Zu Casal Nuovo kam die Prinzeßin Gerace mit mehr als 4000 Einwohnern ums Leben; zu Bagnara beläuft sich die Anzahl der Todten auf 3017; Radicina und Palmi schätzen ihren Verlust jede ungefähr auf 3000; Terra-Nuova auf 1400; zu Seminari ist die Anzahl noch größer. Die ganze Anzahl der in beiden Calabrien und Sicilien allein durch die Erdbeben Getödteten, beläuft sich nach den Verzeichnissen im Staatssecretariats-Amte zu Neapel auf 32,367; ich habe aber gegründete Ursache zu glauben, daß die Anzahl der Verunglückten, die Fremden eingeschlossen, viel größer gewesen seyn muß, und daß man sie, ohne zu übertreiben, wenigstens auf 40,000 setzen kan.

Aus derselben Quelle erhielten wir auch die Nachricht, daß die Einwohner von Scilla bei dem ersten Stoß des Erdbebens am 5ten Febr. aus ihren Häusern auf die Felsen geflohen, und, nach dem Beispiel ihres Prinzen, ihre Zuflucht ans Gestade genommen, daß aber in der Nacht derselbe Stoß, welcher die See so heftig bewegt, und ungestüm gemacht, auch an der Spitze von Faro di Messina so viel Schaden angerichtet, daselbst seine Würkung noch viel gewaltsamer geäußert; indem nemlich die Meerswogen, (welche siedend heiß gewesen seyn sollen, so, daß viele Menschen, indem sie zu einer großen Höhe empor gestiegen, verbrannt worden sind,) mit großer Gewalt und Heftigkeit bis auf drei Meilen landeinwärts gingen, und als sie sich wieder zurück zogen, 2473 Einwohner von Scilla, worunter auch ihr Prinz war, und die sich damals entweder am Strande von Scilla, oder in Böten am Ufer befanden, mit sich fortspülten.

Alle Nachrichten sind darin übereinstimmend, daß, da die Anzahl der Stöße, welche seit dem Anfange dieses fürchterlichen Erdbebens verspürt wurden, sich auf einige Hundert erstreckte, die heftigsten und am längsten anhaltenden diejenigen waren, welche sich am 5ten Febr. um $19\frac{1}{2}$ Uhr, (nach italienischer Art die Stunden zu rechnen,) am 6ten Febr. um 7 Uhr in der Nacht; am 27ten Febr. um $11\frac{1}{4}$ Uhr des Morgens; am 1ten März um $8\frac{1}{2}$ Uhr in der Nacht; und am 28ten März um $11\frac{1}{2}$ Uhr in der Nacht ereigneten. Durch den letzten Stoß wurde der obere Theil des diesseitigen Calabriens am meisten mitgenommen. Der erste und letzte Stoß müssen in der That schrecklich gewesen seyn, und auch nur diese beiden fühlte man hier in Neapel merklich.

Die Berichte, welche die hiesige Regierung aus der Provinz Cosenza erhalten hat, lauten nicht so traurig, als die, welche aus dem jenseitigen Calabrien eingegangen sind. Vom Cap Suvero an, bis zum Cap Cetraro, an der westlichen Küste, sollen die innern Länder sowohl, als die an der Küste liegenden nach Maaßgabe ihrer Nähe am angenommenen Mittelpunkte der Erdbeben, theils mehr, theils weniger gelitten haben, und man hat stets bemerkt, daß das Erdbeben seine größeste Gewalt an der westlichen Seite des apenninischen Gebürges, welches gerade der berühmte Sila der alten Brutier ist, geäußert hat, und daß alle die Länder, die östlich vom Sila liegen, den Stoß des Erdbebens zwar empfunden, aber doch keinen Schaden davon gelitten haben.

In der Provinz Cosenza sind, so viel man weiß, nicht über 100 Menschen ums Leben gekommen. Laut der letzten Berichte aus denen Gegenden des jenseitigen Calabriens, die am meisten gelitten haben, haben sich daselbst zwei sonderbare Phänomene zugetragen. In einer Entfernung von ungefähr drei Meilen von der verwüsteten Stadt Oppido war eine Anhöhe, ungefähr 500 Palmen hoch, und in ihrer Basis etwa 1300 Palmen im Umfange. Diese Anhöhe soll durch den Stoß am 6ten Febr. auf vier Meilen weit von dem Fleck, wo sie lag, in eine Ebene, Campo die Bassano genannt, versetzt worden seyn. Zu gleicher Zeit ward die Anhöhe, auf der die Stadt Oppido lag, und die sich auf drei Meilen erstreckte, in zween Theile zerrissen, und da die Lage derselben zwischen zween Flüssen war, so erfüllten die Ruinen das Städtchen und hemmten den Lauf der beiden Flüsse. Es sind bereits zween große Seen (Lakes) entstanden, die täglich größer werden, und, wenn man kein Mittel ausfindig macht, sie auszutrocknen, und den vorigen Lauf der Flüsse wieder herzustellen, in kurzer Zeit die Luft sehr inficiren müssen.

Aus Sicilien betreffen die wichtigsten Nachrichten dieser Art die Verwüstung eines großen Theils der schönen Stadt Messina, durch den Stoß am 5ten Febr., und des davon noch übriggebliebenen Theils durch die folgenden Stöße. Diese Nachrichten melden ferner, daß der Damm (Kay) im Hafen sehr gesunken sey, und an einigen Stellen 1½ Palmen unter Wasser stehe; daß das prächtige Gebäude, Palazzata genannt, welches dem Hafen ein so herrliches Ansehn gab, als sich irgend ein Hafen in Europa rühmen kan, gänzlich zu Grunde gerichtet worden; daß das Lazareth viel Schaden bekommen, die Citadelle aber wenig gelitten hat; daß die Hauptkirche eingestürzt, mit einem Worte, daß Messina nicht mehr ist; daß der Thurm an der Mündung des Faro di Messina halb verwüstet, und daß die nemliche heiße Woge, welche zu Scilla so viel Unglück angerichtet hat, über die Landspitze an der Meerenge gegangen ist, und 24 Menschen mit sich fort-

fortgerissen hat. Der Vice-König von Sicilien meldete auch, daß die Erdbeben zu Melazzo, Patti, Terra die Sancta Lucia, Castro Reale, und auf der Insel Lipari gleichfalls einigen, aber gar keinen beträchtlichen Schaden angerichtet.

Dies, mein Herr, waren die Nachrichten, die ich zu Ende vorigen Monats hatte. Da ich aber in Ansehung der Volkane oder feuerspeienden Schlünde besonders neugierig bin, und aus dem Umstande, daß das gegenwärtige Erdbeben auf einen gewissen Fleck (Spot) eingeschränkt ist, bei mir überzeugt war, daß eine große chymische Operation der Natur von volkanischer Art, die wahre Ursache davon sey, so nahm ich, um manche Punkte aufzuklären, und Wahrheiten zu entdecken, welches, wie Sie selbst wissen, sehr schwer ist, schnell die Entschliessung, ungefähr zwanzig Tage (mehr Zeit durfte ich nicht darauf verwenden, um, da ich nach Hause zu reisen denke, noch vor der großen Hitze aus Italien zu kommen,) zu einer Reise nach solchen Gegenden des jenseitigen Calabriens und Siciliens anzuwenden, welche durch die Erdbeben am meisten gelitten haben und noch leiden, und mich mit eigenen Augen von den oben erwähnten Phänomenen zu überzeugen.

Ich miethete zu dem Ende eine maltheſische Speronara für mich selbst, und eine neapolitanische Feluke für meinen Bedienten, und verließ am 2ten Mai Neapel.

Ich war auf Befehl Sr. sicilianischen Majestät mit sehr guten Päßen und Ordres an die commandirenden Officiere in den verschiedenen Provinzen versehen, mir zur Erreichung meines Endzwecks allen Vorschub und Schutz angedeihen zu lassen. In meiner maltheſischen Speronara (dies sind fürtrefliche Böte, und die Botsleute verstehen ihre Kunst sehr gut,) hatte ich eine angenehme Reise längst der Küste vom diesseitigen Calabrien hin, nachdem ich den Meerbusen von Policastro paſſirt war. Zu Cedraro fand ich die ersten Spuren des Erdbebens; einige der vornehmsten Einwohner dieser Stadt hatten ihre Häuser verlassen, und wohnten in neuerrichteten Barracken, obgleich kein Haus in der Stadt, so viel ich sehen konte, Schaden bekommen hatte.

Zu St. Lucido sah ich, daß der Pallast des Barons, wie auch der Kirchthurm gelitten hatten, und daß die meisten Einwohner unter Barracken wohnten. Die Barracken sind just solche Gebäude, wie die Buden in unsern Jahrmärkten auf dem Lande, ob ich gleich auch viele gesehen habe, die Schweineställen ähnlicher waren: Da ich die Absicht hatte, so bald als möglich den Mittelpunkt des Unglücks zu erreichen, weil ich nicht viel Zeit, und doch viel zu sehn hatte, so begnügte ich mich damit, Maida, Nicastro, und St. Eufemia nur in der Ferne zu sehen, setzte meinen Weg nach der Stadt Pizzo im jenseitigen

Calabrien fort, und landete Abends den 6ten Mai.

Diese Stadt, die am Meer, auf einer volkanischen Cuffia a) liegt, war durch das Erdbeben am 5ten Februar sehr beschädigt, durch den Stoß am 28ten März aber völlig zu Grunde gerichtet worden. Da die Einwohner dieser Stadt, die sich ungefähr auf 5000 belaufen, durch den ersten Stoß am 5ten Febr. hinlänglich waren gewarnt worden, ihre Häuser verlassen, und sich in Barracken zu wohnen begeben hatten, so kamen am 28ten März nicht viel Menschen um; weil aber die Barracken sehr schlecht gebauet waren, und viele auf einem sehr engen ungesunden Platze beisammen lagen, so war eine epidemische Krankheit eingerissen, welche viele Menschen weggerafft hatte, und auch noch damals, als ich mich daselbst befand, ihre traurigen Würkungen äußerte, so viel Mühe sich auch die Regierung gegeben hatte, ihrem Fortgange Einhalt zu thun. Ich befürchte, daß bei zunehmender Hitze dasselbe Unglück viele Gegenden des unglücklichen Calabriens, wie auch die Stadt **Messina** treffen werde.

Die Einwohner von **Pizzo** schienen an ihre jetzige unbequeme Lebensart bereits gewohnt zu seyn, und in den Gassen der Barracken, die, einige wenige ausgenommen, nur sehr schlecht gebauet sind, hatte man allerlei Krambuden eröfnet. Man versicherte mich hier, daß der Volkan von Stromboli, welcher dieser Stadt gerade gegen über, und völlig im Gesichte in einer Entfernung von ungefähr funfzig Meilen liegt, während der Erdbeben weniger geraucht, und nicht so viel brennende Materie, als seit einigen Jahren, ausgeworfen hätte; und in der Nacht, da ich hier in meiner Speronara, die man aufs Ufer gezogen hatte, schlief, ward ich durch einen starken Stoß aufgeweckt, der den Boden des Bots in die Höhe zu heben schien; er war aber mit keinem unterirrdischen Getöse begleitet. Meine Bedienten in dem andern Bot empfanden diesen Stoß gleichfalls. Am folgenden Tage befahl ich meinem Bote nach **Reggio** zu fahren, ich aber ritt nach **Monteleone**, ungefähr sechs Meilen von **Rizzo**, bergan, auf einem Wege von los liegenden Steinen und Thon, der in dieser Jahrszeit beschwerlich zu passiren ist, aber durch das anmuthigste und fruchtbarste Land geht, was ich je gesehen habe. Ich traf hier vollkommene Gärten von Oelbäumen, Maulbeerbäumen, Fruchtbäumen und Weinstöcken an, und unter diesen Bäumen die schönsten Saatfelder mit Getreide, Lupinen, Bohnen und andern Vegetabilien, welche, ob sie gleich im Schatten standen, doch recht gut fortzukommen schienen. So steht es in der ganzen

a) Dieses ist das einzige Merkmal alter volkanischer Explosionen, das ich in Calabrien gefunden habe. (Cuffia, oder Cuffa, bedeutet eigentlich eine Haube, oder Mütze, und hier eine derselben ähnliche Anhöhe.)

zen Ebene von Monteleone aus, nur daß hin und wieder große Eichen- und Oelbaumwälder unter einander angetroffen werden.

Die Oelbäume sind hier von so ansehnlicher Größe, wie ich sie mir nie vorgestellt habe, denn sie sind noch halbmal so dick als selbst die Eichen, welche fürtrefliches Zimmerholz abgeben, und mehr denn dreimal so dick als die Oelbäume in *Campagna Felice*.

Die Olivenwälder sind in einigen Gegenden der Ebene regelmäßig in Linien gepflanzet, in andern hingegen wachsen sie unordentlich durch einander.

Obgleich die einzige Absicht meiner gegenwärtigen Reise war, die Gegenden zu besehen, die durch das Unglück am meisten gelitten hatten, so wurde doch meine Aufmerksamkeit immer auf andere Gegenstände gelenkt, und ich verlor mich ganz in Bewunderung der Fruchtbarkeit und Schönheit dieser reichen Provinz, die (in Rücksicht des ersten Punkts,) alle Länder, die ich bisher gesehen habe, weit übertrift.

Außer den beiden beträchtlichen Produkten an Seide und Oel, worin diese Provinz es vielleicht allen andern in der ganzen Welt zuvor thut, hat sie auch Ueberfluß an Korn, Wein, Baumwolle, Süßholz, Früchten und allerhand Arten Vegetabilien; und wenn ihre Volksmenge und der Fleiß mit der Fruchtbarkeit übereinstimmten, so könten die Einkünfte des jenseitigen Calabriens in kurzer Zeit gewiß mehr als verdoppelt werden.

Ich sah ganze Wälder von Maulbeerbäumen, deren Eigenthümer mir sagten, daß sie den Acker für 5 Schillinge vermietheten, da doch jeder Acker wenigstens 5 Pfund Sterlinge werth seyn würde, wenn Hände genug da wären, die Blätter zu sammeln und der Seidenwürmer zu warten.

Die Stadt Monteleone, ehemals *Vibo Valentia*, hat eine sehr angenehme Lage auf einem Berge, übersieht die See und die oben erwähnten reichen Ebenen, die von den Apenninen begränzt, von dem Aspramonte, dem höchsten von diesen Bergen gekrönet (crowned,) werden, und in welchen abwechselnd Städte und Dörfer liegen, die leider! jetzt nur Steinhaufen sind.

Die Stadt Monteleone litt durch die ersten Stöße des Erdbebens nur wenig, wurde aber durch den Stoß am 28ten März sehr beschädigt, (obgleich nur zwölf Menschen das Leben dabei verloren.). Die Einwohner müssen jetzt in Barracken wohnen, unter denen viele von Brettern und Rohr sehr gut gebauet, und auswendig mit Kalch bekleidet sind. Da in diesem Lande Erdbeben nichts seltenes sind, so haben die Baronen gewöhnlich eine Barracke in der Nähe ihres Pallastes, um sich, so bald man im geringsten ein Erdbeben verspürt, da hinein zu begeben.

Ich wohnte hier in einer prächtigen Barracke, die verschiedene gut meublirte Zimmer enthielt, und von dem Großvater des jetzigen Herzogs von Monteleone angelegt war.

Der

Der Güte und Huld dieses Herzogs habe ich es zu verdanken, daß ich die interessante Reise, welche ich durch diese Provinz that, in solcher Sicherheit und so geschwind habe zurücklegen können, da er so gefällig war, mir zu Neapel einen Brief an seinen Agenten mitzugeben. Diesem zufolge ward ich nicht allein in seiner Baracke sehr gastfrei und artig bewirthet, und mit fürtreflichen Pferden für mich und meinen Bedienten, sondern auch mit einer Begleitung zweener von seiner Garde zu Pferde versehen, die die Kreuzwege des Landes sehr gut kannten, und ohne welche es unmöglich gewesen wäre, alle merkwürdigen sehenswerthen Oerter zwischen Monteleone und Reggio, in vier Tagen, wie es mir glückte, besehen.

Keiner, der solches nicht aus Erfahrung weiß, kan sich den abscheulichen Zustand der Wege in Calabrien, selbst bei dieser Jahrszeit, noch die Fürtreflichkeit der hiesigen Pferde vorstellen.

Alle sind darin einstimmig, daß alle Stöße des Erdbebens mit einem rumpelnden Getöse von Westen gekommen, gemeiniglich mit einer Horizontalbewegung anfingen, und sich mit einer wirbelnden (vorticose) endigten, durch welche Bewegung die mehrsten Gebäude in dieser Provinz gänzlich zerstört worden sind. Ich fand, daß man überhaupt diese Bemerkung in der ganzen Provinz gemacht hatte, auch daß man allgemein wahrgenommen, daß die Wolken kurz vor dem Stoße eines Erdbebens, wie angeheftet und unbeweglich geschienen, und daß unmittelbar nach einem heftigem Plazregenschauer sogleich ein Stoß erfolget.

Ich unterredete mich hier und an andern Orten mit vielen, welche durch die Heftigkeit einiger dieser Stöße zu Boden geworfen worden waren, und verschiedene Bauern vom Lande erzählten mir, die Erde hätte sich so heftig bewegt, daß die Gipfel der höchsten Bäume, beinahe den Boden bald an der einen, bald an der andern Seite berührt; die Pferde und Ochsen hätten während eines Stoßes ihre Beine weit aus einander gestreckt, und untrügliche Zeichen von sich gegeben, daß sie es vorher merkten, so oft wieder ein Stoß kommen würde.

Ich selbst bemerkte, daß in den Gegenden, die vom Erdbeben am meisten gelitten haben, das Geschrei eines Esels, das Wihern eines Pferdes, oder das Schnattern einer Gans, die Leute immer aus ihren Barracken trieben, und sie veranlaßten, in Erwartung eines Stoßes, viele Pater noster und Ave Maria zu beten.

Von Monteleone verfügte ich mich in die Ebene hinunter, auf welchem Wege ich durch verschiedene Städte und Dörfer kam, die nach Maaßgabe, wie sie der Ebene näher lagen, mehr oder weniger gelitten hatten.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

86tes Stück.

Montag, den 27ten October 1783.

Nachricht von dem letzten Erdbeben in Calabrien und Sicilien ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Melcto, die im Grunde lag, fand ich gänzlich zerstört, und es war auch kein einziges Haus in derselben stehen geblieben.

In einiger Entfernung erblickte ich Soriano, und das schöne Dominikanerkloster als einen Haufen Trümmer. Da aber meine Absicht nicht war Ruinen zu sehen, sondern die merkwürdigern Phänomene, welche die Erdbeben hervorgebracht, so reisete ich weiter nach Rosarno. Vorher aber muß ich nothwendig eines der merkwürdigsten Vorfälle, die ich je angetroffen habe, Erwähnung thun, daß nemlich Thiere im Stande sind, lange ohne Nahrung zu leben, wovon man während dieser Erdbeben viele Beispiele gehabt hat.

Zu Soriano wurden zwei fette Schweine, die unter einem Haufen Trümmern begraben gewesen waren, am zwei und vierzigsten Tage lebendig wieder herausgegraben; sie waren mager und matt, erholten sich aber doch bald wieder.

Einer von Sr. sicilianischen Majestät Ingenieurs, der eben zugegen gewesen war, wie man sie wieder ausgegraben hatte, theilte mir diese Nachricht mit. Auf meiner Reise an diesem Tage zeigte es sich mir augenscheinlich, daß alle Häuser, die auf Anhöhen liegen, deren Grund ein griesigter, (gritty) dem Granit ähnlicher, aber nicht so fester Sandstein ist, nicht so sehr gelitten haben, als die, so in der Ebene liegen, welche allesamt dem Boden gleich gemacht sind.

Der Boden in der Ebene ist ein weißer, rother, oder brauner sandigter Thon; aber der weiße ist der häufigste und voll Schalen von Seemuscheln, besonders von Schalenfischen. Dies thonigte Thal durchschneiden an vielen Orten Flüsse und Bäche, die aus Bergen kommen, wodurch denn im ganzen Lande breite und tiefe längliche Erdfälle (ravines) entstanden sind.

Gleich darauf kamen wir durch die zerstörte Stadt St. Pietro, und sahen Sicilien, wie auch die Spitze des Bergs Aetna, der sehr rauchte, in der

Ferne. Kurz vorher, ehe wir zu Rosarno anlangten, kamen wir bei einer Fuhrt des Flusses Mamella über eine morastige (Swampy,) Ebene, wo man mir an vielen Stellen kleine Löcher in der Erde wieß, die die Gestalt eines umgekehrten Kegels hatten. Sie waren so, wie der Boden rings um sie herum mit Sande bedeckt. Man sagte mir, daß während des Erdbebens am 5ten Febr. aus jedem dieser Löcher mit Sand vermischtes Wasser in ansehnlicher Höhe hervorgesprungen sey. Ich sprach hier mit einem Bauer, der solches mit angesehen hatte, und mit dem Wasser und Sande beschüttet worden war, mich aber versicherte, daß es nicht heiß, wie man vorgegeben, gewesen wäre. Vor dieser Erscheinung, sagte er, wäre der Fluß trocken gewesen; das Wasser hätte sich aber bald wieder eingestellt, und sey über die Ufer getreten. Nachher fand ich, daß sich dieses nemliche Phänomen auch bei allen andern Flüssen in der Ebene während des fürchterlichen Stoßes am 5ten Febr. zugetragen. Ich halte diese Erscheinung für leicht erklärbar, wenn man annimt, daß der erste Stoß des Erdbebens vom Grunde aufwärts gekommen ist, wovon alle Einwohner der Ebene bezeugen, daß solches wahr sey. Da hierdurch die Oberfläche der Erde plötzlich in die Höhe gehoben ward, so mußten die Flüsse, die nicht tief waren, nothwendig verschwinden, und als hernach die Erde auf eine gewaltsame Art ihre vorige Lage wieder annahm, mußten sich auch die Flüsse natürlicher Weise wieder einstellen, und traten aus ihren Ufern, da zu gleicher Zeit durch die schnelle Niederdrückung des morastigen Bodens das unter dessen Oberfläche verborgene Wasser auf eine eben so natürliche Art hervorgedrängt ward.

Ich bemerkte in den übrigen Gegenden, wo man dieses Phänomen gesehen hatte, daß der Boden immer niedrig und voll Binsen war.

Zwischen hier und Rosarno gingen wir auf einer starken hölzernen Brücke, die 700 Palmen lang ist, und von dem Herzog von Monteleone erst kürzlich war angelegt worden, über den Fluß Messano oder Metauro, (welcher nahe bei obgedachter Stadt fließt.). Diese Brücke war durch die Risse im Bette und Ufer des Flusses, die durch das Erdbeben verursacht worden, an einer Stelle ganz von einander gerissen, und da das Niveau, nach welchem die Pfäle gesetzt waren, allerlei Veränderungen erlitten hatte, so hat die Brücke eine wellenförmige Gestalt bekommen, und das Geländer an beiden Seiten ist sonderbar gebogen worden. Man hat die von einander gerissenen Theile wieder zusammen gefügt, so, daß man die Brücke nun wieder passiren kan.

Der Herzogliche Brückenaufseher erzählte mir, daß dieser große Fluß zur Zeit des Erdbebens einige Secunden lang ganz trocken gewesen, und das Wasser darauf mit großer Heftigkeit wieder gekommen und über's Ufer getreten sey.

Wenn

Wenn ich des Erdbebens in der Ebene erwähne, so muß immer der erste Stoß vom 5ten Febr. verstanden werden, der der allerfürchterlichste und einzige war, der alles Unglück in der Ebene anrichtete, ohne, daß die geringste Warnung vorher gegangen wäre.

Die Stadt Rosarno lag nebst dem daselbst befindlichen Pallast des Herzogs völlig in Trümmern; die Mauern aber waren ungefähr noch 6 Fuß hoch stehen geblieben, und wurden nun zu Barracken eingerichtet.

Von beinahe 3000 Einwohnern sind hier nicht viel über 200 ums Leben gekommen. Man hat zu Rosarno, und überhaupt in allen zerstörten Städten, die ich besucht, bemerkt, daß man die Todten männlichen Geschlechts immer in einer Lage gefunden, als wenn sie sich gegen die Gefahr gewehrt; da hingegen die Personen weiblichen Geschlechts die Hände über dem Kopfe zusammen geschlagen hatten, als wenn sie sich der Verzweifelung überlassen hätten, außer, wenn Kinder in der Nähe bei ihnen angetroffen wurden, in welchem Falle man fast immer dieselben in ihren Armen, oder sie doch in einer Stellung fand, die ihre ängstliche Sorge, dieselben zu schützen, anzeigte. Ein auffallendes Beispiel mütterlicher Zärtlichkeit bei dem weiblichen Geschlecht!

Das einzige Gebäude, welches zu Rosarno stehen geblieben war, ist ein sehr dauerhaftes stark gebauetes Stadtgefängniß, in welchem sich drei berüchtigte Bösewichte befanden, die, wenn sie in Freiheit gewesen wären, vermuthlich ihr Leben eingebüßt hätten. Nachdem ich in einer Barracke, deren Eigenthümer fünf Personen von seiner Familie durch das Erdbeben verloren, zu Mittage gespeiset hatte, verfügte ich mich nach Laureana, auf welcher Reise ich öfters über das sich weit erstreckende Bette des Flusses Metauro gehen mußte.

Die Gegenden um Laureana, welches auf einer Anhöhe liegt, sind gleichsam ein Eden; nie sahe ich etwas, was mit selbigen verglichen werden könte.

Die Stadt ist ansehnlich; da aber das Erdbeben hier nicht unvermuthet, wie in der Ebene kam, so verlor auch niemand sein Leben; allein seitdem sind 52 Personen an einer Krankheit, die durch Ungemach und Schrecken entstand, gestorben. Ich wohnte in den Barracken eines sehr verständigen Edelmanns von Milito, Don Domenico Acquanetta, eines der begütertsten und vornehmsten in dieser Stadt. Den folgenden Tag begleitete er mich nach zween Pachthöfen, mit Namen Macini und Vaticano, von denen ich oben in meinem Briefe angemerkt, daß sie ihre Lage durch das Erdbeben verändert haben sollen. Die Sache ist gewiß, und die Ursache davon läßt sich leicht erklären.

Diese Pachthöfe lagen in einem Thal, das mit Anhöhen umgeben war; und die Oberfläche der Erde, welche nach einem andern Orte versetzt ward, war vermuthlich durch kleine Bäche,

 die

die aus den Bergen kommen, und nun auf dem kahlen Platze, welchen die Pachthöfe hinterlassen haben, frei gesehen werden können, schon lange untergraben worden. Diese Bäche fliessen ziemlich schnell ins Thal hinunter. Ein Beweiß, daß die Pachthöfe in keiner vollkommenen Ebene lagen, wie vorgegeben ward.

Ich nehme an, daß durch das Erdbeben einige Regenwasserbehälter in den Thonbergen, welche das Thal einschließen, geöffnet worden sind, daß sich dieses Wasser mit dem lockern Boden vermischt, seinen Lauf schnell durch die untergrabene Oberfläche genommen, die Pachthöfe mit den großen darauf stehenden Oel und Maulbeerbäumen nebst einer Strohhütte in die Höhe gehoben, und den ganzen Boden, mit allen darauf stehenden Bäumen und Pflanzen, ungefähr auf eine Meile weit ins Thal hinab geschwemmet, wo er sich nun mit den meistens noch aufgerichtet stehenden Bäumen befindet. Es sind diese beiden Pachthöfe ungefähr etwa eine Meile lang, und eine halbe Meile breit.

Man zeigte mir in dieser Gegend verschiedene tiefe Risse, wovon aber keiner über einen Fuß breit ist; die sich, wie man mich glaubwürdig versicherte, während des Erdbebens geöffnet, und einen Ochsen, imgleichen beinahe hundert Ziegen, aber keine Menschen, wie man doch berichtet, verschlungen hatten.

In dem oben erwähnten Thale sahe ich dieselbe Art von Aushölungen (hollows) in Gestalt umgekehrter Kegel, aus welchen, wie man mir erzählte, während des Erdbebens, wie zu Rosarno, heißes Wasser mit Sande vermischt, mit großer Heftigkeit hervorgesprungen war; aber ich konte niemand finden, der mit Zuverläßigkeit behaupten konte, daß das Wasser würklich heiß gewesen sey, obgleich die Berichte, welche die Regierung erhalten hat, es bekräftigten.

Ein Theil des hier mit dem Wasser ausgeworfenen Sandes, sieht eisenfarbig aus, und scheint die Würkung des Feuers ausgehalten zu haben. Auch sagte man mir, daß er, wenn er frisch wäre, einen starken Schwefelgeruch hätte, allein ich fand solches nicht.

Von hier ging ich durch eben dieselbe anmuthige Landschaft nach der Stadt Polistene. Es ist in der That höchst traurig, durch ein so fruchtbares Land zu reisen, und kein einziges Haus darin zu erblicken.

Wo sonst ein Gebäude stand, da siehet man jetzt einen Haufen Trümmer und eine elende Barracke, mit zwo oder drei elenden und ein sterbendes Ansehn habenden vor der Thür sitzenden Figuren, und hin und wieder einen gelähmten Mann, Frau oder Kind, die auf Krücken umher kriechen.

Statt einer Stadt sieht man einen unordentlichen Haufen Ruinen, und rings um selbige herum eine Anzahl armseliger Hütten oder Barracken, und eine etwas größere, worin Kirche gehalten wird, wobei die Glocken in einer Art von niedrigem Galgen hangen.

gen. Alle Einwohner gehen mit betrübten Angesichtern einher, und tragen dies oder jenes Andenken von einem verlornen Verwandten.

Ich reisete vier Tage in der Ebene, mitten unter solchem Elende, welches nicht zu beschreiben ist.

Die Gewalt des Erdbebens war daselbst so groß, daß alle Einwohner der Städte entweder lebendig oder todt unter den Ruinen ihrer Häuser in einem Augenblick begraben wurden.

Die Stadt Polistene war groß, war aber übel zwischen zween Flüssen belegen, die öfters aus ihrem Bette traten. Von ungefähr 6000 Einwohnern kamen an dem unglücklichen 5ten Febr. etwa 2100 ums Leben.

Der Marquis von St. Giorgio, Baron dieses Landes, den ich hier fand, war sehr damit beschäftigt, seinen Einwohnern allen nur möglichen Beistand zu leisten. Er hatte die Straßen seiner ruinirten Stadt von dem Schutt reinigen, und nach einem recht guten Plan an einem gesunden Orte für seine noch übrig gebliebenen Unterthanen Barracken errichten lassen. Er hatte auch geräumigere Barracken für die Seidenwürmer, die ich bereits spinnend fand, anlegen lassen.

Die Großmuth und Thätigkeit dieses Herrn ist höchst preiswürdig, und es komt ihm darin bis jezt, wie ich gemerkt habe, niemand gleich.

Ich bemerkte, daß die auf einem Berge, ungefähr zwo Meilen von Polistene gelegene Stadt St. Giorgio, ob sie gleich unbewohnbar geworden, doch keinesweges, wie die Städte in der Ebene, dem Boden gleich gemacht worden war.

Zu Polistene war ein Nonnenkloster; ich war neugierig, die Nonnen zu sehen, die mit dem Leben davon gekommen waren, und bat den Marquis mir ihre Barracken zu zeigen. Allein, vermuthlich ist nur eine einzige von drei und zwanzig lebendig aus ihrer Celle herausgegraben worden, und diese war achtzig Jahr alt.

Nachdem ich mit dem Marquis in seiner schlechten Barracke bei den Ruinen seines prächtigen Pallastes zu Mittage gegessen hatte, reisete ich durch einen schönen Olivenwald, und darauf durch einen Kastanienwald nach Casal Nuovo, wo man mir den Ort zeigte, auf welchem der Pallast meiner unglücklichen Freundin, der Prinzeßin Gerace Grimaldi, stand, die mit mehr als vier tausend ihrer Unterthanen, durch die plözliche Explosion am 5ten Febr. (denn eine Explosion scheint es gewesen zu seyn, die diese Stadt in Schutt verwandelte,) ihr Leben verlor.

Einige von denen, die hier unter den Ruinen herausgegraben worden, erzählten mir, daß sie gefühlt hätten, wie ihre Häuser ordentlich in die Höhe gehoben worden, ohne daß sie die geringste vorgängige Warnung davon gehabt hätten.

In andern Städten sind einige Mauern und Theile von Häusern stehen geblieben; allein hier kan man weder Straßen noch Häuser unterscheiden; alles liegt in einem verwirr-

ten Haufen Trümmer durch einander. Ein Einwohner von Casal Nuovo erzählte mir, er wäre während des Erdbebens auf einem Hügel gewesen, und hätte von da herab die Ebene übersehen. Als er den Stoß gefühlt, hätte er sich nach der Stadt hingewendet, statt derselben aber eine dicke Wolke von weißem Staube, gleich dem Rauche, erblickt, die eine natürliche Würkung der zerschmetterten Häuser und des auffliegenden Staubes vom Mörtel war.

Von hier begab ich mich durch die Städte Castellace und Milicusco, (beide in gleichem Zustande mit Casal Nuovo,) nach Terra Nuova, welches in einer eben so anmuthigen Ebene zwischen zween Flüssen liegt, die nebst den von den Bergen herunter stürzenden Gewässern nach Verlauf von Jahrhunderten, in dem weichen sandigten Thongrunde, woraus die ganze Ebene besteht, tiefe und breite Aushölungen gemacht haben.

Zu Terra Nuova ist diese Aushölung (ravine or chasm,) nicht weniger als 500 Fuß tief, und dreiviertel Meilen breit.

Alle Verwirrung in den Berichten, von den durch dies Erdbeben verursachten Phänomenen ist dadurch entstanden, daß man die Beschaffenheit des Bodens und die Lage desselben nicht hinlänglich angegeben hat.

Man erzählt, daß eine Stadt eine Meile weit von dem Orte, wo sie stand, versetzt worden sey, ohne ein Wort von dem bei selbiger befindlichen Erdfall (ravine) zu erwähnen; daß Wälder und Kornfelder auf dieselbe Art von ihrer Stelle fortgerückt worden sind, da dieses doch im Grunde nur das im Großen ist, was wir täglich im Kleinen sehen, wenn Seitenstücke hohler Wege, nachdem das Regenwasser sie unterminirt hat, durch ihre eigene Schwere losgerissen worden, und in den Grund hinabsinken.

Hier wurden durch die große Tiefe des Erdfalles (ravine) und heftige Bewegung der Erde, zwei große Stücke Erdreich, worauf ein großer Theil der Stadt stand, welcher einige hundert Häuser enthielt, in den großen Erdfall hinab gerissen, und beinahe quer über demselben eine halbe Meile weit von ihrer vorigen Stelle versetzt; und es wurden, welches das sonderbarste ist, verschiedene von den Bewohnern solcher Häuser, die diesen seltsamen Sprung gemacht hatten, lebendig, und einige unbeschädigt wieder ausgegraben.

Ich selbst sprach mit einem, der mit seiner Frau und Dienstmagd diese außerordentliche Reise in seinem Hause gemacht hatte. Er so wenig, als die Dienstmagd, hatten Schaden bekommen; seine Frau aber, sagte er: wäre ein wenig beschädigt worden, jezt aber beinahe wieder hergestellet. Ich fragte ihn, was für Schaden denn seine Frau eigentlich bekommen? und bin überzeugt, daß Sie über seine, obwohl ernsthafte Antwort lachen werden, so wie ich selbst darüber gelacht habe.

Er sagte mir, sie hätte beide Beine und

und einen Arm gebrochen, und in ihrem Hirnschädel wäre auch ein Bruch gewesen, so, daß man das Gehirn hätte sehen können.

Die Calabrier scheinen mir mehr Standhaftigkeit, als die Neapolitaner zu haben, und auch würklich ihr jetziges außerordentliches Unglück mit wahrer philosophischer Gedult zu ertragen.

Von 1600 Einwohnern zu *Terra Nuova* haben nur 400 ihr Leben gerettet. Mein hiesiger Führer, zugleich Priester und Arzt, war durch den ersten Stoß des Erdbebens unter den Trümmern seiner Wohnung begraben, und durch den zweiten Stoß, der unmittelbar auf den ersten folgte, wieder herausgeworfen und befreiet worden. Es sind viele mit den glaubwürdigsten Zeugnissen bewährte Beispiele vorhanden, daß dergleichen auch an andern Orten Calabriens geschehen sey.

In andern Gegenden der nahe an dem Erdfalle liegenden Ebene, und nahe bei der Stadt *Terra Nuova*, sah ich viele Morgen Landes mit Bäumen und Kornfeldern, die in den Erdfall gesunken waren, und öfters, ohne einen Umsturz erlitten zu haben, so, daß die Bäume und das Getreide eben so gutes Gedeihen hatten, als wenn sie daselbst gepflanzt und gesäet wären.

Andere solcher Stücke lagen im Grunde, in schräger Lage, und andere waren völlig umgestürzt.

An einer Stelle waren zwei solcher großen Stücke Landes, die einander gegen über lagen, losgerissen worden, hatten das Thal ausgefüllet, und den Lauf des Flusses gehemmet, dessen Wasser nun einen großen See machte: dieses ist die wahre Beschaffenheit dessen, was in den Berichten gesagt wird, daß Berge gebebt, sich miteinander vereinigt, den Lauf des Flusses gehemmet, und einen See gebildet haben.

Zur Zeit des Erdbebens verschwand hier der Fluß, wie zu *Rosarno*, kam aber bald wieder zum Vorschein, und überströmte den Grund des Erdfalls ungefähr drei Fuß tief, so, daß die armen Leute, die mit ihren Häusern von der Höhe in den Erdfall waren hinab geworfen worden, und mit zerbrochenen Beinen davon gekommen waren, sich nun in Gefahr befanden, zu ertrinken.

Man versicherte mich, daß das Wasser salzigt, wie das Seewasser, gewesen sey; allein, dieser Umstand scheint Bestätigung zu bedürfen.

Die Ursache, welche ich von dem plötzlichen Verschwinden des Flusses *Metauro* zu *Rosarno* angeführt habe, gilt auch hier von dem ähnlichen Phänomen, und von allen Gegenden des Landes, wo die Flüsse zur Zeit des Erdbebens versiegten.

Die ganze Stadt *Mollochi di Sotto*, nahe bei *Terra Nuova*, stürzte gleichfalls in den Erdfall, und ein Weingarten von vielen Morgen nahe bei derselben, lag, wie ich sah, auch auf dem Boden des Erdfalls in vollkommener Ordnung, jedoch in abhängiger Lage.

Durch

Durch diesen Weingarten geht ein Fußsteig, der in Rücksicht seiner jetzigen ganz unbrauchbaren Lage eine sonderbare Würkung thut.

Einige Wassermühlen, die am Flusse lagen, sind zwischen zwei solchen losgerissenen Stücken, als ich oben beschrieb, eingeklemmt, von selbigen in die Höhe gehoben worden, und sind nun in einer erhabenen Lage viele Fuß über dem Niveau des Flusses zu sehen.

Es ist kein Wunder, wenn man, ohne gehörige Erklärung, dergleichen Facta für mirakulös hält.

In verschiedenen Gegenden der Ebene bemerkte ich, daß der mit Zimmerholz und Getreide bewachsene Boden von vielen Morgen Landes 8 bis 10 Fuß unter dem Niveau der Ebene gesunken, in andern Gegenden aber um eben so viel Fuß empor gestiegen war. Hierbei muß man sich nothwendig erinnern, daß der Boden der Ebene ein mit Sande vermischter Thon ist, der leicht jede Gestalt annimt.

In der Ebene, nahe bei den Stellen, von welchen die oben erwähnten Stücke abgerissen und in den Erdfall gesunken sind, waren verschiedene parallel mit einander laufende Spalten, so, daß wenn die Stöße des Erdbebens mit gleicher Gewalt angehalten hätten, diese Stücke vermuthlich gleichfalls nachgefolgt wären.

Ich bemerkte immer auf meiner ganzen Reise, daß bei jedem Erdfall, oder bei jedem Hohlwege die Theile der daranstoßenden Ebene, voll großer parallaufender Risse waren. Da die Erde sich mit Heftigkeit von einer Seite zur andern bewegt, und an der einen Seite nur unterstützt ist, so läßt sich hieraus die Ursache dieses Vorfalls leicht schließen.

Von **Terra Nuova** verfügte ich mich nach **Oppido.**

Diese Stadt liegt auf einem Berge von eisenartigem griesigtem Gestein, das dem Thone des Bodens in der Nachbarschaft unähnlich, und von zween Flüssen in einem Hohlgrunde, der tiefer und breiter, wie der zu **Terra Nuova** ist, umzingelt wird.

Statt daß der Berg, worauf **Oppido** lag, von einander gerissen, durch seinen Einsturz den Lauf der Flüsse gehemmet, und dadurch zwo große Seen, wie man berichtet hatte, gemacht haben solte, waren es, wie zu **Terra Nuova** große Stücke der Ebene am Rande des Erdfalles, die abgerissen waren, den Erdfall beinahe ausfüllten, und den Lauf der Flüsse hemmten, aus deren Wasser nun zwo große Seen entstanden sind.

Zwar ist's gegründet, daß derjenige Theil des Berges, auf welchem **Oppido** lag, mit verschiedenen Häusern in den Erdfall gestürzt ist; allein dieser Umstand ist von gar keinem Belang, in Vergleichung mit den großen Stücken Landes, mit großen Wein- und Oelgärten, welche von einer Seite des Erdfalls völlig nach der andern hinüber versetzt worden sind, obgleich die Entfernung mehr als eine halbe Meile beträgt.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

87tes Stück.

Freitag, den 31ten October 1783.

Nachricht von dem letzten Erdbeben in Calabrien und Sicilien, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Es ist durch Zeugnisse beglaubiget, daß ein Landmann, der in der Nachbarschaft sein Land mit zween Ochsen pflügte, mit seinem Felde und Pfluge von einer Seite des Erdfalls völlig nach der andern versetzt ward, ohne daß er, oder seine Ochsen, im geringsten beschädigt wurden.

Dem zu Folge, was ich sah, glaube ich, daß dies möglich war. Man könte ein großes Buch von sonderbaren Thatsachen und Vorfällen dieser Art niederschreiben, welche das Erdbeben in der Ebene bewürkt hat; und man wird sie, wie ich vermuthe, in dem Bericht von dem fürchterlichen Erdbeben anführen, welchen die Akademie zu Neapel bekant zu machen gedenkt, da der Präsident bereits funfzehn Mitglieder, nebst einer gehörigen Anzahl von Zeichenmeistern, nach Calabrien gesandt hat, die Vorfälle zu sammeln, und Zeichnungen von selbigen, bloß in der Absicht bekant zu machen, um dem Publikum einen befriedigenden und umständlichen Bericht von dem neulichen Unglück abzustatten.

Wenn sie aber nicht, wie ich that, auf die Natur des Bodens in der Gegend, wo die Vorfälle sich ereignet, acht haben, so werden ihre Berichte überhaupt wenig Glauben finden, ausser bei denen, welche wie Verehrer des Wunderbaren bekant sind, und deren Anzahl ist in diesem Lande ziemlich groß.

Ich fand hier ein Beispiel von dem großen Elende, worin die unglücklichen Einwohner der verwüsteten Städte unmittelbar gerathen waren.

Don Marcillo Grillo, ein begüterter Edelmann, der viele und große Ländereien besaß, entkam aus seinem zu Oppido durch das Erdbeben verwüsteten Hause; sein Geld (welches aus 12000 Goldstücken bestand,) ward unter den Trümmern verschüttet, wodurch er denn genöthigt war, verschiedene Tage lang ohne Speise und Obdach im heftigsten Regen zuzubringen, und sich glücklich schätzte von einem Einsiedler in der Nachbarschaft ein reines Hemd borgen zu können. Da ich mich in den Ruinen zu Oppido um-

umgesehen hatte, verfügte ich mich in den Erdfall, und untersuchte in selbigem alles sorgfältig. Hier sah ich die in der That wunderbare Gewalt des Erdbebens, welches just eben die Würkungen, wie ich sie von dem Erdfalle zu *Terra Nuova* beschrieben habe, auch hier, nur in unendlich größerer Maaße hervor gebracht hat.

Die ungeheuren Massen der Ebene, die an beiden Seiten des Erdfalls abgerissen waren, lagen zuweilen in unordentlichen Haufen über einander, formirten würkliche Berge, und hatten den Lauf zweener Flüsse, von welchen einer sehr ansehnlich ist, gehemmet. Hierdurch sind große Seen entstanden, und, wenn Natur oder Kunst nicht zu Hülfe kommen, und den Flüssen ihren vorigen Lauf wieder geben, so muß nothwendig eine allgemeine Epidemie in dasiger Gegend daraus entstehen.

Zuweilen sahe ich ein abgerissenes Stück von einer Ebene, einige Morgen groß, mit großen Eich- und Oelbäumen, Lupinen oder Getreide, welches alles unten in dem Erdfall eben so gut fort wuchs, und in derselben Ordnung stand, wie der Rest, von welchem es abgerissen war, auf seiner ursprünglichen Stelle in der Ebene, die wenigstens 500 Fuß höher lag, und ungefähr drei Viertel Meilen entfernt war.

Ich traf ganze Weingärten, die gleichfalls diese Reise gemacht hatten, in derselben Ordnung im Grunde an.

Da der Rand des Erdfalls, von wannen diese Stücke kamen, nun bloß und perpendiculair ist, so bemerkte ich, daß der obere Boden aus röthlicher Erde, der untere aber aus sandigtem sehr festem, einem weichen Steine ähnlichen Thone bestand.

Der Stoß, den diese ungeheuren Massen, entweder bloß von der heftigen Bewegung der Erde allein, oder mit Beihülfe einer neuen Kraft von den in Freiheit gesetzten volkanischen Ausdünstungen bekamen, scheint mit grösserer Gewalt auf die niedrigern und festern Lagen, als auf die obere angebauete Rinde gewürket zu haben; denn ich bemerkte immer, daß, wo diese angebaueten Inseln (denn so sehen sie auf dem Boden des Erdfalls aus,) lagen, die untere Lage von festem Thon, einige hundert Ellen weiter fortgetrieben war, und in verwirrten Stücken durch einander lag, von welchen Stükken viele, wie ich bemerkte, eine kubische Gestalt hatten. Da der untere Boden einen stärkern Stoß bekommen, und sich im Fortrücken von dem obern getrennet hatte, so ist das die natürliche Ursache der Ordnung, in welcher die Bäume, Weingärten und Vegetabilien in den Erdfall hinabstürzten, und nun noch darin befindlich sind.

Ich glaubte, daß dieser sonderbare Vorfall wohl verdiente, erwähnt zu werden; allein mit Worten läßt er sich nicht gut beschreiben. Sind die Zeichnungen und Plane der Akademie erst erschienen, so kan diese Nachricht, so unvollkommen sie auch ist, doch noch vielleicht ihren Nutzen haben.

Hätte es mir die Zeit erlaubt, ich hät-

hätte gewiß einen Zeichenmeister mit nach Calabrien genommen.

In einer andern Gegend unten im Erdfalle ist ein Berg, der aus derselben Thonerde bestehet, und vermuthlich ein Stück von der durch ein Erdbeben früherer Zeiten abgerissenen Ebene ist. Dieser Berg ist ungefähr 250 Fuß hoch, und seine Basis hält etwa 400 Fuß im Durchmesser; er ist, nach glaubwürdigen Zeugnissen, fast vier Meilen abwärts fortgerückt worden, nach dem er durch das Erdbeben am 5ten Febr. in Bewegung gesetzt war.

Der starke Regen, der damals fiel, die große Last der neu abgerissenen Stücke der Ebene, die ich am Rücken desselben aufgehäuft liegen sah, die Art des Bodens, woraus er besteht, und besonders seine Lage an einem Abhange, erklären dieses Phänomen hinreichend; hingegen hatten die zu Neapel eingelaufenen Berichte, daß ein Berg in einer vollkommenen Ebene vier Meilen weit fortgerückt wäre, vollkommen das Ansehen eines Wunderwerks.

Ich fand auch einige einzelne zu Bauholz dienliche Bäume, mit einem Klumpen des Bodens, worin sie ursprünglich gewachsen waren, an ihrer Wurzel, unten im Erdfalle aufgerichtet stehen, die von der oben erwähnten Ebene losgerissen sind.

Ferner bemerkte ich auch, daß viele durch einander geworfene Haufen losen Erdreichs, die durch das Erdbeben von der Ebene an beiden Seiten des Erdfalls losgerissen worden, wie eine volkanische Lava, vermuthlich durch Hülfe des starken Regens, fortgeflossen waren, und viele denen der Lava ähnliche Würkungen während ihres Laufs in den Erdfall hinab eine ansehnliche Strecke weit, verursacht hatten.

Zu Santa Christina, in der Nachbarschaft von Oppido, hatten sich ähnliche Phänomene ereignet, und das Erdbeben vom 5ten Febr. schien in diesen Gegenden, imgleichen zu Casal Nuova und Terra Nuova seine größte Gewalt ausgeübt zu haben.

Die von dem Erdbeben in andern Gegenden der Ebene des jenseitigen Calabrien verursachten Phänomene sind von gleicher Art, aber in Vergleichung mit denen, welche ich beschrieben habe, nur geringe.

Die für die übrig gebliebenen Einwohner der alten nun in Ruinen liegenden Stadt erbaueten Barracken, stehen an einem gesunden Orte, ungefähr eine Meile von der alten Stadt, wo ich den Baron dieses Landes, den Prinzen Cariati, fand, der sich mit dem Beistande seiner Unterthanen auf eine thätige Art beschäftigte.

Er zeigte mir zwo Mädchen, wovon das eine ungefähr 16 Jahr alt seyn mogte, und eilf Tage ohne Nahrungsmittel unter den Ruinen eines Hauses zu Oppido gelebt hatte. Dieses Mädchen hatte ein Kind von 5 bis 6 Monaten im Arm, welches am vierten Tage starb. Es gab mir umständliche Nachricht von seinem ausgestandenen Leiden; da es durch eine kleine

Oefnung das Licht hatte sehen können, so hatte es die Anzahl der Tage, die es unter den Ruinen zugebracht hatte, genau bemerkt. Seine Gesundheit schien nicht gelitten zu haben, und es konte ohne Hinderniß trinken, nur schien ihm daß Hinunterschlucken solider Speisen noch etwas schwer zu werden.

Das andere Mädchen war etwa eilf Jahr alt. Es blieb nur sechs Tage unter den Ruinen, allein in einer so engen und kümmerlichen Lage, daß dessen eine Hand, welche gegen die Wange drückte, fast ein Loch durch dieselbe gemacht hatte.

Von Oppido reisete ich durch dasselbe schöne Land und durch zu Grunde gerichtete Städte und Dörfer nach Seminara und Palmi. In der ersten Stadt waren die Häuser nicht so sehr ruinirt, als in der letzten, die niedriger, und näher an der See liegt.

Zu Palmi waren 1400 Menschen umgekommen, und die todten Leichname waren nicht alle, wie an andern Orten, weggeschaft und verbrannt worden; denn ich sah selbst, als ich da war, zween heraus bringen, und die melancholische Gestalt einer Frau in Trauerkleidern, die auf den Ruinen ihres Hauses saß, Haupt und Hand auf das Knie gestützt hatte, und mit ängstlich wartendem Blicke jedem Streich der Hacke der Arbeiter folgte, in der Hofnung den Körper eines Kindes, ihres Lieblings, wieder zu finden, wird mir stets in frischem Andenken bleiben.

Diese Stadt war ein großer Marktplatz für Oel, wovon mehr als 4000 Fässer zur Zeit der Verwüstung in der Stadt waren, so daß, als die hölzernen und irdnen Gefäße zerbrachen, viele Stunden hindurch ein Oelfluß aus derselben ins Meer floß.

Das ausgeflossene mit dem Korne von Kornböden vermischte Getreide, und die faulenden Leichname, haben eine merkliche Würkung auf die Luft gehabt.

Ich befürchte, dies wird, wenn die Hitze zunimt, den unglücklichen übriggebliebenen Einwohnern von Palmi, die in Barracken in der Nähe der zerstörten Stadt wohnen, sehr schädlich seyn.

Mein Führer sagte mir, er sey durch den ersten Stoß unter den Trümmern seines Hauses begraben worden, und nach dem zweiten, unmittelbar darauf erfolgten, habe er sich rücklings auf einem Balken, wenigstens funzehn Fuß hoch in der Luft sitzend befunden. Ich hörte von vielen solchen sonderbaren Rettungen in allen Gegenden der Ebene, wo das Erdbeben seine größte Gewalt geäußert hatte.

Von Palmi ging mein Weg durch das schöne waldigte Gebürge von Bagnara und Solano, wo herrliche Eichen auf hohen Felsen stehen, am Fuße derselben enge Thäler mit reissenden Strömen, und die Wege sowohl wegen der Räuber als Abgründe gefährlich sind.

Meine beiden Führer, die bisher immer voran gegangen waren, theilten sich nun, und machten gleichsam ei-

einen Vortrab und Nachtrab. Der enge Weg war öfters durch die während des Erdbebens herunter gefallenen Felsenstücke und Bäume gesperrt, so, daß wir uns genöthiget sahen, einen neuen und noch gefährlichern Weg zu suchen; aber die calabrischen Pferde haben in der That einen eben so sichern Gang wie die Ziegen. Mitten in einem dieser Päsſe fühlten wir einen sehr starken Stoß eines Erdbebens, der von einer lauten Explosion, als wie von einer springenden Mine, begleitet war. Zu unserm Glück wurden dadurch keine Felsenstücke oder Bäume von den hohen Bergen, die über unsern Köpfen hingen, wie ich erwarte, abgerissen.

Nachdem wir durch den Wald von Bagnara, Sinopoli und Solano gereiset waren, ging ich durch die reichen Kornfelder und freien Plätze, die von Hölzungen und hin und wieder zerstreuet stehenden Bäumen auf das angenehmste begränzt wurden, die Aehnlichkeit mit unsern Parks haben, und einige Meilen groß sind, bis man den Gipfel einer offenen Ebene auf einem Hügel erreicht, wo man den ganzen Faro di Messina und die Küste von Sicilien, bis nach Catanea, mit dem Berge Aetna, der sich stolz dahinter erhebt, übersehen kan, welches alles die schönste Aussicht giebt, die man sich je gedenken kan.

Von hier kam ich einen abscheulichen felsigten Weg hinab bis nach dem Torse del' Pezzolo, wo ein der Prinzeßin Lagnara gehöriger Landsitz und Meierhof befindlich ist. Hier fand ich, daß bereits eine epidemische Krankheit ausgebrochen war, wie ohne Zweifel bei zunehmender Hitze, in vielen andern Gegenden dieses herrlichen aber unglücklichen Landes geschehen wird, welches den erlittenen Mühseligkeiten und der durch die neu entstandenen Seen inficirten Luft beizumessen ist.

Verschiedene Fischer versicherten mich, der Sand am Meere wäre während des Erdbebens am 5ten Febr. in der Nacht heiß gewesen, und sie hätten an vielen Stellen Feuer aus der Erde kommen sehen.

Dieses Umstandes hat man in der Ebene öfters gegen mich erwähnt, und meine Meinung davon ist, daß die Ausdünstungen, welche während der heftigen Bewegung der Erde, aus derselben hervorkamen, mit elektrischem Feuer geschwängert waren, welches man auch von dem Rauche der Feuerschlünde bei heftigen Ausbrüchen stets angemerkt hat, denn ich sah auf meiner ganzen Reise kein Merkmal, daß eine volkanische Materie irgendwo aus den Spalten der Erde hervorgekommen war, und bin überzeugt, daß der ganze Schaden bloß durch Ausdünstungen und Dünste verursacht worden ist. Man versicherte mich, der erste Stoß, den man hier empfunden, wäre seitwärts, hernach wirbelhaft, und außerordentlich heftig gewesen; allein, was man hier heftig nennt, ist in Vergleichung mit demjenigen für nichts zu rechnen, was man in der Ebene von Casa Nuova, Polistene, Palmi, Terra Nuova, Oppido, u. s. w. empfand,

wo mir alle einmüthig sagten, daß der heftige unglückliche Stoß am 5ten Febr. plötzlich, ohne Warnung, und vom Grunde aufwärts gekommen sey; auch die Heftigkeit des Stoßes wird in denen Plätzen, wo so viele Menschen umkamen, und wo man nur einen verwirrten Haufen von Trümmern ohne Straßen oder Häuser unterscheiden zu können sieht, genugsam bestätigt.

Von diesem Orte, bis nach Reggio liegen an beiden Seiten des Weges Meierhöfe und Orangenwälder. Ich sah kein einziges Haus, welches ganz umgestürzt war, alle aber waren beschädigt und verlassen, und die Einwohner hatten sich sämtlich in Barracken in den schönen Orangen- Maulbeer- und Feigenwäldern begeben, die man in der Gegend von Reggio in Menge antrift.

Ein Hof, welchen ich besuchte, und der für den fruchtbarsten in dieser ganzen Gegend von Magna Grecia gehalten wird, liegt etwa anderthalb Meilen von der Stadt Reggio, und gehört, welches merkwürdig ist, einem Edelmann, Namens Agamemnon.

Die Schönheit der Agrume, (ein allgemeiner Name für alle Gattungen von Orangen- Limonien- Citronen- und Bergamottbäume,) kan mit Worten nicht beschrieben werden. Der sandigte Boden, die warme Lage, der beständige Ueberfluß am Wasser, indem man einen klaren Bach in kleinen Kanälen zu den Wurzeln aller und jeder Bäume leiten kan, ist die Ursache des herrlichen Wachsthums derselben.

Don Agamemnon versicherte mich, er hätte ein schlechtes Jahr, wenn er nicht 170,000 Limonien, 200,000 Orangen, (die ich eben so fürtreflich, wie die zu Malta fand,) und so viel Bergamotten, als zu 200 Quart Bergamotteneßenz erforderlich sind, aus seinem Garten, welcher eben nicht sehr groß ist, einernten könte. Auch noch ein anderer Umstand macht diese Gärten merkwürdig, nemlich der, daß die Feigenbäume jährlich zweimal Früchte tragen, und zwar das erste mal im Junius, und zum zweiten mal im August.

Ich komme nunmehr wieder zu meinem eigentlichen Gegenstande zurück, von welchem meine Aufmerksamkeit durch die außerordentliche ungemeine Schönheit dieser Provinz öfters abgeleitet ward.

Ich kam bei Sonnen Untergange zu Reggio an, welche Stadt ich weniger beschädigt fand, als ich vermuthete, ob gleich kein Haus in selbiger bewohnbar oder bewohnt ist, und wo alle Einwohner in Barracken oder unter Zelten wohnen; da ich aber einige Tage in der Ebene zugebracht hatte, wo jedes Gebäude dem Boden gleich ist, so war ein Haus mit einem Dache, oder eine Kirche mit einem Thurm für mich ein neuer reitzender Gegenstand.

Indessen scheint es, daß die Einwohner des ganzen Landes, welches vom Erdbeben so sehr mitgenommen worden, sich so außerordentlich fürchten in ein Haus zu gehen, daß ich fest überzeugt bin, der größte Theil werde, wenn auch das Erdbeben gleich gänzlich vorüber ist, fortfahren in Barracken zu wohnen.

Die

Die Barracken sind hier, einige wenige ausgenommen, die so gar zierlich sind, schlecht gebauet, so wie überhaupt im ganzen Lande alle Barracken solcher Städte, die so wenig beschädigt worden sind, daß die Einwohner sich mit der Hofnung schmeicheln dürfen, daß sie, wenn das jeßige Erdbeben vorbei ist, in ihre Städte werden zurückkehren, und ihre Häuser wieder beziehen können.

Reggio ist durch das Erdbeben übel mitgenommen, aber doch keineswegs vernichtet worden. Der Erzbischof, ein verständiger, thätiger und menschenfreundlicher Prälat, hat sich vom Anfange des Erdbebens an bis auf den heutigen Tag hervorgethan. Alle überflüßigen Zierrathen der Kirche, und seine eigenen Pferde und Geräthe hat er zur Unterstüßung seiner unglücklichen Heerde angewendet, mit welcher er alle Unbequemlichkeiten und Drangsale, die dies Unglück natürlicher Weise veranlaßt hat, theilt.

Auf meiner ganzen Reise bemerkte ich, ausgenommen in diesem und einigen wenigen andern Beispielen, allenthalben eine hervorstechende Gleichgültigkeit, Unthätigkeit und Muthlosigkeit, welches ein schlimmer Umstand ist, da solch ein schweres und allgemeines Unglück bloß durch eine der herrschenden gerade entgegengesetzte Denkungsart, nur gemildert werden kan; da aber die hiesige Regierung in ihren Bemühungen dem gegenwärtigen Uebel abzuhelfen, und dem wahrscheinlich bevorstehenden vorzubeugen, unermüdet ist, so steht zu hoffen, daß die neulich gemachten großmüthigen und weisen Einrichtungen, den Einwohnern diejenige Thatkraft wieder geben werden, woran es ihnen fehlt, und ohne welche eine der reichsten Provinzen in Europa in Gefahr steht, ins äußerste Verderben zu gerathen.

Die vorzüglichsten Handlungsartikel von Reggio, sind Seide, Bergamottenessenz, Orangen und Limonien. Man versicherte mich, daß jährlich von dieser Essenz nicht weniger, als 100,000 Quart ausgeführt würden. Die Frucht wird, wenn die Rinde davon abgesondert ist, den Kühen und Ochsen gegeben, und die Einwohner dieser Stadt sagten mir, daß das Ochsenfleisch in dieser Jahrszeit einen starken und widrigen Geruch von Bergamotten hätte.

Der würdige Erzbischof theilte mir eine Nachricht von den hiesigen Erdbeben in den Jahren 1770 und 1780 mit, wodurch 16,400 Einwohner gezwungen wurden, verschiedene Monate zu campiren, oder in Barracken zu wohnen, ohne daß jedoch die Stadt beträchtlichen Schaden erlitten hatte.

Hier, wo man eine so lange Erfahrung von den Erdbeben gehabt hat, versicherte man mich, daß alle Thiere und Vögel, bei der Annäherung eines Erdbebenstoßes denselben in einem stärkern oder geringern Grade weit merklicher als ein Mensch voraus empfänden; daß aber die Gänse vor allen andern die Annäherung eines Erdbebens am geschwindesten zu empfinden, und am unruhigsten dabei zu seyn schienen. Wenn sie sich auf dem Wasser befänden,

den, so verließen sie es gleich, und man könte sie in einiger Zeit hernach auf keine Weise wieder aufs Wasser treiben.

Die Anzahl der durch das letzte Erdbeben am 5ten Febr. Umgekommenen ist mit dem sich ergebenden Grade des in der Stadt geschehenen Schadens übereinstimmend, und beläuft sich nicht über 126. Da es sich um Mittag ereignete, und sein Anzug langsam war, so hatten die Einwohner von Reggio Zeit zu entkommen, da hingegen, wie ich schon öfters angeführt habe, der Stoß in der unglücklichen Ebene eben so unvermuthet als heftig und verwüstend war. Jedes Gebäude ward der Erde gleich gemacht, es kamen überhaupt viele Menschen um, und die Anzahl der Verunglückten war der in die Augen fallenden Verwüstung der Gebäude angemessen.

Reggio ward durch ein Erdbeben vor dem Marsischen Kriege verwüstet, und wurde, nachdem es Julius Cäsar wieder hatte aufbauen lassen, Regium Julium genannt. Ein Theil der Mauer ist noch übrig, und heißt der Julianische Thurm; er ist von ungeheuren Steinen ohne Cement gebauet. Nahe bei St. Peruto, zwischen Reggio und dem Vorgebürge Spartivento sind Ueberbleibsel von einer Schmelzhütte, da der jetzige katholische König, als er noch König beider Sicilien war, in dieser Gegend Silberbergwerke bearbeiten ließ, die aber bald wieder eingingen, weil die Kosten dabei den Vortheil überstiegen.

In der Nachbarschaft von Reggio giebt es einige Städte, worinnen noch die griechische Sprache geredet wird. Wie ich vor etwa 15 Jahren einst durch Sicilien reisete, landete ich zu Spartivento, im jenseitigen Calabrien, und begab mich nach Bova; wo ich fand, daß die griechische Sprache die einzige war, die in diesem District die üblichste ist.

Am 14ten Mai verließ ich Reggio, und mußte, weil ich widrigen Wind hatte, meine Böte durch Ochsen bis nach Punta del Puzzolo, Messina gegen über, ziehn lassen, von wo uns der Strom würklich sehr geschwinde in den Hafen von Messina brachte.

Der Hafen und die Stadt hatten in ihrem halbverwüsteten Zustande bei Mondenlicht ein sehr malerisches Ansehn. So viel ist gewiß, daß die Gewalt des Erdbebens zu Messina und Reggio, ob sie gleich daselbst sehr heftig war, dennoch in Vergleichung mit der Ebene für nichts gerechnet werden konte.

Der Schluß folgt künftig.

---

† † †

Die bei der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen eingelaufene Preisschrift, über die vortheilhafteste Einrichtung und Unterhaltung der Zucht- und Werkhäuser, wovon im 72ten Stück dieses Magazins von diesem Jahr Seite 1137. Nachricht gegeben ist, hat den Herrn Commissarius Rulfs in Einbeck zum Verfasser. Diese Schrift wird auf Veranlassung der Societät, mit ihrer Vignette und mit einer Vorrede des Herrn Professor Johann Beckmann, bereits gedruckt.

Hannoverisches Magazin.

88tes Stück.

Montag, den 3ten November 1783.

Nachricht von dem letzten Erdbeben in Calabrien und Sicilien, rc.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen besuchte ich die Stadt Messina, und fand, daß ihre ganze schöne Vorderseite, der sogenannte Palazzata, die sich in sehr hohen übereins gebaueten Häusern, in Gestalt eines halben Mondes ausbreitete, an einigen Stellen gänzlich zu Grunde gerichtet, an andern aber weniger beschädigt worden war, und daß in der Kaye, welche theils einen Fuß tief unter dem Niveau der See gesunken war, Risse befindlich waren. Diese Risse sind vermuthlich durch die horizontale Bewegung der Erde auf eben die Art verursacht worden, wie die Stücke in der Ebene abgerissen, und in den Erdfall zu Oppido und Terra Nuova gestürzt waren; denn die See ist am Rande der Kaye so tief, daß die größten Schiffe seitwärts daran liegen können, folglich fing die Erde, der es an der Seeseite an Unterstützung fehlte, an zu reißen, und sich von einander zu spalten; und da daselbst, wo eine Spalte ist, auch andere kleinere sind, die mit der ersten parallel laufen; so glaube ich, daß die große Beschädigung, welche die der Kaye am nächsten liegende Gebäude erlitten, solchen Spalten unter ihrer Grundlage zugeschrieben werden müsse.

Selbst in der niedrigen Gegend von Messina sind noch viele Häuser stehen geblieben, deren einige nur wenig beschädigt sind; aber in höhern und erhabnern Lagen schien das Erdbeben, wie ich besonders bemerkte, kaum eine Würkung gethan zu haben. Ein grosser Beweis, daß die Gewalt des Erdbebens hier herum viel Grade schwächer, als in der Ebene von Calabrien gewesen ist, daß das Kloster der heiligen Babara, und das sogenannte Novíziat der Jesuiten, die beide erhaben liegen, keine einzige Ritze hatten, und die Uhr des letzten durch das Erdbeben, das in diesem Lande vier Monat hindurch gedauert, und einiger maaßen noch anhält, im geringsten nicht in Unordnung gerathen ist. Außerdem sind zu Messina von 30,000 Einwohnern, welche Volksmenge man in dieser Stadt zur Zeit des ersten Erdbebens annimt, nicht über 700 umgekommen,

welcher Umstand die Sache außer Zweifel setzt. Ich fand, daß einige Häuser, ja sogar ein Paar Straßen zu Messina bewohnt, und einige Laden in selbigen offen waren; allein die meisten Einwohner wohnen doch unter Zelten und Barracken, die an 3 oder 4 verschiedenen Oertern auf den Feldern und in offenen Plätzen, nahe bei der Stadt, aber doch in großer Entfernung von einander errichtet sind, und daher für eine Handelsstadt sehr unbequem seyn müssen.

Sieht man nicht sorgfältig dahin, daß die Gassen zwischen den Barracken, und die Barracken selbst beständig rein gehalten werden, so befürchte ich, das unglückliche Messina werde mit epidemischen Krankheiten in der Sommerhitze heimgesucht werden, und ein neues Elend auszustehen haben.

Viele Gegenden der Ebene von Calabrien, scheinen in eben dieser besorglichen Lage zu seyn, die besonders den Seen zuzuschreiben ist, die aus dem gehemmten Laufe der Flüsse entstanden sind, wovon einige, wie ich selbst sahe, bereits grün, und der Fäulniß nahe waren.

Ich kan nicht umhin, hier zu bemerken, daß die Nonnen, welche gleichfalls in Barracken wohnen, unter der Aufsicht ihres Beichtvaters stets umher wandelten, munter, und der Freiheit zu genießen schienen, die das Erdbeben ihnen verschaft hat. Eben dieses bemerkte ich auch an den Schulknaben zu Reggio, so, daß die Anmerkung in meinem Tagebuche, welches ich in der Eile schrieb, und woraus ich in eben der Eile die unvollkommene Nachricht, welche ich Ihnen sende, gezogen habe, folgendermaaßen abgefaßt war:

Erdbeben, den Nonnen und Schulknaben besonders angenehm.

Man sagt, daß aus den Ritzen in der Kaye, oder Damme, während der Erdbeben Feuer gekommen sey, und viele, die ich sprach, bezeugten es; allein es sind keine sichtbare Merkmale davon vorhanden, und ich bin überzeugt, daß es, so wie in Calabrien, nicht mehr als ein mit elektrischem Feuer geschwängerter Dunst, oder eine brennbare Luft war.

Auch hier trug sich ein sonderbarer Vorfall zu, zum Beweise, daß Thiere lange Zeit ohne Nahrungsmittel lebendig bleiben können. Zween dem Herzoge von Belviso zugehörige Maulesel blieben einer zwei und zwanzig, und der andere drei und zwanzig Tage unter einem Haufen Trümmern; sie wolten einige Tage lang nicht fressen, tranken aber viel Wasser, und sind nun völlig wieder hergestellet.

Man hat unzählige Beispiele von Hunden, die viele Tage lang ein ähnliches Schicksal hatten, und eine dem brittischen Viceconsul zu Messina gehörige Henne, die unter den Ruinen seines Hauses, sehr enge eingesperrt gewesen war, ward am zwei und zwanzigsten Tage befreiet, und hat sich wieder erholt. Sie fraß einige Tage nicht, soff aber viel; war mager geworden,

und

und gab anfänglich nur geringe Lebenszeichen von sich. Aus diesen und den vorhin, von den Mädchen zu Oppido, und den Schweinen zu Soriano angeführten Beispielen, und verschiedenen andern ähnlicher Art, die man mir erzählte, die ich aber, weil sie nicht so merkwürdig sind, unangeführt lasse, könte man wohl schließen, daß langwieriges Fasten immer mit großem Durste und gänzlichem Verluste der Eßlust begleitet ist.

Aus allen von mir angestellten Forschungen fand ich, daß der heftige Stoß am 5ten Febr. vom Grunde aufwärts gekommen, und den folgenden nicht ähnlich gewesen, welche überhaupt horizontal und wirbelhaft waren.

Ein bemerkungswürdiger Umstand, welcher an der ganzen Küste von Calabrien, die vom Erdbeben am meisten gelitten hatte, gleichfalls bemerkt worden, ist dieser, daß ein kleiner Fisch, Cicirelli genannt, welcher den Weißfischen ähnlich, aber größer ist, und sich gewöhnlich auf dem Grunde des Meers im Sande aufhält, seit dem Anfange des Erdbebens nahe unter der Oberfläche des Wassers in so großer Menge gefangen worden, und noch jezt gefangen wird, daß er den ärmsten Leuten zur gewöhnlichen Speise gedient hat; da hingegen dieser Fisch vor dem Erdbeben selten war, und unter die leckersten Speisen gerechnet wurde.

Ueberhaupt sind alle Fische in selbigen Gegenden, seit dem sie vom Erdbeben gelitten haben, in größerer Menge, und mit weniger Mühe, als vorher gefangen worden.

Ich fragte immer alle Fischer, die ich auf der Küste von Sicilien und Calabrien antraf, ob dieser Umstand wahr wäre, und er ward stets bejahet; allein, mit einem solchen Nachdruck, daß er etwas außerordentliches gewesen seyn muß. Ich bin der Meinung, daß entweder der Sand auf dem Grunde des Meers durch das volkanische Feuer unter demselben erhitzt worden ist, oder, daß das beständige Beben der Erde die Fische aus ihren Schlupfwinkeln getrieben hat, gerade so, wie einer, welcher angelt, wenn er einen Köder nöthig hat, die Regenwürmer aus dem grünen Anger am Flusse dadurch hervor zu kommen nöthiget, daß er mit den Füßen darauf stampfet, welche Bewegung stets diese Würkung hervorbringt, wie ich selbst öfters erfahren habe. Ich fand die hiesige Citadelle eben nicht sonderlich beschädigt, sondern sie war in dem nemlichen Zustande, worin ich sie vor 15 Jahren verließ.

Das Lazareth hat einige Ritzen, wie die Kaye, und mit selbigen hat es eben die Bewandniß.

Der Officier, welcher in der Citadelle commandirt, und sich während des Erdbebens darin befand, versicherte mich, daß das Meer an dem unglücklichen 5ten Febr. und den drei folgenden Tagen in einer Entfernung von etwa einer Viertel Meile von gedachter Festung empor gestiegen, und auf eine außerordentliche Art, mit einem

 fürch=

fürchterlichen und Unruhe erweckenden Getöse gekocht habe, dahingegen das Meer in andern Gegenden des Faro vollkommen ruhig gewesen sey.

Dies scheint Ausdünstungen, oder Ausbrüche aus Spalten auf dem Grunde des Meers anzuzeigen, die höchst wahrscheinlicher Weise während der gewaltsamen Erdbeben entstanden seyn können, die hier sämmtlich, wie ich überzeugt bin, volkanischen Ursprungs sind.

Am 17ten Mai verließ ich Messina, wo man mich gütig und gastfrei aufgenommen hatte, und fuhr in meiner Speronara längst der sicilianischen Küste hin nach der Spitze der Einfahrt des Faro, wo ich ans Land ging, und einen Priester fand, der in der Nacht zwischen dem 5ten und 6ten Februar daselbst gewesen war, als die große Welle über diese Spitze ging, einige Böte und über 24 Unglückliche mit sich fortspülte, Bäume ausriß, und einige 100 Pfund Fische, die sie mitgebracht hatte, auf dem trockenen Lande zurück ließ.

Er erzählte mir, daß die Welle auch über ihn gegangen sey, und daß er mit genauer Noth sein Leben gerettet habe. Anfänglich sagte er, daß Wasser wäre heiß gewesen; da ich aber begierig war, die Wahrheit dieses Umstandes zu wissen, woraus sich vieles hätte schließen lassen; so fragte ich ihn, ob er solches gewiß wüßte? und da ich in ihn drang, räumte er ein, daß das Wasser nicht wärmer, als es gewöhnlich im Sommer ist, gewesen wäre. Er sagte, die Welle wäre sehr hoch empor gestiegen, und mit großem Getöse und solcher Geschwindigkeit angekommen, daß es unmöglich gewesen wäre derselben zu entgehen.

Der Thurm auf der Spitze war halb verwüstet, und ein armer Priester, der darin war, verlor sein Leben. Von hier fuhr ich über die See nach Scilla. Hier traf ich meinen Freund, den Pater Minasi an, der ein Dominikaner, ein würdiger Mann und geschickter Naturkündiger, von Scilla gebürtig, ist. Die Akademie zu Neapel hat ihm aufgetragen, die Phänomene, die das Erdbeben in dieser Gegend begleitet haben, zu beschreiben. Durch seine mir an Ort und Stelle geleistete Hülfe, sahe ich die Beschaffenheit der fürchterlichen Welle vollkommen ein, die siedend heiß gewesen seyn solte, und für den Baron dieses Landes, den Prinzen von Scilla sehr unglücklich gewesen war, da er mit 2473 seiner unglücklichen Unterthanen durch selbige vom Ufer ins Meer fortgeschwemmet wurde.

Die Sache verhält sich, wie folget: Der Prinz von Scilla hat bemerkt, daß während des ersten fürchterlichen Stoßes, welcher sich am 5ten Febr. um Mittag ereignete, ein Stück des Felsen bei Scilla ins Meer gestürzt war; und da er befürchtete, daß der Felsen von Scilla, worauf sein Pallast und die Stadt liegen, auch abgerissen werden mögte; so hielt er es für sicherer, Böte anzuschaffen, und sich in einen kleinen, von Felsen umgebenen

nen Hafen, oder in eine Bucht am Fuße des Felsen zu begeben.

Der zweite Stoß des Erdbebens nach Mitternacht, riß einen ganzen Berg los, der viel höher, als der von Scilla, und theils calcinirt, theils kreidigt war, und zwischen Torre del Cavallo und dem Felsen von Scilla lag. Dieser Berg stürzte mit Gewalt in das damals vollkommen stille Meer, und verursachte die unglückliche Welle, von der ich oben bemerkt habe, daß sie über den schmalen Erdstrich in der Insel Scilla, Punta del Faro genannt, mit solcher Wuth ging, und mit großem Getöse und sehr schnell aufs Ufer zurück kehrte, wohin der Prinz von Scilla und die unglücklichen Einwohner ihre Zuflucht genommen hatten, und sie mit ihren Böten und besten Sachen entweder an dem Felsen zerschmetterte, oder sie auch ins Meer mit sich fortriß.

Diejenigen, die der ersten und größten Welle entgangen waren, wurden durch eine zweite und dritte, die nicht so stark waren, und gleich auf die erste folgten, fortgerissen.

Ich sprach hier verschiedene Männer, Frauen und Kinder, die durch diesen unerwarten Vorfall elendiglich verstümmelt und theils ins Meer mit fortgerissen waren. Hier, sagte einer, ward mein Kopf durch die Thür eines Kellers gepreßt, und zeigte mir, daß er verwundet war. Da, sagte ein anderer, ward ich in ein Faß geworfen. Eine Frau zeigte mir ihr Kind, das voll Wunden war, die es von den mit dem Wasser vermischten Steinen, Stücken Holz, u. s. w., die in diesem engen Hafen von einem Orte zum andern geworfen wurden, bekommen hatte. Alle aber versicherten mich, daß sie nicht die geringste Hitze in dem Wasser verspürt hätten, ob ich mir gleich zu behaupten getraue, daß Sie, mein Herr, mit vielen Zeugnissen versehene Berichte lesen werden, daß das Wasser heiß gewesen sey, daß viele todte Körper ans Ufer getrieben worden, welche von demselben halb gekocht zu seyn geschienen, und daß viele noch lebende Personen augenscheinlich von dieser heißen Woge verbrannt gewesen; so schwer ist es, hinter die Wahrheit zu kommen!

Hätte ich mich an der ersten Antwort des Priesters zu Punta del Faro begnügt, und sie in meinem Tagebuche aufgezeichnet, wer könte alsdenn noch gezweifelt haben, daß das Wasser dieser Welle nicht heiß gewesen? Jetzt aber, da wir mit der Ursache dieser unglücklichen Welle genau bekant sind, wissen wir, daß sie nicht heiß hat seyn können; aber das Zeugniß so vieler Unglücklichen, die dadurch gelitten haben, ist entscheidend.

Ein Vorfall, der mir erzählt wurde, und den hier viele bezeygten, ist in der That ganz außerordentlich. Eine Frau von Scilla, die im vierten Monat schwanger war, ward von der Welle ins Meer fortgerissen, und neun Stunden nachher lebendig, auf dem Rücken schwimmend, wieder aufgefischt. Sie kam auch nicht einmal un-

zeitig nieder, und befand sich jetzt vollkommen wohl; man würde sie mir auch gezeigt haben, wenn sie sich nicht tiefer ins Land hinein begeben hätte. Man sagte mir, sie hätte schwimmen können, wie die meisten Weiber in dieser Gegend Calabriens. Ihre Angst und ihre Leiden waren aber doch zu einem so hohen Grade gestiegen, daß sie just zu der Zeit, da das Bot, welches sie einnahm, erschien, einen Versuch machte, ihren Kopf unter das Wasser zu bringen, um ihrem elenden Leben ein Ende zu machen.

Der Pater *Minasi* erzählte mir einen andern sonderbaren Vorfall, der sich hier in der Nachbarschaft zugetragen hatte, und, wie er wußte, völlig wahr war. Ein achtzehnjähriges Mädchen lag sechs Tage unter den Trümmern eines Hauses begraben, und der Fuß war ihr am Knöchel durch den scharfen Rand eines Fasses, welches auf selbigen fiel, fast abgeschnitten worden; der Staub und Mörtel stillten das Blut; sie hatte auch nachher keinen Wundarzt gebraucht; allein der Fuß fiel von selbst ab, und die Wunde ward ohne allen fremden Beistand, bloß durch die Hülfe der Natur, vollkommen geheilt. Wolte man von solchen außerordentlichen Vorfällen und wunderbaren Rettungen, die sich in allen verwüsteten Städten im jenseitigen Calabrien und in Sicilien ereignet haben Nachricht ertheilen, so würden sie, wie ich schon gesagt habe, ein großes Buch ausfüllen.

Ich habe nur einiger wenigen von den außerordentlichsten und solcher erwähnt, die ich aus völlig zuverläßigen Quellen schöpfte.

Auf dem Rückwege nach *Neapel*, wo ich am 23ten Mai ankam, ging ich längst der Küste der beiden *Calabrien* und des Fürstenthums *Citra* nur zu *Tropea*, *Paula*, und in der Bucht des *Palinurus* ans Land.

Tropea, das eine schöne Lage auf einem über dem Meere hängenden Felsen hat, war nur wenig beschädigt, demunerachtet aber wohnten alle Einwohner in Barracken.

Zu *Paula* fand ich es eben so. Die Fischer erzählten mir hier, daß sie noch immer Fische in großer Menge fingen, welches seit dem Anfange des jetzigen Unglücks beständig der Fall gewesen wäre.

Zu *Tropea* fühlte man am 15ten Mai einen heftigen Stoß eines Erdbebens, welcher aber von kurzer Dauer war. Während meines Aufenthalts in *Calabrien* und *Sicilien* ereigneten sich fünf Stöße, von denen drei ziemlich stark waren, und zu *Messina* fühlte ich des Nachts beständig ein schwaches Beben der Erde, welches auch viele Messiner bemerkten.

Ich bin in der That beschämt, mein Herr, Ihnen einen so übel zusammenhängenden eilfertigen Auszug aus meinem Tagebuche zu senden; wenn ich aber bedenke, daß, wenn ich ihn nicht gleich fortschicke, die Königl. Gesellschaft für die Sommerzeit aus einander gegangen seyn, und die Sache, ehe sie wieder zusammen komt, alt werden wird, so wähle ich von zwei Uebeln das geringste.

Der-

Dergleichen rohe Entwürfe haben gleichwohl, so unvollkommen und unrichtig sie auch oft sind, doch immer, wie in der Malerei, das Verdienst einer ersten Skizze, und eine Art von Geist, der öfters verschwindet, wenn die letzte Hand an das Gemälde gelegt ist.

Wenn Sie die Beschwerlichkeiten und Eilfertigkeit der Reise, die ich eben zurück gelegt habe, erwägen, und daß ich mitten unter den Anstalten zu meiner andern Reise nach England, die ich morgen antrete, diesen Bericht niedergeschrieben habe; so hoffe ich, daß ich, ungeachtet aller seiner Unvollkommenheiten, doch Ihre Nachsicht verdienen werde.

Allein, ehe ich mich von Ihnen beurlaube, will ich das Resultat meiner Anmerkungen in **Calabrien** und **Sicilien** zusammen ziehen, und Ihnen meine Gründe eröffnen, aus welchen ich glaube, daß das jetzige Erdbeben durch die Würkung eines Feuerschlundes entstanden sey, dessen Sitz tief unter dem Boden der See, zwischen der Insel **Stromboli** und der Küste von **Calabrien**, oder unter den Theilen der Ebene in der Gegend von **Oppido** und **Terra Nuova**, zu liegen scheint.

Wenn Sie auf einer Karte von Italien an der Scala der italienischen Meilen mit einem Zirkel 22 Meilen abmessen, alsdenn das Centrum in der Stadt **Oppido**, welche mir derjenige Fleck zu seyn schien, wo das Erdbeben seine größte Gewalt geäußert hatte, annehmen, und einen Zirkel, dessen Radii, wie ich eben sagte, 22 Meilen betragen, ziehen: so werden Sie alle Städte und Dörfer, die gänzlich verwüstet worden sind, und die Plätze, wo die meisten Menschen ums Leben kamen, und die sichtbarsten Veränderungen in der Oberfläche der Erde vorgegangen sind, in demselben begreifen. Alsdenn öffnen Sie Ihren Zirkel nach derselben Scala bis auf 72 Meilen, behalten denselben Mittelpunkt, und ziehen einen andern Zirkel, so werden Sie das ganze Land, welches einige Merkmale zeigt, daß es vom Erdbeben gelitten habe, darunter begreifen.

Ich bemerkte in dem Schaden, den die Erdbeben verursacht haben, ganz deutlich Stuffen, wie auch in der Menge der ums Leben gekommenen, nach dem Maaße, wie die Länder mehr oder weniger von diesem angenommenen Mittelpunkte des Unglücks entfernt waren.

Fürnemlich bemerkte ich einen Umstand: wenn zwo Städte in gleicher Entfernung von diesem Mittelpunkte, die eine auf einem Berge, die andere aber in einer Ebene, oder im Grunde lag; so hatte die letzte durch die Stöße des Erdbebens immer viel stärker, als die erste gelitten; welches mir ein hinlänglicher Beweis ist, daß die Ursache von unten kam, und dies muß natürlicher Weise eine solche Würkung hervorgebracht haben.

Ich habe auch Grund zu glauben, daß man, da der Boden des Meers der volkanischen Ursache noch näher ist, finden würde, wenn man ihn untersuchen könte, daß er noch mehr, als selbst die Ebene gelitten habe, wie man in den meisten gedruckten Berichten von dem Erdbeben, deren viele sind, findet.

Die Philosophen, welche ihre alten Sy-

Systeme nicht leicht verlassen, lassen die jetzigen Erdbeben auf dem hohen apenninischen Gebürge, welches sich durch das jenseitige Calabrien erstreckt, nemlich auf dem Monte Dejo, Monte Caulone und Aspramonte entstehen.

Ich mögte nur bloß diese Frage an sie thun: Sind die äolischen und liparischen Inseln, welche sämtlich ohne Zweifel, vermittelst volkanischer Explosionen zu verschiedenen, und vielleicht weit von einander entfernten Zeiten aus dem Grunde des Meers hervorkamen, ihre Entstehung den Apenninen, in Calabrien, oder den mineralischen Adern im Eingeweide der Erde, und unter dem Boden des Meers schuldig?

Stromboli, ein noch brennender Volkan, und vermuthlich die jüngste dieser Inseln, ist nicht über funfzig Meilen von denen Gegenden Calabriens entfernt, welche bei dem letzten Erdbeben am meisten gelitten haben.

Die verticalen Stöße, oder mit andern Worten, diejenigen, welche vom Grunde aufwärts kamen, richteten in den unglücklichen Städten in der Ebene die größte Verwüstung an.

Kamen sie vom Monte Dejo, vom Monte Caulone oder Aspramonte? Mit einem Worte, meine Gedanken von dem jetzigen lokalen Erdbeben sind, daß sie durch dieselbe Art von Materie, aus welcher die äolischen und liparischen Inseln hervorkamen, verursacht worden sind; daß vielleicht im Grunde des Meers eine Oefnung entstanden ist, und am wahrscheinlichsten zwischen Stromboli und dem jenseitigen Calabrien, da alle darin übereinstimmen, daß das unterirdische Getöse aus selbiger Gegend gekommen, und der Grund zu einer neuen Insel, oder zu einem Volkane gelegt zu seyn scheint, obgleich Jahrhunderte, die in der Natur nur Augenblicke sind, vergehen können, ehe sie vollkomen wird, und über der Oberfläche des Meers erscheinet.

Die Natur ist immer thätig; aber es geht mit ihren Arbeiten überhaupt dermaaßen langsam zu, daß sie kaum von menschlichen Augen bemerkt, oder in den kurzen Zeiträumen, die wir Geschichte nennen, so alt sie auch immer seyn mag, angeführt werden.

Vielleicht kan auch die ganze Verwüstung, die ich beschrieben habe, bloß von dem Ausbruche eingeschlossener Dünste herrühren, die aus der Gährung solcher Mineralien, wodurch Volkane hervorgebracht werden, entstanden, und da ausgebrochen sind, wo sie den wenigsten Widerstand fanden, auch natürlicher Weise in der Ebene größere Gewalt, als in höhern und festeren Gegenden rings um dieselbe äußern mußten.

Wenn der Bericht der Königl. Akademie mit Karten, Planen und Zeichnungen des merkwürdigsten Flecks, den ich beschrieben habe, erschienen seyn wird, so wird dieser rohe und unvollkommene Bericht, wie ich mir schmeichle, nützlich seyn; denn Sie wissen selbst, mein Herr, wie äußerst schwer es ist, in einer solchen Sache seinen Vortrag ohne Plane und Zeichnungen verständlich zu machen, ꝛc.

Hannover. G. F. Wehrs.

Hannoverisches Magazin.

89tes Stück.

Freitag, den 7ten November 1783.

Etwas vom Holzwurm oder Käfer im Harzwalde.

Es ist nicht meine Absicht zu untersuchen, woher der Wurm oder Käfer entstehe, oder wodurch er zu vertilgen sey, denn dieses gehört bloß für Gelehrte; sondern ich will nur durch einige Gründe zu zeigen suchen, daß, wenn es nicht ganz unmöglich ist, es doch höchst unwahrscheinlich zu seyn scheint, daß ein solcher Wurm oder Käfer, wie einige glauben, eine gesunde Tanne, wenn sie nicht bereits durch andere Zufälle vielen Saft verloren hat, und mithin an sich schon zum trocken werden geneigt ist, so weit beschädigen könne, daß sie trocken werden müsse, und, was ich ferner dafür halte, wovon das eine Jahr mehr, das andere aber weniger Trockniß, und daher vom Wurm angefressene Tannen im Harzwalde entstehen können.

Ein jeder Forstverständiger wird nicht in Abrede seyn, weil es der Augenschein beweiset, zu glauben, daß die Tanne derjenige Baum sey, der zu allen Jahrszeiten den mehrsten Saft in sich hat. Wie dieser Saft beschaffen, und daß solcher, so bald er nur einen Augenblick an die Luft komt, zu einem zähen Harz wird, ist jedem Forstmann zur Gnüge bekant.

Der Wurm, welcher den gesunden Baum beschädigen soll, kan solchem nicht anders als von außen beikommen. Ich gebe zu, daß derselbe ohne sonderlichen Widerstand durch die äußere Borke bis an das Holz des Baums selbst durcharbeiten kan, alsdenn aber wird er durch den zudringenden Saft, welcher ihm entgegen komt, und durch die zudringende Luft in einigen Minuten sehr zähe und kleberich wird, an seiner Arbeit nicht allein behindert, sondern auch genöthigt werden, sich entweder zurück zu ziehen, oder der Gefahr auszusetzen, von selbigem, da er ihn unmöglich, wie doch seine Absicht wohl seyn müßte, wenn man ihn nicht bloß einer Boßheit, den Baum trocken zu machen, beschuldigen wolte, alle verschlucken kan, überzogen zu werden und zu ersticken. Man versuche es nur, und gebe einer ganz gesunden Tanne mit dem Beil einen mäßigen Hieb der nur ein wenig in das Holz geht; nach Verlauf von weniger denn 24 Stunden ist der Saft

aus solchem bereits heraus gedrungen, und auf dem Hiebe so zähe geworden, daß er Vogelleim ähnlich ist. Folglich ist es, wo nicht ganz unmöglich, doch aber höchst unwahrscheinlich, daß auch viele Tausende solcher kleinen ungeharnischten Würmer oder Käfer, wenn sie zugleich einen Angrif auf eine frische Tanne wagen wolten, diesem Harz widerstehen, und in ihrer Arbeit an einer gesunden Tanne, bis zum trockenwerden fortfahren konten.

Die im Frühjahr und Herbst fast ohne Ausnahme, besonders aber am Harz stark wüthende Süd- West- und Nordwinde, sind wohl die wahre Ursache, die die Verwüstung in den Tannenforsten, das eine Jahr mehr, das andere weniger, nachdem auch das Frühjahr und der Sommer naß oder trocken ist, anzurichten vermögen.

Man merke nur genau auf die Gegenden, welche diese Winde, wegen ihrer Lage, am mehrsten bestreichen können, und untersuche, ob da nicht weit mehrere Trockniß entsteht, als an der Ostseite, obgleich diese auch davon nicht gänzlich ausgeschlossen bleibt.

Gemeiniglich haben wir die heftigsten Sturmwinde bei Thauwetter, wenn das Erdreich los und am wenigsten gefroren ist. Und da zu dieser Zeit der Harzwald öfters mit Rauhfrost oder Glaßeis bekleidet, mithin den Tannen mehr Last aufgelegt ist, als sie ihrer Natur nach haben solten und ertragen können, so müssen sie solcher bei Sturmwinden nach Beschaffenheit des Erdbodens, die eine mehr, die andere weniger, nachgeben, und an den Wurzeln nicht allein los werden, sondern sogar auch viele von der Menge der zarten Wurzeln, die die Hauptwurzeln in der Nahrung unterstützen solten, durch das allzustarke Anstrengen, verlieren, wodurch denn wohl über kurz oder lang die Trockniß entsteht.

Daß eine Tanne sich mehrere Jahre mit wenigerm Saft behelfen und grün erhalten könne, habe ich schon vor 30 Jahren, da ich als Forstaufseher am Harz gebraucht wurde, und auch bei einer andern Arbeit, da man die Forsten noch besser kennen lernt, zu bemerken, die beste Gelegenheit gehabt. Ich bin an Berge und in Thäler gekommen, wo der Wind einige Tannen umgeworfen hatte. Wegen der Wenigkeit auch Entlegenheit der Oerter, und da sonst keine Hauungen in der Nähe vorhanden waren, blieben diese Bäume ein, auch wohl mehrere Jahre, bis zu einer bequemen Zeit unaufgehauen, liegen. Da nun diese Tannen nicht als ganz mit der Wurzel ausgehobene, sondern nur als gegen die Bergseite umgelegte, anzusehen waren, an welchen die Wurzeln auf der Seite, wo der Baum hingefallen, noch in der Erde lagen, und auch die übrigen mit Erde, so der Baum mit aufgehoben hatte, versehen waren, konte man ganz deutlich, so wohl an dem Stamm selbst, als auch an der grünen Hecke wahrnehmen, daß die wenigen in der Erde gebliebenen Wurzeln, dem Baum, wo nicht den völligen,

gen, doch nothdürftigen Saft zu seiner Grünerhaltung bis dahin mitgetheilt hatten, wie man dieses denn auch öfters an von Wind geschobenen Tannen mit der größten Zuverläßigkeit sehen kan, daß solche mehrere Jahre grün bleiben, und alsdenn erst nach und nach trocken werden, welches kein sein Revier oft durchkreuzender Forstmann verkennen wird. Giebt man nun ferner nach Verfließung mehrerer Jahre auf die Stellen, wo man eine oder mehrere vom Winde umgeworfene Tannen gefunden hat, genau acht, so wird es etwas seltenes seyn, wenn nicht einer oder einige seiner nächsten Nachbaren trocken geworden wären, welches wohl eben dem Winde zuzuschreiben ist, der die erstern umgelegt hatte, weil er leztere wahrscheinlich zu eben der Zeit an der Wurzel, wie schon gesagt, mehr oder weniger wird losgemacht haben. Dieses beweist also, daß eine Tanne, wenn solche an der Wurzel los geworden, zwar mit der Zeit, aber doch nicht gar geschwinde, trocken wird.

Das vom Wurm angegriffene Tannenholz ist zum Gruben und andern Bau nicht so dauerhaft, ja sogar zu Brennholz oder zum Verkohlen nicht so gut, als das vom Stamm gehauene gesunde Holz. Ein Beweis, daß ersteres gewiß nicht in einem Jahre trocken geworden, sondern daß es schon mehrere Jahre die Krankheit an sich getragen und mit solcher bereits in Fäulniß übergegangen ist, ohne daß es auch von einem geschickten Forstmann ehender hätte beurtheilt werden können, wie es denn auch überhaupt sehr schwer ist, in einem vollen Orte, die trocken werden wollenden, oder der Fäulniß bereits in etwas unterworfenen Tannen unter den gesunden zu erkennen, wenn es, da es denn aber schon zu spät ist, die Hecke nicht verräth.

Weil, wie aus der Erfahrung bekant ist, fast eine jede Tanne, die nicht Hauptbeschädigungen am Hell- oder Wipfelende hat, von der Wurzel auf trocken wird, so habe ich bei ehemals angestellten Proben einige Merkmale entdeckt, die aber nicht durchgehends anzuwenden stehen, das gesund oder krank seyn einer Tanne zu erfahren. Man mache an dem Baume (solche die auf Brüchern stehen, machen eine Ausnahme,) in beliebiger Höhe von der Wurzel vier Einschnitte in die Borke bis auf das Holz, etwa 3 Zoll lang und 2 Zoll breit, (dieses schadet dem Baume nichts, sondern giebt nur eine Harzgalle,) löse die Borke mit einem Messer von dem Stamm ab, besehe aber sogleich die Stelle, wo die Borke weggenommen worden; hat sich diese leicht ablösen lassen, und ist das Holz, wo solche abgelöset worden, weiß, und kommen in der Minute Saftperlen hervor, so ist es ein untrügliches Zeichen, daß der Baum völlig gesund ist. Läßt sich aber die Borke mit Mühe herausreißen, und sieht der Stamm oder das Holz da, wo solche weggenommen worden, gelb, gelbröthlich, oder wohl gar schwärzlich aus, so ist es eine sichere Anzeige, daß derselbe den völligen Saft nicht mehr hat. Er wird von

da an, weil der verdorbene Saft, der nicht mehr kleberich ist, dem Wurm auch sodann nicht mehr hinderlich seyn kan, ein Wohnsitz und Nahrung desselben, dörret mit fester Anschließung der Borke an den Stamm, nach und nach aus, geht zur Fäulniß über, und zuletzt erscheint er mit rother Hecke unter den andern gesunden Bäumen hervor, alsdenn ist die Borke etwas wieder los, und von Würmen unterlaufen.

Eine an der Wurzel viel oder weniger beschädigte Tanne, kan drei, vier, und nach Beschaffenheit der Umstände und des Erdbodens mehrere Jahre nach und nach absterben, ehe sie völlig trocken und verdorben ist. Dieses wird man am besten an der Wurzel beurtheilen können, wenn nemlich gleich, nachdem ein solcher trockener Baum abgehauen worden, auch dessen Stamm ausgerodet und sorgfältig untersucht würde, welche Wurzeln der Fäulniß am mehrsten unterworfen gewesen, oder welche dem Baum den letzten Saft mitgetheilt hätten. Wahrscheinlich würde es wohl die sogenannte Pfahlwurzel seyn, die auch dem heftigsten Sturm am besten zu widerstehen vermag, weil solche gemeiniglich senkrecht in die Erde gehet.

Aeußere Beschädigungen einer Tanne, sind derselben nicht so schädlich, als die Verletzung der Wurzeln. Man gebe nur auf die Stellen Achtung, wo die Schachtholz- und Blochfuhrleute, das Holz hinzurücken pflegen. Um bequemer aufladen zu können, hauen diese in die nächsten, und zwar, wenn solche zur Hand stehen, stärksten Tannen, Löcher, die öfters völlig bis auf den Kern gehen, damit sie die Ladebäume bequem in solche legen können, und doch erinnere ich mich noch vielen Jahren nur an wenige dergleichen Bäume, die trocken geworden sind. Komt man hergegen in Oerter, wo außer den gewöhnlichen Fahrwegen Nebenwege gemacht, und die Tannen dadurch an ihren Wurzeln stark beschädiget sind, so wird man bemerken, daß viele davon, wo nicht ganz trokken, doch an ihrem Wachsthum gegen andere in eben der Gegend sehr behindert werden.

Q.

Bemerkungen über die Wurmtrockniß.

Zu viel verschiedene Meinungen über das Abtrocknen der sogenannten Rothtanne, werden gewiß gehegt, und so hat wohl ein jeder, welcher die Ursache davon nicht ganz gründlich angeben kan, seine Aeußerungen an den Tag zu legen sich billig entziehen müssen. Da aber in dem 77ten Stück des Hannoverischen Magazins enthalten ist, daß mehrere Meinungen von dem trocken werden der Tanne ans Licht gestellet werden mögten; so macht dieses auch einen sein Augenmerk auf obiges Uebel gerichteten so dreiste, seine Meinung und gehabte Erfahrung dem Verlangen gemäß bekant zu machen, jedoch

doch mit dem Vorbehalt, daß er sich gleichfalls noch eines andern gern bescheiden läßt, wenn solches durch gehabte Erfahrung zur Gnüge sattsam dargethan werden kan.

Der sogenannte Borkenkäfer hat in verschiedenen, und besonders in den Harzgegenden sich so häufig eingefunden, daß man einen gänzlichen Ruin des so edlen Gewächses (der Tanne,) besorgen muß. In dem schon berührten 77ten Stück des Hannoverischen Magazins ist zwar die Ursache des trocken werdens der Tanne nicht dem Wurm selbst, sondern der Ungesundheit der Bäume zugeschrieben. Erfahrungen aber, die fleißige Beobachter der Forst gehabt, sagen das Gegentheil, und behaupten, daß schlechterdings der Borkenkäfer die Ursache des Absterbens der Tanne sey.

In der schon seit einigen Jahren so häufig sich gezeigten Trockniß, hat die Erfahrung gelehrt, daß der Käfer sich im Frühjahr, so bald als nur die warme Witterung sein Leben befördert, in die Tanne einsetzet. Nachdem nun der Sommer ihm günstig ist, fliegt seine erste Brut im Nachsommer wieder aus und besaamet sich ebenmäßig wie im Frühjahr. Bei seinem Anfluge nun wählt er nicht bloß kranke Bäume, sondern ganz gesunde, wie aus folgendem zu schließen ist. Die Gesundheit der Tanne wäre doch wohl daraus zu schließen, daß sie in dem Jahre ihren gehörigen Schuß oder Wachsthum nach Verhältniß ihrer Stärke thut; die Äpfel an derselben auch die gehörige Länge und Stärke haben, die Tanne selbst aber auf dem besten und fruchtbarsten Boden stehet, auch nicht risquiret hat, daß ihr der Wind im mindesten Loosung gemacht, und sie dadurch entkräftet oder ungesund geworden. Diese vorbeschriebene Tannen nun werden von dem Wurm beflogen, angebohret, und, je nachdem es mehr oder weniger warm ist, fallen in Zeit von 10 bis 14 Tagen auch wohl 3 Wochen die Nadeln ab, und so sterben diese Bäume gänzlich. Bei solchen Bäumen nun, welche in vollem Orte stehen, wo sie von vielen Tausenden umgeben, und also der Kern von dem Orte sind, ist wohl nicht der Fall zu zugestehen, daß dieselben krank wären, indem wie vorgesagt, alle Kennzeichen der Gesundheit an denselben offenbar vorhanden sind. Die Tannen, welche eine außerordentlich starke Borke und vieles Harz umgeben, sind dem Wurme am mehrsten ausgesetzt, und es ist angemerkt, daß, je nachdem der Baum viel Saft hat, der Wurm nicht gerade zu bohret, sondern sich erst einige Zeit in der Oberfläche der Borke aufhält, und nicht ehender auf die weiße Rinde, welche unter der Borke befindlich ist, geht, bis der Baum den Saft verlieret, und er also gemächlich weiter fortkommen kan. (Bei den ganz glatten Tannen erlangt der Wurm nicht die Größe und Stärke wie bei einer der vorbeschriebenen.) Es wäre wohl zu erwarten, daß ein ganz gesunder, und in vollem Safte stehender Baum den Wurm durch zu häufigen Zufluß

des Saftes tödten müßte; (wie denn auch wohl einige todt darin gefunden werden,) aber seine eben angezeigte Vorsicht, und daß er, wie bekant, bloß von dem harzigen Safte lebt, macht, daß der Baum immer mehr und mehr entkräftet wird, und der Wurm am Ende seinen völligen Endzweck erreicht.

Man gesteht gerne zu, daß bei einem nicht zu überhäuften Daseyn des Wurms, derselbe sich auf Verfall oder kranke Bäume setzt, und sich daran nähret; aber bei einem so ungeheuren Daseyn, wo er in einem Jahre einige hunderttausend Stämme trocken macht, kan er nicht die nöthige Nahrung am Verfall haben; sondern es leuchtet deutlich in die Augen, daß die mehrsten hierunter die gesundesten Stämme sind, und wird jeder Kenner der Tanne ihre Gesundheit, und denen, welche nun trocken da stehen, nicht absagen können, daß sie die gesundesten Stämme müssen gewesen seyn. Soll man zu noch mehrerer Bekräftigung, daß der Wurm ganz gesunde Bäume verderbe anführen, daß er schon bereits junge Fichten, welche $1\frac{1}{2}$ bis 2spännig in Umkreise sind, verderbet, und gleich jenen 4, 6, 8 und 10spänniges Holz trocken macht?

Die von mir und auch gewiß von mehreren Forstkennern gehabte Erfahrungen, habe ich dem Verlangen gemäß, bekant gemacht, und überlasse also jedem darauf Nachdenkenden das Urtheil selbst zu fällen, wie er diese Erfahrung vom Harze, mit jener vom Lande vergleichen, und daraus schliessen mag. Ich glaube, wiewohl ganz einfach, dennoch aber genugsam erwiesen zu haben, daß der Wurm die gesundesten Tannen verderbe, und würden Bewohner ganzer Gegenden, dem Gönner, welcher zu dessen Vertilgung ein sicheres Mittel vorschlagen könte, den ihm schuldigen Dank nicht versagen; die, wenn Gott nicht Einhalt thun wird, ihrem Verderben so nahe zu seyn scheinen.

Darin aber bin ich mit dem Herrn Verfasser der im 77ten Stück des Hannoverischen Magazins enthaltenen Bekantmachung völlig einverstanden, daß man die Forsten von alle dem Holze säubern muß, woran sich der Wurm finden läßt, und mögte hier ein allgemeiner Grundsatz Statt finden, daß dasjenige Ungeziefer was getödtet wird, fernerhin nicht mehr schaden kan.

Beantwortung der 1ten Anfrage im 74ten Stück des Hannoverischen Magazins vom Jahr 1783.

Da nächst den Metallen, Halbmetallen, Erzen und Kohlen von animalischen oder vegetabilischen Substanzen, das Wasser der beste Leiter der elektrischen Materie ist; letzteres aber ohnehin in der Erde mit mehrern Thei-

Theilen derselben in Berührung steht, als irgend mit einer von jenen bewürket werden kan, mithin dadurch die Vertheilung der elektrischen Materie erleichtert, und deren Ab- oder Zufluß befördert wird: So folgt, daß zur Vollkommenheit eines Blitzableiters, dessen Verbindung mit dem unmittelbar in der Erde befindlichen Wasser, nothwendig sey, und daß im entgegen gesetzten Falle, die stille Leitung, die immer ein Hauptzweck des Ableiters ist, offenbar leide.

Ein Strahl, der in Philadelphia auf einen fünf Fuß tief in die Erde eingesteckten Blitzconductor herabschoß, zerwarf die Erde herum 8 Fuß breit im Umkreise.

Trans. Phil. Tom. 53. pag. 94.

Die Leitung zu einem nahen Bach oder Brunnen, kan durch thönerne Röhren, in die man enge Bleiröhren etwa 1 Zoll im Durchmesser stellt, bequemlich und mit wenigen Kosten geschehen. Verstattet dies aber das Locale oder die Casse nicht: so ist der Conductor in einem Abstande von einigen Fußen unten vom Gebäude, so tief in die Erde zu senken, daß solcher mit einer guten Wasserader in Verbindung stehe. Sollen auch die geringen Kosten des Aufgrabens der Erde erspart werden, so könte die Tiefe, nach der Tiefe des nächsten Brunnen abgemessen, und die aus mehrern fest in einander zu schraubenden Stücken bestehende Stange, in die Erde eingetrieben werden. Doch dies Mittel ist von mancher Seite ungewiß, und ich würde nur zu ersterm rathen.

Die Abhandlung in den Commentat. Academiæ Elect. Scient. Palatinæ. T. IV. p. 21. seqq. derem Inhalt auch der Herr Professor Lichtenberg beipflichtet, giebt zur Anlegung der Blitzableitung, gewiß die vorzüglichste Anleitung; denn der Herr Abt Hemmer hat nicht allein in Manheim an mehrern Gebäuden, sondern auch in den Gegenden um Manheim an den Churfürstlichen und adelichen Schlössern, an vielen Gebäuden in Bayern, und endlich zu Heidelberg und Düsseldorf, dergleichen mit dem besten Erfolg errichten lassen, da einige seiner Ableiter, ohne den mindesten Schaden der Gebäude und der Ableiter, würklich getroffen worden sind.

Auch kan eine kleine Abhandlung, die ich über diese Materie kürzlich in die westphälischen Beiträge rücken lassen, nachgelesen werden.

Hannover. Wolff.

Gemeinnützige Erfindungen.

Die redende Figur.

Herr Antonio Gigli, Uhr- und Maschienenmacher in Genua hat eine Figur verfertigt, welche einen Chineser in natürlicher Größe vorstellt, der auf einem großen Küssen sitzt und ringsum die versammelten Zuschauer begrüßet, mit seinen beweglichen Augen je-

jeden insbesondere ansieht, den Mund öfnet und schließt und einige Worte in chinesischer Sprache hervorbringt. Während dem kriecht eine Maus aus den Falten seines Kleides hervor, die ihm am Arm herab bis an die Hand läuft. Hierauf setzt er sich in die gehörige Stellung und schlägt eine Sonate auf dem Cymbal. Auf den ersten Schlag, den er mit der Hand macht, kehrt die Maus wieder in ihren Schlupfwinkel zurück. Wenn er mit der Sonate fertig ist, dankt er den Zuschauern und macht ihnen im Kreise seine Verbeugungen, wobei er wieder einige Worte spricht, die von einem Glockenspiel begleitet werden. Nach allen diesen Verrichtungen öfnet sich endlich der Bauch dieser Figur von selbst, und das Maschienenwerk, welches sie gleichsam zu beleben schien, zeigt sich den Zuschauern.

Neu entdeckte Vortheile der Elektricität.

Herr Kirchenrath Böckmann zu Carlsruhe hat das Verdienst, der erste zu seyn, der die Idee des Elektricitätsträgers auf ein elektrisches Krankenzimmer angewandt, und dadurch für die Arzeneikunde äußerst interessant gemacht hat. Sein Vorschlag, diese Idee praktisch auszuführen ist dieser. Man muß den Boden eines ziemlich geräumigen Zimmers durchaus mit Eisenblech belegen und einen Rand von dem nemlichen Metall etwa 6 Zoll hoch um den Boden machen, und diesen mit der harzigen Composition des Elektrophors, die in einer Mischung von Colophonium, Pech und Mastix besteht, begießen. Nun muß ein mit Metall überzogener runder Deckel, der etwa 4 Schuh im Durchmesser kleiner wäre, als die Breite und Länge des Zimmers, in 4 oder 6 seidenen Stricken durch eine Maschiene in die Höhe gezogen werden können. Auf diesen Deckel müßte sich der Kranke entweder unmittelbar oder auf einen Stuhl setzen. Würde nun der Deckel in die Höhe gezogen, so würde er von einer sehr starken Elektricität durchdrungen werden, einer Elektricität, die unendlich viel stärker wäre, als die von dem größten Conductor durch Hülfe der besten Maschiene. An der Decke könte an einer Art von Storchschnabel eine metallene Kugel befestigt werden, die der Kranke gerade gegen einen bestimmten Theil seines Körpers richten müßte, um, wenn es nöthig wäre, einen stärkeren oder schwächeren elektrischen Funken heraus zu ziehen, der ohne Zweifel von guter Würkung seyn müßte. Schwächer würde der Funken werden, wenn er erst nach einigen Minuten herausgelockt würde. Das Zimmer könte oben einige Fenster haben, die nach den Umständen sich öfnen oder verschließen ließen.

Hannoverisches Magazin.

90tes Stück.

Montag, den 10ten November 1783.

Beitrag und Anmerkungen zum 84ten St. des Hannoverischen Magazins vom Jahre 1782, in welchem einige alte Behauptungen von der Wartung und einigen Heilmitteln des Viehes beurtheilet werden.

Auson. Ut aliquid scripsisse videamur.

Ob unsere Alten in verschiedenen Verhältnissen, insonderheit im Gebrauch einiger Wartungs- und Heilmittel, gegen die Krankheiten der Hausthiere und des Geflügels, sich mehr als wir Jüngern des Aberglaubens und Irrglaubens schuldig gemacht, bleibt immer noch eine unentschiedene Frage; besonders da jene bei weit mindern Einsichten und Erfahrungen weit leichter in solchen Unsinn verfallen konten, als wir Jüngern in unsern sogenannten erleuchteten Zeiten an dieser Seuche, zu unserer großen Beschämung, billig nicht mehr krank liegen müßten. Wir treffen zwar noch allezeit im Reiche der Natur unbekante, oder ihrer Würkungsart nach, verborgene Eigenschaften und Kräfte an; und lassen uns von der Gewißheit und Wahrheit derselben bloß durch wiederholte Erfahrungen überzeugen; diese müßten wir aber nicht mit Aberglauben vermengen, obgleich dieses Kind der Dummheit und Unwissenheit zwar oft in lächerlichen, oft aber auch in so trüglichen Gestalten erscheint, daß zuweilen der klügste dadurch irre gemacht werden kan. Doch ich wolte hier ja keine Abhandlung von diesem Laster schreiben, das so tief eingewurzelt ist, daß es vor dem Ende der Tage wohl nicht ganz wird ausgerottet werden können, und auch zum Theil, wenn durchaus von zween Uebeln nur das beste zu wählen ist, zu einem guten Endzweck, sowohl bei Menschen, als bei dem Vieh angewendet werden mag, daher denn oft ein abergläubisches, oder mit Aberglauben gebrauchtes Mittel, zufälliger Weise die verlangte Würkung thun kan. Es sey mir erlaubt ein Exempel anzuführen, das sich auf eine würkliche Geschichte gründet. Vor vie-

vielen Jahren lag zu Mietau in Kurland, eine sehr vornehme Dame, an einem Geschwür im Halse todtkrank und ohne Hofnung, weil auch die allergeschicktesten Aerzte kein Mittel ausfindig machen konten, ohne augenscheinliche Lebensgefahr, das Geschwür zu öffnen. Die vornehmen Angehörigen der Dame, denen an deren Leben viel gelegen war, wolten, wiewohl alles verloren schien, alles versuchen. Es lebte an genanntem Orte ein sogenannter Wunderdoctor, der vom Pöbel angebetet wurde, weil fast alle seine Kuren glücklich waren, so possierlich er es auch damit anfing. Er schrieb stets für alle ihm etwa einfallende Krankheiten und Gebrechen, Recepte, legte diese Zettel in ein Repositorium, unter welches rücklings ein Lehnsessel gestellet war. Wann er nun zu Rathe gezogen wurde, sezte er, ohne sich nach dem Zustande des Patienten erkundigt zu haben, sich in seinen Lehnstuhl, that ein langes Gebet, langte dann rücklings über sich mit dem Arm nach seinem Receptvorrath, zog einen oder zwei Zettel, wie sie ihm in die Hände kamen, heraus, gab sie unbesehen weg, befahl sie in die Apotheke zu tragen, und die Arzenei dem Kranken zu geben. Es half immer. Dieser Wundermann wird nun zur kranken Dame gefordert. Er fühlt derselben an den Puls, siehet ihr in die Augen, geht stillschweigend fort, und bedeutet nur, daß ein Bedienter ihm folgen solle. Diesen nimt er mit in sein Zimmer, macht sein Hocuspocus, zieht ein Paar Recepte hervor, giebt sie unangesehen dem Bedienten, mit dem Befehl, dieselben eilig in die Apotheke zu tragen. Der Bediente hat aber andere Anweisung, und bringt die Recepte der Gesellschaft. Derjenige Anverwandte der Dame, der die Recepte zuerst ansieht, fängt unmäßig an zu lachen; dem zwoten und dritten gehts nicht anders, also, daß die Kranke dadurch aufmerksam und begierig wird, diese Zettel auch zu sehen. Kaum hat sie selbige gelesen, als sie sofort zu einem solchen erschütternden Gelächter gereitzet wird, daß dadurch das Geschwür so glücklich aufspringt, daß sie in kurzer Zeit völlig wieder geneset. Das eine Recept aber war eine Anweisung zu einem Klystier, das andere ein Hülfsmittel gegen die Krähenaugen. Hier half schon das Recept, ohne daß man die Mühe und Kosten anwenden durfte es verfertigen zu lassen. Noch ein kurzes Beispiel anderer Art. In einer großen Reichsstadt, liegt eine reiche Frau in Kindesnöthen, fast ohne Hofnung, und in großer Gefahr. Eine zur Geburtshülfe anwesende Anverwandtin der Gebärerin erinnert sich, daß ein Studiosus Medicinä, der, bis auf besser Glück, Hauslehrer bei ihren Kindern war, sich einst geäußert habe, daß er in solchen Fällen guten Rath wisse. Man fertiget bei spätem Abend einen Boten zu demselben ab. Das Haus ist verschlossen, inzwischen zeigt sich der Studiosus im obersten Stockwerk im Fenster, fragt was man verlange,

und

und vernimt die Sache. Er schreibt ein Recept, und damit der Wind es nicht verwehe, falzt ers zusammen, beschwert es mit einer guten Portion ihm zur Hand stehenden Silbersandes und wirfts dem Boten hinunter. Dieser meint, es sey ein Pulver zum einnehmen, läuft eilig damit nach Hause, und man giebts der Gebärerin in der Angst und Uebereilung ein, die dann sofort überaus glücklich entbunden wird. Der junge Arzt fand in diesem Irrthum die Grundlage zu einem großen Glück. Viele unnütze Heilmittel gegen die Krankheiten des Viehes können auf gleiche Art entstanden und beglaubt worden seyn, äußern aber dann nur einen geringen Grad des Aberglaubens. Hieher gehören aber wohl meines Erachtens, diejenigen Heilmittel der Alten für Vieh und Geflügel, wenigstens alle nicht, die der Herr Verfasser des 84ten Stücks des Hannoverischen Magazins beleuchtet hat. Da derselbe mich auf der letzten Seite 1344 gedachten Magazins bei meinem Namen aufgerufen hat, glaube ich das erste Recht zu haben, auf sein Begehren meine Meinung zu eröffnen.

Zur ersten Behauptung. Palladius sagt: De re rustica l. 21. 2. Boves nitidiores fient, si focum proxime habeant & lumen intendant. „Das Rindvieh wird besser zunehmen, glatt und fett werden, wenn es „den Heerd nahe, und das Feuer im „Gesichte hat.„ Ich sehe nicht ein, wie dem Herrn Verfasser, auch nur auf die entfernteste Weise, die Muthmassung, oder Frage habe einfallen können: ob diese Angabe zu Hirngespinsten, Aberglauben und Grillen gerechnet werden möge: Palladius Worte sind überaus deutlich. Ein jeder, der auf dem Lande bekant ist, erfährt es, daß, fürnemlich in der Winterkälte, besonders in den Morgenstunden, ein nahes hellbrennendes Feuer, Menschen und Vieh erfreue und munter mache. Die dann aber damit verbundene im ganzen Hause sich ausbreitende gemäßigte Wärme, fürnemlich dem Vieh nicht anders als zuträglich seyn könne, das Gedeihen desselben zu befördern; so wie anhaltende, insonderheit nasse Kälte, dasselbe offenbar hindert. Der in solchen Landgebäuden, die einen freien Heerd, ohne Feuermauer, oder Schornstein haben, im ganzen Hause sich ausbreitende Rauch, der unzertrennliche Gefährte des Feuers, ist dabei auch von großem Nutzen, sowohl für das Horn- als Federvieh, mehr als man vielleicht denkt. Er trennet die zähen und kalten Dünste, er macht die überall in der Luft und dem Dunstkreise verbreitete so heilsame Salztheilchen a) geschmeidiger, und widerstehet der Fäulung.

a) Daß von diesen Salztheilchen, ihrer Art und Maaße, die Fruchtbarkeit des Ackers, und die Gesundheit der Menschen und Thiere abhange, ist längst von allen Naturkündigern, als Wahrheit angenommen worden. Der wohlselige Herr

Der Ruß, der übrigens oft als ein Heilmittel gegen einige Krankheiten des Viehes gebraucht wird, legt sich zwar überall am Holzwerk an, könte auch bei entstehender Feuersgefahr dasselbe entzündbarer machen. Doch dafür muß man nach Feuer und Licht sehen. Dagegen werden auch die hölzernen Bestandtheile des Hauses, samt vielem hölzernen Landwirthschaftsgeräthe, vom Rauch dauersamer und bleiben vom Wurme befreiet. Der Rauch ist zwar, wenn er zu stark ist, dem Menschen unangenehm, schadet auch wohl den Augen des Menschen. Aber von dieser Unbequemlichkeit ist das Vieh frei, wiewohl doch auch behauptet wird, daß häufiger Gebrauch des Hollunder- (Ellhorn) Holzes, zum Brennen, dem Hornvieh, besonders aber den Pferden ganz nachtheilig seyn solle. Erfahrung hiervon habe ich selbst nicht nehmen können. Dieses ist aber unläugbar, daß in solchen Landwohnungen, wo das Heerdfeuer in einer Küche beschlossen ist, und der Rauch durch Schornsteine abgeführet wird, das Hornvieh schlechter stehe, und gewiß nicht glänzend und glatt; sondern rauh und straubhaarigt werde. Diejenigen, welche das Klima und die Bauart Italiens kennen, werden es sich wohl nicht einmal träumen lassen, daß unsere Vorfahren die Einrichtung ihrer Hausmannswohnungen von den Römern hätten lernen müssen. Da sie selbst den Verstand hatten, die gefügtesten Verhältnisse selbst ausfindig zu machen, wohin fürnemlich auch der Vortheil zu rechnen, daß der offene Heerd, bei Nachtzeiten hinlängliches Licht zu vielen Arbeiten, die auf der Vieh und Dröschdiele geschehen müssen, hergiebt. Der Landwirth kan übrigens aus des *Palladius* Behauptung die Regel dreiste ziehen, ohne sich selbst eines Aberglaubens schuldig zu wissen.

„Gönnet eurem Hornvieh, so viel „als möglich, den Genuß der trockenen „Wärme vom Feuerheerde, und dem „Rauch.„

So wie es sich von selbst versteht, daß man hingegen das Vieh für eingeschlossener dumpfigter und feuchter Wärme, zu beschützen suchen müsse.

Eine zweite Behauptung findet der Herr Verfasser im Columella, der ein zu errichtendes Hühnerhaus beschreibt, welches insonderheit die Eigenschaft haben soll, daß der Rauch in alle Behältnisse der Hühner dringen könne: ut Fumus perveniat in utrumque Cellam.

Ich finde mit dem Herrn Verfasser ein solches besonderes Gebäude für uns zu umständlich, da unsere Landwohnungen zufälliger Weise schon alles das leisten können, was Columella mit allem Recht will: daß nemlich die Hüh-

Herr von Münchhausen wünscht in seinem beliebten Hausvater im 2ten Theil S. 531. daß wir nach Art der Barometer und Thermometer auch einen Salzmesser erfinden könten; nemlich ein Mittel, um abzunehmen und zu bestimmen, mit was für Arten von Salz der Dunstkreis um uns angefüllet sey.

Hühner, in ihrem Ruhestande fein warm, insonderheit im Rauche sitzen sollen. Der Rauch befördert fürnemlich beides, daß sie wohl sind, bald und fleißig legen, und vortheilhaft ausbrüten. Die Erfahrung lehrt es. In solchen Landwohnungen, die eine besondere Küche mit einem Schornstein haben, sind die Hühner in der Winterkälte kümmerlicher, die Kämme frieren ihnen ab, sie legen später, und brüten schlechter. In solchen Gebäuden, wo Wärme und Rauch vom Heerde, das ganze Haus durchziehet; insonderheit in kleinen Kothen, die fast immer voll Rauch sind, stehts gar anders. Die Hühner, besonders die weißen, zeigen es zwar zur Genüge, daß der Rauch ihnen die Federn russig und schmierig mache, und also dieselben, nicht wie der Herr Verfasser will, erhalte, sondern vielmehr verderbe, daß sie die Nutzbarkeit, die sie zu Stuhlküssen und anderem Geräthe geringer Landleute leisten könten, verlieren. Sie legen aber und brüten desto früher, so, daß solche geringe Einwohner, deren Hühner sehr im Rauche sitzen, mit großem Vortheile, sehr früh, und um einen hohen Preis, erwachsene Küchlein in die Küchen der reichen Leute liefern können; ob sie gleich noch das Kunststück hinzufügen, daß sie ihren Zuchthennen im Januar und Februar sogenannten **Dahrenkym**, (Malzkeim, einen Abfall auf der Malzdarre,) unter das wohl zugemessene Futter mischen. Hier ist auch kein Aberglaube zu spüren, wenn Columella die nützliche Lehre giebt: **Es sey den Hühnern gedeihlich, in der Wärme und insonderheit im Rauch zu seyn.** Es ist wahrscheinlich, daß der Rauch auch die sogenannten Hühnerläuse tödte, ein Ungeziefer, welche dieses Hausgeflügel sehr im Gedeihen zurück hält. Der Herr Verfasser erwehnet hieselbst, weil doch vom Rauch und von Hühnern die Rede ist, auch der sogenannten Rauchhühner, die als eine Lehns- oder Meierpflicht, den Gutsherrn müssen abgeliefert werden. Aber die gehören gewiß nicht hieher; und ich kan mich nicht entschließen, der Wortherleitung des Herrn Verfassers, und des Herrn Hellfeldts beizustimmen. Es hat damit eine fast ähnliche Bewandtniß, als mit der Verunstaltung des Wortes **Mutterkörner** im Getreide, welche von dem schwarzen Moder verdorbener Körner, die man theils als den Aufenthalt, theils als die Eyer kleiner Insekten anzusehen hat, den Namen führen, und immer sowohl im Hochdeutschen als Plattdeutschen **Moderkörner** bleiben müssen: obgleich ein Sprachverderber, weil mater, auf hochdeutsch **Mutter**, und plattdeutsch **Moder** heißet, diese Veränderung beliebt hat. Meine vielleicht richtigere Etymologie von den Rauchhühnern ist folgende: **Roock** bedeutet in unserer Gegend zwar der Rauch vom Feuer, (fumus,) aber es bedeutet auch einen schwarzen Raben. Man sagt auch von einem Menschen, der entweder ganz schwarz gekleidet ist, oder sich im

im Gesichte schmutzig und schwarz gemacht hat. Hee süht uht ase een Roock. Diese sogenannten Rauchhühner sind ganz schwarze Hühner. Ich verlasse mich hier nicht auf Muthmaßungen, sondern auf Thatsachen. Die hiesige Kirche zu Sanct Jürgen, im Herzogthum Bremen, mußte noch vor einigen wenigen, und seit dem 1550ten Jahre an eine gewisse vornehme Familie in Bremen, allemal auf Martiniabend einen sogenannten Gefahrzins liefern, derselbe bestand in einem sehr selten gewordenen alten Bremer fünf Grotenstücke, eenen olden Seraren genannt, und einem alten Roockhahnen. Letzterer mußte nicht nur völligen Kamm und völlige Spornen haben, sondern auch glänzend schwarz seyn. Eine einzige Feder, die von anderer Farbe daran zu finden war, machte, der Tradition nach, den Hahn völlig verwerflich b). Rauchhühner mußten also Roockhühner heißen, und ganz schwarze Hühner bedeuten. Ich bin aber zu furchtsam, meine Meinung, als entscheidend anzugeben. In der sechsten Sammlung der belobten Herzogthümer Bremen und Verden Seite 53. findet sich, daß Se. Magnificenz, der Herr General-Superintendent Pratje in Stade, ein Manuscript besitze, welches den Titel führet: Entwurf von des Landes Kehdingen Gerechtigkeiten, rc. darin etwas von Rauchhühnern vorkomt, dessen Inhalt, zur Entscheidung vielleicht beiträglich seyn könte.

Eine dritte Behauptung führt der Herr Verfasser aus dem Varro und Columella an, die sich mit den jungen Gänsen befaßt, bei uns aber ungültig wird. Wir füttern zwar die alten Gänse im Winter billig bei eingetretenem Frost oder Schnee, und denn ist eine Hand voll Haber im ganzen Tage genug; unsere jungen Gänse aber, wenn sie aus dem Ey kriechen, wissen von keinem Morgenbrodte, das ihnen die Schweine nehmen könten. Sie werden ungefüttert auf die Weide getrieben, und dann ist ein reiner Grasanger, mit kurzem jungen Grase freilich besser für sie, als ein mit langen Kräutern bewachsenes Feld. Wir erleben das nie, daß sie aus Heißhunger sich den Hals verdrehen, oder gar abreissen solten. Hätte Plinius sein hübsch eine junge Gans betrachtet, so würde er mit beiden Augen haben sehen können, daß die jungen Gänse gegen das Brennen der Nessel zuerst mit weichen Pflaumen, hernach mit Federn hinlänglich bewaffnet sind, die Haut an den Beinen und Füßen aber unempfindlich sey. Die Heiternessel

b) Weil das alte fünf Grotenstück überaus rar wurde, und oft gegen 60 Grote mußte eingewechselt werden; auch der schwarze Roockhahn oft beschwerlich zu haben; ja ein Paar mal zu 1 Rthlr. wolte in Rechnung gebracht werden; ist nach vorher erhaltener hohen Genehmigung Königl. Consistorii in Stade dieser ganze Gefahrzins von hiesiger Kirche, im Jahr 1772 mit 20 Rthlr. auf ewig redimiret und abgekauft worden.

sel ist den Gänsen überdem ein angenehmes Futter und ihnen heilsam. Freilich findet man oft junge Gänse mit steifem oder gar verrenktem Halse. Dieser Zufall rührt aber aus einer andern Ursache her. Zweimal sind die jungen Gänse mit einer Art von Blattläusen an den Ohren geplagt, die sie ganz wahrscheinlich in langen Kräutern aufhacken, indem sie darin herumwühlen. Aus Schmerz, den ihnen dieses Ungeziefer in und an den Ohren verursacht, machen sie mit den Hälsen solche Drehungen und Wendungen, daß dieselben dadurch verrenkt werden können. Man darf aber nur zu rechter Zeit den jungen Gänsen Baumöl in und an die Ohren streichen, so ist dem Uebel gesteuert. Mir fällt hiebei ein besonderer Umstand ein, der ein wenig nach Aberglauben schmeckt, mir noch jetzt unbegreiflich, und doch nicht ganz unwahr ist. Ich hatte auch einmal in einem alten lateinischen Haushaltungsbuche gelesen, daß man sich ja enthalten müsse, bei dem Neste einer Gans oder Ente, eine Weidengerte zum anbinden oder Zäunen zu drehen und zuzubereiten, sonst würden deren Küchlein krumme und verdrehete Hälse bekommen. Vor etlichen Jahren, ließ ich in meinem Hause einiges Korbwerk ausbessern, wobei eine große Menge Weidengerten mußten geflochten werden. Der Korbmacher saß nahe vor den Behältnissen, wo einige Enten und auch zwei Hennen brüteten. Mir fiel das gelesene ein, ich redete davon mit dem Arbeiter, und wir lachten herzlich über die Warnung. Als indessen nach acht oder zehn Tagen die jungen Enten auskrochen, hatten unter 80 bis 90 Stück, mehr als der vierte Theil solche verdrehete Hälse, daß sie kein Futter nehmen, also auch nicht leben konten. Hier muß freilich eine Qualitas occulta vorgewaltet haben, wenn nicht, wie ich lieber glauben will, diese krummen und verdreheten Hälse, eine andere unbekante Ursache, vermuthlich eine veranlaßte unrichtige Lage der Eyer im Neste zum Grunde hatten. Bei den Hennenküchlein waren keine Krummhälse zu finden.

Die vierte Behauptung hat der Herr Verfasser aus dem Vegetius, Columella und Plinius hervorgesucht. Nach dem ersteren und zweiten, „soll „sich das Bauchweh des Hornviehes, „der Pferde und Maulthiere verlie„ren, wenn sie schwimmende Gänse, „insonderheit Enten zu sehen bekom„men.„ Es muß doch in alten Zeiten wunderlich hergegangen seyn! Hier zu Sanct Jürgen ist eine sehr große Menge von Enten allenthalben vorhanden, und an Gänsen fehlts uns auch nicht. Unser Hornvieh und unsere Pferde haben dieses Wassergeflügel fast stets vor Augen, und müßten also das Bauchweh niemals bekommen können. Und doch sind wir zuweilen genöthigt ganz andere, und zwar vernünftige und bewährte Mittel gegen dieses Uebel anzuwenden, wie solches der ungenannte Herr Verfasser

fasser in der Note nicht uneben anführet. Was Plinius sagt: „daß „das Uebel von einer auf den Bauch „gelegten Ente aufhören, und die En„te sterben solle, hat etwas wahr„scheinliches.„ Ich erinnere mich vor langer Zeit gehört zu haben, daß ein an der Darmgicht tödtlich danieder liegender Mensch gerettet, und heil worden sey, als man eine Ente lebendig aufgeschnitten, und also warm und blutig auf den Bauch gebunden habe. Wenn ein mit der Gicht behafteter Mensch ein sogenanntes Meerschweinchen zu sich in sein Bette gewöhnet, wird er starke Linderung spüren, das kleine Thierchen aber in zwei Tagen stark aufschwellen und sterben. Daß Hunde durch lecken der Füße einem solchen Patienten die Heftigkeit seines Leidens richtig abgenommen, dadurch krumm und lahm worden und krepiret sind, hat die wiederholte Erfahrung gelehrt. Daß aber der bloße Anblick solcher Creaturen, eine so heilsame Würkung haben könne, daran zweifelt das Publikum billig, und mit Recht. Vor einigen Tagen bemerkte ich, daß mein Nachbar in seinem Misthaufen etwas sehr sorgfältig suchte. Ich erkundigte mich nach seinem Verlust. Er erzählte mir, wie er einem jungen Hunde, wie gewöhnlich, die Ohren abgeschnitten habe; und nun zu seinem großen Leidwesen die abgeschnittenen Stücke vermisse. Auf meine Frage, was er damit hätte machen wollen, gab er mir die Nachricht, daß, wenn er diese Ohrläpplein in Butter gebraten und sie dem Hunde zu fressen gegeben hätte, würde derselbe nicht von Dieben besprochen werden können, und sehr beißig und tapfer geworden seyn. Er mag es auch wohl im Vegetius oder Columella gelesen haben, daß solches probat sey.

Sanct Jürgen. Joh. Wilh. Hönert.

Ein dauerhafter Ofenkütt.

Man nimt reine wohl durchgesiebte Asche, vermischet solche mit Salz, macht es mit Wasser zu einem Teig und schmieret damit die Ofenritze. Bei neu zu setzenden, besonders den runden Oefen, ist solcher Kütt unverbrechlich. Man kan auch, wann man will, etwas wenigen Leim darunter nehmen. Doch ist der Kütt ohne Leim besser und dauerhafter.

Hannoverisches Magazin.

91tes Stück.

Freitag, den 14ten November 1783.

Vorschlag zu bessern Kartoffeln zu gelangen, als wir bis daher im Göttingischen gehabt haben.

Wir haben bisher in der göttingischen Gegend besondere Kartoffeln gehabt.

Ihr Kraut ist, so bald es hervor gekommen ist, kraus gewesen, und bald darnach, wenn es einige Höhe erreicht hatte, gelb geworden, verdorret, und umgefallen. Die Wurzeln aber von denselben sind, wenn man sie in ihrem Wachsthume aufgegraben, sehr zaserig gewesen, und die Ausbeute im Herbste davon so geringe, daß man nur zwei bis vier, auch wohl gar keine, darunter gefunden hat.

Der Schade wäre auf diese Weise außerordentlich beträchtlich gewesen, wenn die Landleute in benannter Gegend überhaupt dergleichen Kartoffeln auf ihren Beeten und Aeckern gehabt hätten. So aber war es noch ein Glück, daß sie, wie ich melden muß, nur einige von dergleichen Kartoffeln hatten. Doch, so wenig auch derselben unter den guten Kartoffeln waren, so hatte doch derjenige, welcher viel davon auspflanzte, oft einen Verlust von einigen Maltern.

Man kan daher leicht erachten, daß ein sorgsamer Hausvater bei solchem Verluste werde auf seiner Hut gewesen seyn, und Mittel ausgedacht und angewandt haben, diesem Uebel abzuhelfen. Sie haben es auch gethan. Einige haben das hervorgeschossene krause Kraut abgeschnitten, in Meinung, daß alsdenn ein bessers hervorwachsen solte. Andere haben ein anders Erdreich erwählt, als sie zuvor zu ihrem Kartoffelnbau genommen gehabt. Wieder andere haben die Saamenkartoffeln an einem andern Orte aufbewahrt, als sie sonst gethan. Noch andere haben früher oder später gepflanzt, die Kartoffelnstauden umdünget (Mist um selbige gelegt,) und sie mit mehrerm Fleiße bearbeitet. Endlich haben noch andere (was thut man nicht um des Gewinnstes willen,) die umgefallenen Stauden frühzeitig ausgegraben, damit, wenn im Herbste gerodet würde, keine von diesen Bastarten unter die Saamenkartoffeln kommen mögte.

Aber so viel angewandte, so viel fruchts

fruchtlose Mittel. Im folgenden Jahre haben sie eben solche Kartoffeln wieder gehabt, als im vorhergehenden, und also auch eben so wenige Ausbeute. Nur diejenigen haben etwas reichlicher geerntet, welche diese Kartoffeln, die aus der Art geschlagen, zum Gebrauch ausgerodet, und also nicht wieder gepflanzet haben.

Da diese **Mittel** nun fehl schlugen, die auch ich zum Theil erprobet hatte, so sann ich auf ein anders. Viele Gewächse, dachte ich, pflanzen sich durch den Saamen, den sie außer der Erde oben ansetzen, und durch ihre Frucht in der Erde zugleich fort. Mit den Kartoffeln ist bisher das letztere nur versucht; aber nicht das erstere. Du sollst also hievon eine Probe machen. Vielleicht erhältst du alsdenn wohl eine bessere, oder wohl gar die alte Sorte wieder.

So gedacht, so gethan. Ich sammelte Michaelis 1781 einige Aepfel von **langen** und **runden röthen**, und wiederum von **runden gelben** Kartoffelnstanden. Ich ließ solche einige Zeit zum nachreifen in der Luft hangen, schnitt sie darnach durch, machte sie aus, ließ aber das ausgemachte in ein Glas Wasser fallen, auf welche Weise das Gehäuse der Kerne oben auf dem Wasser blieb, die Kerne selbst aber zu Boden fielen. Solche Kerne sammelte ich denn, machte sie trocken, und legte sie an einen nicht allzufeuchten, und nicht allzutrocknen Ort. (Der Saame war so klein, wie Tabacksaame, aber platter.). Im Frühjahr und zwar den 9ten März 1782, säete ich denselben darauf sehr dünne auf gailes Land. Man kan leicht ermessen, daß ich fast alle Tage zugesehn habe, ob er noch nicht keimete und aufginge. Endlich nach 14 Tagen kam etwas hervor. Aber welches waren Kartoffelnpflänzchen? Keiner konte sie mir zeigen, und ich kannte sie auch selbst nicht. Ich ließ inzwischen das kennbare Unkraut ausgäten, und was man nicht kannte, mußte stehn bleiben. Und siehe, das waren mehrentheils Kartoffelnpflanzen, die nun wegen des Laubes immer kennbarer wurden. Die Erdflöhe, welche sich nun auf meine junge Geburt häufig setzten, und sie zerfraßen, suchte ich auf die beste Art zu tilgen, bis sie so weit herangewachsen war, daß ich sie versetzen konte. Und nun, wie verpflanzte ich sie denn? Ich setzte sie in ein nicht frisch gedüngtes, aber doch gailes Land, 2½ Fuß ins Kreuz von einander, und gebrauchte dabei einen Pflanzstock, welches mir wegen der vielen kleinen Wurzeln, die meine Pflanzen hatten, nöthig schien. Ich machte nach vier Wochen die Erde des Beets locker, und vertilgte dadurch das hervorgekommene Unkraut. Darnach ließ ich sie, wie andere Kartoffeln, behaufeln. Die Stauden wurden groß, die Stengel dick, die Blüte kam, Aepfel setzten an, und wuchsen ab. Und das Kraut, welches das vornehmste ist, das ich melden muß, war nicht kraus. Vierzehn

Ta:

Tage nach Michaelis ließ ich sie endlich ausroden. Und was fand ich? Unter einer Staude zwar viele; aber sehr kleine Kartoffeln. (Es blieben viele in der Erde liegen, wovon ich im folgenden Jahre unerwartet wieder eine Ernte gehabt.). In Ansehung der Art, fand ich statt der rothen Kartoffeln bläuliche, und denn fand ich auch gelbe. Die Sorten dieser beiden Arten, die ich unten anführen werde, bemerkte ich hier noch nicht, eines Theils, weil sie gar zu klein, andern Theils, weil die Kartoffeln beim ausroden wegen des Frostes, den wir gehabt hatten, voller Erde waren. Keiner durfte mir indessen eine davon nehmen. Ich schüttete sie in eine Tonne, und ließ sie bis aufs Frühjahr im Keller liegen. Im April 1783 pflanzte ich sie wieder. Der großen warf ich eine, der mittlern zwei, und der kleinern, die wie eine Haselnuß groß waren, mehrere ins Loch. Ich ließ sie so bearbeiten, wie andere Kartoffeln, und sahe der Ernte mit Verlangen entgegen. Krauses Laub hatten sie gar nicht, und es muß das alles von ihnen hier wieder gesagt werden, was ich oben davon gesagt habe, da ich sie als Pflanzen gesetzt hatte. Acht Tage nach Michaelis fing ich an sie auszuroden. (Sie waren wegen des trocknen Sommers, den wir abermals gehabt hatten, zurück geblieben.). Ich fand unter einer Staude bis an die 60 Kartoffeln; unter andern, wie leicht zu erachten, weniger. Ueberhaupt erntete ich von drei Metzen, die ich gepflanzt hatte, vierzehn Himten. Die schwersten wogen ¾ Pfund. Ich fand in Ansehung der Sorten lange und runde rothe, davon die erstern sowohl auswendig, als inwendig roth waren. Ich fand von eben dieser Sorte krappige und schuppige. Auch fand ich runde gelbe; aber welches zu verwundern war, von dieser Sorte auch lange, und noch dazu einige, die, so wie die rothen langen, krappig und schuppig waren.

Wie erstaunte ich! Großer Gott, dachte ich, was für mannigfaltige Bestandtheile liegen doch oft in einem kleinen Saamenkörnlein verschlossen! Du hast keine andere Kartoffeln, als lange und runde rothe, und gelbe runde gepflanzt, und wenn ja wieder Vermuthen deine Leute, welche den Saamen aufnehmen mußten, von meinen Nachbarn Kartoffelnsaamen aufgenommen haben: so haben die doch auch keine andere Sorten, als die gehabt. Unter allen Gedanken, die mir aufstiegen, behielten endlich folgende die Oberhand. Die Saamenstäubchen, welche die eine Blume der andern in ihrer Blüte mitgetheilt hätten, müßten dergleichen Veränderungen verursacht haben. Ferner, da die Gewächse durch einen fortgesetzten Bau, besonders in einem und eben demselben Erdreiche und Gegend sich ehe verschlimmern, als sich vervollkommen, so hat dies auch bei deinen Kartoffeln statt. Diese sind durch das Säen des Saamen wieder zu ihrer ersten Vollkommenheit gediehen. Oder,

 der

der Bau der Kartoffeln, der durch den Saamen geschehen ist, hat sie in derjenigen Gestalt und Beschaffenheit wieder dargestellt, die sie zuerst gehabt haben. Das, was mich in diesen Gedanken bestärket, ist dieses: die hiesigen Einwohner versichern mich, daß die erstere Art ihrer Kartoffeln, welche sie hier gebauet hätten, und die sie in nachfolgenden Jahren hierländische genannt haben, so, wie die meinigen beschaffen gewesen wären. Weiß jemand wichtigere Gründe und Muthmassungen von obiger Veränderung der Kartoffeln anzugeben, die will ich nicht verwerfen.

Gekocht und zubereitet, hatten meine neuen Kartoffeln einen sehr lieblichen und angenehmen Geschmack, und waren auch viel mehlreicher, als die gewöhnlichen.

Siehe also Leser, willst du hinführo keine krause und ergiebigere Kartoffeln haben, so mache es so, wie ich es gemacht habe, und lebe wohl.

G. v. Einem.

Sichere Methode die Krätze zu heilen. *)

Meine Absicht ist jetzt nicht eine pathologische Erzählung von der Krankheit, welche man die Krätze nennt, zu geben, denn in jedem Buche von der Heilkunde wird dieses nur allzubekannte Uebel abgehandelt, und was die Kur dieses Hautausschlages betrift, so sind unzählige Mittel anempfohlen worden, welche leider nur zu oft in den Händen der Unerfahrnen, indem die Krätze so leicht und oft unwiderbringlich auf die innern Theile und Nerven fällt, die traurigsten Folgen nachgelassen haben. Ich will mich jetzt nicht einmal auf die Erfahrungen von Aerzten berufen, welche nur selten beim ersten Ausbruche dieser Krankheit zu Rathe gezogen werden, sondern, weil man die Krätze so lange als möglich zu verbergen sucht, und gewöhnlich nur dann den Arzt verlangt, wenn durch die vorher gebrauchten Schmierkuren als Schwefel, Quecksilbersalben, u. s. w. ohne gehörige Anleitung der Ausschlag zurückgetreten ist; so darf ich jetzt nur einen großen Theil unter dem gewöhnlichen Haufen von Menschen, die Rathgeber zu einer geschwinden Kur dieses Uebels haben seyn wollen, erinnern, wo durch ihre Unbehutsamkeit die zurückgetriebene Krätze die Folge beinahe unheilbarer Krankheiten geworden ist. Die Krätze kömt häufiger unter einer geringen Klasse von Menschen zum Vorschein, wo sowohl eine vernachläßigte Reinlichkeit, schlechte Nahrungsmittel als selbst die Handthierung,

*) Aus dem 79ten Stück der gelehrten Beiträge zu den braunschweigischen Anzeigen.

thierung, welche eine äußerliche Ansteckung nicht immer gut verhüten kan, vorzüglich die Ursachen zur Entstehung dieser Krankheit in den Säften des Körpers abgeben. Bisher deucht mir, hat es noch immer an einem Mittel gegen die Kräße gefehlet, welches selbst Aerzte als untrüglich und weniger gefährlich gewünscht haben, und womit man die Patienten frei schalten lassen kan, weil man inficirten Kranken, um nicht selbst durch die Berührung angesteckt zu werden, den Gebrauch der Arzneien, wohin die lange Mode gewesenen Quecksilber- und Schwefelsalben gehören, ihrer eigenen unvorsichtigen Willkühr anvertrauet hat. Der reine Schwefel war bis jeßt das specifike Mittel gegen die Kräße, man macht Salben daraus, wie bekant ist, und läßt ihn zugleich innerlich nehmen. Seine kräftige Würksamkeit in Hautkrankheiten ist wohl nicht in Zweifel zu ziehn, nur wäre noch manches bei seinem Gebrauche zu erinnern, vorzüglich wenn vornehmere Personen mit der Kräße, wofür man sich so sehr schämet, behaftet werden, und welche ein jeder gern durch ein weniger sich verrathendes Heilungsmittel verheimlichen mögte.

Eine unter den Aerzten längst bekante Pflanze will ich jeßt in dieser Krankheit sehr empfehlen, es ist die Alantwurzel (Inula Helenium L.) welche viele bei uns schon als ein Hausmittel kennen. Ich bin auch nicht der erste, welcher die Würksamkeit dieser Arznei sowohl den innerlichen als äusserlichen Gebrauch in Hautausschlägen anempfiehlet, sondern jeßt will ich nur die Methode bekant machen, wie man seit verschiedenen Jahren in unserm Fürstl. Waisenhause schon vor meiner Besorgung desselben bei der Kur der Kinder verfähret, die von der Kräße angesteckt worden sind. Als ein Geheimniß, sagte man mir, wäre von einem Biedermann folgende Zubereitung der Alantwurzel unlängst als das würksamste Heilungsmittel gegen die öfter vorkommenden von der Kräße angesteckten Waisenkinder anvertraut worden. Um des gemeinen Besten willen, war es also meine Pflicht, kein Geheimniß von dieser Art zurückzubehalten, sondern meine bestätigten Erfahrungen zu weiterer Nüßlichkeit öffentlich bekant zu machen.

Man nimt ein halbes Pfund geschälte Alantwurzel, schneidet selbige vorher in Stücken, gießt auf diese Portion etwa ein Stübchen Wasser, und läßt alles bis zur Consistenz eines Breies einkochen, thut nachdem ein Viertel Pfund ungesalzene Butter hinzu, und so läßt man diese Mischung, welche die Beschaffenheit einer weichen Salbe bekommen muß, erkalten. Während des Kochens ist vorher noch zu merken, daß man die in der Hiße des Wassers aufgelöseten Wurzelfäserchen sorgfältig mit einem Spatel wegnimt, damit nichts hartes zurückbleibt, welches sonst dem Patienten beim Einreiben in die Haut

Schmerzen verursachen würde. Die eben beschriebene Quantität von einem halben Pfunde der Alantwurzel braucht nur zubereitet zu werden, wenn in einer Familie mehrere Patienten der Salbe bedürfen, wie dieses bei der Kräße öfters der Fall ist, sonst kan man mit einer geringern Portion erst den Versuch machen.

Man verfährt mit dem Gebrauche dieser Salbe auf folgende Art: des Abends vor Schlafengehn werden alle Stellen des Körpers, die von der Kräße angegriffen sind, eingerieben, und zu gleicher Zeit trinkt der Patient Morgen und Abend ein Paar Tassen von einem Aufguß der Alantwurzel, welcher wie gewöhnlicher Thee zubereitet wird, nur, daß man selbigen ein wenig stärker ziehn läßt.

Zu erinnern habe ich noch, daß jedesmal den folgenden Morgen nach der Einreibung die Salbe von der Haut mit Seife und Wasser abgewaschen wird, um beständig eine freie Ausdünstung durch die Schweißlöcher zu erhalten, eben so ist höchst nöthig, um eine neue Ansteckung zu vermeiden, öfters reine Wäsche anzulegen. Diese simple Kur zeigt, nachdem die Kräße mehr oder weniger heftig ist, in wenig Tagen die beste Würkung. Der Ausschlag trocknet an den eingeriebenen Stellen merklich ab, und so lange noch Unreinigkeiten im Körper sind, treibt die Salbe mit dem Thee von der Alantwurzel alles heraus, bis die Blutmasse völlig gereinigt worden ist. Nie wüßte ich, daß bei diesem Verfahren irgend ein Patient anderer Mittel noch nöthig gehabt hätte, oder daß üble Folgen, wie bei den sonst gewöhnlichen Kuren von zurückgetriebener Kräße entstanden wären. Der Wunsch, welcher mir jeßt noch übrig bleibt, ist, daß unsere Apotheken diese Salbe von der Alantwurzel zu jedermanns Gebrauch auf die von mir beschriebene Weise vorräthig haben mögen, um dadurch den täglich von dieser Art vorkommenden Patienten auf die bequemste Weise behülflich zu seyn *).

Doct. F. H. Brückmann, Jun.

*) Unter dem officiellen Namen könte diese Salbe Unguentum Helenii contra scabiem verschrieben werden.

Anekdote.

Tableau de Paris Tome II.

Bei Ludewigs des XVI. Gelangung zum Thron, — thaten neue und menschliche Minister eine Handlung der Gerechtigkeit und Güte, indem sie die Register der Bastille durchsahen, und viele der Gefangenen losließen.

Unter der Anzahl dieser war ein Greis,

Greis, der seit sieben und vierzig Jahren, zwischen vier dicken und kalten Mauern seufzte. Gehärtet durch Widerwärtigkeit, welche den Menschen stärkt, wenn sie ihn nicht überwältigt, hatte er die Langeweile und die Schrecken der Gefangenschaft mit einer männlichen und muthvollen Standhaftigkeit ertragen. Seine weißen und seltenen Haare hatten beinahe die Härte des Eisens erhalten; und sein Körper, der, seit so langer Zeit in einem steinernen Sarg gesteckt, hatte so zu sagen dessen dichte Festigkeit angenommen.

Die niedrige Thür seines Grabes knarrt auf ihren schreckenden Angeln, öfnet sich, nicht halb, wie gewöhnlich, — eine unbekannte Stimme sagt ihm, er könne herausgehen.

Er glaubt es sey ein Traum; zweifelt; steht auf, geht mit einem zitternden Schritt, wundert sich über den Raum den er durchwandelt. Die Treppe des Gefängnisses, der Vorsaal, der Hof, alles scheint ihm groß, unermeßlich, ja fast ohne Schranken zu seyn. Er bleibt stehen wie verirrt und verloren; seine Augen können den Glanz des hellen Tages nicht ertragen; er sieht den Himmel an, als einen ihm neuen Gegenstand; sein Auge ist unbeweglich; — er kan nicht weinen; erstaunt von einem Platz zum andern gehen zu können, bleiben seine Beine so unbeweglich als seine Zunge; — endlich geht er aus der Thür des Gefängnisses.

Wie er merkte, daß er in einem Wagen, welcher ihn nach seiner alten Wohnung bringen solte gezogen wurde, gab er unartikulirte Töne von sich; er konte die außerordentliche Bewegung nicht ertragen; man mußte ihn aussteigen lassen. Geführt von einem mitleidigen Arm, fragt er nach der Straße, wo er ehemals gewohnt; er kömt dahin; sein Haus ist nicht mehr da; — ein öffentliches Gebäude ist an dessen Stelle. Er erkennt weder die Straße, noch die Stadt, noch die Gegenstände, welche er ehemals gesehen hatte. Die Wohnungen seiner Nachbarn, die in seinem Gedächtniß eingeprägt waren, haben neue Gestalten angenommen. Vergebens fragten seine Blicke alle Gestalten; er sah deren keine, davon das geringste Andenken in seiner Seele wäre. Erschrocken bleibt er stehen und holt einen tiefen Seufzer; die Stadt mag gleich mit lebenden Wesen bevölkert seyn, für ihn ist's ein todtes Volk; keiner kennt ihn; er kennt keinen; er beweint und vermißt seinen Kerker.

Bei dem Namen der Bastille, welche er anrufte, und welche er als einen Zufluchtsort zurückfordert; bei dem Anblick seiner Kleidung, welche von einem andern Jahrhundert zeugt, umgiebt man ihn. Neugierde und Mitleiden sammeln sich um ihn, die Aeltesten fragen ihn, und haben keinen Begrif von den Dingen davon er redet. Zufälligerweise führt man einen alten Bedienten, einen Thürhüter, zu ihm, welcher zitternd auf seinen Knien

Knien und seit funfzehn Jahren in seinem Gemach beschränkt nicht mehr als die nöthige Stärke hatte um das Seil der Thür anzuziehen; er erkennt den Herren nicht, dem er ehemals gedient hat, aber er erzählt ihm, daß seine Frau vor dreißig Jahren von Hunger und Elend gestorben sey, daß seine Kinder nach unbekanten Ländern gegangen, daß alle seine Freunde nicht mehr da sind. Er begleitet diese schreckliche Erzählung mit einer solchen Gleichgültigkeit, welche man bei vergangenen und fast vergeßnen Begebenheiten zu bezeigen pflegt. —

Der Unglückliche seufzt und seufzt allein. Diese zahlreiche Menge, welche ihm nichts als fremde Gesichter darstellt, läßt ihn sein Elend in seinem ganzen Umfang mehr fühlen, als die furchtbare Einsamkeit in welcher er lebte.

Vom Schmerz besiegt, geht er zum Minister, dessen edles Mitleiden ihm eine Freiheit geschenkt hatte, die ihm zur Last ist. Er neigte sich und sagt: „Lassen Sie mich in das Gefängniß zurückführen aus welchem sie mich gezogen haben.„

Wer kan seine Verwandten, seine Freunde, — ein ganzes Menschengeschlecht überleben; wer den Tod aller der Seinigen hören, ohne das Grab zu wünschen? Alle die Todesfälle, welche andern Menschen nur nach und nach einzutreten pflegen, haben mich in einem Augenblick betroffen. Von der menschlichen Gesellschaft abgesondert, lebte ich mit mir selbst. Hier kan ich weder mit mir selbst noch mit neuen Menschen leben, denen meine Verzweiflung nur ein Traum ist. Zu sterben ist nicht schrecklich, aber wie der lezte zu sterben.„

Der Minister ward gerührt. Man verband mit diesem Unglücklichen den alten Thürhüter, welcher noch mit ihm von seiner Frau und seinen Kindern reden konte. — Er hatte keinen andern Trost, als sich davon zu unterhalten. Er wolte nichts mit dem neuen Geschlecht zu thun haben, das er nicht hatte entstehen sehen: er hatte sich mitten in der Stadt eine Art von Einsamkeit gemacht, die nicht weniger einsam war als der Kerker, welchen er beinahe ein halbes Jahrhundert bewohnt hatte; und der Kummer keinen Menschen anzutreffen, — der ihm hätte sagen können, wir haben uns vor Zeiten gesehen, zögerte nicht, seinen Tagen ein Ziel zu setzen.

Anfrage.

Giebt es wohl Arten von Schlangen, die sich von Obst oder Hülsenfrüchten; oder überhaupt aus dem Pflanzenreiche ernähren? Hierüber wünscht man in diesem Magazine eine von einem Sachkundigen gewisse, mit Anführung seiner Autoritäten genaue Nachricht zu lesen.

Hannoverisches Magazin.

92tes Stück.

Montag, den 17ten November 1783.

Kurze Beschreibung der vormaligen Stadt Messina.

(Ein Auszug aus den Berichten eines Augenzeugen.)

Quis cladem illius noctis, quis funera fando,
Explicet, aut possit lacrymis æqare dolorem!
Urbs antiqua ruit, multos dominata per annos
Plurima perque vias sparguntur inertia passim
Corpora, perque domos, & plurima mortis imago.
Virg.

* * *

Messina ist sowohl ihres Alters, als auch ihrer ausgebreiteten Handelschaft, und ihres von der Natur selbst angelegten Hafens halber, imgleichen wegen ihres starken Seidenbaues berühmt.

Thucidides, Strabo, Polibius, Diodorus Siculus, Macrobius, u. a. m. erwähnen schon dieser Stadt, die anfänglich, wie uns Thucidides und Strabo melden, wegen ihres Ufers, das krumm wie eine Sichel ging, Zancle hieß, wie denn alles was krumm ist, von den Sicilianern Zancla genennet wurde.

Nachmals aber, als sie von den Messeniern aus Pelopones, oder auch, wie andere wollen, vom Anaxilas, einem Tyrannen zu Rhegio in Italien, der von Messena gebürtig war, verwüstet und eingenommen, darauf aber wieder gebauet und hergestellet worden, bekam sie den Namen Messena oder Messina, im lateinischen Messana.

Jedoch auch diesen Namen verloren oder verachteten wenigstens die nachherigen Einwohner von Messina, und man nannte sie aus folgender Ursache Mamertiner.

Die alten Mamertiner waren eigentlich gewisse alte italienische Völker in Campanien. Sie gingen nach Sicilien über, und ließen sich in Messina nieder, wo sie so mächtig wurden, daß sie sich von der Stadt Meister machten. Ihre Benennung Mamertiner behielten sie bei.

Messina, diese so sehr berühmte Handelsstadt, welche mit Palermo nicht nur um den Vorzug, sondern

auch um die Ehre, die Hauptstadt im Lande zu seyn stritte, lag in dem östlichen Theile des sogenannten **Val de Demona**, auf der Küste des **Pharo di Messina** in Sicilien, dem festen Lande von Italien gegen über, wovon sie durch das schmale wüthende Meer getrennet wurde.

Vor dem sie betroffenen Unglück war sie eine ansehnliche reiche Stadt, die vor der im Jahre 1743 daselbst grassirenden Pest, an die 80,000 Einwohner zählte. Ihre Vorstädte, welche man **Zurias** nannte, sollen allein im Stande gewesen seyn, auf jeden Wink 10,000 Mann zu stellen.

Unter den vielen schönen und prächtigen Gebäuden, Pallästen, Kirchen und Klöstern, die sich in Messina befanden, nahm wohl unstreitig die Kathedralkirche, die im Mittelpunkte der Stadt lag, den ersten Plaz ein. Sie stand allein, auf einem freien Plaze, war auf zwo Seiten von zwo Gassen umgeben, und der heiligen Jungfrau gewidmet. Man nannte sie **Sainte Marie neuve**, vermuthlich deßwegen, weil sich daselbst eine ältere Marienkirche befand. Dem ungeachtet aber war sie schon sehr alt, denn ihre Unförmlichkeit und die Schwere des Gebäudes zeigte mehr als zu deutlich, daß sie in jenen barbarischen Zeiten erbauet worden, worin nicht viel Geschmack war. Ihr Portal war von Marmor und geschmacklos angelegt. Man sahe folgende Worte mit großen gothischen Buchstaben darüber geschrieben: Grand Mercy à Messine. Diese nemlichen Worte standen mit eben dergleichen, aber kleineren Buchstaben über der Thür des Glockenthurms. Die Meinungen über die Ursachen einer solchen öffentlichen Danksagung sind getheilt.

Die Sprache, in welcher sie geschrieben, zeigt an, daß sie von Franzosen oder Normännern herkommen, als welche viele Jahre lang von beiden Sicilien Meister waren. Einige behaupten, die Franzosen hätten diese Worte geschrieben, um den Messinern dafür ihre Dankbarkeit zu bezeigen, daß sie ihrer in dem bekanten Blutbade, die sicilianische Vesper genannt, geschont hätten. Allein dieses ist unstreitig ein Irrthum. Denn ob es gleich wahr ist, daß die Franzosen zu Messina damals nicht umgebracht worden; so hatten selbige dennoch solches nicht den Messinern, sondern der Klugheit und Tapferkeit des Generallieutenants Herberts zu danken, den der König **Karl** über die ganze Insel gesezt hatte. Dieser wußte einige Tage lang die Bemühung der Messiner zu verhindern, daß sie ihn, nebst seiner Besazung, nicht überfallen konten. Endlich griffen sie ihn mit Gewalt an, und zwangen ihn, da ihre Anzahl sich vermehrte, sich nach Calabrien zu begeben. Es wurde hierbei niemand verschont, als **Wilhelm de Porcelets**, ein Edelmann aus Provence, der Gouverneur von einer kleinen Stadt war, und durch seine Verdienste auch bei den Erbittertsten sich eine gewisse Hochachtung zu erwerben gewußt hatte. Allein, da er seine Erhaltung gerade

rade den Messinern nicht zu danken hatte, so ist auch nicht zu vermuthen, daß diese Dankbarkeit von ihm herkomme. Von andern Franzosen läßt es sich gleichfalls nicht vermuthen, als welche ihre Erhaltung bloß der Wachsamkeit ihrer Vorgesetzten zu verdanken hatten. Andere sagen, zur Zeit der Kreuzzüge hätte eine französische Flotte durch einen Sturm viel ausgestanden. Man hätte sie in dem Hafen zu Messina aufgenommen, ihre Schiffe ausgebessert, und sie mit Lebensmitteln und allen Nothwendigkeiten hinlänglich versehen, und zur Erkenntlichkeit und Dankbezeigung hätte diese Flotte die erwähnte öffentliche Danksagung an das Portal der Kathedralkirche und über die Thurmthür setzen lassen.

Das Gewölbe dieser Kirche war mit Vergoldungen und einigen neuern ziemlich guten Gemälden geziert. Der hohe Altar darin war schön, bestand aus einem Stück und hatte vier große und vier kleine mit Agatsteinen eingefaßte Säulen. Die Fußgestelle und Kapitale waren von Erzt und vergoldet, die Monstranz aber von Gold. Der Thron des Vice-Königs war auf der Evangelienseite, zwischen der Sakristey und dem Chore. Er hatte 10 bis 11 Stuffen, die beinahe 2 Schuhe breit und einen hoch waren. Auf diesen Stuffen befand sich eine länglicht runde Plattforme, die auf der einen Seite ungefähr 8 Fuß, und auf der andern 6 betrug. Auf derselben stand ein großer mit einem gestickten Himmel bedeckter Lehnstuhl. Hier nahm der Vice-König seinen Platz ein, wenn er dem Gottesdienste beiwohnte.

Es waren auch viele Kapellen in dieser Kirche. Die zwo prächtigsten darunter befanden sich an der Seite des hohen Altars. Die auf der Evangelienseite war der heiligen Jungfrau gewidmet, deren silberne gut gearbeitete und mit vielen Edelsteinen, Ringen und andern Kostbarkeiten ausgeschmückte Statüe auf dem Altar stand. Außerdem war der Altar mit einer erstaunlichen Menge von Silbersachen, und besonders mit einer großen Anzahl von Lampen versehen, die Tag und Nacht brannten. An den, inwendig mit schönem Marmor und Agat ausgelegten Mauern standen hin und wieder verschiedene Denksprüche mit goldenen und silbernen Buchstaben eingegraben.

Die Kapelle gegen über war mit schöner Bildhauerarbeit und mit Statüen ausgeziert, und in der Sakristey wurde eine Menge kostbarer mit Edelsteinen besetzter Silbergeschirre aufbewahrt.

Der zur Kathedralkirche gehörige Thurm war stark gebauet, viereckigt, und nicht viel höher als der Gibel der Kirche. Da seine Basis breit, stark und so groß war, daß der Schatz, die Archive, und die griechischen Manuscripte des Constantin Lascaris darin aufbewahrt werden konten, so würde man ihn viel höher haben aufführen können, allein vielleicht war die Furcht vor den Erdbeben die Ursache davon, daß man es nicht gethan.

Die allhier befindlichen Kanonici

waren reich, und verwalteten ihr Amt durch Procuratores.

Die Jesuiten hatten bis zu ihrer Aufhebung vier Häuser zu Messina, und ein Collegium, welches mit den geschicktesten Professoren versehen war. Ihre Kirchen waren schön, ihre Gebäude prächtig, und sie hatten unter andern ein Observatorium, von welchem man den Berg Gebel entdecken konte, ungeachtet er beinahe 70 Meilen davon entlegen war.

Die Dominikaner besaßen daselbst zwei Klöster. Auch gab es hier Theatiner, Karmeliter, Kapuziner, Augustiner, Serviten, Maturiner, Kreuzherren, Patres agonizantes, römische Patres Oratorii, zwo bis dreierlei Arten griechischer Mönche, und viele Nonnenklöster. Ihre Anzahl war würklich größer, als man sich einbilden kan. Nur einiger davon zu gedenken, so waren unter andern folgende mit guten Einkünften versehene Klöster, Seminarien und Convente in Messina befindlich, als: Convento di St. Francesco, del Carmino, St. Augustino, di St. Dominico, di St. Gironimo, di St. Maria Giesu, della Maddalena, de Scappucini, Monasterio di Donne, St. Clara, Santo Lio, St. Catarina di Belverde, Santa Barbara, del Spirito Santo, di St. Maria del Alto, di Basico, delle ripentice, del Monte di Vergine, di St. Maria della, u. s. w. Alle diese Klöster waren reich, kostbar gebauet, und ihre Kirchen auf das prächtigste aufgeführt.

Außerdem waren zu Messina noch viele Kirchen, worunter sich zehn Pfarrkirchen befanden, und noch viel mehrere Kapellen, die verschiedenen Brüderschaften zugehörten, die sich hier niedergelassen hatten. Nur einige davon sollen hier namhaft gemacht werden, als: St. Vincenzo, St. Giovanni, St. Leonardo, Santa Maria de Greci, S. Giovanni di Greci, St. Luca, St. Pietro, St. Jacomo, St. Nicolao del Vescovato, St. Angelo de gli orfanelli, St. Gioseppe, St. Crispino, St. Giorgio, St. Marco, St. Filippo, St. Blasio, St. Giuliano de Crini, St. Nicolao de Tie, St. Maria della carita, St. Antonio, St. Paulo, St. Sebastiano.

Das erzbischöfliche Seminarium lag in der sogenannten neuen Straße. Es war ein großes, ansehnliches und geräumiges Gebäude, davon die eine Façade auf die Straße, und die andere auf den Damm zuging. Die darin befindlichen Seminaristen gingen blau gekleidet. Ihre Kleidung bestand in einem langen Unterrock, und einem Oberrock mit herabhangenden Aermeln, einem kleinen runden Kragen, und einem schwarzen aufgekrempten Huthe zum Ausgehen. Zu Hause trugen sie eine viereckigte Mütze mit 3 Hörnern, die, so wie ihre übrige Kleidung, auch blau war. Das Geld zur Unterhaltung dieses Seminariums ward von allen Kirchspielen des Erzbisthums eingehoben. Jedes Kirchspiel ward nach Verhältniß seiner Güter, und nach der Anzahl seiner Ein=

Einwohner geschätzt, und jedes hatte nach Maaßgabe der Abgabe, die es ans Seminarium bezahlte, das Recht, eine gewisse Anzahl von jungen Leuten dahin zu schicken. Je mehr ein Kirchspiel entrichtete, destomehr Stellen hatte es auch im Seminarium zu besetzen. Die Anzahl der Seminaristen belief sich über 200. Man nahm aber auch diejenigen auf, so sich meldeten, wenn gleich die eigentlich gestifteten Stellen schon besetzt, und nur noch Zimmer ledig waren. Nur mußten solche alsdenn Kostgeld bezahlen. Sie kamen im zwölften Jahre hinein, und gingen ab, wenn sie Priester waren. Sie hatten ein Recht an den Beneficien des Erzbisthums und ein Privilegium, so, daß sie allezeit denjenigen vorgezogen wurden, die nicht im Seminarium erzogen waren.

Der Pallast des Erzbischofs war in eben der Straße. Er war groß und gut gebauet.

Das Hospital für Kranke, welches man **Loggia** nannte, war unter allen öffentlichen Gebäuden das schönste, und suchte vielleicht in ganz Europa vergeblich seines gleichen. So wohl Kranke männlichen als weiblichen Geschlechts wurden darin aufgenommen. Es lag auf dem großen Platze am Ende der Strade neuve. Dieser Platz war mit vier Brunnen von sehr schönem inländischen Marmor, und überaus prächtigen Gebäuden geziert.

Außer der **Loggia** war hier noch ein weitläuftiges prächtiges und sehr reiches Hospital, in welches man die Armen, so entweder noch gesund, oder ungesund, oder verstümmelt waren, imgleichen Waisen, ausgesetzte Kinder, alte und gebrechliche Leute, wie auch Unsinnige und andere Nothleidende aufnahm.

Die in diesem ansehnlichen Hospitale versorgten Waisenkinder wurden mit einem Rocke von weißer Leinewand, die Findlinge aber braun gekleidet.

Der Pallast des Montis Pietatis war nahe bei diesem Hospital. Er war groß, weitläuftig und gut gebauet.

Die schönsten Straßen in Messina waren mit dem Hafen parallel. Diejenigen, welche von den Hügeln herabgingen, durchschnitten sie fast alle in geraden Winkeln, und machten kleine Plätze oder Kreuzwege aus, die mit Brunnen geziert waren.

Das Wasser in den Brunnen war gut, wenigstens das, welches durch unterirdische Kanäle durch die Stadt vertheilt wurde.

Nahe bei Messina, so wie auch überhaupt in den dortigen Gegenden, gab es heiße Quellen, deren Wasser zum Theil nach Schwefel, zum Theil nach Vitriol schmeckte.

Den Hafen hatte nicht allein die Kunst, sondern selbst die Natur angelegt. Er war für die Schiffahrt außerordentlich bequem, länglicht rund, überaus lang, sehr geräumig, und so tief, daß Schiffe von 80 Kanonen sich sehr nahe bei dem Damme vor Anker legen, und vermittelst eines übergeleg-

 ten

ten Brettes landen konten. Dieser Damm bestand aus einer bloßen Mauer, ohne alle weitere Befestigung. Er war ungefähr 60 Ruthen breit, und diente des Abends zum gewöhnlichen Spaziergange. Er war mit Gebäuden von Werkstücken eingefaßt, die vier Stock hoch, einander gleich, und in einer Linie angelegt, zugleich aber gut und stark gebauet waren. Diese Gebäude hatten wegen ihrer Höhe und Gleichheit von weitem ein sehr gutes Ansehen. An der Seite nach dem Hafen zu hatten sie keine Thüren, sondern man mußte den Eingang theils auf der großen Straße, welche nach dem Pallast des Vice-Königs zuging, theils in einer kleinen engen finstern Gasse suchen, die eben so krumm war, als die Seite des Hafen, nach deren Figur diese Gassen angelegt waren.

Es gingen sieben bis acht Straßen nach dem Hafen zu, deren Zugänge mit Thoren verschlossen, diese aber mit Wachen besetzt waren, die alles genau durchsuchten, was in die Stadt ein- und ausging, damit der auf die Waaren gelegte Zoll nicht defraudirt werden konte. Außer diesen Wachen fuhren noch beständig Tag und Nacht viele Feluken um die Schiffe herum, um den Contrebandhandel zu verhindern.

Dieser prächtige Hafen war in seinem größten Umfange 1200 geometrische Schritte, und in seinem kleinsten 5 bis 600 groß. Auf der Meerseite war er mit einem schmalen Strich Landes verschlossen, der ungefähr 100 Ruthen lang, und von Natur krumm war, so, daß er ungefähr die Hälfte von der länglicht runden Figur ausmachte. Der breiteste Theil war auf der Seite gegen Osten. Man hatte daselbst eine Citadelle von Bastionen angelegt. Das westliche Ende von diesem schmalen Strich Landes war etwas krummer, als es eigentlich hätte seyn müssen, um eine vollkommen länglicht runde Figur zu formiren. Man hatte auf selbiges einen starken viereckigten Doujon mit runden Thürmen gesetzt, und dadurch konte der Eingang des Hafen auf der Seite gegen Norden beschützt werden. Daselbst war eine gute Anzahl von Kanonen auf vielen hohen und niedrigen Batterien gepflanzt, und auch ein Gouverneur und eine Besatzung befindlich. Dieses Fort hieß St. Salvador. und zwar Castello del Salvadore, und Torrione del Salvadore. Die Gegend in welcher das letztere lag, bestund eigentlich aus einem einzelnen Felsen, der von dem Ende des schmalen Strich Landes, welcher den Hafen formirte, und von dem Castello del Salvadore, das darauf stund, 3 bis 400 Schritte entfernt war.

Man hatte solches durch zwo Mauern mit selbigem vereinigt, die 50 bis 60 Schritte von einander entfernt, und mit einer platten Bastion in der Mitte, mit einer auf der Seite des Hafen, und mit einer dritten auf der Seite der Rhede versehen waren.

Die

Die Tete dieses Werks, die sich am Ende des schmalen Strich Landes befand, war mit zwo halben Bastionen und durch einen trockenen Graben befestiget, in den man das Seewasser leicht würde haben leiten können, wenn man ihn vollends hätte durchstechen wollen. Diese platten Bastionen und die Courtinen derselben, welche die Rhede bestrichen, waren mit Batterien versehen. Der Eingang des Hafen war ziemlich enge, wurde von erwähnter Fortereße St. Salvador in einer verschloßenen Bastion völlig commandirt, welche Porto royale hieß, und auf der ein alter starker Thurm stand, der mit Kanonen besetzt war, dergestalt, daß ein Schif schwerlich mit Gewalt durch diesen Paß hätte kommen können, ohne in Grund gebohrt zu werden.

Auf eben erwähntem schmalen Strich Landes, befand sich auch noch ein Arsenal, unweit von dem Torrione del Salvadore, dergleichen auch eins in der Stadt selbst, nicht weit vom Hafen befindlich war.

Das Lazareth lag nahe an dem schmalen Strich Landes, auf einer kleinen Insel, oder vielmehr auf einem Felsen, der ganz mit dem Meer umgeben war.

Die Citadelle, sonst auch Palazzo Regio genannt, hatte fünf regulaire und gut gebauete Bastionen. Die Schanzen und Parapets waren mit Kanonen besetzt. Mitten in dieser Fortereße befand sich ein viereckigter Waffenplatz, der mit Casernen für die Soldaten, und Wohnungen für die Officiere umgeben war.

Die Stadt Messina war unten an der Lehne vieler Hügel, die sie ordentlich umgaben, gebauet, und dieserwegen konte man sie nicht ordentlich, wenigstens nicht recht regelmäßig befestigen. Ihre Ringmauer war sehr irregulair. Man bemerkte an derselben aus- und einlaufende Winkel ohne alle Abmessung, Bastionen, Thürme von allen Zeitaltern der Welt, abgesonderte Werke von allen Gattungen, die überhaupt ein Werk ausmachten, das nichts taugte. Man hatte der Schwäche der Ringmauer der Stadt, und der Unmöglichkeit, eine beßere anlegen zu können, dadurch abzuhelfen gesucht, daß man auf den Höhen, die sie commandirten, Forts angelegt.

Die ansehnlichsten von diesen Fortereßen außer der Citadelle und St. Salvador, waren Castello Mattagrisoni, Castello Congaza, Porta Reale, Forte del Castellazzo, Forte di Jacomo, Consagra und Castel-Reale.

Allein nach dem Hafen zu hatte Messina an die 15 mit Wachen besetzte Thore. Sie hießen: Porta della Conzaria vechia, del Campo, della Pescaria, Porticella, della Doga nova, del Sale, della Dogana vechia, vor welchem Thore eine schöne Fontaine gleichen Namens war, Porta del Martoriare, de Gotillmomini, del Pozzo lione, delle Cocule, di Camizzari,

zari, delli Tintori, di St. Giovanni, und Porta del Borgo.

Die drei Brücken, die sich über dem an der Landseite gelegenen großen Stadtgraben befanden, hießen Ponte di Porta imperiale, Ponte della Gindeica und Ponte di Porta Reale, über welche leztere man in die Vorstadt gleichen Namens kam, die meistens von Fischern bewohnt wurde.

Messina hatte vier Vorstädte. Sie hießen Zacra, Sant Philippo, Santo Dio und Porta Reale. In der leztern, die zugleich die volkreichste war, hatten sich mitten unter den Fischern, auch die sogenannten Minstenbrüder niedergelassen, und zwar in der Gegend, wo der heilige Franciscus de Paula mit seinen Gefährten angelangt seyn soll, nachdem er auf seinem Mantel über den Faro von Messina gesegelt war. In den andern Vorstädten wohnten meistens Gärtner, Winzer, Tagelöhner, die die Weinberge, die Maulbeerbäume und die umliegenden Felder baueten, nebst einer ansehnlichen Menge von Seidenarbeitern, Spinnern, Webern, u. s. w.

Auch war zu Messina eine berühmte Universität, welche vom Raphael Volaterannus eine hohe Schule des ganzen Siciliens genennet wurde.

Dieses wäre nun die kurze Beschreibung dieser berühmten Haupt- und Handelsstadt in Sicilien, die am 5ten Februar dieses Jahrs das traurige Schicksal erfahren mußte, welches am 5ten November 1755 die Stadt Lissabon betroffen, daß nemlich eine schreckliche Erderschütterung ihre Häuser und Palläste, ihre Kirchen und Schlösser in einen Schutt- und Steinhaufen verwandelte, so, daß leider! von selbiger nichts weiter mehr vorhanden ist, als ein Theil der oben beschriebenen Citadelle, eine Kirche und das Capuzinerkloster.

Gemeinnützige Erfindung.

Erfundenes Pfeifenrohr zum medicinischen Gebrauch.

Ein Schweizer, Zedele Carmine, Machinist in dem Großherzoglichen Pallast zu Florenz hat ein Pfeifenrohr erfunden, welches auf eine solche Art eingerichtet ist, daß wenn man dadurch in irgend einer Absicht Tabacksrauch in die Eingeweide des Menschen bringen will, der Rauch ohne Unterbrechung aus demselben herausgeht, sowohl, wenn man den Stöpsel vorn fortstößt, als wenn man ihn zurückzieht.

Hannoverisches Magazin.

93tes Stück.

Freitag, den 21ten November 1783.

Von einem nützlichen Lehrbuche für deutsche Schulen.

Es ist längst von vielen ein kleines Buch gewünscht worden, welches die große Lücke zwischen der Abcfibel und dem Catechismus ausfüllete. Ein Buch, welches leichte Sätze enthielte, wobei die Kinder auf eine angenehme Art geübet würden, gut zu lesen, aufmerksam zu seyn, ihren Verstand zu gebrauchen und nachzudenken; und welches geschickt wäre, ihnen einige Kenntnisse von Sachen und Handlungen des gemeinen Lebens beizubringen, die in allen Lebensarten und Ständen zuweilen nützlich sind. Ein Buch, welches wohlfeil wäre, damit es auch den unvermögendern Kindern in die Hände kommen könte.

Diese Absichten zu erreichen, hat Herr Pastor Gladbach zu Oldendorf im Fürstenthum Calenberg, vor kurzem ein Buch auf seine Kosten drucken lassen, welches er zum Unterschiede der Abcfibel, eine Lesefibel nennet, die nur zwei Bogen stark ist. In der Vorrede sagt er, daß seine Absicht dabei gewesen sey

1) **Die Kinder auf eine angenehme und leichte Art im guten lesen zu üben.** Gut zu lesen ist eine Geschicklichkeit, die man nur bei sehr wenigen findet, und die selbst ein Klopstock für so wichtig hält, in der Vorrede zu dem sechsten Gesange seiner Messiade Regeln davon zu geben. Unter den Bedienten männlichen und weiblichen Geschlechts, unter den Handwerkern und geringen Leuten, findet man sehr selten einen, der nur einigermaaßen erträglich, deutlich, verständlich, fertig und nach den Unterscheidungszeichen lesen könte. Diese Geschicklichkeit kan, wie es scheinet, nicht besser erlernet werden, als bei Lesung sehr leichter Gegenstände, wie sie in dieser Fibel vorkommen. Und weil die Kenntniß der Unterscheidungszeichen dazu unentbehrlich ist, fängt der Verfasser mit denselben an, und erläutert sie mit Exempeln.

2) **Anlaß zur Aufmerksamkeit, zum Gebrauch des Verstandes und zum Nachdenken zu geben;** welches bei leichten und sinnlichen Gegenständen am besten geschehen kan, die hier beschrieben werden.

3) **Leichte Sprachübungen zu geben.** Die hochdeutsche Sprache ist in Niedersachsen den meisten Bürger- und allen Bauernkindern lange nicht bekant genug, daß sie sie recht und leicht verstehen, noch weniger, daß sie ihre Gedanken darin ausdrücken können. Ja nicht allein Kindern, sondern auch den mehrsten Erwachsenen in niedrigen Ständen fehlet diese Geschicklichkeit, weil sie in den Schulen nicht genug dazu angeführt worden sind. Da aber aller Unterricht, wodurch sie zu guten, nützlichen und glücklichen Menschen gebildet werden sollen, in hochdeutscher Sprache geschiehet; da auch alle Bücher, die sie zu dieser Absicht gebrauchen, im Hochdeutschen geschrieben sind, so ist ihnen eine mehrere Uebung in dieser Sprache ungemein nöthig. Denn, wie kan sonst ihr Verstand durch Bücher und öffentlichen Vortrag erleuchtet, und ihr Herz gebessert werden? Diese Kenntniß der hochdeutschen Sprache aber scheint nicht besser befördert werden zu können, als durch Lesung und Unterredung über sinnliche Dinge von Sachen und Handlungen des gemeinen Lebens, die in dieser Fibel vorkommen.

4) **Den Grund zu vielen nützlichen Kenntnissen zu legen.** Diese wichtigen Absichten hat der Herr Verfasser dadurch zu erreichen gesucht, daß er das leichteste und nöthigste aus der Sittenlehre und Naturgeschichte beigebracht, welches in allen Lebensarten und Ständen zu wissen nützlich ist. Mit der Naturhistorie wird der Anfang gemacht, und von S. 4. bis 8. vom Menschen gehandelt, von der Seele, dem Leibe, den Sinnen und der Würde desselben. Darauf folgen einige Pflichten gegen den Leib in Gesundheit und Krankheit.

Hierauf wird von der Erdkugel, vom Wasser und Lande, und S. 10. von den Thieren geredet; von Fischen, Vögeln, vierfüßigen Thieren und Gewürme; S. 14. von den Pflanzen, Garten- und Feldgewächsen, Stauden und Bäumen; S. 17. von der Sonne, dem Monde und den Sternen. Hierauf von den entbehrlichen und unentbehrlichen Bedürfnissen des Menschen. S. 18. kommen die Pflichten gegen unser Vermögen, Sparsamkeit, Aufmerksamkeit auf unsere Sachen, Fleiß, Entfernung vom Geitze, Liebe zur Ordnung vor, S. 20. werden die verschiedenen Arbeiten beschrieben, die geschehen müssen, um unsere Bedürfnisse zu befriedigen, Manufakturen, Fabriken, Handwerke; S. 22. Maaßen, Gewichte, Münzen; S. 23. Sorge für unsere Ehre; S. 24. Den Nächsten zu lieben, niemand zu schaden, redlich, gefällig, mitleidig, gerecht zu seyn, nicht zu stehlen, oder zu betriegen, Schulden zu bezahlen, und kein Hehler zu seyn; S. 26. Sanftmuth, Ehrerbietung gegen Aeltern und Lehrer, – Pflichten gegen die Ehre des Nächsten; Wahrheitsliebe, Friedfertigkeit; S. 28. Sorge für die Gesundheit und das Leben des Nächsten, Dankbarkeit; S. 29. Namen verschiedener

schiedener Völker; S. 30. Alles stehet unter der Herrschaft Gottes. Den Beschluß machen einige kurze Gebete und Verse aus Gesängen.

Aus diesem Inhalte siehet man, daß dieses Buch lauter leichte und meist sinnliche Gegenstände enthält; und daß es, außer den Absichten, die der Herr Verfasser angeführt hat, zugleich geschickt ist, die Kinder zur Erkenntniß Gottes und der Religion vorzubereiten und anzuführen. Die Betrachtung der Geschöpfe, davon in dieser Fibel geredet wird, führet einen Menschen auf die leichteste Weise zu der Erkenntniß des Schöpfers und Herrn der Welt. Sie enthält die deutlichsten und unwidersprechlichsten Beweise der Macht, Weisheit und Güte Gottes. Denn, wenn wir die Größe und Menge der Kreaturen, ihre künstliche Einrichtung und Natur, ihre regelmäßige Verbindung und beständig fortdauernde Ordnung, auch ihren mannigfaltigen Nutzen zum Leben und Wohlseyn der Menschen erkennen: so können wir dem Gedanken nicht widerstehen, daß ein höchst mächtiges weises und gütiges Wesen diese Welt hervorgebracht habe, auch noch jetzt erhalte und regiere; und daß dieses höchste Wesen unsere größte Liebe, Vertrauen, Ehrfurcht und Anbetung verdiene. Daß dieses die leichteste Art sey, die Majestät Gottes zu erkennen, haben schon die Weisesten unter den Heiden bemerkt. Und die größten Volkslehrer haben bei Unwissenden und Einfältigen allezeit von dieser Betrachtung der Geschöpfe den Anfang gemacht, wenn sie dieselben zur Erkenntniß Gottes und zu höhern Religionskenntnissen führen wolten. So macht es Paulus Röm. 1, v. 19. 20. Ap. Gesch. 14, v. 15-17. vergl. 11-14. Cap. 17, v. 24-31. vergl. 16. 22. 23. Es ist zu wünschen, daß die wichtigen Absichten, die der Herr Verfasser bei dieser Lesefibel gehabt, bei vielen Kindern erreichet werden mögen. Denn wünschen wir mehr Aufklärung, mehr Redlichkeit, fleißiges und getreues Gesinde und Tagelöhner, so müssen wir bei der Erziehung der Jugend anfangen.

Einige Nachrichten von dem verstorbenen D. William Hunter.

Aus einem Briefe des Herrn Hofrath Loders aus London vom 8ten April d. J., an den Herrn Bergrath Doctor Buchholz in Weimar *).

Von medicinischen Neuigkeiten kan ich Ihnen keine interessantere, aber auch keine mir empfindlichere melden, als die, daß der Doctor Hunter

 am

*) Aus den Gothaischen gelehrten Zeitungen von d. J. St. 37. S. 297. u. f.

am 30ten vorigen Monats, im 67ten Jahre seines Alters, an einer zurückgetretenen Gicht gestorben ist. Mich hat seit langer Zeit kein Verlust so sehr afficirt, als dieser. Ich hoffe, daß es Ihnen angenehm seyn wird, wenn ich Ihnen etwas von den Lebensumständen dieses um unsere Wissenschaft so sehr verdienten Mannes melde. Sie können sich auf deren Glaubwürdigkeit um so mehr verlassen, da ich sie größtentheils aus seinem eigenen, und dem Munde seiner vertrautesten Freunde geschöpft habe.

Doctor **William Hunter** war zu Kilbride in Schottland von sehr armen Aeltern, die ihn fast gar nicht unterstüzen konten, geboren. Er war, wie Boerhaave, Linné und andere große Aerzte, anfangs zur Theologie bestimmt, studirte dieselbe auch in Glasgow 5 Jahre, wiewohl nicht mit Neigung, als er mit dem noch lebenden berühmten Doctor **Cullen**, der damals praktischer Arzt in Hamilton war, bekant ward. Dieser ermunterte ihn, Medicin zu studiren, schafte ihm auch bald die Einwilligung seines Vaters dazu, und nahm ihn in sein Haus, wo er die zwei glücklichsten und angenehmsten Jahre seines Lebens durchlebte.

In Schottland pflegten damals die praktischen Aerzte im Lande auch die Wundarzneikunst auszuüben; zu dieser hatte Doctor **Cullen** selbst nie Neigung, und bestimmte daher den jungen **Hunter** dazu, diesen Theil der Arzneikunst, als sein Gehülfe zu treiben. Er schickte ihn also zuerst nach Edinburgh, wo Herr **Hunter** unter dem ältern **Alexander Monro** studirte, und hernach nach London zum Doctor **Douglas**, einem Schottländer, der als Anatom, praktischer Arzt und Geburtshelfer, in großem Ansehn stand. Dieser verschafte ihm den Zutrit ins Georgespital, und zu dem durch seine anatomischen Präparationen so bekanten Doctor **Nicholls**. Am Ende des Winters, wolte Herr **Hunter** wieder nach Hamilton zu Doctor **Cullen** zurück gehen, Doctor **Douglas** aber beredete ihn, in London zu bleiben, ihm bei seinen anatomischen Arbeiten zu helfen, hernach mit seinem Sohn nach Frankreich zu gehen, und dann in London die Anatomie zu lehren. Hierin willigte Doctor **Cullen** gern, da er's als ein Glück für den jungen **Hunter** ansah, zumal, weil er selbst eben einen Ruf bekommen hatte, von Hamilton nach Glasgow zu gehen. **Hunter** blieb also eine Zeitlang beim Doctor **Douglas**, und reisete hernach 1742 nach Paris, wo er einem ganzen Curs über die Anatomie bei Mr. **Ferrein**, und einem über die chirurgischen Operationen bei Mr. le **Dran** beiwohnte. Er ging hierauf nach London zurück, und fing bald, nach dem Tode seines Lehrers und Beförderers **Douglas**, an, die Anatomie zu lehren, bis ihn etliche Jahre nachher eine Krankheit mitten im Laufe seiner Vorlesungen unterbrach. Als er sich von dieser erholt hatte, ging er nach Holland, um

den

den großen Albinus zu hören, und nahm seinen Rückweg über Paris. Bei seiner Rückkunft nach London, fing sein Beifall an beträchtlich zuzunehmen; er trat in die Gesellschaft der Wundärzte, und übte auch die Entbindungskunst aus. Die Akademie in Glasgow schickte ihm hierauf ein Doctordiplom zu, wovon er aber nicht sogleich Gebrauch machte; dann ward er in die Gesellschaft der Aerzte zu London, und in die Königl. Societät der Wissenschaften aufgenommen. Die Königin consultirte ihn bei ihrer ersten Entbindung; er ward dafür ihr außerordentlicher Leibarzt, und ordentlicher Geburtshelfer, auch Professor der Anatomie an der neu errichteten Akademie der Künste. Zuletzt nahm ihn die Pariser Akademie der Wissenschaften unter die Zahl ihrer acht auswärtigen Mitglieder auf. Er starb am 30[ten] März nach einer etwa vierzehntägigen Krankheit, von der er beinahe völlig genesen war, als er sich durch seinen zu großen Eifer verleiten ließ, wieder eine zweistündige Verlesung über das Studium und die Pflichten eines Wundarztes zu halten, wodurch er so entkräftet ward, daß er unmittelbar nachher einen Rückfall seiner Krankheit bekam, die ihm in wenig Tagen das Leben raubte. Er hatte beinahe vierzig Jahre gelehrt, und das Glück gehabt, eine eigene Schule der Anatomie und Entbindungskunst in London zu stiften, aus der alle jetztlebende Lehrer dieser Wissenschaften in England und Schottland, und eine beträchtliche Zahl auswärtiger Lehrer derselben ausgegangen sind. Er hinterläßt ein fürtrefliches Denkmal seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit, das er sich selbst errichtet hat. Dies ist sein Museum, das ihn selbst an 100,000 Pfund Sterling gekostet hat. Es enthält außer einer unschätzbaren Sammlung von anatomischen, physiologischen und pathologischen Präparaten aller Art, eine Bibliothek, in der die kostbarsten und seltensten Werke über die Medicin, Naturgeschichte, alte Litteratur und Numismatik, u. s. w. sind; ferner eine Menge von Seltenheiten aus allen Theilen der Naturgeschichte, und ein Kabinet von griechischen, römischen und andern alten Münzen, das eins der schönsten in Europa seyn soll, und ihn über 25,000 Pfund Sterling gekostet hat, die von ihm für drittehalb tausend Pfund Sterling erkaufte fränkische Münzensammlung aus Wien eingerechnet, die ein Paar Tage nach seinem Tode hier angekommen ist. Das ganze Museum hat sein Neffe Herr Bailley, ein junger Mann von 21 Jahren, und Herr Cruikshank, sein Gehülfe, auf 30 Jahre zum Gebrauch; zur Vermehrung desselben, hat er einen Fond von 8000 Pfunden hinterlassen, der, mit dem ganzen Museum, nach Verlauf der 30 Jahre, nach Glasgow gehen, und ein öffentliches Institut da werden soll. Herr Bailley ist der Erbe seines ganzen übrigen beträchtlichen Vermögens, Herr Cruikshank, ei-

ner der besten praktischen Anatomen die ich kenne, wird seine Vorlesungen fortsetzen.

Das Verdienst dieses in der That großen Mannes als Anatom und Geburtshelfer, ist Ihnen bekant, weniger aber das, als Lehrer und consultirender Arzt und Wundarzt. Es war in der That bewundernswürdig, mit welchem scharfen Blick er die bisweilen sehr versteckte Ursache und den Siz der Krankheit entdeckte, wenn andere geschickte Aerzte und Wundärzte sich oft nicht zu helfen wußten. Mir sind mehrere Beispiele dieser Art bekant. Unstreitig hatte er dieses dem vieljährigen praktischen Studium der Anatomie zu danken; einer Wissenschaft, deren Nuzen nur ein Unwissender verkennen, und ein eingebildeter Pedant leugnen kan. Wollen Sie sich von Doctor **Hunters** großem Verdienst, als öffentlichen Lehrer, einen Begrif machen, so denken Sie sich den deutlichsten, natürlichsten, concisesten, und im Ausdruck und Anstand angenehmsten Vortrag, welcher mit einer Menge äußerst interessanter, aus einer beinahe vierzigjährigen, an einem so volkreichen Ort gehabten Erfahrung genommenen Beobachtungen durchwebt, und durch eine, alle Erwartung übertreffende Anzahl der treflichsten physiologischen und pathologischen Präparate erläutert ward. Fügen Sie hierzu seine in Wahrheit bewundernswürdige Kunst, alle Theile seines Gegenstandes in einen neuen und hellen Gesichtspunkt zu stellen; seine eigenthümliche Laune, mit der er die trockenste anatomische Beschreibung unterhaltend und angenehm zu machen wußte; seine große Bescheidenheit, nie in einem decisiven Ton zu sprechen, wo er doch unter allen am besten decidiren konte; seine Achtung gegen fremdes Verdienst; seine Behutsamkeit und Mäßigung, mit der er von seinen Gegnern sprach; endlich auch seinen Eifer, die Gemüther seiner Zuhörer allemal zur Bewunderung der Weisheit und Güte des Schöpfers und Erhalters der Natur zu lenken: nehmen Sie alles dies zusammen, und dann werden Sie meinen Enthusiasmus für einen Mann gerecht finden, der als öffentlicher Lehrer wenig seines Gleichen gehabt haben mag, und schwerlich von jemand übertroffen worden ist. Man mußte ihn genau kennen, um seine ganze Größe zu fühlen; kein Wunder, daß er daher von vielen verkannt worden ist. Ich zähle die wenigen Wochen, die ich in seinem Hause zugebracht habe, mit unter die glücklichsten meines Lebens, und freue mich des Vertrauens, das er zu mir hatte, mir einen Theil der Arbeiten zu seinen Vorlesungen zu übertragen, sich auch meiner Beihülfe in Anleitung der unter ihm und seinem Gehülfen, Herrn **Cruikshank** arbeitenden jungen Leuten zu bedienen. Im seinem Umgang war er zwar ungezwungen, aber höflich und unterhaltend. Man sagte von ihm, daß er seine Größe fühlte; dies mag seyn; ich weiß aber, daß er sie nicht in dem Grade fühlte, um frem-

des

des, wenn auch noch so geringes, Verdienst darüber zu verkennen. Er schmeichelte selbst nicht, und wolte daher auch nicht geschmeichelt seyn, so vielen Eindruck auch ein feines Lob und die ihm gelegentlich bezeigte Attention auf ihn zu machen schien. In seinem Hause lebte er äußerst simpel: er trank keinen Wein, und sein Tisch war allezeit frugaler, als man sichs von einem Manne von seinen Glücksumständen je vorstellen durfte. Er lud nie Gesellschaften zu sich ein, eben so wenig als er zu Gastereien ging; sein frugaler Tisch aber stand seinen Freunden, die er ein für allemal eingeladen hatte, täglich offen. Der einzige Gegenstand seines Aufwands war sein Museum, und das Studium der Wissenschaft. Seine Tafeln über die schwangere Gebärmutter haben ihn an 2000 Pfund Sterling gekostet. Er hielt einen eigenen Maler in seinem Hause, der beständig für ihn zu arbeiten hatte. Eine Menge Kupferstiche zu seinem Werk über die Steine im thierischen Körper, und Zeichnungen zu einem vollständigen Werk über das System der absorbirenden Gefäße, liegen in seinem Museum; diese werden, wie seine noch rückständige Beschreibung der schwangern Gebärmutter, von Herrn Cruikshank und Bailley nach und nach herausgegeben werden. Vom Herrn Cruikshank ist in Absicht der absorbirenden Gefäße um so mehr etwas Vollständiges und Fürtrefliches zu erwarten, da er hierin ungemein viel gearbeitet, und den bei weitem größten Theil der hieher gehörigen Präparate im Hunterschen Museum selbst verfertigt hat. — Doctor Hunter war in seiner Praxis äußerst behutsam, und vielleicht manchmal etwas furchtsam. Sein Grundsatz war, lieber gar nichts zu thun, da, wo er des guten Ausgangs nicht gewiß, oder doch nicht höchst wahrscheinlich versichert seyn konte. In der Entbindungskunst überließ er mehr als vielleicht irgend ein anderer Geburtshelfer, der Natur; besonders vermied er den Gebrauch der Zange; er hat sie in seiner ganzen Praxis nur ein einziges mal gebraucht, die Fälle ausgenommen, wo er nicht vom Anfang an da gewesen war. Vielleicht hatte kein Geburtshelfer mehr Glück oder bessern Succeß, als er. Sein Körper war so dauerhaft, daß er noch vor wenig Jahren, als er sich mehr mit der Praxis beschäftigte, oft nur zwei Nächte in einer ganzen Woche geschlafen hat; seine Mühe ward ihm aber auch belohnt, weil er Zeiten hatte, wo er's in einem einzigen Monat auf mehr als 1000 Pfund Sterling bringen konte. Sein zu früh erfolgter Tod vernichtete ein Vorhaben, das er hatte, sich von allen seinen Geschäften frei zu machen, und nach Frankreich, Italien und Deutschland zu reisen; und vielleicht würde er noch viele Jahre gelebt haben, wenn er seinen Freunden Gehör gegeben, und seinem Eifer für seine Schüler Gränzen gesetzt hätte. —

Ge-

Gemeinnützige Erfindung.

Neu erfundener Backofen, Brod bei Feurung mit Steinkohlen zu backen.

Bei dem einreißenden Mangel an Holz ist es verdienstlich, eine andere Feurung anzugeben. Verschiedene Versuche, mit Steinkohlen den Backofen zu heitzen, sind nicht nach Wunsch abgelaufen. Es kömt darauf an, zu verhindern, daß sich der Geruch von Pech und Schwefel nicht ins Brod ziehe, und der viele Ruß, den die Steinkohlen geben, das Brod nicht verunreinige. Auf Befehl des Königs von Preussen sind deswegen neue Versuche damit gemacht, und durch einen besonders dazu erfundenen Ofen ist es dahin gebracht worden, daß durch vierstündiges Heizen des Ofen mit 2 Berliner Scheffeln Steinkohlen in 2 Stunden 165 Stück 6pfündige Commißbrode ausgebacken wurden; zum zweitenmale nach nochmaliger Heizung mit 2 Scheffeln Steinkohlen wieder 175 Stück; und zum drittenmale desgleichen 170 Stücke; also mit 6 Scheffeln Steinkohlen in 14 Stunden 510 St. Brode.

Es geht also 1) das Backen viel geschwinder; und dabei ist 2) das Bakken viel reinlicher, weil das Brod nicht zu den Kohlen kömt; 3) fällt das Reinmachen des Ofen weg; 4) ist weniger Feuersgefahr dabei, weil keine Kohlen aus dem Ofen gezogen werden, wie vom Holze; 5) die Vorräthe entzünden sich nicht so leicht, als Holzstöße und nehmen nicht so viel Raum ein; 6) die Feurung ist nicht so theuer als die vom Holze.

Wo die Steinkohlen nicht zu weit zu hohlen sind, ist der Unterschied der Kosten gegen Holz überaus ansehnlich. Bei einer in Schlesien angestellten Vergleichung erforderten 45,000 Stück Commißbrode 26 Klafter Holz, zu 4 Rthlr. 4 ggr. gerechnet, am Werthe 108 Rthlr. 8 ggr.; wogegen 118 Scheffel Steinkohlen zu 6 ggr. nur 29 Rthlr. 12 ggr., also 78 Rthlr. 20 ggr. weniger, als das Holz kosteten; und 1000 Stück Brode kamen im Backen nicht mehr, als 15 ggr. 8½ pf. zu stehen. Wenn viel hinter einander gebacken wird, ohne daß der Ofen wieder erkaltet, so ist der Unterschied noch viel größer.

Der Ofen besteht in 2 Gewölben übereinander, von denen der untere Ofen oder Heerd zur Feuerung, der obere aber zum Backen ist; der untere hat seinen Schornstein, sein Schürloch, seinen Luftzug, seinen Rost und sein Aschenloch; und der obere seine dazu gehörigen Zuglöcher.

Einen genauen Unterricht von diesem Ofen samt dessen Grundriß und den Erbauungskosten desselben, findet man in des Königl. Preuß. Ober Berg- und Bauraths **Friedrich Holsche Beschreibung eines neu inventirten Backofens, bei Feurung von Steinkohlen Brod zu backen**, Berlin, 1781.

Hannoverisches Magazin.

94tes Stück.

Montag, den 24ten November 1783.

Plan zu einer allgemeinen Revision des gesamten Erziehungs- und Schulwesens von einer Gesellschaft praktischer Erzieher. *)

Die allgemeine Gährung in Erziehungssachen, welche seit zehn Jahren in Deutschland rege geworden ist, hat schon jetzt viel gute Folgen gehabt, welche Hofnung machen, daß sie deren noch weit mehrere haben werde. Aber sie hat auch, wie das bei jeder großen und schnellen Umwälzung unvermeidlich ist, bald durch Misverständnisse, bald durch enthusiastische Uebertreibungen, der schädlichen Folgen hie und da wohl nicht viel weniger gehabt. Man hat, indem man die auffallenden Fehler der alten Erziehungsweise erkante, wohl manch gesundes gutes Korn mit der staubigen Spreu zugleich verworfen; man hat an die Stelle des Verworfnen wohl nicht selten Ideale gesetzt, welche nur bei idealischen Kindern in einer idealischen gesellschaftlichen Verfassung anwendbar wären; Väter, Mütter und angehende Erzieher sind durch die Menge der Erziehungsschriften und durch so manche darin herrschende Verschiedenheit der Grundsätze und Methoden so verwirrt geworden, daß ein großer Theil derselben nicht mehr weiß, wozu er greifen, was er annehmen und was er verwerfen soll.

Auf der andern Seite muß man gestehen, daß über diese wichtigste Angelegenheit der Menschheit würklich schon so viel nachgedacht, erfunden und an den Probierstein der Ausübung gebracht worden ist, daß ein

*) Dieser Plan ist zuerst in dem Augustmonat der Berliner Monatschrift erschienen. Nach den einzelnen Stimmen zu urtheilen, welche man schon jetzt darüber hat vernehmen können, scheint er einige Aufmerksamkeit erregt zu haben. Dies bestärkt uns in der Hofnung, daß das Publikum die Ausführung desselben wünsche, und deswegen erscheint er jetzt in mehreren Abdrücken, und mit einigen Abänderungen, welche man für nöthig erachtet hat. Wegen der Gemeinnützigkeit und Wichtigkeit der Sache, hat man kein Bedenken getragen, solchen Plan auch durch diese Blätter bekant zu machen, und unsern Lesern vorzulegen.

hinlänglicher Vorrath brauchbarer Materialien zu einem — bis auf weiter vollständigen und festen Gebäude der Erziehungslehre vorhanden zu seyn scheint. Nur, daß diese brauchbaren Materialien noch immer ohne sistematische Ordnung, mit Schutt und Unrath vermischt, bunt unter einander liegen! Nur, daß es noch immer an einem — nein! dies ist nicht eines Menschen Sache, er sey auch wer er wolle! — an einer **Gesellschaft** erfahrner, verständiger und geschickter Baumeister fehlte, welche nach einem gemeinschaftlich verabredeten Plane und mit vereinigten Kräften, diese Materialien aussuchten, ordneten, zusammenfügten und das wünschenswürdige Gebäude errichteten!

Ich schauete umher; meine Blicke ruheten auf so manchem philosophischen, beobachtenden und durch Ausübung erfahrnen Erzieher, von denen jeder einzeln da stand, und Materialien zurichtete, welche andere wieder überschütteten, oder besondere Theile des großen Gebäudes errichtete, welche andere wieder niederrissen. Wie? dachte ich da, wenn diese Männer zusammenträten, sich beredeten, einen gemeinschaftlichen Plan entwürfen; die schon vorhandenen Materialien zusamt denen, welche jeder von ihnen in der Fundgrube seines eigenen Nachsinnens und seiner eigenen Erfahrungen liegen hat, darnach aussuchten, ordneten, zusammenfügten? Wenn jeder von ihnen grade denjenigen Theil der gemeinschaftlichen Arbeit übernähme, der ihm der geläufigste wäre? Wenn einer dem andern mit Rath und That zur Hand ginge, und wenn die Zusammensetzung des Ganzen mit übereinstimmendem Gutbefinden aller geschähe? Es war mir ausgemacht, daß auf diese Weise grade jezt und grade auf unserm deutschen Grund und Boden ein Werk hervorwachsen könte, welches zu keiner Zeit und bei keiner andern Nation jemals seines Gleichen gehabt hätte.

Der Gedanke war zu begeisternd, um es dabei bewenden zu lassen, ihn bloß gedacht zu haben. Anstatt in unthätiger, vielleicht eitler Hofnung die Zeit abzuwarten, da irgend einer der deutschen Staaten über das größte und dringendste Staatsbedürfniß die Augen im Ernst eröfnen und eine Gesellschaft reformatorischer Erzieher und Schulmänner zur Verfertigung einer vollständigen unsern Zeitumständen angemessenen Erziehungs- und Lehrform zusammenberufen und besolden wird, beschloß ich, die oberwähnten Männer — einen **Resewiz, Funk, Ehlers, Büsch, Ebeling, Pfeffel, Lerse, Trapp, Gedike, Stuve, Lieberkühn, Salzmann, Villaume, von Rochow, Bahrt, Moriz, Becker, Schummel, Meyer,** u. s. w. — aufzusuchen; ihnen einen vorläufigen Abriß des gedachten Gebäudes zur Verbesserung vorzulegen, sie zu bitten, ihre Erfahrungen, Einsichten, Kräfte und Geschicklichkeiten zu vereinigen, und durch Vollendung eines **vollständigen Erziehungs-**

und

und Unterweisungssystems, eines Corporis educationis & institutionis, sich um unsere Zeitgenossen und um die Nachwelt ein Verdienst zu erwerben, welches wohl das größte seyn dürfte, welches in diesem Fache möglich ist.

Der Erfolg dieses Entschlusses hat meiner Erwartung entsprochen. Die obgenannten Männer alle, haben meinen Wunsch und meinen Plan mit einem mir ungemein erfreulichen Beifall beehrt; alle a), nebst verschiedenen Ungenannten, haben mir auch ihre Hand zur Mitarbeit nach Maaßgabe derjenigen Zeit und Kräfte geboten, welche sie bei der Erfüllung ihrer nächsten Berufspflichten übrig haben werden; alle haben mich ermuntert, diese gemeinschaftliche Angelegenheit zu betreiben, damit die Zeit, in welcher die Vorsehung so viele in diesem Fache erfahrne und geübte Männer von gleichen Grundsätzen und von nicht gemeinen Talenten zugleich erweckt hat, nicht ungenützt vorbeistreichen möge.

Das soll sie denn auch nicht; durch meine Schuld wenigstens nicht! Ich eile, unsern Plan einem erleuchteten, und an der Beförderung des Glücks der Menschheit gern Antheil nehmenden Publikum vorzulegen, damit einem jeden, der zur Vervollkommnung und zur Ausführung desselben etwas beitragen kan und will, die Gelegenheit dazu angeboten werde. Aber erst erlaube man mir, die Art und Weise, wie die Ausführung dieses Plans unter uns verabredet worden ist, stückweise aus einander zu setzen:

1. Jedes Mitglied der Gesellschaft ist ersucht worden, und jeder andere, welcher Lust und Kraft zur Mitwürkung in sich fühlt, wird hiermit ersucht, sich diejenigen Fächer zur Bearbeitung auszulesen, denen er sich selbst am meisten gewachsen fühlt.

2. Jeder forscht hierauf mit der größten Sorgfalt nach, was in den von ihm gewählten Fächern schon geschehen ist; sammelt alles Gute und Brauchbare, was er selbst, oder was andere schon darin vorgearbeitet haben; läßt seinen Geist mit Mutterwärme eine Zeitlang darüber brüten, und strengt hiernächst alle ihm beiwohnende Kräfte an, um etwas so Vollständiges und Vollendetes ans Licht zu bringen, als es ihm nur immer möglich seyn wird.

3. Das Produkt eines jeden wird einem jeden Mitgliede der Gesellschaft in einer leserlichen mit Papier durchschossenen Handschrift zugeschickt, und jedes Mitglied macht sich anheischig, seine Anmerkungen und Verbesserungen dazu zu schreiben.

4. Jedem Verfasser komt es nachher zu,

a) Den Herrn von Rochow ausgenommen, dessen zerrüttete Gesundheit ihm leider! nicht vergönnte, sich zu Arbeiten dieser Art verbindlich zu machen.

zu, diese Anmerkungen und Verbesserungen nach seiner besten Einsicht zu nutzen, und sie seiner Arbeit einzuverleiben.

5. Findet sich darunter etwas, was der Verfasser für keine Verbesserung hält, so correspondiert er darüber mit dem Verbesserer, und der eine sucht den andern zu überzeugen, oder von ihm sich überzeugen zu lassen.

6. Es wird nichts aufgenommen, als was von den meisten Mitgliedern der Gesellschaft einstimmig gebilliget worden.

7. Alles, worüber die meisten Stimmen der Gesellschaft sich nicht vereinigen konten, wird in denjenigen Theil des Werks zurückgeschoben, welcher die problematischen Ideen mit den Gründen für und wider enthalten soll.

8. Jeder fängt sogleich an, Hand ans Werk zu legen; aber mit dem Drucke wird man so lange warten, bis erst ein ansehnlicher Vorrath von Handschriften fertig, von den sämtlichen Mitgliedern beurtheilt, und verbessert worden ist.

9. Um aber doch die Ausgabe so viel möglich zu beschleunigen, wird man sich beim Abdruck der einzelnen Theile nicht an die in diesem Plan beobachtete Ordnung kehren, sondern diejenigen jedesmal zuerst erscheinen lassen, welche zuerst fertig seyn werden. Diese werden dann geheftet und mit einem Umschlagstitel versehen den Subscribenten zugesandt werden; und die eigentlichen Titel, wornach am Ende die sämtlichen Theile zu ordnen sind, sollen zulezt erfolgen.

10. Der Unterschriebene hat sich zum Mittelpunkt der gemeinschaftlichen Correspondenz und Unterhandlungen erboten; ihm werden die Handschriften zugesandt, und von ihm an alle Mitarbeiter weiter befördert.

11. Jedes Mitglied macht sich anheischig, die ihm jedesmal zugefertigten Handschriften, sobald es ihm nur immer möglich ist, durchzulesen, und mit seinen Anmerkungen bereichert, an das nächste Mitglied zu befördern.

12. Da die meisten Mitglieder mit eigentlichen Berufsarbeiten dermassen überladen sind, daß sie nur wenige Theile unsers Plans zu ihrer eigenen Bearbeitung auszuwählen sich getrauten; so bleiben, wie aus dem Folgenden erhellen wird, noch viele Rubriken übrig, welche noch keinem bestimmten Verfasser zugetheilt sind. Dieser Umstand würde mich von der Bekantmachung des Plans abgeschreckt haben, wenn ich nicht wüßte, daß Deutschland, ausser den oben genannten Mitgliedern unserer Gesellschaft, noch so manchen philosophischen und erfahrnen Schulmann und Erzieher aufzuweisen hat, den ich, unserer Unternehmung beizutreten, bloß deswegen nicht ersuchen konte, weil bei meiner neulichen kleinen Reise der Ort seines Aufenthalts nicht auf

auf meinem Wege lag, und ich nicht Zeit hatte, den Plan in vielen Abschriften an viele herumzuschikken. Ich schmeichle mir daher, daß Männer solcher Art diesen Umstand für keine Vernachläßigung halten, sondern sich nichts destoweniger werden bereitwillig finden lassen, an unserm Werke Theil zu nehmen. Sie werden daher ersucht, sich von den noch mit keinem Namen bezeichneten Rubriken, oder auch von denen, zu welchen der Endesunterschriebene seinen eigenen Namen, in Ermangelung eines wichtigern, sezen mußte, diejenigen auszuwählen, durch deren Bearbeitung sie sich um dieses Werk und um das Publikum verdient zu machen gesonnen sind.

13. Damit aber auch diejenigen würdigen Männer, welche entweder aus Bescheidenheit ihr Licht im Verborgenen leuchten lassen, oder deren öffentlich anerkante Verdienste in Schul- und Erziehungsachen mir bei meiner eingeschränkten Belesenheit verborgen geblieben sind, zur Vervollkommnung dieses Werks etwas beitragen mögen: so seze ich, in Verbindung mit einem bekanten und rechtschaffenen Buchhändler, Hrn. **Karl Ernst Bohn** in Hamburg, alle noch mit keinem Namen besezte Rubriken des nachstehenden Plans, wie auch diejenigen, bei denen zwar schon ein oder der andere Name steht, zu deren vollständiger Bearbeitung aber noch mehrere Beiträge auch von andern erfodert werden, und die ich deshalb mit einem NB. bezeichnet habe, zu **öffentlichen Preisfragen** unter folgenden Bedingungen aus. Die ganze Gesellschaft prüft die eingesandten Preisschriften, die man, nach der bekanten Gewohnheit, mit einem Denkspruche und mit dem versiegelten Namen des Verfassers zu versehen bittet, und diejenige, welche durch die meisten Stimmen für werth erklärt wird, daß sie aufgenommen werde, erhält, es mag nun Concurrenz statt gefunden haben, oder nicht, einen der gedruckten Bogenzahl angemessenen Preis, dergestalt, daß **drei holländische Dukaten** für jeden Bogen gerechnet werden, und also der, einer Preisschrift von einem Alphabete zuerkante Preis, in **neun und sechzig Dukaten** bestehen wird b). Die Bürgschaft für die richtige Ausgebung dieser Preise leistet, außer dem Unterschriebenen, die **Bohnsche Buchhandlung** in Hamburg, und es ist gleich viel, ob die Preisschriften, die man je eher je lieber zu erhalten

b) Vielleicht, daß begüterte Menschenfreunde diese Gelegenheit, ihre Lieblingsneigung zu befriedigen, ergreifen und uns in den Stand sezen werden, die Preise zu erhöhen, und von der Bogenzahl unabhängig zu machen. Sobald sich dieses ereignen wird, werden wir nicht ermangeln, das Publikum davon zu benachrichtigen.

halten wünscht, jenem oder dieser zugesandt werden. **Man schränkt aber diese Preisfragen vor der Hand nur auf den ersten oder theoretischen Theil des Plans ein,** weil vermuthlich wohl erst einige Jahre verstreichen dürften, bevor, nach Vollendung dieses ersten Theils, zur Ausarbeitung des zweiten, welcher eine vollständige planmäßig geordnete Schulencyclopädie enthalten soll, wird können geschritten werden.

14. **Unter der Voraussetzung, daß das Publikum dieses Unternehmen durch eine ansehnliche Zahl von Unterschriften unterstützen wird:** bietet man den resp. Subscribenten, welche zwischen jetzt und dem ersten März 1784 bei einem der Mitglieder, oder bei dem Herausgeber und der mit ihm zu diesem Geschäfte verbundenen Buchhandlung, oder in jeder andern deutschen Buchhandlung, oder bei dem Postamte des Orts, oder endlich bei jedem freundschaftlichen Beförderer des Werks unterzeichnen wollen, jedes geheftete und mit einem Umschlagstitel versehene Alphabeth zu dem geringen Preise von 10 ggr. an; ein Preis, der in Betracht der vielen Kosten, welche die weitläuftige Correspondenz, das Hin- und Hersenden der Handschriften, und das für die Preisschriften bestimmte hohe Honorar verursachen werden, so ungewöhnlich gering ist, daß ein jeder, der da weiß, daß man ein Alphabeth solcher Schriften jetzt fast durchgängig zu 1 Rthlr. verkauft, leicht die Bemerkung machen wird, daß Gewinnsucht an dieser Unternehmung wohl keinen Theil haben könne. Dafern aber die Zahl der Subscribenten unserer Erwartung nicht entsprechen solte: so behält man sich vor, den Subscriptionspreis um eine verhältnißmäßige Kleinigkeit zu erhöhen, wovon jedoch die resp. Subscribenten erst benachrichtiget werden sollen.

15. Man ersucht übrigens alle Herausgeber von Monatsschriften, Tagebüchern, gelehrten Zeitungen, u. s. w. diesen Plan da, wo es thunlich ist, nach seinem ganzen Umfange, und wo dieses nicht thunlich ist, auszugsweise bekant machen zu helfen; eine Bitte, welche sich auf die Hofnung stützt, daß man diese Unternehmung für gemeinnützig halten werde. Nunmehr sey es mir vergönnt, mit dem Plane selbst hervorzutreten:

Grund-

Grundriß der intendirten allgemeinen Revision des gesamten Erziehungs- und Schulwesens.

I.

Theoretischer Theil.

1. Geschichte des Erziehungs- und Schulwesens c).

Gedike.

2. Zweck der Erziehung überhaupt. — Verschiedenheit der Zwecke derselben bei verschiedenen Nationen. — Worauf sie in Deutschland überhaupt und in verschiedenen deutschen Staaten insbesondere abzwecken müsse?

Bahrt.

3. Schädliche Uebertreibung der Erziehungssorgfalt zum Schaden der Aeltern und der Kinder.

Campe.

4. Auseinandersetzung der allgemeinsten Grundsätze der Erziehung.

Stuve.

5. Nothwendige Erfordernisse einer guten Erziehung von Seiten der Aeltern vor und nach der Geburt des Kindes, — wahre eheliche Liebe — moralische Güte — Häuslichkeit — simple, mäßige, arbeitsame Lebensart u. s. w.

Campe.

6. Diätetik für Schwangere.

Die Verfertigung dieses Aufsatzes hat der philosophische Arzt Markus Herz in Berlin übernommen.

7. Allgemeine Grundsätze der körperlichen Erziehung.

Stuve.

8. Anwendung derselben auf besondere Vorschriften für die körperliche Er-

c) Diese Rubrik ist so reichhaltig und weitläuftig, und erfordert eine so ausgebreitete Leserei, daß ich mich nicht getraue, sie allein zu bearbeiten. Höchstens kan ich mich für jetzt nur zu einer Geschichte des Erziehungswesens unter den alten Völkern anheischig machen. Aber die Geschichte des Schul- und Erziehungswesens im Mittelzeitalter ist in der That noch weit wichtiger, weil hier die Quelle der gegenwärtigen Schulverfassung und ihrer gewöhnlichsten Fehler und Mängel zu suchen ist. Und hier, gestehe ich offenherzig, bin ich bis jetzt zu wenig belesen, um schon jetzt etwas versprechen zu können. Schon die Sammlung der Materialien würde viel Zeit erfodern. Denn hier ist, wo ich nicht irre, noch zu wenig vorgearbeitet, wenigstens was den innern Geist des Erziehungswesens betrift. Wenn daher diese Geschichte ihrer Absicht entsprechen und ein so interessantes und lehrreiches Gemälde der wichtigsten Revolutionen im Erziehungswesen werden soll, als sie werden kan: so kan sie wohl schwerlich als das erste Produkt unserer pädagogischen Gesellschaft erscheinen. Auch ist es, da diese Geschichte von den übrigen Theilen unabhängig ist, wohl gleichgültig, ob sie zuerst oder zulezt erscheine.

Gedike.

Erziehung in den ersten Jahren der Kindheit.

Stuve.

9. Diätetik für junge Kinder. — Vorschriften, wie man sich bei den gewöhnlichen Krankheiten derselben zu verhalten habe.

Markus Herz.

10. Allgemeine Grundsätze der Seelenerziehung.

Campe.

11. Anwendung derselben auf besondere Vorschriften für die Seelenerziehung in den allerersten Jahren der Kindheit.

Campe.

NB. 12. Verhalten bei den ersten Unarten der Kinder — Eigensinn — häufigen Weinen — Bosheit, u. s. w.

Mehrere Mitarbeiter geben die mit gutem Erfolge von ihnen angewandten Methoden an, und bestreiten die fehlerhaften.

Funk. Villaume. Lieberkühn.

13. Mittel, die Aufmerksamkeit junger Kinder zu erregen und sie früh zu üben nach anschaulicher Erkenntniß zu streben. — Nothwendigkeit dieser Uebung, hergeleitet aus einer Vergleichung des Nuzzens der symbolischen Erkenntniß mit dem überwiegenden Nutzen der anschaulichen. —

Lieberkühn.

NB. 14. Specielle Beispiele solcher Uebungen.

Funk. Moritz. Trapp.

NB. 15. Von der sittlichen Erziehung überhaupt.

a) welche Triebe müssen in den jungen Kinderseelen erweckt und gestärkt werden? welche nicht?

Campe.

b) wie müssen die guten Triebe erweckt, die schädlichen geschwächt werden?

Lieberkühn. Campe.

NB. 16. Specielle Vorschriften, die sittliche Erziehung betreffend.

a) Beschreibung absichtlicher Tugendübungen, welche die Natur der Sache, Zeit und Umstände an die Hand gaben.

Trapp. Funk. Ebeling. Campe.

b) Warnung vor pädagogischen Künsteleien bei Erfindung solcher Tugendübungen,

Campe.

c) Von der Bildung der äußerlichen Sitten.

Villaume.

17. Von Belohnungen und Strafen. Was man von positiven und willkührlichen Belohnungen u. Strafen sich zu versprechen habe? Welche, bei welchen Subjekten und unter welchen Umständen sie anwendbar sind?

Stuve.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

95tes Stück.

Freitag, den 28ten November 1783.

Plan zu einer allgemeinen Revision des gesamten Erziehungs- und Schulwesens von einer Gesellschaft praktischer Erzieher.

(Schluß.)

18. Specielles Verzeichniß gewöhnlicher Fehler gegen die sittliche Erziehung.
Campe.

19. Von der nothwendigen Sorge für die Erhaltung des Gleichgewichts sowohl unter den körperlichen und geistigen Kräften überhaupt, als auch unter den mannigfaltigen Fähigkeiten der Seele insonderheit. Besondere Warnung vor dem Modefehler, die Empfindsamkeit zu überspannen, nebst Vorschriften, wie und in welchem Grade diese Seelenfähigkeit zu üben sey.
Campe.

NB. 20. Umständliche Beschreibung einer Menge gimnastischer Leibesübungen.

NB. 21. Gymnastik der Seelenfähigkeiten:

a) Der Vernunft und des Verstandes.
Bahrt.

b) Der Einbildungskraft.
Bahrt.

c) Des Gedächtnisses.
Gedike. Bahrt.

d) Der Sinneskräfte. Bahrt.

e) Des Witzes und Scharfsinns.
Bahrt.

Hierher gehört unter andern eine Sammlung zweckmäßiger Räthsel.

f) Des sittlichen Gefühls und der Beurtheilung des Guten und Bösen, des Rechts und Unrechts.

Hierher gehört eine Sammlung kleiner Erzählungen solcher Handlungen, bei denen die Beurtheilung, ob sie gut oder böse genannt zu werden verdienen, etwas mislich ist, nach Art der Diderotschen.

NB. 22. Anweisung und Magazin zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung der Kinder in den Freistunden:

a) Durch Gewöhnung zur häuslichen Thätigkeit. Wie man sie dazu gewöhnen könne.

b) Durch Erlernung nützlicher Handarbeiten für beide Geschlechter. Empfehlung der bequemsten und am leichtesten zu bewerkstelligenden Arten derselben.

NB. c) Durch allerlei Spiele. — Beschreibende Sammlung der besten. Schummel.

d) Durch Lesung guter Kinderbücher. — Beurtheilung der bisherigen.

Trapp.

NB. 23. Methoden, die Folgen einer fehlerhaften Erziehung, so weit es möglich ist, zu tilgen:

a) In Ansehung körperlicher Fehler.

b) In Ansehung geistiger und moralischer Fehler.

Man wünscht hier vornemlich historische Beschreibungen **würklich gelungener Austilgungen solcher Fehler**, die dem Kinde schon zur Gewohnheit geworden waren. Ein weites Feld, auf dem wir uns der Mitarbeiter viele wünschen!

Trapp. Villaume. Ebeling. Pfeffel. Lerse.

NB. 24. Ganz besondere Vorschriften, wie die junge Seele vor dem Gifte der Unzucht zu verwahren sey. — Traurige Erfahrung von den schrecklichen Folgen der Onanie. — Erfreuliche Erfahrungen über bewährt gefundene Mittel, sowohl diesem Laster vorzubeugen, als auch diejenigen unglücklichen Kinder, welche damit angesteckt waren, glücklich davon zu helfen.

Campe. Villaume.

25. Von dem Unterrichte überhaupt. — Zweck und Gegenstände desselben für verschiedene Stände. — Allgemeine Methoden und Grundsätze. Trapp.

26. Von dem Unterrichte insonderheit:

A. In Sprachen.

a) Dringende Vorstellung wegen gänzlicher Abschaffung der lateinischen Sprache für solche Kinder, welche keine Gelehrte werden sollen.

Campe.

b) Bestreitung fehlerhafter Methoden, Sprachen zu lehren. — Von der Lesung alter klassischer Autoren. Bestreitung des noch ziemlich herrschenden Vorurtheils, daß die an wahren gemeinnützigen Kenntnissen für unsere Zeitbedürfnisse größtentheils so dürftigen Klaßiker noch immer die **erste** und **fast einzige** Quelle des guten Geschmacks und jeder nützlichen Kenntniß seyn sollen.

NB. c) Darlegung besserer Methoden und Handgriffe, das in gewisser Rücksicht schädliche und dem Kinde immer beschwerliche Sprachstudium

studium zu erleichtern und unschädlicher zu machen.

Trapp. Gedike. Moritz. Campe.

B. in Wissenschaften:

a) Was für Wissenschaften für alle gesittete Stände, und welche nur für einige nöthig sind? Gedike.

b) In welcher Ordnung, Verbindung und Abstufung sie gelehrt werden müssen?

c) Allgemeine Methoden, die Wissenschaften zu lehren.

Die speciellen Vorschriften für jede besondere Wissenschaft und für jeden besondern Theil derselben, werden in der nachfolgenden Schulencyclopädie vor jedem besondern Cursus ihren Platz erhalten.

C. in der Religion insonderheit:

Was und wie gelehrt werden müsse?

Salzmann. Campe.

27. Von der Erziehung und dem Unterrichte des Landvolks insonderheit. Becker.

28. Von der Erziehung der Töchter insonderheit.

a) Von der Erziehung des weiblichen Geschlechts aus den höhern Klassen. Villaume.

b) — — — — — aus den geringern Klassen.

29. Von der Erziehung des Bürgers insonderheit. Resewitz.

30. Von der Erziehung der Soldaten insonderheit.

Diesen Theil hat der Herr Feldprobst Kletschke zu Potsdam in Verbindung mit einigen um die Verbesserung der Regimentsschulen verdienten Feldpredigern zu bearbeiten übernommen.

31. Von der Erziehung der Prinzen insonderheit. Büsch.

32. Problematische Ideen, über welche die Stimmen der Gesellschaft getheilt waren.

33. Von der häuslichen Erziehung — ihre Vorzüge — Mängel — Mittel, sie zu verbessern. Becker.

34. Ueber die öffentliche Erziehung:

a) in Schulen. Gedike.
b) in Erziehungsanstalten. Trapp.
} ihre Vorzüge — Mängel — Mittel, sie zu verbessern.

35. Von Verbindung beider in kleinen Erziehungsanstalten, als einem Mittel, die höchst mögliche Vollkommenheit zu erreichen — Beschreibung und Geschichte eines solchen Instituts. Campe.

36. Ueber die Erziehung in Waisenhäusern.

NB. 37. Anzeige und ausführliche Beurtheilung der erheblichsten Erziehungsschriften Trapp.

38. Freimüthige Darlegung dessen, was der Staat für die Erziehung thun müßte, und bis jetzt noch nicht gethan hat. Handgreiflicher Beweis, wie sehr er seinen Vortheil dabei verkennt. Resewitz.

II.

Praktischer Theil,

welcher eine planmäßige Folge von Lehrbüchern über alle Theile des gesamten Schulunterrichts von den ersten einfachsten Elementen an bis zu demjenigen Grade enthalten soll, den ein junger Mensch gesitteten Standes erreicht haben muß, wenn er ins geschäftige Leben treten oder die Universitätsstudien anfangen will. Der gesamte Unterricht für die Nichtstudirenden wird auf acht Jahr (vom sechsten bis zum vierzehnten,) der gesamte Unterricht der studirenden Jugend auf zwölf Jahr (vom sechsten bis zum achtzehnten,) calculiert, und dem zufolge theils in drei, theils in vier Cursus, jeder Cursus aber in genau bestimmte Lektionen zerschnitten werden, wobei man weder auf entschiedene Dummköpfe, noch auf Genies, sondern auf Kinder von mittlern Fähigkeiten Rücksicht nimt. Jedem Cursus wird eine insbesondere herabsteigende Beschreibung der jedesmaligen Methoden, welche die Gesellschaft für die besten erkennt, vorangeschickt werden.

Den entwickelten Plan zu diesem praktischen Theile wird man dem Publikum zu seiner Zeit vorlegen.

Jetzt ist die Frage: ob das Publikum die Ausführung dieses vielumfassenden Planes wünsche oder nicht? Die größere oder kleinere Zahl der Subscribenten, die sich dazu angeben werden, wird die Antwort darauf seyn, und also auch zugleich entscheiden, ob die Unternehmung vor sich gehen könne, oder nicht? Denn ohne die Gewißheit eines beträchtlichen Absatzes, würde es, bei den überhand nehmenden Räubereien ehrloser Nachdrucker, Thorheit seyn, ein solches Werk, mit solchen Kosten, zu einem solchen Preise liefern zu wollen. — Ich füge nur noch hinzu, daß die Verbindlichkeit, welche die Unterschrift auflegt, sich nur über die drei ersten Theile des Werks erstrecken soll, so, daß jeder, dessen Erwartung nicht befriedigt wird, die Freiheit hat, seine Unterschrift nach der Erscheinung des dritten Theils zurück zu nehmen. Auch verlangt man keinen Vorschuß, sondern bloß Bezahlung beim Empfange. Die Namen der Subscribenten sollen dem Werke vorgedruckt werden; und die Herren Sammler erhalten zu ihrer Entschädigung für gehabte Bekantmachungskosten, u. s. w. auf zehn Exemplare eins, auf zwanzig drei Exemplare unentgeldlich.

Alles, was man in dieser Angelegenheit an den **Herausgeber** oder an die **Bohnsche Buchhandlung** gelangen läßt, wird frankirt erwartet, Trittow, den 12ten Sept. 1783.

Campe.

Addresse. Abzugeben auf dem Königl. Schwedischen Postcomtoir in Hamburg.

Wun=

Wunderbare Errettung einiger Schifsleute.

(Aus dem Journal Encyclop. vom J. 1780.)

In dem benannten Jahrgange dieses Journals, wird folgende merkwürdige Begebenheit von etlichen russischen Schifsleuten erzählt, welche verschiedene Jahre auf einer ganz wüsten Insel wunderbar erhalten worden; und da diese Geschichte, laut diesen Nachrichten, alle untrügliche Kennzeichen der Glaubwürdigkeit hat, auch meines Wissens sonst nirgends gedruckt ist, so habe ich es der Mühe werth gehalten, sie in dem *Hannoverischen Magazin* bekant zu machen, und in einer freien Uebersetzung zu liefern.

Im J. 1743 schickte **Jeremias Okladinkof**, ein Kaufmann von Mosen, einer in dem Archangelschen Distrikte belegenen Stadt, ein Schif, das mit 14 Mann besetzt war, auf den Wallfischfang nach Spitzbergen ab.

Die ersten acht Tage ging ihre Schiffahrt sehr glücklich, am neunten Tage aber änderte sich der Wind, und anstatt den Strich nach der westlichen Seite von Spitzbergen zu halten, wurden sie nach den östlichen Gegenden verschlagen, wo eine Insel ist, die bei den Russen Malobrun heißt; von dieser war das Schif etwa noch drei Werste entfernt, als sie sich von allen Seiten mit Eis umgeben sahen. Bei so bedenklichen Umständen hielten sie unter einander Rath, und der Unterbootsmann Alexi *Hinkof* erinnerte sich, gehöret zu haben, daß vor wenigen Jahren einige Einwohner aus Mosen nicht weit vom Ufer eine Hütte auf dieser Insel erbauet, und den Winter daselbst zugebracht hätten. Dieses gab ihnen wieder Muth und Hofnung, und sie beschlossen also, sich in dieser Hütte so lange aufzuhalten, bis das Meer vom Eise wieder frei seyn würde. Es wurden also ihrer viere erwählet, welche diesen Ort aufsuchen, oder sonst ein Mittel zur Rettung des Schifvolks, welches nichts anders als seinen Untergang vor Augen sahe, ausfindig machen solten; selbige waren:

1) Der benannte Unterbootsmann.
2) Ein junger Mensch von seiner Verwandtschaft.
3) **Stephan Scharapof**, und
4) **Theodor Waregin**.

Die Insel, wohin sie sich begeben solten, war wüste. Sie versahen sich also mit etwas nöthiger Geräthschaft, doch so, daß sie nicht zu schwer zu tragen hatten; sie nahmen nemlich eine Flinte, Pulver und Kugeln zu 12 Schuß, eine Axt, einen kleinen Kessel, ungefähr 12 Pfund Mehl, ein Messer, ein Schießkästgen, eine mit Taback angefüllte Blase, und jeder eine Pfeife mit sich. Sie mußten ihren Weg über die Eisschollen nehmen, die der Wind und die Wellen beständig in die Höhe hoben, und also den Uebergang höchst beschwerlich und gefährlich machten. Endlich kamen sie glücklich ans Land, durchliefen die Insel, und entdeckten auch die Hütte, und zwar ungefähr 1½ englische Meilen vom Ufer. Sie war 36 Fuß lang, 18 Fuß hoch und beinahe eben so breit,

und vor dem Eingange war eine Abtheilung von einer Breite von 12 Fuß. Diese Hütte war durch die Länge der Zeit ziemlich verfallen, indessen mußten sie doch darin die Nacht zubringen, und mit Anbruch des Tages begaben sie sich sehr geschwind ans Ufer, um ihren Kameraden diese glückliche Entdekkung bekant zu machen, und was sie während ihres Aufenthalts auf der Insel etwa nöthig haben mögten mit ausladen zu helfen. Allein, wie groß war ihre Verwunderung und ihr Schrecken, als sie nun an den Ort kamen, wo sie ans Land getreten waren, und das Meer mit Eis und Eisschollen bedeckt, von ihrem Schiffe aber nicht das geringste sahen. Es hatte sich nemlich in der vorhergegangenen Nacht ein Sturm erhoben, und selbiger das Eis zusammen getrieben, und vermuthlich alles zerschmettert und in den Grund versenkt, wie man denn weder von dem Schiffe, noch von denen darauf sich befundenen Leuten nachher jemals etwas erfahren hat.

Denen vor diesem Unfall zwar bewahrten, aber doch allemal höchst unglücklichen vier Personen, blieb also in dieser Noth nichts weiter übrig, als nach ihrer Hütte zurück zu kehren, und daselbst der Gefahr und dem mancherlei Elende, das von allen Seiten her auf sie wartete, entgegen zu gehen, und das noch dazu ohne Hofnung, jemals ihr Vaterland wieder zu sehen. Die Bretter in ihrer Wohnung waren von der Kälte ganz auseinander getrieben, daher sie, um den Schaden auszubessern, die Ritzen mit Moos verstopften, wovon sie hier Vorrath genug fanden, und die Arbeit ward ihnen nicht schwer, da in Rußland jeder Bauer mit der Axt umgehen, und sich sein Haus selber bauen kan. Vor allen Dingen aber waren sie darauf bedacht, sich Lebensmittel zu verschaffen; mit den 12 Schuß, die sie mitgenommen hatten, erlegten sie 12 Rennthiere, womit sie sich zwar eine Zeitlang nähren konten, aber nicht auf die Länge. Die strenge Kälte, welche auch unter diesem Himmelsstriche nur einige Arten von Thieren leben läßt, hindert allen Wachsthum von Kräutern und Pflanzen. Man siehet da weder Bäume noch Buschwerk, und die armen Leute wußten nicht, wie sie es anfangen solten, um sich vor der Kälte zu verwahren, und irgend durch andere brennbare Materie den Mangel des Holzes zu ersetzen. Unter diesen ängstlichen Bewegungen gingen sie längst dem Ufer herum, und entdeckten endlich Stücke von einem gescheiterten Schiffe, wie auch Bäume, so ohne Zweifel der Wind an andern Orten aus der Erde gerissen, und die See hier ausgeworfen hatte. Dieses dienete ihnen zur Feurung, wie sie denn auch angeschwemmte Bretter fanden, und in einem derselben einen großen eisernen 5 bis 6 Zoll langen Haken, desgleichen verschiedene Nagel und anderes Eisenwerk, zwar Kleinigkeiten, aber diesen Leuten lauter solche Sachen, die ihnen bei ihren jetzigen Umständen von großem Werthe waren. Indessen hatten sie das vorräthige Pulver verschossen, ihre Lebensmittel gingen zu Ende, und sie hätten, in Ermangelung eines andern Mittels, Wild zu fällen, den Hunger und einen unvermeidlichen Tod erwarten müssen, wenn nicht ein glücklicher Zufall sie aus dieser Noth errettet, und den Abgang ersetzt hätte. Mit dem gefundenen Eisen gruben sie eine lange starke Wurzel aus der Erde, welche in die Krümme gewachsen war, und ihr Messer diente ihnen dazu, derselben vollends die Gestalt eines Bogens zu geben, nur fehlte es ihnen an einer Saite und an Pfeilen, und da sie nicht wußten, auf welche Art sie dergleichen sich würden anschaffen können, so begnügten sie sich vors erste, eine Art von Lanze zu verfertigen, um sich damit gegen die weißen Bären zu vertheidigen, welche sehr grausam sind, und von denen sie mit beständigen Anfällen bedrohet wurden.

Hier aber ereignete sich eine neue Schwierigkeit, indem ihnen ein Hammer fehlte, ohne welchen sie die Lanzen nicht zurecht machen konten. Nach einigen fruchtlosen Versuchen fielen sie darauf, den gefundenen Haken zu einer Lanzenspitze zuzubereiten. Sie machten ihn also im Feuer glühend, und das Loch, welches in der Mitte war, mit einem ihrer

ihrer gefundenen großen Nagel nach und nach weiter, so, daß sie eine Stange an diese Spitzen anbringen konten; ein großer Stein dienete ihnen zum Amboß, und ein Paar Rennthiergeweihe anstatt der Zange. Auf diese Art schmiedeten sie sich zwei spitzige Eisen, welche sie mit Riemen von Rennthierfellen an langen Stäben oder Aesten von Bäumen befestigten, welche die See ausgespület hatte. Mit diesen Waffen versehen und gerüstet, machten sie sich an einen weißen Bären, und nach langem, heftigen und gefährlichen Kampfe tödteten sie endlich das Thier, welches ihnen zu einem frischen Nahrungsmittel diente, und von recht gutem und fast dem Rindfleische ähnlichen Geschmacke war. Dazu bemerkten sie auch, daß die Sehnen dieses Thiers geschmeidig waren, und sich von einander theilen ließen, so, daß sie damit eine Saite für ihren Bogen zurecht machen konten. Hierauf schmiedeten sie kleine spitzige Eisen, und befestigten dieselben mit einem dünnen selbst gemachten Stricke an den Pfeilen, und mit noch feinern, die gleichsam wie Bindfaden waren, machten sie an das andere Ende der Pfeile Federn, die sie von den gefundenen Seevögeln nahmen, und auf diese Art verschaften sie sich Schießgewehr, womit sie über drittehalbhundert Rennthiere und eine große Menge blauer und weißer Füchse erlegten. Das Fleisch von diesen Thieren mußte ihnen zur Speise, ihre Häute und Bälge aber zur Kleidung dienen. Auf der Bärenjagd waren sie nicht so glücklich, sie tödteten deren ungefähr nur zehen, und jedesmal nicht ohne Lebensgefahr. Den ersten fielen sie, wie gedacht, selbst an, aber die übrigen wurden Vertheidigungsweise erlegt, weil sie von diesen Bestien angefallen wurden, wie denn einige derselben, gewiß aus Hunger, sogar auf die Hütte losgingen, und voller Wuth hinein zu dringen suchten. Ein solcher immerwährender Krieg mit den weißen Bären war für die armen Leute ungemein beschwerlich, welche beständig auf ihrer Hut seyn, und besorgen mußten, von diesen wilden Thieren zerrissen zu werden.

Mitten auf der Insel fanden sie eine Art Thonerde, daraus sie sich Lampen verfertigten, denn es war daselbst einige Monate hindurch fast immer Nacht, und dies machte ihnen ihren Aufenthalt in dieser Wüste um so viel schreckhafter. Eine Lampe war ihnen also höchst nöthig; sie fülleten selbige mit Rennthierfett, und gebrauchten Scarpie zum Tochte. Allein, das Gefäß war nicht haltbar, von der Hitze des Tochtes schmelzte es, und das warme Fett sog sich durch. Sie machten also die Lampen auf andere Art, machten sie an der Luft trocken, legten sie ins Feuer, und tauchten sie darauf ganz heiß in einen Kessel, worin sie Wasser und Mehl gekocht, und daraus eine Art von Kitt gemacht hatten. Diese Erfindung glückte ihnen und das Fett drang nicht mehr durch, doch zu mehrerer Sicherheit tränkten sie einige Fäden von Leinewand in ihrem Kitt, oder Kleister, und umwunden damit die Lampen, welche auf diese Art völlig feste, und gleichsam als mit einer Glasur überzogen wurden. Auf eben diese Art verfertigten sie noch ein Paar Lampen, wenn etwa eine oder die andere zerbrechen solte, und hoben das noch übrige Mehl auf, um es zum Kitte für die Lampen zu gebrauchen, wenn sie künftig deren mehrere nöthig haben solten.

Ihre Hütte verwahrten sie mit angeschwemmten Ockim, einer Art von Hanf, den man zur Ausbesserung der Schiffe gebraucht, und welcher ihnen zugleich dazu dienete, Tochte davon zu machen, wozu sie, wenn ihnen diese Materie fehlte, ihre Hemde und Schifferhosen nahmen, und auf solche Art ihre Lampen beständig im Stande erhielten. Doch ereignete sich hier ein neuer Mangel; sie verbrauchten nemlich auf diese Art ihre Kleidungsstücke, die ohnedem schon zerrissen, und ihre Schuhe, die abgetragen waren, und doch mußten sie bei dem herannahenden Winter etwas haben, um sich gegen die strenge Kälte zu verwahren. An Rennthierhäuten und Fuchsbälgen fehlte es ihnen zwar nicht, die Hauptschwierigkeit war nur, dieselben zum nothdürftigen Gebrauche

brauche zuzubereiten, und dies setzte sie in keine geringe Verlegenheit. Endlich stellten sie einen glücklichen Versuch mit Gerbung der Rennthierhäute an, legten sie etliche Tage lang in frisches Wasser, so, daß die Haare sich davon losmachen ließen, und rieben sie hernach so lange, bis sie trocken wurden, tränkten sie darauf mit Rennthierfett, und dadurch wurden sie geschmeidig und einigermaaßen brauchbar. Mit den Fellen, die ihnen zu Pelzen dienen solten, verfuhren sie eben so, nur mit dem Unterschiede, daß diese nicht länger als einen Tag in kaltem Wasser liegen bleiben durften. Ein Stück Drath war ihre Nähnadel, und die dünnen Sehnen der Rennthiere vertraten die Stelle des Zwirns.

So sinnreich machte sie hier die Noth, jene Lehrerin so mancher schönen und nützlichen Künste. Sie überwanden, um sich ihr Leben zu erhalten, unzählige Hindernisse und Schwierigkeiten. Indessen blieb doch ihre Lage immer sehr traurig und elend, und wenn sie einmal einen Blick in die Zukunft thaten, so stellten sich ihren Augen nichts als niederschlagende Aussichten dar. Alexi Hinkof insonderheit war Ehemann und Vater, seine Frau und Kinder lagen ihm sehr am Herzen; alle aber dachten mit Schrekken an den Fall, wenn einer nach dem andern sterben, und der letzte von ihnen dann ein Raub der wilden Thiere werden würde. Diese ängstliche Vorstellungen vermehrten und verdoppelten sich, als **Theodor Waregin** eine tödtliche Auszehrung bekam: er litte heftige Schmerzen, und so sehr auch sein Zustand seinen getreuen Gefährten zu Herzen ging, so war doch alle ihre angewandte Sorgfalt und Bemühung vergeblich. Er starb, ward von den drei übrigen, als ein in diesen Umständen doppelt lieber und schätzbarer Freund, beweinet, und darauf so tief, als möglich, in dem Schnee vergraben, damit sein Leichnam den gefräßigen weißen Bären nicht preis gegeben werden möchte.

Endlich, nach ausgestandener Mühe, Last und Beschwerde, machte Gott dem Elende dieser armen Leute ganz unerwartet ein glückliches, ihnen erwünschtes Ende. Am 15ten Aug. 1749 erblickten sie von weitem ein russisches Schif; alsobald zündeten sie auf den nächsten Hügeln Feuer an, und ließen auf einer langen Stange eine Rennthierhaut flattern. Das Schif näherte sich hierauf nach und nach dem Ufer; sie wurden darin aufgenommen, versprachen dem Schifspatron bei ihrer Zuhausekunft 80 Rubel zu bezahlen, brachten darauf ihre mühsam erworbenen Reichthümer an Bord, nemlich 2000 Pfund Rennthierfett, ferner Fuchsbälge, Rennthier- und Bärenhäute, ihre Lanzen, Bogen, Pfeile, Nadel, Axt, Messer, und die übrigen mehrentheils sehr abgenützten Habseligkeiten. Und so kamen sie den 28ten Sept. 1749 glücklich in Archangel an, nachdem sie sechs Jahr und drei Monate in der traurigsten Wüste und Einöde zugebracht hatten.

Die Frau des Alexi Hinkof befand sich von ungefähr am Ufer, als das Schif anlandete; sie erkante sogleich ihren Mann, und lief ihm so eilfertig und so geschwinde entgegen, daß sie darüber ins Meer fiel, und noch mit genauer Noth gerettet wurde. Das Schif, welches diese Unglücklichen befreiet, solte seiner Bestimmung und Vorschrift nach, sich nach der westlichen Küste von Spitzbergen halten, war aber durch widrige Winde, zum großen Glück dieser armen Leute, nach Osten verschlagen worden.

Diese Leute hatten so lange Zeit ohne Brod gelebt, daß sie sich auch gar nicht wieder daran gewöhnen konten. Sie konten auch keine starke Getränke mehr vertragen, und tranken also von der Zeit an fast nichts als bloßes Wasser.

„Der Ober Auditeur bei der Admiralität in Archangel, Klimstädt, hat diese Leute, und zwar jeden besonders, über die erzählten Umstände vernommen, und ihre Aussage in allen Stücken übereinstimmend gefunden. Auch der Professor le Roi zu Petersburg hat zween von ihnen zu sich kommen lassen, nemlich den alten Alexi und den jungen Iwan Hinkof, deren Erzählung alles obige vollkommen bestätiget hat.„

Heinsen. J. C. G. Hornemann, P.

Hannoverisches Magazin.

96tes Stück.

Montag, den 1ten December 1783.

Oekonomische Beiträge.

Die Kunst sey noch so groß, die dein Verstand besitzet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nicht nützet.

Gellert.

* * *

1. Um die in unsern Lustgebüschen sich befindenden Bäume und Sträucher, nicht, gleich vielen andern ihrer Bewunderer, so wie die Kuh das neue Scheunenthor anzugaffen, machte ich diesen Herbst einige Versuche mit ein Paar Arten derselben, in der Absicht, etwas darunter zu finden, das man im Nothfall anstatt des chinesischen Thee's gebrauchen könte. Meine Bemühungen schlugen zwar bisher noch nicht nach Wunsch aus. Doch was nicht geschehen ist, kan noch geschehen. Vielleicht werden auch andre Patrioten durch mein Beispiel angereizt und ermuntert, in diesem Fache Versuche anzustellen. Unterdessen bediene ich mich der Blätter des Storaxbaumes (Liquidambra Styraciflua L.), der Mahalebkirsche (Prunus Mahaleb L.), des sprossenden Hartheues (Hypericum prolificum L.), und der Kronsbeeren (Vaccinium Vitis idæa L.), welche ich mit Wasser infundirt, wie gewöhnlichen Thee mit Milch und Zucker gebrauche, und mich so gut dabei als ein anderer bei seinem Kaiserthee befinde. Niemand glaube indessen, daß ebenbenannte Theearten dem gemeinen Thee gleich kommen, oder diesen in Zukunft einmal wohl gar verdrängen werden. Nein, dieses wird nimmermehr geschehen. So viel aber ist doch gewiß, daß einige derselben besser schmecken, als die mehrsten andern Pflanzen, die man bis dahin dem Thee hat substituiren wollen, ungeachtet unsere Finetten das Göttliche des Kaiserthee's nicht darin finden, und ihnen also niemals ihren Beifall schenken werden, eben so wenig als unsere botanischen Impotenzritter meinen Aufsätzen im Hannoverischen Magazine.

Aber giebt es denn lauter Finettmäulchen und Impotenzritter a) in der Welt?

2. Nichts ist unsern Kaffeschwestern empfindlicher, als wenn sie bei der Zurechtmachung ihres Nektars das Unglück haben, daß ihnen die dazu nöthige Milch gerinnt. Ich kan deswegen nicht umhin, diesen schönen Kindern hier ein Mittelchen an die Hand zu geben, wie sie in Zukunft ihrem Verdruß vorbeugen können. — Zu jedem Quartier Milch gießt man 10 bis 15 Tropfen zerflossenes Weinsteinöl (Oleum Tartari per deliquium), rühret es unter einander, sezt solches auf das Feuer, und laßt es aufkochen. Auf diese Art habe ich zuweilen Milch gekocht, die bereits blau und sauer war, ohne daß sich solche im geringsten zersezt hat. Nach Beschaffenheit der Milch, muß man etwas mehr oder weniger Weinsteinöl nehmen, je, nachdem sie mehr oder weniger alt ist, denn eine größere Menge Säure braucht natürlicher Weise mehr Alkali zu ihrer Sättigung als eine kleinere. Das Mittel thut der Milch im geringsten keinen Schaden, sondern macht solche vielmehr gesund, welches man bei kleinen Kindern am besten sehen kan, besonders solchen, die viel Säure in ihrem Magen haben.

3. An nichts ist wohl weniger Mangel, als an Recepten wider die Wanzen. Nur schade! daß die mehrsten davon so beschaffen sind, daß man es ihnen schon von weitem ansiehet, daß sie nicht das Geringste wider dieses Ungeziefer helfen können. Ich wage es hier diese Wanzenmittel noch mit einem zu vermehren, das, wenn es auch schon keine totale Niederlage unter diesem stinkenden Gesindel verursacht, doch wenigstens hier und da einem schönen Mädchen Ruhe in seinem Bette verschaffen wird. Und gesezt, es thät dieses auch nur bei einem, ist es deswegen nicht schon der Bekantmachung werth? Hier ist es:

Rec. Hydrargyri puri Unc. duas.
Terebinthinæ venetæ Unc. unam.
Tere diligenter in mortario lapideo donec Hydrargyrum penitus disparuerit, & tunc adde
Axungiæ Porci Uncias quatuor.
Olei Lauri Unciam unam.
Pulveris Radicis Veratri albi Unciam semis.
Seminis Sabadilli Drachmas duas.
Misce, detur ad ollam lapideam & signetur:
Wanzensalbe.

Der

a) Auch hat uns die Natur beschenkt,
Und einen Stachel eingesenkt,
Mit dem wir die bestrafen sollen,
Die, was sie selber nicht verstehn,
Doch meistern und verachten wollen.

Gellert.

Eine Handvoll Verse. Wohlgemerkt!

Der Gebrauch davon ist folgender. Man nimt einen kleinen Pinsel, und bestreicht damit alle Ritzen und Winkel, wo sich dieses Ungeziefer aufhält, so gut als möglich, und wiederholet solches so oft es nöthig ist, bis man endlich seinen Endzweck völlig erreichet hat.

4. Wasserhahnenfuß (Ranunculus aquatilis L.) ist eine Pflanze, die meist in allen Flüssen und Bächen wächst, und nicht selten in solcher Menge, daß sie das Wasser an seinem Lauf hindert. So viel mir aber bekant ist, so wissen unsere ökonomischen Schriftsteller eben noch keinen sonderlichen Nutzen dieses Gewächses anzugeben. Diesen Sommer sahe ich auf einer Reise über Hameln, Pyrmont, Bodenwerder, nach dem Hundsrück und Harz, daß man in der Weser und Emmer diese Pflanze, welche allda Säme genannt wird, sorgfältig ausfischet, solche in große Haufen legt, und wenn sie etwas gelb geworden, die Kühe damit füttert, welche selbige, so bald sie es ein wenig gewohnt sind, nicht allein gerne fressen, sondern auch eine Menge guter Milch davon geben, woraus allda eine Butter gemacht wird, die so gelb wie Gold ist. Da diese Pflanze auch im Winter grün ist, so kan sie vermuthlich auch dann gebraucht werden, und vielleicht einst, bei einem, in dieser Zeit, leider! nicht selten eintretenden, Mangel des gewöhnlichen Futters, ihre Dienste thun, und verdienet also in dieser Absicht die Aufmerksamkeit unserer Landwirthe.

5. Hierbei erinnere ich mich noch einer andern Pflanze, welche im Winter grün bleibt, und beim Futtermangel nicht zu verachten ist. Es ist diese, der, auch in hiesigem Lande, an verschiedenen Orten, auf Bäumen häufig wachsende Mistel (Viscum album L.). In der Schweitz wird solcher besonders von denjenigen gesucht die Ziegen haben, welchen Thieren er besonders gut schmeckt und wohl bekomt.

6. Im Bremischen und Lüneburgischen wächst besonders viel Wasserfeder, oder Wasseraloe, (Stratiotes Aloides L.), und man trift allda nicht selten Gräben und Teiche an, die so voll von dieser Pflanze sind, daß sie eher Wiesen als Wasser ähnlich sehen. Der selige Graf von Mattuschka sagt in seiner Flora silesiaca, daß sie von keinem bekanten Nutzen sey. Ich bemerke deswegen, daß man an einigen Orten besagter Provinzen solche heraus fischt, klein hackt, und den Schweinen giebt, welche sie ziemlich gerne fressen sollen. Sie wird allda Buckelbas genennt.

7. Auch der Meerdreyzack (Triglochin maritimum L.) hat seinen Nutzen. Im Lande Wursten, wo diese Pflanze an dem Ufer der Nordsee in erstaunlicher Menge wächst, kocht man solche im Frühling als Kohl, wozu sie besonders dienlich seyn soll. Sie ist bei den Einwohnern unter dem Namen Röhr bekant.

8. Um Lüneburg sammelt man die Bärenklau (Heracleum Sphondylium L.), und die Schafgarbe, oder Reel-

ken, (Achillæa Millefolium L.) zu dieser Absicht, so wie man hier um Hannover den Strenzel, oder die sogenannte Geesel, (Aegopodium Podagraria L.) nutzt.

9. Im Amt Hohnstein macht man die Früchte des Elzbeerbaumes (Sorbus torminalis L.) mit Wasser ein, und läßt sie gähren, so wie man in der Schweitz mit Aepfeln und Birnen, und auf dem Harze und in Schweden mit den Kronsbeeren zu thun pflegt. Sie werden auch gleich diesen letztern gegessen, und sollen ganz gut schmecken.

10. In der Schweitz macht man viel aus der Rapunzel (Campanula Rapunculus L.), und zwar nicht ohne Ursach, denn diese Pflanze giebt in ihrer Jugend einen Salat, der dem Lämmerlattig, oder Ackersalat, (Valeriana Locusta olitoria L.) nicht viel nachgeben wird, und nimt sich mit ihrem weißen spindelförmigen Würzelgen, das daran gelassen und mit dem Kraut zugleich gegessen wird, auf dem Tische besonders gut aus. Ich verwundere mich, daß man diese Pflanze, welche hier im Ueberfluß wild wächst, nicht mehr zu benutzen sucht. An einigen Orten, besonders in Frankreich, ziehet man sie so gar in Gärten, deren Kultur man in Lueders Anleitung zur Wartung der Küchengewächse, S. 701, unter dem Artikel Rüberapunzel, beschrieben findet.

11. Im Lüneburgischen, Bremischen und Verdenschen, wird, besonders auf schlechtem Lande, viel Rauhhaber, Rauchhaber, Grauhaber, Purhaber, Purrhaber, oder Sandhaber, gepflanzt, von dessen Anbau, Nutzen, und Vorzügen uns der Braunschw. Lüneburg. Landwirthschaftsgesellschaft Nachrichten, Bd. 2, S. 342, das Hannov. Magazin, Jahr 1770, S. 73, Krünitzens Encyclopädie, Bd. 2, S. 661, und mehrere, weitläuftigen Bericht ertheilen. Besonders aber ist es, da heut zu Tage beinahe alle unsere Oekonomen zugleich Botanisten sind, oder doch seyn wollen, daß uns noch keiner recht gründlich gesagt hat, was denn eigentlich dieser Rauhhaber für eine Pflanze sey, sondern die mehrsten solchen für eine Abart des gemeinen Habers (Avena sativa L.) ausgeben, und hierin dem Beispiel unserer Impotenzbotanisten folgen, die, wenn sie eine ihnen vorgezeigte Pflanze nicht kennen, und dieses doch nicht gerne sagen wollen, solche geschwind zu einer Abart von einer andern machen. Vor einem Jahre hatte ich Gelegenheit auf meinen Wanderungen durch oben genannte Provinzen, diesen Rauhhaber zu untersuchen, und fand, daß es die Avena strigosa Schreb. spicil. p. 52, Gmelin. onomatol. v. 1, p. 1020, Mattuschk. siles. n. 79, Retz. obs. v. 1, p. 11, ist. Sein richtig bestimmtes wahres Vaterland getraue ich mir aber noch nicht anzugeben, denn bis dahin scheinen mir Deutschland und Schweden bloß seine Hospitia zu seyn. Ebenfalls bin ich noch ungewiß, wann, wo, und durch wen, er zuerst in hiesiger Gegend angebauet worden, und er-

erwarte hierüber noch die Belehrungen unserer Botanisten und Oekonomen. Beiläufig muß ich noch anmerken, daß der, in der Braunschw. Lüneburg. Landwirthschaftsgesellschaft Nachrichten, Bd. 1, S. 117 und 330, angezeigte seeländische Sandhaber, im geringsten nicht zu unserm Rauchhaber gehöre, sondern eine ganz andere Pflanze sey, ungeachtet Krüniß und Honkeny die eben benannten Nachrichten dabei anführen. Ein Beweiß, wie sehr unsere ökonomischen Pflanzen noch mit Dunkelheit umgeben sind, und wie nöthig es wäre, daß, wenigstens schriftstellerische, Landwirthe etwas Botanik verstünden, damit ihre Leser doch wüßten, wovon in ihren Abhandlungen die Rede ist, welches, beim Gebrauch bloßer Provinzialnamen, zum öftern, wenigstens für Fremde, platterdings unmöglich ist.

12. Die Pflicht eines Floristen bestehet fürnemlich auch darin, daß er seinen Landsleuten den ökonomischen Nutzen wildwachsender, von ihnen bisher vernachläßigter, Pflanzen bekant macht, und ihnen den Ort anzeigt, wo sich diese in Menge finden, und woher sie solche also am besten bekommen können. Unter solche Pflanzen gehöret besonders auch der Lichen tartareus L., den man in Schweden, und besonders in Westgothland, fleißig sammelt, und eine Farbe daraus bereitet, welche allda unter dem Namen Böttelet verkauft, und häufig zum rothfärben gebraucht wird. Die Art und Weise ihrer Zubereitung lehret Linné in seiner Westgothischen Reise, S. 170, und Kalm in den Schwedischen Abhandlungen, Bd. 7, S. 250, worauf ich, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, meine Leser verweise. Im Hannoverischen wächst diese Pflanze besonders auf dem Harze und Deister, und hat ihre Stelle gewöhnlich auf großen Steinen, nicht selten aber auch an den Stämmen der Fichten, Büchen und Eichen.

13. Die Oelander und Gothländer gebrauchen die Steinflechte (Lichen saxatilis L.), und färben damit roth und purpur, zu welchem Endzweck sie solche bloß mit Wasser und etwas Lauge kochen. Und Ferber sagt uns in seinen Beiträgen zur Mineralgeschichte verschiedener Länder, Bd. 1, S. 455, daß bei Leith, in England, eine Fabrik sey, darin aus dieser Steinflechte ein schönes Roth bereitet werde, und daß sich bloß mit Sammlung derselben, daselbst gegen zweihundert Personen beschäftigen. Da diese Pflanze hier so gemein ist, daß man sie an den mehrsten Bäumen und Steinen findet, so dünkt mich, daß es wohl der Arbeit werth wäre, wenn unsere Färber auch einige Versuche damit anstellen würden. Denjenigen, die nach England reisen, um nicht bloß sagen zu können, dieses Land gesehen zu haben, sondern daselbst etwas zu lernen, und einmal ihrem Vaterlande nützlich zu seyn, empfehle ich diese Leither Fabrike bestens. Mehreres will ich hier nicht sagen. —

14. Eines unserer schönsten Hölzer

ist gewiß das vom Eibenbaum (Taxus baccata L.), und komt es in die Hände eines Schreiners, der damit umzugehen weiß, so kan daraus Arbeit verfertiget werden, daran selbst Fürsten Wohlgefallen haben, und die sogar das kostbare Mahagoniholz übertrift, so gut als die Wangen einer schönen Pariserin das Gesicht einer von der Sonne verbrannten Dorfdirne. Nur gehört ein guter Hobel dazu, und ein wenig Handwerkerchemie. Es ist nur schade, daß man diesen Baum selten von solcher Größe und Alter antrift, daß er in den Schreinerwerkstätten kan gebraucht werden. Indessen habe ich doch in dem Walde hinter dem Schlosse Plesse, Bäume gesehen, deren Stämme beinahe Mannsdicke waren, welches ich hier unsern Künstlern zur Nachricht bekant mache, damit dieses schöne Holz nicht etwa in unrechte Hände gerathe.

15. Die islandische Flechte (Lichen islandicus L.) ist das einzige uns bekante Mittel b), welches seinen Nuzzen in der Schwindsucht bestätigt hat. Es war diese Pflanze ehedem häufig auf dem Brocken zu finden, durch das öftere Abholen der umliegenden Arzneihändler in den leztern Jahren ist sie aber allda ziemlich selten geworden. Auf meinen Harzreisen habe ich sie besonders auf der Achtermannshöhe häufig gefunden, so, daß auf diesem Berge allein noch viele Centner zu haben sind. Bei den Hirschhörnern, auf dem Lerchenfelde und Bruchberge ist ebenfalls noch eine ziemliche Menge von dieser Flechte. Ein Harzer, der gern sein Brod mit Pflanzen sammeln verdienen will, könte bei dieser anfangen, und damit sein Glück versuchen. Auswärtige Apotheker würden ihm seine Arbeit reichlich bezahlen. Sechszehn Mariengroschen muß er aber nicht für das Pfund nehmen, denn dieses ist zu viel für eine Pflanze, die man nicht nöthig hat lange zu trocknen, und wovon man in einem Tage einen halben Centner sammeln kan. Man muß denken, daß der Patient öfters arm ist, und über den hohen Preis der Arzneimittel zu seinem Schöpfer seufzet, ja nicht selten deswegen gar elend und ohne Hülfe dahin sterben muß.

16. Auf meinen vorjährigen Reisen fand ich, daß von Ballje bis Drochtersen, an der Elbe, fürnemlich aber auf den in der Elbe gelegenen Hannoverischen Inseln, das Wischhafner- und Krautsand genannt, eine große Menge zahme Angelica oder Engelwurz (Angelica sativa Offic.) wachse, und dieses in solcher Riesengröße, daß man sie bald für Angelicam atropurpuream L.) halten solte. Einige Stengel waren 8 bis 9 Fuß hoch, und

b) Leider! denn viele Aerzte, im Vorbeigehen gesagt, bekümmern sich wenig um die Entdeckung würksamer Arzneimittel, sondern machen es wie die Postillenreuter, behelfen sich mit den Recepten ihrer Vorfahren, gesezt, daß solche auch wieder alle Gründe der Chemie und gesunden Vernunft streiten. Beispiele findet man in Baldingers Magazin für Aerzte.

und eines Menschenarmes dick. Da dieses nun eine Pflanze ist, die in Deutschland eben nicht an vielen Orten wild wächset, und doch täglich in der Medicin, besonders in der Vieharzneikunst, häufig gebraucht wird, so könte einer, der in dieser Gegend wohnet, und dem es an anderer Beschäftigung fehlet, durch Colligirung der Wurzel dieses Gewächses sein Brod reichlich verdienen. Die Apotheker und Materialisten würden ihm seine Waare gerne abnehmen, und gut bezahlen, besonders wenn sie im Frühling, ehe die Pflanze in Blätter und Stengel schießt, gegraben, und geschwinde getrocknet worden, und also nicht den Fehler vieler anderen getrockneten Wurzeln hätte, die man gewöhnlich mit der Basis des Stengels verkauft, woran den leicht zu sehen ist, daß solche eben zu der Zeit gegraben worden, wo sie am aller unkräftigsten waren.

17. Unter den Kleearten, welche in künstlichen Wiesen angepflanzt zu werden verdienen, gehöret, meines Bedünkens, auch das Trifolium flexuosum Jacquin. austr. v. 4, n. 386, t. 45, das in Deutschland, Schweden, und vielleicht an mehrern Orten, häufig wild wächset. Ich habe es öfters an ganz unfruchtbaren Stellen angetroffen, wo es demungeacht, zu meiner Verwunderung, frisch war, und eine ansehnliche Höhe erreichte. Ich vermuthe deswegen, daß es gerne mit einem geringern Boden zufrieden seyn würde, als seine Anverwandtin, der gemeine Wiesenklee (Trifolium pratense L.) verlangt. Ich empfehle diese Pflanze unsern Landwirthen zu Versuchen, denn diese allein können und müssen es entscheiden, ob es der Mühe lohnet, daß solche im Großen angebauet werde.

18. Nach Verfließung der gewöhnlichen Zeit, worin Eyer ausgebrütet werden, bleiben zuweilen unter der Henne noch einige uneröfnet liegen. Man ist sodann nicht selten ungewiß, ob in diesen Eyern sich auch würklich lebendige Küchlein befinden, oder ob solche faul sind, und also das Brüten der Henne aufzuheben sey. Das beste Mittel dieses, ohne Schaden der darin befindlichen Küchlein, zu erfahren, ist, wenn man ein solches Ey in mäßig warmes Wasser legt, und zusiehet, ob selbiges sich bewege, da denn, wann dieses geschiehet, man gewiß seyn kan, daß ein lebendiges Küchlein darin ist.

19. In einigen Orten des Hildesheimischen ist es gebräuchlich, daß der Vater einer jeden seiner Töchtern eine gewisse Menge Lein ansäet, und zwar schon von dem vierten oder fünften Jahre ihres Alters an. Da mir diese Gewohnheit nachahmungswürdig scheinet, so wünsche ich, daß ein dortiger Oekonom uns in diesem Magazine eine Nachricht von der Beschaffenheit, dem Ursprung und Nuzzen dieses Gebrauches mittheilte, die vermuthlich auch andern nicht unangenehm seyn würde.

20. Diesen Herbst sahe ich in unserer Nachbarschaft viele bis an den Gipfel aufgeschneitelte Fichten, die, wie ganz natürlich, durch diese Zerstüm-

stümmelung, so gut als ein Mensch dem man Arme und Füße abhauet, zu Grunde gegangen und dürre waren. Ich verwunderte mich zum Höchsten darüber, daß in einer Gegend, wo Forstwissenschaft blühen soll, solche Mißbräuche gelitten werden. Am unbegreiflichsten aber kam es mir vor, daß solche Fichten, nicht so gleich als sie abgestorben waren, abgehauen und fortgeschaft wurden, sondern erst Jahre lang ihre Dienste bei der Ausbrütung und Vermehrung vieler tausend Insekten thun mußten. Mich dünkt, daß wir doch Exempel genug vor uns haben, die beweisen, wie durch Nachläßigkeit große Waldungen in Gefahr der Zerstöhrung gerathen.

Principiis obsta; sero Medicina paratur,
Cum mala per longas invaluere moras.

Ovid.

Künftig ein Mehreres, wenn's schmeckt.

Herrenhausen. F. Ehrhart.

Ankündigung.

Vielleicht hat sich noch kein Dichter aus edlerer Absicht zur Herausgabe seiner Gedichte entschlossen, als die liebenswürdige Verfasserin der hier anzukündigenden Gedichte:

Gedichte
von
H. E. Christiane vom Hagen.

Die Sammlung wird aus Liedern, Romanzen, Erzählungen, Gelegenheitsstücken, und andern kleinen Gedichten bestehn, die ihr seit einigen Jahren unter der Hand entstanden sind; davon einige in unsern Musenalmanachen und andern periodischen Schriften, mit und ohne Namen der Verfasserin, vorkommen, der größte Theil aber neu und noch niemals gedruckt ist.

Aber ohne weitern Umschweif zur Hauptsache. Schon zu wiederholten malen foderten Freunde ihrer Muse die Dichterin auf, ihre Gedichte zu sammeln und herauszugeben. Aber immer hatte sie keine Neigung dazu; bis sie endlich auf die Entdeckung gerieth, daß ihr Talent ihr ein Mittel zu höhern Absichten werden könte. Kurz, sie faßte den Entschluß, diese Gedichte zu nichts geringern, als einer immerwährenden Quelle der Aufmunterung zu Fleiß und Tugend an ihrem Geburtort zu machen, und von dem, was ihre Herausgabe einbringen wird, ein Rosenfest zu stiften. Die Rosenfeste sind zu bekant, als daß wir eine weitere Erklärung davon zu geben bedürften. Was aber das Rosenfest zu Stöckey (in der Grafschaft Hohnstein, am Harz) eigenthümliches haben wird, und seine ganze Einrichtung, wird die Dichterin selbst in der Folge beschreiben.

Proben von ihren Gedichten zu geben, wäre wohl überflüßig, da Freunde der Litteratur die Manier ihrer Muse kennen; und jeder Andre um der edlen Absicht willen mit Freuden an ihrer Unternehmung Theil nehmen wird, niemand aber gewiß mehr, als der Adel und das schöne Geschlecht.

Die Sammlung wird über 1 Alphabeth betragen, und auf das beste holländische Schreibpapier gedruckt seyn. Die Vorausbezahlung ist 1 Thaler, steht bis Ostern 1784 offen, und Michaelis darauf erscheint das Buch. So überflüßig und lächerlich die Pränumerantenlisten vor manchen Büchern sind: so angenehm, hoffe ich, wird es hier seyn, sich in großer und guter Gesellschaft beisammen zu finden!

Halberstadt. Fischer, Rektor.

Hannoverisches Magazin.

97tes Stück.

Freitag, den 5ten December 1783.

Auszug aus Göze's Naturgeschichte der Eingeweidewürmer.

Ein bisher noch ziemlich unbekantes und doch überaus weitläuftiges Gebiet der Schöpfung, — wer wolte das nicht gern kennen lernen! Das Buch, darin uns eine nähere Einsicht in diese Wunder Gottes geöfnet worden, ist dasjenige, woraus ich hier einen Auszug liefere a). Eine der merkwürdigsten Erscheinungen dieses, an naturhistorischen Entdeckungen so reichen Jahrhunderts. Zwar hatten schon vor ihm Linné, Pallas, und andere Gelehrte und mit ihm zugleich O. F. Müller, Wagler, Bloch, — verschiedene wichtige Beobachtungen darüber angestellt und bekant gemacht. Aber ihre Bemerkungen sind entweder nur zerstreute, oder auch sehr concentrirte Nachrichten. Ausführlicher, weit genauer und zugleich mit vielen neuen Entdekkungen oder Berichtigungen des schon Bekanten bereicherter sind die Beobachtungen des Quedlinburgischen Naturforschers, eines Mannes, der sich schon so viel Achtung und Beifall bei allen Kennern der Naturhistorie erworben hat. Billig solte seine Schrift ganz gelesen werden, zumal da sie so faßlich geschrieben, und mit den fürtreflichsten Abbildungen versehen ist. Um aber dennoch die Kenntniß dieser sonderbaren Klasse des Thierreichs weiter auszubreiten, als wahrscheinlich durch eigene Lesung geschehen wird; eine Kenntniß, die in der Folge unfehlbar zur bessern Erhaltung menschlicher und thierischer Körper sehr dienlich werden kan, habe ich mich zu dieser Arbeit entschlossen. Was Cook in der Erdkunde, das hat Göze in der Thierkunde geleistet. Jener mit vieler Gefahr und Mühe; dieser mit siebenjährigen, ebenfalls höchst mühsamen Untersuchungen: Jener mit dem Compaß; dieser mit dem Mikroskop in der Hand: Jener in der großen, dieser in einer fast unsichtbaren

a) Versuch einer Naturgeschichte der Eingeweidewürmer thierischer Körper von Joh. Aug. Ephraim Göze, Pastor an der Kirche St. Blasii zu Quedlinburg rc. mit Kupfertafeln, Blankenburg 1782. 4.

ren Welt, die es dennoch nicht weniger verdient, gekant und bewundert zu werden.

Die **Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen** hatte im Jahr 1780 die **Preisfrage** aufgegeben: „Ob der Saame der Intestinalwürmer, als der Bandwürmer, „Drathwürmer, Spulwürmer, rc. den „Thieren angeboren sey; oder erst „von außen hineingekommen?„

Zwo darüber eingeschickte Abhandlungen wurden den 2ten März 1781 gekrönt. Die eine des Herrn Doctor **Bloch's** in Berlin, der die goldene, und die andere des Herrn Pastor Göze in Quedlinburg, der das Accessit und die silberne Medaille zuerkant wurde. Herr D. **Bloch** ließ seine Preisschrift auf wenigen Bogen drukken und mit erläuternden Kupferstichen herausgeben. Herr Pastor Göze aber sezte seine Untersuchungen weiter fort, und lieferte auf 2½ Alphabeten und 44 fürtreflichen Kupfertafeln eine weit ausführlichere Beschreibung dieser bisher nur zum Theil, nur obenhin gekanten zahlreichen Einwohner thierischer Körper. Beide, Herr Göze und **Bloch** bejahen die von der kopenhagner Akademie aufgegebene Preisfrage. Der Saame dieser Würmer kan nicht von außen hineinkommen, sondern ist den thierischen Körpern angeboren. Freilich wird dieses System manchem auffallend seyn. Indessen, wie vieles ist in der Natur unglaublich und doch wahr, zumal, wenn wir uns mit unsern Gedanken ins unendlich Kleine wagen. Beide Naturforscher beweisen ihren Saz aus Gründen, denen nicht leicht jemand seinen Beifall versagen kan. Ich werde mich aber hier fürnemlich auf dasjenige einlassen, was der scharfsinnige Pastor Göze davon sagt. Er zergliedert seinen Beweiß und thut erstlich dar, daß der Saame der Intestinal- oder Eingeweidewürmer nie von aussen in thierische Körper gekommen sey, oder kommen könne, weder durch die Luft, noch durch die Erde, noch durch das Wasser. Es ist wahr, man findet in diesen Elementen, sonderlich in dem lezten, einige Würmer, die viel Aehnlichkeit mit den in thierischen Körpern haben. Aber, da sie auch wieder wesentlich von denselben unterschieden sind; da jene nicht in thierischen Körpern, und diese nicht in den Elementen der erstern fortkommen können: so müssen die Eingeweidewürmer eine ganz andere Art seyn, die den thierischen Körpern eigen ist, wenn auch **Linné**, **Unzer**, **vom Dövern**, und noch andere, Bandwürmer in Brünnen und andern Gewässern gefunden zu haben, sich eingebildet. Hier widerlegt der Herr Verfasser sonderlich die neuere sehr scheinbare Erfahrung des Herrn Hofrath **Beireis**, welcher dergleichen, und zwar Spulwürmer, in verschiedenen Brunnen will wahrgenommen haben, und dann noch die Meinung, daß, wo nicht andere, doch wohl die Fischtänien, durch häufigen Genuß der Fischspeisen, in menschliche oder andere Körper kommen

men könten. Und da sogar **Pallas** dafür gehalten, daß wenigstens die **Eyer** der Eingeweidewürmer, wenn sie zuvor auf irgend eine Art aus den thierischen Körpern gekommen wären, von außen wieder in andere dergleichen Körper übergehen könten, so führt er auch hier die Gegengründe an, die diese Meinung entkräften, mit einer Bescheidenheit, die ihm Ehre macht.

Nach diesem geführten Beweise komt die **zwote Hauptfrage**: ob der Saame der eigentlichen Eingeweidewürmer den thierischen Körpern angeboren, ob diese Körper allein von der Natur zu ihrer Entwickelung, Nahrung und Fortpflanzung bestimmt seyn? Nach vorangeschickter Widerlegung einiger, mehr spitzfindiger, als erheblicher Einwendungen, warum doch Gott dem Menschen so viel quälendes Ungeziefer anerschaffen, was diese Würmer für Nutzen haben, und warum nicht in allen Individuis dergleichen angetroffen würden? – führt er zur Bestätigung dieser Hauptfrage folgende 6 Gründe an: **erstlich** weil unter diesen Eingeweidewürmern die schönste **Ordnung**, regelmäßige **Gesetze** und **Absichten** gefunden werden. Schwerlich kan es also bloß Zufall seyn, daß hie und da dergleichen Thierchen in einem menschlichen oder andern Körper existiren. Es ist vielmehr eine neue Klasse animalischer Kreaturen, die mit den ähnlichen Geschöpfen außer ihnen, in keiner nähern, als einer allgemeinen Verbindung steht. Hier macht der Verfasser ein vollständiges Verzeichniß dieser zahlreichen, grössern und kleinern Wurmarten, und man muß erstaunen, nicht allein über ihre Menge, sondern auch über den ordnungsmäßigen Uebergang des einen zu dem andern; über die Stufenleiter, die auch unter dieser Gattung der Werke Gottes bemerkt wird. Es sind **eilf Geschlechter**, bei deren jedwedem wieder 4, 5 und noch weit mehrere Untergattungen, in Thieren, Vögeln, Fischen, Amphibien und Insekten vorkommen. Von Bandwürmern sind allein 38 Arten angeführt, die wieder manche Spielarten unter sich begreifen. Der **zweite Beweis** ist der, weil die Verschiedenheit dieser Würmer sich nach der Verschiedenheit der Ordnungen, Geschlechter und Gattungen der Thiere richtet. Anders sind die Bandwürmer im Menschen; anders in Vögeln; anders in Fischen und Amphibien beschaffen. Deutliches Zeugniß, daß sie nicht bloß der Zufall in diese oder jene Körper geworfen, sondern daß es Ordnung der Natur sey. Den **dritten Beweis** nimt er her aus der innern Oekonomie der Eingeweidewürmer in den innersten Organen thierischer Körper, die bloß für diese Organe eingerichtet ist. Ich mögte wohl wissen, heißt es S. 50. wie und wo dieselben, sonderlich die Blasenwürmer, außer den thierischen Körpern, an irgend einem Orte der Welt, ihre Oekonomie anlegen und leben könten? — und schließt also mit Recht, daß sie thierischen Kör-

 pern

pern eigenthümlich zugehören, daß sie schlechterdings nicht außer denselben fortdauern können, folglich auch ihnen angeboren sind. — Die **Natur** dieser Geschöpfe, ihr **Körperbau**, ihre **Gliedmaßen und Organe sind viertens** so eingerichtet, daß sie nirgends anders, als in thierischen Körpern leben können, sondern außer denselben nothwendig umkommen müssen. Hier führt der Verfasser von vielen Arten sehr merkwürdige Eigenschaften und Strukturen an, die seinem Beweise zum Belege dienen, die aber in dem Buche selbst müssen nachgelesen werden. Der **fünfte Beweis** ist von dem völligen Mangel der Augen hergenommen, die sie auch in einem so finstern Aufenthalte nicht nöthig haben, der folglich einen unläugbaren Grund abgiebt, daß sie bloß für einen solchen Aufenthalt geschaffen sind, und endlich **sechstens** beruft er sich noch auf Erfahrungen, daß man schon in Embryonen, in neugebornen Thieren, in saugenden Lämmern, u. d. gl. solche Eingeweidewürmer angetroffen, dahin sie doch unmöglich von außen hätten kommen können.

Indessen fehlt es freilich nicht an **Einwendungen** gegen eine in der That so neue Meinung. Warum ist es denn Krankheit bei den Menschen und Hausthieren, wenn es gleichwohl Schöpfungsordnung ist? — Hierauf wird geantwortet: Bei Thieren, die noch in ihrem natürlichen Zustande leben, ist es keine Krankheit. In zwo Waldschneppen, die überaus fett und gesund waren, fand Pastor Göze über 400 Bandwürmer. Auch würde es bei den Menschen und Hausthieren, die wir durch häufige Abänderungen in ihrer natürlichen Lebensordnung gestöhrt haben, keine Krankheit seyn, wenn sie nicht eine verunstaltete Diät liebten. Viele Menschen haben vielleicht Bandwürmer, ohne es zu wissen, oder üble Empfindungen davon zu haben. Wenn sie sich zur unnatürlichen Größe und Menge vermehren, dann erst wird es Krankheit. Selbst in den innern Theilen, wo sie sich aufhalten, bemerkt man keine Geschwüre, oder andere Verletzungen, und was dergleichen Gründe mehr sind, die diesen Einwendungen ihr Gewicht benehmen können.

Doch wir kommen auf die **Naturgeschichte dieser Eingeweidewürmer** selbst, als den größten Theil des Werks. Die **Geschlechter**, in welche er sie eintheilt, sind folgende eilfe: 1) Der **Rundwurm**; Ascaris. 2) Der **Haarkopf**; Trichocephalus, sonst Trichuris, **Haarschwanz**. 3) Der **Zwirn**, oder **Drathwurm**; Gordius. 4) Der **Kappenwurm**: Cucullanus. 5) Der **Pallisadenwurm**; Strongylus. 6) Der **Bastardkratzer**; Pseudo echinorynchus. 7) Der **Kratzer**; Echinorynchus. 8) Der **Plattwurm**; Planaria. 9) Der **Bindwurm**; Fasciola. 10) Der **Bandwurm**; Tænia, und 11) das **infusorische Chaos**. Das **erste Geschlecht** ist also der **Rundwurm**; Ascaris. Mir deucht, die concentrirten

ten charakteristischen Beschreibungen des Pastor Göze sind überaus faßlich und vollständig. *Linné* hat das Verdienst, in dem ihm eignen Latein, mit wenigen, oft neu gemachten Worten, viel zu sagen, und nicht leicht einen Hauptumstand auszulassen. Es scheint aber, als wenn die deutsche Sprache nicht weniger zu dem nemlichen Zweck geschickt sey. Ich will zur Probe die Gözische Beschreibung des Rundwurms S. 62. hersetzen: **Ein elastischer, rundlichter Wurm, wie eine Nadel, Saite oder Federkiel, an beiden Enden dünne zulaufend: am Kopfende drei Knötgen; am Schwanzende entweder stumpf abgerundet, oder Pfriemenförmig zugespitzt.** Er macht wieder 3 Hauptklassen dieses Geschlechts: den **großen** Rundwurm, Asc. Gigas; den **mitleren**, Asc. teres und den **kleinern**, Asc. minutior. Die verhältnißmäßige Größe mögte sonst wohl eben kein hinlängliches Unterscheidungszeichen seyn; aber hier finden sich auch wesentlichere Abweichungen, wo nicht in den Körpern selbst, doch in ihrer ganzen Oekonomie und Lebensart. Die **erste gigantische** Wurmart befindet sich fürnemlich in **Pferden**. In Schafen, Ziegen, Ochsen und Kühen hat der Verfasser noch nie Ascariden entdeckt. Zu dieser Gattung gehören auch die **Spulwürmer** bei Menschen, über welche schon so viel geschrieben worden, deren Eyer, in ungeheurer Menge, nach **Klein** 10,000 an der Zahl von einem Wurme, durch das Zerplatzen der Mutter verschüttet worden. Der **mittlere** Rundwurm findet sich in allen Ordnungen und Klassen der Thiere. Es ist merkwürdig, daß man ihn selbst in dem Magen der Raubvögel angetroffen, die doch so starke Muskeln haben. Ihre runde Struktur und elastische Kraft widersteht allen Verlezzungen. Vom **Gordius** sind sie fürnemlich durch drei Knötgen oder Klappen am Kopfe verschieben, und das eigenthümliche dieser Art besteht darin, daß sie das Kopfende stets als einen krummen Haken gebogen halten. Einige derselben haben Backenbärte, und sie leben gern in Gesellschaft anderer Würmer, doch ohne Vermischung. In einer Katze fand Göze 60 solcher Ascariden und 250 Kettenbandwürmer. Sieben nicht unerhebliche Anmerkungen machen den Beschluß dieser Nachricht von Mittel-Rundwürmern. Zu den kleinern Ascariden, als der dritten Klasse, die ebenfalls in allen Thiergattungen gefunden werden, rechnet unser Naturforscher wieder 5 Arten; vier, die dem Auge schon sichtbar, und eine, die mikroskopisch ist, als den **Nadelwurm, Fadenrundwurm, Pfriemenschwanz, Haarrundwurm** und das **mikroskopische Rundwürmchen**. Ich will die merkwürdigsten Beobachtungen darüber hersetzen. Unter diesen kleinern Ascariden giebt es lebendig gebährende. **Camper** hat sie bei Millionen in Kälbern gefunden. In den Lungen einer Wasserkröte traf Göze in einem lobo

20 Fadenrundwürmer, und in jedwedem wenigstens 700 lebendige Junge an, mehr als einmal und von mehr als einem Auge gezählt, also 14,000; folglich in beiden Lungenflügeln, an Alten und Jungen 28,040 Würmer b). Welch Wunder der Natur! Die Pfriemenschwänze gebähren ebenfalls lebendige Junge. In einem dergleichen hat der Verfasser unter dem Composito vermittelst des Preßschiebers 300 entdeckt. Zu diesen Pfriemenschwänzen gehören auch die Ascarides vermiculares in Menschen, oder die **Springwürmer**, weil sie bei Annäherung eines Lichts, von dem Finger oder Instrumente bei 3 Daumenbreit wegspringen. **Van Phelsum** ist bis jetzt der klassische Schriftsteller von diesem Wurmgeschlecht, dessen Schrift D. **Weise** in Altenburg 1781 und 1782 übersetzt in 2 Theilen herausgegeben, dem aber Pastor Göze manche Irrthümer und mangelhafte Kenntnisse beweiset. Haarrundwürmer hat der Verfasser bloß in den Gedärmen eines Dachses gefunden; das mikroskopische Rundwürmchen hingegen beherberget der Erdregenwurm unter seiner Haut und in seinen innern Feuchtigkeiten, wie der Herr **von Gleichen** entdeckt, der Pastor Göze aber ebenfalls beobachtet hat. Also Würmer in Würmern. Und so viel von dem ersten Geschlecht, den Rundwürmern.

Das **zweite** Geschlecht begreift den **Haarkopf**, die **Trichuride**, sonst auch **Haarschwanz** genannt. Das Hinterende ist dick und keulenförmig, und bei dem Männchen spiralförmig gewunden. Das Kopf- und Vorderende, wie ein feines Haar. **Wagler** und **Röderer** haben dergleichen im menschlichen Körper zuerst entdeckt. Sie hielten das dünne Ende für den Schwanz, daher nannten sie diese Art **Haarschwanz**. Genauere Untersuchungen aber haben gelehrt, daß es das Kopfende sey, deswegen man diesen Wurm lieber **Haarkopf** nennen solte. Dies Geschlecht ist selten. Dennoch theilt sie Göze in zwei besondere Gattungen: **einmal** mit einfachem unbewaffneten Kopfende; **zweitens** mit gekränztem Kopfe. Die ersten finden sich fürnemlich im Blinddarm der Menschen. Man hat sie aber auch in einem Pferde, in einem wilden Schweine, und unser Verfasser in den Gedärmen einer Maus, als eine große Seltenheit gefunden, und an denselben fürnemlich deutlich wahrgenommen, daß an der dünnen Hälfte das Kopfende sey. Von denen mit gekränztem Kopfe, ist nur erst ein einziger, und zwar von **Pallas**, in den Gedärmen einer ohnfüßigen Eidechse, entdeckt worden.

Das **dritte Geschlecht** enthält die **Gordien**, **Zwirn**, **Drath** oder **Fadenwürmer**. Man verwechselt dieselben gemeiniglich mit den Gordien, die außer thierischen Körpern häu-

b) Es ist wohl ein Druckfehler, wenn in dem Buche steht: 136,000.

häufig vorkommen. Unser Verfasser aber hält dafür, daß beide würklich verschieden sind. In Säugthieren hat er keine gefunden; wohl aber in Vögeln, als in einer leipziger Lerche — in Fischen und in verschiedenen Insekten. Merkwürdig ist, daß er in einer gemeinen Birnmade, die nur einen halben Zoll lang war, einen fünfzölligen Gordius angetroffen, der sich unten herausbohrte.

Zum vierten Geschlecht gehört der Kappenwurm, Cucullanus. Sie sind nicht viel von den Ascariden unterschieden, nur daß sie vorn am Kopfe eine gestreifte Kappe haben. Sie gebähren lebendige Junge. Unser Beobachter hat die weiblichen Geburtsglieder deutlich gesehen. Er hat sie gefunden in einem Maulwurf, ferner in einem Aale, wo er in einem einzigen mehr als 1000 Junge wahrnahm. Keine Vergrößerung der Sache, setzt er hinzu, wer es nicht glauben will, der mache es nach, ferner in einem Sandart, (Lucioperca) und verschiedenen andern Fischen. Hieher rechnet der Verfasser noch einen andern Wurm, aus dem Magen eines Welses, ein Mitteldiug zwischen den Ascariden und Kappenwürmern, dergleichen außer ihm noch niemand wahrgenommen.

Ehe unser Schriftsteller zu dem zahlreichen Geschlecht der Kratzer übergeht, schiebt er noch das fünfte Geschlecht den Pallisadenwurm, Strongylus, den der Conferenzrath Müller entdeckt, und zwar schon abgebildet, aber noch nicht beschrieben hat, und dann das sechste Geschlecht, den Bastartkratzer ein, den der Herr Graf von Borke in dem Magen einer männlichen Maus wahrgenommen, und der auch hier abgebildet ist. Ihm fehlt der eigentliche Charakter des Kratzers, nemlich der Stachelrüssel, und er macht also ein besonderes Genus aus.

Was aber das siebende Geschlecht, den Kratzer, Echinorynchus betrift; so ist der Körper desselben cylindrisch, steif und rund, etwa wie ein zarter Rabenkiel, und hat das charakteristische, vorn einen walzenförmigen rund herum mit Widerhaken besetzten Rüssel, den er lebhaft aus und einziehen kan, wodurch er sich fürnemlich wesentlich von den Bandwürmern unterscheidet. Er findet sich unter den Säugthieren bis jetzt nur im Schwein; häufiger in Fischen, Vögeln und Amphibien, sonderlich in Fröschen. Pastor Göze macht davon zwo Klassen, 1) mit einfach bewaffnetem Rüssel, 2) mit vierfachem Waffenrüssel. Zu der ersten Klasse gehört der Riesenkratzer, Echinorynchus Gigas, den Pallas nur einmal in einem Schweine, unser Verfasser aber nachmals häufiger in eben der Thierart angetroffen, nur mit dem Unterschiede, daß ihn der erste zu den Bandwürmern rechnet. Die größten sind fast ¼ Elle lang. In einem Buntspechte hat er derselben wohl 50, aber viel kleiner, gefunden, und an den Haken das besondere bemerkt, daß sie wieder sägenförmig

förmig gezähnelt sind. Ferner im Reiher, in der Nachteule, Bußhart, Kybitz, und dann in verschiedenen Fischen, wobei der Verfasser allerhand artige Bemerkungen macht. Unter den Amphibien trift man ihn hauptsächlich in den Fröschen an. Aber in den Wasserkröten ist er ihm nur ein einzig mal vorgekommen. Da die Frösche immer lebendig zu haben sind, kan man bei ihnen die Kratzer am besten lebendig beobachten. Sonderbar ist die Bewegung, die dieser Wurm, nach der Beschreibung des Verfassers mit seinem Rüssel macht, und eben so sonderbar, was er von einem, der sich durch den Darm durchgebohrt hatte, anführt. Nächst dem Riesenkratzer gehört dahin der **Langhals**, in Fischen und Vögeln, und der **Zwischenhals**, eine neue Art, deren Entdeckung sich der Verfasser allein zueignen kan, den er in wilden Enten gefunden, der etwa nur $\frac{3}{4}$ Linien lang, am Rüssel und auf der Brust zugleich mit Haken besetzt ist, zwischen beiden aber einen glatten Hals hat. Die zwote Klasse besteht aus denen mit **vierfach bewaffnetem Rüssel**, oder mit 4 Hörnern, die wohl mit etlichen hundert Häkgen besetzt sind, und theils in einer Lachsleber, theils in dem Fleische des Lachses selbst gefunden worden.

Das **achte Geschlecht** macht die **Plattwürmer** aus, Planaria. Er führt davon drei Gattungen an, 1) den **breiten Plattwurm**. Dahin gehören theils die **Leberegeln**, (welche doch mit den Wasseregeln nicht müssen verwechselt werden,) die eigentlichen Fasciolæ hepaticæ L. Diese haben zwo Saugmündungen, eine vorn oder den eigentlichen Mund, die andere in der Mitte, oder das weibliche Geburtsglied. Sie sind Hermaphroditen, wie die Schnecken, und leben nirgends, so viel noch bekant ist, als in den Lebern einiger Säugthiere; theils, in noch einigen anderen, als einer Fledermaus, Hecht und Hühnerweihe. 2) Den **walzenförmigen Plattwurm**, Planaria teres. (Solte das nicht fast ein Widerspruch seyn?) und zwar bald mit einfacher Mündung, die aber selten sind, bald mit doppelter Mündung, wobei er noch dreier zweifelhaften Plattwürmer gedenkt, und 3) den **keulenförmigen Plattwurm** aus den Fröschen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

98tes Stück.

Montag, den 8ten December 1783.

Auszug aus Göze's Naturgeschichte der Eingeweidewürmer.

(Fortsetzung.)

Das neunte Geschlecht faßt den flachen bindförmigen Wurm in sich, Fasciola, den Uebergang zu den Bandwürmern. Unser Schriftsteller kennet nur vier Arten derselben: Den Nelkenwurm, den Stiefel- Bind- und Riemenwurm. Der Nelkenwurm hat oben am Kopfende viele gekräuselte Blätter, wie an einer Nelke, und ist bloß den Fischen eigen. Der Stiefelwurm, aus den Gedärmen eines Maulwurfs, sieht fast aus wie ein Stiefel. Der Bindwurm kan mit völligem Rechte so heißen, weil er vollkommen die Gestalt einer schmalen Binde hat. Der Herr Doctor Bloch hielt ihn anfänglich für den Zieк der Fische, und glaubte, sie kämen aus diesen in die Vögel, er hat aber diese Meinung selbst wieder fahren lassen. Der Riemenwurm, oder gewöhnlich sogenannte Ziek der Fische, ist ein wahrer Abdominalwurm, der sich nicht in den Gedärmen aufhält, sondern mit denselben durchflochten ist. Der größte, den der Verfasser vom Grafen von Borke aus einem Brassen erhalten, war 2½ Ellen lang und ½ Zoll breit. Es ist einerlei ob man einen Riemen oder diesen Wurm sieht; so ähnlich sind beide einander. Er hat einen sehr einfachen Bau und nur kleine Saugpapillen am Kopfende. Er bohrt sich zuweilen durch die Fische durch, wie den Fischern bekant ist. Die Oefnung wächst wieder zu und schadet nicht; ja es scheint denselben eigen zu seyn, daß sie, nach abgesetzter Brut, ihren Wohnort verändern.

Endlich komt der Verfasser auf das zehnte Geschlecht, auf den so bekanten Bandwurm, Tænia, reich an Klassen, wie er schreibt, reich an Gattungen und Arten. Er macht zwo Hauptabtheilungen. Erstlich die Bandwürmer außer den Gedärmen, in verschiedenen Eingeweiden; zwotens die Bandwürmer in den Gedärmen. Jener sind die wenigsten, nemlich der Blasenbandwurm mit der Decke, ferner der Blasenbandwurm

ohne Decke, und der kleine gesellschaftliche körnerigte Bandwurm. Dieser aber der **Darmbandwürmer** sind die meisten, welche er nach den thierischen Kö pern, darin sie gefunden werden, eintheilt, als in dem Menschen, in den andern Säugthieren, in Vögeln, Fischen und Amphibien, von welchen insgesamt wohl 40 besonders benahmte Untergattungen angemerkt sind.

I) Die **Eingeweidebandwürmer** machen also die erste Hauptklasse aus, und dahin gehört denn wieder

a) der **Blasenbandwurm mit der Decke**, Tænia hydatigena. Er wohnt unter einer Blase, und ist selbst eine Blase, die oben ein zartes Körperchen mit dem Kopfe hat. Noch zur Zeit hat er sich weder in Fischen noch Vögeln gefunden, wohl aber im Menschen und andern Säugthieren. Am Kopfende sitzen vier Saugblasen und ein doppelter Hakenkranz, als welcher ein beständiger Charakter der Bandwürmer zu seyn pflegt. Hievon nun führt unser Verfasser vier besondere Species an: 1) den **kugelförmigen** Blasenbandwurm. Seine Schwanzblase ist ganz kugelförmig und oft so groß, als eine Citrone. Der Körper ist eigentlich gegliedert, aber dabei runzelich. Pallas hat gemuthmaßt, daß sie sich bloß im Peritonæo aufhielten; aber Göze hat sie auch selbst in der Substanz der Leber eines Schweins gefunden. Die höchste Zahl, die er in Gesellschaft angetroffen, ist 18. Spuren von Eyern hat er bei ihnen nicht bemerkt, macht aber über die Entstehung dieser Würmer, über einige, die er Zwillinge nennt, über ihren Hakenkranz, und dergleichen mehr, wichtige Anmerkungen; 2) den **erbsförmigen** in der Leber der Hasen, und zwar noch zur Zeit bloß in diesen Thieren, oft wohl 200 an der Zahl. Sie sind in nichts von den vorigen unterschieden, als in der Grösse, die doch auch wieder größer oder kleiner, als eine Erbse ist. Einige haben nach drei Tagen, da der Hase geschossen war, noch gelebt. Das Kopfende mit dem Hals und Körperchen ist gemeiniglich in die Blase eingezogen. Sie finden sich mehr in alten als jungen Hasen; 3) den **schlauchförmigen** am Uterus einer Häsin und 4) den **bandförmigen gegliederten Blasenbandwurm**, oder den Großkopf. Jener ihr Körper war klein, und die Blase groß; hier aber ist die Blase klein, und der Körper groß. Jener Körper war nur gerunzelt; dieser aber würklich gegliedert. Der Kopf ist nach Proportion sehr groß, so, daß man die Saugblasen dieses Großkopfs schon mit bloßen Augen sehen kan. Er wird noch zur Zeit nur in den gliribus gefunden, z. E. in den Lebern der **braunen Erdratten**, von welchen der Verfasser beiläufig mancherlei zu ihrer Naturgeschichte gehörige Merkwürdigkeiten anführt, die aber eben sowohl, als die sonderbaren Beobachtungen dieser Würmer unter dem Mikroskop in dem Buche selbst nach-

nachgelesen zu werden verdienen. Die männlichen Mäuse müssen mehr natürliche Disposition zur Erzeugung dieser Würmer haben, als die weiblichen. Eine männliche Maus war an der großen Menge derselben krepirt, und bei der Sektion, heißt es, konte ich von der Substanz der Leber, vor allen Blasen, fast nichts sehen. Nachher fand er noch einmal eine solche Leber, mit 14 Blasen, deren einige noch größer, als die Erbsen waren. Er hat auch anomalische Bildungen unter ihnen wahrgenommen, und was in der That auffallend ist, in einer Blase, die kaum einer Erbse groß war, einen Wurm von $8\frac{1}{2}$ pariser Zoll in der Länge, mit viertehalbhundert Gliedern.

Nun komt b) ein merkwürdiges Geschöpf, nemlich der **Blasenbandwurm ohne Decke**, in dem Hirnmark drehender Schafe. Vorläufig gedenkt er hier des, zwischen ihm und dem Herrn Professor **Leske** entstandenen Mißverständnisses wegen der Entdeckung dieser Würmer, und muthmaßt, daß vielleicht bei manchen Kopfkrankheiten der Menschen, eben eine solche Ursach vorhanden seyn könte. Dieser Wurm, der eigentlich die Drehekrankheit der Schafe verursacht, sitzt in keiner Blase, sondern ist selbst eine Blase, die oft einige hundert Köpfe mit den Saugblasen und doppelten Hakenkranze hat, daher er ihn auch den **Vielkopf** nennt. Hier macht der Verfasser eine erstaunende und doch gegründete Ausrechnung, daß von zween solcher Würmer, die er in dem Gehirn eines Schafs gefunden, 24,000 Organen, nemlich Haken und Saugblasen, und zwar jedwedes an einem besondern Orte, das Hirnmark berühren. Kein Wunder, wenn sie davon dumm werden. Die Blase ist oft wie ein Hühnerey groß. An einer zählte er 427 Köpfe, welche sie aus und einziehen können. Ueberhaupt war das ganze Schaf, aus welchem er diesen Blasenwurm nahm, außerordentlich mit Würmern beladen. Außer 8 Insektenlarven in den Gängen der Nase, traf er im Hirnmarke zwei vielköpfige Blasenbandwürmer, in der Leber 28 bis 30 Plattwürmer, im Darmfell 1; Kugelförmige, und also überall in einem einzigen Schafkörper 53 einzelne Würmer an. Aus der **Lage** dieser Hirnwürmer, leitet er die verschiedenen unnatürlichen Bewegungen der Schafe die ihnen den Namen entweder der **Dreher**, oder der **Seegler** zugezogen haben.

Zu den Eingeweidebandwürmern gehört c) der kleine **gesellschaftliche körnerigte Blasenbandwurm**. In einer Blase aus einer Hammelleber, die ganz voll davon war, eines Taubeneyes groß, etliche Tausende. Alle mit Saugblasen und Hakenkränzen, freilich unter einer starken Vergrößerung erst sichtbar. Sie haben verschiedene Formen; aber über ihre ganze Oekonomie ist noch nicht das gehörige Licht verbreitet. Sollen, frägt der Verfasser unsere Nachkom-

men nichts behalten? Und hiermit beschließt er die erste Hauptklasse der Eingeweidebandwürmer.

II) Die zwote Hauptklasse machen die Darmbandwürmer aus, die eigentlichen Tæniæ. Eine genauere Untersuchung derselben kan unfehlbar zur besseren Kurart der dadurch verursachten Krankheit viel beitragen. Daß sie alle einen Kopf haben, und auch haben müssen, ist nunmehr wohl ausgemacht. Unser Schriftsteller wählt eine doppelte Eintheilung derselben und betrachtet A) die Darmbandwürmer in den Menschen, wovon er vier besondere Gattungen anführt: 1) den langgliedrigten, oder Kürbiskernförmigen Bandwurm Tænia Solium L. Tænia cucurbitina. Hier erzählt er zuerst, was schon Pallas davon gemeldet, und worin er entweder mit ihm übereinstimmt, oder von demselben abgeht. Er will nicht zugeben, daß einzelne Glieder für sich ein fortdauerndes Leben haben und einzelne Würmer sind, obgleich Pallas behauptet, daß er mit eigenen Augen gesehen, wie sich solche einzelne Glieder einige Fuß hoch an den Wänden hinauf gearbeitet hätten. Beiläufig wird hier des Herrnschwand'schen, des Nufferschen, des Waglerschen Heilmittels, und dann zuletzt des Schottischen, vom Pallas sehr empfohlnen Hausmittels gegen den Bandwurm gedacht, welches letztere aus granulirtem Zinn besteht. Zinnasche, auch das gefeilte Zinn soll nicht so gute Dienste thun. Hernach theilt er seine eigenen merkwürdigen Beobachtungen von dieser Wurmart mit. Er kennt davon zwei Unterarten: eine mit dicken gemästeten Gliedern; die andere eine Spielart, platter und durchsichtiger. Unter den ersten führt er einen $5\frac{1}{2}$ Fuß langen Bandwurm aus einem saugenden Kinde an. Was er hierbei besonders bemerkt, sind die Randmündungen, davon er schon zuvor gesagt, daß sie entweder als Oeffnungen, dadurch die Eyer ausgeschüttet werden, oder als oscula zum Ansaugen, oder als beides zugleich können angesehen werden; ferner die verschiedene Stellung dieser Mündungen, die abweichende Form der untern Glieder von den obern, und der Zusammenhang dieser Glieder unter einander. Die zween vollständigen mit dem Kopfende und fadenförmigen Halse, die er besitzt, sind etwa 3 oder $3\frac{1}{2}$ Ellen lang. Von den plattgedrückten, mehr durchsichtigen führt er ebenfalls verschiedene Beispiele an. Der Stammbaum oder der Eyerstock zeigt sich bei ihnen in dendritischen Figuren, die Randmündungen haben eine sehr veränderliche Stellung. Diese Würmer haben oft sehr lange und breite Glieder, und was der merkwürdigen Beobachtungen, sonderlich von der Eyerbrut derselben mehr sind. Das Ansetzen neuer Glieder geschieht am Kopfende. Von der Befruchtung der Bandwürmer getrauet er sich noch nicht, etwas positives zu bestimmen, nur hängt er noch einige Fragen an, über das Aussprützen dieser Würmer,

und

und sonderlich, ob es möglich sey, junge Bandwürmer aus frischen reifen Eyern zu erziehen, wobei er des **Pallas** Versuche, insonderheit aber **Waglers** Gedanken darüber mittheilt, welche zugleich auf die Kurart derselben ihre Beziehung haben.

2) Die **zwote Gattung** Bandwürmer im Menschen ist der **häutige** Bandwurm mit kurzen Gliedern. Tænia vulgaris L. Tænia membranacea, Pall. Ist viel seltener, als der vorige und der folgende. Seine Länge beträgt 5 bis 8 Ellen. Auf der Fläche jedweden Gliedes hat er zwo sichtbare Oefnungen und in der Mitte den Eyerstock. Das Kopfende hat noch niemand gesehen. Er ist schwer zu vertreiben; aber auch in unsern Gegenden, wie Göze schreibt, gar nicht anzutreffen.

3) Die **dritte Gattung**, der **breite** Bandwurm, Tænia lata, hat Glieder, die nicht selten über einen halben Zoll breit und zugleich sehr kurz sind, höchstens $1\frac{1}{2}$ Linien. An diesem Wurme hat **Bonnet** zuerst den Kopf entdeckt. Die Blumenfelder in der Mitte seiner Glieder sind Eyerstöcke. Die kleinen, nicht erhöheten Oefnungen aber auf denselben, der Eyerleiter. Der Verfasser hat vom Herrn Doctor **Bloch** eine, und zwar noch nicht vollständige Strekke dieses Bandwurms erhalten von $60\frac{1}{4}$ Ellen. In der **Schweiz** ist er am häufigsten. Wider diese Art braucht man jezt, jedoch mit Vorsichtigkeit, das Ricinusöl, wovon in dem Buche selbst ein mehreres vorkomt. Bei Gelegenheit wird aus Selle's Handbuch der medicinischen Praxis angeführt, daß schon in neugebornen Kindern, selbst in Embryonen Würmer wohnen.

B) Nachdem unser Naturforscher auf diese Art das vornehmste von den Bandwürmern im Menschen beigebracht, wendet er sich zu denen, die in **andern Thieren**, und zwar erstlich in **Säugthieren** gefunden werden. Hier macht er die vorläufige Anmerkung, daß dieselben von den menschlichen Bandwürmern wesentlich verschieden sind, und daß man in einigen Thieren, als Rindern, Hirschen, Rehen und Schweinen noch keinen Bandwurm in den Gedärmen entdeckt habe. Es gehört aber hieher eine zahlreiche Menge solcher Würmer. Die **erste Gattung** unter denselben ist der **Kettenbandwurm**. Tænia cateniformis. Er hat sich häufig in Hunden, noch häufiger, oft bei Hunderten, in Kazzen gefunden. Sie sehen aus, wie ein Halsband, das aus ovalen flachrunden Gliedern besteht, die oft durch ein Stielchen mit dem folgenden verbunden sind. Die reifen Glieder strozzen zuweilen recht von Eyerbrut, so, daß sie deswegen blutroth aussehen, die Kopfenden aber sind sehr fein. Der Verfasser führt folgende Untergattungen an: einen aus einer Wölfin 18 Zoll 9 Linien lang. Man kan die Eyerbrut sehr deutlich gewahr werden, selbst wie sie durchs Pressen aus den Randmündungen ausschlupfen; ferner aus einem Fuchs; dann aus Hunden und Kazzen, Tænia canina, welche beiden lezten für eine und dieselbe Art ge-

gehalten werden. Merkwürdig ists, daß Pallas schreibt, sie wären in Hunden sehr gemein, in Kazen aber seltener, und Göze hat sie unendlich häufiger in Kazen, als in Hunden, wie 100 zu 1. angetroffen. So wenig allgemein sind selbst Erfahrungen in verschiedenen Gegenden. Hier werden der Blumenbachischen Hypothese, daß jedwedes Glied des Bandwurms ein besonderer Wurm sey, die nur an einander gereihet wären, wichtige Gründe entgegen gesezt, und dann die merkwürdigen Resultate der eigenen Beobachtungen des Pastor Göze angeführt, aus welchen ich aber nur wenige ausheben kan. In einer Kaze 135 solcher Würmer. Wenn Linné sagt, keiner hätte einen Kopf; so hat er sie allemal in dem Darm stecken lassen. Die abgesezten Glieder mit den reifen Eyern haben so lange ein mechanisches Leben, bis sie die Eyer von sich gegeben. Der längste dieser Art war 24 pariser Zoll. Die Randmündungen stehen hier sehr regelmäßig. Die Eyerlage ist eben nicht dendritisch, außer bei einem in einem Eichhörnchen gefundenen. Der Herr Verfasser hat aus den Eyerschalen die wahren Embryonen ausgepreßt, dergleichen Versuch sonst noch niemand gemacht hat. Hier wird zugleich ein ganzer Beobachtungsproceß des sel. Doctor Waglers über diese Würmer eingeschaltet, der sich angenehm lesen läßt. Endlich führt der Verfasser noch dergleichen Kettenbandwürmer aus einem Eichhörnchen, imgleichen aus Ratten und Mäusen an, die aber sehr klein sind, und die er deswegen Tæn. pusilla nennt.

Die zwote Gattung ist der zakkenglicdrichte Bandwurm. Tænia serrata, weil er an jedweder Unterseite eines jedweden Gliedes eine scharfe Ecke hat. Pallas hat denselben mit dem langgliedrichten Bandwurm der Menschen und Thiere für einerlei gehalten. Göze aber macht ihn aus 7 Gründen zu einer besondern Art. An einem hat er 204 Glieder gezählt. Das merkwürdigste ist der große sichtbare Kopf, welcher mit seinem Hakenkranze eine schöne Erscheinung unter dem Mikroskope macht. Einige fand er, die sich bis auf 3 Zoll verkürzen, und im lauen Wasser wieder bis zu ¼ Ellen verlängern konten. Er bemerkte auch eine Mutter mit Jungen, und macht über ihre sonderbaren Bewegungen lesenswerthe Anmerkungen. Die mehrsten dieser Art sind in den Gedärmen der Kazen angetroffen worden.

Von den folgenden Arten Bandwürmern in Säugthieren ist nicht so viel zu merken. Es komt nemlich drittens der kugelgliedrichte Bandwurm. Tænia globulata, den er nur ein einzig mal in einer Kaze angetroffen, und der wie eine Schnur von Bernsteinkorallen aussahe. Viertens der liniirte Bandwurm aus einer wilden Kaze, der längs jedweden Gliede eine erhabene weiße Linie hat, Tænia lineata. Fünftens der durchblätterte Bandwurm, oder der Pferdebandwurm, Tænia equina. Er unterscheidet sich von allen Bandwürmern

mern durch vier besondere Kennzeichen. In einer Note werden hier aus dem **Pallas** acht Arten Würmer angeführt, womit die Pferde sonderlich geplagt sind. **Sechstens**, der **strohhalmige Bandwurm**, Taenia straminea, im Hamster gefunden. Er hat einen langen ungegliederten Hals und unendlich kleinen Kopf. Die Häkgen sind kaum zu erkennen und die Eyer wie Weberschifgen gestaltet. Zum **Siebenden**, der **stabförmiggegliederte Bandwurm**, Taenia bacillaris, aus einem Maulwurf. **Achtens**, der **Seitenfadige**, Taenia filamentosa. Eine besondere von dem Verfasser neu entdeckte Art. Kleine kurze gedrehete Seitenfäden, die er für Eyerleiter hält, sind das Charakteristische dieses Wurms. **Neuntens** der **kammförmige Bandwurm**, Taenia pectinata. Man findet ihn in Hasen und wilden Kaninchen. Er hat dreizehn auf einmal angetroffen, die mit den Kopfenden nicht fest saßen und allda noch lebten. Der längste hatte 6 Zoll und 4 Linien und 204 Glieder. Die letzten abgeschnittenen Endglieder lebten eine Stunde für sich. Sie haben Aehnlichkeit mit dem lanzetförmigen Bandwurm der Gänse. In einigen Kaninchen traf er 26 Alte und 31 Junge an, und sahe, wie vor seinen Augen einige reife Glieder abgesetzt wurden. **Zehntens**, der **Schafbandwurm**, Taenia ovina, den Schafen und Säuglämmern sonderlich eigen. Ist weder vom **Linné** noch **Pallas** angeführt, weil sie ihn mit der Taenia lata der Menschen für einerlei hielten, da er doch, wie Göze mit verschiedenen Gründen darthut, wesentlich von demselben unterschieden ist. Er ist der längste unter allen Bandwürmern, und sie werden über 100 Ellen lang. Man findet ganze Familien in einem Schafe, die eine ganze Schüssel voll anfüllen. Selbst in einem Lamme von 7 Wochen bemerkte er 7 Alte von 30 Ellen, nebst 10 bis 12 Jungen, und hiemit beschließt er die Bandwürmer in Säugthieren, fügt aber noch als einen Anhang ein ganz neues bewährtes Mittel wider die Würmer der Hausthiere aus dem Journal Encyclopedique 1781. hinzu. Es besteht in dem wesentlichen Terpentinöl mit einem brenzlichten empyrevmatischen Thieröle destillirt.

Von den **Darmbandwürmern in Vögeln** macht unser Schriftsteller 14 Arten bekant. Es sind folgende:

1) Der **lanzettenförmige** Bandwurm, Taenia lanceolata. Hat viel ähnliches mit dem kammförmigen Bandwurm aus Hasen und Kaninchen. Sie finden sich fürnemlich in Gänsen und blieben selbst in kochend heißem Wasser lebendig. Sie haben wohl die 4 Saugblasen, aber keine Spur von Hakenkränzen. Die größte Länge ist 10 Zoll und die größte Breite 5 bis 6 Linien. In **einer** Gans, nebst einigen Alten, wohl 80 Junge: in einer andern waren alle Gedärme beinahe eine lebendige Welt. An den Randecken der hintersten reifen Glieder sahe der Verfasser wurstförmige Fäden heraustreten, welche nichts anders, als in Schleim eingewik-

kelte

kelte Eyer waren. 2) Der **Hammerbandwurm**, Tænia malleus, dessen Kopfende wie ein Hammer gestaltet ist. Außer dem Herrn Pastor Göze ist derselbe noch von niemanden beschrieben. Er hat ihn aber in Enten gefunden, doch weder Saugblasen noch Haken an diesem Wurme bemerkt. 3) Der **trichterförmige** Bandwurm, Tænia infundibiliformis in Hausenten und noch mehr in jungen Hähnen, die längsten von 13 pariser Zoll. Der Kopf hat einen mit Haken besetzten Rüssel. 4) Der **geschlängelte** Bandwurm, Tænia serpentiformis, in den Krähen verschiedener Art. Es giebt derselben gehalsete und ungehalsete, beide mit Haken versehen. Nach des Herrn Gr. **von Borke** Beobachtungen finden sich diese Bandwürmer auch in allen Arten von Krammetsvögeln. 5) Der **Kantenförmige**, Tænia crenata, aus den Gedärmen eines Buntspechts, 6) der **Becherförmige**, Tænia crateriformis, auch aus dem nemlichen Vogel, der nur einen einfachen Hakenkranz hat, 7) der **wurstgliedrichte** Bandwurm, Tænia farciminosa, aus einem Staar, außerordentlich fein, doch oft 5 Zoll lang. Noch feiner, sonderlich in Ansehung des Kopfendes ist. 8) Der **Fadenbandwurm**, Tænia filum, aus einer sehr fetten Waldschneppe, in welcher der Verfasser 200 solcher Würmer zählte. Unerachtet sie nur $7\frac{1}{4}$ pariser Zoll lang waren, konte er daran doch 560 Glieder ausrechnen, 9) der **Linienbandwurm**, Tænia linea. Die kleinste Art unter allen, aus einem jungen Rebhuhn, kaum eine Linie lang. Er fand deren einige tausend, die er anfänglich nur für Schleimzäserchen ansahe, aber unter dem Compositio die völlige Struktur erkante, 10) der **kugelarmige** Bandwurm, Tænia bracchium globulosum, aus einem jungen Bußhart (falco buteo L.) der größte wohl 12 Zoll lang. Er ist sonderbar gestaltet; denn seine Glieder haben dreierlei Formen, und die hintersten lauter Kugelgelenke. 11) Der **geperlte** Bandwurm, Tænia perlata, auch in den Gedärmen eines solchen Raubvogels, dergleichen vor ihm noch niemand gekant hat. In der Mitte der hintersten Glieder, oben auf der Fläche, sitzt eine weiße Perl, so nichts anders, als ein Eyerbehälter ist. 12) Der **Leuchterbandwurm**, Tænia candelebraria, aus einer Nachteule. So viel Eulen auch der Pastor Göze zergliedert, ist ihm doch nie ein Bandwurm in denselben vorgekommen. Diesen hat der Herr Gr. **von Borke** gefunden, und muß fürnemlich aus der Zeichnung erkant werden. 13) Der **Langfaden**, Tænia longissima. Eine wahre Seltenheit aus einem *afrikanischen Papagey*. Er fand einige tausend derselben, noch lebend, so, daß die Gedärme davon ganz aufgeschwollen waren. Der längste hatte 7 Ellen 2 Zoll, und endlich 14) die **Peitsche**, Tænia flagellum, aus einer Hühnerweihe. Die untere Hälfte besteht aus Gliedern, die etwa $\frac{1}{2}$ Linie breit sind; die obere Hälfte im Gegentheil ist kaum wie ein Haar stark, welches ihm das Ansehn einer Peitsche mit einem Stiele giebt.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

99tes Stück.

Freitag, den 12ten December 1783.

Auszug aus Göze's Naturgeschichte der Eingeweidewürmer.

(Schluß.)

Von dieser zahlreichen Klasse komt der Verfasser zu den Bandwürmern in Fischen, und führt davon 6 Arten an.

Der erste ist der runzlichte Fischbandwurm, Tænia tetragonoceps Pall. Er berechnet auf 3503 dergleichen in dem Blinddärmchen eines einzigen Fisches; 2) der Kolbenkopf, Tænia claviceps, vom Herrn Grafen von Borke in einem Aale entdeckt, so wie 3) der gemündete Bandwurm, Tænia osculata, aus einem Wels. Der letzte hat eine sehr deutliche Rüsselmündung und saugt sich zuweilen an sich selbst an. 4) Der wechselsweise liniirte, Tænia alternatim lineata, auch aus einem Wels. Seine wechselsweise angebrachten Queerlinien machen den Hauptcharakter dieses Wurms aus. 5) Der Schweinsrüssel, Tænia proboscis suilla, aus einem siebenpfündigen Lachs vom Herrn Grafen von Borke gefunden. 6) Der knotige Fischbandwurm, Tænia nodulosa. Kan oft selbst im Brantewein 24 Stunden leben. Er hat ein eigentliches Maul, mit 2 Paar sonderlich gestalteten Häkgen. Findet sich in Hechten und Barschen. Pallas hat, als eine sehr seltsame Erscheinung, ein Paar mal dergleichen wahrgenommen, so an beiden Enden zugespitzte ähnliche kopfartige Theile gehabt, auch mit beiden Enden in dem Darmkanale fest gesessen.

Endlich geht der Verfasser zu den Bandwürmern in den Amphibien, als zu der letzten Klasse über. Er bleibt nur bei unsern gewöhnlichen beidlebigen Thieren stehen, und überläßt die Untersuchung größerer Amphibien andern Naturforschern, die dazu bessere Gelegenheit haben. In Eidexen hat er noch keinen Bandwurm finden können; in Fröschen und Kröten aber hat er dieselben ebenfalls wohl 6 bis 7 Jahr vergeblich gesucht, endlich aber doch in einer Art recht kleiner Landkröten auch angetroffen, und zwar eine ganz neue und besondere Gattung, die er den ungleichen Bandwurm, Tænia dispar nennt. Das sonderbare desselben ist,

daß das Kopfende nicht, wie bei allen andern Bandwürmern, **dünner**, sondern **dicker** und **breiter** ist, als das Hinterende. Das allermerkwürdigste aber an dem ganzen Thierchen ist der Kopf mit seinen 4 Saugmündungen.

Nachdem unser aufmerksamer Beobachter auf diese Art die 10 Geschlechter der **Intestinalwürmer** abgehandelt, komt er 11) auf die sogenannten **Infusionsthiere**, das Chaos L. Sonst werden diese mikroskopische Kreaturen gemeiniglich außerhalb thierischen Körpern gefunden. Da sie aber der Verfasser nicht nur häufig in der Schleimfeuchtigkeit des Mastdarms der Frösche und Kröten angetroffen, sondern auch erhebliche Gründe anführt, daß diese von jenen infusorischen Thierchen unterschieden sind, wenigstens nicht von außen in die Frösche kommen; so trägt er kein Bedenken, dieselben mit zu den Intestinalwürmern zu rechnen. Er macht davon 6 Gattungen bekant: 1) das **Monadenchaos**, 2) die **Pantoffeln**, 3) die **Bouteillen**, 4) die **Kribelkugel**, 5) die **Flimmerwalzen**, und 6) die **Flimmerquadrate**. Und nun liefert er noch einen **Nachtrag**, den er selbst die Seele seines Buchs nennt, von der wahren **Begattung** einiger Darmwürmer. Die erste Erfahrung davon hatte er an zwei **Fadenrundwürmern** aus einer Wasserkröte, die er in der würklichen Begattung antraf, und die andere an zwei **Pfriemenschwänzen**, auch aus den Wasserkröten, die er noch deutlicher beobachten konte, selbst die fibrirende Bewegung der Genitalien sahe, und nachher noch wohl 12 Paar in eben dem Verhältniß antraf.

Nun folgen noch zween **Abschnitte** dieses in allen Absichten fürtreflichen Buches, nemlich einmal die Anzeige der **Instrumente** und der Vortheile zur bequemsten Behandlung der Eingeweidewürmer. Dieser leidet keinen Auszug, da der eine Handgrif, unter den vielen, die hier erzählt werden, so wichtig, als der andere ist. Wer sich irgend mit der Beobachtung dieser Geschöpfe abgeben will, denn wird es nicht gereuen, diese Anweisung zur großen Erleichterung seines Geschäfts gelesen zu haben. Da der Verfasser dieses Auszuges den Herrn Pastor Göz genauer zu kennen, das Vergnügen hat; so trägt er kein Bedenken, von dessen großen Geschick, unermüdeten Nachdenken, schönen Instrumenten, pünktlicher Genauigkeit und regelmäßigen Ordnung ein Zeugniß abzulegen, und da ist denn wohl zu vermuthen, daß ein solcher Mann durch siebenjährige Uebung auf Kunstgriffe und Methoden gerathen, die in der Anwendung sehr viel versprechen. Den letzten Abschnitt macht das **Verzeichniß** seines **Kabinets** von Eingeweidewürmern aus, unstreitig einer in seiner Art uniken Sammlung. Er schreibt davon in einer Note selbst. „Auf dieser Sammlung habe ich über 7 Jahr zugebracht. Die Würmer sind alle mit Fleiß und Genauigkeit, in weissen Gläsern, wohl präparirt, nach meinem Plane geordnet. Meine Arbeit abgerechnet, hat sie mir schon ein ansehn-

sehnliches Kapital gekostet. Es würde mir Freude seyn, wenn ich sie noch bei Lebzeiten guten Händen überlassen könte.„ Der ganze Vorrath besteht aus 274 Nummern. Für große Kabinette, die sich auf die gesammte Naturgeschichte beziehen, würde es unfehlbar eine ansehnliche Zierde seyn.

Beobachtungen über eine besondere Nervenkrankheit.

Unter den so mannigfaltigen Krankheiten der Nerven, die man so öfters zu beobachten Gelegenheit hat, ist die Epilepsie oder die fallende Sucht, unter den schrecklichen die erschrecklichste. Manchmal hat sie so tiefe, so verborgene und zugleich so verschiedene Ursachen, daß der Arzt sie kaum zu errathen, vielweniger ganz zu entdecken und zu entwickeln vermag; oder wenn er auch einigen näheren Ursachen derselben auf die Spur komt, so fehlt es oft an Mitteln, die Grundursache in den Nerven selbst zu tilgen, das heißt, die Krankheit nicht immer völlig und gründlich heilen zu können.

Der Fall einer sehr sonderbaren Nervenkrankheit, den ich jezt beschreiben will, und zu dessen Bekantmachung ich nicht nur die Erlaubniß habe, sondern auch durch den ausdrücklichen Willen des Mannes, der damit seit vielen Jahren behaftet war, veranlaßt werde, ist folgender:

Der älteste Sohn des Herrn Elbzoll-Commissair Ehlers in Dömitz, ein junger Mann von 21 Jahren, von sehr munterm Temperament und von schlanker Leibesbeschaffenheit, hat seit eilf Jahren an verschiedenen Krankheiten darnieder gelegen, die endlich vor acht Jahren in eine Nervenkrankheit ausarteten.

Im Jahr 1772 nahm die Krankheit den Anfang mit dem kalten oder nachlassenden Fieber, das durch den häufigen Gebrauch der Fieberrinde zwar vermindert wurde, aber einen ödematischen Geschwulst über den ganzen Körper, ein heftiges Zittern der Glieder und Nachtschweiße zurück ließ, beide, das Fieber und der ödematische Geschwulst, verloren sich nach und nach durch den fortgesezten Gebrauch der Fieberrinde.

Im folgenden Jahre wurde der Patient mit den Masern befallen, die einen heftigen Kopfschmerz und Husten, mit Eiterauswurf zurückließen. Gleich auf diese Krankheit, fiel er in ein Entzündungsfieber, wodurch aber weder die Kopfschmerzen, noch der Husten mit Eiterauswurf gemildert wurden. Im Frühjahr 1774, überfiel ihn das Faulfieber, welches gründlich kurirt wurde, und dem heftigen Husten sowohl, als dem Eiterauswurfe, ein Ende machte.

Die grausamsten Kopfschmerzen, die immer die Stirne einnahmen, dauerten nachher noch immer fort, so, daß das Gesicht bald blau, bald blaß dabei wurde. Der Kopf war zu Zei-

ten eiskalt, mit kaltem Schweiße bedeckt, und darauf wieder heiß. Dann kamen Ohnmachten, die in die stärksten Convulsionen zuletzt sich auflöseten, und täglich sich einige mal einfanden, die Zwischenzeiten wurden durch Schlafsucht ausgefüllt, die aber in Jahrsfrist von selbst sich verlor.

Die Convulsionen währten, des besten Arzeneigebrauchs ungeachtet fort, bis der Leidende im Jahr 1778 abermal von einem heftigen hitzigen Fieber angegriffen wurde. Wie es mit diesem zur Abnahme kam, stellten sich die Convulsionen nach Perioden ein, und wechselten zu unbestimmten Zeiten mit der Epilepsie ab, bei der Bewußtseyn und Empfindung verloren ging.

Holler und **von Swieten** halten dieses für die eigenthümlichen Kennzeichen der fallenden Sucht, und ich selbst bin zuerst 1783 von dieser Erscheinung Augenzeuge gewesen, so, daß durch die Stärke und lange Dauer derselben, meine ganze Seele erschüttert wurde, und ich in Gefahr gerieth, selbst in Zuckungen zu verfallen.

Diese periodischen Convulsionen, verwandelten sich nach dem Gebrauche des damals oder im vorgedachten Jahre 1778 gerathenen Pulv. Cornachini in den periodischen Veitstanz; mit convulsivisch zugedeckten Augen, sprang nemlich der Patient zwischen einem Desertaufsatze herum, ohne etwas davon zu zerbrechen, kletterte an der Bettstelle hinauf, ohne zu fallen, tanzte englisch ohne es gelernt zu haben, u. s. w. und wenn dies alles vorbei war, wußte er von seinen Handlungen durchaus nichts. Diese Anfälle wurden nach und nach schwächer, und dann traten die periodischen Convulsionen, mit der darauf folgenden Epilepsie, zu unbestimmten Zeiten wiederum ein.

Der erste Convulsionsparoxismus, den ich gesehen habe, fing des Morgens um 8 Uhr an, und endigte sich um 10 Uhr mit kaltem Schweiße. Am Mittage um 12 Uhr, war der nemliche Auftritt mit gleicher Heftigkeit wieder da, und erreichte sein Ende um 2 Uhr Nachmittages, mit kaltem Schweiße und Erschöpfung an Kräften, wobei er aber unter der zu unbestimmten Zeiten eintretenden Epilepsie, jedesmal das Bewußtseyn behielt.

So bald die Convulsionen anfingen, verlor sich die Sprache, und sie ergriffen allemal zuerst den rechten Arm und das linke Bein.

Die Stirn und die mit Haaren bewachsene Kopfhaut, wurde über die Maaße verzuckt; die Augenbraunen zitterten hin und her, fielen bisweilen nieder, oder rückten plötzlich, wie beim Zorne, nahe zusammen, da indessen die Augen hervorstehend, starr und steif waren.

Die Gesichtsmuskeln, fürnemlich die von den Wangen, wurden sehr merklich verzogen, und bewegten sich so schnell und so stark, daß solches sehr seltsame Gebährden hervorbrachte. Die Lippenmuskeln verlängerten sich, und dann wurden sie wieder fast

bis an die Ohren zurück gezerret, wobei der Speichel aus dem Munde floß.

Der Unterkinnbacken, that sich mit starker Gewalt gleichsam von einander, und schien bei dieser heftigen Convulsion öfters, als auf die Brust geleimt zu seyn.

Der Kopf wurde in so schnelle Bewegungen gesetzt, die fast alle Begreiflichkeit überstiegen. Zu Zeiten wirbelte er rund herum, und im folgenden Augenblick ward er mit unwiderstehlicher Gewalt, bald vor- bald rückwärts gezogen. Dennoch blieb er manchmal in jeder dieser Stellungen steif und unbeweglich; und der Hals nebst dem ganzen Körper war starr, und hatte eben so wenig Biegung als eine Bildsäule.

Die Arme, Hände und Finger, wurden mit unbeschreiblicher Gewalt und Schnelligkeit nach allen möglichen Richtungen hinbewegt. Doch wurden der rechte Arm und der linke Schenkel zuerst von den Convulsionen ergriffen, die denn nach einigen Minuten ruheten, und darauf in den linken Arm und rechten Schenkel fuhren. Hiernächst wurden alle Glieder zugleich, mit einer unbegreiflichen Heftigkeit und Schnelligkeit so convulsivisch gezerret, daß die Füße im Zirkel herumgerissen bewegt wurden.

Die Muskeln des Rückens, der Brust und des Unterleibes litten ebenfalls Verzuckungen. Die Brust und die Bauchmuskeln wurden mit ungemeiner Geschwindigkeit erschüttert, und der Rumpf einmal über das andere empor gehoben, gedrehet und gekrümmet. Gleich darauf wurden die Muskeln, die zur Bewegung des Rükkens dienen, steif und unbeweglich, und der Patient befand sich in einer würklichen Erstarrung, die dem Tetanus sehr nahe kam. Diese wechselte wieder mit Convulsionen der zurückbeugenden Muskeln des Rumpfs, wobei der Kopf außerordentlich heftig nach hinten übergezogen wurde.

Ueberhaupt waren die convulsivischen Bewegungen aller Muskeln so mannigfaltig und stark, daß sie die Kraft eines gesunden Körpers unendlich übertrafen.

Diese beschriebene Zufälle dauerten ungefähr 15 bis 16 Minuten abwechselnd fort. Alsdann sprang der Patient in gerader Stellung in die Höhe und fing an zu tanzen, so, daß er alle mögliche Bewegungen der Füße mit außerordentlicher Stärke und Geschwindigkeit machte, bis der kalte Schweiß ihm vom Kopfe herabfloß, und die Krämpfe hierauf einige Minuten zu ruhen schienen. Nach 12 bis 14 Minuten trat gewöhnlich eine neue Anwandlung der Convulsionen ein, worauf der Patient, so bald er solche spürte, sich in den Stuhl warf, die beschriebenen Auftritte mit voller Stärke wieder kamen, und jedesmal von 8 bis 10 Uhr Morgens, und von 12 bis 2 Uhr Nachmittages anhielten. Gegen das Ende dieser periodischen Zufälle, waren die Convulsionen am heftigsten. Der Magen entledigte sich einer großen Menge von Blähun-

gen, die ein starkes poltern im Leibe erregten, ein Beweis, daß die inwendigen Muskeln sich in gleichem convulsivischen Zustande als die äußern befanden.

Hierauf erfolgte, fürnemlich an den Obertheilen des Kopfs, an dem Halse und der Brust, ein starker Schweiß, der mit außerordentlicher Mattigkeit und blasser Gesichtsfarbe vergesellschaftet war; und dann wurde die Sprache sehr vernemlich wieder hergestellt.

Schon vor längst und von jeher, hat man die Nervenkrankheiten nach den Ursachen oder nach dem Orte wo sie ihren Sitz haben, in *moralische* und *physikalische* eingetheilt, woraus wiederum die Abtheilung in *idiopathische* und *sympatische* entstanden ist.

Die *simpatische* Ursache der Krankheit war es, die die vorbeschriebenen Zufälle veranlaßte; und diese lag nach der allerwahrscheinlichsten Vermuthung, in einem übel geheilten nachlassenden Fieber, das der Patient vor eilf Jahren gehabt, und welches über dessen ganzen Körper Geschwulst hervorgebracht hatte.

Bei genauer Untersuchung der ersten Ursache der Krankheit fand ich, das Hypochondrium dextrum geschwollen, hart und schmerzhaft, und die verhärtete Leber ragte sehr hervor, die ich also für die nächste des ganzen Uebels halten mußte, indem dadurch die Bereitung und Absonderung der Galle gestöret worden, als aus deren Schärfe jene convulsivische Zufälle erzeugt und erklärt werden können.

Diese Ursachen und jene Zufälle, als ihre Folgen betrachtet, gaben die richtigen Heilmittel von selbst an die Hand: solche mußten nemlich erweichend, reitzend, und auch ausführend seyn. Diese Eigenschaften fand ich in dem Gummi Ammoniaco, dem ich das Pulver (Rhei und Tartar. Emet.) verhältnißmäßig zusetzte. Der Patient nahm des Morgens und des Abends einen Scrupel bis zur halben Drachme in Pillen davon ein, und um den vierzehnten Tag ließ ich ihn mit Seidlitzer Salz in hinlänglichem Wasser aufgelöset, dem ich noch Anim. Rhabarb. zusetzte, purgiren.

Mit dem Gebrauch dieser Mittel wurde fünf volle Monate unausgesetzt fortgefahren, und der Patient bemerkte nach und nach eine Abnahme der Spannung, der Härte und des Schmerzens, in dem rechten Hypochondrio, wobei täglich vermehrtere, schleimigte stinkende Ausleerungen mit Eiter erfolgten.

Vor ungefähr fünf Jahren, war der Patient auf das rechte Stirnbein gefallen, und hatte eine leichte Fleischwunde erhalten, die sich aber nach richtiger Behandlung in 14 Tagen vernarbte und weiter keine Beschwerde zurückließ.

Bei dem fortgesetzten Gebrauche, der bereits angeführten Mittel, schwoll jene Narbe ganz unerwartet und unter heftigen Schmerzen auf, und beim Schneutzen floß dem Patienten eine Men-

Menge übelriechender Materie aus dem rechten Nasenloche. Von diesem Zeitpunkte an, verlor sich Geschwulst und Schmerz, und die seit vielen Jahren getragene Fontanelle fing an stärker zu fließen. Die für mich in aller Absicht unerklärbare Absonderung aus der Nase, wurde durch den Gebrauch eines medicinischen Tabacks, der aus Merc. viv. Sachr. alb. und der Rad. Iris alb. Florent. zusammen gesetzt war, mit sehr gutem Erfolg unterhalten.

Unter diesem großen Anschein der zu hoffenden Besserung, dauerten gleichwohl die periodischen Convulsionen, nebst der Epilepsie, die sich jedoch nur zu unbestimmten Zeiten einfanden, in voller Stärke fort. Ich versuchte daher am 7ten Febr. dieses Jahrs die Belladonna, wovon ich um den zweiten Abend fünf Gran, mit eben so viel Rhabarber vermischt, geben ließ, und die Arnica im Thee, die ich bislang nebenher gegeben, mußte widriger Würkung wegen, da sie heftiges Reißen im Unterleibe erweckte, ausgesetzt werden.

Der fernere Gebrauch jener leztern Mittel, war so gesegnet, daß am verwichenen 20ten März, die periodischen Convulsionen, nebst den epileptischen Zufällen, gänzlich nachließen.

Die hierüber empfundene Freude mußte der Patient theuer bezahlen; er sezte sich nemlich einer Erkältung aus, die eine Kolik zur Folge hatte, welche ihn an den Rand des Grabes brachte, und durch nichts als durch Opium gestillt werden konte, wodurch nicht nur seine Kräfte sehr geschwächt, sondern auch der gute Fortgang der Kur ungemein verzögert wurden.

Nachdem die Kolik vertrieben war, stellte sich des Morgens um 8 Uhr, ein stumpfer Kopfschmerz, oder eine Dösigkeit ein, die mit Gliederreißen, Rückenschmerzen, und kaum merklicher Fieberzeit, verbunden war. Dieses Uebel dauerte abwechselnd, bald stärker, bald schwächer, bis 3 Uhr Nachmittags fort, da der Patient, nach einem kurzen Schlafe, sich erquikket und wohl befand. Aber eben dadurch, nahm die Krankheit den Charakter eines periodischen Nervenfiebers an.

Die Schwäche des ganzen Körpers, die von der hartnäckigen Kolik zurück geblieben war, suchte ich durch das Extr. Cort. Per. aq. in Tinctr. Rhabr. aq. solut. zu heben, wodurch zwar ein besserer Schlaf, Appetit und mehr Munterkeit bewürkt wurden, aber dem Nervenfieber, dem ich so sehr wünschte Einhalt zu thun, kein Ziel gesezt werden konte.

Ich sezte demselben das bloße Infusum aq. aus Cort. Peruv. und der Rad. Valerian. Sylo. mit einer verhältnißmäßigen Zuthat, von Rhab. und Sal Tartari entgegen, in der Hofnung, daß dadurch das wesentliche des Nervenfiebers, oder die Tonlosigkeit und Reizbarkeit der Nerven gehoben, und die geschwächten festen Theile gestärkt werden solten.

Die Würkung, jener sonst so besonders stärkenden und Krampf lindernden

dernden Mittel, zeigten bald, daß ihr Gebrauch zu voreilig geschehen war; der Patient spürte darauf mehrere Spannung im Unterleibe, wenigere Ausleerungen, geringern Appetit, und der Leib war von Blähungen aufgetrieben, wodurch ich auf die Schärfe der flüßigen Theile mehr aufmerksam gemacht wurde.

Ich ließ daher das Serum Lactis mit Cr. Tartari bereitet, trinken, und beim Schlafen gehen, eine Dose Rhabarber mit dem Sale Absinth. versetzt, nehmen, womit vier Wochen fortgefahren wurde. Diese sonst sehr würksame Mittel hoben zwar die Spannung im Unterleibe, aber nicht das Nervenfieber, sondern es kamen zu diesem, noch eine gewisse Heiserkeit im Halse, und ein kaum merklicher hirsenförmiger dartreuser Ausschlag im Gesichte, den vermuthlich die vorhin gehabten Masern, die so viel mit den Kinderpocken gemein haben, zurückgelassen hatten.

Jene specifische, so lange verborgen gewesene Schärfe, glaubte ich mit den Plummerschen Pillen bezwingen zu können, wovon ich Morgens und Abends vier Stück geben ließ, die nicht den mindesten Ptyalißmus verursachten; und überhaupt mit so gutem Erfolge, daß der Patient nach einem anhaltenden Gebrauch von dreien Monaten, aller seiner, seit eilf Jahren gehabten mannigfaltigen körperlichen Leiden, entlediget, und auch von der, seit acht Jahren angehaltenen Nervenkrankheit, vollkommen geheilt wurde.

Die Belladonna ist also ein zertheilendes Krampf linderndes und in die Nerven würkendes sicheres Mittel, das in kleinen Gaben mit Vorsicht angewand große und sehr heilsame Veränderungen in dem menschlichen Körper hervorzubringen im Stande ist; und ich freue mich doppelt, sowohl meine Kenntnisse in der Heilkunde durch dieses Mittel erweitert, als auch Gelegenheit gehabt zu haben, dadurch einen hofnungsvollen jungen würdigen Mitbürger zur Wiedererlangung des kostbarsten Guts, der Gesundheit nützliche Dienste zu leisten.

Lüchow. O. J. Evers, Regimentschirurgus.

Gemeinnützige Erfindung.

Erfindungen eines Windmüllers.

Vor einiger Zeit war zu Braunschweig ein besonderes künstliches Werk eines Windmüllers, Namens Feller, zu Leinde, unweit Wolfenbüttel wohnhaft, öffentlich zu sehen. Es bestand aus einem nußbaumenen Schreibschrank, worin eine Orgel von verschiedenen Registern eingerichtet war. Es konte wie eine jede andere Orgel gespielt werden. Außerdem war hinter dem Werke ein Gewicht angebracht, vermittelst dessen das Werk von selbst sowohl Choräle, als andere Stücke, nachdem die Walzen eingesetzt wurden, spielte. Im Obertheil des Schrankes war eine Uhr, die sowohl den Lauf der Sonne, als den Mondswechsel zeigte. Diese Maschiene ist für 100 Louis d'or verkauft worden. Eben dieser künstliche Mann hat einen Wagen erfunden, mit welchem er vermittelst eines mäßigen Windes von seiner Wohnung nach der eine halbe Stunde davon liegenden Mühle mit einigen Säcken Korn ziemlich schnell hin und zurück fährt.

Hannoverisches Magazin.

100tes Stück.

Montag, den 15ten December 1783.

Kurze Geschichte einiger der merkwürdigsten Luftarten. *)

Es sind wenige Abtheilungen in der Naturlehre, die dem Auge sowohl als dem Geist so viel Unterhaltung zugleich gewähren, und keine, die so merkliche Erweiterungen in den neuesten Zeiten erhalten hätte, als die Lehre von den mannigfaltigen Luftarten, und da, was das Auge und den Geist zugleich unterhält, nothwendig überall Liebhaber finden muß, so glaube ich meinen Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn ich sie, wo nicht mit den merkwürdigsten, doch gewiß mit den unterhaltendsten Erscheinungen dieser Körper bekant mache.

Schon vor geraumer Zeit haben die Chemisten bemerkt, daß bei ihren Destillationen und Auflösungen, bei der Gährung und andern Verbindungen der Körper sich ein flüchtiges Wesen los macht, welches sich nicht gut wolte auffangen lassen. Dieses nannte man schon vor des Paracelsus Zeiten den wilden Geist: von Helmont gab ihm den Namen Gas, den auch mehrere neuere Schriftsteller noch beibehalten haben. Viele hingegen, und darunter einige, denen diese ganze Lehre ungemein viel zu verdanken hat, haben ihm den Namen von Luft beigelegt, welchen wir in diesem Aufsatze, ohne weiter über Worte zu streiten, beibehalten wollen; nennt man doch auch den Brantwein Eau de vie, und

Hhhhh giebt

*) Da die Lehre von den künstlichen Luftarten gewiß eine der angenehmsten und wichtigsten der ganzen Physik ist, und einige Entdeckungen darin, vorzüglich die mit der dephlogistisirten Luft, nicht weniger die neuern Versuche des Herrn Montgolfier mit der inflammabeln Luft, füglich mit unter die größesten dieses Jahrhunderts gerechnet werden können, so ist der gegenwärtige sehr befriedigende Aufsatz des berühmten Herrn Professors L. von dem Herrn Consistorial-Secretair Wolf zum Einrücken in dieses öffentliche Blatt, mit einem um so sichern Vertrauen auf die beifällige Aufnahme des Publici hergegeben worden, da derselbige sich wahrscheinlich nur in weniger Händen befinden mögte, und vielen, deren Sache es nicht ist Bücher hierüber nachzulesen, es dennoch bei denen zeithero bekant gemachten auffallenden Erscheinungen, angenehm seyn wird, eine Kenntniß von diesen Luftarten zu erhalten.

Wehrs.

giebt in der Chemie Dingen den Namen von Oel, obgleich jener mit dem Wasser und diese mit Oel nur in ganz wenigen Eigenschaften überein kommen. Allein diese Substanzen, von denen hier die Rede ist, (wenigstens die meisten unter ihnen,) haben sehr vieles mit der uns umgebenden Luft gemein. Sie sind flüßig, durchsichtig, elastisch, werden durch die Hitze stark ausgedehnt, und umgekehrt, durch die Kälte stark verdichtet, aber nie in einen festen Körper, (in Eis,) durch dieselbe verwandelt; sind alle sehr viel leichter als das Wasser, die leichtesten Oele und selbst als die flüchtigsten Spiritus; freilich unterscheiden sich auch einige unter ihnen sehr merklich von unserer Luft; die meisten sind dem thierischen Leben nachtheilig und machen ihm eingehaucht oft augenblicklich ein Ende; einige lassen sich entzünden, und andere vermischen sich sehr leicht mit dem Wasser und zwar so leicht und so stark, daß oft ein einziger Tropfen Wasser schon hinreicht eine große Menge derselben in kurzer Zeit zu verschlucken. Die vorzüglichsten Luftarten, und die wir hier betrachten wollen, sind folgende: 1) Die *atmosphärische Luft*, und zwar bloß in ihrem reinsten Zustande, da man sie *dephlogistisirte Luft* nennen kan. 2) Die *sogenannte fixe Luft*. 3) Die *brennbare Luft*. 4) Die *Salpeter Luft*. 5) Die *vitriolsaure Luft*. 6) Die *salzsaure Luft*. 7) Die *eßigsaure Luft*. 8) Die *laugensalzige Luft*, und endlich 9) Die *Spathluft*. Von jeder wollen wir die bequemsten Methoden anzeigen, wie sie verfertigt werden können, alsdann ihre vorzüglichsten Eigenschaften erzählen, und endlich, wo unterhaltende Versuche damit angestellet werden können, dieselben unsern Lesern mittheilen.

1) **Dephlogistisirte Luft** (Hrn. Scheelens **Feuerluft**,) sehr reine athembare Luft.

Diese Luft wird in großer Reinheit aus den Kalken der Metalle erhalten, die dieselbe während der Verkältung aus der gemeinen Luft an sich ziehen, die dafür das Brennbare derselben aufnimt und wegführt. Diese eingesaugte dephlogistisirte Luft ist vermuthlich die Ursache, warum die metallischen Kalke schwerer befunden werden, als die Metalle, die man verkalkt hat, ob diese gleich ihr Brennbares verloren haben. Um diese Luft rein nun heraus zu bringen, müssen die Kalke ohne Zusatz eines brennbaren Stofs bloß durch ein heftiges Feuer reducirt werden, denn der mindeste Zusatz vom Brennbaren würde zwar die Metalle reduciren und auch eine Luft geben, aber eine, die gerade das Gegentheil von der ist, von welcher wir hier reden. Da aber eine solche Reduction bei den schlechten Metallen sehr schwer von statten geht, so bedient man sich dazu der edleren, und mit großem Vortheil hauptsächlich des rothen Quecksilberkalks, den man unter dem Namen des **rothen Präcipitats** in allen Apotheken antrift. Dieser Kalk wird in einer Retorte, an welcher sich eine Röhre befindet, deren Ende man unter

ter dem Wasser mit der Mündung einer Bouteille voll Wasser verbindet, dem Feuer ausgesetzt, wodurch das Quecksilber reducirt wird, und die dephlogistisirte Luft in die Bouteille steigt. Auf diese Weise läßt sie sich mit unterschiedenem Grade von Güte aus einer großen Menge von Körpern erhalten, aus keinem aber mit geringerer Mühe und größerem Vortheil, als aus dem krystallisirten Salpeter, mit welchem man eben so verfährt, als mit dem rothen Präcipitat, nur muß hier das Feuer ungleich stärker seyn, indem sich die Luft nicht eher entwickelt, als bis der Salpeter kocht. Die Menge der entwickelten Luft ist im Vergleich mit der Menge des Salpeters bewundernswürdig. Der Abt **Fontana** hat aus einem Cubiczoll Salpeter 800 Cubiczoll Luft erhalten. Wenn man endlich in gläsernen mit Wasser angefüllten umgestürzten Gefäßen die frischen Blätter der Pflanzen dem Sonnenlicht aussetzt, so bemerkt man bald an denselben kleine Bläschen, die bald darauf größer werden, und sich oben im Gefäße sammeln, dieses ist ebenfalls eine dephlogistisirte Luft. Die Eigenschaften dieser Luft sind äußerst merkwürdig. In Gefäßen mit dieser Luft angefüllt leben die Thiere 7 bis 8 mal länger, und Lichter brennen 7 bis 8 mal länger als in gemeiner Luft. Glühende Schmiedekohlen brennen mit einer blauen Flamme unter einem lebhaften knistern. Räucherkerzchen und der Zunder brennen mit einer Flamme. Der brandische Phosphorus angezündet und hinein gehalten brennt sehr lebhaft, und erfüllt das Gefäß mit einem weißen Dampf, der immer heller wird, und endlich in einen Glanz übergeht, der den Augen unerträglich ist, und alle Beschreibung übertrift. Dünner Eisendrath an dem man etwas angezündeten Zunder befestigt und hinein bringt, schmilzt mit einem lebhaften Licht. Die besten englischen Uhrfedern lassen sich auf diese Weise in einer halben Minute wie Bindfaden abbrennen. Dieses Abbrennen geschieht unter einem beständigen Sprühen der lebhaftesten sternförmigen Funken, der herabtriefende geschmolzene Stahl glüht oft noch einige Sekunden unter dem Wasser. Kurz diese Luft gewährt eine Menge von Erscheinungen, die jetzt noch vielen, die davon hören, wie Fabeln klingen, und die Welt hat sich die größten Entdekkungen davon zu versprechen. Dem thierischen Leben ist sie sehr zuträglich. Herr **Ingenhouß** hat nur ganz kurze Zeit welche eingeathmet, und sich sehr wohl befunden, mit grösserem Appetit gegessen und besser geschlafen. Den Pflanzen hingegen ist sie sehr schädlich. Wäre dieser Umstand nicht, so könte man annehmen, Gott habe zuerst die Erde mit reiner Luft umgeben, die denn nach und nach durch die Volkane zu dem Grade verdorben worden sey, daß wir jetzt nur bis auf 70, und wenns hoch könt 80 Jahre leben. Das hohe Alter der Erzväter ließe sich also aus dieser Hypothese erklären, aber die übrigen

Herrlichkeiten des Paradieses und der Vorwelt nicht.

Fixe Luft, Luftsäure.

Diese Luft, die am häufigsten bei den chemischen Operationen entwikkelt wird, erhält man am reinsten 1) aus gährenden Körpern. Sie schwebt zum Beispiel in sehr hohen Schichten über dem Wasser des Bottichs, worin die Bierbrauer die Gerste gähren lassen. 2) Durch Glühen aus den milden alkalischen Erden, als der Kreide, oder auch, wenn man Säuern auf diese gießt. Ihre merkwürdigsten Eigenschaften sind folgende: Sie ist ungefähr noch einmal so schwer, als die gemeine Luft: athemholende Thiere tödtet sie augenblicklich, auch den Insekten bekomt sie sehr übel, Fische sterben in dem Wasser, das mit dieser Luft geschwängert ist. Lichter werden fast so schnell durch diese Luft ausgelöscht, als durch Wasser, auch kan man kein Schießgewehr darin losbrennen. Diese beiden Eigenschaften dieser Luft lassen sich sehr artig durch folgenden Versuch auf einmal darthun: man sezt einen Vogel, oder wenn man seiner Neugierde kein Leben aufopfern will, ein Stückchen angezündetes Wachslicht auf den Boden eines etwas tiefen Glases; (die hohen cylindrischen Gläser, aus denen man in hiesigen Gegenden das Bier zu trinken pflegt, sind sehr gut dazu,) alsdann füllt man ein Gefäß mit fixer Luft an, und gießt sie in das Glas mit dem Lichte, so wie man verfahren würde, wenn man Wasser hinein giessen wolte, so fällt die fixe Luft vermittelst ihrer größern Schwere zu Boden und löscht das Licht aus. Der Duc de Chaulnes drückt sich sehr artig über diesen Versuch aus: Dieser Versuch, sagt er, zeigt die ziemlich außerordentliche Erscheinung, daß man dem Augenscheine nach nichts aus einem Becher, worin nichts ist, in einen andern Becher, worin gleichfalls nichts ist, mit sehr vieler Vorsicht nichts dabei zu verschütten, gießt, und dennoch in wenig Sekunden gewahr wird, daß in dem leztern Becher ein Thier, wenn eines darinnen ist, stirbt, ein Licht erlöscht. Sie vermischt sich sehr stark mit dem Wasser, und giebt ihm einen säuerlichen Geschmack wie dem Spaa- und Selterwasser, die auch ihre Würksamkeit hauptsächlich der in denselben enthaltenen fixen Luft zu danken haben, daher man in England Maschinen erdacht hat, jene Wasser durch Kunst nachzumachen, die man nun auch in Deutschland verfertigt. Allein, wer weiß, worauf es hiebei ankomt, kan die Sache auch ohne solche Maschinen ausrichten. Sie hat übrigens noch alle Eigenschaften einer wahren Säure, sie bringt Laugensalze zur Krystallisation, und löst mit Wasser verbunden Metalle, und hauptsächlich das Eisen auf, wodurch denn die sogenannten Stahlwasser entstehen. Die unterscheidenste Eigenschaft dieser Luft ist, daß sie den gebrannten Kalk aus seiner Auflösung in Wasser als eine reine Kalkerde niederschlägt.

3) Inflammable Luft.

Diese kan aus den Körpern aller drei Reiche der Natur erzeugt werden.

Ob es verschiedene Arten sind, ist noch nicht ganz ausgemacht, es ist aber höchst wahrscheinlich. Am leichtesten und wohlfeilsten erhält man sie, wenn man ein mit 2 bis 3 Theilen Wasser verdünntes Vitriolöl auf groben Eisenfeilstaub gießt, und die dadurch entstehende Blasen durch eine auf das Glas gesteckte krumm gebogene Röhre in eine mit Wasser angefüllte umgekehrte Flasche, deren Mündung unter dem Wasser gehalten werden muß, leitet. Die Blasen steigen in der Bouteille in die Höhe, und treiben das Wasser aus derselben heraus in das Gefäß, über welchem man sie umgekehrt hatte. Sie wird auch ohne viele Mühe aus den Sümpfen gezogen, wenn man in Bouteillen oder ausgewundenen Blasen, ohne daß atmosphärische Luft hinzu trit, die Blasen aufzufangen weiß, welche aus sumpfichten Wassern häufig aufsteigen, wenn man den Grund derselben mit einem Stock etwas aufrührt. Man pflegt dieses Sumpfluft zu nennen.

Athmende Thiere in sie hinein gebracht sterben augenblicklich; sie läßt sich durch brennende Körper und den elektrischen Funken sehr leicht entzünden, brennt aber nicht ohne den Zutrit der freien Luft. Mit zweimal so viel atmosphärischer Luft vermischt, entzündet sie sich mit einem Knall, der, wenn alles übrige gleich ist, desto stärker ist, je reiner die damit vermischte Luft war; mit 2 oder auch 3 Theilen dephlogistisirter Luft vermischt, wird der Knall so heftig, daß selbst einzelne Seifenblasen beträchtlich knallen, und eine Menge solcher Blasen in einer Schüssel mit Seifenwasser gemacht und angezündet, verursachen einen Knall der in verschlossenen Zimmern dem Gehör gefährlich werden kan. Auf diese Eigenschaft der entzündbaren Luft ließe sich ein Instrument gründen, die Güte der Luft zu prüfen, das den gewöhnlichen Pulverproben ähnlich sehen müßte. Die Sumpfluft muß mit einem viel größern Theil der reinen versetzt werden, wenn sie sich mit einem Knall entzünden soll. Die Pistolen, Kanonen und Bombenmörser, die mit diesen Mischungen gefüllt und angezündet werden, sind bekant. Auf die vorher erwähnte Eigenschaft dieser Luftart, daß sie sich mit atmosphärischer oder reinen Luft unvermischt, still entzündet, gründen sich die Lampen, oder besser Feuerzeuge, denen man etwas unschicklich den Namen der elektrischen gegeben hat. Man hat ihrer eine ziemliche Anzahl, unter denen aber die von Herrn Jngenhouß in seinen physikalischen Schriften beschriebene unstreitig den Vorzug verdienen.

Diese Luftart ist sehr leicht, ihre Schwere verhält sich zu der von der gemeinen Luft, nach einigen wie 1 : 6, nach andern wie 1 : 10. Wenn man daher Seifenblasen davon macht, so steigen sie sehr schnell aufwärts, da die, die man mit gemeiner atmosphärischer oder auch ausgehauchter Luft anfüllt, sehr bald zu Boden fallen. Die Sumpfluft ist etwas schwerer, als die brennbare Luft; aus Eisenfeil durch die Vitriolsäure hingegen ist die ätherische brennbare Luft des Herrn

Ingenhouß, die er durch Weingeist und Vitriolsäure erhält, schwerer, als selbst die gemeine. Diese Luftart ist, nach unsern jetzigen Kenntnissen, wahrscheinlich die Ursache von sehr vielen sonderbaren Erscheinungen in der Natur. Durch nichts anderes können die Irrlichter und die großen Feuerkugeln so schön erkläret werden, als durch sie. Den Pflanzen ist sie zuträglich und die um die Moräste wachsende Pflanzen scheinen gleichsam dahin gesetzt zu seyn, durch sie zu wachsen und zugleich den athmenden Thieren ein gefährliches Gift zu entziehen.

4) Salpeterluft.

Sie hat ihren Namen von der Salpetersäure, ohne welche sie schlechterdings nicht erhalten werden kan. Obgleich der berühmte **Hales** sie schon gesehen hat, so muß man doch den D. **Priestley** als ihren eigentlichen Erfinder ansehen, und da sie eine der merkwürdigsten ist, so ist es wohl der Mühe werth, den Tag der Entdeckung anzumerken; es war der 4te Junius 1772. Sie scheint aus einer Verbindung der Salpetersäure mit dem Brennbaren zu bestehen, und wird daher allemal erhalten, wenn man die Blasen auffängt, die entstehen, wenn man Salpetersäure auf Metall oder andere Körper, welche das Brennbare enthalten, gießt. Auch bei dem Aufguß dieser Säure auf Zucker erhält man sie, wenn man das Ganze erwärmt. Eben so entsteht sie bei der Goldauflösung durch Königswasser, weil hier die Salpetersäure beigemischt ist. Am leichtesten und für unsere Hauptabsicht, am besten wird sie durch den Aufguß der Salpetersäure auf Kupfer erhalten.

Ihre Haupteigenschaft, und wodurch sie sich vor allen andern in diesen Tagen merkwürdig gemacht hat, ist die, daß, sobald sie mit atmosphärischer oder dephlogistisirter Luft vermischt wird, augenblicklich eine Scheidung ihrer Bestandtheile vorgeht. Ihr Brennbares verbindet sich mit diesen beigemischten Luftarten, und die Salpetersäure fällt in Gestalt orangefarbener Dämpfe nieder, überdas entsteht eine beträchtliche Verminderung des Raums, den der Erwartung nach die Mischung einnehmen solte, und diese Verminderung ist desto größer, je freier die beigemischte Luft vom Brennbaren ist. Also hundert Theile Salpeterluft mit hundert Theilen einer guten atmosphärischen Luft vermischt, nehmen nicht den Raum von zweihundert ein, sondern zuweilen nur von hundert. Ja, ist die Luft rein, dephlogistisirt, so kan man zu 100 Theilen derselben 300. 400. und darüber Theile Salpeterluft bringen, ohne daß eine Vergrösserung des Voluminis entsteht.

Auf diese Eigenschaften der Salpeterluft, ihre Salpetersäure fallen zu lassen, so bald sie mit athembarer Luft vermischt wird, und ihr Brennbares mit letzterer zu vereinigen, und sie in einen kleinern Raum immer nach Maaßgabe der Güte derselben zusammen zu ziehen, hat man Instrumente von dem wichtigsten Gebrauch gegründet,

det, nemlich die Eudiometer, oder Instrumente, die Güte der Luft zu prüfen, unter denen das auch vom Herrn **Ingenhouß** beschriebene Fontanaische unstreitig den Vorzug verdient. Recht reine fixe oder auch inflammable Luft mit der Salpeterluft vermischt, bewürkt keine Verminderung des Raums, doch will man bei ersterer etwas von der Art bemerkt haben. Daß bei der Vermischung der Salpeterluft mit der gemeinen die Verminderung nicht so groß ist, als bei der mit dephlogistisirter, rühret also wohl von den schädlichen Luftarten her, die mit der gemeinen die wir einathmen, vermischt sind, die nach Herrn **Lavoisier** auf $\frac{3}{4}$ jeder Luftmasse betragen. Diese Erscheinungen leiden auch andere Erklärungen; hier ist genug zu wissen, daß die Verminderung des Volumens der Mischung sich ungefähr so verhalte wie die Güte der mit der Salpeterluft vermischten Luft, oder eigentlicher zu reden, daß die Menge der guten Luft, die in der zu probirenden enthalten ist, sich verhalte wie jene Verminderung. Dieses ist aber noch kein Beweiß, daß die Mischung überhaupt dem thierischen Leben dienlich ist. So könte man dem besten Wasser $\frac{1}{100}$ von Gift zusetzen, welches das ganze sehr schädlich machte, obgleich die Probe $\frac{99}{100}$ reines Wasser angäbe, so hat es sich auch würklich bei den Proben der aus reiner und brennbaren gemischten Luft gefunden.

Ehe wir von den übrigen Luftarten, die sich von den bisher beschriebenen sehr merklich unterscheiden, etwas sagen, müssen wir ein Paar Worte von der phlogistisirten oder phlogistischen Luft beibringen. Phlogistische Luft nennt **Priestley** eigentlich das Residuum von fixer Luft, das sich nicht mehr mit dem Wasser vermischen läßt. Sie ist leichter als gemeine Luft, löscht Lichter aus, tödtet Thiere, unterscheidet sich aber von der inflammabeln dadurch, daß sie nicht entzündbar ist, von der fixen, daß sie das Kalkwasser nicht trübt, und von der Salpeterluft, daß sie durch die atmosphärische und reine Luft nicht versetzt wird. Die Luft, worin Lichter ausgebrannt haben, und die von Thieren ausgehauchte, scheinen von derselben Art zu seyn, und ihr Eigenes überhaupt von einem Brennbaren herzurühren. Die Luft, die sich aus den Früchten der Pflanzen und den Wurzeln derselben entwickelt, die in den Schwimmblasen der Fische, und die, durch welche der elektrische Funke öfters geschlagen hat, ist von eben der Art. Da die Natur dieser Luft noch so wenig untersucht ist, und man oft die Luft phlogistisch nennt, die man unter keine der andern Rubriken füglich bringen kan, so haben wir sie deswegen in der Seite 1587 gegebenen Liste nicht mit aufgeführt.

Wenn sich verschiedene Chemiker gegen den Beinamen Luft aufgelehnt haben, den man den flüßigen Substanzen gegeben hat, von denen wir hier reden, so muß man bekennen, daß sie bei denen Arten, die wir jetzt anzeigen wollen, so unrecht nicht haben, wie bei den andern, ob wir gleich, um nicht über Worte zu streiten, auch hier die-

diesen Namen beibehalten wollen. Diese Arten nemlich unterscheiden sich hauptsächlich dadurch von den vorhergehenden, daß sie so äußerst schnell vom Wasser und aller andern Feuchtigkeit verschluckt werden, daß sie gar nicht einmal auf die Weise aufgefangen werden können, deren wir oben Erwähnung gethan haben. Denn, so wie die aufwallende Blase in das Wasser trit, so wird sie auch von demselben verschluckt, und erhielt man ja am Ende etwas, was sich mit dem Wasser nicht vermischt, so würde dieses gewiß gar das Wesen nicht seyn, das man sucht. Man bedient sich daher zu ihrer Verfertigung des Quecksilbers statt des Wassers.

Der Schluß folgt künftig.

Entstehungsart einiger Inseln und Berge.

Aus einem Grunde der 120 Fuß tief war, entstand 1631 eine neue Azore. Ein Dampf stieg neben den Azorischen Eylanden aus der See auf, und schleuderte Wasser unter dem entsetzlichsten Getöse der ausbrechenden Flammen in die Höhe. Kurz darauf erblickte man ein kleines Eyland, welches nach und nach dergestalt anwuchs, daß es fünf Meilen in die Länge betrug. Im J. 1720. den 31ten Dec. entstand auf den Flimischen Inseln ein heftiges Erdbeben. Des folgenden Tages erschien eine kleine Insel zwischen St. Michael und Terzora, die man anfangs kaum sehen konte: in wenigen Tagen erhub sie sich mit Klippen und Steinen besetzt, so sehr, daß man sie in einer Entfernung von 10 Meilen deutlich wahrnehmen konte. Sie hatte eine Meile im Umfange. Die See war auf der einen Seite noch so tief, daß man mit einem Senkblei von 60 Faden noch nicht den Grund erreichen konte. Eben diese Insel erniedrigte sich 2 Jahr nachher im März, daß sie kaum über dem Seespiegel hervorragte.

Santoria, eine Insel im Archipelagus, erlitt im J. 1707. den 21ten Mai ein Erdbeben. Am 23ten erhub sich aus einer Tiefe von 80 Faden, eine kleine Insel, den 13ten und 14ten Jun. hatte sie schon eine Meile im Umfange und sahe 25 Fuß über den Seespiegel weg. Den 1ten Jul. erschienen noch 18 schwarze Klippen, die sich bald darauf mit der Insel vereinigten und sie vergrößerten. Den 18ten Jul. stieg aus der Insel ein schwarzer Dampf in die Höhe, unter einem unterirdischen Getöse. Den 29ten Jul. brachen Flammen hervor: der Abgrund donnerte: Felsen wie Bomben wurden ausgeworfen, und fielen wohl 7 Meilen weit davon in der See nieder. 1711. den 6ten Jun. ging das Getöse wieder von neuen an, und die Insel ward bis auf 6 Meilen im Umfange vergrößert. So ist Hiera, so ist Thion entstanden, deren Plinius Erwähnung thut.

1538 entstand der Monte nuovo bei Pozzuolo in einem fürchterlichen Erdbeben. Die Erde spaltete sich nahe bei der See; aus dem Schlunde ward Rauch, Feuer, Steine, schmutzige Asche gesprengt und ein Getöse, gleich dem lautesten Donner, wurde gehört. Der Koth häufte sich in weniger als 12 Stunden zu einem Berge von 1000 Schritten hoch. Am dritten Tage hörte der Ausbruch auf und ein neuer Berg stand da. Der Crater desselben war da Hamilton ihn sah schon mit Stauden bewachsen. Noch 1770 entdeckte man zwischen den Gebüschen ein kleines Loch, aus dem ein kleiner Dampf aufsteigt und bei Nacht sieht man wohl eine Flamme. Diese Thatsachen, deren noch mehr angeführt werden könten, bei neuern Begebenheiten derselben Art, bestätigen den richtigen Gedanken, daß man nicht nöthig habe bei Erscheinungen, die in gewisser Hinsicht so gewöhnlich in der Natur sind, außerordentliche Dinge zu besorgen.

Hannoverisches Magazin.

101tes Stück.

Freitag, den 19ten December 1783.

Kurze Geschichte einiger der merkwürdigsten Luftarten.

(Schluß.)

5) Vitriolsaure Luft, besser Schwefelluft oder phlogistisirte Vitriolsäure.

Man erhält sie, wenn man sehr reines Vitriolöl auf fettigte, öligte Körper, die das Vitriolöl angreift, oder auch auf andere Körper gießt, die das brennbare Wesen enthalten, und das dadurch entwickelte elastische Flüßige, eben so auffängt, wie wir oben bei den andern Luftarten gesehen haben, nur, daß das, was dort Wasser war, hier Quecksilber seyn muß. Da aber die Operation gefährlich werden könte, wenn man Körper dazu gebrauchte, die des Brennbaren zu viel enthielten, so bedient man sich am besten dazu der Metalle und sehr bequem des Quecksilbers. Auf einige Drachmen Quecksilber gießt man zwei Unzen vom besten Vitriolöl in eine kleine Caravine, die man oben mit einer krumm gebogenen gläsernen Röhre gut verschließt, alsdann fängt man an, das Ganze über einem Kohlenfeuer zu erhitzen, da sich denn bald Dämpfe über dem Vitriolöl zu zeigen anfangen, die man, weil sie noch mit atmosphärischer Luft vermischt sind, fortgehen läßt, so bald aber die Dünste stärker zu riechen anfangen, fängt man sie in dem mit Quecksilber angefüllten und in Quecksilber umgestürzten Gefäß auf, wo sie denn in Gestalt einer reinen von allem Nebel freien Luft aufsteigen und sich oben setzen. Dieses ist nun die saure Vitriolluft. Sie ist schwerer als gemeine Luft, entwischt also nicht leicht aus offenen Gefäßen; ist äußerst mephitisch, (d. i. tödtet Thiere und löscht Lichter aus,) nur das mindeste eingehaucht, erweckt Husten und Convulsionen der Lunge. Vom Wasser wird sie äußerst stark verschluckt, so, daß es schwer hält eine Quantität damit zu saturiren. Ein Cubiczoll Wasser verschluckt leicht 10 Cubiczoll dieser Luft, und darüber, wenn sie rein und von aller gemeinen Luft frei ist. Ein Stückchen Eis hinein gebracht schmilzt augenblicklich, und das daher entstehende Wasser verschluckt die Luft. Vitriol-

triolåther und die Oele verschluckt sie ebenfalls, doch nicht so stark, der Aether behålt dabei seine Durchsichtigkeit und Entzůndbarkeit; mit der reinen Vitriolsåure hat sie die Aehnlichkeit, daß sie, so lange sie rein ist, das Eisen nicht angreift, hingegen greift das damit geschwångerte Wasser das Eisen an. Das damit geschwångerte Wasser hat anfangs einen sehr heftigen Geruch, der Geschmack desselben aber ist nur måßig sauer; sie wird von gut durchgetrockneten Kohlen ebenfalls angezogen. Der Kampfer wird durch sie in ein Oel aufgelöset, sprůtzt man aber Wasser hinein, so verbindet sich die Luft mit dem Wasser und der Campher hångt sich in seiner trockenen Gestalt wieder an die Seite des Gefåßes an. Herr Professor **Leonhardi** hat auch eine Art von Niederschlag im Kalkwasser durch dieselbe bemerkt, welches die gröſte Aufmerksamkeit verdient, da man bisher dieses als das untrůglichste Merkmal der fixen Luft angesehen hat; dieser Luft haben vermuthlich die Aachenschen Båder ihre Wůrksamkeit zu danken.

6) **Die Salzsaure Luft, Seesaure, saure kochsalzige Luft, luftige Salzsåure.**

Diese Luftart ist eine Entdeckung des Herrn **Cavendish**. Er wolte sich brennbare Luft verschaffen, und goß zu dem Ende Salzgeist auf Kupfer, fand aber zu seinem Erstaunen, daß die Luft, die er erhielt, nicht allein nicht brennbar war, sondern auch von dem Wasser sehr schnell absorbirt wurde. Man fand bald, daß dieses ein Flůßiges von eigener Art, die salzsaure Luft sey. Wir übergehen hier die Mittel sie zu verfertigen, deren man sich bediente, ehe man auf das bequemste gerieth, und zeigen nur dieses an. Man fůllt eine kleine Phiole mit gemeinem Kůchensalz an, und gießt darauf eine Quantitåt des besten concentrirten Vitriolöls die hinlånglich ist dasselbe zu befeuchten, setzt alles einer måßigen Wårme aus, und fångt, wie beim vorhergehenden Proceß, das flůchtige Wesen über Quecksilber auf. Eine solche Phiole giebt nicht allein eine sehr große Menge dieser Luft, sondern dient auch viele Wochen lang immer noch welche hervorzubringen, wenn man nur etwas weniges Vitriolöl zugießt. Man hat sich bei Verfertigung dieser Luft sehr zu hůten, daß man sie nicht in Zimmern vornimt, wo kostbare Instrumente aus Metall sich befinden, indem sie alle Metalle und selbst das Gold angreift, und dadurch unterscheidet sie sich von der Vitriolsåure, die die Metalle nicht unmittelbar, sondern nur, wenn sie mit dem Wasser vermischt ist, angreift. Sie wird vom Wasser, dem Aether, dem Weingeist absorbirt, doch nicht so stark, als Nr. 5., auch macht sie den Aether trůbe, wenn sie durchgeht, und giebt ihm endlich eine gelbe Farbe. Sie wird ebenfalls von der Kohle absorbirt, oder vielmehr an ihrer Oberflåche condensirt wie Nr. 5., allein mit dem Unterscheid, daß sie die Kohle angreift, ihr Brennbares aufnimt,

nimt, und dadurch eine inflammable Luft erzeugt, welches Nr. 5. nicht thut. Uebrigens ist sie im höchsten Grad mephitisch und höchst gefährlich einzuathmen. Lichter in sie eingetaucht, verlöschen mit einer grünlichen Flamme, die auch wieder erscheint, wenn man sie wieder ansteckt. Daß diese Luft sehr merkwürdige Würkungen auf den Salpeter und den Alaun habe, zeigen wir nur an. Ihre Schwere komt übrigens der von der gemeinen Luft sehr nahe, und verhält sich nach Herr **von Herbert** zu lezterer wie 2718:2719, welches, wenn anders die Versuche mit der nöthigen Sorgfalt angestellt sind, gar wohl für die Verhältniß der Gleichheit gelten kan. Uebrigens färben Nr. 5. und 6. die Lakmustinktur roth, und können, weil sie vom Wasser so stark absorbirt werden, dienen einen luftleern Raum zu machen.

7) **Die Eßigsaure Luft; Eßigluft; vegetabilische saure Luft.**

Von dieser von **Priestley** zuerst entdeckten Luft, die weiter nichts ist; als eine unter Luftgestalt vermittelst des Feuers dargestellte Eßigsäure, wollen wir nur weniges melden, weil würklich **Priestley** in seinen neuern Schriften die ganze Sache wieder zurück nimt. Denn er konte sie nie aus der höchst concentrirten vegetabilischen Säure durch das Feuer erhalten. Er glaubt daher, daß, weil er sich bei seinen ersten Versuchen immer derjenigen Eßigsäure bedient hätte, die er vermittelst des Vitriolöls aus solchen Körpern austrieb, welche dieselbe enthalten, seine Eßigluft vielleicht blos eine etwas veränderte Schwefelluft könne gewesen seyn. Die Luft, die er erhielt, hatte außer einigen Eigenschaften, die sie mit Nr. 6 und 7 gemein hatte, dieses besondere; daß sie das Olivenöl weder verdickte noch trübte, sondern grade umgekehrt, es dünne und klar wie Wasser machte, ein Umstand, der für manche Künste sehr wichtig werden könte.

8) **Die laugensalzige Luft.**

Nachdem es dem D. **Priestley** geglückt war, die Salzsäure in luftiger Gestalt darzustellen, versuchte er ein gleiches mit dem flüchtigen Alcali und es gelang ihm. Nach einigen Versuchen, wodurch er eine mit fixer vermischte alkalische Luft erhielt, fand er folgendes Verfahren für das beste; man vermischt einen Theil Salmiac mit drei Theilen von gelöschtem Kalk, verfährt damit wie bei Nr. 5 und 6, nur, daß man der damit aufsteigenden Feuchtigkeit durch eine an die Röhre angebrachtes Fläschgen Abfluß verschaffen muß. Gleiche Theile ungelöschten Kalks und Salmiac, auch Mennige statt des ungelöschten Kalks gebraucht, thun eben die Dienste. Diese Luftart ist sehr mephitisch und wird stark vom Wasser verschluckt, eben so vom Weingeist; von Oelen wenig oder gar nicht. Kohlen und Schwamm verdichten dieselbe auf ihrer Oberfläche. Eine wunderbare Erscheinung gewähret indessen die Vermischung dieser Luftart mit den sauren

Luftarten als Nr. 5. und 6. So bald man nemlich mit diesen sauren Luftarten alkalinische Luft vermischt, so erzeugt sich ein salmiacartiges Mittelsalz, die Luft verschwindet, und das Quecksilber füllt das ganze Gefäß an, in welchem die Mischung veranstaltet ward. Sie ist nach Herr von Herberts Versuchen um die Hälfte leichter, als die gemeine Luft, wird durch den elektrischen Funken in einen grössern Raum ausgebreitet, und läßt alsdann mit dem Wasser gemischt, eine brennbare Luft zurück, so wie überhaupt diese Luft sehr viel Brennbares an sich hat.

9) Flußspath saure Luft, Spathluft.

Eine der merkwürdigsten, und in gewisser Rücksicht die merkwürdigste Luftart unter allen. Sie ist eine Entdeckung des berühmten Herrn Scheele, oder vielmehr, das, was Priestley darüber entdeckt hat, ist eine unmittelbare Folge aus einem Versuch des Herrn Scheele, da er nemlich eine eigene Säure in dem sogenannten unächten Schmaragd, oder dem grünlichen phosphoreseirenden Flußspath entdeckt hat, (man nennt ihn phosphorescirend, weil er in kleinen Stücken auf heißes Eisen geworfen, im Dunkeln ein sehr schönes Licht von sich giebt,) welche Priestley in luftartiger Gestalt darzustellen gesucht, und auch würklich dargestellt hat. Man gießt in dem bei Nr. 5. erwähnten Apparat auf diesen Flußspath starkes Vitriolöl, und setzt den Ausguß dem Feuer aus, so entwickelt sich eine sehr reine Luft, die die höchst merkwürdige Eigenschaft hat, daß, indem sie von dem Wasser absorbirt wird, sich aus ihr eine weiße Erde niederschlägt, die das Wasser in Form eines dünnen Häutchens überzieht, und wenn dieses berstet, setzt sich wieder ein anderes. Zuweilen bildet sich, um die durch das Wasser aufperlende Blasen dieser Luft eine Rinde dieser Erde, und wenn sie sich schnell folgen, so bilden sich Cylinder, die oft wie Orgelpfeifen neben einander hängen. Diese Erde ist eben so Feuerbeständig und selbst im Brennpunkt des stärksten Brennspiegels eben so unschmelzbar, als der Quarz, der Kiesel und der Sand. Man sieht also hier eine steinigte Materie in einer in Luftgestalt dargestellten Säure dermaaßen aufgelöst, daß sie weder die Elasticität, noch die Durchsichtigkeit derselben im mindesten hindert, sondern daß sie auch Troz ihrer großen Feuerbeständigkeit und wesentlichen Schwere an der ganzen Flüchtigkeit dieser Luftart Theil nimt, mit welcher sie mehr, als alle bekante Feuchtigkeit in die steigen kan. Das Glas wird von dieser sauren Luft stark angegriffen, so, daß die dicksten Gläser kaum eine Stunde aushalten, wenn man etwas stark Feuer giebt. Man hat gestritten, ob diese Luftart eine von allen bisher bekannten verschiedene, oder nicht vielmehr eine bloße Schwefelluft sey. Priestley ist sehr für das leztere, ob aber gleich alle Gründe, die er anführt, einer Beantwortung

wortung fähig sind, so mögte doch der Streit so lange unentschieden bleiben, bis man ein Mittel ausfindig macht, diese Luft aus dem Spath durch eine andere als die immer verdächtige Vitriolsäure, auszutreiben. Vielleicht wird dieses durch die Phosphorsäure erhalten, die bereits Scheele mächtiger als die Vitriolsäure befunden hat.

Originalbrief einer Mutter von achtzehn Jahren an eine Freundin, als diese ihr nach der Niederkunft zum erstenmal geschrieben hatte. *)

Liebstes Minchen.

Du kanst gar nicht glauben, welche Freude ich empfand, als ich den Brief von Deiner Hand geschrieben zuerst las. Gottlob! daß Du wieder Kräfte genug hast, um selbst schreiben zu können! Nim Dich aber ja sorgfältig vor Erkältung in Acht, denn ich weiß aus der Erfahrung, daß auch die kleinste beim Stillen sehr gefährlich werden kan. Es freut mich sehr, daß das kleine Mädchen so hübsch gebildet ist, und ich weiß gewiß, daß Du Dich sehr ernstlich bestreben wirst, bei seiner Seele eben das zu thun, was die Natur an seinem Körper gethan hat. Doch auch bei der Seele muß gewiß die Natur das meiste thun. Mit dem besten Willen und den schönsten menschlichen Einsichten würden wir doch ganz verkehrte Geschöpfe aus unsern Kleinen bilden, wenn ihre Erziehung von uns allein abhinge, und nicht durch eine höhere Macht regieret würde. Auch bei der größesten Sorgfalt sind wir ja nicht einmal im Stande, alle körperliche Gefahren von ihnen abzuwenden, wie wolten wir denn im Stande seyn, ihre Seele vor Fährlichkeiten zu schützen, wenn nicht, besser wie wir, die Vorsehung über sie wallte?

Mich dünkt, die gute Erziehung besteht hauptsächlich darin, unsrer grossen Wegweiserin, der Natur, so viel als möglich zu folgen. Wir müssen nicht den eigenthümlichen Charakter des Kindes umzubilden suchen, sondern wir müssen ihn nur verhindern auszuarten, und die schädlichen unregelmäßigen Auswüchse, die sich zeigen, gleich Anfangs ersticken und beschneiden. Der Saame zum Guten und Bösen liegt im menschlichen Herzen selbst. Unser Geschäft ist es, das Aufkeimen des erstern zu erleichtern, und das andere gleich in der Geburt zu ersticken.

Es giebt in der Seele des Kindes so viele seltsame Erscheinungen, die man nicht erklären kan. Woher kan ein kleines Kind, das man immer sorgfältig

*) Wie gern nennte ich hier öffentlich die liebenswürdige Verfasserin dieses Briefes, wenn ich nicht schon durch dessen Bekanntmachung, die ohne ihr Wissen geschieht, ihrer Bescheidenheit einigen Zwang anzuthun glaubte.

Diepholz, Adolf Moller.

fältig hütete, nichts dergleichen bei denen zu sehen, die um es herum sind, schon Troz kennen? Und doch sehe ich das Beispiel davon an meinem Karl. Wenn er bei seinen Mahlzeiten nicht geschwind genug bedient wird, oder wenn ihm der dargebotene Bissen zu klein scheint, so weigert er sich mit starken Zeichen des Unwillens, das Essen anzunehmen. Du kanst wohl denken, meine Liebe, daß ich ihn in solchen Fällen nicht mit Bitten oder Schmeicheleien, oder mit der Drohung, daß es sonst das Hündgen essen solle, zur Aenderung seines Entschlusses zu bewegen suche. Ich seze, so bald er aus Eigensinn sich weigert, ganz kaltblütig das Essen weg, und nehme, ohne mich um ihn zu bekümmern, ein ander Geschäft vor. Er ist zu streng gewöhnt, als daß er hierüber in ein heftiges Weinen ausbrechen solte; aber er ist im Stande, beinahe eine Viertelstunde da zu sizen, ehe sich sein Eigensinn bricht, und er sich entschließen kan, mich zu bitten, ihm seine Mahlzeit nun doch zu geben. Jezt zwar läßt er sich einen solchen Troz nur selten einfallen, weil er sieht, daß er den Kürzern dabei zieht. Aber es ist mir doch unerklärlich, wie solche und noch viel sonderbarere Aeußerungen sich schon bei einem so kleinen Kinde zeigen können. Vergieb mir diese lange Ausschweifung, liebe Mina Es würde mir lieb seyn, wenn Du mir in der Folge auch Beiträge deiner Erfahrungen liefern woltest. Denn das Erziehungskapitel ist doch für uns beide jezt das interessanteste.

Georgen grüße vielmals von mir und meinem F. Der lezte bedauert, daß er diesmal nicht Zeit hat, selbst zu schreiben, empfiehlt sich aber Dir und deinem Völkgen recht sehr. Adolf kan sich nur vor meinem Zorn fürchten. Ich bin sehr aufgebracht, daß er mir so lange nicht geschrieben hat. Der Faule scheint zu glauben, daß seine Verheirathung ihn aller andern Pflichten, der Freundschaft und schuldigen Höflichkeit gegen das weibliche Geschlecht entledigt habe Ihn sollst Du also von mir nicht grüßen, wohl aber seine liebe Frau, die ich für unschuldig an seinem Vergehen halte.

Leb wohl, liebe theure Mina. Ewig die Deinige.

M. F.

Anfragen.

1.

Da man den rühmlichen und gewiß heilsamen Entschluß gefaßt, die besten Schriften von der Erziehung der Jugend, besonders derjenigen Jünglinge, welche sich den Wissenschaften gewidmet, zu revidiren und das Beste heraus zu suchen; so glaube ich, daß es von Nutzen seyn würde, wenn auf folgende Frage eine recht be-

beglaubte Nachricht eingezogen würde. Haben nemlich die Philantropine und andere ihnen ähnliche Erziehungsanstalten, die zum Theil doch nun schon gegen die zwanzig Jahre, ja wenn man auf kleinere Versuche derselben Rücksicht nehmen will, bereits über funfzig Jahre dauern, schon einen **Colbert**, einen **Bernstorf**, einen **Münchhausen**, einen **Grotius**, einen **Harprecht**, einen **Leibnitz**, einen **Neuton**, einen **Thomas**, einen **Haller**, einen **Mosheim**, einen **Euler**, das ist, solche Männer geliefert, deren große, natürliche Fähigkeiten wären ermuntert worden, sich anzustrengen, weitläuftige gründliche und nützliche Wissenschaften zu erlernen, und durch dieselben bei einer anhaltenden und nicht zu ermüdenden Anwendung ihrer Kräfte der Welt recht nützlich zu werden? Solten sie dergleichen oder wenigstens junge Gelehrte, welche Hofnung gäben solche Männer zu werden, noch nicht erzogen haben; so wäre genau nachzufragen, wodurch es verhindert würde, daß durch die neuen Erziehungsinstitute noch keine Männer gebildet worden, welche sich durch vorzügliche Wissenschaften und Arbeitsamkeit einen Namen gemacht.

Man kan sich schon eine ziemliche Bibliothek von Schriften sammeln, welche von der Erziehung der Jugend handeln. Es scheint nunmehr Zeit zu seyn, zu untersuchen, welche Anstalt die besten und brauchbarsten Zöglinge liefert. Da man in allen Arten von Schulen Verbesserungen versucht hat; so würde es sehr entscheidend seyn, wenn man mit Zuverläßigkeit wüßte, aus welchen Schulen bisher die arbeitsamsten, geschicktesten, nützlichsten, redlichsten und gesittetesten Ackerleute, Handwerker, Manufakturisten, Kaufleute, Rechtsgelehrte, Aerzte, Geistliche, Staatsbediente ausgegangen wären. Der Erfolg würde alsdann zeigen, welche Anstalten vor den übrigen den Vorzug hätten.

Solte es daher wohl nicht von vorzüglichem Nutzen seyn, wenn diejenigen Gelehrten, welche die wichtige Mühe übernehmen wollen, die Erziehungsschriften zu revidiren, zugleich zuverläßige Nachrichten einzögen und mittheilten, was jede Erziehungsanstalt bisher geleistet und was für einen Vorzug sie durch besser gerathene Zöglinge behauptet?

2.

Der Nebel, womit die Luft vom 20ten Jun. bis 18ten Jul. dieses Jahrs auch in hiesiger Gegend angefüllt gewesen, hat verschiedene male einem unangenehmen und stinkenden Geruch gehabt, besonders am 22ten und 27ten Jun.

Der erste stinkende Nebel am gedachten 22ten Junius des Morgens früh, verdunkelte die Luft sehr, und es empfanden nicht allein Menschen, welche sich in dieser Zeit in freier Luft aufgehalten, einen zusammen ziehenden Schmerz im Halse; sondern auch die

die hiesigen Ackerpferde, welche sehr früh zur Arbeit ausgeführt worden, bekamen, wahrscheinlich von diesem auf die Lunge gefallenen Nebel, die Druse, womit auch mehrere Pferde, welche um diese Zeit auf der Weide gegraset hatten, befallen worden sind.

An dem auf diesen ersten stinkenden Nebel folgenden Tage, wurde die auf einem Berge im Haufen gestandene, völlig ausgetrocknete, schön, frisch und grün aussehende Esparcette eingescheuert. Beim Abladen dieser Esparcette bemerkte ich, so oft ein Haufe mit der Heugabel in die Luke geworfen wurde, einen weißen aufsteigenden Staub, welches mich in Verwunderung setzte, da in der Zeit des Mähens und Trocknen der Esparcette so wenig ein Wind gewehet, als auch ein natürlicher Staub darauf fallen können, weil die eine Seite des Esparcettlandes mit Buschholz eingeschlossen, der Grund und Boden selbst steinigt und tohnartig, und die andere Seite mit Angergras bewachsen, mithin die ganze Gegend nicht zum Staube geneigt ist. Ich erkundigte mich daher bei den Arbeitern, woher der Staub auf der Esparcette rühre? Diese gaben zur Antwort: sie wüßten es nicht, aber sie könten das Abladen kaum länger aushalten, sie bekämen von diesem Staube einen brennenden Schmerz in den Augen und ein schrinnen im Halse. Ich kam also gleich auf die Vermuthung, daß der Nebel am vorigen Tage die Ursache dieses Staubes und seiner Würkung seyn müsse.

In Erinnerung des im vorigen Jahre vom Mehlthau und andern schädlichen Insekten verderbten Rauhzeuges und darauf erfolgten Sterbens unterm Schafvieh, entsteht die Besorgniß, ob diese vom Nebel befallene Esparcette der Gesundheit des Schafviehes nicht nachtheilig seyn mögte, da man sich genöthigt sieht, bei der diesjährigen unzureichenden Heu- und Grummternte die eingescheuerte Esparcette, des Befallens ungeachtet, zur Futterung anzuwenden. Man ersucht daher nicht allein erfahrene Landwirthe, sondern auch Aerzte und Naturforscher, ihre Meinung darüber in diesem Magazin zu eröfnen, und die etwanigen Mittel anzuzeigen, wodurch dies befallene Futterkraut unschädlich gemacht werden könne.

Mariengarten. C. S.

3.

Hieronimus Cardanus, päbstlicher Leibarzt zu Rom, woselbst er im Jahr 1576 starb, behauptet in einem seiner Werke von der Subtilität, im zehnten Buche, welches den Titel: von den von seines gleichen gezeugten Thieren führt, daß alle diejenigen, die kein Fleisch essen, nie von den Wanzen geplagt würden, wie man solches besonders bei den Carthäusern sehen könte, die, da sie sich das ganze Jahr vom Fleischessen enthielten, dieser Plage nie ausgesetzt wären. Ist diese Behauptung gegründet, oder nicht? Man wünscht sich darüber in diesen Blättern belehren zu lassen.

Hannoverisches Magazin.

102tes Stück.

Montag, den 22ten December 1783.

Noch eine Muthmaßung über die Wurmtrockniß der Harztannen.

Wenn man die Harzgebirge passirt, wie ich sie in den ersten Octobertagen durchgangen bin, so sieht man in den dunkelgrünen Wäldern da und hie große Oerter abgestorbener Tannen. Beim nähern Anblick sind es die höllreichsten, schönsten Stämme, 100 Fuß und darüber lang, und oft kaum ½ Fuß dick am Wurzelende. Bäume, die man in den besten Jahren ihrer Vegetation glaubt, und deren früher Tod jedem Naturfreund jammert. Dem gutgesinnten Unterthanen, der den großen Nutzen dieses Holzes einsieht, geht es noch mehr zu Herzen.

Der Würgengel ist ein kleiner Käfer von eines Gerstenkorn Größe. Er fliegt in den Sommermonaten in ganzen Schwärmen von einem Baum zum andern, legt in die Rinde seine Eyer, woraus innerhalb acht Tagen so viele Larven auskriechen, daß sie die Rinde hölen und in Wurmmehl verwandeln. Dann wird der Baum gehauen, beschneitelt, entrindet und Borke und Aeste verbrannt. Das Abschälen und Verbrennen geschieht größtentheils von kleinen Mädchen, deren noch kleinere Brüder schon in den Puchwerken arbeiten. Es kostet gleichwohl etwas, und das Holz häuft sich, und wird unterm Werth verkauft.

Dieser Vorsicht ungeachtet nimt der Greuel der Verwüstung mit jedem Jahre merklich zu, und dieses kleine Insekt scheint den sämtlichen Harzwäldern, mithin auch den Gruben- und Hüttenwerken, die allein an Silber ansehnliche jährliche Ausbeute, und so vielen Menschen Nahrung und Nothdurft geben, den gänzlichen Untergang zu drohen.

Was der Herr Oberförster Ahlers in dem 77ten Stück des Hannoverischen Magazins über die Wurmtrockniß anführt, das hat auch der Herr Cammerrath Cramer in seinem Forstwesen 1766 Cap. III. §. 2. und Cap. VII. §. 3. ff. gesagt, und zugleich das beschuldigte Insekt, seine Haushaltung und Vermehrung beschrieben.

Nach ihnen ist nicht der Fichtenkäfer (so will ich den Käfer qu. der Kürze wegen

wegen nennen) des Verderbens erste Ursache. Der Meinung bin ich auch; denn ich habe die Larve dieses Käfers nie allein, sondern immer schon mit Larven anderer Insekten vergesellschaftet gefunden. Der Wind verschiebt oder beschädigt die Wurzel; und, folgt eine Dürre, so sterben sie aus Mangel der Nahrung. — Der Meinung bin ich nicht; denn dies Unglück müßte oft nur einzelne Bäume, oder wenigstens solche Oerter treffen, die am meisten Wind und Dürre ausgesetzt sind; folglich müßte die Seuche nach einer gewissen analogischen Regel, von der Beschaffenheit des Orts und seiner Lage hergenommen, sich richten. So ists aber nicht. Man sieht in eben demselben Forst nach allerlei Gegenden, und bald unten bald oben am Berge, die Bäume bei tausenden umkommen, ohne daß einer darunter verschonet wird.

Hier ist meine Muthmaßung von der wahren Ursache (causa primaria) der Wurmtrockniß.

Fast alle Bäume, besonders die Nadelhölzer, wenn sie in Umstände gesetzt werden, die sie verhindern, seitwärts zu vegetiren, schießen desto schneller und höllreicher aufwärts; vorausgesetzt, daß sie sonst die Erfordernisse ihres besten Wachsthums genießen. Die aufrechte Vegetation hat nothwendig ihre Gränze. Sie ist für die Harztanne (Rothtanne, Pechtanne oder Fichte) etwa 100, 120 bis 130 Fuß. Ist diese erreicht, und das Seitenwachsthum verhindert, so wird der Baum, nach der Forstsprache, abständig, er wächst nicht mehr; die Cirkulation der Säfte hört auf. Hat aber der wachsende Baum Seitenäste, so dauert die Cirkulation, er wird an Dicke noch zunehmen, und zwar am meisten nach der Seite, wo mehr Aeste sind. (Daher die Excentricität der Jahrringe. Weiß Forstbotanik §. 210.)

An allen Stellen, wo die Wurmtrockniß um sich greift, steht die Fichte sehr dichte, daher dünne und lang von Stamm, ohne grüne Zweige, den kleinen Wipfel ausgenommen. Aber die Blätter sind ein sehr nothwendiger Theil der Vegetation. (Du Hamel Physique des Arbres liv. II. ch. III. p. 163.) Sie sind der Pflanzen Magen und Lunge; sie inspiriren und exspiriren; alle Unnahrung wird durch sie abgesondert; daß sie den Nadelhölzern besonders nothwendig sind, ist wahrscheinlich. Denn sie behalten ihre Nadeln auch im Winter, Pinus larix ausgenommen; und der geköpfte Stamm versohret; dagegen kan man der Weide Kopf und Wurzel abschneiden, und der gepflanzte Stamm, bekömt wieder neue Wurzel und Zweige. Ich schließe also, je mehr Wald eine Nadelpflanze hat, desto stärker ist ceteris paribus, die Cirkulation ihrer Säfte. Die quästionirte Fichte hat viel Blut, (Harz, Pech, Theer, Terpentin,) und die mehrsten Blutgefäße (vasa sanguifera,) in der Rinde. Es ist unmöglich, daß jener kleine grüne Wipfel, oder Krone, eine hundertfüßige Cirkulation leb=

lebhaft genug unterhalten könne. Die trägen Säfte gerathen endlich in faulende Stockung. Die Insekten, diese Diener der Verwesung, deren sich die Natur bedient, den ewigen Kreislauf der Körper durch ihre drei Reiche zu beschleunigen, folgen dann ihren instinkmäßigen Beruf.

Der holzgerechte Forstmann wird sich diese pathologische Muthmaßung durch die Beschaffenheit der Quirlen, und parasitischen Moos- und Baumflechten, die immer ein Zeichen der Krankheit sind (Du Hamel physique &c. Tom. 1. L. 3. ch. 2.) noch mehr bestätigen. Der Lichen glaucus, und besonders der Lichen barbatus, der so häufig an den verdorrten Zweigen herabhängt, und den Bäumen ein altes bärtiges Ansehen giebt, scheinen das vollendete Wachsthum (die Abständigkeit,) zu verkündigen. Auch mag das Hypnum lorcum dies glänzende Immergrün, wovon unsere Schönen ihrem Kopfschmuck weiche Kränze widmen, im Sommer kein vortheilhafter Fußsack für die Fichte seyn.

Solche Fichten würden nun freilich, wenn die Insekten sich nicht darüber hermachten, noch einige Jahre ohne Zuwachs sich erhalten, aber dann am Rothlauf, (Rotholm,) eine Krankheit, die das Holz zum Bauen unbrauchbar macht, absterben. Für sie ist also kein Rath. Aber die jüngern Gehäge in längerjährigem Wachsthum, und aus ihnen dicke, schwere Stämme, wie sie der Grubenbau erfordert, zu erhalten: *lasse man sie auf die gewöhnliche Weise bis zur Höhe von 30 bis 50 Fuß aufwachsen; dann haue man die schwächsten aus, damit die übrigen mehr Luft gewinnen und grüne Seitenäste tragen können.* Wenn auf diese Art auch die halbe Stammzahl verloren geht, so wird nach 100 Jahren die conservirte Hälfte doch eine dreifache Holzernte geben. Wie dichte sie eigentlich stehen müssen, um in einer funfzigfüßigen Höhe grüne Aeste zu behalten, muß die Erfahrung lehren. Auf einer sehr geneigten Fläche, die die Fichte liebt, kommen sie etwas dichter fort, als auf einer Horizontalebene. Die Ursache ist, daß die Krone des niedrigern Baumes an dem noch unbeästeten Schaft des höheren sich wendet, ohne sich also im Wachsthum zu hindern. Daher ist jener mathematische Beweis, daß auf der Kugel größtem Durchschnitt so viel Holz wachsen könne, als auf ihrer halben Oberfläche physikalisch unrichtig.

Des Herrn Oberförster **Ahlers** angeführte Erfahrung, daß auf 5 Fuß abgeschälte Bäume grün geblieben, findet kaum physiologischen Glauben. Entweder es ist nur bloß die Epidermis und Parenchyma weggenommen, und der Bast (liber) geblieben; oder das grün bleiben ist vielleicht nur von Einem Jahre zu verstehen (**Von Broke** Forstwissenschaft dritte Abtheilung §. 124.)

Göttingen. **Reinhard Woltmann.**

† † †

Auf Verlangen des Herrn Verfassers wird dessen nachgeschickter Brief hier angefüget.

P. P.

Seitdem ich die Muthmaßung von der eigentlichen Ursache des frühen Absterbens der Harztanne nur etwas eilig hingeschrieben hatte, sind schon ein Paar Meinungen im Magazin wieder erschienen. Sie sind sich entgegen gesezt, die eine beschuldigt den Wind, die andere den Wurm. Beide Ursachen wären in der That gleich fürchterlich, wenn sie wahr wären. Es scheint, daß man die Sache nur von der Seite dieses Alternativ betrachte, als ob kein drittes möglich wäre. Und, wenn man so fortfährt, so wird die Wurmparthei die gerechte Oberhand gewinnen, weil die Windparthei keine Erfahrung für sich hat. In der Möglichkeit, daß meine Muthmaßung ein Anlaß zur mehrseitigen Untersuchung werden könte, ersuche ich Sie ihr eine Stelle in Ihrem Magazin zu geben, und ihr diesen Brief als eine Nachschrift anzufügen. Hier muß ich noch anmerken, daß man daraus, daß die Harztanne viele und vollkomne Zapfen trägt, nicht schliessen muß, sie sey vollkommen gesund, das heißt, in dem besten Wachsthum. Je mehr der holzigte Theil eines Baumes zunimt, je weniger Früchte entstehen. Wird aber der markigte Theil durch Hitze getrieben, und die Vegetation des holzigten durch Mangel der Nahrung oder Zweige gehindert, so entstehen Früchte.

Auch kan ein Baum der anderthalb und zweispännig ist, sowohl abständig seyn als ein siebenspänniger, ꝛc.

Göttingen. R. Woltmann.

Ueber die Wurmtrockniß am Harze.

Die Frage von der Wurmtrockniß in den Harzforsten, und ob der Holzkäfer die Ursache von dem häufigen Absterben der Rothtannen sey, ist besonders für den Harz um so wichtiger, je mehr die Meinung von der Schädlichkeit oder Unschädlichkeit getheilt ist, und die negativa den größten Anhang findet. Die mehrsten behaupten, daß Windstürme und die davon herrührende Wurzellosigkeit, oder aber andere Krankheiten, welche jedoch nicht benahmt werden, die wahre Ursache sey, und sprechen dem Holzkäfer diese Würkung, sowohl dieserhalb, als um deswillen ab, weil eines Theils der Saft in der Tanne öligt, mithin für den Wurm tödtlich, andern Theils aber der Wurm selbst zu klein und unbedeutend sey, als daß man ihm diese Verwüstung beimessen könne; und endlich will man an gesunden Bäumen weniger Insekten wahrnehmen als an kranken. Ohne Zweifel kan diese wichtige Frage nicht anders entschieden werden, als durch anschauende Erkänntniß. Der, wel-

welcher spöttelnd diesen Wurm verachten kan, der komme und schaue den Grund der Verwüstung. Kan er alsdenn noch, aus Gründen und nicht bloß gesagt, die Trockniß von Windstürmen herleiten, dann soll das: in hoc acquiesco, erfolgen. Allein, wie traurig wird diese Ueberzeugung für den Harz seyn! Denn auf die Art muß man, bei noch fernern dürren Jahren, einer allgemeinen Trockniß, allmählig entgegen sehen. Jedes Revier, wo Wurmtrockniß sich anspinnt, wird dem Forstbedienten entgegen rufen: Spare deine Mühe mich vor diesen Feind zu schützen, denn ich muß doch sterben, weil ich die Ursach des Todes in meinem Busen trage. Aber auch selbst auf diesen Fall soll gezeigt werden, wie nothwendig es sey, die Forsten auf alle mögliche Weise von diesem Feinde zu säubern, und dadurch deren Vermehrung bis ins Unendliche vorzubeugen. Sollen nun aber Windstürme die erste Ursache von der Trockniß seyn; so wird nothwendig gefragt:

1) Was sind für Anzeigen vorhanden, welche der Augenschein als wahr erkennet, daß ganze Reviere, oder in Revieren auf einem Platze etwa 100 bis 1000 Stück mehr und weniger wurzellos geworden sind?

2) Seit wie lange hat man dies in diesem oder jenem Reviere bemerkt?

3) Sind eben nur diese Reviere und nur diese Theile und keine andere trokken geworden?

4) Kan man Beispiele von nemlichen Vorfällen aus nemlichen Ursachen aufweisen?

Diese Fragen mögten sich wohl nicht beantworten lassen, weil die Sachen, worauf sie gehen, nicht vorhanden sind. Ueber dies aber stellen sich sowohl überhaupt, als in dem gegenwärtigen Falle, folgende Einwürfe dar:

1) Wie kan man mit Grunde behaupten, daß ein Baum wurzellos sey, wenn man so wenig an der Oberfläche des Erdbodens, als an den Hauptwurzeln, und an dessen Gesundheitszustande die mindeste Veränderung wahrnimt?

2) Wer kan läugnen, daß die mehrsten Stämme von Wurmholze ganz feste im Erdreiche stehen, und an denselben gar keine gewaltige Drehung vom Winde zu bemerken ist?

3) Sollen die Zasern von den Wurzeln getrennt werden, so müssen nothwendig die Hauptwurzeln aus ihrer Lage bewegt werden, und wie lange würde ein solcher Baum gegen den Fall sich halten können?

4) Würden nicht auf die Art alle Tannen, die einzeln und im Freien stehen, mithin schon der Gewalt solcher Stürme, welche man in geschlossenen Forsten kaum bemerkt, bloß gestellt sind, trocken werden müssen? Gleichwohl lehrt die Erfahrung das Gegentheil.

5) Würde der Baum nicht überall nach und nach absterben, und würde man nicht dies an seinem Aeußerlichen, lange vorher bemerken?

6) Solten denn in ganzen Revieren oder an den Enden, welche trocken geworden, nicht mehrere Bäume, wurzelfeste gewesen seyn?

Diese Einwürfe sind doch wohl zu erheblich, als daß man sich noch länger bei den Windstürmen aufhalten könte. Der Einwand, daß der Saft als eine öligte Materie dem Wurm tödtlich seyn müsse, ist von keiner Erheblichkeit, weil überhaupt dieser Schluß a Specie ad genus gemacht ist, und die Prämissen unerwiesen als wahr angenommen worden. Man hat bemerkt, daß dieses und jenes Insekt vom Oele getödtet wird; folgt aber daraus, daß alle Insekten vom Oele getödtet werden? Die Ameise beweiset doch gewiß das Gegentheil, das Harz als Oel angenommen. Eben so wenig tödtet das Baumöl die Würmer im Eßig, obgleich durch ein Tertium, welches von beiden gleiche Eigenschaft hat, die Vereinigung bewerkstelligt wird. Und so können unter den viel tausend Gattungen noch mehrere seyn, für welche das Oel kein Gift ist. Inzwischen gehört der Holzkäfer nicht zur Ausnahme; denn er wird vom Rübeöle gleich bei der ersten, vom Baumöle aber erst bei der zweiten Eintauchung getödtet. Ein Beweis, daß die Oele nicht in gleichem Grade auf das Insekt würken. Allein, wem ist wohl jemals beigefallen zu behaupten, daß der Saft in der Tanne Oel oder Harz sey? Durch die Verwandlung, und erst alsdenn wird er zu Harz, wenn er an die Luft komt. Wenn man die Hand an frisch abgeschälte Tannen streicht, so ist der Saft anfänglich Seifenartig, so wie die Luft darüber geht wird er klebrigt, und endlich erhält er seine völlige Consistenz und wird harzig. Daß aber der Holzkäfer den Saft der Tanne liebt, wird dadurch bewiesen, weil er sich

1) mehr an solche Tannen anlegt, welche von jedem Kenner für gesund angesprochen werden, als an kranke.

2) Weil er den Baum verläßt, so bald er keinen Saft mehr hat, und

3) weil man diesen Käfer auf abgeschälten Tannen häufig klebend findet.

Ein Beweis, daß er durch den Saft angelockt, und sodann durch die von der Luft bewürkte dickere Consistenz, feste gemacht worden. Dem fernern Einwande, daß Insekten häufiger an kranken Bäumen gefunden werden, widerspricht wenigsten zum Theil die Erfahrung. Ein Obstgarten in voller Blüte kan jeden davon belehren. Die Raupe entblättert den Baum ohne Ausnahme, und die Biene beweiset sogar den Gegensatz. Je mehr Bienen auf blühenden Obstbäumen und Rübesaat schwärmen, auf desto reichere Ernte kan der Besitzer Rechnung machen; denn die Biene befliegt keine Blüte, welche nicht gesund ist, sie leide denn Hungersnoth, und hier wird jeder Imker Ja und Amen sagen. Der Einwand aber, welcher von der Verächtlichkeit und Kleinheit des Käfers hergenommen ist, bedarf eigentlich keiner Erwiderung. Die mehrsten Dinge auf der Welt werden durch den Ueberfluß schädlich. Können Läuse Schweine und Fohlen tödten; können Erdflöhe ganze Felder Saat abnagen, und in Gesellschaft

der

der schwarzen Raupe, wie solches 1781 der Fall war, ganze Felder Sommersaat, welche bereits Stengel und Pollen hatte (diese ist doch auch öligt,) verheeren; kan der schwarze Wurm ganze Böden voll hart Korn zermalmen, und der elende Holzwurm Balken, Schränke und Bettsponden, zernagen; warum solte nicht der Holzkäfer, welcher eine solche Stärke hat, daß er die Borke der dicksten Tannen durchbohren kan, solche zerstöhren können. Aber freilich nicht einer, sondern viele Tausende an einer Tanne. Wer sich davon überzeugen will, der lege jetzo, da sich der Wurm bereits zur Ruhe begeben hat, ein Stück solcher Wurmborke auf einen warmen Ofen. Staunen wird er über die Auferstehung. Hier erscheint der Käfer vom Ey durch alle Stuffen bis zum vollkommenen Käfer in unzählbarer Menge. Gesetzt aber auch, daß der Holzkäfer nur kranke Tannen antastet; so wird doch kein Forstbedienter läugnen, daß kranke Reviere noch Jahre lang stehen können, ohne trocken zu werden, und also der Wurm, wenigstens das plötzliche Absterben solcher Tannen verursache, mithin dadurch dem Forsthaushalt die Zeit und Gelegenheit raube, die Trockniß bestmöglichst zu verstilbern. Ist es also nicht schon in dieser Rücksicht höchst nothwendig alle Aufmerksamkeit auf die Unterdrükkung und Vertilgung dieses Insekts zu verwenden? Wenn man nun aber im Gegentheil siehet, daß

1) die Reviere, welche vom Wurm angegriffen und ihrem Schicksale überlassen sind, gänzlich trocken, dagegen die Reviere, wo, sobald sich dies Uebel äußert, sogleich werkthätig Hand angelegt, und das ganze Wurmholz, samt den Schwärmen, (denn der Holzkäfer fliegt in Schwärmen, und hat seine Anführer, welches die Borkenbohrer sind,) weggeschaft wird, gerettet werden;

2) daß Reviere, die einen nassen oder grasigten Boden haben, vom Wurm angegriffen, entweder gänzlich oder zum Theil trocken werden; dagegen Reviere, welche einen steinigten oder felsigten, mithin magern Boden haben, und wohin kein Wurm gekommen, gesund bleiben;

8) daß in einem und dem nemlichen Reviere, welches an zwei verschiedenen Enden angegriffen war, der eine Theil durch Hinwegschaffung der Wurmtannen, von fernerer Trockniß befreiet, dagegen der andere Theil immer mehr und mehr, und bis dahin verwüstet wurde, daß man ihm zu Hülfe kam, und dem Uebel ein Ende machte;

4) daß Tannen, welche wurzellos geworden, oder eine sonstige Krankheit haben, von allen Seiten und Theilen in gleicher Maaße absterben; dagegen Tannen, die der Wurm angreift, von oben herab trocken werden und vielfältig 6, 8, 10 Fuß überm Stamme, grün und gesund bleiben;

5) daß wurzellose oder sonstige kranke Tannen, allmählig, dagegen aber

aber Wurmtannen, binnen wenigen Wochen trocken werden;

6) daß gesunde Reviere, ganz oder zum Theil, nachdem der Wurm seine Wohnung daselbst aufgeschlagen, trokken geworden; dagegen Reviere, welche schon seit langen Jahren krank gewesen, aber vom Zuspruch des Wurms verschont geblieben sind, sich noch in dem nemlichen Zustande befinden;

7) und endlich daß Tannen, welche völlig ausgeschoben, und ihren Jahrwuchs vollendet, mithin ihren Gesundheitszustand sattsam beglaubiget haben, noch im Nachsommer vom Wurm befallen und getödtet werden; was kan man hieraus anders schließen, als daß der Holzkäfer die einzige und wahre Ursache von der Trockniß sey. Dieser Käfer liegt vom September bis in den Mai stille und unthätig. Sodann gehet er aus seinem Winterquartiere, aus einem Baum, Stamm, Windbruch, Fall- oder Lagerholze hervor, und treibt den Sommer hindurch sein Wesen. Er durchbohret die Borke von oben oder in der Mitte, löset solche vom Stamm, und entzieht dem Baume seine Nahrung. In die Borke, welche er für den größten Künstler unnachahmlich ausarbeitet, legt er seine Brut, und wenn er dies alles vollendet hat, so verläßt er den Baum, um bei einem andern gleiche Wirthschaft zu machen. Es sind keine andere Mittel, dessen Vermehrung bis ins Unendliche vorzubeugen, vorhanden, als die, welche bereits von Königl. Hochpreißlichen Cammer vorgeschrieben, oder sonst von erfahrnen Forstmännern angerathen worden, und bei deren Befolgung und Anwendung man hoffen muß, daß sie ferner würksam seyn, damit es dem künftigen Wanderer durch den Harz nicht so gehen möge, wie jenem, der den Ort gesehen, wo ehemals Troja gestanden hat.

---

† † †

Wenn dem Fürsten der Chaitaki und Karrahaiti (einer Nation am caspischen Meere,) ein Sohn geboren wird, so sendet er ihn von Dorf zu Dorf durchs ganze Land, damit er von allen säugenden Weibern an die Brust gelegt werde, und solches geschieht so lange, bis er entwöhnt werden soll. Hierauf achten sich die Einwohner verbunden ihn mit Leib und Leben zu beschützen, weil sie mit ihm an einer Brust gesogen haben. Müller Sammlung russischer Geschichte, Band 4. St. 1, 2.

Hannoverisches Magazin.

103tes Stück.

Freitag, den 26ten December 1783.

Von Werk- und Zuchthäusern.

Auf dringendes Begehren des Verfassers der, in 72ten St. dieses Magazins angezeigten Preisschrift über die schicklichsten und einträglichsten Arbeiten für Werk- und Zuchthäuser in Nieder-Sachsen, Herrn Commissair Rulfs zu Einbeck, wird der nachstehende Aufsatz, nach seinem wörtlichen Inhalt eingerückt.

* * *

Von unbekanter, aber gewiß freundschaftlicher Hand, erhalte ich vorige Post, ohne Benennung des Orts und des Namens des Schreibers, folgenden Brief:

Ihr Werk mein Freund wird fleissig gelesen und findet Beifall, nur scheint es hiesigen Armenanstalten ganz entgegen zu würken.

1) Einige Leute glauben mit bestem Gewissen den hiesigen Armenanstalten, insonderheit dem hiesigen Werkhause, daraus Vorwürfe machen zu können.

2) Andere thun es, um auf eine vor der Welt anständige Weise dadurch ihre Beiträge dem hiesigen Armenanstalten entziehen zu können, und

3) Andere um den redlichen Aufsehern der Armenanstalten dadurch Verdruß zu verursachen.

Hiezu komt nun noch, daß jezt alle mögliche Einwürfe gegen Ihr Werk hervor gesucht werden, die, wenn Sie selbige nicht beantworten, den Werth Ihres Buches verringern, und die Ausführung Ihres nüzlichen Plans verzögern.

Die mir jezt bekannten Einwürfe sind:

1) Sie schreiben über Armenanstalten und bezeugten Seite 4. daß Ihnen die (benachbarte,) in Hannover, Braunschweig und Berlin nicht genugsam bekant sind.

2) Sie hätten den Gehalt des Aufsehers Ihrer Armenanstalt, zu hoch berechnet.

3) Für das Spann Pferde, welches Sie halten wolten, gar kein Futter berechnet, und endlich

4) Sie hätten den Flachs zu einem so geringen Ankaufspreise angeschlagen, daß er dermalen noch halb so viel kostete.

Ich fürchte alles angeführte mögte

Ihnen Unannehmlichkeiten verursachen, deswegen habe ich unmaßgeblich folgenden Rath ertheilen wollen.

Zeigen Sie im Hannoverischen Magazin, daß Ihre Anstalt auf ganz andere Voraussetzungen und Zwecke gerichtet sey, als die bisherigen Armenanstalten, daß sie also mit dieser nicht verglichen oder gemessen werden könte, am allerwenigsten aber, daß denen jetzigen Anstalten dadurch Nachtheil zuwachsen solte.

Folgen Sie meinem wohlgemeinten Rath; ich bin

Ihr Freund.

Antwort.

Mit dem wärmsten Danke erkenne ich die edle Gesinnung meines mir jetzt unbekannten Freundes, und mit dem größten Vergnügen folge ich dem Rath des friedfertigen Schreibers.

Der Unterschied der bisherigen Werkhäuser, gegen dasjenige so ich bloß im Ideal in meinem Buche erbauet, ist jedem einleuchtend; damit man aber nicht die jetzigen schon vorhandenen, ohne genugsame Ursache tadle, so sey es mir erlaubt, folgendes anzuführen.

Bei der Anlage aller jetzigen unter dem Namen Werkhaus errichteten Armenanstalten, wird als gewiß vorausgesetzt: eine solche Anstalt erfodert milde Gaben und Unterstützung. In dieser Voraussetzung bewilligte der Landesherr, die Einrichtung eines solchen Werkhauses a), und der sonst willige Allmosengeber rief mit freudiger Stimme: noch einmal so viel wie jetzt will ich geben, wenn die Bettler arbeiten, und mich nicht mehr belästigen!

Der Landesherr giebt willig und reichlich, völlig zufrieden, daß sein Land von Bettlern befreiet wird. Der redliche mitleidige Aufseher, erfreuet über die reichlichen Gaben so dem Hause geschenkt werden, wendet das mehrere dazu an, die Armen nicht allein besser wie sonst zu verpflegen, sondern auch junge Kindern mit mehrern Kosten, in solchen Arbeiten unterweisen zu lassen, welche sie einst über ihren vorigen Stand in der sogenannten honetten Welt erheben und glücklich machen können, und endlich der wohlthätige Geber, gab mit willigen Herzen, sein Wunsch war erfüllt, und kein Bettler belästigte ihn mehr.

Wer wird hier nicht aufeinmal einsehen, daß ein solches Werkhaus ehender den Namen einer milden Stiftung verdiene, als daß man es ein fabrikmäßiges Werkhaus nenne.

Wer

a) Man lese hierüber das Muster einer guten Armenanstalt-Verordnung des jetzt verewigten Herzogs Carl von Braunschweig, bei Anlegung des dasigen Werkhauses, und Abschaffung der Bettelei. Ferner das Mandat Sr. Churfürstl. Durchl. von Sachsen, wegen Anlegung noch zweier Zucht- und Werkhäuser. Dieser gütige Regent ließ zuerst eine Sammlung im ganzen Lande bewilligen, da aber selbige nicht hinreichend war, gleich darauf eine Classen-Lotterie zum Besten dieser Häuser anbefehlen, welche in diesem Jahre zum eilften mal gezogen wird.

Wer aber wird sich nicht auch freuen, daß in jetzigen Zeiten, wo keiner mehr aus blindem Aberglauben Gutes thut, sich noch so viele gute Seelen finden, die durch thätige Liebe der Urquell aller Liebe ähnlich zu seyn sich befleißigen. In einer solchen zwar Geld kostenden aber immer Menschen glücklich machenden Lage, werden die jetzigen Werkhäuser errichtet, und so befinden sie sich noch jetzt, und dieses sey genug, um noch aus nachfolgendem die Unähnlichkeit der jetzigen gegen die Meinigen zu beurtheilen.

Königl. Societät der Wissenschaften fodert in ihrer Preisfrage ein von den jetzigen ganz unterschiedenes Werkhaus, dessen Haupttugend darin bestehen soll, daß die Arbeiter ohne alle Gaben, oder Allmosen, ihren Unterhalt sich selbst durch Arbeit verdienen. Aus theoretischen und praktischen Fabrikkenntnissen machte ich folgenden gewissen Schluß.

Ich will annehmen, ein Fabrikant gebraucht in seiner Fabrik für Wochelohn, jede Woche 20 Männer zur Arbeit. Diese 40 Hände arbeiten, verdienen und ernähren zuerst den Fabrikanten mit seiner Familie, und alsdann den Arbeiter selbst, und dessen Familie; rechne ich nun nur jede Familie zu 5 Personen, so unterhalten diese 20 Arbeiter 105 Personen. Solte denn nicht, wenn 20 fleißige Menschen außer sich noch 65 unthätige mit erhalten können, ein einziger Mensch bei ordnungsmäßiger Arbeit sich ganz allein unterhalten können?

Mit diesem Grundstein in der Hand, fing ich nun an ein ganz neues noch nie gewesenes Werk- und auch Zuchthaus zu bauen b).

Um einen Maaßstab in der Berechnung zu haben, ward jedes Gebäude zu 250 Personen eingerichtet. Eine dem Lande und dem Hause nützliche Garn- und Linnenfabrik, war die Arbeit, und das Pensum der Arbeiter leicht und geringe. Ihr Unterhalt war ihren Stande angemessen, und nun zeigte sich durch Berechnungen der Einnahme und Ausgabe, daß 250 Menschen oder 500 gesunde Hände bei leichter Arbeit in einem Jahre nicht allein durch Arbeit ihren Unterhalt erwerben, sondern jährlich noch überhin drei und mehr tausend Reichsthaler verdienen könten.

Nicht allein durch diese jetzt angeführte Vergleichung, sondern bei Lesung des Buches, wird also nicht allein mein unbekanter Freund, sondern ein jeder einsehen, daß die jetzige Armenanstalten unter dem Namen Werkhäuser, von meinem entworfenen Plan

 zu

b) Nicht ein schon vorhandenes zu verbessern, oder nach meinem Plan einzurichten, weswegen ich denn auch zu erklären nöthig finde, daß, wenn ich über meine bloß mit der Feder gebauten Häuser einen Inspector Commissarius, rc. setze, diese Männer eben so Ideal als ihre 250 Arbeiter sind. Auf keine Art aber wird der jetzige würdige Herr Inspector des Hannoverischen Zuchthauses, oder sonst würklich lebende Personen dabei gedacht.

zu einem fabrikmäßigen Landeshospital ganz unterschieden sind. Jene Arbeiter verdienen ihren Unterhalt nicht allein durch Arbeit, sondern auch durch unser Mitleiden. Die Meinigen hören gleich bei dem Eintrit ins Haus auf arm zu seyn, uud verändern diesen Namen Armer mit Taglöhner und Fabrikarbeiter, und sie sind bei redlicher Arbeit dem Fabrikanten nicht mehr Dank schuldig, als er ihnen. Aber jetzt ist noch der allerwichtigste Unterschied. Die jetzigen Werkhäuser haben schon Jahre hindurch Menschen glücklich gemacht, mein Werkhospital aber stehet kraftlos allein und im Buche. Die Ausführung eines solchen Plans ist vielleicht auf immer entfernt, oder vielleicht nach meinem Tode späten Nachkommen aufbehalten. Wie, wenn nun jetzt schon die milden Gaben für die jetzigen Werkhäuser aufhörten, oder weniger würden? Gewiß mir schaudert bei dem Gedanken, anstatt, daß ich geglaubt, mein Werk wäre aus den reinsten Absichten zur Erleichterung des menschlichen Elendes geschrieben, es ein unglückliches Werkzeug werden könte, eine große Anzahl jetzt durch Werkhäuser glücklicher Armen in Unglück und Elend zu stürzen.

Gute mitleidige Geber und Erhalter jetziger Werkhäuser, die Sie nun schon mehrere Jahre durch willige Gaben das Elend ihrer unglücklichen Schwestern und Brüder erleichtert und gehoben haben, bleiben Sie ferner oder doch wenigstens so lange, bis eine Verbesserung unserer jetzigen Werkhäuser geschehen, Väter und Versorger der ohne Sie sonst unglücklichen Kinder und schenken Sie dieser meiner Bitte für die Armuth, so wie meinem Buche Ihren Beifall, aber auch Ihre Erhörung c).

c) Die Ursache, weswegen ich die vier Einwürfe jetzt nicht beantworte, liegt nicht allein an der Kürze der Zeit, sondern auch in folgendem:

Da ich jeden meiner Freunde ersucht, mein Buch auf das schärfste zu recensiren, damit, wenn ich zur zweiten Auflage schreite, ich durch gemachte Einwürfe auch die kleinsten Fehler vermeiden mögte, so ist hierin mein Wunsch erfüllet, und ich besitze außer den vier Einwürfen meines obigen unbekannten Freundes noch mehrere, deswegen ich, wenn es das Intelligenzcomtoir erlaubt, selbige nächstens anzeigen, und entweder widerlegen, oder da wo ich gefehlt, aufrichtig gestehen werde.

Berichtigung.

In dem deutschen Merkur 1783 August Nr. 3. befindet sich in einem von Paris, den 18ten Jul. geschriebenen Briefe ein für dieses Jahr wegen der Erdbeben und des erfolgten Nebels merkwürdiger Auszug aus des Abbé Richard Histoire de l'air & des météores, Paris 1770. folgendes Inhalts: „Ein ähnliches Phänomen erschien im Jahr 1721 unserer Aera, in

in Persien, dauerte zween Monate lang, und setzte alles in Furcht und Schrecken. Man sahe nemlich die Sonne durch einen Nebel, womit der obere Luftraum angefüllet war, ganz glühend roth, oder, wie man glaubte, blutig. Die Sterndeuter, deren die Morgenländer so viele haben, weißageten die schrecklichsten Dinge daraus, und verbreiteten Bestürzung, Angst und Muthlosigkeit über das ganze Land. Dies erleichterte den **Aghuanen** ihre Rebellion unglaublich, und half ihnen gewiß zur Eroberung des ganzen persischen Reichs, die sie gleich darauf unter dem berühmten **Thamas Kulikhan** machten. Die Stadt **Tauris**, welche den 10ten April desselben Jahrs (1721) durch ein Erdbeben untergegangen war, und 24000 Menschen unter ihren Ruinen mit verschüttet hatte, hatte schon einen allgemeinen Hang zu Furcht und Schrecken verbreitet, und diesen erhöhete das seltsame Phänomen, das gleich darauf eintrat, so gewaltig, daß es dem klugen Eroberer, der diese Disposition glücklich zu benützen wußte, leicht ward seinen Plan auszuführen.„ So weit der Herr Abbé **Richard**, in dessen Aufsatze verschiedenes nicht ganz richtig zu seyn scheinet. Denn der Jesuit **Krusinski**, der sich zur Zeit dieser Begebenheiten zu Isspahan in Persien befand, sagt von diesem Phänomen, daß sich die Sonne zu Ende des Junius nur zehn Tage lang verborgen, und nicht mehr Licht gegeben habe, als wann sie gänzlich verfinstert ist; und daß der Horizont mit einer rothen Wolke bedeckt gewesen sey. Von dem Untergange der Stadt **Tauris**, welcher sich den 26ten April ereignet haben soll, wird gar behauptet, daß 100000 Einwohner mit derselben zu Grunde gerichtet worden; welches aber fast allen Glauben übersteiget. Indessen bildete sich der persische Schach nebst allen Einwohnern von **Isspahan** nichts weniger ein, als daß dieser großen Stadt ein gleiches Schicksal bevorstünde, weswegen man die Häuser verließ, und unter Zelten wohnete. Daß aber diese Furcht die Rebellion der **Aghuanen** (Afghanen) erleichtert habe, daß sie **unter dem Kulikhan** das persische Reich haben erobern können, ist gewiß ganz unrichtig: und es scheint, daß der Herr Abbé **Richard** alle die in Persien von 1709 bis 1736 geschehenen Revolutionen mit einander vermenget habe, die durch den **Mir Weis**, **Mir-Mahmud**, **Eschreff**, und **Kulikhan** sind bewürket worden; und besonders, daß die Absetzung des **Schach Hussein** durch den **Mir-Mahmud**, und die des **Thamas** durch den **Kulikhan**, für einerlei von ihm angesehen sind. Welches ein kleiner Auszug aus der Geschichte jener Veränderungen zeigen wird.

Mir-Weis, Oberhaupt eines Stammes der **Afghanen**, hatte diese seine Landesleute, die Einwohner im Königreiche **Kandahar**, unter dem Scheine der Religion, seit dem Jahre 1709 wider die Perser aufgewiegelt,

und die gegen ihn ausgeschickten persischen Heere oft geschlagen, und starb 1715 oder 1717, als Fürst und Sultan seines Volks, ohne seinen Vorsatz auszuführen, den er gefaßt haben mogte, Persien zu erobern.

Sein Sohn, **Mir-Mahmud**, der sich nach Ermordung seines friedfertigen Onkels **Abdallah**, zum Herrn der **Afghanen** gemacht hatte, sezte die Rebellion mit abwechselndem Glükke, doch nur zuerst in seinem Lande, fort. Der Neid aber der Großen am persischen Hofe gegen den General, welcher glücklich wider ihn gefochten hatte, und nun gefangen war, beförderte sein Vornehmen, daß er sich in Stand sezen konte, am Schlusse des Jahrs 1721 in Persien zu dringen, wo er theils Schaden litt, theils einige Truppen 1722 schlug, den Schach **Husseyn** zur Niederlegung der Krone zwang, und die ausgehungerte Stadt Ispahan und das Reich einnahm: in dessen ruhigem Besitze ihn nur der Königl. Prinz **Thamas** (Tahmasp) hinderte, der hie und da seine Truppen besiegte: — gleichwie er auch zulezt von den Arabern vielen Schaden litt. Welche und einige andere Unglücksfälle **Mahmud** sich so zu Gemüthe zog, daß er, bei einer sich selbst aufgelegten Buße, endlich mürrisch und tyrannisch ward, so, daß er alle Prinzen des Königl. Stammes, so viel deren in seinen Händen waren, außer dem alten Schach **Husseyn**, umbringen ließ; aber kurz darauf ganz rasend sich selbst zerfleischte. Worauf eine Partei den **Eschreff**, (Aschraff,) seines ermordeten Onkels Sohn 1725 auf den Thron sezte; welcher aber die Zeichen Königl. Gewalt nicht eher annehmen wolte, bis man ihm des **Mahmuds** Kopf brächte; den man ihm, da er noch lebte, abhieb. Dieser führte den Krieg mit dem **Thamas** fort, und war gegen die Türken ziemlich glücklich.

Und nun erst, 1727, wird der Name des **Kulikhan** bekant, der damals noch **Nadir Kuli** hieß. Derselbe, als das Haupt einer von einigen tausend bestehenden Räuberbande, both sich dem Prinz **Thamas** zur Hülfe gegen die **Afghanen** an: Der Prinz nahm ihn auf, machte ihn zum Khan oder Fürsten, und beehrte ihn mit seinem eigenen Namen **Thamas**; daher er nun **Thamas Kulikhan** hieß. Er machte sich dieser Ehre werth, indem er dem **Eschreff** einige glückliche Treffen lieferte: und da solcher sich endlich 1729 gedrungen sah, nach Ermordung des Schach **Husseyn**, aus Ispahan zu fliehen, verfolgete er ihn nach **Schiraz**, und schlug ihn auch daselbst aufs Haupt; worauf **Eschreff** endlich, man weiß nicht recht wie, mit allen Seinigen umgekommen ist. So stillete **Thamas Kulikhan** die bisherigen Unruhen der **Afghanen**, und machte sich durch fernere glückliche Thaten einen noch berühmtern Namen.

Es hat freilich dieser berühmte und kluge Eroberer nachmals, nemlich im Jahre 1732, seinen Beförderer und rechtmäßigen König vom Throne gestoßen, dessen kleinen Prinzen von einigen

nigen

nigen Monaten zum Könige, und sich selbst zum Generalissimus desselben eingesetzet; endlich aber, nach aufgerufenem Frieden und dem glücklichsten Treffen mit den Türken, gar die Regierung des persischen Reichs und den Königl. Namen *Schach Nadir* 1736, gleichsam gezwungen, angenommen: aber das alles hat mit der Furcht des Volks vor den Zeichen des Himmels 1721, auch mit dem Afghanen-Kriege gar keine Verbindung, so wenig, als seine nachmalige Eroberung von Indien, oder sein 1747 erfolgter gewaltsamer Tod.

Hannover. *J. C. Winter.*

Etwas von den Kröten und ihrer Fortpflanzung.

Ob sich gleich die Kröten beständig, Winter und Sommer, auf dem trockenem Lande aufhalten; so habe ich doch niemalen die geringste Spur finden können, daß sie sich auf dem Trockenen vermehren, ob ich schon seit verschiedenen Jahren viele auf dem trockenen Lande gefunden, aber niemalen ihrer zwei oder mehrere beisammen gesehen.

Daß aber ihre Vermehrung im Wasser geschehe; solches habe ich einige Jahre her wohl bemerkt.

Im Frühjahr nemlich, wenn es anfängt etwas warm zu werden, welches im März gemeiniglich geschiehet; läßt sich ein dumpfiger pfeifender Ton auf der Oberfläche eines stehenden Wassers von einem Frosch, der aber mehr die Gestalt einer Kröte, als eines Frosches hat, hören. Gleich darauf versammlen sich mehrere Scharenweise um diesen herum, als ob sie durch diese Stimme zusammen gelockt wären. So gleich paaren sich einige, und etwa acht Tage nachher findet sich auf diesen Stellen, gemeiniglich nahe am Ufer des Wassers, ein Leich, welcher dem Froschleich ganz ähnlich ist; nur daß der Schleim oder Gallert davon etwas blaßer, wie der am Froschleich, welcher ins Grüne fällt, aussieht, und daß die Brut darin ganz schwarz und von der Größe eines kleinen Hanfkorns und dabei rund ist.

Diese Brut fängt in 10 auch wohl 14 Tagen, nachdem es warm oder kalt ist, an, lebendig zu werden, bekömt zuerst einen Schwanz, mit welchem sie sich fortbewegt, wächst fort bis Ausgang Maies, und im Anfang Junii zeigen sich die Hinterfüße, denen nicht lange nachher auch die Vorderfüße folgen. Gegen Johannis fällt ihnen der Schwanz ab, und sogleich kriechen sie auch in der Größe einer Biene von allen Seiten haufenweise zum Wasser heraus, sind ganz dunkelbraun, beinahe schwarz. Ihr Gang ist erst ein Hüpfen, und so hüpfen sie eine gute Strecke vom Wasser weg. Ich habe sie wohl einige Wochen nachher, einige hundert Schritte von dem Wasser, worin sie erzeugt waren, entfernt angetroffen, und schienen diejenigen, welche wieder ins Wasser geworfen wurden, solches zu scheuen, indem sie jedesmal geschwind wieder aus demselben hervorkrochen.

Da

Da die junge Brut der Frösche viele Feinde hat, die sie verzehren, als Störche und mehr anderes Geflügel, worunter auch die Enten und Hüner zu rechnen, welche sehr begierig darnach sind; so lassen doch alle diese Thiere die junge Krötenbrut unangefaßt, und gehen ihr aus dem Wege. Gegen den Herbst sind die jungen Kröten bereits wie eine mittelmäßige Gartenbohne herangewachsen, und sehen nun einer alten Kröte ganz gleich, haben auch deren kriechenden Gang angenommen, und wühlen gegen den Winter, oder wenn es kalt wird, gleich den Alten, in die Erde oder verkriechen sich unter Steinhaufen, oder an den Zäunen, wo altes Gras und Laub zusamen gehäuft liegt, oder in den Kellern, um vor Frost im Winter sicher zu seyn.

Dieses Verstecken oder Wegkriechen verrichten sie auf eine besondere Art; es geschieht rückwärts, und gehet langsam zu. Sie streben so lange mit den Hinterfüßen hin und her, bis sie durch diese Arbeit immer mehr und mehr zurückfallen, und die Erde hinter sich so weit vorwärts bringen, daß sie, ihrer Meinung nach, sich nun vor der Kälte genug gesichert halten können. Wo sie weiche Erde antreffen, da wühlen sie ziemlich tief. Ich habe sie einige mal über eine Elle tief in der Erde gefunden. So bald der warme Frühling kömt, kriechen sie aus ihrem Winterlager wieder hervor.

Ob zur Fortpflanzung sich eine besondere Art Kröte im Wasser aufhält, oder ob einige vom Lande ins Wasser gehen, die Fortpflanzung zu besorgen, solches habe ich, aller angewandten Bemühung und Aufmerksamkeit unerachtet, nicht erforschen können.

Ob die Kröten Gift an sich haben, ist noch wohl nicht ausgemacht. Ich habe von einem Mann, der gerne Pferdekuren brauchte, gesehen, daß er eine gedörrete Kröte zu Pulver gebrandt, für's Fieber eingenommen, und sie schadete ihm nichts. Er sagte: das Fieber wäre schwächer darnach geworden.

Daß aber ihr Wasser, welches sie von sich sprützen, wenn sie gereitzt werden, und das ganz helle aussieht, wenn es an die Haut kömt, einen Geschwulst, wie einen Bienenstich verursacht, solches hat die Erfahrung gelehrt, welches aber mit Abwaschen bald wieder gedämpft werden kan.

Borstel bei Achim. J. Böhne.

Anfrage.

Nach öffentlichen Nachrichten wird das Pfropfen des Weinstocks, in den Gegenden am Rhein hin und wieder bereits im Großen betrieben. Die gepfropften Stöcke sollen bereits im zweiten Jahre tragen, und die Trauben früher reif und edler werden.

Hat man in hiesiger Gegend bereits Erfahrungen darüber? und wie wird das Pfropfen gemacht? Eine gefällige Beantwortung der ersten, und kurze und deutliche Anweisung über die zweite Frage, würde in diesen Blättern gerne gesehen werden.

Hannover. B.

Hannoverisches Magazin.

104tes Stück.

Montag, den 29ten December 1783.

Ueber Beschäftigung und Langeweile.

Die Menschen haben kein natürliches Vergnügen, das nicht die Frucht des Bedürfnisses wäre. Je größer dies Bedürfniß ist, desto empfindlicher ist das Vergnügen, das aus der Sättigung desselben entspringt. Bei dem köstlichsten Gastmal, zu dem man nur den gewöhnlichen Appetit bringt, ist das Vergnügen nur halb so lebhaft, als es bei denjenigen ist, wo man einen würklichen Hunger mit einer Mahlzeit von Hausmannskost stillt. Die Kunst ersetzt die Natür schlecht, und alles Nachgrübeln kan das Vergnügen nicht so zubereiten und würzen, als das Bedürfniß es thut.

Sowohl unser Leib als unsre Seele haben die Ihrigen, und eines der größten Bedürfnisse des Menschen besteht in der Nothwendigkeit, die Seele beschäftigt zu erhalten. Die Langeweile, die der Unthätigkeit auf dem Fuße nachfolgt, fügt dem Menschen so schmerzhafte Uebel zu, daß er oft die schwersten Arbeiten übernimt, um nur ihren Qualen zu entgehen.

Die Seele beschäftigt sich nur auf zweierlei Art: entweder überläßt sie sich den Eindrücken der äußern Gegenstände — sie empfindet; oder sie unterhält sich mit Betrachtungen, theils nützlichen, theils neugierigen, über verschiedene Gegenstände — sie überlegt oder denkt nach.

Dieses letzte wird ihr oft verdrieslich, ja selbst unthunlich, fürnemlich, wenn der Gegenstand ihrer Betrachtungen nicht eine wirkliche oder neue Empfindung ist. Alsdann muß sie sich anstrengen, ihm achtsam zu folgen, und nicht selten beschließen sich diese Anstrengungen mit der Ueberzeugung, daß sie vergebens nachgedacht habe, oder die zu erhitzte Einbildungskraft stellt sich nichts eigentliches mehr vor, und verliert sich in unendlichen Ideen ohne Verbindung und Bezug, die im Tumult auf einander folgen — oder der von der Spannung ermüdete Geist wird schlaff, und eine finstre, schmachtende Träumerei, während welcher er, so zu sagen, nichts denkt, ist die einzige Frucht des Bestrebens nach Beschäftigung. Alle Menschen werden die Langeweile des Zustandes, wo man nicht Kraft hat etwas zu denken, oder die Qual desjenigen, wo

man wider seinen Willen an zu vieles denkt, ohne sich nach eigner Wahl auf einen Gegenstand einschränken zu können, empfunden haben, und wenige sind nur so glücklich, sie selten zu fühlen und sich selbst gute Gesellschafter zu seyn. Nur eine kleine Anzahl versteht die Kunst, die, nach Horazens Ausdruck, sie sich selbst zu Freunden macht. Um hierzu fähig zu seyn, muß man eine gewisse gemäßigte Mischung der Lebenssäfte haben, für welche diejenigen, denen sie angeboren ist, der Vorsicht nicht weniger danken solten, wie die Söhne regierender Herren für ihre Erstgeburt. Ueberdem muß man sich auch von Jugend an aufs Studiren, und auf Geschäfte, die viel Nachdenken fordern, gelegt haben. Der Geist lernt dabei seine Ideen in Ordnung bringen und über das Gelesene nachdenken. Denn das Lesen ohne Nachdenken, ohne eigne Betrachtungen, ohne Anwendung auf uns selbst und die Gegenstände um uns her, kan uns unmöglich lange unterhalten, sondern wir werden unfehlbar gar bald darüber ermüden und Langeweile empfinden. Man bändigt die Einbildungskraft, wenn man sie übt, und hat man sie einmal gelehrig gemacht, so thut sie, was man von ihr verlangt. Durch das öftre Nachdenken erwirbt man sich eine Fertigkeit, seine Gedanken nach eignem Gefallen bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand zu richten, oder mit selbigen auf einem stehen zu bleiben.

Dieser Umgang mit sich selbst schützt diejenigen, die ihn verstehen, und seine stillen dem Auge der Welt verborgenen Freuden zu empfinden im Stande sind, vor der traurigen Erschlaffung und Unlust von der wir oben geredet haben. Aber, wie selten sind die Sterblichen, denen diese Unterhaltung Vergnügen gewährt. Viele haben nicht einmal Sinn genung, sich die Möglichkeit zu denken, wie man in einem solchen Zustande des Umgangs mit sich selbst, heiter und vergnügt seyn könne. Sie beurtheilen nach dem, was sie selbst von der Einsamkeit ausstehen, auch das, was andre dabei empfinden, und halten die Einsamkeit für ein Uebel, dem man, ihrer Meinung nach, auf das sorgfältigste auszuweichen sich bestreben muß.

Die erste Art sich zu beschäftigen, nemlich mit dem Eindruck der äußern Gegenstände, ist viel leichter, und die Zuflucht der meisten Menschen gegen die Langeweile; ja selbst diejenigen, die sich auf eine andere Art zu beschäftigen wissen, sind, um nicht in die Ermattung zu fallen, welche die Folge des Einerleis ist, je zuweilen genöthigt, sich zu den Arbeiten und Vergnügungen des größten Haufens zu bequemen. Die Abänderung der Geschäfte und Vergnügungen bringt die Lebensgeister wieder in Bewegung und scheint der erschöpften Einbildungskraft einen neuen Schwung zu geben. Dieses ist auch die Ursache, warum sich die Menschen mit so viel kindischen Bemühungen und unnützen Geschäften abgeben, dieses bewegt sie, mit so vieler Hitze nach dem, was sie ihr Vergnügen nennen, zu laufen,

und

und sich Leidenschaften zu ergeben, deren üble Folgen sie oft schon aus eigener Erfahrung kennen. Die Unruhe der Geschäfte und die Bewegungen, welche dazu erfordert werden, können den Menschen unmöglich an und für sich selbst gefallen. Die Leidenschaften, die ihnen die lebhaftesten Freuden bringen, verursachen ihnen auch schmerzhafte und anhaltende Leiden, allein die Menschen fürchten doch die Langeweile der Unthätigkeit noch mehr, und finden in den Bewegungen der Geschäfte und in der Trunkenheit der Leidenschaften, eine Veränderung, die sie thätig erhält. Die Wallungen, die diese würken, wachen auch in der Einsamkeit wieder auf, und verhindern die Menschen sich mit sich selbst allein unbeschäftigt, das ist, schwermüthig oder langweilig zu befinden.

Wenn Leute, aus sogenanntem Ekel vor der Welt, sie verlassen, so können sie es selten aushalten. Sobald sie die Unthätigkeit kennen, sobald sie das Gewirre der Geschäfte und die Unruhe der Leidenschaften mit der Langenweile der schläfrigen Unempfindlichkeit verglichen haben, so bereuen sie ihren gethanen Schritt, sie sehnen sich wieder nach dem unruhigen Zustande, dessen sie vorhin so müde waren. Man beschuldigt sie oft unrecht, daß sie mit einer falschen Mäßigung geprahlt hätten, da sie sich der Welt entzogen: sie meinten es damals recht ehrlich, aber, so wie die ausnehmende Bewegung sie eine gänzliche Ruhe wünschen lies, so macht eine zu große Muße, daß sie die Zeit bereuen, in der sie beständig beschäftigt waren. Die Menschen sind mehr leichtsinnig als verstellt, und oft, wenn man sie einer Arglist beschuldigt, sind sie nur unbeständig.

Gewiß, die Bewegung, in der uns die Leidenschaften selbst in der Einsamkeit erhalten, ist so lebhaft, daß jeder andere Zustand dagegen gehalten, schläfrig zu seyn scheint. Aus einem natürlichen Hange laufen wir nach allem was sie erregt, solten die Eindrücke davon uns gleich unruhige Nächte und traurige Tage kosten, weil wir überhaupt mehr ohne, als mit Leidenschaften auszustehen haben.

Es sey uns erlaubt, dem bisher gesagten, noch einige abgerissene Anmerkungen beizufügen, die ein weiteres Licht über unsere Materie verbreiten können.

Man kan sich die Langeweile theils unter dem beschämenden Bewußtseyn einer gewissen Schwäche und Leerheit des Geistes, theils unter dem Unwillen über eine Einschränkung und Hinderung, der wir nicht gleich abzuhelfen wissen, vorstellen. Viele schämen sich daher aus Stolz zu sagen, daß sie Langeweile haben. Einfältige beschweren sich gemeinhin am wenigsten über sie; dieses gilt aber nicht umgekehrt.

Die Natur schuf uns zur Thätigkeit, und straft den, der seine Kräfte nicht braucht mit Langerweile. Gewiß! sie konte keine härtere Ruthe brauchen, um uns zur Erfüllung dieses Zwecks anzutreiben.

Die bloß speculativischen Wissenschaften setzen uns ihr mehr als die praktischen aus. Rousseau, dessen Geist vielleicht alle Stärke besaß, de-

 ren

ren die menschliche Seele fähig ist, rieth daher nicht ohne Grund die Erlernung eines Handwerks bei der Erziehung an, und eben diesen Rath ertheilt der unsterbliche Verfasser der **patriotischen Phantasien** allen denen, welche sich der Gelehrsamkeit widmen.

Man gebe recht genau auf jene grossen Weisen acht, die ihr Vergnügen als ununterbrechlich demonstriren, man prüfe ihr Leben, und wir werden finden, daß ihre Theorie zwar sehr gut ausgedacht sey, daß sie selbst aber nichts desto weniger dann und wann lange Weile haben. Das Studiren ist ein schäzbarer Zufluchtsort, aber keine unüberwindliche Festung. Es scheint, daß bei den großen Gelehrten die Langeweile mit dem Körper im Bündniß stehe, um sie zu erinnern, daß sie Menschen und nicht bloß Geister sind. Der Verstand schafft sich einen so weit als möglich freien Horizont, und fühlt sich bedrückt, wenn er sich einschränken soll. Vielleicht wird aus diesem Grunde einem vernünftigen Manne in den gewöhnlichen Gesellschaften und in gewissen Situationen die Zeit am ersten und am meisten lang.

Das beste Mittel gegen die Langeweile mögte wohl darin bestehen, daß man sich nicht einem Geschäfte mit Ausschließung der übrigen ergebe.

Das schöne Geschlecht hat hier einen großen Vorzug vor dem Unsrigen, und es wäre zu wünschen, daß es sich desselben fleißiger bedienen mögte. Ein Mann, der bloß mit dem Verstande arbeitet, erholt sich, so zu sagen, nur zum Schein, wenn er aus einem Fache der Wissenschaften zum andern übergeht, und wenn er sich zu Geschäften wenden will, woran der Körper etwas mehr Antheil hat, so kostet ihm dieses eine Art von Herablassung und er ergreift sie mit einer gewissen Verachtung, die ihre Reizkraft zum Vergnügen mindert. Das Frauenzimmer hingegen hat eine unendliche Menge von Bedürfnissen und Beschäftigungen, denen es leicht abhelfen, die es leicht ausüben kan. Die Sorge für die Mittel dazu hat nicht jene ermüdende Anstrengung nöthig, durch deren Mühe der erhaltene Endzweck zulezt am Werthe verliert. Ihre häuslichen Angelegenheiten, ihre Handarbeiten, ihr Puz können jederzeit mit der Munterkeit bestehen, die die Würze des vergnügten Lebens ist, und die die Geschäfte unsers Geschlechts nur selten begleitet. Die Finger, die sich dabei noch so sehr ermüden, der Verstand, der sich, um sie vollkommen zu machen, noch so sehr angreift, ruht sich immer weit eher aus, als eine vom Studiren abgemattete, oder bei Amtsarbeiten träg gewordene Seele. Es wäre gut, wenn man jedes müßige Frauenzimmer für nicht weniger lächerlich hielte, als eines das sich nach der Mode des vorigen Jahrhunderts trägt und bezeigt, und daß das schöne Geschlecht einsehen lernte, wie seine Bestimmung eine reiche Quelle von Vergnügen und Thätigkeit sey, alsdann würde es die Gelehrsamkeit und den Beruf des Unsrigen weniger beneiden und in froher Ausübung seines eigenen Berufs desto glücklicher seyn und desto glücklicher machen.

Je tiefer man in viele Dinge zu dringen sucht, destomehr sieht man ein, daß man sie nicht begriffen hat, und nicht begreifen wird. Dieses lehrt die Erfahrung täglich beim Studiren. Wir wollen unsere Gedanken von der Nothwendigkeit der Beschäftigung mit einem ähnlichen Satze schließen: Je mehr man sich zu beschäftigen sucht, desto deutlicher sieht man ein, daß man es nicht immer dahin bringen könne, und nothwendig bisweilen lange Weile haben müsse. Man tröste sich mit der Allgemeinheit des Uebels, glücklich ist der, den es nur selten trift, und der es andern nur selten verursacht! —

Beim Schlusse des 1783sten Jahrs.

Ein Blick in die Vergangenheit,
Macht weiser für die Ewigkeit;
Denn ach! nicht einen Augenblick,
Ruft selbst ein Thränenstrom zurück.

* * *

Am Ende eines ganzen Jahres befinden wir uns gleichsam in der Lage eines Reisenden, der von seinem mühsamen und beschwerlichen Wege eine Tagereise zurück gelegt hat. Es ist sehr natürlich, daß er auf seinen vollendeten Weg mit verschiedenen Betrachtungen zurück sieht. Er freuet sich, daß er seinem Ziele näher gekommen ist, und der Gedanke an die Umarmungen seiner ihn erwartenden Freunde, und an die sanften Erquickungen eines häuslichen und ruhigern Lebens, stärkt ihn auf den bevorstehenden Tag, und lehrt ihn mit Vorsicht und Klugheit seinen noch übrigen Weg fortzusetzen. So bekannt und oft gebraucht die Vergleichung des menschlichen Lebens mit einer Reise ist, so wahr und richtig wird sie immer bleiben. Wir haben alle von der Wiege an bis ans Grab einen gewissen Weg zu vollenden, dessen Gränzen der Allweise bestimmt hat. Der Schluß eines durchlebten Jahres ist gleichsam der Abend eines mühsamen Reisetages; und was ist natürlicher, als das Zurückschauen auf den Weg, den man bereits vollendet hat, und als es sich ganz zu vergegenwärtigen, daß man dem Ende seiner Reise nun Einen Tag näher gekommen sey. So wie der ernsthafte und bedachtsame Reisende aus seinen bisherigen Erfahrungen sich Regeln für die Zukunft sammelt, und nicht ohne Nuzzen auf seinen bisherigen Weg zurücksieht: So wird auch der Christ am Schlusse einer jeden Periode seines Lebens, prüfende Blicke auf seine verflossenen Tage zurück werfen.

Da wir bisher mit unsern Lesern wieder ein ganzes Jahr durchlebt, so glauben wir sie am Ende dieses Jahrganges nicht unnützlich zu unterhalten, wenn wir mit ihnen einige Blicke in das Vergangene thun. Ein solches Zurückschauen ist immer sehr lehrreich. Es bringt uns empfangene Wohlthaten, ge-

genossene Freuden, ausgestandene Prüfungen, begangene Fehltritte und Schwachheiten ins Gedächtniß; und man müßte eine sehr verwahrlosete Seele haben, wenn dadurch nicht heilsame Empfindungen und Entschliessungen in uns entstehen solten. – Welch eine Menge Wohlthaten und Segnungen empfingen nicht alle nach dem Maaße ihrer Bedürfnisse! Wohlthaten bei denen man nicht immer mit einem dankbaren Blicke zu dem Alliebenden hinauf sah, — oft murrete, weil man den Ausgang und die gute Absicht dabei verkannte! War nicht jeder Tag ein Zeuge der Liebe und der Fürsorge des Allgütigen? War nicht jeder Athemzug sein Geschenk? Mußten wir nicht an jedem erwachenden Morgen, und an jedem sinkenden Abende, bei tausend rührenden Proben seine Liebe anbeten?

> O schau in die Vergangenheit,
> Und fühle heiße Dankbarkeit,
> Für den, der dich nach seinem Rath,
> Mit Vaterhand geleitet hat.

Freilich waren die verflossenen Tage nicht leer an manchen Leiden und Prüfungen. Hier, oder da, hat eine betrübte Familie unter der Last häuslicher Leiden geseufzet, die uns um so viel empfindlicher fallen, weil sie unser Herz weit näher und tiefer treffen, als alle äußerliche Leiden. Eine einsame und gebeugte Witwe weinte manche stille Thräne im verborgenen zu dem guten Menschenvater hinauf; manche verlassene Waisen sahen mit nassem Blicke zu ihrem allgemeinen Vater und Versorger empor, und sanfte Tröstungen kamen in ihre Seele hernieder; liebende Freunde, die ein Herz und eine Seele waren, klagten bei dem Grabe ihrer Hinweggeschiedenen; ein Gatte beweinte den Tod des andern; Kinder umgaben, in unaussprechliche Wehmuth versenkt, das Sterbelager ihrer Aeltern; epidemische Krankheiten wütheten, und rissen viele hinweg, deren längeres Leben man wünschte, oder deren innerer Bau, Stärke und Alter ihnen noch manche Perioden des Lebens versprach. Und wer kan das zahllose Heer der widrigen Zufälle überrechnen, an denen auch dieses Jahr gewiß nicht unfruchtbar gewesen ist? Wie belehrend ist es, an diese trüben Stunden zu denken! Wie viel Erfahrungen, wie viel Veranlassungen zum Dank können hier gesammelt werden!

Die Blicke in die Vergangenheit führen auch manche Erweckungen, Ermahnungen und Rührungen vor unserem Angesichte vorüber, die recht sehr unserer ernstlichsten Beherzigung werth sind. In den verflossenen Tagen trafen manche Rührungen unser Herz; wir hatten viele Gelegenheiten, wo wir unsere Tugend üben und stärken konten; belehrende Warnungen erschütterten unser Gewissen; mancher nachdrückliche Ausspruch des göttlichen Wortes drang tief in unsere Seele. Es ist von der äußersten Wichtigkeit, sich selbst zu fragen, wie man diese Gelegenheiten, Warnungen und Rührungen nützte? — Diese Blicke entdecken auch schlüpfrige Versuchungen, denen wir ausgesetzt waren; Gelegenheiten, die für unsere Tugend gefährlich

fährlich wurden; Reizungen zu geheimen Sünden. Es würde sehr unweise seyn, wenn man bei solchen Darstellungen, geblendet von der Eigenliebe seine Augen verschließen wolte; wenn man nicht die geheimen Blendwerke des Lasters recht zu enthüllen suchte, und voll wahrer edler Traurigkeit, über seine Vergehungen weinen wolte. -- Und nun die Entwürfe, die man an den verflossenen Tagen machte, die Entschließungen die man faßte, die Gelübde die man that, — was wird uns unser Zurückschauen davon sagen? Gewiß manches, das uns belehren und demüthigen kan. Viele Entwürfe wurden nicht ausgeführt; so schön sie auch angelegt waren, und so sehr uns ihre Vollendung bei Gott und Menschen Ehre gebracht hätte; viele der wärmsten Vorsätze erkalteten; und manche Gelübde, die man am Morgen gethan hatte, waren oft am Abend vergessen.

Ach blick' in die Vergangenheit,
Und lerne weiser seyn!
So wird dich diese Prüfungszeit
Am Ende nicht gereu'n.

Nur der ist glücklich, den die verflossenen Tage weiser machen; der durch den Genuß der göttlichen Wohlthaten immer gehorsamer dankbarer und treuer im Dienste Gottes und der Tugend wird. Jede Probe der Gnade und der Freundschaft seines alliebenden Vaters, verbindet sein Herz immer fester an ihn, und jedes prüfende Leiden macht ihn freier von der Eitelkeit und Thorheit, welcher er bisher nachgegangen war. Er erlangt richtigere Begriffe von dem wahren Werth des irdischen Glücks, und er wird die weisen Absichten nicht verkennen, die sich bei dem Verluste desselben oder in würklichen Leiden entdecken. Dies erheitert seine Blicke, wenn er in die Zukunft hinein schaut. Sie ist freilich dunkel, aber wer das Vergangene ernstlich überdacht hat, der wird vieles in der Zukunft aufhellen können. Seine gesammelten Erfahrungen lassen ihn trostvolle Schlüsse auf die Zukunft machen. Freilich werden auch die kommenden Tage nicht immer Sonnenschein haben, nicht immer wird er auf blumigten Pfaden gehen, sondern er wird auch manchen rauhen und dornenvollen Weg wandeln müssen; nicht immer wird er frohe und heitere Tage zählen, sondern auch oft an manchem trüben und umwölkten Morgen erwachen. Aber dennoch weiß er, daß ihn immer eine höhere sicher leitende Hand führen, und der Allgütige für ihn sorgen werde. Das giebt ihm heitern und getrosten Muth, auch der unbekannten, dunkeln Zukunft entgegen zu gehen.

Ein solches Zurücksehen in vergangene Scenen des Lebens ist wichtig und heilsam für Zeit und Ewigkeit. Denn es macht weiser und bedachtsamer für die kommenden Tage des Lebens, lehret die Fehltritte nnd Uebereilungen erkennen, deren man sich schuldig gemacht hatte, verhindert künftige Mißtritte und macht den Gang auf dem Wege des Lebens fester und gewisser. Dies ist um so viel wichtiger und nöthiger, da ein unsterblicher Geist in

uns

uns wohnet, der höhere Bedürfnisse hat, und der zu einer Ewigkeit bestimmt ist, zu welcher hier schon die Anlage gemacht werden muß, wenn sie froh und glücklich seyn soll. — Wir müssen einmal sterben, wir mögen noch so viel Ausnahmen machen, auf noch so viele Jahre hinaus rechnen, noch so weitläuftige Plane entwerfen, und auf Jugend, Gesundheit und Stärke bauen. — Diese unwiderrufliche Stunde komt gewiß und oft unerwartet. Wie heilsam ist es also, wenn ein Blick in die abgeschiedene Zeit uns laute Aufforderung wird, an das vielleicht nahe Ende unserer Pilgerreise zu denken, und solche Vorbereitungen zu machen, die uns den Wink zum Aufbruch ruhig erwarten lassen! Aber auch wie nöthig jezt daran zu gedenken, weil wir nicht wissen, ob wir es Morgen werden thun können! Wir leben immer nur Einen Tag, denn der folgende ist niemals in unserer Gewalt. Von dem unzählbaren Heer der Krankheiten und Seuchen darf uns nur Eine überfallen; nur Ein giftiger Hauch uns treffen; nur Einer der edelsten Theile unsers Leibes verlezet; nur Eins von den kleinsten Gefäßen in unserm Haupte zerrissen werden, — und wir gehen in eine andere Welt hinüber!! Je mehr wir uns hierauf vorbereiten, destomehr verliert die so gefürchtete Stunde des Todes von ihren Schrecken. Sie wird eine frohe erwünschte Stunde, ein Hinübergang in das Land der Ruhe.

* * *

Schau hin, o Christ in die vergangnen Scenen,
Und sammle Weisheit für dich ein;
Und lerne dich vom Dienst der Welt entwöhnen,
Um ganz der Tugend dich zu weihn!

Dank Ihm, dem Herrn, für die genoßnen Freuden,
Womit Er dich so oft erquickt
Dank Ihm auch für die Prüfung seiner Leiden,
Die Er dir liebreich zugeschickt.

Vergiß es nie, wie oft Er dich beschüzte
Wenn sich Gefahr zu dir genaht;
Wie Er dir gab, was deiner Seele nüzte,
So oft dein Herz Ihn darum bat.

Erinnre dich an tausend Gnadenstunden,
Die der Allliebende dir gab!
Sind sie im Dienst der Tugend dir verschwunden,
So fürchte nicht das nahe Grab.

Schau auch voll Schaam, und wahrer Reue Zähren
In die Vergangenheit zurück;
Sie wird dich Ernst und wahre Weisheit lehren,
Und Sorge für dein beßres Glück.

Ermanne dich, dies kurze Erdenleben,
Dem weisesten Gebrauch zu weihn,
Zur Aussaat für die Ewigkeit gegeben,
Laß keine Stunde dich gereun?

Dann siehst du einst am Ende aller Zeiten,
Voll Trost in das Vergangne hin,
Und schwingst dich auf, zu jenen Ewigkeiten,
Wo nicht, wie hier, die Jahre fliehn.



